r. 15. in 4º

Morgenblatt

C. A

Digitized by Google

<36600620390017 S A

<36600620390017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

Nr. 27. 4. Juli 1852.

Inhalt.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zur Nachricht.

Das neue Preußische Zeitungsstempel-Steuergesetz nöthigt uns im Interesse der Abonnenten dieser Blätter und um dieselben nicht zu vertheuern, vom 3ten Quartale ab keine Anzeigen gegen Bezahlung, sondern nur unsere eigenen Verlags-Anzeigen zu bringen, indem wir uns vorbehalten, nach Maßgabe der Umstände Weiteres vorzukehren.

Stuttgart, im Junius 1852.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 4. Juli 1852.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

O spirit of love, how quick and fresh art thou! —
— — So full of shapes is fancy,
That it alone is high-fantastical.

Shakespeare.
What you will.

Nur ein wenig Liebe.

1.

Das ist die alte Wanderzeit:
Der Lenz schwellt alles weit und breit
Mit sehnsuchtsvollem Drange;
Die Lerche singt, der Storch ist da,
Und als ich heut die Schwalbe sah —
Wie ward mir's angst und bange!

Der Mondschein und die Sternennacht,
Das lauscht mit Pracht und lockt mit Macht
Hinaus mich durch die Gassen.
Des Leibes Noth, der Seele Gram,
Die Sorg' und all den tollen Kram
Will ich daheim nun lassen.

Ade, ihr Bücher rings allhier,
Ade, du blendend weiß Papier
Und du mein räuchrig Zimmer!
Ade, ihr Häuser all umher,
Ihr Straßen lang, ihr Kirchen schwer,
Du Strom, du fauler Schwimmer!

Die Fenster schwarz, die Thüren zu —
Drin liegen sie in guter Ruh, —
Hab' drunter keinen Lieben.
Und die dort wohnt' in jenem Haus —
Die zog hinaus, die zog hinaus,
Weiß nicht, wo sie geblieben.

Hinaus, hinaus in Frühlingsluft!
Es haucht die Stadt mir Grabesduft,
Rings schleicht es wie Verderben.
Bin ja zu jung noch für den Tod!
Und wann auch klingt sein ernst Gebot —
Im Lenz will ich nicht sterben.

2.

Ich sitz' am einsamen Strande,
Grau kommt der Abend dahee,
Grau ruht und unabsehbar,
Oede vor mir das Meer.

Es streicht eine Möve droben
Dahin mit klagendem Schrei,
Und einsam kommt sie geflogen
Und einsam fliegt sie vorbei.

Digitized by Google

Es dunkelt still auf den Wellen,
Es dunkelt still in der Höh.
Der Vogel fliegt weiter und weiter
Hinaus in die Nacht und die See.

3.

Ich fühl' mein Blut sich nochmals fiebernd regen,
Im Kopfe lauschen, glaub' ich, Träume wieder.
Leis mahnen an den alten Fluch und Segen
Schon ferne Schmerzen und geheime Lieder.

Der Stunden Klang muß wieder jezt ich lauschen,
Aus Wort und Blick fühl' ich mein Wesen keimen;
Ein einzig Wort hör' Tage lang ich rauschen,
Ein Blick schießt wie ein Stern durch all mein Träumen.

So schling' die Arme fest ich in einander,
Und schüttle lachend nur mein Haupt, das weise:
Es strahlt mein Herz, der kecke Salamander,
Muthig und froh im alten Flammenkreise.

4.

Ich wollt', ich wäre weit von hier,
Viel hundert Meilen weit!
Ich wollt', ich wüßt' kein Wort von dir
In alle Ewigkeit;

Hört' nimmer deiner Stimme Klang,
Säh' nie dein Auge mehr!
Es macht dein Wort das Herz mir krank,
Dein Blick den Kopf mir schwer.

Wie süß dein Wort mich auch gegrüßt,
Wie tief dein Aug' und klar —
O daß du nicht mein eigen bist,
Deß klag' ich immerdar.

O säh' ich nie dich, hört' dich nie,
Könnt' fern' ich, ferne gehn! —
Ich wollt', es wäre morgen früh,
Und dürft' dich wiedersehn.

5.

Wenn du ein Auge küssest,
Ein Auge tief und klar,
Ein ungestümes Ahnen
Durchbebt dich wunderbar:

Als schlüpf' der Kuß hinunter
Tief ab in's Herz, so tief!
Und küsse zum sonnigen Leben,
Was drinnen träumt' und schlief.

Es schläft dein Herz, und die Liebe
Schläft drinnen tief und süß.
Leg an die Brust mir dein Köpfchen,
Daß ich dein Auge küss',

Daß all dein Leben erwache,
Daß all dein Sorgen vergeh'!
Wach auf, du träumendes Herze,
Wach auf, meine schlummernde Fee!

6.

Es klingt eines wilden Vögleins Sang
Durch den Wintermorgen hin;
Ich weiß nicht, was mein Herz so klopft
Und was ich so fröhlich bin.

Der Baum fährt auf und schaut sich um,
Die Lüfte wehen und schwell'n;
Es blickt die Sonne so frisch und hell
Nach dem fröhlichen Lenzgesell'n.

Du müder Baum, du milde Luft,
Du flinker Sonnenschein, —
Laßt heut euch immer noch einmal Zeit,
Heut gilt's nur mir allein.

Mein Lied nur rief wie das Vöglein wild
Durch den Wintermorgen hin.
Ich weiß wohl, was mein Herz so klopft
Und was ich so fröhlich bin.

7.

In dunkler Nacht die Flocken stäuben,
Der Wagen rollt, der Wind erbraust;
Im Herzen wogt ein sonnig Treiben,
Als ob der volle Lenz drin haust'.

Rings schwatzen sie, die Reden fliegen —
Ich sollte lauschen? — Nein, o nein!
Ich hör' nur dich und fühl' dich schmiegen
Dein Köpfchen still an's Herze mein.

Das sind die Lippen, die ich küsse,
Das deine Stirn und das dein Haar,
Das ist dein Aug, das magisch süße,
So träumrisch tief, so glanzvoll klar.

Es lauscht mit Lächeln und mit Beben
Das Kind des Mährchens Träumerei'n;
Mir aber ward die Mär zum Leben,
Denn o du lebst und du bist mein!

Digitized by Google

Der Wagen rollt, die Flocken stäuben,
Und immer ferner ist das Dort;
Du aber mußt mir nahe bleiben,
Mein Herz trägt dich mit mir hinfort.

8.

Mein Lied ist eine Blume wild,
Eine wilde, wilde Blum',
Und was mir Herz und Aug erfüllt,
Ist all ihr Preis und Ruhm.
Eine wilde Blume, licht und hell,
Die blüht nicht auf am Waldesquell,
Die blüht nicht auf am Wiesenrain —
Hell blüht sie auf am Herzen mein.
Mein Lied, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume süß!
Durch Fern' und Zeit, in Lust und Leid
Bist mein du nun in Ewigkeit.

Im Garten rings der großen Welt
Zieh still umher ich weit.
Wie ist da alles wohl bestellt
Und prahlt im stolzen Kleid!
Das hab' ich keck mir angeschaut,
Fand manch ein wunderseltsam Kraut,
Fand manche Blüthe zart und schön,
Ließ ihren Duft mich tief durchwehn.
Mein Lied, daß Gott dich vielmal grüß'!
Meine wilde, wilde Blume süß!
Durch Fern' und Zeit, in Lust und Leid
Bin dein ich nun in Ewigkeit.

Als du zuerst mich angelacht,
Nur einmal, frei und hell, —
Der Märchen alte Zaubermacht
Durchwogte mich zur Stell.
Es wogte süß, es wogte bang
Ein heimlich sehnsuchtsvoller Drang;
Verschwiegne Glut, verborgne Lust,
Endlose Lieb in enger Brust.
Mein Lied, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume süß!
Durch Fern' und Zeit, in Lust und Leid
Bin dein ich nun in Ewigkeit.

Es weht die Luft mit leisem Duft —
Weiß wohl, was der mir bringt.
Aus blauer Höh' ein Vogel ruft —
Weiß wohl, was der mir singt.
Es grüßt der Duft so leis von dir,
Das Vöglein lockt: komm heim zu ihr,
Und pfleg' sie süß und wieg' sie mild,
Dein süßes Lied, deine Blume wild!
Mein Lied, daß Gott dich vielmal grüß',
Meine wilde, wilde Blume süß!
Durch Fern' und Zeit, in Lust und Leid
Bist mein du nun in Ewigkeit.

9.

Mein Lieb, wenn ich gestorben bin,
Da bringt man dir das Herze mein.
Für dich nur schlug's, o Königin,
Bei dir nur will's auch still nun seyn.

Wild schlug's und rasch und jubelvoll,
Von Säumen hat es nie gewußt.
Doch was drin tollte, klang und quoll —
Dir blieb es treu in aller Lust.

Nicht weine drauf und klage nicht!
Mein Lieb, es hat dich nie betrübt.
O lächle sonnig drauf und licht!
Dein Lächeln hat's so sehr geliebt.

Und wenn's dir weh und wenn's dir wohl,
Leg nur wie einst dein Köpfchen dran;
Sein altes Lieben, mein Idol,
Umschwebt dich froh und schirmend dann.

Mein Lieb, wenn ich gestorben bin,
Da bringt man dir das Herze mein.
Für dich nur schlug's, o Königin,
Bei dir nur will's auch still nun seyn.

10.

Und als ich sprach: nun muß ich von hier,
Hinaus in's lustige Waldrevier!
Da lacht' sie hell, da lachte sie laut,
Und hat in's Aug' mir spöttisch geschaut,
Und hockt' mir rosig sich auf den Schooß:
Nun pflück' vom Haag die duftige Ros'!
Und neigte mir zu ihr Aug' so schnell:
Nun schöpf' am Rain vom springenden Quell!

Sie schüttelte keck der Locken Geflut:
Nun ruh' in der Sonne blitzender Glut!
Sie lachte so hell, sie lachte so frisch:
Nun lausch den Vögeln im luft'gen Gebüsch!
Sie reichte mir neckend die Lippen roth:
Wie thut des Waldes Duften dir noth!
Sie schmiegte sich schlank, sie schmiegte sich warm:
Nun geh — verlasse des Liebchens Arm!

Digitized by Google

11.

Ich bin der höchste Fichtenbaum,
Der über allem Holze weht;
Du bist im blauen Himmelsraum
Der Sonne lichte Majestät.

Ich schaue nicht hin auf all das Holz,
Empor nur blick' ich allzumal;
Du grüß'st des Wipfels kühnen Stolz
Mit deines Lächelns erstem Strahl.

Es rauscht der Wald aus seiner Ruh
Und neigt der Wipfel weites Meer.
Du aber nick'st ihm lächelnd zu
Und ziehst vorüber schön und hehr.

Ich aber ringe stolz und kühn
Zu dir mit allem Sehnen hin;
Drum willst du goldig mich umglühn,
Huldvoll, o meine Königin!

Edmund Hoefer.

Digitized by Google

Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen."

I.

Es war kurze Zeit nach der ersten Einnahme von Paris, als Goethe, eben mit einem Vorspiel zu der auf den Juli festgesezten Eröffnung des Theaters in Halle beschäftigt, von Iffland die freundliche, vom 7. Mai datirte Aufforderung erhielt, zur Feier der Ankunft des preußischen Königs und seiner höchsten Gäste in Berlin ein Festspiel zu dichten, wie er ein ähnliches bereits nach der glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie zu Weimar im September 1807 zur Darstellung gebracht hatte. Ueberrascht durch eine solche Aufforderung, glaubte der Dichter durch eine einfache, das Glück der verbündeten Waffen feiernde allegorische Darstellung dieser sich ihm so erwünscht darbietenden Gelegenheit nicht würdig entsprechen zu können, sondern hielt es, bei der erhobenen Stimmung, in welche ihn die Befreiung des deutschen Vaterlandes von fremder Willkürherrschaft versezt hatte, für eine heilige Pflicht, hiebei alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was seit so vielen Jahren blutigen Krieges und schmählicher Unterdrückung das arme deutsche Herz ringend gelitten, und was endlich den glücklichen Umschwung der Dinge so wundervoll zu Stande gebracht hatte.

Er befand sich damals fast in demselben Falle, wie sein Wilhelm Meister, als er vom Grafen den Auftrag erhalten, ein Vorspiel zur Ankunft des Prinzen zu schreiben, in welchem die Eigenschaften desselben als Helden und Menschenfreundes persönlich auftreten, sein Lob verkündigen und zulezt seine Büste mit Blumen und Lorbeerkränzen umwinden sollten, wobei sein durchscheinend glänzender Name mit dem Fürstenhute nicht fehlen durfte. Freilich war ihm der Plan zu dem verlangten Festspiele nicht in bestimmten Zügen vorgezeichnet, wie seinem Wilhelm Meister durch den Grafen, aber der Marschall Vorwärts, der Schwur Friedrich Wilhelms von Preußen und Alexanders von Rußland am Sarge Friedrichs des Großen im Jahr 1805, dem zum Troz das heillose Jahr 1806, der Tilsiter Friede und was nicht alles folgten, und die besondere Feier des Preußenkönigs waren ihm gleichsam als die Achse gegeben, um welche das Lustspiel sich drehen sollte, als die Glanzpunkte, wovon er sich hauptsächlich — denn wahre Poesie wünschte man am wenigsten — allerhöchsten Beifall und Volksjubel versprechen durfte.

Goethe wußte sich auf geschickte Weise aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne daß er hiezu, wie sein Wilhelm Meister, der Diplomatie der Frauen bedurft hätte; aber es konnte nicht fehlen, daß die dichterische Einheit des Ganzen darunter litt, was ihm selbst nicht verborgen blieb und seiner Begeisterung, wie sehr ihm auch die große Befreiungsthat des deutschen Volks am Herzen lag, um so merklichere Dämpfer auflegte, als ihm nicht entging, daß sich das Deutschthum etwas wunderlich gebärden und die ungeheuren Hoffnungen, die man auf die neue Zeit sezte, nur zum geringsten Theile in Erfüllung gehen würden. Hiezu kam auch wohl das Bewußtseyn, daß man ihn am wenigsten für den wahren Dichter der errungenen Freiheit zu halten geneigt seyn werde, da man es ihm auf unverständige Weise verdachte, daß er nicht in der Zeit der Schmach oder des glühenden Kampfes seine Stimme hatte ertönen lassen, und ihn keiner wahren vaterländischen Begeisterung, keines tiefen Gefühls für deutsche Freiheit fähig hielt, an deren Piedestal die Namen eines Körner, Schenkendorf, Arndt u. a. prangten, neben denen man höchstens für Schiller einen Raum fand, nicht für seinen großen Freund, den man schon seit dem Anfang des Jahrhunderts gegen den Dichter des „Tell" zurücksezte. Wie sehr er sich hiedurch beengt fühlte, ergibt sich aus der bisher unbekannten, aber wohl verbürgten Veränderung, welche er mit dem Plane seines Vorspieles für Halle vorzunehmen sich veranlaßt fand. Es sollte dieses eine Fortsetzung bilden des im Jahr 1802 zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt gedichteten Stückes „Was wir bringen," worin Philemon und Baucis, ein jenen frommen Alten der griechischen Sage nachgebildetes Paar, eine Hauptrolle gespielt hatten, und in glücklicher Wendung der griechischen Erzählung auf der Voraussetzung beruhen, daß die beiden Alten unterdessen in Bäume verwandelt worden, die als Zierde des Tempels dienten, zu welchem Merkur die alte Bauernhütte umgeschaffen hatte; im Stücke selbst würden die beiden Bäume in Menschengestalt zurückverwandelt, und in die Charaktermasken der Oberförsterin, welche dann in Frau Wunschel sich umgestaltete, und des Oberförsters übergegangen seyn, in welchen die früheren Darsteller von Philemon und Baucis, der Schauspieler Malkolmi und die Schauspielerin Beck, besonders gern gesehen wurden. Darauf deutet denn auch der am Anfang stehende Monolog Merkurs in den Worten hin:

Digitized by Google

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treu verdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten,
Als auch der Welt zum Muster und Exempel,
In zwei Standbildern würdigst aufgestellt,
Und weil besonders sie als Oberförster
Und Oberförsterin wohlgefällig sich gezeigt,
Ganz in der Draperie von schönen Bäumen
Zur Zier des Tempels, dem sie würdig dienten.
Da steh'n sie nun in grünen Uniformen,
Auf's munterste mit Epheu dekorirt,
Und ruhn gemächlich so in ihren Fächern,
Noch als die treuen immergrünen Alten.
Heut' aber ist es Zeit, die rechte Zeit,
In's Leben sie, zum Leben zu erwecken,
Damit sie Antheil auch zum zweitenmale
An allem nehmen, was der Tag uns bringt;
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich sich wieder freuen.
Sie geben sich vor so viel werthen Gästen
Wohl ganz, wie sonst, auf's heiterste zum Besten.
Wir wollen seh'n, ob ihr Humor erhalten.
Ich gehe jezt, und wecke erst den Alten.

Riemer wurde von Goethe, der sich ganz dem Berliner Festspiele zuwandte, mit der Ausführung dieser Scenen beauftragt, und er hatte bereits, nicht ohne dessen Beifall, einiges davon zu Stande gebracht, als diesem der Gedanke kam, man könnte in der Wiedererweckung der beiden Alten eine Parodie auf jenes Festspiel sehen, in welchem Epimenides aus langem Schlafe erwachen sollte. Deßhalb gab man denn dem Vorspiel für Halle, in welchem die Rede Merkurs fast ganz beibehalten wurde, einen durchaus verschiedenen Inhalt, wozu sich der im November des vorigen Jahrs am Typhus erfolgte Tod des geheimen Oberbergraths und Professors der Medicin Jakob Reil ungesucht darbot, dem die Bühne zu Halle ihre Entstehung verdankte und der sich um diese Stadt auch durch die Anlage des von ihm benannten Gartens und Berges verdient gemacht hatte. Freilich sieht man jezt nicht, wozu des am Anfange angedeuteten Planes des Merkur überhaupt gedacht wird.

Der Dichter, der sich zu einer Kur und zur Vollendung seines Festspiels nach dem kleinen Badeorte Berka an der Ilm zurückgezogen hatte, fühlte bald, welch große Last er sich mit der neuen Arbeit aufgeladen hatte; doch war diese bereits am 9. Juni so weit gediehen, daß nur noch der Anfang ausgeführt und die lezte Hand an das Ganze gelegt zu werden brauchte. Noch während des Aufenthaltes zu Berka vor dem Ende des Monats scheint das Gedicht beendet und durch Estafette an Iffland abgeschickt worden zu seyn. Kaum aber hatte Goethe sich desselben entledigt, als er von dem ständischen Schauspieldirektor Liebich gebeten wurde, ein Stück zu schreiben, welches in jedem Jahre am 18. Oktober, aber auch nur an diesem Tage, auf allen deutschen Bühnen gegeben werden sollte. Goethe erwiederte auf eine so freundlich zudringliche Bitte, er hoffe sein für das Berliner Theater auf besonderes Verlangen gearbeitetes Festspiel nicht allein für Berlin, sondern für das ganze Vaterland, nicht allein für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft unternommen, und so gewissermaßen dem geäußerten Wunsche schon im voraus entsprochen zu haben.

Im Juli kam der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nach Weimar, um sich mit Goethe über die Composition seines opernmäßig angelegten Stückes zu besprechen, die aber bis zu dem auf den 7. August festgesezten Einzug des Königs nicht zu Stande kam, weil Weber niemals Zeit hatte, wie Zelter sagt, Zeit zu haben. Ifflands Krankheit und Tod im September sezte der Aufführung ein neues Hinderniß entgegen, wie sie dem Componisten neue Veranlassung zur saumseligen Betreibung der Arbeit gab; doch ließ Zelter den von ihm componirten Kriegerchor des Festspiels, in welchem die Worte: „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!" im vorlezten Verse jeder Strophe wiederkehren, am 11. Oktober den Fürsten Blücher zu dessen Beifall in der Singakademie hören.

Der nach langer Verschiebung am 1. November eröffnete Wiener Congreß war wenig geeignet, die Hoffnungen des Dichters auf eine großartige, alle dynastische Eifersucht ausschließende Einheit und die Erlangung der durch kostbare Opfer verdienten bessern Verfassung Deutschlands zu erfüllen, auf daß hinfort Fürst und Volk ein Herz und eine Seele wären, beide wetteifernd, das geliebte Vaterland groß, stark und frei zu machen; vielmehr trieben dort die niedrigsten Leidenschaften ihr böses Spiel, da man die Gelegenheit zu eigenem Vortheil auszubeuten keine Mittel scheute, unbekümmert um das durch die hingehaltenen Hoffnungen der deutschen Herzen mißstimmte Volk. Goethe ward hiedurch von tiefstem Unmuthe erfüllt, so daß er im Tone des lezten Chorgesanges seines Festgedichtes, gleichsam als Nachgesang desselben, folgende Strophe dichtete:

Verflucht sey, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Korse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, troz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Die immer mehr erkältete Begeisterung des auf seine Fürsten mit so großen Hoffnungen hingerichteten, aber bald getäuschten Volkes spricht Goethe, der mit freudigster Theilnahme den ersten Jahrestag der

Digitized by Google

Leipziger Schlacht in seiner Vaterstadt gefeiert hatte, in den derselben Zeit, Ende 1814, angehörenden Versen aus:

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen:
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war vom reinen Gefühl durchdrungen,
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in Oktober.

So sehr sah sich auch unser Dichter in seinen Erwartungen auf Deutschlands Fürsten betrogen, in deren Händen er die Beglückung eines edlen, für die Befreiung des Vaterlandes sein Herzblut vergießenden und so leicht zufriedenen Volkes wohl bewahrt gewähnt hatte.

Noch war man in Wien, wo man Sachsens König, der dem Welteroberer auch im Unglück die Treue bewahrt, zu demüthigen sich vorgesetzt hatte, im besten Hader begriffen, als die Nachricht vom Wiedererscheinen des Gewaltigen die Diplomaten aus ihrer geträumten Sicherheit mächtig aufschreckte und sie zu einer wirklichen augenblicklichen Einigung zusammenführte. Am 13. März ward Napoleon zu Wien geächtet, sieben Tage später zog er in Paris ein; am 25. März verbündeten sich England, Rußland, Preußen und Oesterreich von neuem gegen den Welteroberer, den das Schicksal wieder zu begünstigen schien — und am 30. kam Goethes „Epimenides," durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Graf Brühl, mit dem der Dichter, der ihn als Knabe in Weimar gekannt hatte, in gutem Verhältnisse geblieben war, nach Besiegung aller Schwierigkeiten, auf dem Berliner Hoftheater zur Aufführung.

Es war ein eigenes Spiel des Zufalls, daß zu Berlin zu derselben Zeit die Unterdrückung des Gefürchteten und das Morgenroth einer neuen Zeit in Goethes Festspiel, das man jetzt mehr dem Dichter als der Sache zu Liebe in Scene setzte, nachträglich gefeiert wurde, wo dieses Morgenroth längst von düsterem Nebel umzogen war und jener erwürgt gewähnte Antäus sich wieder in voller Kraft im Westen erhob, und wohl mochte mancher fürchten, daß der auf der Berliner Bühne vernichtete Unterdrücker, der jetzt in Frankreich als Freund einer wahrhaft freisinnigen Verfassung sich einführte, Deutschland noch einmal sein Daseyn auf empfindliche Weise fühlen lassen werde. Hatte ja auch Goethes Clavigo schon unzählige mal auf der deutschen Bühne sein Leben verloren, als der wirkliche Clavigo sich in der spanischen Hauptstadt noch einer erwünschten Wirksamkeit erfreute, die er erst zweiunddreißig Jahre, nachdem Goethe ihm den Mordstahl in die Brust gedrückt hatte, in aller bürgerlichen Ruhe und Sicherheit schließen sollte.

Die erste Aufführung, welche bezeichnend genug in Abwesenheit des Hofes erfolgte, übertraf, wie Zelter berichtet, die allgemeine Erwartung. Man hätte geglaubt, das Stück werde auf die neuesten Ereignisse gar nicht passen, und auch deßhalb, weil man von Goethe keinen begeisterten Preis der errungenen Freiheit, die vielen schon längst bedenklich schien, erwartete, war die Stimmung im allgemeinen gegen das Stück eingenommen. Aber der Erfolg war ein viel bedeutenderer, als man sich vorgestellt hatte, da die ganze Darstellung eine ernst würdige, nichts weniger als fürstenschmeichlerische war, und die aus tiefster Seele fließende Feier der durch Einigkeit eines in Begeisterung verbundenen Volkes erkämpften Befreiung von leidiger Fremdherrschaft jedes Herz mächtig ergreifen mußte, wenn es auch allerdings wunderlich war, daß der Unterdrücker sich in Frankreich unter dem größten Jubel des Volks wieder erhoben und die gepriesene Eintracht der deutschen Fürsten mittlerweile allen Glauben verloren hatte, so daß das Stück den Eindruck einer eindringlichen Lehre für die Gegenwart machen mußte, wie wenn Pindar an seinen Helden Vorzüge rühmt, die er ihnen erst wünscht.

„Epimenides ist am 30. März endlich in Berlin erwacht," schreibt Goethe an Knebel, „gerade zu rechter Zeit, um dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten." Gleich am folgenden Tage fand in Gegenwart des Hofes — der König befand sich noch in Wien — eine Wiederholung des Festspieles statt, wo die Aufnahme eine wärmere und innigere war. Hatte man am vorigen Tage alle diejenigen Stellen weggelassen, welche sich auf die Person des Königs bezogen, der alle solche Lobsprüche in seiner Bescheidenheit verboten hatte, so wurden diese bei der zweiten Aufführung nicht unterdrückt, wodurch ein wüthender Beifall hervorgerufen ward, der sich erneuerte, als beim Schlusse über dem Frontispice des Tempels sich der aus Frankreich zurückgebrachte, im vorigen Jahr beim Einzug des Königs enthüllte Triumphwagen der Siegesgöttin des Brandenburger Thors erhob. „Das Stück spielte hier $2\frac{1}{2}$ Stunden," berichtet Zelter, „doch ward es an beiden Tagen besonders dadurch aufgehalten, daß eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen in

Digitized by Google

langen Pulsen beklatscht und berufen wurden, weßhalb die Spieler so lange inne halten mußten. Manchmal schiens, als wenn die Menge sich in zwei Chöre bildete, um dieß und jenes hier oder dort zu beklatschen; dann vereinigte sich wieder alles, und kurz, ich habe meine Lust daran gehabt." Wahrscheinlich galten diese sich trennenden Beifallsbezeugungen ganz entgegengesetzten Aeußerungen, wie wir sie aus dem Munde der Dämonen des Krieges und der List und auch sonst vernehmen.

Goethe äußerte über die Aufnahme des Stücks, dessen fremdklingender Name dem Berliner Witze nicht entgehen konnte, seine volle Zufriedenheit. Einem Publikum, das aus so vielen Ständen und Kulturen zusammengesezt sey und, wenn gleich mit gutem Willen, doch nur kalt und unvorbereitet herankomme, könne man es gar nicht übel nehmen, meinte er, wenn es im gegenwärtigen Falle sich mit Unglauben und in der schlechtesten Stimmung von der Welt versammle; alles beruhe darauf, daß ein solches Stück ein dutzendmal hinter einander gegeben werden könne; da würden die verschiedenen Mittel, aus welchen solche Vorstellungen zusammengesezt seyen, sich auf die gefälligste Weise zu einem Ganzen vereinen; von Seiten der Darstellung würde mehr Sicherheit und Gelenkigkeit entstehen, erworben durch Beifall, getragen durch lebendige Ein- und Uebersicht des Ganzen, und die Zuschauer würden Bekanntschaft, Gewohnheit, Gefallen, Vorurtheil, Enthusiasmus dem Stücke entgegenbringen und alle guten Geister, ohne die selbst Ilias und Odyssee ein todtes Gerüste bleiben würden. Aber um solcher Wirkung fähig zu seyn, wie Goethe sie wünschte, dazu hätte sein Stück mehr als ein Festspiel, es hätte frei von allegorischer Hülle, mit kräftig gezeichneten historischen Gestalten vor das Volk treten und in dem Glanze seiner Helden seine eigene vaterländische Begeisterung aufflammen lassen müssen. Dazu aber fehlte es dem Dichter selbst an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wohl merkte, nichts weniger als die Freiheit errungen sey, es fehlte ihm dazu an jener hinreißenden dramatischen Gewalt, die Schiller so mächtig entfaltete. Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer ernst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig, und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Mühe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so sehr gespaltenen und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europas verbünden mußten. Und wie konnte man sich eines Kampfes mit ungetrübter vaterländischer Begeisterung freuen, in welchem das befreite Deutschland so unsäglich verheert worden war, in welchem, wie Platen spottet, Miltiades mit Baschkireu im Bunde war, in welchem Deutsche gegen Deutsche gekämpft hatten! Das leztere empfand kaum irgend einer tiefer als der Preußenkönig, der deßhalb alle prunkende, mit Siegestrophäen prahlende Feier seiner Rückkunft im August des vergangenen Jahres auf eine seinem Charakter so sehr zur Ehre gereichenden Weise abgelehnt und dafür eine gottesdienstliche Dankfeier angeordnet hatte, in frommgläubiger Anerkennung, daß der Höchste es gewesen, der den endlichen Sieg den verbündeten Waffen verliehen.

Der politische Horizont begann sich von neuem zu umdüstern und mit ängstlicher Spannung sah die Welt der schicksalsschwangern nächsten Zukunft entgegen. Als Goethe am 22. April ein Exemplar seines in Berlin gedruckten „Epimenides" an Knebel sandte, meinte er, dieser habe noch vor kurzem, als er ihn dem Freunde vorgelesen, ein besseres Ansehen gehabt; er möge aber als ein seltsames Dokument einer so merkwürdigen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie seinen Platz einnehmen. Die Einwirkung jener großen politischen Atmosphärenveränderung sey, bemerkte er, an jedem, selbst dem stillsten häuslichen Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht walte in jedem Gemüthe. Man wisse wahrlich nicht, woran man besser thue, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja beides wolle nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jezt wieder in Bewegung seyen, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte jezt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringe, wieder auseinander reiße? Epimenides selbst würde dießmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren können. Unter solchen trüben Aussichten trat er vor Ende Mai seine Reise in das „Welt- und Badegetümmel" nach Wiesbaden und dem Rhein an, wo man wohl Heilung, meinte er, aber keine Erquickung hoffen dürfe.

Die am lezten Mai erfolgte Ankunft des Königs in Berlin wurde am 1. Juni, an demselben Tage, wo Napoleon auf dem Marsfelde zu Paris die neu gegebene Verfassung selbst beschwor und beschwören ließ, durch die dritte Aufführung von Goethes Festspiel gefeiert. Zelter berichtet darüber noch an demselben Abend an den Dichter, wobei er nicht unterläßt, manche Ausstellungen sowohl an der Musik, die übrigens reich an glücklichen und fleißigen Stellen sey, als an der Aufführung zu machen. Dieser Bericht traf in Wiesbaden zur Zeit der in Belgien sich nahenden, mit ungeheurer Spannung erwarteten Entscheidung ein. Es gebreche, meinte Goethe nach Lesung desselben, im ganzen an Einbildungskraft und Gefühl, und da müsse bald einmal Uebertreibung, bald Ermangelung eintreten; doch würde sich auch dieses bei öfterer Wiederholung geben. Man hat diese Aeußerung — und ich selbst habe mich früher dieses Mißverständnisses schuldig gemacht — irrig auf das Stück bezogen, dem hiernach Goethe selbst Einbildungskraft

Digitized by Google

und Gefühl abspreche; aber es ergibt sich bei genauerer Betrachtung deutlich genug, daß nur von den Schauspielern die Rede ist, besonders von den Darstellern des Kriegsdämons und der Einigkeit, von denen der eine nach Zelters Urtheil des Guten fast zu viel that, die andere nicht wußte was sie sagte und nach ihrer alten Art drückte und dehnte. Auf den von Zelter geäußerten Gedanken über einen die Darstellung betreffenden Punkt ging Goethe ein, und bat seinen erprobten Freund, wo möglich für die Einleitung dieser Aenderung zu sorgen. „Sie bringen das Stück doch gelegentlich wieder," fügte er hinzu, „und vielleicht läßt sich ihm künftig eine selbstständigere Form geben."

Das einige Monate nachher zur Aufführung gelangende, an Goethes „Epimenides" sich anlehnende Festspiel zur Feier des Sieges bei Belle Alliance und des zweiten Einzugs in Paris, „des Epimenides Urtheil," von Karl Lewezow, setzte durch seine Schwäche den poetischen Werth des Goethe'schen Gedichts in ein glänzendes Licht, daher die Berliner es mit dem Witzworte: „Jh, wie gemeen is deß!?" bezeichneten, wie „des Epimenides Erwachen" sich den Namen: „Jh, wie meenen Sie deß?" erworben hatte.

Goethe selbst brachte das Stück im folgenden Jahr zur Feier des Geburtstages der Großherzogin, am 30. Januar, zu Weimar zur Aufführung, an demselben Tage, wo der Großherzog den Falkenorden neu gründete und den Dichter zum Großkreuz desselben ernannte. Die Hauptveränderungen, zu welchen er sich damals genöthigt sah und mit denen das Festspiel auch in die Werke übergegangen ist, waren die Einschiebung einer auf die zweite Einnahme von Paris sich beziehenden Strophe in den Schlußchor, die sich aber zu den drei übrigen Strophen nicht recht schicken will, und die Veränderung und theilweise Weglassung der auf Preußens König bezüglichen Stelle. Im jetzigen neunten Auftritte des zweiten Aufzugs sind zunächst die auf den König gehenden Verse auf die Großherzogin und den Großherzog bezogen. Nach den später umgestalteten Versen der Hoffnung:

So hab' ich's Ihm versprochen, Ihm gegeben,
Von dessen Glück beseelt wir alle leben,

schloß diese mit den jezt ausgefallenen Worten:

Unser König soll uns leben!
Heil, daß wir den Tag gesehn,
Da wir wieder um Ihn stehn,
Seinem Willen hingegeben,
Leben soll der König, leben!

wovon der Chor den Schlußvers wiederholt. Wie glücklich aber auch diese Beziehung auf den Geburtstag der Großherzogin war, so schadet sie doch der Selbstständigkeit des Gedichts jedenfalls mehr als die Erhebung des Preußenkönigs, der einen viel bedeutenderen Antheil an der Entwicklung der damaligen Weltgeschicke hatte. Hierauf folgt eine später ganz unterdrückte Scene, die wir, wie gering auch ihr poetischer Werth seyn mag, da sie weder in Goethes Werken noch in den Nachträgen eine Stelle gefunden hat, hier mitzutheilen uns erlauben.

Beharrlichkeit (Beständigkeit?)

Wetteifernd komm' ich an, doch ohne Neid,
Und weiß wohl, die Beharrlichkeit
Ist allen meinen Schwestern eigen:
Was sich nicht selber gleicht, wird keine Tugend seyn;
So komm' ich froh und frisch herein,
Als Tugend mich der Tugenden zu zeigen.
O! beharret im Bestande,
Den der Wille rein gefaßt!

Chor.

O, beharret!

Beständigkeit.

Auch der Edle trägt die Bande
Ungeheurer Schmach und Last.

Chor.

Ja wir trugen schwere Bande!

Beständigkeit.

Nähret ewig, auch mit Schmerzen,
Den geheim erzeugten Rath!

Chor.

Nähret! nähret!

Beständigkeit.

Ach! im eingeklemmten Herzen
Aengstet sich die große That.

Chor.

O! beharret! Nähret, nähret
Den geheim erzeugten Rath!

Jugendfürst.

Unter sternenreichen Höhen
Vor dem Gott der Väter stehen,
Das besänftigt auf einmal,
Da verschwindet Pein und Qual.

Epimenides.

Laßt von sternenreichen Höhen
Uns'rem König Glück erflehen,
Und auf Jahre sonder Zahl
Seinen Folgern allzumal!

Chor.

Ja von sternenreichen Höhen
Fühlen wir's hernieder wehen:
Walte, Glück, im Freudenthal
Ohne Namen, ohne Zahl!

Es erleidet keinen Zweifel, daß die Beharrlichkeit oder Beständigkeit (der erstere Name steht auch im Personenverzeichnisse) hier wenig an der Stelle erscheint, da sie keine mit Glauben, Liebe und Hoffnung gleichstnfige Tugend ist, und sollte sie denselben Rang mit der gleich darauf folgenden Einigkeit einnehmen, so müßten auch beide Göttinnen neben einander und in derselben Weise aufgeführt werden. Jedenfalls hat durch diesen Wegfall die Erscheinung der Einigkeit bedeutend gewonnen.

Eine vierte Aufführung erlebte Goethe's Festspiel zu Berlin am 5. April, zu einer Zeit, wo die lezte Begeisterung der die Früchte ihrer Siege hoffenden Deutschen längst verraucht war, wie es Uhland am 18. Oktober dieses Jahrs mit so blutigbitterem Schmerzgefühl aussprach. „Epimenides hat gestern einen guten Abend gegeben," schreibt Zelter an Goethe, „und das große Haus war voll. Manches wünscht' ich doch wohl, daß du es sehen könntest. Der Epimenides, die List, Unterdrückung und Hoffnung können nicht besser besezt seyn, wiewohl das Ganze für uns nie zum Aufschluß kommen wird, da man immer rund herum tappt, und fast naiv den Eingängen vorbei geht. Die Urtheile selbst der Wohlwollenden darüber sind so absolut schweigenauflegend, daß ich mich gern entferne, wenn ich kann." Man sieht, die allgemeine Mißstimmung hatte sich gegen das unglückliche Festspiel gewandt, das manchen in dieser Zeit als ein Hohn klang, und über den Dichter selbst, welchen man wahrer vaterländischer Begeisterung unfähig hielt, mögen die Urtheile sehr wenig erfreulich gelautet haben. Es war ein eigener Zufall, daß der Dichter, der mit dem freisinnigen „Götz" seine dramatische Laufbahn begonnen hatte, dieselbe mit dem „Epimenides" beschließen sollte, der über die beiden Hofbühnen nicht herauskommen konnte, da die Stimmung, welche ihm zu Grunde lag, noch ehe er zur Aufführung kam, einen so sonderbaren Wechsel erleiden sollte. Die Hoffnung, noch einmal auf die deutsche Bühne wirken zu können, war dem Dichter hiemit auf immer verkümmert, und er faßte den Entschluß, sich jezt vom Theater ganz und gar loszusagen, weßhalb er im folgenden Jahre gleich die erste Gelegenheit ergriff, sich auch von der Leitung der weimarschen Bühne zurückzuziehen.

Rückert hat dem „Epimenides" den Vorwurf gemacht, der Dichter, der schon längst vornehm und bequem gewesen, habe sich hier bequemt, auf vornehme Manier auch patriotisch zu seyn. Wie aber würde Rückert geurtheilt haben, hätte der Dichter sich der an ihn ergangenen Aufforderung kalt entzogen! Goethe, den, wie wenig er auch auf baldige Befreiung von dem Manne des Schicksals hatte hoffen können, die wirkliche Befreiung mit neuem Lebensmuthe und frischer Begeisterung für ein großes einiges Deutschland erfüllt hatte, versuchte aus dem verlangten Festspiele so viel zu machen, als ihm immer möglich war; daß es ihm nicht gelang, daraus ein von jugendlicher Begeisterung glühendes, mit dem Posaunenton der Freiheit die deutschen Lande erfüllendes, des edeln Kampfesmuthes und der rührenden Opferwilligkeit des deutschen Volks ganz würdiges Gedicht zu bilden, das lag zum großen Theil in den Verhältnissen, die den Dichter einengten und ihn nicht die reine Luft vollster Freiheit athmen ließen, worunter der poetische Gehalt und die künstlerische Vollendung des Stückes vielfach gelitten haben. Allein, können wir das Festspiel auch nicht für ein ganz fleckenloses, aus einem Guffe des Genius geflossenes Meisterwerk anerkennen, so ist es doch reich an den mannigfachsten dichterischen Schönheiten und sein ideeller Gehalt jedenfalls von großer Bedeutung für die Würdigung des Dichters, wie wir dieß in einem folgenden Artikel nachzuweisen gedenken.

Digitized by Google

Aus der Militärgrenze.

Ein Spaziergang nach Bosnien.

II.

Waren meine Erwartungen ohnehin nicht hoch gestellt gewesen, so kann ich doch nicht behaupten, daß ihnen auch nur theilweise entsprochen worden wäre. Die Mehana, unter der ich mir ein Haus vorstellte, in dem ein Mensch halbwegs bequeme Unterkunft und Verpflegung finden könne, etwa wie in der schlechtesten Kneipe eines ungarischen Dorfs, war nichts mehr und nichts weniger als eine aus vier Bretterwänden im freien Felde und am äußersten Ende des Dorfs errichtete Bude, mit einem so niedrigen und engen Eingang, daß selbst ein kleiner Mensch nur mit gebücktem Rücken in's Innere gelangen konnte; ohne Fenster, dafür aber mit zahlreichen Lucken versehen, so daß die Winde des unverkümmerten Rechts des freien Durchzugs genossen, und mit einigen Bündeln Schilf gedeckt, das die schwere Aufgabe hatte, dem Regen zu wehren, daß er die rastenden Gäste mit seiner Zudringlichkeit nicht allzusehr behellige.

Vor dem Eingang zur Mehana war im Umfang einiger Klafter eine Vertiefung von etwa zwei Fuß in den Boden gegraben. In diesem Loch, dem Salon und Sammelplatz der Gäste und Fremden, saßen in Ermangelung von Teppichen und Polstern etwa zehn Turbanträger auf Gottes bloßer Erde im Kreise herum, die Füße natürlich unter den Leib geschlagen, und rauchten. Ein sehr unsauberer Junge reichte in kleinen, in Betreff der Reinlichkeit ihm keineswegs beschämenden, bunten Gefäßen schwarzen Kaffee herum und bediente sich eines großen Scheites Holz, um den Gästen die frischgestopften Pfeifen anzuzünden. Einen Mann in kurzen blauen Sackhosen und rother Jacke und mit sehr langer Pfeife hatte ich nach dem Umstande, daß er dem unsaubern Jungen einmal, ich weiß nicht wegen welchen Vergehens, mit dem ausgestreckten Fuße einen Tritt versetzte, guten Grund für den Kaffeesieder, respektive Wirth zu halten. In der That war er es auch, der, sobald wir herankamen, auf uns zutrat, und nachdem er mit meinen Führern einige mir unverständliche Worte gewechselt hatte, den Jungen beim Ohre faßte, wie einen Krug beim Henkel, und ihn herbeischleppte, damit er mir vom Pferde und dem Pferde von mir helfe.

Ich grüßte die Umhersitzenden in der Landessprache, ohne daß mir eine andere Antwort wurde als ein vornehmes Kopfnicken, und sah mich nach einem Plätzchen um, wo ich meine zerrittenen Glieder zur Rast bringen könnte. Der Junge reichte mir Kaffee und eine Pfeife. Da jedoch der Wirth bemerkt haben mochte, daß ich Anstand nahm, mich mit der Sitte seines Hotels, im Staube Platz zu nehmen, zu befreunden, glaubte er mir behülflich seyn zu müssen, legte seine beiden Hände auf meine Schultern und drückte unter den freundlichsten Versicherungen: „Setze dich nur, Schwab-Effendi; genir' dich nicht; dir ist schon erlaubt, bei uns zu sitzen!" so lange auf mich ein, bis mir endlich die Kniee wankten und ich, seiner Kraft erliegend, da saß, von der nackten Erde bloß durch die Schöße meines Rockes geschieden. Meine Führer hatten alsbald Platz genommen. — „Und nun trink und rauche!" setzte jetzt der Wirth hinzu und kroch in die Mehana.

Der ältere meiner Führer hatte unterdessen einem der Anwesenden etwas in's Ohr geraunt, dieser war davongelaufen und kehrte bald in Begleitung eines langen, hagern Mannes zurück, der sich sogleich mir gegenüber niederließ. Der Anzug dieses Mannes war ein eben so bunter als zerrissener. Die Dimijen schlotterten ihm, zerschossenen Fahnentüchern gleich, um die braunen Kniee, Leibchen und Pelzjacke trugen die deutlichen Spuren langjährigen martervollen Leidens, und der Turban schien verschämt die ursprüngliche Farbe seines Bindtuchs unter einer fingerdicken Schichte Schmutzes verbergen zu wollen, was ihm auch vollkommen gelang.

Nachdem der Neuangekommene Kaffee genommen hatte, eröffnete er mir, er sey der Spahi und ich möchte ihm sagen, wer und woher ich sey und was ich in der schönen Bosna eigentlich suche. — „Ich bin nur gekommen, um euer Land zu bewundern, von dem man in aller Welt so viel Rühmens macht, sonst habe ich durchaus keine Absicht mit meiner Reise." — „Und was spricht man von unserem Dorfe in der Welt?" — „Man lobt ganz Bosnien, also auch euer Dorf." — „Bist du ein Croate?" — „Nein, ich bin

Digitized by Google

ein Böhme." — „Was ist denn das für ein Volk?" — „Ein sehr fleißiges, das besonders viel Musik treibt. Du findest seine Handwerker, seine Musikanten und seine Kammerdiener in der ganzen Welt verbreitet."

Der Spahi sah sich fragend im Kreise um und schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: „Weiß hier Jemand etwas von dem Volke? Ich habe es nie nennen hören!" — Ich hatte zufällig auf dem Boden der Tasse, in der mir der Kaffee gereicht worden war, den Namen eines böhmischen Fabrikorts erkannt, und bedeutete nun dem Spahi, daß auch diese Schale aus meinem Vaterlande stamme. — Ungläubig schüttelte er wieder den Kopf, indem er die Tasse ergriff und sie von allen Seiten mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. — „Kannst du auch solche Schalen machen?" — „Das wohl nicht." — „Was ist denn dein Gewerbe? bist du vielleicht ein Musikant?" — „Ich bin ein Arzt." — „Ein Arzt? hm! Wir haben hier im Dorfe auch einen Arzt, einen sehr weisen Mann, der wird es sogleich herausthaben, ob du wirklich einer bist."

Bei diesen Worten sah der Spahi mit einer wichtigen Amtsmiene, als wollte er bedeuten: „mich betrügst du nicht so leicht," einen alten Mann an, der nicht weit von ihm mir gegenüber saß und bisher mit ausnehmender Ruhe, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, seinen Tabakrauch vor sich hingedampft hatte. Der alte Mann, nicht besser gekleidet als die andern, trug wenigstens Strümpfe und Schuhe, und hatte in seinen Zügen einen gewissen Ausdruck von Bedenklichkeit und Nachsinnen, den er durch ein immerwährendes Emporheben und Runzeln der Augenbrauen noch zu erhöhen suchte.

„Kannst du das Fieber heilen?" fragte mich der bosnische Doktor, nachdem er mit höchst gravitätischer Miene einige dicke Rauchwolken vor sich hingeblasen. — „Auch noch manche andere Krankheiten." — „Kannst du den bösen Geist vertreiben?" — Auf eine so rigorose Frage war ich nicht gefaßt, glaubte sie jedoch ohne alle Gefahr bejahen zu dürfen. — „Was hältst du vom Spinngewebe, in einer frischen Pflaume verschluckt?" — Ich wußte, daß man sich auch in der Militärgrenze dieses Volksmittels gegen hartnäckige kalte Fieber bediene, und stellte den alten Examinator vollkommen zufrieden.

„Morgen früh kommt der Pascha hier durch, die Porese (Steuer) zu bestimmen," fuhr der Spahi nun fort, dem die zufriedene Miene des Fieberdoktors sichtlich einigen Respekt vor mir eingeflößt hatte; „der hat die Schwabendoktoren gerne, da kannst du leicht dein Glück machen." — So wenig es meine Absicht war, in die Dienste eines Pascha zu treten, so begierig war ich, den furchtbaren Richter Stojans kennen zu lernen, und verschmerzte gern zum voraus einen Theil des Ungemachs, das mir für die Nacht bevorstand.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Kaffeetassen waren noch einigemal im Kreise herumgegangen und die Bosniaken erhoben sich, um in's Dorf zurückzukehren. Beim Weggehen bedankte sich jeder einzelne freundlich bei mir und versicherte, die Kawa sey ganz besonders gut gewesen. Ich begriff zwar nicht, wie ich zu dem Dank und dem Lobe des Kaffees kam, glaubte jedoch durch Ablehnen dieser unverdienten Lobsprüche vor der Hand nicht gegen die etwaige Landessitte verstoßen zu müssen. Als die Gäste fort waren, sollte mir das Räthsel gelöst werden. Ich hatte als Fremder die ganze Kaffeezeche zu bezahlen; so sey es sich von selbst verstehender Gebrauch.

Die Abendluft fing an sehr empfindlich kühl über die Ebene zu wehen und ich begab mich in die Mehana. Ganz entsprechend dem Salon, den ich eben verlassen hatte, ermangelte auch sie aller jener Einrichtungen, die man in halbwegs kultivirten Ländern so luxuriös ist für die Bequemlichkeit der Reisenden zu treffen. Der Raum war einig und untheilbar, wie alle Staaten in ihren Verfassungen, aber von Kammern und Sitzen nichts zu entdecken. Auf etwas morschem, längst lagerunfähig gewordenem Stroh lagen rings an den Wänden einige Passagiere, in Gestalt sehr unzulänglich in die bunten Reste bosnischer Tracht eingewickelter Barfüßer, die auf wenig liebliche Weise die dumpfe und raucherfüllte Luft mit den verschiedenartigsten Skalen jener unwillkürlichen Musik erschütterten, die man Schnarchen nennt. Ich sah mich sehr bekümmert nach einer Ruhestätte um, und fand es endlich am gerathensten, meinen Rock auszuziehen, mich desselben als Unterlage zu bedienen und meinen Platz zunächst dem Eingang zu wählen, weil ich da zuweilen der Wohlthat eines Zugs frischer Luft genießen konnte. Mitten in der Mehana glimmten die Reste eines Feuers, das der Junge den ganzen Tag unterhalten hatte, um daran den Kaffee zu kochen. Eine Weile spielte der Junge mit den Kohlen, dann schürte er sie auf einen Haufen zusammen, schob zu meinem größten Leidwesen die Thüre vor den Eingang, verriegelte sie und verkroch sich dann in die warme Asche, um fortan dem unlieblichen Schnarchconcert auch seine Kräfte zuzuwenden.

So unfreundlich auch meine Lage war, so behauptete doch mein erschöpfter Körper sein Recht auf Erholung, und obgleich etwas aufgeregt vom ungewöhnlich starken schwarzen Kaffee, entschlief ich endlich gegen Mitternacht, um erst bei weit vorgerücktem Morgen wieder zu erwachen. Die Mehana war bereits geöffnet, meine Hausgenossen reckten die Glieder, das Feuer loderte wieder und der Kaffee sott bereits.

Digitized by Google

Ich sah mich nach den Passagieren um. In der einen Ecke saß ein Jude aus Sarajewo auf seinen Fersen und wackelte ununterbrochen mit dem Haupte und küßte die Enden des Riemens, den er um die Stirn gelegt hatte; er verrichtete sein Morgengebet. Nicht weit von ihm zählte ein sehr stämmiger Mann in rothem Seresanermantel an den Fingern herum. Es war ein Seresaner, der eine Heerde Ziegenböcke zum Verkauf nach Travnik getrieben hatte, von welchen Thieren ihm außer einem namhaften Gewinn auch der unverkennbare Geruch geblieben war. An der andern Wand lagen ein paar zerlumpte Bosniaken, ihrem Aussehen nach Bettler oder Viehtreiber. Zunächst dem Eingang mir gegenüber war ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren beschäftigt, seine Pistolen zu untersuchen. Sein Aussehen war ein sehr trotziges, entschlossenes, sein Anzug besser als der aller Bosniaken, die ich noch gesehen. Er schien ein reisender junger Kaufmann. Als er bemerkte, daß ich ihm mehr Aufmerksamkeit schenkte als den andern, legte er die Pistolen aus der Hand, zog ein Schreibtäfelchen hervor und that als schriebe er. Ich merkte, daß ihm meine Aufmerksamkeit unbequem war, und verließ die Mehana.

Vor dieser harrte meiner eine ganz seltsame Huldigung. Ein Haufe gelbsuchtgetünchter, fieberaufgedunsener Gesichter machte Spalier; auch fehlte es nicht an Einäugigen, Hinkenden, Wassersüchtigen und Krüppeln alles Kalibers. Mein barfüßiger Führer von gestern stand an der Spitze dieser Empfangsdeputation und erklärte mir, alle diese Leute wünschten nichts mehr und nichts weniger, als daß ich ihnen helfen solle.

Nun begann ein Jammern und ein Wehklagen, ein Erzählen von Schmerzens- und Leidensgeschichten, ein Bitten und Flehen, ein Weinen und Lärmen, daß ich gar nicht zu Athem kommen konnte. Alle schrien durch einander, jeder wollte zuerst gehört, zuerst geheilt seyn; jeder versicherte, sein Leiden sey das größte, er bedürfe der Hülfe am dringendsten, wenn ich nicht wolle, daß er auf der Stelle sterbe. Vergeblich suchte ihnen mein Führer von gestern begreiflich zu machen, daß ich nur Einen nach dem Andern hören könne; sein Bemühen, eine gewisse Ordnung herzustellen, war fruchtlos. Da erklärte ich, mich in die Mehana zurückziehen und niemanden rathen zu wollen, wenn sie sich nicht beruhigten und den Anordnungen des Mannes, der sie hieher gebracht, fügten. Das half, und nun begann ein Consultiren und Ordiniren, das meine ganze Handapotheke aufzehrte und erst ein Ende nahm, als es Mittag wurde und ich die Leute überzeugte, daß mein ganzer Vorrath von Medicamenten zu Ende sey.

Aber auch das hätte mir die Siechen noch nicht vom Leibe geschafft, wenn nicht plötzlich ein Junge schweißtriefend und staubbedeckt die Ankunft des Pascha verkündigt hätte. Auf diese Nachricht stoben die Kranken wie Spreu vor dem Winde auseinander, um die Mehana aber versammelten sich die Vornehmsten des Dorfes, in Holzschuhen und ohne solche, mit Turbans und mit Fessen, in Pelzen und in Mänteln, und auch halb nackt. Man rauchte, man schrie, man trank Kaffee, da wurde endlich eine Staubwolke sichtbar, die sich immer näher wälzte. Bald kamen im Galopp einige blau und roth gekleidete Sklaven herbei, die mit langen Peitschen unter das Volk schlugen und so den Platz vor der Mehana räumten. Meine Wenigkeit nahm der Spahi, der außer dem Wirthe und dessen Jungen allein das Recht hatte, vor der Mehana stehen zu bleiben, unter seine Fittige.

Eine halbe Viertelstunde später erschien der Pascha zu Roß in Begleitung von zwanzig Reitern. Er war ein kleiner schwächlicher, sehr abgelebter Mann von nahe an fünfzig Jahren mit scharf ausgeprägten Zügen und kleinen blitzenden Augen. Während sein Gefolge in Turban und faltigen Gewändern prunkte, trug er selbst nur einen dunkelblauen, bis oben zugeknöpften Tuchrock, weite blaue Beinkleider und einen Feß mit zwei Roßschweifen. Bei seinem Erscheinen nahmen alle Anwesenden die Pfeifen aus dem Munde und versteckten sie in ihren Kleidern, kreuzten die Arme über die Brust und warfen sich zur Erde, aus welcher Stellung sie sich erst erhoben, als der Pascha abgestiegen war und unter einem Baum auf einem rothen Polster, das die vorangeeilten Sklaven auf einen rothen Teppich gelegt, sich niedergelassen hatte.

Zuerst trat der Spahi zum Pascha und referirte mit tausend Bücklingen eines Langen und Breiten, aber so leise, daß niemand der Umstehenden auch nur ein Wort hören konnte. Hierauf ertheilte ihm der Pascha seine Befehle, bestimmte die Poresa, ohne sich darum zu kümmern, daß der Spahi über das ungewöhnlich große Maaß derselben stutzte, ließ sich seine Pfeife anzünden, Kaffee reichen, fragte, ob niemand zu hängen sey, und verlangte dann mich zu sprechen. — „Du bist, wie ich höre, ein Arzt?" — „Ich bin es." — „Kannst du den Magenkrampf austreiben?" — „Es gelingt mir nicht selten." — „Kannst du auch lesen und schreiben?" — „Nicht nur meine Muttersprache, auch die deine, erhabener Pascha."

Einen Augenblick schwieg der Pascha und strich sich den Bart. „Schade, daß du kein Türke bist," fuhr er dann fort. „Möchtest du nicht einer werden? Ich kann Leute brauchen, die lesen und schreiben können." — Ich versicherte, ich sey zwar überzeugt von der Unfehlbarkeit des Korans und würde meine sehnlichsten Wünsche erfüllt sehen, wenn es dem Pascha gefiele, mich zu seinem Sklaven zu machen, ich fürchte

Digitized by Google

aber, die österreichische Regierung könnte den Verlust meiner Person so wenig verschmerzen, daß sie nicht nur Bosnien, sondern die ganze Türkei mit Krieg überziehen würde, wozu ich nicht die Veranlassung geben möchte. — „Darum eben solltest du Türke werden. Ich mache dich sogleich zu meinem Leibarzt mit zweitausend Piastern und fünf Reitpferden." Ich wollte antworten, da fielen Schlag auf Schlag nach einander zwei Schüsse.

Der Pascha fuhr entsezt zusammen und griff nach seinem Feß; dann sprang er auf und wankte einige Schritte vom Baume. Eine Kugel hatte ihm die Roßschweife abgerissen, die andere war in den Baumstamm gefahren.

Ein Schrei des Schreckens war allen Anwesenden entfahren; alles drängte sich um den Pascha, jedermann wollte ihn sehen, man hielt ihn für todt und in manchen Zügen war der Ausdruck eines Jubels zu lesen, der es nur noch nicht wagte, laut zu werden. Da kamen die Sklaven herbeigesprengt, peitschten die Menge auseinander, und im nächsten Augenblick saß der Pascha wieder hoch zu Roß, mit furchtbar blitzendem Auge, wenn auch zitternd und noch einmal so blaß und zusammengebrochen als sonst.

Da erhob sich hinter der Mehana ein neuer Lärm. Wieder fiel ein Schuß; ein Mann, in einer Hand zwei Pistolen, in der andern den blanken Handjar, hielt einen Haufen Bosniaken von sich ab, die ihn ergreifen wollten. Es war der junge Mann, der in der Mehana seine Pistolen untersucht hatte. Als der Pascha seiner ansichtig wurde, riß er an den Zügeln seines Rappen, rief: „Das ist Berko! Ergreift ihn! hängt ihn!" und sprengte in gestrecktem Galopp davon.

Nun eilten die Peitschenreiter dem Haufen zu Hülfe, welchen Berko immer noch von sich abhielt. — Wieder ein Schuß. — „Er ist todt! er ist todt! Er hat sich selber erschossen!" rief es durch die Menge. Ich eilte herbei. In der That lag Berko da in seinem Blute; die Kugel war ihm durch die Stirne gegangen, aber er lebte noch. — „Besser so sterben als von eurer Hand am Baume den Vögeln zum Fraß werden. — Aber elend, elend ist's, daß ich sterben muß und daß er noch lebt!" So sprach er und hauchte seine Seele aus.

„Hängt ihn auf!" riefen die Sklaven wüthend. „Der Pascha hat's befohlen!" — „Nichts da!" Mit diesen Worten trat ihnen mein brauner Führer in den Weg. „Der ist todt und Todte richtet nur Allah und kein Pascha auf Erden, am wenigsten der!" — Die umstehenden Bosniaken schwiegen verdutzt ob der kühnen Rede. Nur sein älterer Freund flüsterte ihm zu: „Keritsch, du hast auch nicht zwei Hälse!" — Die Sklaven, denen es unheimlich werden mochte, sprengten davon und dem Pascha nach. Ich aber hatte die Lust verloren, mich weiter im Lande umzusehen, und bat meinen Führer mich zurückzubegleiten und über die Una zu schiffen.

Als mich Keritsch an's österreichische Ufer gesezt hatte, ergriff er meine Hand und sprach: „Wenn ich einmal herüber komme, verfolgt vom Pascha, finde ich bei dir Schutz?" — Ich versprach ihm, für ihn besorgt zu seyn. — „Nun gut, du kannst bald von mir hören!"

Ein Uskoke.

Es war gegen Mittag. Ich war eben von einem Gange durch die Stadt zurückgekehrt, als mir mein Diener einen Grenzer meldete, der, wie er sagte, schon seit zwei Stunden auf einem Steine unten im Hofe saß und mich erwartete. — Ich ließ den Mann kommen. Er war von ungewöhnlich hoher, athletischer Gestalt und etwas abenteuerlichem Aussehen. In das braungebrannte Gesicht fielen ihm die pechschwarzen Locken verwahrlost in langen, vollen Ringen nieder, nachdem er beim Eintreten seine rothe, den Jakobinermützen nicht unähnliche, mit allerhand schwarzem Schnurzeug benähte Kappe abgenommen hatte; ein langer, schwarzer Schnurbart, zu dem sich über die Wangen kurze Backenbärte, wie sie die Soldaten der Kaiserzeit trugen, herübergesellten, beschattete den Mund. Die braune Jacke mit den karmoisinrothen Verschnürungen, die knappen blauen Beinkleider, das schwarzseidene, in zwei langen Zipfeln über die entblößte Brust herabhängende Halstuch, die Sandalen und die bunten Strümpfe bildeten einen Anzug, wie er in dem Regimente, in dem ich wohnte, nicht heimisch war und der mir den riesigen Menschen um so fremdartiger erscheinen ließ, als in seinem ganzen Benehmen, seinen Bewegungen, in seiner Sprachweise etwas eben so Geheimnißvolles als Feuriges lag, das mich eben so sehr interessirte, als es von der schlichten Weise der Grenzbewohner meines Bezirks seltsam abstach.

„Gospon Doktor," sprach der Grenzer, indem er seine rothe Mütze zwischen beiden Händen hin und her knetete, „ich habe einen kranken Vater, und dem geht es sehr schlecht. Der Compagniedoktor, den wir draußen haben, hat ihm zwar schon sehr viele Flaschen auszutrinken gegeben, aber es geht ihm doch schlecht, und da möcht' ich Euch denn, Gospodine, bitten, ein wenig zu ihm zu kommen." — „Warum bringt Ihr ihn nicht in's Regimentsspital?" fragte ich, da ich mich nicht sehr aufgelegt fühlte, der Einladung zu folgen. — „Warum? Seht, Gospodine, das hat seinen Grund. Allein kann der Alte nicht kommen und ich kann ihn nicht hereinbringen, und wenn ihn die andern bringen, so kann ich nicht zu

ihm kommen, und da könnt' ich ihm nicht helfen und nicht bei ihm seyn, und wenn er zuletzt gar stürbe, er hätte mich und ich ihn nicht zum letztenmal gesehen, und nicht einmal die Leiche dürft' ich sehen wollen. Nein, Gospodine, in's Spital laß ich ihn nicht und geht er auch nicht."

„Ich will es so richten, daß Ihr die ganze Zeit, und wenn Ihr wollt, Tag und Nacht an Eures Vaters Bette bleiben könnt." — „Das hilft nichts," war die Antwort. „Ich kann doch nicht in's Regimentsspital kommen, und Ihr würdet mir einen übeln Dienst erweisen, wenn Ihr Euch für mich verwenden wolltet. Ich bitte Euch sehr, Gospodine, fragt nicht weiter und kommt zu meinem Vater. Gott wird Euch vergelten, denn ich kann es nicht, das sag' ich im voraus."

„Und woher seyd Ihr denn?" fragte ich weiter, ohne daß mein Vertrauen zu dem seltsamen Manne gewachsen wäre. — „Ich? — nun, zu mir geht Ihr ja nicht, Ihr geht ja nur zu meinem Vater und der wohnt nicht weit von hier im Dorfe T..., wenn Ihr es kennt. Seht" — fuhr er nach einer kurzen Pause fort, während welcher er eine Antwort von mir erwartet hatte, ohne daß ich mich noch zu einer entscheidenden hätte entschließen können — „ich weiß, Ihr traut mir nicht; Ihr wollt mir nicht recht glauben und meint, ich habe Gott weiß was für unredliche Absichten mit Euch. Boga mi, ich kann's Euch nicht verargen, Ihr kennt mich nicht, und wild genug seh' ich aus; aber glaubt mir, mein Gott ist mein Zeuge, ich denke an nichts, als daß Ihr meinem armen Vater helfen sollt. Seht, ich habe keine Waffen bei mir, und Geld braucht Ihr auch nicht mitzunehmen, damit Ihr ja ganz beruhigt seyd. Wollt Ihr aber durchaus nicht, nun gut, so geh' ich zurück und lasse meinen armen Alten an den Fläschen des Compagniedoktors sterben; ich kann für ihn keinen andern Arzt suchen, boga mi!"

So wenig die Art und Weise, wie mich der Grenzer zu beruhigen suchte, ihren Zweck erreichte, so wollte ich doch weiter kein Mißtrauen zeigen und erklärte ihm, ich sey bereit ihm zu folgen, wenn er seinen Wagen so bald als möglich vor das Haus bringe, damit ich Abends wieder zurück seyn könnte. — „Gospodine, ich habe keinen Wagen. In unserm Hause findet Ihr kaum eine Kuh und einen Pflug, viel weniger ein Pferd und einen Wagen. Der Weg ist gut; ich dachte, es würde Euch lieb seyn im frischen Frühling dahinaus zu spazieren. Solltet Ihr müde werden, nun seht, ich hab' ein Paar Arme, jeder so breit wie ein Pferderücken, die sollen Euch tragen. Kommt nur, wenn Ihr Gott liebt, und seht, daß Ihr mir meinen alten Vater erhaltet!"

Ich sah dem Mann in's Auge. Es hing eine Thräne in den schwarzen Wimpern und ich nahm Hut und Stock und hieß ihn vorangehen. Ich hatte keine Besorgniß mehr, und es stieg auch keine neue in mir auf, als ich bemerkte, daß mein Führer augenscheinlich die belebteren Straßen der Stadt vermied und das Festungsthor durch die entlegensten, menschenleersten Gäßchen zu erreichen suchte. — „Du bist wohl in der Stadt nicht am besten bekannt und willst mich doch führen," sprach ich ihn an einer Straßenecke an, als er eben einen neuen Umweg einschlagen wollte, um eine etwas belebtere Straße zu vermeiden. — „O, ich kenne die Stadt sehr gut, aber ich möchte nicht gern dort am Wachtposten vorüber. Das ist der Djordje Irich, der dort vor dem Hause des Obersten mit dem Stutzen im Arm auf und abgeht; ich kenn' ihn sehr gut, und mag nicht, daß er mich sieht."

Wir hatten kaum hundert Schritte außerhalb des Fortifikationsrayons zurückgelegt, als der seltsame Grenzer, der bisher so schnell gegangen war, daß ich ihm nur mit Mühe folgen konnte, die rothe Mütze lüftete, sich den Schweiß von der Stirne trocknete und über einen ziemlich breiten Graben setzte, um einen wenig betretenen Seitenweg einzuschlagen. — „Kommt nur, und habt keine Sorge!" rief er mir zu. „Da geht es sich leichter und nicht so staubig, und dann rücken auch heute die von unserer Compagnie ein, um die Wache abzulösen, und denen möchte ich nicht begegnen." — Nach einigen hundert Schritten gelangten wir an's Wasser, längs dessen sich nun der Weg, kaum an einigen Fußstapfen bemerkbar, über weichen Wiesengrund zwischen Weiden und Brombeersträuchen bis gegen das Gebirge fortzog.

An einem Fleck hart am Wasser blieb der Grenzer stehen. „Seht Ihr die kleinen Ruthenstücke im Gras herumliegen?" sprach er. „Ob Ihr wohl wißt, was das ist? Doch Ihr seyd kein Grenzer und kennt das nicht. Das sind die Stückchen von den Spießruthen, wie sie bei den Exekutionen vom Rücken der Delinquenten abspringen; ich hab' das kennen gelernt! Und bemerkt Ihr dort den kleinen Hügel mitten auf dem Platz? das ist die Stelle zum Garausmachen." Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes auf seine Brust und eilte weiter.

Ohne zu wollen, vielleicht auch absichtlich hatte mich der Grenzer einen Blick in die Geschichte seines Lebens thun lassen, und so wenig freundlicher Natur auch das Interesse war, das er vom ersten Augenblick an in mir erregt hatte, so glaubte ich doch die Wanderung benützen zu dürfen, um einiges nähere über ihn zu erfahren.

„Du eilst mir so voraus, daß ich dir oft zurufen muß auf mich zu warten," begann ich. „Wie heißt du denn?" — „Wenn Ihr ein Grenzer wäret, der mich kennt, würde ich gar nicht mit Euch gehen, und wäret Ihr ein Grenzer, der mich nicht kennt, so würde ich es Euch nicht sagen. Ihr seyd aber kein Grenzer,

Digitized by Google

Ihr seyd nicht einmal ein Croate, so mögt Ihr schon meinen Namen wissen; ich heiße Athanastije." — „Du dienst noch, deinem Alter nach?" — „Sollte dienen, Gospodine, diene aber nicht. Auf dem Ruthenplatz, an dem wir just vorübergekommen, da haben sie mir's verleidet. Ein Rücken, wie meiner, ist eben so wenig gemacht, daß ihn ein Türke oder was immer für ein Feind sehen, als daß ihn die Spießruthe zerfleischen soll." — „Du bist also losgekommen?" — „Nein, ich habe mich losgemacht. Ich hab' mir den Abschied selber gegeben und bin zu den Eicen gegangen, da war ich die ganze Plackerei los." — „Du bist also desertirt; sag's nur frei heraus!" — „Was denn anders? Euch sag' ich's gerad heraus, Ihr werdet mich nicht verrathen; aber glaubt mir, wer an meiner Stelle nicht davongelaufen wäre, der hätte müssen eine eiserne Haut haben, oder ein Engel seyn." — „Was ist es denn so arges gewesen?"

„Krai uraga, was es so arges gewesen? Da müßt Ihr den Hauptmann fragen, den wir vor zehn Jahren bei unserer Compagnie gehabt. Das war ein Italiener, der kein Wort croatisch verstand; kein Wort, sag' ich Euch, und kein Mensch in der Compagnie verstand ihn, und wenn nicht alles ging, wie er sichs dachte, und wie er es in seinem unverständlichen Wälsch befahl, da regnete es Stockprügel über ganze Dörfer. Dazu stellte er allen unsern Weibern und Mädchen nach. Die aber verstanden von seinem Geplapper gerade so viel, wie wir, und lachten ihn aus. Das machte ihn noch grimmiger, und weil er seinen Zorn nicht an den Weibern auslassen konnte, schickte er ihre Männer, Väter, Geliebten in's Stockhaus, wie es ihm einfiel. Da warf er sein Aug' auch auf meine Schwester. Das Mädchen war mit einem Sohne unseres Nachbars verlobt, der Korporal war und ein paar Gulden hatte. Wir waren einverstanden mit der Heirath, weil ein Korporal doch etwas ist und einmal Feldwebel werden kann, wenn's gut geht; da ist ein Mädchen doch versorgt. Einmal kommt der Hauptmann zu ihr, sagt ihr allerhand italienischen Gram vor und zeigt ihr einige Geldstücke. Da kommt just der Korporal aus dem Hause, sie läuft auf ihn zu, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und lacht den Hauptmann aus. Das ärgerte den Hauptmann nicht wenig. Wenn ich den Korporal vom Hals hab', denkt er, will ich mit dem Mädchen schon fertig werden, und Tags darauf schickt er ihn in's Generalkommando als Schreiber. Unser Mädchen hat sich darüber sehr gekränkt, der Hauptmann aber hat nicht nachgelassen ihr nachzugehen, und kommt einmal in einer Stunde, wo er wußte, daß sie allein sey, in's Haus. Zum Glück kommt der Vater just vom Feld zurück. Der Hauptmann scheint sich dadurch nicht stören lassen zu wollen, das Mädchen aber fängt an zu weinen und zu klagen, und der Vater, der nicht länger an sich halten kann, wirft dem Hauptmann die Sense vor die Füße und sagt ihm auf croatisch: „Gospon Capetan, Ihr seyd Hauptmann in der Compagnie, ich bin Hauptmann in meinem Hause. Hab' ich den Dienst, dann hab' ich Euch zu gehorchen und thue es ohne Murren; sucht Ihr aber Dienst in meinem Hause, von dem im Reglement nichts steht, dann habt Ihr mir zu gehorchen, und so befehle ich Euch, die Stube zu verlassen." Der Hauptmann, der wenigstens so viel croatisch verstand, daß er wußte, was die funkelnden Augen meines Vaters zu bedeuten hatten, fing an zu fluchen, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und drohte mit Prügeln. Mein Vater aber ließ sich nicht zweimal auf den Tisch schlagen und schaffte den Hauptmann vor das Hausthor. Noch an demselben Abend aber ward er festgenommen und mit zehn Mann Bedeckung in die Stadt in's Stabsstockhaus geführt. — Daß ich's Euch kurz sage, da nützte nichts all sein Erzählen, da nützte nichts alles Weinen meiner Schwester; der Hauptmann gab an, er sey in keinen andern als in Disciplinarangelegenheiten im Hause gewesen, und der Auditor verurtheilte meinen Vater wegen Insubordination zu fünfzig Stockstreichen. Der arme Alte, damals ein Mann von 59 Jahren, hielt sie aus — und blieb von Stunde an ein Krüppel. Ihr werdet ihn sehen."

„Mich aber ließ es zu Hause nicht mehr ruhen, und ich schwur, mich zu rächen. Gott ist mein Zeuge, es war die geringste Rache, die ich schwören konnte. Ich wollte nichts weiter, als daß der Hauptmann von unserer Compagnie, daß er von der Grenze wegkomme, damit ich ihn aus den Augen hätte, denn ich konnte nicht gut für mich stehen. Da sprach ich denn mit einigen Kameraden und ging zum Obersten und sagte ihm, wir haben einen Hauptmann, den wir nicht verstehen, so wie er uns nicht verstehe, der sich keine Mühe gebe, auch nur etwas von unserer Sprache zu erlernen; es komme deßhalb jeden Augenblick in der Compagnie zu Verwirrungen und Excessen, es habe früher in zehn Jahren nicht so viel Stockstreiche in der Compagnie gegeben, als jetzt seit einigen Monaten, und daran sey nur der Hauptmann Schuld, den wir nicht verstehen, und kurz, der Hauptmann tauge für uns nicht, und wir wollen einen andern, der croatisch kenne. „Was, Bursche, du willst Meuterei stiften?" schrie der Oberst. Ich wanderte in's Stockhaus und mußte zehnmal Gassen laufen. Da dacht' ich denn: hol mich der Teufel, wenn ich ferner in der Grenze bleibe! und lief übers Gebirge zu den Eicen, und da lebte ich — fragt mich nicht wie — nun denn, wie eben die Eicen leben, seit zehn Jahren, ohne daß mein Vater oder sonst jemand um mich wußte. So oft ich aber konnte, schickte ich ihm etwas, aber so heimlich, daß er wohl

merkte, daß es von mir sey, und doch nicht herausbringen konnte, wo ich mich aufhielt. Da erfuhr ich vor vier Tagen, daß er sterbenskrank darniederliege, und da konnte ich es nicht übers Herz bringen und schlich mich übers Gebirge in's Regiment herein, um dem verkrüppelten Alten mit meinen starken Armen zu helfen, oder ihn doch vor seinem Sterben noch einmal zu sehen. Nun wißt Ihr alles, Gospodine, und nun wißt Ihr auch, warum ich in der Stadt dem Djardje Irich ausgewichen bin und auf dem Herweg nicht gerne der Wachtablösung begegnen mochte. Wenn mich einer erkennt, so ist's um mich geschehen, und ich sage Euch, gerade wie mein Rücken für die Spießruthe ist mein Hals auch für den Strick zu gut. Bogme, ich bin ein ehrlicher Kerl, wie irgend einer, wenn auch der welsche Hauptmann jetzt Obristlieutenant, und mein Schwager immer noch Korporal ist, und ich als Deserteur unter Eicen wohne."

Während der Grenzer mir diesen nicht sehr heitern Abriß seines Lebens entwarf, hatten wir das Gebirge erreicht und konnten von einem Hügel das enge Thal übersehen, durch das sich das Wasser herabschlängelte, längs dessen wir eine gute Strecke gegangen waren und an dessen beiden Ufern das kleine Grenzdorf zerstreut lag, Hausen weit auseinander gelegener strohbedeckter Hütten, geschieden durch Zäune und Gemüsegärten. Auf einer Anhöhe am obern Ende des Dorfes stand das einzige steinerne Haus, zwar ebenfalls nur einstockig, doch mit Schindeln gedeckt und weitläufiger als alle andern. Ein Grenzsoldat in zwilchenem Kittel und weiten Zwilchbeinkleidern ging davor als Schildwache auf und ab. „Seht, Gospodine, dort hat der welsche Hauptmann gewohnt, und dort wohnt auch der jetzige," erklärte mir mein Führer. „Es ist der zweite seit der Zeit. Beide sind Croaten, und die Compagnie ist wieder die ordentlichste im ganzen Regiment. Das kleine Haus dort unten am Wasser zwischen den zwei Apfelbäumen ist das meines Vaters."

Der Weg, der vom Hügel in's Dorf hinab führte, war ein ziemlich bequemer und wir konnten in einigen Minuten das bezeichnete Haus erreicht haben. Der Grenzer aber schien nicht gesonnen, den nächsten Weg auch für den sichersten zu halten, und ich mußte es mir gefallen lassen, ihm über Felsen und Gräben, durch Gesträuch und über Verzäunungen zu folgen, um unbemerkt in's Dorf und ans Haus zu gelangen. Wir überstiegen noch eine Plankenwand und befanden uns in einem verwahrlosten Küchengarten, dessen Beete nur hie und da einen Kohlbusch unter dem reichlich wuchernden Unkraut hervorblicken ließen. Es war der Garten, der zu dem Hause gehörte, in das mich der Grenzer führen wollte, und nach wenigen Augenblicken standen wir vor einem Pförtchen, das rückwärts in's Haus führte. „Verhaltet Euch jetzt ruhig, Gospodine, damit wir nicht verrathen werden, wenn ein Fremder drinne seyn sollte," sprach der Grenzer und klopfte leise an das Pförtchen. Da man es nicht zu hören schien, klopfte er etwas stärker.

»Ko je?« (wer ist's?) ließ sich von innen eine kräftige Mannesstimme vernehmen. — »Otori!« (öffne), antwortete mein Führer. — »Bome neću!« (bei Gott, das thue ich nicht), erwiederte die Stimme von innen und schien sich zu entfernen. — »Čuješ brate, jel me vise nepoznas?« (hörst du, Bruder? kennst du mich nicht mehr?) rief mein Führer zurück und warf zum Zeichen, daß er es sey, seine rothe Mütze über den Zaun in den Hof.

Nun wurde das Pförtchen geöffnet. — Den Mann, der es aufgethan, erkannte ich an der Mütze als Korporal. Er grüßte mit soldatischer Ehrerbietung und fragte mich auf gut deutsch: „Sind Sie vielleicht der Herr Doktor aus der Stadt?" Ich bejahte und bat ihn mich zu dem Kranken zu führen. — „Zum Kranken? O, dem ist schon besser," gab er zur Antwort und schritt durch einen dunkeln Gang in's Haus. Hier öffnete er eine niedrige, vom jahrelangen Rauch gebräunte Thür und bat mich einzutreten. Da ich aus dem hellsten Sonnenlichte kam, erschien mir der Raum doppelt finster und unwirthlicher, als er wirklich seyn mochte. Der Boden war festgestampfte Erde, der Ofen nahm drei Viertheile des Raumes ein und ein elendes Bettgestell, ein schlechter Tisch und eine Bank machten das ganze Inventar aus. An einem Nagel an der Wand hingen einige abgenutzte Monturstücke und altes Riemenzeug.

Ich trat an's Bett, in welchem ich den Kranken vermuthete. Eine weibliche Gestalt lag quer über dasselbe hingebeugt, das Gesicht in die Koţe gedrückt, die das einzige Bettzeug zu seyn schien. Sie bemerkte mich nicht und erhob sich erst, als ihr der Korporal auf die Schulter klopfte und ihr bemerkbar machte, daß der Doktor da sey.

Im Bette lag auf einem elenden Sack ein Greis mit kahlem Haupt und weißem Barte. Das Auge war geschlossen, der Athem ging nicht mehr. Mein Führer, der sich eine Weile im Vorhause aufgehalten hatte, wahrscheinlich um seiner Sicherheit wegen das Haus abzuschließen, trat nun ein. — „Nun, Gospodine, wie findet Ihr meinen Vater?" Mit diesen Worten eilte er auf mich zu. — „Es ist ihm besser als dir," antwortete der Korporal statt meiner. „Gott hat ihn zu sich genommen."

Den Scenen, die nun nicht ausbleiben konnten, mochte ich um so weniger beiwohnen, als es Abend zu werden begann. Jammernd rang das Weib, die

Digitized by Google

Tochter des Verstorbenen, die Hände, und ihr herzzerreißendes jeminj, joj meni mußte in kurzer Zeit das ganze Dorf zu gleicher Klage zusammen rufen. Mein Führer schien dieß vorauszusehen und nicht gewillt, den Zusammenlauf abzuwarten. Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes warf er sich über die Leiche und küßte sie. „Ich hab' dich gesehen, und mehr hab' ich in der Heimath nicht zu suchen!" rief er, umarmte dann die wehklagende Schwester, sprach mit dem Korporal heimlich einige Worte, trat dann zu mir, drückte mir die Hand und sagte: „Nun könnt Ihr wieder gehen."

Eine halb Stunde später hatten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, den Hügel wieder erreicht. — „Ich danke Euch, Gospodine," sprach hier der Grenzer. „Ihr seht, daß man ein Deserteur seyn, unter den Eicen wohnen und doch ein ehrlicher Kerl bleiben kann." — Hierauf verschwand er im Gebirge. — Der Korporal begleitete mich bis vor die Stadt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Juni.

Zweite poetische Epistel an den Redakteur der Revolution.

Eine Stockung, welche in dem Erscheinen der New-yorker Zeitschrift „die Revolution" eingetreten war, macht es mir erst heute möglich, Ihnen die zweite poetische Epistel Freiligraths an den Redakteur jener Zeitschrift (s. die erste in Nr. 10 des dießjährigen Morgenblatts) zukommen zu lassen. Hoffentlich ist sie auch verspätet nicht ohne Interesse für Sie.

An Joseph Weydemeyer.

II.

London, 23. Januar 1852.

Uns jüngste Reimer gründlich zu curiren
Von allem Dünkel der Poeterei,
Muß unser Stern uns an die Themse führen —
Nicht in den Dichterwinkel der Abtei,
(Nur Wen'ge sind, die Besserung dort spüren,
Wie kalt und vornehm auch das Auge sey,
Mit dem, hervor aus ruhigen Marmorbrauen,
Die stolzen Todten auf uns niederschauen):

Nein, in die Straßen, in die pochenden Adern
Der Riesenstadt, die blut- und lebenvollen,
Auf ihre ewig wiederhallenden Quadern,
In ihr Getös, in ihrer Räder Rollen,
In all ihr Brausen, Rufen, Reden, Hadern,
In ihren Strom, den hastigen, den tollen,
Von Wandelnden, die auf und ab die breiten,
Zwei Heeres gleich, bis Mitternacht durchschreiten.

O, deutscher Dichter, wer fragt hier nach dir?
Und prangtest du im Lexicon von Brockhaus,
Und druckte Cotta dich in Miniatur,
Und ziertest du sogar einmal das Stockhaus,
(Wie sonst ein Damen-Album): — gilt das hier?
Geh' nach Wisconsin doch, geh' in ein Blockhaus!
Du bist dort minder aus der Welt, fürwahr!
Als zwischen Charing Croß und Temple Bar'

Das heißt: dafern du lächelnd es verschmähst,
Dein bischen Ruf im Aufstreich auszubieten;
Dafern du nicht dein eigner Herold gehst,
Ob sie vielleicht dein Lorbeerbäumchen miethen
Für ihre Routs; dafern du ferne stehst
Den Teppichen (Gott wolle dich behüten!),
Auf deren Sommet, im Triumph gewiesen,
Der jüngste Löwe brüllt durch Eine Season.

Hans Christian Andersen! — hier rag' ein Stein
Für dich, mein Däne! Stattlich und gesegnet
Warst du als Leu! Fünf Jahre mögen's seyn,
Da bist du in Old Broadstreet mir begegnet;
Ich konnte dich am schlotternden Gebein
Von ferne schon — es hatte grad geregnet
Und war sehr glitschig. „Halt, Freund, grüß' dich Gott!"
Rief ich dir zu; „und wann auf einen Pot

„Vom besten Stout und eine Hammelkeule
Kommst du hinaus zu mir und meiner Frauen?"
Du standest sinnend eine kleine Weile,
Und sahst mich an mit deinen ostseeblauen,
Wäßrigen Augen, zappelnd wie vor Eile.
Sodann. „Mein Herr — ein Deutscher wohl —?" Die Brauen
Zog ich zusammen, als ich mich dir nannte —
Dir, der mich einst an meinem Herde kannte! *

(Zwar hatten mich seitdem der Götter Launen
Tüchtig geknufft — ich war geflohn aus Preußen —
Et caetera.) — Du schienst nun ganz Erstaunen,
Und sprachst in Worten, die gewählte heißen;
„Sie machten, Bester, vormals einen braunen
Eindruck auf mich, doch jetzo einen weißen.
Sie sind viel blasser als zu St. Goar,
Und wissen nun, warum ich grad fast war.

„Hinaus zu Ihnen —? Ja, wenn nur die Zeit —
Hier ist mein Taschenbuch! O Gott, ich seh',
Ich bin versagt auf einen Monat! Heut'
Speis' ich bei Hambro (er ist mein Bankier),
Bei Rothschild morgen. Ach, es ist ein Leid,
Ein Elend ist es! — dann die haute volée:
Graf Reventlow läßt mir nur selten Ruh',
Und Lady Palmerston auch sagt' ich zu.

„Lady Duff Gordon — Ach, wenn Sie nur wüßten,
Wie überall die Damen mich verehren!
Die Trefflichen! Bei Juden und bei Christen
Sind sie sich gleich: sie wollen Mährchen hören!
Ach. wie das zündet in den jungen Brüsten,
Wenn Bleisoldaten, Flöhe, gelbe Möhren
Ich hüpfen lasse! Täglich, nassen Blickes,
Ruf' ich: Verdien' ich's denn? Zuviel des Glückes!"

* S. Andersen, das Mährchen meines Lebens.

Ich ernsthaft drauf: „Sie waren doch nicht minder,
Mit Recht Geschäzter, bei der Königin?
Kein Zweifel wohl: Sie wirkten auf der Kinder,
Der allerhöchsten, leicht erregten Sinn
Durch Mährchen auch? Es heißt, der Hofbuchbinder
Zog durch Ihr Schaffen reichlichen Gewinn:
Drum kennen Sie gewiß die Hinterthüre,
Von der man sagt, daß sie den Künstler führe

„Hinein zum Buckingham-Palast?“ — O Schmerz!
Ein flüchtig Roth huscht' über deine Wangen;
Du hobst die Hand, wie schwörend, himmelwärts,
Und hauchtest: „Nein, ich wurde nicht empfangen!
Doch ist's nicht meine Schuld! Frei weiß mein Herz
Von allem Vorwurf sich! Ich bin gegangen
Vor jedes Thor! Selbst „mein Minister“ lief!
Hat nicht Prinz Albert längst mein Creditiv?

„Hat nicht —? doch still, ich wasche meine Hände!“
Ach, armer Freund, mit ruhelosem Geist
Bist du nach Schottland, bist du bis an's Ende
Der Welt dem „Hofe“ damals nachgereist!
Am Saum der Seen, im Graun der Felsenwände
Hast du (vergebens doch) ihn bang umkreist —
Statt, ein Poet, bei Ayr-shire's Birkenbäumen
Von Burns, dem Dichter hinter'm Pflug, zu träumen!

Ich sah dein Bildniß im Crystallpalast:
»A bust in plaster,« heißt's im Catalog —
Von Jerichau. Verlassen hielt es Rast:
Wo jezt der Falterschwarm, der dich umflog
Zu jener Zeit? Ich war der Einz'ge fast,
Der aus dem bunten, wimmelnden Gewog
An dich herantrat und erfreut dich grüßte —
Kein Cultus sonst, o Freund, vor deiner Büste!

Doch nun Ade — dir und dem Löwenthume!
Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Massen,
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme,“
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling,“ meinst du, könnt' ich doch als Blume
Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und stahle mich an diesem muthigen Leben,
In das auf's Neue mich mein Schicksal warf,
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf;
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf;
Das, achtlos meiner „Lorbeern,“ an mir rüttelt,
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt.

— Sieh' da, Freund Redakteur! Ich wollte dich
Zwar noch von Anderem dießmal unterhalten,
(Den Almanach der Musen namentlich
Gedacht' ich heut' in deinen werthen Spalten
Herauszustreichen) doch schon rüstet sich
Zur nächsten Postfahrt die „Europa.“ Wollten
Nicht ihre Wimpel, ihre Dampfessäulen
Meerwärts schon morgen, dächt' ich an kein Eilen.

So aber brech' ich ab, und was im Schilde
Ich sonst noch führe, folgt „in Bälde“ nach;
Vor allen Dingen das Produkt der Gilde,
Der Dichterzunft: der Musenalmanach.
Herr Gruppe gibt ihn jezt heraus; mit Milde
Bringt er die Zünftler unter Dach und Fach.
Ein hübsches Bildchen (wen es interessirt):
Die Gruppe, die um Gruppe sich gruppirt!

Ferdinand Freiligrath.

Aus der südlichen Oberlausitz, Juni.

Die Physiognomie des Bodens und die des Menschen. — Der oberlausitzische Weber.

Es ist doch eine eigene Sache mit den Physiognomien der Landschaften. Auf denkende Beschauer machen sie ungefähr denselben Eindruck wie die Physiognomien der Menschen. Wer gerade zu Beobachtungen in dieser Hinsicht aufgelegt ist, dem bietet gegenwärtig die bequeme Art zu reisen auf Eisenbahnen für Studien der Länderphysiognomien stets Gelegenheit. Welche verschiedene Phasen der Erdbildung hat man zu berühren, wenn man von den buchenumgürteten, fruchtbaren Gestaden der Ostsee bis an den himmelanstrebenden Bergwall der Sudeten oder nur bis zu deren wellenförmig sich erhebenden Vorgebirgen reist! Dort am Gestade des blauen Meeres fette fruchtreiche Aecker, Wiesen und prächtige Laubwälder, von zahlreichen breiten und tiefen Seen durchschnitten. Dann die endlosen kahlen Sandflächen der Mark, wo kaum dürftiges Kiefergestrüpp gedeiht und wo man fast nicht begreifen kann, wie die daselbst wohnenden Menschen dem theils kargen, theils stets halb unter Wasser gesetzten Erdreich das zum Leben Nothwendigste zu entlocken vermögen. Auch südlich und östlich von Berlin behält das Land großentheils seinen sterilen Charakter noch viele Meilen weit bei, nur daß der ostwärts führende Weg sehr bald die waldreichen Heidegegenden betritt, die einen großen Theil der Niederlausitz bedecken, während die südlich zur Elbe führende Eisenbahnlinie mehr sumpfige Strecken durchschneidet. Eigentlich fruchtbare Landstriche berühren beide Wegrichtungen nicht, weßhalb denn auch in allen Ortschaften, an denen das Dampfroß vorüberschnaubt, der Erfindungsgeist des Menschen erst auf die dürre Erdscholle etwas hat hinstellen müssen, woron er sich ernähren kann. Fabriken verschiedenster Art, namentlich Spinnfabriken, von Dampfkraft getrieben, gibt es in Menge, die Tag und Nacht arbeiten, vorausgesezt daß das Gewerbe blüht, und die eine große Anzahl darbender Menschen ausspeien, wenn unglückliche Handelsconjuncturen das Klirren und Schrillen der tausend und abertausend Räder plötzlich verstummen lassen. Erst da, wo die trostlos monotone Heide mit ihren fußtiefen, staubfeinen Sandwegen dem Thal- und Berglande Schlesiens und der Oberlausitz sich anschließt, wird die Erde wieder für Ackerbau und Viehzucht geeignet, muntere helle Bergquellen springen über Felsgeklipp und Hügelhänge herab, Saatfelder wogen hüben und drüben, unübersehbare Gewände, mit Flachs besäet, deuten auf einen der bedeutendsten Industriezweige dieser Gegenden hin, und die rastlose Rührigkeit der Menschen, die man aller Orten bemerkt, belehrt den Reisenden, daß die Masse der auf diesen landschaftlich so reizenden Landstrichen beisammen Wohnenden nur durch Anstrengung und Ausbeutung aller Arbeitskräfte sich zu ernähren vermag.

Vergleicht man nun den Typus der Menschen mit den Länderstrecken, die sie bewohnen, so entdeckt man leicht die Einwirkung von Boden, Kultur desselben, Klima und Erdbildung überhaupt auf das Aeußere der Bewohner. Am fetten Ostseerande, wo noch heutigen Tages Deutschlands Gosen liegt, das Land voll Milch, Butter und saftigen Fleisches, ist Wohlgenährtheit das Hauptkennzeichen der Einwohner desselben. Die Menschen sind in der Regel bei stämmigem Bau breit und fleischig. Sie legen, wie man dort zu sagen pflegt, tüchtig auf die Rippen. Selbstfolge dieses stark ausgeprägten Hanges zu materiellem Genusse, den man ungemein liebt, ist eine gewisse Schwere in allen Bewegungen und geringe geistige Beweglichkeit. Geistige Genüsse betrachtet man sehr als Nebensache und hält sie für das Gedeihen der Volkswohlfahrt nicht einmal für sonderlich ersprießlich.

Wie anders tritt uns dagegen der Märker entgegen. Dieser Sohn der deutschen Sahara ist ein Mensch, der sich selbst alles zu verdanken zu haben glaubt, selbst sein Daseyn. Auch er verachtet keineswegs die materiellen Güter, denn er weiß deren Werth zu schätzen; wenn sie ihm aber entgehen, so macht ihn das auch nicht unglücklich. Als Kind eines Landstrichs, in dem eigentlich nur der Grund zu einem werdenden Lande vorhanden ist, mußte er auf's Spintisiren, auf's gedankliche Schaffen verfallen, und es war jedenfalls höchst gescheidt von ihm, daß er, um zu seyn, sich selbst philosophisch sezte. Das konnte ihm niemand verwehren. So ward er aus Nichts Etwas, und zwar etwas sehr Bedeutendes, denn es blieb ihm vollkommen anheim gegeben, wie groß er sich im Gedanken selbst machen, wie hoch er seinen eigenen Werth anschlagen wollte. Diese gedankliche Selbstgenüge spricht sich auch im Auftreten des Märkers aus und erreicht in dem Berliner Kind nur ihre größtmöglichste Vollendung. Mich will daher bedünken, daß vermöge dieser eigenthümlichen Naturgabe, alles, auch das Schwerste und Schlimmste, gedanklich zu überwinden, der Märker sich über alles hinwegsetzen, mithin niemals so recht bodenlos unglücklich werden kann. Als Beweis dafür ließen sich allenfalls die bedenklichen Erfolge anführen, die man während der lezten Jahre in der Metropole der Intelligenz auf der politischen Arena errungen hat und errungen zu haben alles Ernstes sich brüstet.

In der Heide berühren wir theils Sumpfland, theils sandige, weite Waldstrecken. Hier hat sich das Fabrikwesen mit seinem nichts weniger als empfehlenswerthen Einflusse auf die Menschen angesiedelt, dort sitzen seit mehr denn tausend Jahren sorbenwendische Stämme mit slavischer Fügsamkeit und unverwüstlicher Dauerbarkeit. Diesen fehlt es bei einer gewissen erdigen Schwere doch nicht an elastischem Wesen, das sie unter allen Wechselfällen des Lebens frisch erhält. Jene grübeln bei ihrer Arbeit zu sehr nach über die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter. Sie haben wenig, verdienen wenig und in ihren Physiognomien prägt sich die entschiedenste Unzufriedenheit aus.

Beim Eintritt in das Gebirgsland der Oberlausitz

Digitized by Google

begegnen wir ebenfalls einer gemischten Bevölkerung, die mit der Bodenbildung im engsten Zusammenhange steht. Diese Bevölkerung treibt theils Ackerbau und Viehzucht, theils hat sie sich der Industrie in die Arme geworfen. Wo der Landbau vorherrscht, der Ansiedler also von dem Ertrage der Scholle, die er bearbeitet, lebt, da finden wir einen schlank gegliederten, sehr robusten Menschenschlag, in seinen Bewegungen wie in dem Jargon, den er sich zugelegt hat, etwas ungeberdig. Dieser Theil des Volks leidet keinen Mangel und wünscht im Ganzen und Großen, es möge alles so bleiben, wie es immer gewesen ist. Gegenüber diesem glücklich zu Preisenden steht in den Grenzdörfern des Gebirgs die wahrscheinlich größere Masse derjenigen, welche von der Weberei, dem vorzüglichsten Industriezweige der südlichen Oberlausitz, man kann nicht sagen leben, sondern vegetiren. Die Physiognomie dieser Tausende gibt uns das ausgeprägte Bild eines Ringens mit Mangel und Armuth, ganz so dürftig, nur weniger romantisch als die malerischen Thal- und Bergschluchten, in deren Schlupfwinkeln sie leben.

Man hört allerwärts, wo es Fabriken gibt, über die Noth und Gedrücktheit der Fabrikarbeiter klagen und mag damit eine weit klaffende Wunde unserer Zeit, unserer socialen Verkommenheit enthüllen. Dennoch will mich bedünken, als sey der eigentliche Fabrikarbeiter immer noch etwas besser daran als der Lohnweber. Auch dieser ist in gewissem Sinne Fabrikarbeiter, seine Arbeit nimmt aber doch eine ganz andere Gestalt an, da er nicht an den Ort gebunden ist, wo die Fabrik (hier eigentlich nur der Arbeitgeber) sich befindet, sondern stunden- und meilenweit davon entfernt wohnen kann. Da die Weberverhältnisse bei weitem nicht allgemein im deutschen Vaterlande gekannt sind, möchte es belehrend seyn, hier etwas genauer darauf einzugehen. Ich kann allerdings nur von denen der südlichen Oberlausitz sprechen, wie sie sich daselbst seit einem halben Decennium gestaltet haben; anderwärts, z. B. in Schlesien, mögen sie sich zum Theil modificiren, im Allgemeinen wird aber doch eine wahrheitgetreue Darstellung derselben so ziemlich auf alle passen.

Es muß nun hier gleich ausgesprochen werden, daß jeder Lohnweber in einem höchst traurigen Abhängigkeitsverhältnisse von seinem Arbeitgeber, also dem Fabrikanten, oder wie der Weber, der sich als Geselle betrachtet, zu sagen pflegt, dem Meister steht. Selbst wenn der Meister die Menschenliebe selbst ist oder wäre, muß dieses Verhältniß unglaublich drückend für den Lohnweber werden, sobald die Fabrik auch nur momentan in's Stocken geräth. Dieß geschieht bei jeder nicht gut ausfallenden Messe, es kann geschehen bei jeder eintretenden politischen Spannung, es muß geschehen, sobald Geldwirren sich fühlbar machen. Bei jedem dieser stets möglichen, mithin auch stets drohenden Fälle ist der Lohnweber viel übler daran als der russische Leibeigene oder der schwarze Sklave des amerikanischen Pflanzers, denn er ist ein freier Mann. Er dient für Lohn dem Meister, indem er für ihn arbeitet, allein der Verdienst hört sofort auf, wenn der Meister nicht arbeiten lassen kann, indem der Absatz durch irgend welche eintretende Eventualitäten ihm verkümmert wird. Den russischen Leibeigenen, den amerikanischen Sklaven muß sein Herr ernähren, um den freien Lohnweber braucht sich der Meister nicht zu bekümmern. Das Verhältniß hört auf, wenn der Fabrikant sich außer Stande befindet, dem für ihn arbeitenden Weber eine neue Werfte zu verabreichen. Ein etwaiger Contrakt, gleichsam ein Miethen auf eine gewisse Zeit, auf eine Reihe von Jahren findet durchaus nicht statt und ist auch bei der Art dieser Arbeit völlig unthunlich. Der Lohnweber schwebt demnach täglich in Gefahr entlassen zu werden. Diese Gefahr kann über ihn hereinbrechen als niederschmetterndes Unglück, wenn der Fabrikant an seiner Arbeit gerechten Tadel findet, wenn sie nicht zu gehöriger Zeit abgeliefert wird, oder wenn das Geschäft in's Stocken kommt und kaufmännische Rücksichten ihm gebieten, eine kürzere oder längere Pause im Arbeiten eintreten zu lassen. Welch eine Scala des Unglücks für den armen Lohnweber, der von Jugend auf nichts besitzt, als höchstens das tägliche Brod, und der sich glücklich nennt, wenn ihm Gott eben nur täglich dieses Brod sendet und beläßt!

Statistische Hülfsmittel liegen mir nicht vor, weßhalb ich zuverlässige Angaben über die Zahl der Weber in den Hauptweberdörfern auch nicht machen kann; ich veranschlage sie aber jedenfalls nicht zu hoch, wenn ich sie auf 12,000 Seelen schätze, die Gehülfen beim Weben, als Spuler, Treiber ꝛc. nicht mitgerechnet. Unter diesen Tausenden sind wieder mindestens zwei Drittheile, vielleicht sogar mehr Proletarier im allerstrengsten Sinne des Wortes. Was mittelst eines Tages Arbeit verdient wird, verzehrt auch der Tag, ja bei größter Sparsamkeit, bei mehr als spartanischer Genügsamkeit reicht der Verdienst des Tages oft nicht hin, um dessen Bedürfnisse zu bestreiten. So geräth der Lohnweber häufig in Schulden und hat nicht selten wochenlang voraus seinen späteren Verdienst trotz alles Darbens schon verzehrt.

Wer nie die Hütten armer Lohnweber betreten hat, der kennt weder die Armuth noch die Dulderfähigkeit eines Christenmenschen. Ich möchte wohl die Besitzenden, die Reichen, die vornehmen Schwelger, die nur verthun und nichts verdienen, durch diese stundenlangen Lagerstätten der Armuth geleiten, damit sie offenen Auges der Noth in das verkümmerte Antlitz sehen müßten. Hier brütet eine Noth, die viel schlimmer ist, als jenes bettelnde Elend, das die Straßen großer Städte bevölkert; denn dieses arbeitende Elend bettelt nicht, es trauert nur, es verkümmert langsam und stirbt im äußersten Falle schweigend an nicht gestilltem Magendrücken.

In dem Theurungsjahre 1847 erreichte die Noth der Lohnweber, wie anderwärts, so auch in der südlichen Oberlausitz die äußerste, bis jezt bekannte Höhe. Seitdem ist es nach und nach wieder um Weniges besser geworden, allein weder hat der gegenwärtige noch lange nicht gut zu nennende Zustand Aussicht auf lange Dauer, noch läßt sich behaupten, daß das Maß der Noth mit dem Dagewesenen erschöpft sey. Um darzuthun, zu welch traurigem Loose ungezählte Tausende redlicher und arbeitsamer Menschen verurtheilt sind, will ich mit wenigen Worten erzählen, wie gegenwärtig der Lohnweber lebt und leben muß. Man darf stillschweigend annehmen, daß eine Weberfamilie aus wenigstens drei Köpfen besteht, in der Regel zählt sie aber deren viel mehr. Diese drei Köpfe, die ich als Normalzahl hinstellen will, d. h. Mann, Frau und ein Kind über

Digitized by Google

sechs Jahren, verdienen zusammen im Laufe einer ganzen Woche, falls sie gesund bleiben und täglich gegen sechzehn Stunden angestrengt arbeiten, durch Anfertigung einer gewöhnlichen Webe Leinwand 1 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Ngr. pr. Cour. Dieß ist der glückliche Fall. Erkrankt aber eine Person, so daß die Arbeit in's Stocken geräth, dann wird der karge Verdienst nicht allein geschmälert, es ist auch Gefahr vorhanden, daß er ganz verloren gehen kann. Denn wird die Waare begehrt, so kann der Fabrikant selten lange warten. Wer also nicht pünktlich ist, der wird abgelohnt und entlassen. Nun wolle man sich doch einmal fragen, wie eine Familie mit der angegebenen Summe bei dem gegenwärtigen Mangel an Kartoffeln und den hohen Getreidepreisen leben soll, der fälligen Abgaben, der unerläßlichen Ausgaben für Holz, Kleidung, Schuhwerk ꝛc. gar nicht zu gedenken! Wo die Kartoffeln fehlen — und seit ein paar Monaten fehlen sie fast aller Orten — da besteht die tägliche Nahrung aller Lohnweber aus dreimaliger Roggenmehlsuppe täglich, sehr dünnem Cichorienkaffee und wenigem Brod. Butter sieht der Lohnweber selten, Fleisch kennt er nur dem Namen nach und von Ansehen. Dieses jezt übliche Leben nennt der Lohnweber selbst noch erträglich gegen das, welches er früher führte. Damals mußte die Mehlsuppe von einem ungeschmalzten Brei aus Kleie ersezt werden. Noch heut, wo es doch eben besser geht, verbraucht gar manche Familie wöchentlich nur für $2\frac{1}{2}$ Ngr. Brod, weil es ihr nicht möglich ist, mehr zu erschwingen.

Unter so bewandten Umständen muß man sich noch wundern, daß nicht Krankheiten aller Art ausbrechen und eine so kümmerlich lebende Bevölkerung decimiren; man muß sich wundern, daß der Muth dieser armen Leute nicht gänzlich gebrochen ist. Merkwürdigerweise denken nur Wenige an Auswanderung, was wohl nur in der starken Liebe zur Heimath, die ihnen nun einmal eigen, seine Erklärung findet. Selbst die Unzufriedenheit, die Verstimmung ist nicht auffallend groß unter ihnen, dagegen nimmt die Verkümmerung des Geschlechtes reißend überhand. Ich habe selten mehr Verwachsene und Krüppel aller Art irgendwo gesehen, als in diesen stark bevölkerten Weberdörfern.

So drückend nun die Lage der Lohnweber im Allgemeinen ist und so wenig eine Aenderung zu erwarten, so bedeutend sind doch selbst in jetziger ungünstiger Zeit noch immer die Geschäfte, welche die größeren und reicheren Fabrikanten machen. Mir ist eine Firma bekannt, deren Gesammtumsatz man jährlich auf zwei Millionen Thaler veranschlagt. Diese Firma beschäftigt über 2000 Weber und versendet wöchentlich an 300 Centner reines Leinenfabrikat nach Hamburg, von wo es nach Amerika, namentlich nach Merika verschifft wird. Allein die Appretur dieser Waaren kostet der erwähnten Firma jährlich die Summe von 20,000 Thalern. Man sieht daraus, wie wichtig für die ganze südliche Oberlausitz dieser Industriezweig ist und welcher Rückschlag erfolgen müßte, wenn plötzlich darin eine Aenderung eintreten sollte. Wie gegenwärtig die handelspolitischen Conjunkturen stehen, trägt man sich mit sehr ernsten Besorgnissen. Die Auflösung des Zollvereins scheint sich verwirklichen zu wollen. Daß alsdann Sachsen aus den bisherigen Zollvereinsstaaten scheiden würde, kann niemand in Zweifel ziehen. Ein solches Ereigniß aber würde die oberlausitzischen großen Fabrikanten jedenfalls nöthigen, ihr sächsisches Vaterland zu verlassen und nach Preußen zu ziehen. Damit wäre denn die Brodlosigkeit vieler tausend unbemittelter Familien sofort eine Thatsache, und welche commercielle Umwälzung in den weitesten Kreisen dieß herbeiführen, wie groß dann die Noth unter den ohnehin nie im Ueberfluß lebenden Lohnwebern werden würde, das läßt sich höchstens denken, nicht beschreiben. Die Aussichten für diese bedauernswerthen Leute sind also sehr trüb, und wenn eine allgemeine stille Niedergeschlagenheit herrschende Stimmung bei ihnen ist, so haben sie wahrlich alle Ursache dazu.

Einige Hoffnung sezt man gegenwärtig auf die bevorstehende Ernte. Selten haben die Saatfelder reicheren Ertrag versprochen als in diesem Jahre. Und nicht nur Roggen, Weizen, Raps ꝛc. stehen vortrefflich, auch die Kartoffelfelder scheinen eine gute Ernte geben zu wollen. Freilich ist dieß sehr trügerisch, denn die Erfahrungen der lezten Jahre haben leider dargethan, daß die gefürchtete Kartoffelseuche immer erst kurz vor der Ernte die Frucht ergreift, dann aber auch mit reißender Schnelligkeit große Verheerungen anrichtet.

Seit Monatsfrist ist die Witterung in unserer Gebirgsgegend außerordentlich feuchtbar, nur haben wir viel von Gewittern zu leiden, deren sich täglich bald da bald dort einige entladen. Starke Ueberfluthungen, verbunden mit Hagelschlag, und häufiges Zünden des Blitzes bleiben natürlich nicht aus, doch macht die Gewohnheit diese jammerliche, in den meisten Jahren wiederkehrende Calamität erträglicher, um so mehr, da ja der menschliche Witz auch Hagel- und Wasserversicherungen erfunden hat oder die lezteren gewiß bald erfinden wird.

Digitized by Google

Worms, Juni.

Ein Tag in Woems

Wie manchmal bin ich schon rheinauf rheinab an der alten Stadt Warms vorüber gefahren, aber immer nicht in ihre Mauern gekommen! Ja ich war sagar schan einmal darin, aber nur bei Nacht, und der Eilwagen trug mich wieder davon, ehe die Margenräthe kam. Freilich muß ich gestehen, daß die flachen Rheinufer des Wonnegaus, wie die Alten die Gegend nannten, keine magisch anziehende Gewalt üben und nicht zum Aussteigen zwingen können, wenn man auf dem Dampfschiffe sizt und die goldene Moguntia und den Rheingau, wenn auch nicht schan vor Augen, dach im Sinne hat. Aber die Stadt selbst? Sie bietet eben auch keinen sonderlich malerischen Anblick. Ragte nicht der alte Dom mit seinen vier Thürmen über die Häuser hervor, sie würde völlig unbedeutend erscheinen. Aber ihre Geschichte? Ja, die ist reich, sogar graß, und gibt ihr eine hahe Bedeutung nicht nur unter den Städten des Rheinlandes, sandern unter allen und vor vielen des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Auf dem alten Warmazfelde steigen viele hehre und wilde Gestalten vor uns aus dem Grabe. Die uralten Kelten und Vangianen, die Römer und die Hunnen, die burgundischen Könige und die Nibelungen mit ihrem Helden Siegfried, die Alemannen und die Franken ziehen vorüber. Die Chronisten wissen von allem zu erzählen und stellen helle Bilder und düstere Nachtstücke zur Schau, wenn sie z. B. reden von der schrecklichen austrasischen Königin Brunhilde, die zulezt am Schweif eines Pferdes durch die Stadt geschleift wurde, oder von dem vielgepriesenen König Dagabert dem Großen, der seinen Palast mitten in die Stadt gebaut und sie zu neuem Glanz erhaben hat. In der Nähe von Warms wurden die graßen fränkischen Malfelder gehalten, in Worms bewahnte Karl der Große mit Fastraden eine herrliche Pfalz, ehe er nach der Einäscherung derselben nach Frankfurt und nach Aachen überzog. Wenn auch die wunderschöne Kaiserin Theaphania, die Mutter Ottos III. hier nicht wohnte, Worms hat sie in seinen Mauern gesehen, als sie die rheinischen Städte besuchte. Es hat gejubelt, als diese schöne Tachter des griechischen Kaisers einzag auf ihrem weißen Zelter, ein Anblick, dessen orientalische Pracht selbst den alten Görres paetisch begeisterte, sa daß er uns einmal vam Katheder herab jenen Einzug der herrlichen Frau mit leuchtenden Farben bis in's Einzelnste schilderte.

Mehr noch als unter den sächsischen hat Warms unter den salischen Kaisern Tage des Glanzes gesehen. Waren dach diese Salier von Alters her hier zu Hause und Konrad II. just auf dem Wahlfelde bei der Stadt zum Kaiser erkoren warden. Und wer zählt alle die Reichstage, die jene so wie die späteren Kaiser in dieser Stadt gehalten, schon var dem Investiturstreite und van diesem herab bis auf den Tag, an dem Luther hier var Karl V. stand? Wer nennt die Namen aller der alten Geschlechter, die zu Warms hausten, an ihrer Spitze die berühmten Kämmerer van Warms, die Dalberge, oder die, mit denen die Stadt van Zeit zu Zeit in Fehde lag, wie mit dem gewaltigen Franz van Sickingen? Ja, dieses Worms war graß und bedeutsam im Reiche, aber seit dem thränenreichen Jahre 1689, in dem Lauvais Brandfackel sich im Rheine spiegelte, ist es, wie sa manche andere rheinische Stadt, nichts mehr als sein eigener Schatten. Gegen hundert Thürme mußten mit den Mauern sich „var Galliens König beugen und den Franzosen in Warms einen unsterblichen Namen machen," noch ehe die würdigen Helfershelfer Lauvois, ein Boincenell, ein de la Faud, ein Duc de Crequi und Melacs Horden das graße Pfingstfeuer anzündeten, dem die armen Warmser von einer nahen Rheininsel zuschauen durften, während die Mordbrenner zur lustigen Musik am Ufer tanzten und jubelten.

Daß jener Tag und die salgenden Zeiten nach interessante Reste der alten Herrlichkeit zurückgelassen, das sieht man vom Strom aus auf den ersten Blick. Der alte Dom, den das Feuer nicht gefressen und der Zahn der Zeit nicht zernagt hat, streckt ja seine vier Thürme noch in die blaue Luft. Einige andere alte Kirchen, an denen Zeit und Feuer gezehrt, erscheinen noch schön als Ruinen. Warum nicht einen Tag daran wenden, um wenigstens diese Reste zu betrachten?

Allermittelst stand ich schan auf der Landungsbrücke und unmittelbar daneben var dem einzelnen Gasthaus an der Anfurt. Auch dieses ganz ordinär aussehende Haus hat sein historisches Interesse, doch ist es vom neuesten Datum. Herr Bleuker, fast zu sagen ein kleiner Coriolan, hatte im Jahr 1849 van der nahen Pfalz aus bei Nacht und Nebel seine Vaterstadt ohne Schwertstreich genommen und besezt. Hier dieses Strandwirthshaus diente seinen Vorposten zum Obdach. Dadurch ward es natürlich das erste Ziel der hessischen Kanonen, als diese am jenseitigen Ufer erschienen, um Warms wieder zu säubern. Glücklicherweise gab's nur einige Löcher in Dach und Fach. Die Freischärler gingen den unhöflichen Kugeln geflügelten Fußes aus dem Wege. Worms war gerettet!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 28. 11. Juli 1852.

— Geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus: omnia novit.
Juvenal:

Gestalten aus der Alltagswelt.

(s. Nr. 17.)

Zwei Tausendkünstler.

I. Der Majister.

Es gibt Orte und Scenen, die man nie wieder sehen sollte, wenn man sie als Kind gesehen hat, um den poetischen Reiz des ersten Eindrucks nicht durch spätere nüchterne Anschauung zu schwächen. Unter solche Orte rechne ich die Stube des „Majisters," die für mich mit all dem magischen Duft erfüllt war, der in poetischen Schilderungen auf den Laboratorien der Alchymisten ruht.

Der Majister war, wie der Titel besagt, ein Tausendkünstler, dem nichts verborgen blieb, und er machte Geschäfte in allen Fächern. Von Gewerbe war er ursprünglich ein Gürtler, er war aber auch Gold- und Silberarbeiter und Uhrmacher, er war aber auch Graveur und Juwelier, er verstand Porcellan zu kitten, Transparente auszuschneiden, Fahnen zu drapiren, Illuminationen zu arrangiren und Festsäle zu schmücken; er hatte schöne Kenntnisse in der edlen Kochkunst und konnte Torten und Kuchen so sinnreich verzieren wie der Hofconditor. Der Majister war auch ein Roßkenner, er hielt ein Pferd, einen Schlitten und ein sonstiges zweideutiges Fuhrwerk, das zwischen Droschke und Bernerwagen die Mitte hielt und das er zu eigenem Gebrauch und zum Vermiethen benuzte; er war auch rationeller Landwirth, der Aecker und Weinberge nach eigenen Heften anpflanzte und allerlei kunstreiche Bebauungs- und Bedüngungsversuche damit anstellte.

Somit gab es der Berührungspunkte mit dem Majister gar vielerlei, und mannigfach waren die Bestellungen, die wir bei ihm zu machen hatten. Solche Botengänge waren uns jedesmal ein Fest, troz der hohen und schmalen Treppe, die zu erklimmen war, ehe man das Heiligthum des Künstlers betrat.

Da wußte man nun in der That nicht, wohin zuerst sehen und was zumeist bewundern, und wir hatten gewaltigen Respekt vor dem Majister Angesichts der Herrlichkeiten, mit denen er umgeben war. Die Wände waren geschmückt mit den neun Musen und dem halben Olymp in Porcellan, die Kommoden mit kunstreichen kolossalen Porcellanvasen, die bei allen Festlichkeiten in der Kirche, auf dem Rathhaus u. s. w. figuriren mußten; in der Mitte des Zimmers prangte ein hoher Glaskasten voll künstlichen Silbergeräths, wunderlich geschliffenen Gläschen und Krystallen in allen Farben, Brennspiegeln, einer Camera obskura, Porcellanfiguren und buntbemalten Döslein. Da mußte für Kinder eine ganz neue Welt aufgehen. Und der Majister war gar nicht neidisch mit seinen

Schätzen, er zeigte und erklärte alles, was da war, und noch mehr, in seinem etwas schwer verständlichen sächsischen Dialekt, der uns den gutmüthigen Respekt einflößte, der den Schwaben vor allen fremden Mundarten befällt.

Den schönen Titel „Majister" trug er von einer einfachen Veranlassung her. Als er zuerst aus dem Sachsenlande einzog, um unsere bescheidene Stadt mit seiner kunstreichen Gegenwart zu zieren, bestand noch der Gebrauch, daß man an den Thoren der kleinen Residenz, die er passiren mußte, um Titel und Rang befragt wurde. „Majister so und so," sagte er der Kürze halber, und seither blieb er der Majister bis an sein Lebensende.

Es wäre aber unrecht, ihm diese Selbstbetitelung als Anmaßung aufzurechnen; wenn er auch just nicht auf dem ordinären Weg doktorirt hatte und von den mannigfaltigen Elementen seines Wesens das geistliche das unmerklichste war, so hätte er doch gewiß Magister in nicht sieben, sondern wohl in siebzehn freien Künsten werden können. Auch hatte er selbst die allerumfassendste Meinung von seinem Talent. „Das kann ich ooch," war seine einfache Antwort, wenn von irgend einer Kunst, Wissenschaft oder Erfindung die Rede war. Zu jener Zeit kamen die orthopädischen Institute auf und mit ihnen kam eine Unzahl von Verkrümmungen, hohen Seiten, schiefen Hälsen und was mehr für Mißgestalten an's Tageslicht, an die man zuvor kaum gedacht hatte, als man die Menschheit noch wachsen ließ wie sie konnte und wollte. Tausend besorgte Mütter beobachteten den Wuchs ihrer Töchter, die Aerzte wurden um ihr Gutachten angerufen, wo sie gingen und standen, Turnanstalten, Streckbetten und andere Torturanstalten verbreiteten sich durch Stadt und Land. Obgleich nun der Majister in einer unorthopädischen Zeit aufgewachsen war, so war er doch gleich vollkommen daheim auf diesem Gebiet. „Das kann ich ooch," meinte er und construirte Hängeanstalten, Stahlkreuze und Maschinen, von denen Heine, Chelius, und wie sie alle heißen, gewiß noch viel Neues hätten profitiren können.

Die Dampfmaschinen in jeder Gestalt hielten ihren brausenden Einzug in die Welt. „Das kann ich ooch," sagte der Majister und laborirte an einer Dampfsäemaschine, die zugleich durch laues Wasser, das sie von sich gab, den Boden hätte erweichen sollen, die aber meines Wissens nicht zum Prakticiren kam.

Daß er nicht kunstritt und seiltanzte, kam sicherlich nur daher, daß es eben nicht in seinem Belieben lag; Taschenspielerkünste jeder Art verstand er wenigstens vortrefflich auszuführen; er warf Kugeln in die Höhe und fing sie mit einer Gabel auf, steckte sich eine Gabel in die Nase und ließ die Spitze am Aug herauskommen, verschlang Werg und spie Bänder und dergleichen; „ooch" konnte er Daguerrotypen verfertigen, nur daß sie wie Silhouetten aussahen.

Ueber des Majisters Herkunft und Vergangenheit, über den Gründen, die ihn bewogen, das Sachsenland mit unserem hausbackenen Schwaben zu vertauschen, schwebte ein gewisses Düster, das ihn nur noch interessanter machte. Wenn er nun auch nicht direkten Aufschluß darüber gab, so verstand er doch das Dunkel mit einzelnen Erzählungen zu beleben, die wenig hinter denen des Herrn von Münchhausen zurückblieben. Er hatte ganz erstaunliche Abenteuer erlebt, so daß es eine Lust war ihm zuzuhören und ein biederer Dorfschulze einmal unwillkürlich in den Ruf ausbrach: „aber dem schmeckt's Lügen prächtig!" So zwar verstand er's nicht wie jener in Schwaben bekannte Ehrenmann, der unter andern Erlebnissen häufig erzählte, wie er in Afrika sehr glücklich verheirathet gewesen, bis ihm eines schönen Morgens sein schwarzer Schwiegervater alle seine Kinder gefressen, und der jedesmal bittere Thränen dazu vergoß. Dafür aber wußte der Majister höchst reizende Schilderungen vom Karlsbad zu machen, wo er „ooch schon" gewesen, wobei er seiner Muse um so freieren Lauf lassen konnte, da er bei den einfachen Sitten des Städtchens gewiß war, daß sich niemand dorthin verirren werde, um seine Aussagen zu controliren. — Die Bäder Aladins im Thal der Genien sind gar nichts im Vergleich mit den Comforts des Karlsbads. Da saß man im Bad, schwebend auf einem Luftpolster, trat aus demselben in ein mit wohlriechender Luft erwärmtes Gemach, wo durch eine künstliche Maschinerie ein weicher wollener Mantel zum Trocknen sich um die Glieder schlug; dann setzte man sich an ein Klavier, dessen schwarze Tasten je den Namen eines Buchs, die weißen die Namen verschiedener Speisen als Ueberschrift trugen; man schlug eine beliebige Taste an, und das betreffende Buch oder Gericht kam alsbald herbeigerutscht. In dieser Weise ging es weiter.

Die meisten Potentaten Europa's hatte er in Audienzen oder bei zufälligen Begegnungen gesprochen. Er hat „ooch" vorher gewußt, wie's mit dem russischen Feldzug ausfallen würde, und seine Schuld war's nicht, daß man ihn nicht unterlassen hat; ooch hätte er eine besondere Art von fliegender Brücke über die Beresina angeben können, mittelst der der Uebergang leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Sey es nun mit seiner Herkunft wie es wolle, seine universelle Bildung und die zum Theil wirklich werthvollen Geräthschaften, die den Schmuck seines Zimmers bildeten, ließen schließen, daß er einst „bessere Tage gekannt," und er behauptete lange Zeit seinen Rang unter den Honoratioren der Stadt. Er machte sogar eine Art von Haus, wenigstens gab er alljährlich ein großartiges Herbstfest, bei dem er selbst gezogene und eigenhändig zubereitete Hahnen und

Digitized by Google

Kapaunen auftischte und ditto Feuerwerk los ließ. Zwar gingen die Raketen abwärts statt aufwärts, das war aber wohl nur der Rarität halber, er hätte sie gewiß doch steigen lassen können.

Mit dem Ehestand hat er's auch in verschiedenen Variationen versucht, und wenn er eben nicht als musterhafter Ehemann berühmt war, so hat er doch gezeigt, daß er verstanden, immer wieder eine Frau zu bekommen, wenn auch die Vorgängerin nicht an Uebermaß vom Glück gestorben war. — Die erste, die vielleicht den Grund zu seinem Wohlstand gelegt, war eine Wittfrau, ledernen, gesetzten Ansehens, die es wenig verstand in seine Ideen einzugehen und ein scharfes Reglment über ihn führte. Ja, böse Zungen wollen behaupten, sie habe ihn behandelt wie eine Orgel — bald getreten, bald geschlagen. Aber strenge Herren regieren nicht lange; sie starb und hinterließ ihn als trostempfänglichen Wittwer. Sodann erhob er seine Augen zu einer Honoratiorentochter der nächsten Stadt, die aber meinte, er habe in dem Fegfeuer seines ersten Ehestandes wenig Geduld gelernt. Nach ihrem Tode schien es fast, als wolle er Geschäfte in Körben machen, denn er handelte von diesem Artikel eine bedeutende Anzahl ein, endlich aber gelang es ihm doch eine hübsche, schwarzäugige Bürgerstochter in sein Prunkgemach zu führen, ein herzgutes Weib, die es zum Erstaunen lang an seiner Seite aushielt.

Mittlerweile war der Majister auch alt geworden, seine kunstfertige Hand zitterte, seine Beredtsamkeit nahm ab, sein Vermögen und die Mittel ein Haus zu machen, gleichfalls und er schien noch mehr als zuvor die Einsamkeit seines Herdes zu empfinden. Da wählte er schließlich bescheiden „ein Weib aus dem Volke," die Annekäther, eine rüstige Magd, die indeß seine Haushaltung besorgt hatte. Annekäther ließ sich die Ehre gefallen, blieb aber dabei fein in der Demuth, auch machte der Majister keine Versuche, sie in geistiger oder geselliger Beziehung zu heben. Der einzige Bildungsgrad, den sie erlangte, war ein seidenes Kleid und eine Spitzenhaube; im übrigen verblieb sie seine demüthige Magd, die ihn treulich versorgte und verpflegte bis an sein Ende.

Auch bei den Kindern, die dieser lezten Verbindung entsprangen, den einzigen Sprößlingen seiner vier Ehen, verlor sich der aristokratische Typus, den er selbst noch beizubehalten gewußt, immer mehr. So ging es dem Majister wie so vielen großen Männern, die ein glänzend begonnenes Daseyn in Stille und Dunkelheit beschließen, wie dem Rhein, der im Sand verläuft. Es wurde immer weniger von ihm vernommen, immer seltener erblickte man Kunstwerke von seiner Hand; doch hatte Annekäther noch hinreichend Zeit, die Ehre des seidenen Kleides und der Spitzenhaube abzuverdienen, bis sie mit gefaßter Seele in den alleinigen Besitz seiner sehr geschmolzenen Verlassenschaft trat.

2. Der Beindrechsler.

Ein bescheidenes Gegenstück zu dem vielbeweglichen Magister habe ich in einem Universalgenie anderer Art in den Mauern eines kleinen lebenslustigen Städtchens kennen gelernt, das, rings von Bergen eingeschlossen, in Sitten und Gebräuchen noch sein altes reichstädtisches Aussehen bewahrt hat.

Ich habe in meiner Jugend große Lust und Freude an der edeln Maler- und Zeichenkunst gehabt, obgleich mir's nimmermehr gelungen ist, meine Phantasien auch nur einigermaßen in eine Form zu bringen. Die menschlichen Gestalten und Gesichter en face bekamen stets ein grinsendes oder hexenhaftes Ansehen und die Hände mit ihren fünf Fingern glichen mehr einer seltsamen Blume als einem menschlichen Glied. Im Profil wären die Gesichter etwas besser ausgefallen, aber bei der übrigen Gestalt wußte ich nie, wo der zweite Arm anzubringen sey. Für Thiergestalten hatte ich nur Ein Modell, einen Storch, der entsteht, indem man eine schöne Geschichte erzählt von einem Herrn, der aus seinem Gartenhaus schaut (bin auf besonderes Verlangen bereit es zu veröffentlichen). Nach diesem wurde mit kürzeren oder längeren Füßen und Schnäbeln das ganze Vogelgeschlecht gebildet; für die vierfüßigen Bestien aber fehlte mir ein ähnliches Arkanum, darum fielen mir diese noch schwerer, und meine Lämmer konnten nur an den Ohren und vier Füßen von den Vögeln unterschieden werden.

Nun also, um dieses schöne Talent nicht brach liegen zu lassen, wünschte ich bei einem längeren Besuch in der erwähnten kleinen Reichsstadt Zeichenstunde zu nehmen. Als der Einzige, der mit einer so hoffnungsvollen Schülerin beglückt werden konnte, wurde mir Meister Buchsbaum, der erste und einzige Blumen-, Landschafts- und Porträtmaler der Stadt, empfohlen, der in Oel-, Aquarell- und Pastellgemälden, in Tusch und Bleistiftzeichnungen Geschäfte machte. Ohne Examen und sonstige Schwierigkeit ward ich angenommen und begab mich mit Zeichenpapier, Bleistift, Tusche und vor allem mit Gummielasticum reichlich versehen in das Atelier des Künstlers, das Wohn- und Besuchzimmer, Lehrsaal und Arbeitsstube in sich vereinte.

Ein friedlicherer Anblick, eine harmonischere Vereinigung der Attribute des Künstlerlebens mit der allerspießbürgerlichsten Ordnung und Behaglichkeit, als diese Stube darbot, läßt sich nicht denken. Die Aussicht aus den sonnenhellen Fenstern war von den grünen Bergen begrenzt, die von allen Seiten das Städtchen einschließen; an dem einen derselben stand der Arbeitstisch des alten Meisters, auf dem in

Digitized by Google

zierlichster Ordnung sein Malergeräthe lag; vor dem andern sah man ein paar frischgrüne Blumenstöcke, auf dem innern Sims stand der Steickorb und das Nähkissen der Hausfrau; am dritten befand sich das Tischchen, an dem die Schüler ihre Versuche begannen. An der einen Wand hingen Musikinstrumente aller Art, Violine, Fagot, Posaune, Flöte, Klarinet und Horn; die anderen waren mit den Kunstwerken des Meisters, Landschaften, Porträts und Blumenstücken bedeckt, in der Ecke stand der Drechstuhl und das sonstige Geräth zum Beindrechseln.

Der greise Künstler empfing mich allzeit mit ruhiger Höflichkeit, in demselben unveränderten Kostüm, einem gestrickten wollenen Wamms und einer schneeweißen Zipfelmütze auf seinem ehrwürdigen grauen Haupt. Die fast ängstliche Ordnung und Sauberkeit, die ein Charakterzug jener kleinen Stadt ist, waltete auch in der kleinen Stube; kein Stäubchen war sichtbar, kein Blättchen von seiner rechten Stelle gerückt, sogar der Staar, der am Fenster der Hausfrau hing und Freiheit hatte aus seinem offenen Käfig aus- und einzugehen, schien an Sauberkeit gewöhnt. Hier war so recht eine Heimath des Friedens von außen und innen; man vergaß ganz, daß da draußen eine Welt voll Hader, Vergnügungssucht und Klatscherei sich umtreibe.

Inmitten dieses häuslichen Stilllebens begann denn der Zeichenunterricht, und wenn es je einen gelinden Lehrmeister gab, so war es der alte Buchsbaum. Seine Methode war höchst einfach und ich hoffe, daß begabtere Schüler als meine Wenigkeit glänzendere Resultate davon gewonnen haben als ich. So wie sein Talent sich einst die eigene Bahn gebrochen, so überließ er's auch seinen Schülern, die ihrige einzuschlagen. Mit Strichen, Linien und Kreisen hat er uns keinen Augenblick geplagt. Auf seinem Tisch lag eine große Mappe mit Zeichnungsvorlagen aller Art; da durfte sich denn jedes wählen, was ihm gefiel und an was es den Muth hatte sich zu wagen, Hirsche oder Hunde, Blumen oder Bäume, Obstkörbe oder Apostel. Die Originale waren in Quadrate eingetheilt, eben so geschah es mit dem Blatt, worauf die Zeichnung kam, was das Nachzeichnen ungemein erleichterte. Nun arbeitete man darauf los mit Kreide und Wischer, nach bestem Wissen und Vermögen; was nicht gerathen wollte, das brachte man dem Lehrer, der wieder gut machte, was wir übel gemacht; am Ende rieb er uns die Bleistiftquadrate säuberlich heraus mit Gummielasticum, und so entstand ein ganz leidliches Stück, unter das wir unser fecit schrieben und es triumphirend als eigene Arbeit nach Hause trugen.

Das alte Ehepaar schickte sich so harmonisch zusammen wie seine ganze Umgebung. Das Weibchen verhielt sich während der Lehrstunden sehr still, ihr Tritt in den weichen Filzschuhen war unhörbar, die Thüren waren mit Salband bezogen und gaben kein Geräusch. Nach der Lection aber liebte sie's, wenn ich ein Stündchen mit ihr verplauderte, wo sie der bewundernden Anerkennung der Talente ihres Eheherrn freien Lauf lassen konnte. — „Ja, das würden Sie gar nicht glauben, wie geschickt er ist, und alles von ihm selber! Jezt sind es bald sechzig Jahre, daß er als ein ganz gewöhnlicher Beindreherjunge aus der Lehr gekommen ist; alles andere hat er aus sich selbst heraus gelernt, nur so vom Hören und Sehen: Musika, alle Instrumente, das Zeichnen und das Malen so gut, daß er sogar den Herrn Decan selig noch nach seinem Tode abkonterfeit hat, und das Beindrehen versteht er so fein und künstlich, daß sein Meister gar nicht an so was denken konnte, wie er's gemacht hat."

Das verhielt sich auch wirklich so, und der Meister Buchsbaum hatte als Stadtmusicus, als Porträtmaler und Zeichenlehrer, als Obmann seiner Handwerksgilde die verschiedenartigsten Beziehungen zu allen Wechselfällen des Lebens, zu allen Einwohnern der Stadt und Gegend, und in allen diesen Kreisen bewegte er sich mit seinem stillen ruhigen Wesen in unerschüttertem Seelenfrieden und ungetrübter Lauterkeit und Herzenseinfalt.

Am weitesten hat er's, meines Erachtens, denn doch in der Kunst gebracht, zu der er ursprünglich bestimmt war, im Beindrechseln. Er stammte noch aus der alten guten Zeit, wo das kunstfertige Städtchen ein Nürnberg im Kleinen war; er war einer der drei erlesenen Meister, die den alliirten Monarchen auf ihrem Durchzug Proben ihrer Kunst dargebracht hatten: ein Schachbrett, dessen vier Zoll hohe Figuren lauter Porträts berühmter Monarchen, Generale und Offiziere aus dem Freiheitskrieg darstellten, so wie einen Korb mit Früchten und einen Blumenstrauß, die man beide für natürlich hielt.

„Auch der alten Königin selig, die eine Kronprinzessin von England war, hat er so einen schönen Obstkorb zum Hochzeitgeschenk gemacht," erzählte das Mütterchen. — „Ja, ja," fiel der sonst schweigsame Meister mit Lachen ein, „es war eine Erdbeere darunter, nicht größer als die natürlichen sind; diese konnte man aufdrehen und da waren neun Kindlein darin; man konnte bei jedem noch das Gesicht unterscheiden. „Zuviel, zuviel!" rief die Königin, wie so eins um's andere heraus rollte."

Des Meisters leztes und höchstes Kunstwerk, das er mit großer Liebe und Treue ausgearbeitet hatte, war in einem kleinen, zierlich geschmückten Gemach aufgestellt und wurde von der Hausfrau mit Stolz und Freude vorgezeigt. Es war ein bunter Strauß von Blumen aller Arten, so fein und schön gearbeitet, daß man wirklich glaubte, die feingeäderten Blumen-

blättchen müßten sich vom Hauche des Mundes bewegen. „Das müssen wir aufbewahren zum Angedenken," sagte die Frau, „so lang noch eines von uns lebt. Es sind schon viel vornehme Reisende bei uns gewesen, und ein reicher Engländer hat uns schwer Geld dafür geboten, aber das thun wir nicht. — Man thät's ja gar nimmer glauben, wie künstlich er gewesen ist," fügte sie wohlgefällig hinzu.

Eine einfachere Lebensweise als die des greisen Ehepaars habe ich nie und nirgends in der Welt gesehen. Es war gegen das Ende des Winters, als ich meine Studien bei Meister Buchsbaum machte, und während dieser Zeit blieb der Speisezettel der alten Leute Tag für Tag unverändert derselbe. Am Samstag kochte das Mütterchen einen Topf voll Sauerkraut, um Sonntags nicht am Kirchgang gehindert zu seyn, Donnerstags eine Kachel voll Erbsen. Das waren ihre Küchengeschäfte für die ganze Woche. Jeden Vormittag Punkt eilf Uhr ging sie sachte hinaus und stellte ein Schüsselchen mit Erbsen nebst einem Teller mit Kraut und Fleisch in den Ofen zum Wärmen; das war Suppe und Gemüse. Eine Magd hatte und brauchte sie nicht, und die Gehülfen, die der Meister zur Ausführung seiner musikalischen Leistungen brauchte, waren Dilettanten, die in der Stadt wohnten und außer den Proben nichts mit ihm zu thun hatten.

So störte nichts den lautlosen Frieden, das innige Genügen des ehrwürdigen Paares. Der Meister wurde nie ungeduldig, wenn die Frau jedes Papierblättchen, jedes Farbenschälchen wieder an Ort und Stelle trug, sobald er es weggelegt hatte, und die Frau wurde nie müde dasselbe Stück zum zwanzigstenmal aufzuräumen. Ihre tägliche Herzensfreude war, während sie den Morgenkaffee bereitete, bei geöffnetem Fenster dem Choral zu lauschen, den er in vollen Accorden vom Thurme herab blies. Nie fiel ein rauhes Wort zwischen ihnen, und obwohl sie alle beide niemals etwas vom Zusammenklang der Seelen gehört oder gelesen hatten, so konnten doch die Instrumente, die die Wand zierten, in ihrer besten Stimmung und an den höchsten Kirchenfesten nicht harmonischer zusammenklingen als das Leben des alten Künstlers und seines hausbackenen Weibchens.

Daß ich das Atelier des Meisters nicht als Künstlerin verließ, war seine Schuld nicht: ich habe etwas Besseres daraus mitgenommen, den Eindruck eines friedevollen Daseyns voll Liebe und Genügen.

Ich habe nichts mehr von dem alten Paare vernommen; wahrscheinlich hat es sich zur Ruhe gelegt, noch ehe Dampfwagen und Lokomotive durch das stille Bergthal brausten, und wer weiß, in welcher Rumpelkammer jetzt das Kunstwerk des greisen Meisters modert.

Digitized by Google

Goethes Festspiel: „Des Epimenides Erwachen."

II.

Bei genauerer Betrachtung des Goethe'ischen Festspiels muß sich uns zunächst die Bemerkung aufdrängen, daß Epimenides bei weitem nicht so bedeutend hervortritt, als der Titel und die zusammenschießende Einheit des Stückes es uns mit Recht erwarten lassen, ja daß Epimenides so geringe Bedeutung für das Ganze hat, daß man alle ihn betreffende Stellen (die lezte Stanze der Muse, den zweiten und dritten Auftritt des ersten, den fünften und sechsten des zweiten Aufzuges, nebst den Reden des Epimenides und der Priester im neunten und zehnten Auftritt des leztern) ganz weglassen könnte, ohne daß irgend etwas vermißt würde, man vielmehr behaupten dürfte, hiedurch schlösse sich, wenn man nur statt der Schlußstanze der Muse eine andere entsprechende einlegte, alles zu einer vortrefflichen Einheit zusammen. Diese seltsame Erscheinung dürfte nur darin ihre Erklärung finden, daß der Dichter anfänglich eine andere Composition des Ganzen beabsichtigte, die sich bei fortschreitender Ausführung erweiterte und sonst umgestaltete, wobei aber die im ursprünglichen Plane liegenden Scenen sich zum Theil erhielten und andere, ihnen entsprechende hervorriefen. Wahrscheinlich sollte ursprünglich nur das Erwachen des Epimenides dargestellt werden, ohne die vorhergehende Versenkung in den Schlaf. Denken wir uns einen exponirenden Prolog oder etwa einen Wechselgesang der beiden Genien am Anfang, so würden sich die vom fünften ab folgenden vier Auftritte daran recht gut angeschlossen haben. Der erwachte, von den Priestern begleitete Epimenides würde darauf viel bedeutender hervorgetreten seyn, als jezt, wo man kaum sieht, was die beiden Priester eigentlich wollen, welche dem ursprünglichen Plane gemäß offenbar bestimmt waren, die Weihe der neu begründeten glücklichen Zeit zu üben, wie sie im zweiten Theil der „Pandora" den Bund dieser Göttin mit Epimetheus einsegnen sollten. Ein allgemeiner Chor würde das Ganze passend abgeschlossen haben. Aber dieser ursprüngliche Entwurf mochte dem Dichter nicht lange genügen: es drängte ihn, die bei dem unerwartet schleunigen Umschwunge der Dinge wirksamen sittlichen Mächte hervortreten zu lassen, worauf er zunächst durch die versuchte allegorische Darstellung des Gedankens, daß besonders die Eintracht das große Werk gefördert habe, hingeführt worden seyn dürfte. So bildete sich denn die Allegorie von der Fesselung der Liebe und des Glaubens durch den Dämon der Unterdrückung und ihre Befreiung durch die Hoffnung aus; hiedurch aber schien, da mit der Fesselung nicht wohl begonnen werden konnte, die Nothwendigkeit der Darstellung, wie Epimenides in den Schlaf versenkt ward, gegeben, wie der Dämon der Unterdrückung im symmetrischen Gegensatze zur Erscheinung des von seinem Heere umgebenen, von der Hoffnung geleiteten Jugendfürsten eine weitere Ausführung der ihm dienenden Bundesgenossen, der Dämonen des Krieges und der List, erforderte. Endlich stellte sich auch die Nothwendigkeit eines einleitenden Prologs heraus, zunächst dadurch veranlaßt, daß die für den zweiten Theil bestimmte weitere Ausführung des neuen, durch Epimenides und seine Priester geweihten Bundes durch die eingefügte Feier des Preußenkönigs verkümmert worden war, und seine ursprünglich beabsichtigte Bedeutsamkeit verloren hatte.

Wenden wir uns nun, nachdem wir den Hauptfehler der Composition und seine wahrscheinliche Veranlassung erkannt haben, zu einer eindringenden Betrachtung der einzelnen Theile des Festspieles, so schildert die Muse im Prologe die glückliche, jezt eingetretene Veränderung, die Befreiung aus der Sklaverei, in welcher sie in selbstquälerischer Verzweiflung sich fast gefallen hatte, bis „in holder Frühlingsstunde" das mächtig entflammte Freiheitsgefühl die Ketten, in welchen sie so lange geschmachtet, endlich gebrochen habe. Die frühere Friedensruhe und das längst entschwundene Glück seyen zurückgekehrt, alle Künste, Ton-, Bild- und Dichtkunst, frisch erblüht, und auch das gläubige Vertrauen auf des Himmels weise leitende Hand habe sich wieder gefunden, von welcher man auch das Schlimme als heilsame Prüfung verehrend entgegennehmen müsse. Auch das Unglück, welches Deutschland getroffen habe, werde zu entschiedenem Glücke ausschlagen, wenn es die Deutschen zu der so lange zu bitterstem Verluste entbehrten Eintracht verbinden werde. Dieser Gedanke tritt mit großer Bedeutsamkeit an den Anfang des Ganzen, gleichsam als die aus den gewaltigen Erschütterungen und Leiden sich ergebende heilsame Lehre, was kaum zu rechtfertigen seyn dürfte, da es ein unzeitiges Vorwegnehmen des Gedankens ist, der seine lebendige Entwicklung erst im Schlusse erhalten kann, wo ihn ohne Zweifel Epimenides, der auch nach der jetzigen Ausführung die Einigkeit entschleiert, nach dem frühern Plane kräftig aussprechen sollte. Die abgehende

Muse zeigt aber, noch aus der Coulisse heraus redend, auf den die Stufen des im Hintergrunde sich zeigenden tempelähnlichen Gebäudes herabsteigenden Epimenides hin, den sie als mit hellster, freiester Einsicht begabt bezeichnet, und auf dessen Erklärung der „wunderbarsten Bilder“ sie die Zuschauer verweist, wenn erst die wildesten, in eigensinniger Kraft zerstörenden Gestalten an ihnen vorübergegangen seyn würden. Von jener versprochenen Erklärung des Epimenides zeigt sich aber im folgenden wenig, und es scheint fast, als ob dem Dichter hier noch sein früherer Plan vor Augen geschwebt habe. Des ganzen, freilich an dichterischen Schönheiten reichen Prologes können wir leicht entrathen, da das folgende ohne ihn verständlich ist, und sein Hauptgedanke, daß die Eintracht alles vermöge, gegen den Schluß hin selbstständig hervorgehoben wird.

In dem die Stufen herabschreitenden Epimenides erscheint uns der stille, sinnige, an reinem Einklang in Natur, Kunst und Leben sich freuende Geist des alternden Dichters, dem es ein Fest ist, „zu sehen ein edles Volk mit seinem Herrscher, die im Einklang sich zusammenwirkend fügen, für den Tag, ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.“ Die wilde, rasche Leidenschaft, welche die Jugend auf ihren verworrenen Pfaden dahin reißt, ist ihm längst geschwunden, sein Sinn zu hellster Klarheit gediehen, sein Gemüth nicht dem ewig rollenden Wechsel der Dinge zugewandt, sondern der ruhigen, naturgemäßen Entwicklung, dem reinen Einklang alles Seyns und Lebens. Man erkennt in diesem an den Epimetheus der „Pandora“ anklingenden Bilde unsern Dichter selbst, den jeder wilde Umsturz, jedes vulkanische Gebären in innerster Seele beängstigte, daher er sich vor solchen Erscheinungen in die heitern Gefilde der Kunst und Wissenschaft zu retten bestrebt war, wenn er dadurch auch dem brandenden Wogensturme nicht ganz zu entgehen vermochte. Jene Ruhe aber, in welche sich Goethe aus dem politischen Getümmel zu flüchten suchte, schenken dem Epimenides die dem edeln Greise gewogenen Götter, die ihn durch ihre Genien in Schlaf versenken lassen. Diese Genien, welche als Vermittler des Götterwillens erscheinen, dachte sich Goethe als heitere himmlische Boten mit allem Glanze ausgestattet, wie aus einem Briefe an Meyer erhellt, worin er diesen auffordert, ihm zu seinem „Epimenides“ ein paar Dämonen nach antiken Mustern zu erfinden, die, im Gegensatze von Genien, Camillen (Opferknaben), Knaben aus der Zauberflöte, ahnungsvoll und prächtig ausgestattet seyen, wobei an Gold und selbst an Juwelen nichts gespart werden dürfe, doch sollten sie sich selbst einander entgegengesetzt seyn. Sie künden dem Epimenides fieberhafte Zeiten an, denen die Götter ihn durch einen tiefen Schlaf zu entziehen gedächten, damit jene ihrem Liebling, dem alles Gegenwärtige durch ihre Gunst durchsichtig wie ein Crystallgefäß erscheint, nicht unsägliche Schmerzen bereiten mögen.

Nachdem die Genien dem Epimenides, den sie zur rechten Zeit aufzuwecken versprochen, in Schlaf versenkt haben, beginnt die Darstellung der allgemeinen Unterdrückung der Welt durch Kriegsgewalt und Kabinetsintriguen. So sehen wir denn zunächst die Kriegsgewalt auftreten sowohl in dem keck muthigen Kriegsheere, als in dem fürchterlichen Dämon des Krieges, der keine Schonung, kein Erbarmen, kein anderes Gefühl kennt, als das glühende Verlangen, seinem Ehrgeize den ganzen Erdkreis zur Beute zu gewinnen, wobei der Dichter nicht unterlassen konnte, auf die berüchtigte, gegen das freie England gerichtete Handelssperre, das sogenannte Continentalsystem Napoleons, hinzudeuten, dessen lange Duldung den traurigsten Beweis von der völligen Erschlaffung der an des Welteroberers Triumphwagen gefesselten europäischen Welt lieferte.

Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig seine Herrn bewirthet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen!
Denn wie euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen.

Das Heer, dem Goethe mit einer einzigen unbedeutenden Aenderung den schon in der „Pandora“ vorkommenden Marschgesang, durch die Rede des Dämons des Krieges in der Mitte unterbrochen, in den Mund legt, soll im Kostüm der sämmtlichen von den Römern erst unterjochten und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt verwendeten Völker erscheinen, also etwa derjenigen Völker, welche unter Cäsar oder Augustus dem römischen Reiche dienstbar waren. Zur symbolischen Darstellung eines welterobernden Heeres konnte dem Dichter keines an sich passender und der übrigen antiken Haltung des Ganzen entsprechender scheinen, als gerade jenes ungeheure Römerheer. Aber nicht bloß Waffengewalt und unerschütterliche Feldherrngröße haben Europa überwunden, sondern auch das arge Intriguenspiel der Diplomaten und Höfe. Noch ehe der wilde Heereszug die Bühne verlassen hat, tritt von derselben Seite, nach welcher dieser abzieht, das Gefolge der List auf, kostümirt, wie es im ersten Abdruck des Stückes heißt, „wie die Hof- und Staatsmänner des sechzehnten Jahrhunderts,“ jener Zeit aus welcher das trügliche Spiel der Cabinets- und Diplomatenintriguen geboren wurde. Es bildet schon durch seine Tracht den schärfsten Gegensatz zu den Kriegsvölkern, durch deren Colonnen, wie der Dichter später hinzufügt, es sich hindurchschlingen sollte, um auch hiedurch seine Geschmeidigkeit symbolisch zu bezeichnen. Goethe hat beim ersten Abdruck das Gefolge der List nicht genauer bezeichnet, doch könnte man,

nach dem von Karl Lewezow in seinem „Vorwort an die Zuschauer des Festspiels: Des Epimenides Erwachen," S. XI Bemerkten zu der Annahme versucht seyn, er habe schon damals das Gefolge der List aus dem Pfaffen, dem Diplomaten, dem Hofmann und der Dame bestehen lassen, wozu später die lustige Person hinzugekommen, wäre es nicht im Personenverzeichnisse unter der Bezeichnung „Chor der Hofleute" aufgeführt. Nachdem das Gefolge (oder, wie der Dichter es später nennt, die Dämonen) der List seine alles verlockende Gewalt mit kecker Zuversicht ausgesprochen, begegnen sich die Dämonen der List und des Krieges, die sich zu gegenseitiger Anerkennung genöthigt sehen, wenn auch jeder von ihnen der mächtigere zu seyn wähnt. Die List darf anspruchsvoll von sich rühmen, daß sie es ist, die dem Kriegsgott den Pfad ebne und das von ihm Zerstörte völlig zu Grunde richte; denn nur wo die hinterlistigen Künste der Intriguendiplomatie und das genuß- und trugvolle Hofleben den Boden unterhöhlt, Fürst und Volk in unheilbaren Zwiespalt gebracht und in ihren feingesponnenen Netzen alle reine und freie Wahrheit verstrickt haben, vermag der grause Kriegsgott die Brandfackel in's Land zu schleudern, und nur da kann er auf dauernde Unterdrückung des niedergetretenen Volkes hoffen, wo schlaue Intrigue alles zu ihrem Vortheil auszubeuten weiß. War es ja nicht allein die ungeheure Feldherrngröße, durch welche Napoleon die Welt in Fesseln schlug, sondern auch die geschickte Weise, in welcher er, nachdem der französische Thron, dieses Eldorado der Diplomatenwirthschaft und des wüstesten Hoftreibens, morsch zusammengebrochen war, Zeit und Gelegenheit, sich an die Spitze der Republik zu schwingen, schlau zu benutzen und die Eifersucht der einzelnen ihm gegenüberstehenden Mächte gegen einander zu gegenseitiger Schwächung auszubeuten, ja einen Theil derselben auf seine Seite zu ziehen wußte. Es war eine unglückliche Aenderung, wenn der Dichter hier später statt des Dämons der List die einzelnen Dämonen derselben, und zwar den Pfaffen (im Personenverzeichnisse als Cardinal aufgeführt), den Juristen, den Diplomaten und die Dame auftreten und in die in sich wohl zusammenhängende, keineswegs auf mehrere Personen berechnete Rede des Dämons der List sich theilen ließ.

Zu den anziehendsten Theilen des Festspiels gehört die nach dem Abgange des Kriegsgottes folgende Rede des Dämons der List:

Der Kriegesgott, er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;
Allein wenn ich sie nicht zermalme,
Gleich richten sie sich wieder auf.
Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.
Doch alles, was wir je ersonnen,
Und alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rath.
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun.
Es sey ein ewiges Zerstören,
Es sey ein ewig Wiederbaun.

Der Dichter deutet hier verständlich genug an, daß die List auch an der Besiegung Napoleons einen Hauptantheil gehabt, wie denn selbst Hippel zugesteht, daß man List der List habe entgegenstellen müssen, und daß Hardenbergs diplomatische Feinheit, welche die französischen schlauen Herren in Berlin über die Absicht des Königs zu täuschen wußte, die glückliche Erhebung ermöglichte. Zugleich aber kann man die Hinweisung nicht verkennen, daß dieselbe stets geschäftigte List, welche den Unterdrücker gehoben und endlich besiegt habe, auch nach seiner Bewältigung ihr Spiel treiben und die Völker um den redlich verdienten und heilig versprochenen Preis bringen und sich auf solche Weise stets thätig zeigen werde zu zerstören und wieder aufzubauen, worin man fast eine Andeutung sehen möchte, daß die List, welche das Volk um sein Recht bringt, einer gleichen List wieder zum Opfer fallen werde. Goethe schrieb dieß im Juni 1814, als noch alles im vollen Siegesrausche war; aber nicht ohne Grund bezeichneten die Römer die Dichter als Seher. Diese ganze Andeutung, wie die List mit der Welt ihr böses Spiel treibt, ist aber um so merkwürdiger, als sie hier eigentlich ganz fremdartig erscheint, wo nur die List in ihrer Verbindung mit dem Kriegsgotte darzustellen war. Allein den Dichter überfiel bei seinem Festspiele zum Preise der errungenen Freiheit eine spottende Ironie, welcher er nicht Herr werden konnte; der Humor sprang ihm, wie der liebreizenden Hexe das rothe Mäuschen, unwillkürlich aus dem begeisterten Munde und zerstörte im Grunde das ganze hohe Pathos des Festgedichtes. Man wird hiebei an die Worte des Mephistopheles im zweiten Theile des Faust erinnert:

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
Mich langeweilt's, denn kaum ist's abgethan,
So fangen sie von vorne wieder an;
Und keiner merkt: es ist doch nur geneckt
Von Asmodäus, der dahinter steckt.
Sie streiten sich, so heißts, um Freiheitsrechte;
Genau besehn, sind's Knechte gegen Knechte.

Und in ähnlicher Weise spricht sich Erichtho am Anfange der klassischen Walpurgisnacht aus. Das Auf-

fallendste aber bleibt, wie Goethe eine solche Stelle, welche den Völkern nichts Gutes weissagte, der Berliner Hofbühne zumuthen konnte, wo man sie freilich in der Begeisterung des Augenblicks und weil man sich von Goethe einer so verfänglichen, nicht gar zu fein versteckten Weissagung nicht versah, leicht überhören konnte. Schon Grün hat auf die schalkhafte Ironie aufmerksam gemacht, aber es war ihm unbekannt geblieben, daß bei den Aufführungen zu Berlin die ganze Rede dem Dämon der List zugetheilt war; erst bei der Bearbeitung für Weimar vertheilte der Dichter sie auf fünf Dämonen der List, den Pfaffen, den Diplomaten, die Dame, den Hofmann und den Juristen, von denen wir in der vorhergehenden Scene nur vier fanden, und er fügte noch eine Rede der lustigen Person hinzu, die unter einer emporschlagenden Flamme als böser Geist verschwindet. Auch hier können wir die von dem Dichter getroffene Veränderung nicht billigen, da die den einzelnen Dämonen zugefallenen Reden für diese nicht gerade charakteristisch sind, abgesehen davon, daß wie der Dämon des Krieges mit seinem Heerzuge erscheint, so auch der Dämon der List unter seinem Gefolge bestimmt hervortreten muß, was nach der neuern Anordnung nicht der Fall ist; denn wenn, nachdem an allen andern Stellen der Dämon der List weggeschafft ist, dieser doch noch im eilften Auftritt erscheint, so konnte dieses doch nur ein bloßes Versehen seyn, und der Dichter wollte auch hier ohne Zweifel an seine Stelle den Hofmann setzen, wie denn auch im späteren Personenverzeichnisse der Dämon der List ganz in Ausfall gekommen ist. Die Einfügung der Rede der lustigen Person scheint uns gleichfalls wenig glücklich, da man nicht sieht, in welchem Verhältniß die lustige Person zu den übrigen hier aufgeführten Listdämonen steht. Oder wollte der Dichter bloß andeuten, daß böse Rathgeber sich unter den unscheinbarsten und ungefährlichsten Gestalten bei Hofe einzuführen wissen?

Der Dämon der List beginnt nun gleich sein Werk und fordert das Gefolge auf, den Palast des Epimenides zu zerstören, indem es still die Fugen löse, ohne Gewalt, Wurzelfasern gleich in das Feste dringe. Auch diesen Theil der Rede der List hat der Dichter später, wie uns scheint, nicht besonders passend auf den Diplomaten und den Hofmann vertheilt; wenigstens sollte man erwarten, auch der Pfaffe würde sich dabei betheiligen, wodurch dem jezt zweimal sprechenden Hofmann auch eine Rede abgenommen würde, und die Aufforderung zur Zerstörung erfolgt zweckmäßiger durch den Dämon der List an sein Gefolge, als wie jezt durch einen der Listdämonen an die übrigen. Ueber das durch sein Gefolge sich vorbereitende Werk der Zerstörung spricht der Dämon der List seine hoffnungsvolle Freude aus, nach der spätern Anordnung der Hofmann, den man sich doch lieber als mitzerstörend und daher während der Zerstörung mit den übrigen als abwesend von der Bühne denkt. Offenbar soll die Zerstörung des Palastes symbolisch die Verwüstung der Welt durch den Krieg bezeichnen, wobei es freilich sonderbar auffällt, daß nicht der Kriegsgott, sondern der Dämon der List diese vollbringt, was als eine durch den Fortschritt der Handlung nothwendig gewordene Abweichung von der strengen Haltung der Allegorie kaum zu rechtfertigen seyn dürfte.

Die Mächte, welche die Freiheit und das Glück der Welt vernichten, sind in den Dämonen des Kriegs und der List zur vollsten Anschauung gekommen, so daß nun der Dämon der Unterdrückung im symbolisch bezeichnenden Costüm eines orientalischen Despoten persönlich auftreten kann. Der Listdämon bewährt sich auch diesem gegenüber, indem er sich als sklavisch feigen und feilen Schmeichler gibt, um diesen in seinem Uebermuthe, der den baldigen Fall vorahnen läßt, um so mehr zu bestärken. In den Worten:

> Und wo kann freieres Leben seyn,
> Als dir zu dienen, dir allein!
> Was großes auch die Welt gesehn,
> Für deinen Zepter ist's geschehn.
> Was Himmel zeugte, Hölle fand,
> Ergossen über Meer und Land,
> Es kommt zulezt in deine Hand,

hört man den Hohn des Mephistopheles im zweiten Theile des „Faust," der den schwachen Kaiser mit seinen Schmeicheleien berückt, und die mit ihren Lobhudeleien den Pan verblendenden Nymphen und Gnomen im dortigen Mummenschanze. Zwar gesteht der Dämon der Unterdrückung, daß die List ihm wohl gedient habe, da der Ruf der Kriegsposaune die langsam herangepflegten Schöpfungen der Freiheit nicht im ersten Augenblick niederschmettern könne, aber seine Anerkennung trägt die allergnädigste vornehme Miene des Herrn gegen seinen Diener zur Schau.

> Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen,
> Das ist dein edelster Beruf.

Dagegen spricht die List, als dieser sich zur nähern Beschauung der Ruinen entfernt hat, das zuversichtliche Gefühl ihrer die untern Dämonen des Kriegs und der Unterdrückung weit überragenden Gewalt aus und droht beiden baldigen Untergang ihres Glückssterns, wodurch sie zur Anerkennung ihrer Allmacht sich gezwungen sehen würden. Mit dieser Drohung geht der Dämon der List ab, um nicht wiederzukehren, da es der Dichter doch nicht gerathen fand, wie es der stetige Fortschritt der Handlung verlangt hätte, in der allegorisch dramatischen Darstellung der Befreiung vom Dämon der Unterdrückung die List, welche jenen erhoben, auch als Besieger desselben auftreten zu lassen, obgleich ihre Mitwirkung daran hier und

Digitized by Google

bei ihrem ersten Auftreten verständlich genug angedeutet ist. Die Allmacht der List hat sich auch im Befreiungskriege offenbart, wobei man an die vielfachen Täuschungen zu denken hat, mit denen man Napoleon hinterging, an die geheimen Verbindungen freisinniger Männer, die im Finstern schleichen mußten, bis sie endlich beim schrecklichen Unfalle des Welteroberers sich offen gegen ihn kehren durften. Und war es nicht auch eine List, daß man sich endlich dazu verstand, die Erhebung des Volks gegen Napoleon aufzurufen, die man so lange als höchst gefährlich beanstandet hatte?

Welch eine genußselige Einsamkeit die Despotie sich wünsche, spricht der nach dem Abgange der List wiederkehrende Dämon der Unterdrückung aus, dem die Ruinen noch ein allzufrisches Ansehen haben, daher sie auf seinen Befehl sich mit Moos und Wildniß bedecken müssen. Alles um ihn her soll einsam und öde seyn; Männer will er nicht in seiner Nähe dulden, sondern nur Eunuchen, die, wie er wähnt, ihn vor Männern schützen werden; dann aber sollen schöne Frauen seiner schwelgenden Ueppigkeit fröhnen, doch nur Sklavinnen, die sich glücklich schätzen müssen, wenn er ihnen seine gierige Gunst zuwendet. Diese von der orientalischen Despotie hergenommene Schilderung soll offenbar den Dämon der Unterdrückung nur mit bezeichnenden Zügen ausstatten, sein persönliches Bild schärfer hervortreten lassen, da sie auf den Despoten der Neuzeit, dessen Bewältigung das Festspiel feiert, nicht im geringsten paßt. Man sieht, wie es dem Dichter darauf ankam, seine allegorische Darstellung nicht zu einem hölzernen, alles individuellen Lebens entbehrenden, nur mit abgezogenen Gestalten gebaerenden Spiele zu machen, sondern ihm wahren Lebensodem einzuhauchen, woher denn freilich in der Handlung selbst Widersprüche entstanden sind und nicht allen einzelnen Zügen ein Gegenbild in Napoleons Weltherrschaft und ihrer Bewältigung entspricht.

Haben wir eben gesehen, in welcher Umgebung sich der Dämon der Unterdrückung gefällt, so wird in der zunächst folgenden Darstellung ausgeführt, wie im Zustande sklavischer Unterwürfigkeit alle geselligen Tugenden, welche dem Leben Reiz und Werth verleihen, ganz erlöschen; nur die einzige Hoffnung, die auch im Fasse der Pandora zurückbleibt, glimmt noch unter der Asche, und in ihr allein ist die Möglichkeit der Rettung, der Keim frischer Erhebung gegeben. Als die das Leben tragenden und verschönernden Tugenden erscheinen hier aber die beiden mit der Hoffnung verschwisterten, Liebe und Glauben, unter welchen der Dichter freudig sich hingebende Neigung und Vertrauen versteht, welche den Menschen zum Menschen hinziehen und eine innige gesellige Lebensverbindung hervorrufen. Unter der Despotie herrscht nur kalte Eigensucht, welcher jede liebevolle Hingabe, jedes gläubige Vertrauen fremd ist. Die Schilderung der Bewältigung der arglosen Liebe und des ahnungsvollen Glaubens ist eine rein dichterische, keineswegs symbolisch bedeutsame Ausführung. Wunderlich hat Zelter dieselbe aufgefaßt, wenn er bemerkt, die beiden Tugenden würden vom Dämon der Unterdrückung in den unseligen Zustand verlorener Freiheit und Unschuld versetzt, es sey dieß ein tiefer Griff in die Natur menschlicher Verderblichkeit. Daß Goethe hierauf eingeht und seine Freude darüber ausspricht, die Achse des Stücks, ohne welche das Ganze eine Albernheit wäre, von Zelter so festgehalten und tief empfunden zu sehen, indem er die Bemerkung hinzufügt, daß das Exempel an Frauen statuirt werde, mache die Sache läßlicher und ziehe sie in das Gebiet der Rührung — dieß darf nicht besonders auffallen, da dem Dichter selbst zur Zeit dieser Aeußerung das ganze Stück, das sich einmal von seiner Seele losgelöst hatte, fremd geworden war, wie er denn überhaupt, wenn er später von seinen eigenen Sachen spricht, selten ganz richtig darüber urtheilt. An unserer Stelle liegt die Hauptbedeutung darin, daß alle das Leben beglückenden Tugenden geschwunden sind (Goethe führt als die edelsten, sich am längsten erhaltenden Liebe und Glauben an) und nur die Hoffnung sich erhalten hat.

Vergebens hofft der Dämon der Unterdrückung diese leztere, wie ihre beiden Schwestern, durch geheuchelte Theilnahme zu kirren; gewaffnet mit Helm, Schild und Speer, einer Minerva gleich, steht sie ihm gegenüber und droht ihm mit erhobener Lanze. Dieser unerwartete männliche Widerstand versezt den feigen Unterdrücker in schrecklichste Angst, welche ihm düstere, aus einander sich entwickelnde Schreckgestalten vorgaukelt, bis er zulezt alle Edeln des Volkes aus einer unheilschwangern Wolke auf sich eindringen sieht.

> Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke
> Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke,
> Von allen Edeln schwer; sie sinkt, sie drückt,
> Sie beugt mich nieder, sie erstickt.

Er sucht ihr auszuweichen, wähnt sich von ihr in die Enge getrieben, und ist im Begriffe niederzuknieen, als die Hoffnung, welche ihn genugsam geängstet sieht, ihn sich ermannen läßt. Hier stehen im ersten Abdruck die kaum zu entbehrenden, in allen Ausgaben, mit Ausnahme der lezten, ausgefallenen Verse:

> Du biegst das Knie, vor dem sich tausend brachen?
> Der Allbeherrscher sey ein Mann!
> Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
> Der muß sie nicht in Fesseln schlagen.

Zwar hält er sich vor, daß jene drohenden Gestalten nur leere Schattenbilder gewesen, aber dennoch fühlt er, da ihm einmal seine Ohnmacht und Unsicherheit

in jenen Bildern so lebendig vor die Seele getreten ist, alles um sich so unheimlich und grausenhaft, daß er entfliehen muß; er möchte vor sich selbst fliehen. So ist denn also nicht allein sein Versuch, die frei umherschwärmende Hoffnung zu fesseln, völlig mißlungen, sondern ihr Anblick hat ihn auch so gewaltig erschüttert, daß er, wie von Furien verfolgt, unruhig fortgetrieben wird. Man erinnert sich hiebei der Furcht, welche Napoleon, der freilich keineswegs ein so feiger Unterdrücker war, vor den liberalen Ideen hatte, und vor den ächt vaterländischen Gesinnungen, deren Bestehen ihm der haßentflammte Angriff von Staps, die kühnen Unternehmungen Schills, Dörnbergs und des Herzogs von Braunschweig, so wie seine Nachrichten von dem über Deutschland verbreiteten Tugendbund deutlich genug bewährt hatten.

Die Hoffnung ist es nun, deren ungebeugte Macht auch Glauben und Liebe entfesselt, um, mit ihnen schwesterlich verbunden, die verlorene Freiheit wieder zu erringen, wie dieß im sechzehnten bis achtzehnten Austritt des ersten Abdrucks ausgeführt wird. Die spätere Anordnung beginnt hier einen neuen Aufzug, was insofern vertheidigt werden kann, als hier ein Ruhepunkt der Handlung eintritt und darauf die in sich geschlossene Entwicklung erfolgt, auf welche die durch die gewaffnete Drohung der Hoffnung im Dämon der Unterdrückung erregte Furcht und die ganze Haltung der Hoffnung hingedeutet haben. Allein die ununterbrochene Darstellung des Ganzen möchte wohl vorzuziehen seyn, da andere Abschnitte wohl viel dringender als dieser sich herausstellen dürften, wie nach dem dritten und eilften Austritt. Liebe und Glaube fühlen tief das Unglück ihrer beklemmenden Fesseln. Dieses Gefühl des unseligen Zustandes, in welchem sie schmachten, macht allein ihre Befreiung möglich, welche durch die Hoffnung vollendet wird, nachdem die von den Göttern gesandten Genien die Ketten gelöst haben. Der Dämon der Unterdrückung hatte Liebe und Glauben in Fesseln schlagen, aber sie nicht ganz unterdrücken können, und so erstehen sie denn wieder in frischer Kraft, als die Hoffnung, welche lange im Verborgenen umherschlich, nach dem Unfalle des Welteroberers mächtig stolz ihr Haupt erhoben. Diese deutet in den folgenden vier prächtigen Stanzen auf sinnvolle Weise an, wie sich im stillen ein Bund edler Männer gegründet, der, auf Tugend gestützt, sich zu starker Ausdauer, zu Schutz und Trutz gegen die Herrschaft der Unterdrückung geeinigt habe, worin eine Hindeutung auf den freilich der äußern Form nach auf Napoleons Forderung bereits im Jahr 1809 aufgelösten Tugendbund nicht zu verkennen ist. Sie berichtet dann, wie von Osten her, im Weiterwälzen, einem Schnee- und Eisball gleich, sich immer vergrößernd, gewaltige Heeresmassen andringen, und wenn sie auch die Welt mit ihrer ungeheuern Wucht verwüsten, sie doch von ihrem Unterdrücker befreien, wie auch der Ocean und der Belt (England und Schweden) sich dem heiligen Befreiungsbunde anschließen, und so „das All in glücklicher Verkettung" den gemeinsamen Unterdrücker niederschmettert. Die Genien sprechen in der Götter Namen den unzweifelhaften Sieg der sittlichen Mächte über den Despoten aus, der in frechem Uebermuth die Welt in Ketten schlagen wollte.

Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn,
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn.

Die Hoffnung wagt es zuerst das schöne Wort der Freiheit, deren heilige Opferflamme ein Kreis edler deutscher Männer voll gläubigen Vertrauens in tiefer Brust gehegt, laut ertönen zu lassen, das bald an den Stufen der Tempel in jubelndem Danke erschallen werde, und das Echo gibt diesen süßen Laut von allen Seiten fröhlich wieder. Liebe und Glaube aber gedenken in reinster Anerkennung dessen, was deutsche Frauen für die heilige Sache des Vaterlandes im Befreiungskampfe gethan, und was Preußens König noch vor der ersten Aufführung, kurze Zeit nach der Dichtung des Festspiels, an seinem Geburtstage, am 3. August 1814, durch die Gründung des Luisenordens feiern zu müssen glaubte. Endlich schließen beide Genien unsere die nahe Befreiung weissagende Scene, indem sie in kurzen Schlagworten verkünden, daß die vereinigten Tugenden das Haupt von Stahl und Eisen wie ein Donnerschlag niederschmettern werden.

Jetzt erst, nachdem der in nächster Aussicht stehende Sieg der von den verbündeten Tugenden verfochtenen heiligen Sache über tyrannische Willkür seine herrlichste Verkündigung gefunden hat, kann auch Epimenides wieder erwachen. Die Genien öffnen die ehernen Pforten; hinter den zurückgeschlagenen Vorhängen tritt der Weise hervor, steigt die Stufen wankend herab, umgeben von der ihm ganz ungewohnten düstern Nacht, in welcher kein Stern am Himmel leuchtet; nur ein ungeheurer Komet, dem großen im Jahr 1811 erschienenen, durch die besondere Gestalt seines Schweifes besonders auffallenden, ähnlich, der damals bei dem Zuge Napoleons nach Rußland die Gemüther sehr aufgeregt, läßt ihn ahnungsvoll die grause Zerstörung erkennen. Die Darstellung, wie die Genien ihn nach beiden Seiten des eingestürzten Palastes hinführen, und wie Epimenides über diesen Anblick in äußerste Verzweiflung geräth, bis die Genien ihm ein neues, frisches Leben der Freiheit versprechen und ihn zur Triumphscene hinleiten, ist wundervoll gelungen, und besonders kräftig spricht sich die Unsterblichkeit glühendregen Freiheitsdranges in den Worten aus:

Digitized by Google

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Allein bei alle dem bleibt die Einführung des Epimenides, wie wir oben bemerkten, etwas Fremdartiges, das in keiner Beziehung zu der ganzen übrigen Darstellung steht.

Als Gegensatz zum Dämon der Unterdrückung tritt jetzt, von der Hoffnung geleitet, der Jugendfürst auf, dem das aus den neueren, gegen Napoleon verbündeten Völkern gebildete Heer folgt, wie im Heerzuge des Dämons des Krieges die von den Römern unterjochten und zur Eroberung der übrigen Welt aufgebrachten Völker erschienen. Der Jugendfürst, ein anderer Fortinbras, soll symbolisch die neue, frische, vom wahren Geiste der Freiheit und des Rechtes geleitete Regierung bezeichnen, welcher die eben durch blutige Opfer von der fremden Willkürherrschaft befreiten Völker entgegen schmachteten, eine Regierung, wie sie vor allen Preußens König feierlich versprochen hatte. Der mächtige Kampf- und Siegesdrang spricht sich im Chore der Krieger aus, welche Blüchers Vorwärts! zu ihrer Losung gewählt haben. Aber hier gerade und in den Worten des Jugendfürsten ist eine gewisse Schwäche und Mattigkeit nicht zu verkennen; eine solche kriegerische Begeisterung war unserem Dichter, der vor dem Kriege ein unüberwindliches Grausen empfand, etwas völlig Fremdes. Bedeutsam aber klingt das Wort der Hoffnung, welche nur mit zu gutem Fuge warnt, sich nicht dem den Völkern und besonders den Deutschen in der Begeisterung so leicht kommenden Wahne hinzugeben, alles sey schon erreicht, welche aber zugleich die schöne und wahre Ueberzeugung ausspricht, einem freien, selbstbewußten Volke sey nichts unmöglich.

Noch ist vieles zu erfüllen,
Noch ist manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen
Sind wir schon von Banden frei.

Daß der Kampf ein Volkskampf gewesen, gesteht auch der Jugendfürst ein, der übrigens sehr unbedeutend und nichtssagend erscheint. Glücklicher ist die folgende Scene ausgeführt, wo die Frauen und Landbewohner, von Glauben und Liebe geleitet, sich herandrängen, um die Sieger jubelnd zu empfangen. Sämmtliche Chöre vereinigen sich zu einem Gesange, in welchem sie sich zur Aufrichtung des Gefallenen verbinden, die symbolisch durch die Wiederherstellung des Palastes bezeichnet wird, zu dessen Zierde ein Theil der auf den Ruinen gewachsenen Pflanzenwelt zurückbleibt. Der Gesang der vereinten Chöre, den der Dichter später mehr ausgeführt hat, lautete ursprünglich kräftiger und volksthümlicher:

Und nun vor allen
Kein andres Sinnen,
Kein andres Dichten,
Als aufzurichten
Das, was gefallen,
Und zu gewinnen
Das, was verloren.
So ist uns allen
Als neugeboren.

Nachdem der zerstörte Bau wieder neu erstanden ist, erscheint Epimenides, den früher die Genien zum neuen Freiheitsleben zu führen versprochen haben, daher wir sie hier vermissen, in Begleitung von zwei Priestern. Der Anblick der Zerstörung ist ihm wie ein wüster Traum verschwunden; er preist sich glücklich, daß er die arge Zeit des Jammers nicht erlebt hat, aber er muß zugleich bekennen, daß die, welche diese Zeit mächtig durchgekämpft haben, größer sind als er, den die Götter sie in glücklicher Vergessenheit verschlafen ließen. Man fühlt sich sehr versucht, hiebei an den Dichter selbst zu denken, der sich bei den trostlosen Zuständen jener sturmbewegten Zeiten unseres von Drangsalen heimgesuchten Vaterlandes und bei der noch immer sehr zweifelhaften Entscheidung in seine Studien versenkte, um sich und seiner Geistesbildung ungestört leben zu können. Darauf würde man denn auch die Worte der Priester beziehen dürfen:

Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß es im ursprünglichen Plane gelegen haben müsse, den Epimenides hier bedeutender hervortreten und die ganze Wichtigkeit des Kampfes, wie auch die warnende und ermuthigende, aus der Möglichkeit so langer Unterdrückung und dem durch vereinte Volkskraft errungenen Siege hervorleuchtende Lehre mit würdigem Ernste aussprechen zu lassen, wodurch das Ganze einen viel besseren Abschluß gewonnen haben würde. Statt dessen feiern jetzt Glaube, Liebe und Hoffnung Preußens König, worüber der doch auch noch auf der Bühne verweilende, aber eine sehr unglückliche Rolle bei diesem ihn ganz unberücksichtigt lassenden Preise spielende Jugendfürst ganz vergessen ist, und die Beständigkeit und die Einigkeit, welche leztere Epimenides herbeiführt und entschleiert, erhalten ihren gebührenden Antheil an dem errungenen Siege. Daß die ganze Stelle von der Beständigkeit, in welcher auch der Jugendfürst wieder redend eingeführt wird, später vom Dichter weggelassen wurde, erwähnten wir bereits in unserem ersten Artikel. Die Einigkeit, deren Rede der Dichter später getheilt und die lezte Hälfte dem unbeschäftigten Jugendfürsten zugetheilt hat, wendet sich nun an die deutschen Fürsten im allgemeinen, die

durch vereintes Handeln das Volk und sich selbst beglückt haben, und schärft ihnen die goldene Lehre ein: „Nachgiebigkeit bei großem Willen!" worin deutlich genug ausgesprochen liegt, daß sie durch ihre eigen- und eifersüchtige Zwietracht das allgemeine Beste verrathen und die lange schmähliche Unterdrückung möglich gemacht haben. Epimenides feiert dann noch zum Ueberflusse den bei Friedrichs Asche geschlossenen Bund zur Befreiung von dem Despoten, den jezt gemeinsame Kraft gebändigt habe. Dieses ganze eingelegte Lob der Fürsten scheidet sich als fremdartig von der übrigen Darstellung ab und findet nur darin seine Erklärung, daß der Dichter ein Festspiel auf die Rückkehr des Preußenkönigs und seiner höchsten Gäste zu liefern übernommen hatte. Die folgenden Chöre der Krieger und Frauen ständen hier ganz müssig, sollten sie nicht das folgende Ballet einleiten, das auf der Berliner Hofbühne nicht entbehrt werden konnte, und hier gerade eine bedeutende Wirkung haben mußte, da es die Freude des Wiedersehens und Wiederfindens pantomimisch ausdrücken sollte, wie der Dichter beim ersten Abdruck andeutete. Später hat er nur bemerkt, daß beide Chöre eine große Gruppe bilden sollten, dann aber acht Verse eingeschoben, von welchen die sechs ersten Epimenides, die zwei lezten die Priester sprechen. Diese Einschiebung ist offenbar aus dem richtigen Gefühl hervorgegangen, daß Epimenides am Schlusse zu wenig bedeutsam hervortritt, aber sie scheint uns hier nicht allein wenig angebracht, sondern tritt auch mit der frühern Darstellung des Epimenides in Widerspruch, da derselbe keineswegs „frommem Hoffen nach Wunderthaten" sich hingegeben hat. Der Schlußchor endlich spricht das Nationalgefühl der Deutschen, so wie die frohe Hoffnung auf ein frisch blühendes Leben edler Freiheit aus, und endet mit dem Preise des zurückgekehrten Herrschers; denn nur dieser kann dem Zusammenhange nach in den Worten: „Der Herr ist da!" gemeint seyn, und es ist keineswegs an ein „Nun danket alle Gott!" zu denken.

Wir haben die Mängel der Composition und die einzelnen Schwächen des Festspiels nicht verschwiegen, welche aber die nicht zu verkennenden hohen poetischen Schönheiten desselben nur wenig beeinträchtigen können. Am bedeutsamsten schien es uns, auf den Humor hinzuweisen, welcher sich des Dichters, der eine vollständig richtige Beurtheilung der Befreiungskriege auch hier verräth, unwillkürlich bemächtigte und ihn von der Berliner Hofbühne herab Gedanken aussprechen ließ, die für die deutschen Fürsten nichts weniger als schmeichelhaft waren.

H. Düntzer.

Aus Süddeutschland an die Adria.

(s. Nr. 25.)

IV.

Altenmarkt, hoch über dem Flusse und in einer ziemlichen Weitung des Thales gelegen, ist ein Marktflecken von nur 39 Häusern, und den Leuten im Posthause sah man es wohl an, daß solche Zugvögel wie wir nicht allzuhäufig sich dahin verirren. Doch wurde unsern bescheidenen Ansprüchen, Dank dem Feste, das frisches Fleisch in den Ort brachte, leidlich genügt; mit einem wirklichen unzweideutig greifbaren Silberzwanziger wurde dem von Weyer her gehörig eingenezten Postillon eine solch hohe Festfreude gemacht, daß er nicht tief und inbrünstig genug uns die Hand dafür küssen konnte; dann zogen unsere zwei Fußreisenden wohlgemuth weiter — natürlich wieder mit Extrapost.

Bald geht die Straße jäh hinab, bald steil aufwärts und schlingt und drückt sich mit aller Kunst und Kraft an den Vorsprüngen und Abhängen hin. Besonders eigensinnig windet sich der Strom beim Laufer in seinem tiefen Bette und wahrhaft großartige Blicke eröffnen sich auf und ab. Bei Reifling stürzt sich links herein die mächtige, von der Gegend des erzherzoglichen Brandhofes herabkommende Salza in die Ens über einen 350 Klafter langen Holzrechen; große Köhlereien rauchen und dampfen umher. Das Thal wird immer enger, ernster und dunkler, da öffnen sich plötzlich die Berge, die Wände treten frei zurück und „ein heiterer Sonnenblick am finstern Gewittertag" erscheint das Landl, mit einzelnen Häusern überstreut, vor dem überraschten Auge. Dieser herrliche Gebirgskessel ist nach den wilden Felsenengen doppelt überraschend; mit Recht heißt sie Schaudach „eine Oase in den hier so zusammengedrängten Bergmassen." Aber kaum eine Stunde vergeht, so sind wir düsterer, wilder in die Felsenwände eingemauert als irgend bisher. Hinter dem Hammerwerke Lainbach verschließt sich das Thal fast ganz und neugierig forscht das Auge, wo das enden will. Eine Wendung der Straße, und freundlich, vom nachmittäglich etwas ausgehellten Himmel begünstigt, liegt Hieflau vor unsern Füßen.

Hier treffen drei Thalfurchen zusammen: von Westen her das Thal der obern Ens, welche aus den norischen in die österreichischen Kalkalpen durchbrechend und stundenlang über Wasserfälle hinsausend sich plötzlich im spitzen Winkel von nordöstlicher in nordwestliche Richtung kehrt; nach Norden das untere Ensthal, von Süden herein das Gebiet des Erzbachs. Die Ens ist hier durch einen großartigen Rechen geschwellt, erbaut vom Tiroler Hans Gasteiger, um das auf ihr von den Bergen und auf ihr selbst herabgetriftete Holz aufzufangen, welches zum Theil hier verkohlt wird. Sechsundsechzig Kohlenmeiler liefern 300,000 Metzen Kohlen. Die Gegend hat hievon ein ganz eigenthümliches Gepräge: mitten zwischen den hohen Bergen der Fluß, über den fast vierzehnhundert Fuß breiten Rechen in weißem Schaum herabtosend, die 66 rauchenden Meiler, der feuerspeiende Hochofen und die großen Mühlsteinbrüche in den Kalkbreccienwänden — das alles gibt ein Bild regster Gewerbthätigkeit. Hieflau, eine stattliche Doppelgemeinde von 1500 Einwohnern, bietet den Müdegefahrenen ein gutes Gasthaus und zur weiteren Fußreise, da noch kein Mensch dem Wetter trauen will, sofort eine frische Extrapost, Nummer vier für heute.

Durch eine einzige Spalte der höheren Kalkalpen, die wir mit Hieflau hinter dem Rücken haben, bringt das Gebiet des Erzbachs herein an die Ens. Am Fuße des 6572 Fuß hohen Kaiserschilds vorbei und im Angesicht des wundersam gestalteten und oben ganz senkrecht geschichteten 6948 Fuß hohen Lungauers, führt die Straße längs dem Bache gen Süden, bis sich die Radmär rechts hinan zieht. Da drüben und droben erhebt sich der 5100 Fuß hohe Zeyritz-Kampel, auf dem es nichts weniger als geheuer ist. An dem Kampel befindet sich nämlich eine Höhle, das Wunderloch, in welcher ein großer See ist, von schwarzen Fischen und einem großen Lindwurm bewohnt. Hexen, auf Ofengabeln reitend, halten Wettrennen um denselben und machen daselbst die Wetter. Wirft man einen Stein in dieses Loch, so ziehen sich beim heitersten Wetter die Wolken zusammen und Blitz und Donner folgen. Das ist ja gewißlich wahr, wir greifen's mit Händen und sehen's mit Augen; ja von der höher steigenden Straße aus sehen wir, wie der bösen Hexe nicht einmal die Pfanne in ihrem Höhlenherde groß genug ist und sie heute, weil Festtag ist und zwei so seltene Gäste kommen, den ganzen mächtigen Gebirgskessel dazu nimmt, um Nebel auf Nebel zu brauen und vom überfließenden Gischt mit dem Rührlöffel uns beiläufig ein klein wenig Regen bis unter das Kutschendach

Digitized by Google

hereinzuspritzen. Wir wollen uns ducken und ihr kein Wort drein reden, geschweige einen Stein in ihr Wetterloch werfen. Bliß und Donner — das könnten wir heute auch noch vollends brauchen! Hinter dem Kampel ist die „Hölle" und nicht weit davon der „finstere Graben," da traue einer! Die Natur ist hier voll von Wundern, in lichter Höhe oben und in dunkler Tiefe unten. Eine kleine Höhe trennt den Erzbach, der unser Geleitsmann ist, vom Jassingauer Thale; der Seebach hat sich aus demselben heraus eine enge Bahn gebrochen. Auf der niedrigen Höhe selbst liegt das späterbaute Schloß Leopoldstein, jetzt einem Bauern gehörig. Dahinter ruht, 1860 Fuß über dem Meere, der herrliche grüne Spiegel des Leopoldsteiner Sees, dessen grandioser Rahmen von den ringsum stehenden, 5 bis 6000 Fuß hohen Felsenmauern, die Seemäuer genannt, gebildet wird.

In einer kleinen Stunde sind wir in Eisenerz; vor uns steht der alters- und nebelgraue Erzberg, eine der Herzkammern Steiermarks. Dieser berühmte Berg, 4700 Fuß hoch, ist eine uralte Goldgrube für das Land, denn ohne Zweifel haben die Römer die „norischen Schwerter" aus seinen Eingeweiden geschmiedet. Ja hier ward einst ein Wassermann gefangen (wir sind troß dem, daß wir nun so lange mitten durch die Werkstätte Vulkans und seiner rußigen Cyklopen wandern, doch heute einmal ausschließlich unter dem Zeichen dieses Gestirns); umsonst waren alle seine Bemühungen, wieder loszukommen, da versprach er für seine Befreiung ein reiches Silberbergwerk von nicht langer Dauer, oder ein überreiches Eisenbergwerk von ewiger Ausbeute. Heutzutage, wo man nur von heute auf morgen lebt und den Nachkommen am liebsten Schulden hinterläßt, hätten unsere Finanzer gewiß nach den Silberlingen gegriffen und für das kurze Silberwerk die lange Ewigkeit verkauft; damals, im goldenen Zeitalter, wählte man das ewig dauernde Eisenbergwerk. Der Wassermann zeigte den Erzberg und stürzte sich wieder in seine Fluthen, wo er noch schwimmt, wenn er nicht ertrunken ist. Der Wassermann, der war natürlich das Wasser, das zum mächtigen Gebirgssee aufgestaut und in den Kalkfelsenmauern eingeschlossen war, bis er sich zur Ens hindurch gebrochen und im dahin sich ergießenden Erzbache sein Element und seine Freiheit gefunden, dafür den Abbau und Aufschluß des Erzberges möglich gemacht hat.

Eisenerz, der von Kohlen geschwärzte Hüttenort (2212 Fuß über dem Meere gelegen), ist ein Marktflecken von 1500 Einwohnern und Sitz der k. k. Innernbergischen Hauptgewerksdirektion. Für seine zwei Hochöfen und vierzehn Schmelzhütten werden jährlich 400,000 Centner Eisenstein aus dem Erzberg gegraben. Für das jenseits des Bergrückens gelegene Vordernberg werden 500,000 Centner gewonnen. Man berechnet den noch verschlossenen Bergsegen auf neunhundert Millionen Centner, und für die nächsten tausend Jahre hätten die 5300 Berg- und Hüttenleute in ihren sechs Stollen noch Arbeit und Brod genug. Auf der halben Höhe des Bergs steht die Barbarakapelle, worin am Kirchenfeste das große marianische Wunder ausgestellt wird, eine Erzstufe, in deren Umrissen die gläubige Phantasie ein Bild der seligsten Jungfrau erkennt. Besonders anziehend hat die von Gottes Schöpferkraft beseelte Natur, die Tausendkünstlerin, in Formen gespielt bei Gestaltung der herrlichen „Eisenblüthe," womit sie sich die Klüfte des Berges zu Aufbewahrung ihres Brautschatzes gewölbt und ausgeziert hat. Wir sahen in unserem Gasthause ein solches Kleinod aus diesen sogenannten „Schatzkammern," und es ist ein liebliches Naturspiel, wie mitten aus dem schwarzbraunen Eisensteine die milchweiße tausendfingerige metallene Blüthe gleich den zartest geformten Stalaktiten der Tropfsteinhöhlen ausschlägt. Auf dem Gipfel des gottgesegneten Erzberges steht ein herrliches Riesenkreuzbild von Gußeisen, 24 Fuß hoch und 10 Centner schwer. Erzherzog Johann hat es in Mariazell gießen und 1823 am 4. Juni aufrichten lassen.

Der Tag hat sich geneigt, es will Abend werden, aber die freundlichen Wirthsleute, bei denen die Post uns absetzte, sagten uns nicht: bleibet bei uns. Denn der Festtag hatte eine Menge der Gläubigen und Rußigen im Orte versammelt, das Haus hatte nicht Raum für uns. „Ist etwa Musik heute Nacht?" fragt unbefangen mein Begleiter. Aber welch ein Blick darauf in den Augen der christlichen Frau! „Musik am Frohnleichnamsfeste!" fragte sie erstaunt, und eben so erstaunt über solch frommes Erstaunen, erwiederte er, bei uns im Reiche draußen gehöre das allerdings dazu, daß wo der liebe Gott Kirche hält, der Teufel seine Kapelle daneben dirigirt. Nein, die eisengrabenden und eisenreckenden Steierleute wollten und konnten nur des Unwetters wegen nicht mehr heim in ihre entlegenen Hütten, und darum war in allen Wirthshäusern alles besetzt. In der That regnete es draußen von neuem, und um dieser Sündfluth zu entgehen, was anders konnten wir thun, als consequent in unserer Fußreise fortfahren, abermals in eine Arche kriechen und bergauf bergab in die stille Nacht hinein „über die Consequenz als Laster" philosophiren?

Also ward aus Morgen und Abend ein Regentag, und aus einem Ertragenuß, den wir uns mit der Durchwanderung der abgelegenen Eisenstraße bereiten wollten, wurde ein ausgezeichneter Extrapostgenuß. Besaß man freilich, wie mein edler Freund, das kostbare Talent, im Wagen schlafen zu können, hatte man es vom ersten Einsteigen des ersten Reisemorgens an kunstmäßig geübt, so war heute ganz ein Tag, ein Meisterstück zu liefern. Man stieg dann in Losenstein ein und schlief, man stieg in Weyer ein und schlief, man stieg in Altenmarkt ein und schlief, man stieg in

Digitized by Google

Hieflau ein und schlief, man stieg in Eisenerz ein und schlief; man brannte wohl zwischen hinein einen Stengel Bremer Kraut ab und schlief, man bekam vom rollenden Wagen oder auch bei einem besonders schönen Fleck vom freundnachbarlichen Ellenbogen einen wohlmeinenden kleinen Rippenstoß, machte die Augen auf und schlief. O neidenswerthe Tugend und schon der Mühe werth, auch einen und den andern Versuch in Nachahmung solcher Beispiele des Guten zu machen! Aber mochte auch die einbrechende Nacht doppelt dazu ermuntern, links vom Erzberg führt der Hochgerichtsgrund zum 3724 Fuß hohen Prebühl hinan, und Hochgericht, dunkler Tannenwald, schwere Noth und sehr gemäßigter Fortschritt des am Wagen keuchenden Pegasus, der gierig nach frischem Ausschlag des Nadelholzes schnappt, das ganze sehr naßkalte Behagen im engen Kütschlein, und auf der Höhe der Straße wahrhaftig, leibhaftig frischgefallener Schnee — das alles wäre nur einem Schlafgenie ersten Rangs überwindlich. Als aber von oben an der Klepper bergabwärts Muth bekam, und wie einst dem unglücklichen Sisyphus „hurtig mit Donnergepolter entrollte der Vossische Marmor," so unser schlechtbefiederter Götterwagen die endlose Steige nach Vordernberg und Trofajach hinunter polterte und holperte, da entging im Fluge durch diese beiden, nur eine einzige stundenlange Gasse von Eisenwerken bildenden Orte den wachenden Augen keine der zahllosen Feueressen, die prachtvoll genug ihr Funkengewimmel in die rabenschwarze Nacht hinauf wirbelten. Das war köstlich und erinnerungsschön genug, wie gleich dem Volke Israel durch die arabische Wüste uns heute auf dem Durchzug durch das regenwüste, aber dabei wunderherrliche Ensthal bei Tag treulich und standhaft die Wolkensäule, und nun Nachts die Feuersäule voranging als Wegweiser in's gelobte Land, das wir in Leoben erreichen, nach sieben Stunden langem Wege zu später Nachtzeit. In Leoben, wo am 17. August 1797 in einem noch stehenden (Eggenwaldischen) Gartenhause zwischen Oesterreich, Neapel und Napoleon der berühmte Waffenstillstand geschlossen wurde, ward in gutem Gasthause nach einem letzten, mit Messer und Gabel und entsprechendem Traubenblutvergießen gewonnenen Treffen auch zwischen uns, der Extrapost und dem Wetter ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die Besiegten streckten die Waffen, die Sieger gingen zu Bett.

Und standen in erster Frühe bei klarstem Sonnenscheine wieder auf. Himmel und Erde hatten sich wie durch einen Zauber geändert, so wie wir die norischen Alpen überstiegen und im schönen Murthale beim „Kaiser von Oesterreich" das Lager bezogen hatten. Das Thal der Mur ist nächst dem der Drau das längste Flußthal der Alpen, und fast dreiviertel des Weges hat der aus dem Urgebirge geborene kerndeutsche Strom bereits bei Leoben zurückgelegt. Bei seiner Berührung mit der Hauptstadt der alten Grafschaft „Liuben" wendet er sich vor dem Thore derselben ein wenig nördlich, umgeht eine kleine Halbinsel, kommt in südlicher Richtung zurück und fließt an der Ostseite der Stadt vorüber. Leoben, ein hübsches Städtchen von 2000 Einwohnern, gut gepflastert, und was uns gestern Nacht besonders wohl that, auch beleuchtet, ist der bedeutendste Ort Obersteiermarks, und bei dem strahlenden Morgenhimmel prägte sich uns das reinliche Bild desselben in günstigster Erinnerung ein. Viele Häuser haben außen Wandmalereien, freilich spätere Arbeit. Außer den Gewerken machen die vier zusammentreffenden Handelsstraßen die Stadt belebt.

In einem Stellwagen fahren wir über zwei Stunden lang fast schnurgerade über Niklasdorf am rechten Ufer der Mur fort und erreichen bald die vier Stunden entfernte Kreisstadt Bruck an der Mur — nein, an der Eisenbahn, denn was kümmert die sich um alte und altberühmte Wasser- und Landstraßen! Was die Wasserstraße betrifft, so war ihr von Gott- und Rechtswegen der gerade Weg inmitten der langhingestreckten Höhen der nördlichen norischen und südlichen steiermärkischen Alpen hinab nordöstlich gewiesen; allein der große Weltenzimmermann hat dennoch nicht dorthinaus die Thüre gemacht. Wie er der nachbarlich in gleiche Richtung gewiesenen Ens bei Hieflau gebot, hier sollen ihre Wellen sich nördlich durch die Salzburger und Oesterreicher Alpen durchsuchen, so befahl er der Mur, da wo sie voll Lust und Leben das Angesicht stracks dem Stephansdome zuwenden und aus der Ferne schon hinausjauchzen wollte: es gibt nur Eine Kaiserstadt, es gibt nur Ein Wien! rechtsum zu machen, und wie die Ens nördlich, so südlich abzuschwenken, um durch die dicken steiermärker Alpenklötze hindurchzubrechen. Der Weg in's wein-, weiber- und liederlustige Wiener Becken wurde der armen Mur vom bösen Sömmering, wie der unglücklichen Eva der Weg in's Paradies vom Cherub versperrt.

Sie macht, gut geschult, wie sie ist, eine möglichst gute Miene zum bösen Spiel und bittet sich mit uns nur noch ein halb Stündchen Galgenfrist im großartigen Gasthofe zur Eisenbahn aus, um eine Tasse Kaffee am ziemlich frischen Morgen und einen Blick in das, eben am Zusammenflusse der Mürz mit der Mur liegende, ziemlich geräumige und saubere Städtchen zu genießen. Es hat nur 1600 Einwohner und unter seinen 200 Häusern im alten Fürstenhofe mit seinen romanischen Bogengängen ein vorzügliches Denkmal alter Kunst. Den großen Marktplatz ziert ein schöner Brunnen und der berühmte Platzschlicher, d. h. Schilchers ausgezeichneter Gasthof. Das nordöstliche Eckhaus des Platzes ist mit einer Spitzbogengalerie in venetianischem Style geschmückt. Weiterhin fällt uns

ein Wirthsschild an der Straße auf; da steht Christus mit den zwei Jüngern von Emmaus und drunter steht die bekannte Bitte derselben: Herr, bleibe bei uns! Außer der Stadt steht auf der Höhe die Burg Landskrone, seit dem Brande von 1792 eine Ruine.

Indessen kommt „der Reichsverweser" vom Sömmering her, dampfend und schnaubend; wir steigen ein und machen uns unter das allerlei Volk, das die kalte Nachtfahrt von Wien her überstanden zu haben sehr froh ist. Auffallend still und geordnet geht es in diesen Eisenbahnwagen her im Vergleich mit andern deutschen Bahnen, auch das bedienende und beaufsichtigende Volk ist manierlich und menschlich, wie man es nicht überall trifft. Die verhältnißmäßige Stille und Ordnung ist, selbst wenn sie nur die Frucht des k. k. Belagerungszustandes seyn sollte, dem von andern Bahnen Herkommenden eine sehr wohlthuende Erscheinung. Dagegen ist diese südliche Staatsbahn nichts weniger als ohne Furcht und Tadel. Die übrigens sehr bequemen Wagen stoßen und rütteln bis nach Laibach hinab unbarmherzig und wir haben heute von Bruck bis Grätz eine herrliche Vorübung auf die morgende Hauptschlacht.

Die Bahn folgt der Mur gen Süden aus der obern in die mittlere Mark, welche politisch mit dem Grätzer Kreise beginnt. Hier bei Bruck ist der tiefste Ausgang des breiten Murbeckens, und es ist prächtig, wie der Strom trotz Radetzkys Grenadieren einen Wall des Urgebirges um den andern durchstürmt. Die Engen, durch die er bricht, sind äußerst romantisch durch die herrlichen Burgen, welche sie schmücken, und zwar Burgen des ersten Ranges. Die Felsen treten dicht an den Fluß heran. Kirchdorf gegenüber liegt links die weitläufige Burgruine Bäreneck. Von Röthelstein, wo ein röthlicher Marmor bricht, wendet sich das Thal fast spitzwinklig gegen Südwest bis zum Gemsbach am Schlosse Weyer. Felsenwände beengen das ohnehin enge Thal und die Eisenbahn hat große Mühe sich auf gewölbten Galerien daran hinzuwinden. Bei Pfannberg liegen über dem fürstlichen Schlosse Lobkowitz die Ruinen der gleichnamigen Burg. Weiterhin ist das noch wohlerhaltene epheuumrankte Felsenschloß Rabenstein, darüber ragen die Reste der noch älteren Burg über die Tannen hervor. Seitwärts steht das große Schloß Waldstein, den Dietrichstein gehörig. Eine halbe Stunde davon liegen die Ruinen des alten Waldstein mit einem ungeheuern dreieckigen Thurme. Oestlich von dem heitern Markte Peggau, wo eine Station ist, liegt die große Ruine seiner alten Burg. Das Gebirge rechts und links enthält einige ergiebige silberhaltige Bleibergwerke.

Unter Peggau engen die senkrechten Wände der Badelmauer, in der sich eine Tropfsteingrotte befindet, das Thal nochmals ein. Die Bahn geht auf das linke Ufer der Mur; da liegt die zertrümmerte Luegisland. Im Thale abwärts blinkt das alte schöne Schloß Plankenwart mit seinen zwei großen Thürmen. Ueber dem Markte Gratwein ragen die Trümmer von Stübing. Ueberaus lieblich schaut vom tannengrünen Hügel die Wallfahrtskirche Straßengel herab, ein herrlicher Bau mit schlankem durchbrochenen Thurme, ähnlich der Frauenkirche zu Eßlingen am Neckar, aus der besten Zeit des germanischen Styls (1346). Wahrhaftig wie ein Bote aus höherer Welt steht das herzige Kirchlein segnend und weihend über der unten ihre kalten eisernen Linien hinziehenden Weltstraße; wie ein rechtes Gnadenbild blickt sie herab zu dem Wanderer, der ohne Gnade vom Dampfroß vorüber und hinweggerissen wird im gemüthlosen Sturm und Drang der um eines Traumes Schatten sich abhtzeenden, zeitlosen Zeit. — Kaum gedacht ist der Lust ein End' gemacht: ein neuer Gegenstand zieht das Auge hinüber in den Seitengrund, wo das schon 1128 gegründete, freilich ganz modernisirte Cisterzienserstift Rein in der Morgensonne strahlt, mit seiner mächtigen Kirche, in der eine Reihe erlauchter Todten schlummert. Doch weiter! es winken am linken Murufer von hohem Felsen die Ruinen der Burg Gösting; ein senkrechter Fels zu deren Rechten, der Jungfernsprung, ragt weit gegen den Fluß vor; von ihm hat sich die schöne Anna von Gösting, um einem verhaßten Bräutigam zu entgehen, herabgestürzt. Das Murthal hat sich schon vorher aufgeschlossen, breit und heiter entfaltet sich eine sonnige Ebene und der in ihrer Mitte ragende Schloßberg verkündet die fürstliche Hauptstadt.

Grätz, oder vielmehr Gratz, wie sein Name aus der blutigen Schlacht zwischen Hammerpurgstall und Meister Schreiner siegreich hervorgegangen ist, die Königin der Alpenstädte, hat sich reizend in's Murthal gebettet. Ich hatte sie mir immer in tiefem düsterem Thale gedacht, und wie überraschte mich nun dieses freundliche, im weiten Umfreis von grünen Bergen umschlungene, auf allen Vorhügeln mit heitern Landhäusern übersäte Gratzer Feld, in das sich so rasch das Alpenthal aus seinen Engpässen erschließt! Das ist ein prächtiges Amphitheater voll Farbe und Duft gegen Norden, während am südlichen Ende die Ebene sich in ein reizendes Hügelland öffnet. Jene Vorberge sind von lieblich schwellenden Formen, das Auge sieht sich nicht satt daran. Und wir haben zu reichem Ersatz für den gestrigen Regen heute ein so wunderbar schönes Wetter, und wir finden in Gratz einen gefällig und heiter durch alle Reichthümer seiner schönen Vaterstadt uns führenden Freund, so daß sich an uns vollkommen erfüllt, was Schaubach, unser treuer Begleiter sagt: „daß Gratz für jeden Reisenden durch die deutschen Alpen eine der lieblichsten Erinnerungen bleiben werde."

Der Bahnhof ist ziemlich entfernt im Westen der

Digitized by Google

Stadt angelegt, bereits aber streckt diese ihre Arme zur Bahn hinaus; zwei stattliche Häuserreihen säumen die breite Verbindungsstraße. Ueber den voll dahinfluthenden Alpenstrom führt eine Kettenbrücke in das Gewimmel der Großstadt. Prächtige Läden, deren Waaren durchweg geschmackvoll hinter den Schaufenstern ausgelegt sind, bieten in den meist ziemlich engen, aber heitern und ganz ebenen Straßen dem Blicke reichliche Unterhaltung. Eilen wir nach kurzer Erquickung im Gasthofe zum Haupt- und Mittelpunkte der Stadt, dem Schloßberge. Unmittelbar an den Ufern des Flusses erhebt er sich 288 Fuß über den 1100 Fuß ob dem Meere liegenden Spiegel desselben. Durch liebliche, die reizendsten Fernsichten bietende Anlagen, die General Welden aus den zerstörten Festungswerken schuf, steigen wir bequem aufwärts. Da prangt und blinkt die für eine Alpengegend große Fläche des sechs Stunden langen und eine starke Stunde breiten Grätzer Feldes. Sanfte Hügel, von Weinreben und Wäldchen anmuthig umkränzt, aus denen schöne Landhäuser hervorleuchten, umschließen die Ebene. Im Westen, Norden und Osten erhebt sich eine Höhe über der andern, nur durch den blauen Duft der Ferne von einander abgehoben; den fernsten Höhenkreis bilden die Schwanberger, Stuben- und Kleinalpen nebst dem 7000 Fuß hohen Schöckel. Die Stadt mit ihren Vorstädten, 50,000 Einwohnern, 22 Kirchen, 7 Klöstern (und einer evangelischen Gemeinde von etwa 500 Seelen) hat einen Umfang von drei Stunden, und wie eine Henne inmitten ihrer Küchlein zum Kampf gerüstet die Flügel hebt, so deckt der wohlverschanzte und vermauerte Schloßberg mit seinen kanonengespickten Fittigen die friedsame Stadt, welche in den Jahren 1848 und 1849 schon ihrem Erzherzog Johann zu lieb natürlich ein wenig schwarzrothgolden mitpuffte, daß man's in Wien wohl hören, doch auch überhören konnte.

Der Schloßberg war einst ein Römercastell und bestand im Mittelalter aus drei Burgen; seine Festungswerke wurden von den Franzosen gesprengt, später wiederhergestellt und neuerdings bedeutend verstärkt. Auf halber Höhe an freiem Platze steht der fast überall in der Stadt sichtbare Uhrthurm mit einer großen Normaluhr für die Bewohner; das große Zifferblatt steht so niedrig, daß man die Zeiger fast mit den Händen erlangen möchte. Am Fuße des niedern viereckigen Thurmes bekunden alte Steinbilder die alte Römerzeit und Römerkunst, die überall vor allem in Auffindung der schönsten, festesten und zweckmäßigsten Punkte Meisterin war. Oben auf der Höhe des Berges steht der Glockenthurm mit der größten Glocke des Landes von 1587. Ein alter tiefer Ziehbrunnen, von den Franzosen verschüttet, ist wieder aufgeräumt und steigt noch fast 300 Fuß unter die Mur hinab. Auch ein Pumpwerk ist hier, um das Wasser durch die Stadt zu leiten. Prachtvoller Epheu umrankt allenthalben das Gemäuer, ein reicher, ausgesuchter Blumenflor, namentlich Rosen, schmückt die reinlich mit einer im Berge selbst gegrabenen festen und immer trockenen Sanderde belegten Gänge. Ungern trennen wir uns von diesem Göttersitze an dem göttlich schönen Tage. Aber der Freund mahnt zum Aufbruch, er will uns noch ein schöneres Plätzchen zeigen.

Wir steigen hinab und spazieren über grünen Rasen und durch schöne Gärten und Parke, namentlich durch den Meerscheinschen und Attemsischen Park Rosenhain hindurch, an den drei lateinischen Jungfern vorbei auf einen der nördlich gelegenen, sanft anschwellenden, im schönsten Grün prangenden Hügel. Die drei lateinischen Jungfern haben gut Bier und Wein und ohne Zweifel ganz besonders schöne Augen für die Herren Studiosen. Der Name schon gibt es, daß wir in einer Universitätsstadt sind. Für sie und den südlich steiermärkischen Humor öffnen aber auch „die Milchmariandeln" ihre niedlichen Milchwirthschaften und der „Flohwirth" seine gastlichen Thore; in der „Lauspresse" sitzen Professoren und Studenten um den besten Wein und die besten „Carbonadl" der Stadt, dicht wie Häringe zusammengepreßt, jeden Abend, den Gott werden läßt, und der Gott Bacchus hält, nachdem gestern der Gott der Kirche seine Ehren erhalten hat, zu geziemender Nachfeier laut mächtigen Maueranschlägen heute ein „großes Bacchusfest," bei dem auch der Wirth „Zur Unmöglichkeit" unmöglich verfehlen kann, als Opferpriester die würdigen Wein- und Speisopfer bringen zu helfen.

An die Höhe des Ruckerlberges, von der Fülle der hier wachsenden Ruckerln (Primeln) so genannt, schließt sich der höhere Rosenberg, ein herrlicher Standpunkt zum Ueberblick der nächsten Umgebung, zum Hinabblick in das ganze Murthal und zum Ausblick rechtshin bis auf den Rücken der Saualpe. Dahinter zieht ein liebliches Waldthal hin, das mit Recht ein Hauptvergnügen für die vergnügungsreichen Grätzer bildet. Ein kleines Kirchlein erhebt sich mit dem Bilde des heiligen Franziskus, darüber der Gang der Maria zur Elisabeth über's Gebirge. Die Inschrift lautet: „Dieses stehet in Gottes Hand, Maria in dem Grün wird's genannt, 1668." Unfern der Kirche steht unter schönen Bäumen ein freundliches Wirthshaus, dabei sind Bänke und Tische für die frommen Waller zum köstlichen Biere, und inmitten derselben lesen wir an einer kleinen Spitzsäule, wie Castelli, Demeter und Saphir den wonnigen Gnadenort besingen. Hoch über der Klause Maria-Grün liegt die alte, in den Zeiten der Kreuzzüge schon gegründete Wallfahrtskirche Maria Trost, welche in die ganze Gegend um Gratz hinableuchtet. Nicht weit davon ist die Platte, von welcher aus sich dem Auge Kärnthen, Oesterreich, Ungarn und Croatien eröffnen und in der Tiefe das

ganze, vom blauen Rücken des Bachers umsäumte Grätzer und Leibnitzer Feld sich aufrollt.

So prächtig liegt Gratz und so prachtvoll endet der herrliche Tag heute mit einem reinsten und rosigsten Sonnenuntergang, daß wir nach Einnahme eines gediegenen „Jauserl" (Vesperbrodes) in der heitern, liebenswürdigen Familie unseres Gastfreundes ganz glücklich heimziehen zur abendlich menschendurchwogten Stadt, an deren „Platze" die Mutter Gottes, welche einst die Pest aus Gratz vertrieben, von hundert Lampen umstrahlt, in der klaren warmen Sommernacht von einer Schaar gläubiger Beterinnen den letzten Gruß empfängt. Die Männer freilich gehen lieber spazieren oder in's Theater und in's Concert im Garten des „Elephanten." In Gratz konnte sich eine deutschkatholische Gemeinde ziemlich weit ausbreiten; sehr kirchlich oder gar bigott lassen die heitern Gratzer sich einmal gar nicht an.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Witterung. — Das deutsche Schauspiel. — Ein deutsches Logierhaus.

Wir stehen nun schon an der Schwelle des Juli und noch immer will sich der Sommer nicht einstellen. Es ist wirklich zum verzweifeln! Wir haben Winter, wir haben Herbst, wir haben Frühling, das heißt den Frühling des April, wir haben alles, nur keinen Sommer. Und verirren sich auch dann und wann ein paar schöne Tage zu uns, so ist es doch nur, um den Contrast zwischen der Jahreszeit und dem Wetter noch fühlbarer zu machen. Es läßt sich kein melancholischeres Schauspiel denken, als die rotten row in dieser Season. Statt der glänzenden Cavalcaden, die sonst zwischen den dichten Reihen der buntgekleideten Spaziergänger dahin jagen, hie und da ein vereinzelter Reiter, sein Pferd bis an den Hals mit Koth bespritzt, mühsam durch den Schlamm watend, zwei oder drei Fußgänger in Waterproofs und (zum Ueberfluß) mit ausgespannten Regenschirmen, und zur Seite die Ruine des Crystallpalastes. Und die Parks! An der Stelle der Kinder tummeln sich idyllische Schafheerden auf dem üppigen Gras, und die armen, von Regen und Wind zerzausten Rasen blicken uns mit so wehmüthig vorwurfsvollen Augen an, als wollten sie den Himmel verklagen, der ihr flüchtiges Daseyn zu einem Gewebe von Leiden gemacht hat. — Doch das Schlimme hat auch glücklicherweise seine gute Seite. Freilich, den verlorenen Sommer kann uns niemand mehr zurückgeben, aber die Theatermanager und Concertgeber haben sich wenigstens bemüht, uns dafür zu entschädigen. Und gewiß, sie werden sich über die Ungunst des Wetters nicht beklagen. — Da ich gerade das Theater erwähne, gestatten Sie mir einige Worte über das deutsche Schauspiel in St. James. Nicht als ob ich eine Kritik beabsichtige — dieß liegt außerhalb der Aufgabe, die ich mir für heute gestellt — nur ein paar Bemerkungen über den Eindruck, den es auf das englische Publikum gemacht. Das Urtheil der Presse ist Ihnen bekannt. Mit Ausnahme der Times, die in künstlerischen Angelegenheiten noch weniger vorurtheilsfrei ist als in politischen, haben sich die großen Organe der Journalistik einstimmig im höchsten Grade günstig ausgesprochen. Nur die „Räuber" fanden keinen Beifall, aber es ist dieß dem Stücke selbst und nicht der Darstellung zuzuschreiben. Der nüchterne Britte mußte sich von einer Produktion zurückgestoßen finden, die in chaotischer Regellosigkeit „unmotivirte Anklagen gegen Staat und Gesellschaft schleudert," und neben unleugbaren Schönheiten „zahllose Verstöße gegen die Vorschriften der Kunst enthält." Ja ein Morgenblatt ging sogar so weit, Schiller zum Apostel „des wildesten Communismus" zu machen. Doch sey dem wie ihm wolle, diese einzelne »failure« hat dem Erfolg im Ganzen keinen Eintrag gethan. Abgesehen davon, daß die Königin sammt den vornehmsten Gliedern der Aristokratie, fast in keiner Vorstellung fehlte, hatten sich unsere Landsleute des regelmäßigen Besuchs und der lebhaftesten Anerkennung der in Literatur und Kunst hochgestellten Männer Englands zu erfreuen. Was insbesondere die Londoner Schauspieler betrifft, so kann ich aus guter Quelle versichern, daß Mstr. Kemble und Mr. Kean sich in der vortheilhaftesten Weise ausgesprochen haben. Namentlich erklärten sie die Aufführung des Hamlet für ein Meisterstück, „das sich die englischen Darsteller selbst zum Muster nehmen sollten." Jedenfalls hat der deutsche Geist bei dieser Gelegenheit einen neuen Triumph gefeiert, und zwar einen Triumph, der um so schwerer in die Wagschale fällt, da nur wenige der hier anwesenden Schauspieler zu den ersten in unserem Vaterlande gehören.

Am vergangenen Donnerstag enthielten mehrere hiesige Blätter einen Polizeibericht, dessen Inhalt geeignet ist, die schamlose Ausbeutung zu beleuchten, welcher die deutschen Auswanderer in London unterworfen sind. Sie werden die Erzählung dieses Falls nicht zurückweisen. Vielleicht dient die Veröffentlichung durch Ihre Blätter dazu, einigen meiner Landsleute die Augen zu öffnen und sie vor schmählicher Plünderung zu bewahren. Die Thatsachen sind in Kurzem folgende. Ich theilte Ihnen schon früher mit, daß der Zustand der sogenannten Lodginghäuser im vorigen Jahre zu einem Gesetze Veranlassung gegeben, welches diese Häuser unter strenge polizeiliche Aufsicht stellte und die Bauart derselben, die Zahl der Betten und der aufzunehmenden Gäste u. s. f. genau regulirte. Letzten Mittwoch stand nun ein gewisser John Ballingham White von Upper Smithfield (Whitechapel) vor dem Thames Policecourt, angeschuldigt, das obige Gesetz nicht beobachtet zu haben. Mr. Reeves, der Polizeiagent, welcher die Anklage vorbrachte, sagte aus: „er sey Montag Abend, in Folge erhaltener Mittheilungen, in das Haus des John White gegangen und habe daselbst 151 Leute, sämmtlich deutsche Emigranten, vorgefunden, während gesetzlich nur für 99 Gäste Raum sey. Er könne als gewiß versichern, daß im Durchschnitt sogar zweihundert Menschen nächtlich beherbergt worden. Das Haus selbst liege in einer der dichtbevölkertsten und ungesundesten Gegenden der Stadt. Die Schlafstätten, Betten könne man es nicht nennen, befinden sich an der Wand in drei Schichten, eine über der andern. Männer, Weiber und Kinder schlafen in demselben Zimmer, ohne auch nur durch ein ausgespanntes Tuch von einander getrennt zu seyn. Die Anordnungen im Allgemeinen seyen miserabel, für Ventilation nicht gesorgt, und es herrsche die größte Unreinlichkeit. Als er in den Schlafraum eingetreten, habe ihn die schwüle

Digitized by Google

ungesunde Atmosphäre fast betäubt; kurz, die Spelunke sey die schmutzigste und ekelhafteste (the most filthy and disgusting), welche er je gesehen." White stellte keine dieser Angaben in Abrede; er behauptete aber, sein Haus falle nicht unter die gesetzlichen Vorschriften, weil es nur für deutsche Auswanderer eingerichtet, also kein common (gewöhnliches) lodginghouse sey. Außerdem behandle er die Leute so, wie er es contraktlich mit den Auswanderungsagenten ausgemacht habe. Der Magistrat verurtheilte ihn zu zwei Pfund Sterling Strafe, und erklärte, für jeden Tag, den die alte Wirthschaft noch fortdaure, dieselbe Summe auflegen zu wollen. Als White sich über die Ungerechtigkeit dieser Entscheidung, gegen die er appelliren werde, ausließ, erhöhte der Magistrat die Strafe von zwei auf drei Pfund Sterling. — Ich enthalte mich jeden Commentars über diesen Vorfall. Die Thatsachen sprechen für sich. Nur eine Bemerkung. Man glaube ja nicht, der so eben erzählte Fall sey ein vereinzelter. Es gibt keine ungesunderen, schmutzigeren Höhlen, als die meisten dieser deutschen Logier- und Gasthäuser in Whitechapel. Ich beabsichtige nächstens einen Ausflug in diesen Stadttheil, wo außer den Auswanderer noch Tausende unserer unglücklichen Landsleute mit den Irländern und Schweinen zusammen wohnen, und werde Ihnen das Resultat meiner Nachforschungen zukommen lassen.

Digitized by Google

Paris, Juni.

Ponsards Ulysses.

Es steht im heurigen Salon eine Statue, welche die Muse der Tragödie vorstellt, und der Künstler glaubte seine Idee nicht klarer und sprechender ausdrücken zu können, als wenn er die Züge seiner Melpomene dem Gesichte der Mlle. Rachel entlehnte, die allerdings seit vierzehn Jahren für einen großen Theil der gebildeten Welt die Tragödie selbst ist. Doch ist Mlle. Rachel schon ein paar Wochen auf und davon, sezt der Provinz, doch nicht überall mit Beifall, die heiseren Reste ihrer einst schönen Stimme und die immer tadellose Plastik ihrer tragischen Bewegungen vor, aber die Tragödie ist trotzdem in Paris zurückgeblieben und sogar von einem neuen Sprößling kürzlich entbunden worden. Dieser Sprößling nennt sich Ulysses, Trauerspiel mit Chören von Ponsard. Ponsard hat ein Talent, das seinem Charakter gleicht, und das Wesen seines Charakters ist die Ehrenhaftigkeit, wie die Gewissenhaftigkeit der Grundzug seines Talents. Er hat den Trieb, den geschichtlichen Inhalt und das gesellschaftliche Aussehen der Zeit und des Landes, denen er seine Stoffe entnimmt, in seinen Arbeiten treu abzuspiegeln. Er begnügt sich also nicht die Sitten einer Epoche, insofern sie mit der Befriedigung der Leidenschaften zusammenhängen, und die persönliche Natur des Menschen, die er auf die Bühne bringt, zu erforschen, sondern schenkt auch den untergeordneten Lebensverhältnissen seine Aufmerksamkeit, zieht die Statistik des Hauswesens der Völker, aus deren Annalen er seine Dramen holt, gern zu Rath, und sucht sogar den Ton der Umgangssprache, den die Personen derselben nach historischen Ermittlungen eingehalten haben mochten, bestens nachzuahmen. Er richtet sich also weit mehr nach den Vorschriften der romantischen Schule als nach den Ueberlieferungen des klassischen Theaters, und nur seine Stellung Victor Hugo gegenüber, so wie die Wahl einer Anekdote aus der römischen Heidenzeit für seinen ersten siegreichen Versuch konnte ihn als Unternehmer einer literarischen Restauration im Sinne der alten hoffähigen Tragödie Ludwigs XIV. erscheinen lassen. Auch in seinem Ulysses befolgt er dieses System. Er hält sich streng, fast ängstlich an die Odyssee, und läßt den Göttern ihre homerische Menschlichkeit, den homerischen Menschen die oft ungeschlachte Einfalt eines freien Urgeschlechts. Er gab sich keine Mühe, wie das die früheren Dichter der Franzosen gethan, die Thaten und Reden einer so fernen Zeit mit Beibehaltung der Hauptzüge unserem verzärtelten Geschmack genehm zu machen; er schien im Gegentheil von seinem Publikum vorauszusehen oder zu verlangen, daß es mit seinem Homer vertraut sey, und sich daher an den etwaigen Ungehörigkeiten, die seine Helden und Heldinnen auf dem Théâtre français in Wort oder That begehen dürften, nicht stoßen würden. Darin hatte sich aber der gute Ponsard, der von allen französischen Belletristen die meiste Aehnlichkeit mit einem deutschen Stubengelehrten hat, gewaltig verrechnet; das Publikum des Théâtre français, das doch am ersten Tage größtentheils aus guten Freunden des Dichters bestand, fand dessen Griechen gar zu griechisch und Homer wurde, wie ein Feuilletonist höhnisch bemerkte, von den neuen Athenern höhnisch ausgezischt. Nein, Homer wurde nicht ausgezischt; nur die Anwendung, die übelberathene Alterthümelei von seinem Genie gemacht, wurde mit dem ungebundenen Freimuth, der einem ungeduldigen oder stutzig gewordenen Parterre eigen ist, geahndet.

Glücklicherweise war dieß nur bei wenigen Stellen, und mit einigem Nachdruck nur an einer einzigen der Fall. Das Parterre, das durch die Erscheinung nicht sowohl als durch die wiederholte Nennung der Schweinehirten einigermaßen in Unruhe gerathen war, verlor völlig die Geduld, als Ulysses die ungetreuen Mägde ohne rhetorische Umschweife aufzuhängen befahl. — Schon an die fünfundzwanzig Jahre donnert die romantische Schule gegen den Gebrauch der oratorischen Umschreibung in der dramatischen Poesie und fordert, daß jedes Ding, wie in der Natur, bei seinem Namen genannt werde; auf dem Wahlplatze der Kritik hat sie Recht behalten und die sprödesten Dichter haben ihrer Lehre sich gefügt; aber es ist leichter die Richter und Meister einer Kunst auf seine Seite zu bringen, als den von den Vätern ererbten, Jahrhunderte hindurch herrschenden, in der unveränderlichen Eigenthümlichkeit des Volksgeistes wurzelnden Geschmack des Publikums eines besseren zu belehren. Daß man galante Frauenzimmer mir nichts dir nichts aufknüpft, das geht einem Pariser, der an den Fortschritt glaubt, so wie auf seine Bildung und die Ehre, der ersten Nation des Erdkreises anzugehören, sich etwas zu Gute thut, schon äußerst schwer ein; daß man aber dieses Urtheil so nackt, roh und ungemildert ausspricht, wie das höchstens in den kannibalischen Zeiten, die der blinde Sänger der Iliade beschrieben, erlaubt gewesen, das findet er aller Erziehung zuwider, unverschämt und im höchsten Grade strafbar. Der Einwurf, das sey einmal zu einer wahren Schilderung jenes hohen Alterthums nothwendig, rührt ihn durchaus nicht; er sagt, es sey ihm einmal unangenehm, und man solle nichts Unangenehmes, aus welchem Land und aus welcher Zeit es immer sey, ihm vorführen. Dasselbe Publikum aber, das so rasch, so unnachsichtig verdammt, was in zu grellem Widerspruch mit seinem ästhetischen Gefühl und seinen Begriffen von Schicklichkeit war, zeigte sich dankbar empfänglich für die schlichten, ruhigen, ungeschminkten,

Digitized by Google

nicht mit dem Ingwer der Moderomantik versezten Schönheiten, die Ponsard dem helleuischen Leben und dem griechischen Heldengedicht entnommen. Erfindung ist nicht viel in Ponsards Dichtung, Intrigue so gut als gar keine, man weiß, zumal wenn man seinen Homer kennt, von der ersten Scene an, welchen Gang die Sache nehmen wird, weiß, daß Ulysses, einmal in Ithaka angekommen, nach Minervas Rath als Bettler zuerst bei dem Oberhaupte der Schweinehirten einspricht, von demselben gastlich aufgenommen wird und von ihm erfährt, mit welcher Pietät Volk und Königin das Andenken ihres Herrn und Königs Ulysses bewahren, mit welcher Sehnsucht sie auf ihn harren, wie aber böse Freier in den Palast eingedrungen sind, die Königin mit ihren verhaßten Anträgen stets von neuem bestürmen und durch ihre tolle Wirthschaft das Haus und den Reichthum des abwesenden Königs einem schnellen Ruin entgegenführen. Er weiß, wie er dann fortwährend verkleidet im Palaste selbst erscheint, daselbst alles, was ihm der Schweinehirt berichtet, bestätigt findet, mit seinem Sohn, dem er sich zu erkennen gegeben, die Vernichtung der bösen Freier verabredet, Penelope selbst in ihrem Kampfe gegen dieselben ermuntert, ihr das Mittel ihnen zu entgehen angibt, wie endlich im günstigen Augenblick, Ulysses sich entlarvt, die Freier züchtigt und seine alte gesegnete Herrschaft, unter dem Jubel des Volkes, von neuem antritt. Das alles ist ziemlich allgemein bekannt oder läßt sich beiläufig ohne Mühe errathen und bildet daher keine sehr spannende Handlung. Es ist durchaus kein ernstes Hinderniß vorhanden und durch die Zusage Minervas der glückliche Ausgang im voraus verbürgt. Allein Ponsard hat die einzelnen Momente so anmuthig zu einem Ganzen verwebt, dem Ausdruck der Gefühle, namentlich in den Erkennungsscenen, eine solche Zartheit und Natürlichkeit verliehen, die Mischung von Barbarei und patriarchalischer Biederkeit in diesem hohen Alterthum mit solcher Treue und solcher Grazie versinnlicht und allenthalben einen so frischen und stärkenden Hauch antiker Kraft und Gottesfurcht verbreitet, daß man, zumal beim Lesen des Stücks, eine wahre Befriedigung empfindet. Hiezu trägt besonders die edle, schmucklose, von aller Rhetorik völlig freie Sprache sowohl im Dialog als in den Chören bei. Die lezteren, in denen altheidnische Weisheit im Guten und im Bösen, wie sie uns von den Dichtern Griechenlands und Latiums überliefert worden, niedergelegt ist, sind mit ungemeiner Sorgfalt und mit beständiger Rücksicht auf den melodischen Fluß der Verse, die in den mannigfachsten Rhythmen sich durchkreuzen, ausgearbeitet. Ein junger Tondichter, Gounod, der die Behandlung antiker Stoffe vorzüglich liebt, hat zu diesen Chören eine Musik geschrieben, die, ohne zu elektrisiren, doch im Ganzen angesprochen hat. Einer der Chöre wurde bei der ersten Vorstellung sogar dacapo verlangt und, obgleich Mlle. Rachel nicht mitwirkte, die Tragödie recht gut gespielt, die Titelrolle von dem geistvollen Geffroy sogar ausgezeichnet dargestellt.

Digitized by Google

Worms, Juni.

(Fortsetzung.)

Ein Tag in Worms.

Vom Rhein bis zur Stadt ist nur eine kurze Strecke. Der Weg führt über einen flachen Grund von Aeckern und Wiesen. Pappeln und Weiden, die stete Verzierung des mittelrheinischen Ufers, fehlen auch hier nicht, bis dahin, wo sie den Obstgärten das Feld räumen. Auch die Fischer- und Bleicherhütten am schmalen Wasser eines Altrheins oder Bachausflusses sind reichlich und in mannigfaltiger Form vertreten und geben Stoffe zu recht hübschen kleinen Landschaftsbildern mit der nöthigen Staffage von proletarischen Weibern und Kindern, wie sie ein niederländischer Maler nur wünschen könnte. Darauf tritt die alte, stückweis noch erhaltene Stadtmauer näher, und über dieselbe und durch ihre weiten Breschen schauen dir nur im Bilde schönen Rückseiten alter Häuser hervor. Das Thor ist verschwunden, aber zwei alte Mauerthürme mit ihren Zinnen stehen noch fest und warten nicht mehr der zerstörenden Faust des Krieges, sondern der nivellirenden Hand der modernen Kultur, die allenthalben unablässig beschäftigt ist, die Reste und charakteristischen Zeichen des Mittelalters aus der Umgebung der Städte zu entfernen, in denen das moderne Bürgerthum nur von parlamentarischen Kämpfen redet und solche führt und dabei der alten Zeit lächelt, in der der Bürger mit Armbrust und Hackenbüchse hinter den Zinnen der gemeinsamen Schutzmauer stand.

Die Richtung der Gassen ist noch recht mittelalterlich krumm und eckig, nichts daran modernisirt, obwohl die ältesten Häuser beziehungsweise neu genannt werden müssen, da ihre Entstehung kaum anderthalb Jahrhunderte hinter der Jetztzeit liegt. Man athmet ordentlich wieder auf, wenn man die lange, dem Rhein parallel laufende Hauptstraße erreicht hat, deren Name, Kämmerergasse, an das uralte heimische Geschlecht derer von Dalberg erinnert. Hier ist wenigstens Licht und Luft, da und dort sogar ein mehr oder minder freier Raum, selbst ein geräumiger Platz, wie der bei der St. Martinskirche. Das Gepräge der lebendigen Kleinhandelsstadt tritt so recht augenfällig hervor. Laden schließt sich an Laden, Kram an Kram, Wirths- und Gewerbshäuser bilden da und dort eine kurze Unterbrechung. Israel for ever! aber auch kein Wunder. Die Wormser Juden datiren weit zurück. In der That dürfte diese israelitische Gemeinde die älteste in Deutschland seyn. Wenn auch nicht schon fünfhundert Jahre vor Christus Juden hier sich angesiedelt haben, wie behauptet werden will, so ist doch ziemliche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieß schon vor der Zerstörung Jerusalems geschah. Jedenfalls haben die Wormser Juden zu aller Zeit behauptet, an der Kreuzigung Jesu keinerlei Schuld zu tragen, da ihre Vorfahren schon vor jener Zeit hier ansäßig gewesen. Das war in der That ihr Schade nicht. Durch das ganze Mittelalter herab standen sie ziemlich oben an unter den „kaiserlichen Kammerknechten," haben manche Privilegien vor andern voraus erhalten, und der Oberrabbi von Worms hatte, nach kaiserlicher Verfügung, den Vorrang vor allen andern in Deutschland. Die prachtvollste Synagoge stand in Worms, und was noch von derselben vorhanden, beweist zum mindesten, daß sie von hohem Alter ist. So unscheinbar sie von außen dasteht, so merkwürdig sind einzelne Theile des Innern, die unläugbar das Gepräge der Baukunst des zehnten Jahrhunderts tragen. So berühmt als diese Synagoge, ja noch berühmter war seiner Zeit „der heilige Sand," die israelitische Begräbnißstätte. Judäas geweihte Erde war in Schiffen hieher gebracht worden, und manche Gläubige aus fernen Gegenden verordneten, daß ihre Leichname nach Worms gebracht werden sollten, damit sie dort im heiligen Sande ihre Ruhestätte fänden. Worms hat auch noch sein altes Ghetto, trotz des Feuers von 1689. Es verschonte gerade dieses Viertel. Indeß ist die Judengasse jetzt meist von Christen bewohnt, während die Juden sich mehr der Hauptstraße zugewendet und bemächtigt haben. Sie sind hier allenthalben im Vordergrund, und darum wohl auch keine andern bedeutenden Familien hier ansässig.

Wie man in Constanz nach dem Conciliumssaale fragt, so fragt und sucht hier jeder, der nach Worms kommt, gewöhnlich zunächst nach der welthistorischen Stelle, wo einst Luther vor Kaiser und Reich gestanden und sein berühmtes „Hier stehe ich und kann nicht anders" ausgerufen. Aber kein Gastwirth, kein Krämer und selbst kein Gelehrter kann darüber bestimmte Auskunft geben. Krieg und Zeit haben so gründlich aufgeräumt, daß von jenen Gebäuden kein Stein auf dem andern geblieben. Man ist sogar darüber nicht einig, ob die große Scene im Rathhause, oder im Bischofshofe, oder wo sonst gespielt. Der letztere, einst in der Nähe des Doms auf den Unterlagen des uralten Palastes der burgundischen Könige erbaut, bot die ausgedehntesten Räume, während der Rathhaus- oder Bürgerhofssaal für jene Reichstagssitzung wohl zu klein war. Dieses Rathhaus stand einst an der Stelle der jetzigen evangelischen Kirche am Markte, da wo vor Zeiten die Pfalz des Königs Dagobert und Karls des Großen sich erhob. Schon um deßwillen werden Reisende meist dahin gewiesen, freilich um nichts zu sehen, als eine massive Kirche aus dem vorigen Jahrhundert, die innen noch viel geschmackloser ist als außen. Ronge muß wohl auch berichtet worden seyn, hier sey die denkwürdige Stelle gewesen, denn als er Anno 1845 nach Worms kam, postirte er sich just vor die Pforte dieser Kirche und glaubte wohl in den Schuhen des großen Reformators zu stehen, als er das Volk anredete, das Kopf an Kopf gedrängt den ganzen Marktplatz füllte. Er war sicherlich im Irrthum. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu bemerken, daß die Wormser, wohl in Folge reformatorischer Reminiscenzen, dem kleinen Nachtreter des großen Luther in ziemlicher Zahl sich anschlossen und gleich darauf zwei deutschkatholische Prediger zumal anstellten. Jetzt ist kaum einer mehr da, und der Lärm, der sich so laut geäußert, ganz kleinlaut geworden, so fast verklungen und verschollen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 29. 18. Juli 1852.

Willst du im Walde weilen,
Um deine Brust zu heilen,
So muß dein Herz verstehen,
Die Stimmen, die dort wehen.

Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien.

Lenau.

Aus dem Wald.

Eingang.

Die weite ruhelose Stadt
Mit ihren heißen Gassen,
Die mich so lang gefangen hat,
Sie hab' ich froh verlassen.

Ade am schiffdurchwogten Strom
Ihr öden Kirchenhallen!
Will ruhen nun im Waldesdom,
Wo wild die Bächlein wallen.

Ihr armen Herzen all ade
Mit eurer Prosa Glanze!
Im Walde schmückt ihr Haupt die Fee
Mit reichem Mährchenkranze.

Sey mir gegrüßt, mein grün Revier,
Gegrüßt viel tausendmale!
Zu Ruh' und Traum erschließe mir
Die flüsternden Portale.

1.

Im Thale lieget einsam
Das stille Försterhaus,
Es breitet die dunkle Tanne
Sich schirmend drüber aus.

Unter den schwanken Zweigen
Ruhet es weiß und klein;
Es klappert der Storch vom Firste
In die Abendfluth hinein.

Es pranget über der Thüre
Des Achtzehnenders Geweih;
An der Tanne angenagelt
Hängen Eul' und Weih.

Ich komme daher geschritten
Den schmalen Pfad entlang,
Die Fensterchen grüßen freundlich
Aus Reben und Gerank.

Es klaffen und springen die Hunde,
Die haben mich bald erkannt;
Aus allen Ecken kommen
Die Kinderchen all' gerannt;

Die Schwester in der Thüre,
Die hat mich auch erblickt;
Sie schlägt die Händ' zusammen,
Sie lächelt und sie nickt,

Sie steht und grüßt herüber
Und zupft an Tuch und Band,
Sie schlägt die Augen nieder —
Sie reicht mir still die Hand.

Schlag' auf die blauen Augen,
Ob's noch so traulich drin!
Grüß Gott, grüß Gott, du schöne,
Du liebe Försterin!

2.

„Der Ohm, der schweift im Wald anjezt,
Den wirst du wenig sehn.
Ihn drücket schwer ein altes Leid,
Gott weiß, was ihm geschehn.

Beim Elfenring am Kreuzweg dort,
Da hat er oft gesäumt,
Und sizt auch, wo der schwarze See
In Grabesruhe träumt.

Was schreckt ihn nur aus Schlaf und Ruh',
Den frommen, treuen Mann,
Daß er nicht leben länger mehr
Und auch nicht sterben kann?

In deine Bücher breit und schwer
Hast du so oft geschaut
Und fand'st du für ein ruhlos Herz
Darin kein einzig Kraut?"

3.

Abend ist's, die Wolken ziehen,
Hier und dort blinkt kurz ein Stern,
Leise rieselt's durch die Tanne,
Dumpf nur rauscht der See von fern.

Jähe Blitze zucken leuchtend
Bang und bleich am Wald entlang;
Aus der Wolken grauen Schleiern
Lauscht der Mond nur bleich und bang.

Horch! die Käfer summen trunken
Durch das saftig junge Grün,
In den blüh'nden Apfelbäumen,
Die sich durch das Gärtchen ziehn.

Leise schnurrt das braune Spinnrad,
Doch zulezt da stockt's und schweigt;
An der Thüre lehnt der Förster,
Auf die Brust das Haupt geneigt.

Und zu seinen Füßen streckten
Sich die Hunde wachsam hin,
Und das Kätzchen schmiegt sich spinnend
An die schöne Spinnerin.

Schweigend ruh' ich bei den andern
An der Tanne hier am Moos,
Und die Buben und die Mädchen
Hocken mir auf Knie und Schooß,

Und es bitten all die Stimmchen,
Und die kleinen Schmeichler flehn:
Mährchen sollst du uns erzählen,
Mährchen süß und schaurig schön.

4.

Elfenmär.

Am Kreuzweg dort im Waldesgrün,
Wo tief im Dorn die Rosen blühn,
Wo aus der Wiese bricht der Spring,
Da kreist und schließt der Elfenring.

Die Nacht ist lau, sanft weht der Wind,
Der Wandersmann, der geht geschwind.
Von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch
Da zieht's wie leiser Worte Hauch.

Es blinkt der Mond auf Wies' und Weg,
Am Elfenring da wird es reg';
Das huscht so leicht, das huscht so weiß,
Rings scheint im Gras der Glühwurmkreis.

Der Wandrer steht und sieht es an,
Er kann nicht fort, der Wandersmann.
Es schwingt und schlingt sich auf dem Rain, —
Das sind die Elfen zart und klein.

Da schwebt und schwärmt der lust'ge Troß,
Der dunkle Falter ist ihr Roß,
Das Tröpfchen Thau im Rosenblatt,
Es ist ihr duftig kühles Bad.

Lang ist der Grasesshalm und schwank,
Drauf schaukelt sich die Elfe schlank;
Der Mondstrahl sinkt durch's Laub herein,
Am Mondstrahl klimmt die Elfe fein.

Im Kreis steht eine blaue Blum',
Da tanzen lustig sie herum.
Der Wandrer raubt die Blum' geschwind, —
Da wiegt sich drin ein zartes Kind.

Es ruht auf goldner Fäden Thron,
Ums Köpfchen schließt die goldne Kron',
Ein zart Gewand hüllt leicht es ein —
Das muß die Elfenkön'gin seyn.

„O Wandrer fromm, erhör' mein Flehn,
Laß mich zu meinem Reiche gehn!
In heißer Erde Staub und Noth,
Da gräm' und sehn' ich mich zu Tod."

Digitized by Google

Der Wandree hört sie nimmer an,
Er flieht und flieht, der Wandersmann,
Und durch den Wald und durch die Nacht
Nimmt er die Blume wohl in Acht.

Das Morgenroth, das Morgenroth,
Das bringt der Elfe schnellen Tod.
Den lezten Seufzer zittert hin
Die kleine Elfenkönigin.

5.

Still wurden all die Kleinen,
Sie lauschen dicht gedrängt,
Bis an der zuckenden Wimper
Eine zitternde Thräne hängt.

Die stille Spinnerin träumet
Und schaut so ernst zum Wald,
Als schwebte zwischen den Stämmen
Der Elfe lichte Gestalt.

Der Alte lächelt seltsam:
„Das ist ein thöricht Mär!
Die Elfen, die fängt keiner,
Sie fangen uns selber ehr."

6.

Die Wellen plätschern an's Ufer,
Es wispelt und lispelt das Rohr,
Aus den dunkeln Büschen drüben
Schwebt ein Nachtigallenchor.

Es murmelt der Wind in den Kronen,
Es plaudern die Blätter sacht,
Der Hirsch tritt auf die Wiese
Und späht hinein in die Nacht.

Der Mond schwimmt hoch darüber,
So leuchtend, froh und stumm,
Die hellen Strahlen kosen
Um die dunkeln Blumen herum.

Da stuzt der Hirsch und lauschet;
Wie blickt er stolz und scheu!
Er sezt in den Busch, — es rauschet,
Es fährt ein Schuß vorbei.

Es rauschet ferner und ferner,
Der Schüz flucht leis dazu.
Und wieder träumt Well' und Wiese
Und Wald in Mondenruh'.

7.

Freundlich bricht der Strahl der Sonnen
Durch des Buchen grünes Dach,
Dicht von Ranken übersponnen
Blinkt im Grunde hell der Bach.

Hoch im Laube singt die Meise
Und des Spechtes Klopfen schallt,
Aus der Ferne dumpf und leise
Ruft der Kukuk durch den Wald.

Und der Schmetterling im Grünen
Schwingt sich aus dem Thau der Nacht;
Eifrig summen blanke Bienen
Um der Blumen frische Pracht.

Wo die alte schwere Eiche
Ihre Riesenwurzeln streckt,
Ist der Siz, der kühle, weiche,
Mit des Mooses Sammt bedeckt.

Laß uns säumen hier und träumen
In der lebensvollen Ruh',
Laß uns an den schlanken Bäumen
Aufwärts schauen, himmelzu.

Aufwärts, aufwärts möcht' ich fliegen,
Ist die Seele doch so leicht!
Jubelnd möcht' ich frisch mich wiegen
Droben, wie der Vogel streicht.

Morgenfrüh' im grünen Walde,
Sanft und funkelnd, still und laut,
Wenn der Busch dir und die Halde
Lächelnd in die Augen schaut;

Wenn ein üpp'ger Duft so selig
Frei und kräftig dich umfängt,
Heitre Ruh' unwiderstehlich
In das volle Herz sich drängt!

Nimm das Schweigen, nimm das Lärmen
Gläubig auf mit Herz und Sinn!
Laß uns träumen, laß uns schwärmen,
Meine holde Försterin!

8.

Es ruht der alte Förster
Schweigend vor seiner Thür
Unter dem Tannenbaume
Und schaut in sein Revier;

Digitized by Google

Und schaut in die stillen Thäler,
Die ruhen im blauen Duft,
Und schaut auf den See und die Wälder,
Da flüstert die Abendluft.

Es legt sein Hund der alte
Den Kopf ihm auf den Schooß;
Es schauen die wilden Augen
Nun treu und regungslos.

Da tritt der Hirsch dahinten
In den Abendsonnenschein
Und lauscht und schreitet friedlich
In den kühlen See hinein.

Der Wind kommt leise leise
Ueber die stille Au.
Der Hund fährt auf und windet,
Er bellt so tief und rauh.

Er ruft, er ruft zum Jagen,
Es brennt der wilde Blick,
Zum Hirsch starrt er hinüber,
Zum Herrn schaut er zurück.

Es späht der Hirsch und schüttelt
Spöttisch den Kopf, und stolz
Geht er mit kleinen Schritten
Langsam zurück in's Holz.

Der Förster streichelt freundlich
Den alten Jagdgesell'n.
Und tiefer und tiefer sinken
Des Abends duftige Well'n.

9.

Schau, wie die hohen Ufer
Kühl spiegeln in stiller Fluth,
Wie tief der Wald da drunten,
So grün und dämmernd ruht!

Es zieht der Kahn im Schatten,
Von weicher Fluth umschmiegt,
Wo still die Wasserlilie
Ihr duftig Köpfchen wiegt.

Es geht die alte Sage:
Wo Lilien trägt der See,
Da ist voreinst gebrochen
Ein Herz im tiefen Weh.

Die Blume schaut mit Sehnsucht
Geheimnißvoll dich an,
Als sey's eine arme Seele,
Die nimmer ruhen kann.

Die muß vergeblich duften
Und muß vergeblich flehn.
Es kann sie keiner lösen
Und keiner sie verstehn.

10.

In das Fenster fällt die Sonne
Durch des Weines schattig Laub.
In dem langen Strahle reget
Leicht und goldig sich der Staub.

Aus dem schattig kühlen Zimmer,
Wo's so heimlich und so traut,
Haben in die Mittagsstille
Schwelgend wir hinausgeschaut.

Weiße Gänse rudern schweigsam
In dem klaren See umher,
Und dem Hahn auf einem Beine
Ist der Kopf so liebesschwer.

Aus den warmen Wellen springet
Blitzend auf der schlanke Fisch,
Und am Ufer schießt der Reiher
Glänzend aus dem Rohrgebüsch.

Neckend mit den jungen Hunden
Spielt das zahme Reh und jagt,
Doch die alten ruhen lechzend,
Wo die Tanne schattig ragt.

Alles still. Nur aus dem Wipfel
Tönt die Weidenflöte sacht:
Brüderchen sitzt keck dort oben,
Schaut herab und pfeift und lacht.

11.

Hörst du aus jenem Thale
Den scharfen kurzen Knall,
Hörst du von allen Höhen
Den leisen Wiederhall?

Rings ist es todtenstille,
Es regt sich nicht ein Hauch;
Dort ferne wirbelt langsam
Des Pulvers blauer Rauch.

Es breitet sich die Wiese,
Von tausend Blumen bunt;
Das Reh schwankt aus dem Dickicht,
Das ist zu Tode wund.

Es hebt den Kopf so müde,
Schaut einmal noch sich um,
Dann sinkt es langsam nieder,
Liegt regungslos und stumm;

Digitized by Google

Und schlägt noch einmal traurig
Die großen Augen auf,
Da senkt's den Kopf zum Sterben
Und streckt den zitternden Lauf.

In seinem grünen Reiche
Springet es nimmermehr,
Auf ewig muß es scheiden —
Das wird ihm gar so schwer.

12.

In kleiner enger Hütte
Von Zweigen dort am Grund,
Da haust der junge Jägerbursch
Allein mit seinem Hund.

Der Hund, der ist sein Wächter
Und sein Gefährte gut.
Die streifen beid' bei Tag und Nacht
Im Wald mit lust'gem Muth.

Des Morgens, wenn es taget
Und wenn die Amsel ruft,
Da springt der Bursch, es tanzt der Hund,
Es weht der Waldesduft.

Das schnelle Wild zu jagen,
Das schafft viel edle Lust!
Es jauchzt der Bursch, es bellt der Hund —
Das Wild hat dran gemußt.

Und wenn der Abend kommen,
Da lagern sie im Moos;
Der Hund ist klug, er legt den Kopf
Sanft in des Burschen Schooß.

Der Bursche sitzt im Monde
Und singt und pfeift in Ruh';
Leis auf des Hundes stillen Kopf
Schlägt er den Takt dazu,

Und denkt und träumt zur Ferne
Und summet vor sich hin:
Grüß Gott dich, mein viellieber Schatz,
Du meine Försterin!

13.

Es treiben die Sturmeswolken
So bleich dort in der Höh',
Die lezten Sonnenstrahlen
Jagen sie über den See.

Das kommt mit wildem Drohen,
Mit finsterer Gewalt;
Als ob's ihm selber graute,
So schüttelt sich der Wald.

Horch auf, da braust es nieder!
Es stäubt der See zu Schaum,
Ein prächtige grüne Feder
Wehet der Tannenbaum.

Hörst du das dumpfe Brausen?
Das pfeift und seufzt und stöhnt!
Horch, wie vom Fall der Bäume
Der ganze Forst erdröhnt!

Schau, wie dort in den Gründen
Ein seltsam Leuchten fließt
Und fahl wie jähe Blitze
Zuckend vorüberschießt!

Es rauscht mit Brausen und Klingen,
Es gellt der Hörnerschall,
Und Rossesschnauben und Bellen,
Jagdschrei und Peitschenknall.

Da zieht der wilde Jäger
Und sein gespenst'ger Troß,
Da hetzen seine Rüden,
Da schießt sein feurig Roß.

Hussah! das tobt im Thale,
Das donnert durch den Hain!
Es schüttelt die Rieseneichen
Bis in das Mark hinein.

Die Hunde fahren am Herde
Plötzlich aus ihrer Ruh';
Sie lauschen und stöhnen angsthaft
Und heulen dumpf dazu.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

I.

Mit Begriffen, die sich in vieldeutige Worte hüllen, läßt sich trefflich streiten. Wenn man jemand, der damit gut umzuspringen weiß, in seinen eigenen Netzen gefangen und widerlegt zu haben wähnt, entwischt er immer wieder mit dem Einwand, er sey mißverstanden worden, und dagegen ist kaum aufzukommen. Was ist Styl in der Kunst? Jedes Handbuch der Aesthetik, und wie Deutsche leiden wahrlich keinen Mangel an solchen, enthält eine Antwort auf die Frage; aber es gibt nicht zwei Definitionen, die mit einander übereinstimmten und ein klares Verständniß der Merkmale ermöglichten, an denen ein stylistisches Kunstwerk von einem unstylistischen sich unterscheiden läßt.

Nimmt man das Wort „Styl" auch in weiterem Sinne, wornach es nicht bloß die Schreibweise, also einen einzelnen Zweig des menschlichen Kunstvermögens, bedeutet, vielmehr eine Modifikation des Schönen überhaupt, die dadurch möglich wird, daß innerhalb der Grenzen einer schönen Kunst eine unendliche Mannigfaltigkeit von Darstellungsarten stattfindet, auch dann wird es schwer halten, dem Styl eine allgemeine Bedeutung für die wissenschaftliche Betrachtung einzuräumen, und die Aufgabe könnte eigentlich nur die seyn, die besondern Darstellungsarten der einzelnen Künstler oder auch Nationen an ihren Kunstwerken zur Anschauung zu bringen. Dieß aber heißt immer nur die Sache umschreiben, anstatt sie erklären. Mit besserem Erfolg glauben wir an eine darauf bezügliche Aeußerung von Fr. Thiersch (Allgemeine Aesthetik in akademischen Lehrvorträgen, 1846) anzuknüpfen, die im Wesentlichen lautet: „Man kann ohne weiteres behaupten, daß im Style, insofern er die besondere Eigenthümlichkeit des jedem Werke nöthigen Ausdrucks und des in ihm waltenden Lebens ist, das Hauptsächliche und Wesentliche desselben sey, und was der französische Gelehrte vom Schriftlichen gesagt hat: le style c'est l'homme, das läßt sich mit noch größerer Entschiedenheit von dem Style auf dem Gebiete der Kunst sagen: er ist die Kunst in ihrem eigentlichsten und innersten Wesen, und was außer ihm da ist, eben nur Art, Mittel und Weg seiner Offenbarung."

Der Styl ist das große und ewige Räthsel der Kunst, das Malzeichen höherer Begabung auf der Stirne des ächten Künstlers. Eben darum haben wir es mit dem universellsten und höchsten Begriffe zu thun, der aus dem Gebiete künstlerischen Schaffens einer kritischen Analyse unterstellt werden kann. Mit der Idee des Schönen ist es dabei eine eigene Sache. Einmal kann der Begriff des Styls nur an der Idee des Schönen gemessen werden, und dann ist die Schönheit als solche überall und schlechtweg von der stylistischen Behandlung abhängig. Dieser Widerspruch löst sich allein, wenn man die subjektive und die objektive Bedeutung in der Idee des Schönen auseinander hält; mit andern Worten: wenn man zwischen dem Kunstwerk an sich und dem Eindruck, den es auf das Gemüth des Menschen hervorbringt, zu unterscheiden weiß. Schön heißt ein Gegenstand eigentlich und ursprünglich nur in wiefern er gefällt; dafür spricht schon die Ableitung des Wortes, mag man dieselbe mit dem Wurzelwort Schein oder mit dem englischen show (Schau), was am Ende auf dasselbe hinausläuft, in Verbindung bringen. Es erscheint etwas, sofern es geschaut wird, und hinwiederum ist für das Schauen das Scheinen unerläßlich. Daher sollte man auch weit sparsamer seyn mit dem Beiwort „schön," das niemals den vollen Werth des Gegenstandes an sich ausdrückt, sondern mehr oder weniger immer wieder auf das Verhältniß oder die Beziehung zurückkömmt, in welcher das Kunstwerk zum Betrachter steht. Nur in abgeleiteter Bedeutung kann man die Werke der Kunst schön nennen: nämlich sofern der Hohlspiegel des Geistes die Strahlen, die von dem leuchtenden Antlitz einer vollendeten Kunstdarstellung fallen, auffängt und zu einem idealen Bilde sammelt. Dem herkömmlichen Sprachgebrauch soll freilich damit keine Gewalt angethan werden; genug, wenn derjenige, der über das Wesen der Kunst nachzudenken sich veranlaßt findet, sich dieses Gegensatzes stets bewußt bleibt und nicht in die gewöhnliche Gedankenlosigkeit verfällt, die mit der banalen Redensart, ein Kunstwerk sey schön, etwas Bedeutendes gesagt zu haben glaubt.

Die Frage wird vielmehr immer die seyn: was ist dasjenige, was den Eindruck des Schönen in der Seele hervorbringt? und darauf antworten wir: der Styl. Jene innere Befriedigung, die der gebildete Mensch empfindet, wenn ein Bauwerk, eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Musikstück, ein Gedicht den Eindruck des Schönen auf ihn macht, und die stylistische oder stylgerechte Behandlung des Bauwerkes, der Bildsäule, des Gedichtes, des Musikstückes sind die

beiden End- und Schlußpunkte der Kunst, die um so mehr auseinander gehalten werden müssen, je nothwendiger die Beziehung ist, in der sie zu einander stehen. Ein richtiges Urtheil in Kunstsachen ist so selten und so schwer nicht etwa darum, weil eine besondere, nur wenigen begabten Geistern zukommende Befähigung dazu gehört, wohl aber deßhalb, weil das, was wir guten Geschmack nennen, das Vermögen, über Gegenstände der Kunst ein zutreffendes und begründetes Urtheil zu fällen, auf einer der wissenschaftlichen Erkenntniß entgegengesetzten Voraussetzung beruht. De gustibus non est disputandum — in Geschmackssachen läßt sich nicht streiten — sagt eine allbekannte Lebensregel und versteht darunter nicht bloß das sinnliche Geschmacksvermögen, das eine Speise delikat, eine Farbe vor allen andern schön, einen Geruch besonders angenehm findet, während ein anderes Individuum vielleicht geradezu umgekehrt urtheilt, sondern zugleich auch den ästhetischen Geschmack, der bekanntermaßen seine Capricen eben so gut hat als der sinnliche.

Bei der Wissenschaft ist dieß ganz anders. Ueber den Satz, daß die Winkel eines Dreiecks gleich zwei rechten sind, läßt sich nicht streiten. Demjenigen, der überhaupt zu denken vermag, wird die Wahrheit bewiesen und er muß sie als solche gelten lassen, er mag wollen oder nicht. Das Denken an sich ist absolute Nothwendigkeit, weil reine Gesetzmäßigkeit. Nicht als ob der wissenschaftliche Gedanke vom Himmel fiele, jedem von Geburt aus mitgegeben wäre, wie Essen und Trinken, Schlafen und Wachen. Wie der erste Mensch bei seiner Vertreibung aus dem Paradiese den Fluch mit auf den Weg bekam: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, so trägt auch die geistige Entwicklung seiner Nachkommen das unabänderliche Gebot an der Stirne, um den Besitz der Wahrheit es sich sauer werden zu lassen. Was von geistigen Gütern aber einmal wirklich erworben ist, das stellt einen Besitz für die Ewigkeit dar. Die wissenschaftliche Erkenntniß sucht in dem scheinbar Willkürlichen und Zufälligen das Gesetzmäßige und Nothwendige, und damit bleibt ihr der Weg, den sie einzuschlagen hat, unwandelbar vorgeschrieben. Ist in den flüchtigen Erscheinungen des Raums und der Zeit das Gesetz einmal erkannt, so kann seine Geltung von niemand, auch von dem reichbegabtesten Geiste nicht, länger in Zweifel gezogen werden. Es bedurfte einer mühsamen Arbeit des Denkens, bis der Mensch von der Wahrnehmung, daß der in die Luft geworfene Stein zur Erde fällt, zu dem Newtonschen Gravitationsgesetze sich emporschwang; und wiederum war eine lange Reihe verwickelter Rechnungen erforderlich, um auf der Grundlage dieses Gesetzes aus den Störungen einer Planetenbahn das Vorhandenseyn eines noch unentdeckten Planeten zu erschließen. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit den mehr concreten Wissenschaften. Weder die Gesetze der Lichtbrechung oder des Schalles, noch die chemische Aequivalentenlehre, ja nicht einmal allgemeine Grundsätze der Moral und des Staatsrechts können durch die Veränderung des wissenschaftlichen Standpunkts oder durch die Fortschritte der Bildung einen erheblichen Abbruch erleiden. Phantasten haben gut behaupten, die Erde drehe sich nicht um die Sonne, oder der Staat habe eine andere Grundlage als die der Familie und des Eigenthums; im Wesentlichen wird dadurch an der Sache nichts geändert, so wenig sich auch der gewaltige Unterschied übersehen läßt, der z. B. zwischen einer mathematischen und einer staatswirthschaftlichen Lösung liegt. Die Aufgabe der Wissenschaft bleibt, aller ihr anhaftenden Mängel und Irrthümer ungeachtet, dieselbe. Die Form des Zufälligen hat sie von allem Seyn, das einen Gegenstand ihrer Erkenntniß bildet, abzustreifen und zu dem gediegenen Kern eines in sich als nothwendig begründeten Inhalts von Wahrheit vorzudringen.

In einer so günstigen, stets durch Ausdauer und Eifer mit einem glücklichen Erfolg gekrönten Lage befindet sich die Kunst nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Kunst, so nahe verwandt auch ihr idealer Lebensnerv mit dem wissenschaftlichen Produktionsvermögen ist, in ihren Schöpfungen den der systematischen Erkenntniß diametral entgegengesetzten Weg einzuschlagen hat. Ihr Ausgangspunkt ist der künstlerische Gedanke, somit ein Allgemeines und Nothwendiges. Immerhin, daß der Gedanke des Künstlers nicht durch Abstraktion entwickelt, vielmehr durch instinktive Anschauung von der Seele projicirt wird: seinen Ursprung in der Vernunft und den daraus resultirenden Charakter der Gesetzmäßigkeit kann er darum nicht verleugnen. Insofern trifft der Anfangspunkt der Kunst mit dem Endpunkt der Wissenschaft zusammen; aber welche Kluft liegt zwischen der wissenschaftlichen Methode, die das Zufällige, Erscheinende in der Welt unter den Gesichtspunkt eines allgemein gültigen Princips bringt, und dem künstlerischen Verfahren, das einen idealen Gedankeninhalt in beliebige stoffliche Formen kleidet, oder, was dasselbe ist, der Materie einbildet! Damit ist dem Willkürlichen das weiteste Feld geöffnet, und jedem muß es einleuchten, daß während sich für den wissenschaftlich Thätigen der Kreis des Möglichen immer mehr verengt, dafür aber auch um so fester und eiserner wird, die Kunstthätigkeit umgekehrt aus dem geschlossenen Cirkel ihrer idealen Gedankenbestimmungen herausschreitet und die Kreise ihres Schaffens so weit ziehen kann als sie will. Die Lösung eines wissenschaftlichen Problems, mag dieselbe auch auf verschiedene Weise in Angriff genommen werden, kann in ihrem Endergebniß nur eine und dieselbe seyn, wogegen ein

Digitized by Google

künstlerischer Vorwurf, darin der Peripherie des Kreises ähnlich, vom Mittelpunkt aus in allen möglichen Richtungen mit demselben Anspruch auf Geltung sich ausführen läßt. Behaupten zu wollen, es gebe auf dem Gebiet der Kunst in letzter Instanz gleichfalls nur eine einzige, absolute Lösung, hieße das Grundwesen des artistischen Bildungstriebs nicht kennen und auf den Kopf stellen. Zeus mag wohl die Erde unter allerlei Menschenkindern vertheilt haben, so daß für den Dichter am Ende nichts mehr übrig blieb; die Unendlichkeit des Himmels konnte er ihm nicht verweigern. Unter der Hand eines großen Meisters verwandelt der gemeinste Stoff sich in das Bild der amathusischen Göttin. Kein Wunder, daß das ästhetische Urtheil so schwer zu einer allgemeinen Verständigung gelangt. Bei der unendlichen Möglichkeit künstlerischer Behandlung eines und desselben Gegenstandes kommt das prüfende und richtende Auge nur gar zu leicht in den Fall, an einer besondern Behandlungs- und Darstellungsweise Geschmack zu finden und neben derselben andern Auffassungen die wenn auch noch so wohl verdiente Anerkennung zu versagen. Wahrlich, man kann es dem ausübenden Künstler so übel nicht nehmen, daß er gegen alles, was Kunstkritik heißt, so voreingenommen und mißtrauisch ist. Wo der Zufall der individuellen Liebhaberei oder einer jeweiligen Stimmung entscheidet, kann die richterliche Autorität ihre Hebel ansetzen wo sie will, zu einem rechtlichen Austrag einer ästhetischen Frage wird sie es niemals bringen. So viel aber ist gewiß, daß ein Zeitalter, welches das Schöne nicht rein zu empfinden vermag, ganz unmöglich die Befähigung besitzt, es rein zu produciren.

Die Kunst setzt eine außerordentlich fein organisirte Natur voraus, die zartesten Gefühlsnerven und eine allseitige Harmonie nicht sowohl der einzelnen Fähigkeiten als des Gesammtlebens des Geistes. Für den Ungebildeten gibt es keine Linie, keinen Hauch der Schönheit. Der Bauer, der hinter dem Pfluge geht, wird dem seltsamsten und großartigsten Naturschauspiel gar keinen oder einen sehr mäßigen Reiz abgewinnen. Der prächtigste Sonnenuntergang, die herrlichste Landschaft macht auf ihn bloß den Eindruck des Angenehmen oder Nützlichen; einer mit bunten Farbenklexen bemalten Leinwand gibt er den Vorzug vor dem gelungensten Gemälde; der Küster, der tüchtig auf die Tasten der Orgel lospaukt und das Kirchenlied eher abbrüllt als vorsingt, ist seinem Ohr ein weit größerer Musiker als Beethoven und die Sontag; in einem Eulenspiegelschen Schwank bewundert er eine ohne Vergleich vortrefflichere Dichtung als in Schillers Idealen. Völkerschaften, die auf der niedersten Stufe der Kultur, dem Naturzustande nahe stehen, und die wir, manchmal sehr mit Unrecht, Wilde nennen, entbehren alles Sinnes für das Allgemeine und das Schöne gänzlich, oder richtiger ausgedrückt, es schläft bei ihnen dieses Vermögen. Mit dem Instinkt, der die Fortdauer der kleinsten Thiergattung sichert, fertigt der Wilde aus freier Hand seine Waffen so zweckmäßig, als wären sie nach den strengsten Regeln der Mechanik und mit den besten Werkzeugen gearbeitet. Gerstäcker erwähnt eines ganz eigenthümlichen, höchst sinnreichen Wurfgeschosses, welches er bei den eingeborenen Völkerschaften Australiens im Gebrauche fand und das auf einer so richtigen Anwendung der Sprungkraft des Holzes beruht, daß man staunen muß, wie eine Menschenrace, die allgemein im Rufe thierähnlicher Rohheit steht, ein complicirtes Instrument zu Stande bringen konnte, das an Zweckmäßigkeit und Genauigkeit mit der Bienenzelle wetteifert. Einen Instinkt der Schönheit aber gibt es nicht, wo es einen Instinkt der Zweckmäßigkeit gibt. Für letztere ist das Bedürfniß oder die Noth die beste Lehrmeisterin, wogegen das uninteressirte Wohlgefallen an dem Kunstgebilde erst aus den feinsten, allseitig zur Erscheinung gebrachten Elementen der Bildung sich entwickelt. Die Sorge um das leibliche Daseyn lehrt reflektiren und durch instinktmäßige Schlußfolgerungen die Naturkräfte für den Menschen nutzbar machen; die Kunst kennt solchen Antrieb nicht, und der Eindruck, den die Farbe, der Ton, das Wort oder jeder andere Stoff für die künstlerische Darstellung auf die Seele des Wilden hervorbringt, beschränkt sich auf einen Reiz der äußern Sinnorgane und eine unmittelbare Erregung der Phantasie. Der innere Sinn, das ästhetische Gefühlsvermögen ist dabei nicht betheiligt.

So ist Bildung das erste Erforderniß der Kunst und die Entwicklung eines Kunststyls nur dann möglich, wenn der Künstler von der Strömung einer mächtigen Nationalkultur getragen wird. Die wahre Bildung aber muß nothwendig eine fließende, gleich dem Wassersprudel sich fortwährend aus sich selbst erneuernde, mit andern Worten: sie muß frei seyn. Winkelmann spricht es wiederholt aus, daß die Freiheit es sey, welche die Kunst der Griechen so hoch gehoben, und Schnaase (Geschichte der bildenden Künste, Bd. III., S. 316) fügt erläuternd hinzu: die Regierungsform mag freilich nicht entscheiden, aber eine gewisse Freiheit ist nothwendige Bedingung und Lebenskraft der Kunst, die, welche dem Menschen das Gefühl seiner Würde, seiner Kraft, seines göttlichen Ursprungs gestattet, welche ihm die Kühnheit und Wahrheit gibt, seine Gedanken aus eigenem Busen hervorzuleiten, welche ihn über das sinnliche Daseyn emporhebt und ihn begeistert, es für geistige Güter zu opfern. Eine solche Freiheit pflanzt, wie Winkelmann schön sagt, gleichsam in der Geburt selbst den Samen edler und erhabener Gesinnungen; sie ist die Erzieherin großer Menschen, die Quelle großer

Thaten, sie erweitert unsern Blick und erhebt unsere Seele, wie der Anblick des unermeßlichen Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes. Ohne eine solche Freiheit kann keine wahrhafte Kunst entstehen; nach dem Grade, welchen jene erreicht, wird auch diese fast immer steigen. Mit der knechtischen Unterwerfung unter fremde und einheimische Despoten ist auch die Kunst unvereinbar. Schon im Beginn der Gegenwehr regt sie sich oft, nach vollbrachtem Kampfe feiert sie ihre schönsten Triumphe.

China z. B. ist ein Land der Kultur, deren Wiege in das entfernteste Dunkel der Jahrhunderte zurückreicht; aber China ist kein Land der Freiheit. Der ältere Morrison, nächst Gützlaff wohl der gelehrteste Kenner der chinesischen Sprache und Literatur unter den Nichteinheimischen, gab sich alle erdenkliche Mühe, ein chinesisches Wort für Freiheit aufzufinden. Troß seiner umfassenden Sprachkenntnisse konnte er keinen bezeichnenderen Ausdruck aufbringen als die Umschreibung: Freiheit ist eine Regierung, die ihr Volk im Zaume zu halten weiß. Diese Definition ist maßgebend für alles, was die Chinesen bisher auf dem Gebiete der Kunst geleistet haben. Aus ihren Malereien und Bildwerken, aus ihren Pagoden und Grabmonumenten lugt überall das Bambusrohr, die Fratze eines unfreien Menschen hervor, und man braucht eben kein feines Ohr zu haben, um den allmächtigen Bambus selbst aus ihren Musikstücken herauszuhorchen. Es verhält sich mit der Kunst wie mit dem sittlichen Handeln. Wer lediglich aus Furcht vor der darauf gesetzten Strafe das Böse meidet, ist kein sittlicher Mensch in der eigentlichen Bedeutung des Worts. Er steht auf dem Standpunkt der äußerlichen Gesetzlichkeit, der die Triebfedern der sittlichen Freiheit abgehen. Legalität ist keine Sittlichkeit, ängstliches und ceremoniöses Copiren keine Kunst. Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren, sagt der Dichter. Er ist frei, wenn er sich frei weiß, im Bewußtseyn seiner innern, seiner sittlichen Freiheit die Beschränkung und Knechtung des äußern Daseyns als endliche Schranke erkennt, die für den unendlichen Flug des Geistes gar nicht existirt. Umgekehrt werden wir denjenigen, Angesichts der Idee der Freiheit, einen Unfreien, einen Sklaven nennen müssen, dessen willkürlichen Gelüsten zwar kein äußeres Hemmniß im Wege steht, der aber eben so wenig aus eigenem Antrieb den schrankenlosen Begierden eine Grenze steckt, indem er seinem freien Handeln die Richtung auf das Gute gibt. Mit demselben Recht kann man sagen, daß es ganz wohl Umstände geben kann, unter denen der im Stand der Unfreiheit Geborene und Erzogene eine ächte Künstlernatur offenbart, wogegen der Herr der Sklaven in dem Fall seyn mag, unter dem Druck der seiner Nation eigenen geistigen Unfreiheit, ungeachtet eines ihm angeborenen reichen Kunstvermögens, in völliger Kunstlosigkeit unterzugehen.

Hat ein Volk, wie man zu sagen pflegt, das Herz auf dem rechten Fleck, lebt in ihm ein, wenn auch rohes, so doch gesundes und kräftiges Gefühl der persönlichen Freiheit, so ist der Mangel an höherer Bildung noch ganz und gar kein Hinderniß für eine großartige und reine Kunstentwicklung. In diesem Punkte muß genau unterschieden werden. Es läßt sich nicht anders annehmen, als daß die Reliefs, die unter den mächtigen Trümmerhaufen von Selinunt in Sicilien aufgefunden und im Museum in Palermo aufgestellt wurden, von denen das eine den Perseus, das andere den Herakles darstellt, wie er die ungastlichen und betrügerischen Kerkopen gleich Hasen an seiner Lanze aufgehängt trägt, den Griechen jener frühen Periode zwischen der vierzigsten und fünfzigsten Olympiade sehr wohl gefielen, obwohl die Arbeit noch außerordentlich dürftig und roh ist. Die bildlichen Darstellungen auf den Miniaturen aus der Carolingischen Zeit haben troß der in ihnen überall vorherrschenden Unnatur, troß der verrenkten Glieder und Glotzaugen den Zeitgenossen vollkommen Genüge gethan, so zwar, daß wir bei den Schriftstellern dieser Jahrhunderte zahlreiche Stellen finden, wo es heißt, daß die Gestalten gemacht wären, als ob sie leibten und lebten. Und dieß in einem Zeitalter, das im Arabeskenzeichnen an geschmackvoller Anordnung und freier Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt. Dennoch wie falsch wäre der Schluß von den noch stümperhafte Kunsterzeugnisse bewundernden Doriern und Germanen auf den Mangel an Kunstbefähigung bei diesen Völkern! Das ungeschlachte Freiheitsgefühl mag wohl eben so ungeschlachte Kunsterzeugnisse schaffen und gutheißen; der fortschreitenden Entwicklung des wahren Kunststyls thut dieß keinen Eintrag. Das Kind reift zum Manne heran, auf die Flegeljahre folgt das gesetzte Alter; der kindisch gewordene Greis aber kann nicht wieder zum Manne werden. Verschrobenheit und Verbildung, sind sie einmal in Fleisch und Blut übergegangen, können als eine Krankheit oder Anomalie angesehen werden, von welcher der ästhetische Sinn eines Volkes zeitlebens nicht genest.

A. Helfferich.

Aus Süddeutschland an die Adria.

V.

Mit frühestem Morgen, bei heiterster Sonne sind wir auf dem Wege zum Johanneum, der von Erzherzog Johann 1812 zur Erforschung seiner schönen Steiermark gestifteten Anstalt. Was nur irgend zur Natur des Landes gehört, ist darin gesammelt und vertreten; das große Gebäude enthält eine Naturaliensammlung, ein physikalisches und technologisches Museum, ein reiches Archiv mit Münzen und Antikensammlungen, eine Bibliothek von 15,000 Bänden, ein chemisches Laboratorium, sechs Professoren für Naturwissenschaften und Technik und einen botanischen Garten, in dem die ganze Flora dieses Alpenlandes gepflegt wird. In der That, wenn wieder eine Sündfluth käme und die sechs Professoren stellten ihr Johanneum auf einen bündigen Floß und der bliebe, wie Noahs Arche auf dem Ararat, etwa auf dem Rosenberge oder der Saualpe sitzen, es könnte zur Stunde sich eine neue Steiermark mit frischen Pflanzen, Metallen, lebendigen und ausgestopften Vögeln, vierfüßigen Thieren und Professoren besamen.

Wir nehmen beiläufig unser Frühstück heute auf offener Straße schweigend aus dem Milchfasse einer der mit weißem Tuche umhüllten, zum Markte eilenden Bäuerinnen und treten in den botanischen Garten, in dem schon etliche fleißige Studenten die Vorlesungen wiederholen, die ihnen von den schönen Stuben- und Kindsmädchen, welche Tags über hier in der Naturkunde und Botanik dociren, am gestrigen Sommerabend ertheilt worden sind. Der Garten ist außerordentlich reich und das Glashaus, an der Rückwand ganz hinauf mit einer prachtvollen Ficus überwoben, enthält zumal für meinen naturkundigen Freund unaussprechlichen Augenbalsam und Herzenstrost. Nur schade, daß die Eisenbahn und die in der Ferne brausende Adria nur wenig Zeit mehr lassen. So gehen wir allgemach durch die schönsten Punkte und Plätze der Stadt; über den schön bepflanzten Graben, den großen dreieckigen Hauptwachplatz, den schönern Franzensplatz vor dem Theater, auf dem, „von der dankbaren Steiermark“ gestiftet, von Marchesi modellirt und von Viscardi in Mailand gegossen, Franz I. im Ordensgewande des goldenen Vließes in schreitender Stellung mit dem Reichsscepter in der Linken steht; vorbei an der 1450 in germanischem Style erbauten, an der Westpforte mit Wandgemälden geschmückten Domkirche und dem antik gebauten Grabdenkmal Ferdinands II., der mit seiner Gemahlin Maria Anna hier ruht; wir betrachten nochmals das weitläufige, 1569 gebaute Landhaus, das den steirischen Herzogshut bewahrt, und den Sauermann'schen Palast, wo die Türken einst lustig zechten, während die kaiserliche Besatzung des Schloßbergs nach erhaltener Verstärkung plötzlich auf die Stadt herunterdonnert und einer der Zecher, von dem Lärmen geweckt, zum Fenster eilend, noch heute versteinert zu dem runden Loche herausschaut. Auch die mit Fresken aus älterer Zeit geschmückten Häuser in der breiten Herrengasse sind eines nochmaligen Blickes werth. Dann aber geht's durch die lebhafte Murgasse aus der dichtbevölkerten, leidlich bepflasterten City über die seit 1836 stehende 318 Fuß lange und 20 Fuß breite Ferdinandsbrücke, die erste und größte der in Oesterreich gebauten Kettenbrücken, hinüber in die große Murvorstadt und endlich glücklich und zeitig hinaus zur alleinseligmachenden Eisenbahn.

Da ist noch Zeit zu einem letzten Blick auf die freundliche Stadt mit ihrer reizenden Natur und ihren bedeutenden Erinnerungen. Graz hat auch manchen berühmten Mann erzeugt; unter den Neuern geben die Freiherren Joseph von Hammer-Purgstall und Prokesch von Osten, der Vermittler von Morgen- und Abendland, und der Vermittler von Oesterreich und Deutschland, ihrer Vaterstadt gebührenden Antheil an ihrem Ruhme. Auch unseres großen Keplers Name, der einst hier auf dem Lehrstuhle der Mathematik und Astronomie glänzte, bildet ein immergrünes Blatt in dem alpenfrischen Kranze, den Natur, Kunst und Wissenschaft um das Haupt der steirischen Metropole schlingen.

Neun Straßenzüge laufen von Graz aus; den südlichen hat nun die Eisenbahn übernommen, und sie führt uns über die fruchtbare Ebene des Grazer Feldes hinab zwischen reichen, mit Mais bebauten Fluren über Kallsdorf, von wo an die beiderseitigen Hügelreihen näher treten, nach Wildon, über dessen Thalenge die Burgruine Oberwildon steht, einst Tycho Brahe's Warte. Hübsch ist im Vorbeifahren und reiches Spiel für die Phantasie gibt die Reihe der Heustöcke, an die auf frischgemähten Wiesen weithin das Gras zum Trocknen aufgehängt ist, und

welche bald wie Grenadiercolonnen aufmarschiren, bald wie Processionen dahinziehen, bald paarweise einander zur Galoppade engagiren, bald vor der vorüberfliegenden Königin der Straßen voll Verwunderung stille stehen, bald in Masse ein tiefes Compliment herübermachen. — Aus der Thalenge unter Wildon hervortretend kommen wir in das weniger fruchtbare, drei Stunden lange, anderthalb Stunden breite Leibnitzer Feld. Die Mur zog einst flott mitten hindurch, jezt bildet ihr altes Bette den Teufelsgraben, sie selber strömt am Ostrande der Ebene hin, während die Stainz den Westrand umfließt, bis die Mur unten sämmtliches Gewässer zusammen mit sich fort aus dem Becken nimmt. Das Leibnitzer Feld haben die Römer schon wohl gekannt, wie eine Menge alter Ueberreste, die zum Theil im Johanneum zu Gratz stehen, beweist, später wurde es reichlich mit Türkenblut getränkt; Sigmund von Weichselburg schlug hier 1529 den Halbmond in den Grund. Eine halbe Stunde vom Markte Leibnitz liegt Seckau mit der großen fürstbischöflichen Seckauburg. Die Mur ist schiffbar und troz der Ebene hat sie die Schnelligkeit des Alpenstromes nicht verlernt; unter Ehrenhausen hat sie sich den Weg in den Süden mit einem Schuttwall selbst verbaut, und nimmt Abschied von uns, um noch ein bischen freien Lauf nach Südosten zu haben, ehe sie ihre Wellen der Drau und der großen Ungarnebene anvertrauen muß; die Eisenbahn aber sucht sich über die Wasserscheide zwischen Mur und Drau hinüber zu schleichen, und nun thut sich bald der südlich vom Bacher begrenzte Blick nach Marburg auf.

Der Bacher ist ein Stück Urgebirgswelt für sich, nicht gerade sehr hoch, aber am Fuße mit den edelsten Weingärten des Landes umgrünt und höher hinan von finstern Urwäldern umnachtet, welche von den „Bacherangern," namentlich für die dort hingebauten Glashütten, Stück um Stück gelichtet werden. Marburg, nur 852 Fuß über dem Meere, ist eine Stadt von etwa 4000 Einwohnern, die zweite des Landes, Hauptstadt des Kreises; am Abhange eines Hügels gegen die hier schon sehr mächtige Drau, links von Rebenhügeln umlagert, gewährt sie einen freundlichen Anblick und hat viel Aehnlichkeit mit Linz. Römer, Türken und Ungarn haben die March- (Mark-)burg oftmals umtobt; 1529 hielt sie einen dreifachen Sturm der Türken, wie 1481 die Belagerung Corvins siegreich aus. Von Marburg hat die Drau offene Bahn gen Süden, bis auch sie vor der südlichen Kalkkette nach Osten fliehen muß. Der Schienenweg geht über das Hügel- und Bergamphitheater der weinfrohen Kales und über die Drau durch deren Seitenthal am schönen Schloß Kranichsfeld vorbei hinunter in's Sannthal nach Cilly, der Hauptstadt des südlichsten Kreises von Steiermark. Das heitere Städtchen verbirgt seine breiten Straßen hinter Stadtmauern mit großen Eckthürmen aus dem fünfzehnten Jahrhundert; 1492 prallten alle Angriffe der Türken von ihnen und dem Schwerte Georgs von Heberstein ab. Cilly ist uralt, voll von Römerresten, die unter Kaiser Claudius hier eine Niederlassung gründeten. Mehrmals wogte die Völkerwanderung über sie hin, die mit Märtyrerblut gesäte stand immer wieder auf. Der heilige Maximilian, der Bischof von Lorch bei Ens, wurde der Sage nach hier in seiner Vaterstadt unter Kaiser Numenian den 12. Okt. 283 auf Befehl des römischen Feldherrn Evilasius enthauptet, weil er dem Mars nicht opfern wollte. Auf der Stelle, wo sein Haupt hinrollte, quoll ein heilsamer Born hervor, über dem noch jezt eine Kapelle steht.

Jammerschade, daß der edle Born nicht in der Nähe des Bahnhofes fließt. Mittag war vorüber, die Sonne brannte und machte das kalkumgürtete Thal zu einem wahren Gluthkessel. Das Fläschchen Tokaier, das der vorsorgliche Freund neben einem gebratenen Huhn aus der guten Gratzer Küche im Ränzchen mitführte, wollte den Durst nicht recht löschen, denn es war unterwegs schon ausgetrunken; was im Bahnhof kredenzt wurde, wurde lieber vermieden, und so nahm denn die genügsame Lippe mit einem Trunk auch aus ungeweihtem Brunnen vorlieb. — So geht es weiter in dampfender Eile und qualmender Hitze im wilden und engen, fast baumlosen, kalkweißen Thale der Sann hinab. Steil starren die Wände über der dem Fluß und dem Kalkgebirge abgetrozten Bahn, welche in die Felsen eingesprengt und über den Fluß aufgemauert werden mußte. Schäumend und wüthend über diesen Eingriff in ihre Rechte läßt die Sann ihren Zorn an den unschuldigen Felsblöcken in ihrem Bette aus. An der Bergwand rechts hängt unterhalb Markt und Ruine Tüffer das Römerbad, in dessen drei heilkräftigen Quellen die alten Welteroberer bereits ihre Glieder streckten. Bei Steinbrücken mündet die Sann in die Sau. An der Stelle der alten Brücke schwebt leicht und zierlich eine ganz neue 35 Fuß hoch über dem Wasserspiegel hinüber. Erzherzog Johann war auch hier die Seele des Werks und ein von vier Säulen getragener Tempel deckt die eiserne Büste des allverehrten Vaters des Vaterlandes. Der heilige Nepomuk hütet auf der andern Seite die Brücke, segnet rechts die Steiermark, segnet links den Krainer Gau.

Die große Sau wälzt sich nun nach dem Vorgang der Mur und Drau südöstlich hinaus aus den Bergen nach Agram hinab in's Croatenland, wir aber wenden uns im Thal aufwärts gen Westen. Hrastnigg, Triffail, Sagorie, Sava, Littai, Kreßnitz, Linese, Sailoch, lauter Eisenbahnstationen, erinnern uns durch ihre Namen schon hinreichend, daß wir die deutsche Grenze überschritten und die Kraina betreten haben. Noch einige lezte Stöße und Stoßseufzer in dem beharrlich forttrüttelnden

Eisenbahnwagen und wir haben Laibach vor uns und festen Boden unterm Fuße.

Das war gegen fünf Uhr Abends; herrlich leuchteten die Kärnthner Schneeköpfe, die der Terglau alle überragt, vom klaren Abendhimmel herein in's weite große alte Seebecken, dessen Wasser die Laibach und die Sau nicht ganz aus der sumpfigen Ebene abziehen können. Die Laibach schneidet den Schloßberg, den wir vom Bahnhofe aus gerade östlich vor Augen haben, von dem nach Osten ziehenden Höhenzuge ab; es ist ein kalkiger, theilweise baumgrüner Höcker und trägt ein weitläufiges Schloß. Das eigentliche Castell wurde 1813 von den Franzosen zerstört, und die Oesterreicher, um nicht mehr zu vergessen, wie viel Zeit es sey, bauten einen Uhrthurm wie in Gratz und versahen den Hügel mit schönen Anlagen. Rechts (südlich) am Fuße des Schloßbergs legt sich ruhig und gehorsam die Hauptstadt des Krainer Landes hin. Lubjana heißt sie den Eingebornen, sie ist aber wesentlich deutsch. Wir begrüßen die ganz neu erbaute Kirche der ansehnlichen evangelischen Gemeinde, an welcher der Gustav-Adolfs-Verein nach langer kirchenloser Zeit freundlichst mitgebaut hat.

Laibach liegt auf beiden Seiten der klaren, tiefen und meergrünen Laibach, welche „wie Oel die Stadt durchtreibt, von schwarzgeschnäbelten Schiffen belebt und von gemauerten Ufergängen eingefaßt." Hohe Häuser stehen in den engen, schattigen Straßen der südlichen Stadt, welche schon achtzehn Jahre nach Christi Geburt durch den Consul P. Silius den Panoniern abgewonnen wurde. Die alte Aemona wurde 432 von Attila zerstört, 456 wieder aufgebaut und von Justinians Feldherrn Narses befestigt. Im neunten Jahrhundert erhielt sie von den Franken größern Umfang und den deutschen Namen. Noch versorgt die alte römische Wasserleitung den südlichen Theil der Stadt mit Wasser so vortrefflich, daß sie seit mehr denn tausend Jahren auch nicht einer Ausbesserung bedurfte. Das heißt bauen, ihr Eisenbahnkünstler! macht das ihnen nach; wo werden nach tausend Jahren eure Brücken und Viadukte und Bahnhöfe seyn? Laibach mußte von frühester Zeit an eine Stätte reichen Lebens und Handels seyn, denn es ist nur eilf Meilen von Triest, vom Meere entfernt, an einem Hauptthore der Alpen, durch das alle Straßen von Kärnthen, Steiermark, Oesterreich, Krain, Croatien und Ungarn sich kreuzen.

So nahe dem Meere haben wir nicht Muße, lange zu weilen; bis wir uns umschauen und stärken, ist der Postwagen bereit, und mit vier stattlichen Rossen bespannt, rollt er in kühler Abendstunde auf die breite, staubige, lebhafte Straße gen Triest hinaus. Zunächst geht es sehr einförmig dahin, und nur die Fernsicht auf die Höhen der karnischen und der julischen Alpen, welch letztere wir nun überschreiten sollen, beschäftigt das Auge. Die Straße folgt der träg durch die Sumpfwiesen fließenden Laibach bis Oberlaibach, drei Meilen lang. Dort bricht sie aus der Unterwelt hervor, alsbald schiffbar, aber trotz der Wassermasse und dem ziemlich starken Gefälle kommt sie nicht recht vorwärts, weil sie von Haus aus es zu bequem hat. Sie ist wie Kinder, die in Hülle und Fülle erzogen, nie ein hartes Brett bohren lernen. Die julischen Alpen sind ein Kalkgebirge, das in nichts an die sonstige Alpenwelt erinnert, dagegen die größte Aehnlichkeit mit der schwäbischen Alb hat. Alb, Alpe, vom lateinischen albus abgeleitet, heißt auch diese von dem weißen Jurakalk, der von den Abhängen und Abstürzen weit in's Land hinaus blinkt. Gerade wie die schwäbische Alb, oben wasserleer, meist dürre, baum- und graslose Trockenthäler, Erdfälle, Kessel und Trichter, in ihrem Bauche aber hohle Räume in Menge hat, am Fuße dagegen von lebendigem Wasser überfließt, das sich in den tiefsten Höhlen so massenweise ansammelt, daß nicht bloß reichste Quellen, sondern auch alsbald Mühlen und Werke treibende Seebecken und Ströme klar wie Krystall und blau wie der Himmel hervorfließen, z. B. die Blau und die Brenz, so ist es auch bei dieser julischen Alb. Eben die Laibach quillt aus einem ungeheuern Felsengewölbe, das sich stundenlang unter dem Gebirge hinstreckt, als Abfluß eines großen unterirdischen Sees heraus, und sie hat nicht erst im Gebirge lange von Fels zu Fels, von Thal zu Thal zu springen, sondern sie geht einfach wie aus einer Wohnung zu ebener Erde aus ihrem dunkeln Hause heraus, ohne auch nur eine Stufe hinuntersteigen zu müssen. An keine Arbeit gewöhnt und ohne Nachdruck von oben, läuft sie denn auch träge und müßiggängerisch in die Ebene hinaus, auf dem geduldigen Rücken den Sack zur Mühle, die Schiffe zur Stadt hintragend.

Oberlaibach, die erste Poststation, liegt am Fuße der julischen Alb, deren Hochebene sich etwa tausend Fuß über die Laibacher Ebene erhebt. Wie bei der schwäbischen Alb steigen über die Hochebene einzelne Kalkköpfe bis zu 2800 Fuß empor. — Nur wenig davon sehen wir im letzen Abenddämmer, oder hin und wieder im Widerschein des sternbesäten Himmels. Die Augen, ermüdet von der fast übermäßig großen Tagesarbeit, wollen Ruhe haben und wir schließen sie auch bereitwilligst, obschon es den Ohren nicht gelingen will, das Nachtpförtlein zuzuriegeln. Da sitzen zwei „Wäener" bei uns im Wagen, ein Tafeldecker und ein Kammerdiener, für den österreichischen Gesandten in Athen bestimmt, und ihre geläufige Zunge und ihre drolligen Späße und ihre durstigen Lippen geben nur allzu reichliche Unterhaltung für uns Wegemüden. Schon in Oberlaibach sah sich der eine wohlbeleibte Philister, kaum daß der Wagen angefahren war, nicht sowohl nach den Quellen der Laibach

um, als nach dem Brünnlein, da Bieres die Menge fließt. In Loitsch, der zweiten Station, glühte glücklicherweise das Lämpchen noch in der seitwärts abgelegenen Bierstube, die er bei Nacht im fremden Orte so sicher entdeckte, wie ein Wasserschmecker die unter dem Boden verborgene Quelle; in Planina, der dritten Station, mußte schon die Wirthin herausgetrommelt werden, um den dritten Durst zu stillen, was ihm auch mitten unter dem Lärmen der fluchend und scheltend den Umspann besorgenden Knechte und Conducteure weiblich gelang. Von Planina windet die Straße sich empor zu ihrer höchsten Höhe zwischen Laibach und Triest, nämlich 1800 Fuß über dem Meere. Das geht trotz den vier Pferden langsam genug, und ganz bedenklich meint unser Tafeldecker, das Triest müsse doch arg hoch liegen, sintemal wir seit Laibach nun doch in Einem Zuge aufwärts steigen. Die Straße geht auf der Hochebene fort in wellenförmiger Bewegung, nach und nach senkt sie sich ein wenig und endlich halten wir glücklich in Adelsberg.

Es war Mitternacht vorbei, alles still. Helle Sterne und trübe Stalllaternen leuchten den Reisenden, die in buntem Sprachengewirre nach Gepäcke und Gasthaus fragen. Krainerisch, italienisch, österreichisch und deutsch geht's durch einander, bis man im Gasthause einigermaßen zu sich selber, aber noch lange nicht zu Bette kommt. Der Stallknecht ruft dem Hausknecht, der Hausknecht der Kellnerin, die Kellnerin dem Zimmermädchen. Mitzka! Kathinka! auf, der jüngste Tag bricht an! Aber Kathinka hat Schlaf im Auge und Mitzka gibt keine Antwort. Mitzka! ruft verzweifelt der Kaufmann von Fiume, Mitzka! hallt es im stockfinstern Corridor wieder. Er klopft an der Thüre, an der allerhöchsteigenen Thüre der schönen Schläferin. Mitzka, erbarme dich! aber Mitzka denkt: ihr könnt warten, bis ich komme, und sie kommt ja auch endlich, und auch wir — als „aus Deutschland" billig zuletzt — kommen an die Reihe, erhalten Licht, Zimmer und frisches Bette, auf dem die geräderten Gebeine die erwünschte Ruhe finden.

Freilich nur eine kurze; bald kommt der Führer, der uns mit der übrigen Gesellschaft zum Aufbruch in die berühmte Höhle drängt. Wir eilen hinaus an's Tageslicht und der Grausame läßt uns nicht einmal vorher ein Frühstück nehmen. Doch treten wir im Vorbeigehen in eine Hütte ein, die freilich ärmlich genug aussieht, um wenigstens einen Trunk frischer Milch mitzunehmen. Aber diese dürre und kahle Hochebene ist nicht das Land, wo Milch und Honig fließt; wir beide müssen uns mit einem kleinen Glase voll Ziegenmilch begnügen; das ist der ganze Sonntagsvorrath der verwundert uns anschauenden Leute.

Wir gehen eine kleine halbe Stunde durch eine Allee am Bergabhang hin, links begleitet von der Poik, einem mäßigen Flüßchen, das plötzlich vor einem Felsenabsturze still stehen zu müssen meint und doch den Zug seiner kleinen Wellen, ungehemmt vom epheuumwachsenen Gesteine, ganz gemächlich fortsetzen darf. Wer sollte es glauben? dieß ist dasselbe Wasser, das wir gestern Abend als Laibach begrüßt haben! Ja, nach einem Laufe von etwa sechs Stunden nimmt die klare Piuka (Poik) hier Abschied von der lichten Sonne und versenkt sich in die felsige Tiefe der weltberühmten Höhle, an deren Pforte wir stehen. Zwei Stunden weiter, bei Planina bricht sie als Unz aus der Unzhöhle, der schönen Felsengrotte, welche die Fortsetzung der Adelsberger ist, und durchfluthet wieder eine Meile lang die Mulde von Planina, das Mühlenthal. Bei Jakobowitz steigt sie wieder in die Unterwelt hinab und erscheint drei Stunden weiter nordöstlich in den drei starken Quellen bei Oberlaibach als ein kleiner himmelblauer See am Fuße steiler, hie und da mit Gebüsch malerisch bekränzter Felsen, um alsbald große Mühlenwerke zu treiben und sofort als zwanzig Fuß breiter und eben so tiefer Laibach unter die schiffbaren Flüsse zu zählen.

Am vergitterten Eingang der Höhle, der einem aus Quadern erbauten halbversenkten Brückenbogen gleicht, erwarten uns die übrigen Gäste mit den Führern. Letztere sind beeidigt; die Person bezahlt dreißig Kreuzer als Beitrag zur Unterhaltung der Brücken, Wege, Stege und Lampen — Fackeln würden bald die Tropfsteine schwärzen — und zwanzig Kreuzer bekommt der Führer. Einige der Führer gehen voran und stecken die feststehenden Lichter an den schönsten oder gefährlichsten Punkten an, obschon die Höhlenpolizei mit mütterlichster Sorgfalt jede Gefahr fast unmöglich gemacht hat. Der erste Theil der Grotte ist schon seit 300 Jahren bekannt und 175 Klafter lang. Da ist der Dom des Neptun, 144 Fuß breit und neunzig hoch. Wie wir vorwärts schreiten vernehmen wir ein wunderbares Rauschen. Horch! was tönt so dahin? Tief unten sehen wir Licht, des Führers Lampe wirft ihren Strahl in ein rinnendes Gewässer, wir steigen ihm nach hinunter, einundsechzig Stufen, und siehe, da ist die muntere Piuka, die außen im Felsengewölbe verschwand und hier langsam und feierlich, wie Geisterhauch tönend, durch die Tiefe der Höhle hinzieht. Das ist eine tiefansprechende Erscheinung und die Krone der ganzen Höhle. Ein hölzerner Steg führt über das klare, im Lampenschein glitzernde Wasser, und von ihm aus sehen wir erst, wie oben eine natürliche, 78 Fuß lange Felsenbrücke über den Fluß hinführt.

Auf 82 Stufen steigen wir nun wieder jenseits des Stegs in die Höhe, um die übrigen Wunder dieser untern Welt zu betrachten. Aus der ersten Abtheilung, in welcher ein Denkmal die Anwesenheit Kaisers Franz I. im Jahre 1816 bezeichnet und ein

Digitized by Google

inkrustirtes Skelett eine Säule umschlungen hält, gelangen wir in die neue größere, eben 1816 entdeckte Ferdinandsgrotte, welche gegen fünfzehnhundert Klafter lang ist. Hier sieht man die herrlichsten Tropfsteingebilde, denen die Phantasie der Entdecker und Führer zum Theil treffende, zum Theil abgeschmackte Namen ertheilt hat, so daß dem Beschauer ein wesentlicher Genuß, die eigene Auffindung und Benennung der Naturspiele, vorweg genommen ist. Es ist gewiß ein tiefer, feiner Zug in der Erzählung der Bibel, daß Gott der Herr, nachdem er allerlei Thier auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel gemacht hatte, sie zu dem Menschen brachte, daß er sähe, wie er sie nennete; denn nicht oktroyiren wollte Gott die Namen der Geschöpfe, über die der Mensch herrschen sollte, sondern „wie der Mensch allerlei Thiere nennen würde, so sollten sie heißen." Wir aber mußten nun zuhören, wie der Führer die Geburt Christi, die zwei Palmenbäume, den Springbrunnen, die weiße Fahne und Hand, die freistehende Säule, den Kohlenmeiler, die Burgruine, die Orgelpfeifen, die egyptischen Säulen, den riesigen Badschwamm, die drei Zoll dicke durchsichtige Säule, den Heu- und Strohschober, den kleinen Cypressenbaum, das Grabmahl und die Trauerweide darüber, die große Cypresse, die Kanonensäule zu Moskau, den Beichtstuhl, den Tanzsaal — ja freilich werden jährlich ein oder einigemal diese Räume durch rauschende Musik und lärmenden Tanz entweiht — die Reitschule, den Grottenwächter mit der Cigarre im Munde, den großen Wasserfall, den Fischplatz, die Alabastervase, den Bajazzo und den Calvarienberg, den Mailänder Dom, das rothe Meer, die Arche Noäh, die Schreckenkammer, die Kanzel, den Altar, die Kapelle mit der Todtenglocke, und was sonst Namen uns zu Gemüth führte. Zu Gemüth sprach es in der That an diesem Sonntagmorgen, als in der Kapelle ein Führer mit hölzernem Hammer eine hohe Stalaktitensäule so anzuschlagen begann, daß es wirklich war, als ob zur Kirche zusammengeläutet würde, als ein anderer in der Höhe hinter einem dünnen Tropfsteingebilde die Lampe so anbrachte, daß es wie der Vollmond durch Wolken schien, ein dritter aus dem Gitterfenster eines Gefängnisses die Vorübergehenden um eine Gabe bat, und ein vierter in einen Fleischerladen trat und seinen Kunden tropfsteinerne Salami von bekannter Güte anbot, ein andermal in dem Beichtstuhl Ohrenbeichte hielt und zuletzt eine große Wand von weißem halbdurchsichtigem Tropfstein mit doppelter rothgelber Einfassung am Saume wie ein prachtvoller Vorhang herabwallte.

Achthundert Klafter vom Eingange theilt sich die Höhle in zwei Gänge, deren längerer an einem See endet, über welchen noch kein menschlicher Fuß vorgedrungen. In den hintersten Gängen fand man Knochen urweltlicher Thiere. Wir durchgingen etwa die halbe Länge der ganzen bis jezt entdeckten Höhle in fünfzig Minuten und nun etwas rascher wieder zurück. Wer weiß, wie viele Stunden weit diese Klüfte und Grotten das Felsengebirge durchästen!

Es war trocken und mäßig warm in der Höhle und die Wege, Stege und Brücken bestens unterhalten. Gerne traten wir nach anderthalb Stunden wieder an's freie liebe Tagslicht, um nun erst im Kaffeehause, dann im Schatten eines Baumes, endlich beim Mittagstische auch dem Körper gütlich zu thun.

Adelsberg ist ein stattlicher Marktflecken von 1400 Einwohnern; über dem Orte ragen die Trümmer der Adelsburg auf dem Felsen. Die ganze Gegend, muldenförmig und kesselartig vertieft, mit seltenem Tannengebüsche und spärlichen Feldern, desto mehr mit Steinriegeln und kahlen Kalkfelsen gezeichnet, gibt so ganz das Ebenbild der unerquicklichen Hochebene der schwäbischen Alb, daß wir hier in Adelsberg eben so gut bei der Erpfinger Höhle uns denken konnten und nur durch die verschiedene Tracht und Sprache der Leute erinnert wurden, daß wir mitten im Krainer Lande seyen. Da es gerade Sonntag war, strömte das Volk in die Kirche, die Weiber mit weißen Tüchern den Kopf und die Schultern umhüllt, die Männer mit kurzen, gleich weiten, am Knie nicht gebundenen Beinkleidern, beide mit sehr geläufiger Zunge in fremdester Tonart. Vermöge meiner bedeutenden Krainer'scher Sprachstudien, durch die ich erfuhr, daß velka groß, mala klein, bubnarza die Trommel, vadanos der Wasserträger, kottu der Kessel, betschek das Faß, sittarza das Mehlsieb, karlanza die Höhle heißt, brachte ich es immerhin so weit, daß ich in der Kirche, wo ich einen wohlgenährten Priester in volltönender Sprache sehr schön predigen sah, in den Reihen der andächtigen Zuschauer ungefähr bis zum Anfang des ersten Theils mich erbaute, während draußen am Wiesengrunde der Freund, an einer grünumbuschten Quelle gelagert, eine süßduftende Bremerin rauchend, Pflanzen sucht, ein Vergißmeinnicht für die schwäbische Heimath pflückt und mit naturkundigem Auge die wasserholenden Töchter des Landes, so wie den proteus anguinus beobachtet, den ein Grottenführer zum Verkauf anbietet. Dieses eigenthümliche Thier, halb Eidechse, halb Aal, wird in dem See der eine Stunde von Adelsberg liegenden Magdalenengrotte bei Kerzenlicht mit kleinem Hamen gefangen und in der Flasche an dunklem Orte aufbewahrt. Es ist ein unheimliches, unterweltliches Geschöpf, fleischfarbig, fahl und blaß wie eine Kellerpflanze, die des holden Tageslichts entbehren muß. Außer in Sicilien wird er sonst nirgends in Europa gefunden als in diesem Grottensee.

Nach Mittag sitzen wir wieder im Postwagen

Digitized by Google

und schlafen und fahren geruhig über die mit Wiesen und Getreidefeldern bedeckte Hochebene hin, welche zur Linken nur in der Ferne von flachen Höhen, rechts aber vom 5000 Fuß hohen Nanas begrenzt wird. Von Prewald zieht die Straße am Saum der Ebene hin südlich bis Senosetsch zwischen struppigen Hügeln mit Andeutungen der einst hier gewesenen Buchenwaldungen und mit einzelnen Waldgruppen von Steineichen und Mannaeschen. Von Storie aus geht die Straße südwestlich quer über den Karst hinüber durch eine weite trostlose Ebene bis Sessana; links ragen eine Menge kleiner dürrer Spitzkegel hervor. Immer häufiger tritt das Felsgestein nackt und scharfkantig aus dem Boden, nur sehr spärlich sind die öden, sonnenverbrannten Gefilde von Dörfchen mit nur schmaler Garten- und Baumumgebung übersprengt. Je erträglicher, ja freundlicher noch der Eingang in das Dorf Sessana ist, wo wir einen neuen, aber so dürren, langbeinigen Gast in den Postwagen bekommen, daß er und wir unermeßliche Mühe haben, das Gestänge nur halbwegs erträglich zwischen unsern Knien unterzubringen, desto öder ist der jenseitige Ausgang.

Jetzt beginnt der Karst im eigentlichen Sinn, der seit Jahrhunderten nicht Karst noch Pflug gesehen hat. Der leibhaftige Tod hat diese Kalkwüste zu seiner Residenz erwählt und die heiße Junisonne brennt wie mit Höllenfeuer auf die kalkige Schädelstätte. Nichts als Fels und Riff und Klippe, kaum ein Pflänzchen wagt über dem Gestein Wurzel zu fassen, und wo das Wagniß geschieht, so kommt die furchtbare Schwester des Karst, die Bora (Boreas, der Nordwind) und fegt mit eisigem Hauche alles hinweg, was über die Ritze ragt. Kreisrunde Felsentrichter senken sich hie und da in größere und kleinere Tiefe ein, um ja jeden Regentropfen den unterirdischen Seebecken alsbald zuzuführen. Aber wo keine Ziege klettern, kein Pflänzchen wachsen mag, da sind die Menschen hingekrochen; ihre armseligen Hütten, kaum vom Steinboden zu unterscheiden, haben sie in die Vertiefungen hineingenistet.

Waren die Wohnungen bisher Blockhäuser mit Strohdächern, so sind sie jetzt Steinhaufen. Die Felsentrichter, die nicht zu tief sind, haben die Armen mit Erde ausgefüllt und mit einer Steinmauer eingefaßt, damit die stürmende Bora den Erdboden nicht wegwehe. Diese kreisrunden Aecker sind die menschennährenden Oasen in dieser Steinwüste. So geht es, das Auge ermüdend, die Seele darniederdrückend, zwei lange Stunden fort, fünfzehn- bis sechzehnhundert Fuß über dem Meere, durch das Gefilde des Todes bis Optschina. Die Straße ist tief mit Staub bedeckt, Menschen und Thiere lechzen; es ist eine Qual zu sehen, wie die hunderte von Frachtfuhren, die das Holz, die Fässer, die Ballen vom Meere her über die Felsenwüste hinüber schleppen, im Sonnenbrande das dürftige Brod verdienen müssen; mit Sehnsucht zählen wir jeden Steinhaufen am Weg ab, der ein baldiges Ende dieser Trauerscene verheißt.

Es geht nun eine Anhöhe hinauf, die Spitze einer steinernen Denksäule erscheint, mit jedem Schritte wächst sie, wir steigen aus, in wenigen Minuten stehen wir am Rande der Hochebene, und welch ein Anblick! Da liegt tiefblau und endlos bis zum Saume des Himmels das heilige Meer mit seinen Segeln und Buchten, und mit den fruchtbaren, einem Garten gleichenden, von weißen Landhäusern übersäeten Küsten, 1200 Fuß tief zu unsern Füßen die schöne, am Hügel sich lagernde Stadt, im Hafen eine drei-, vierfache Reihe von meerbeherrschenden Schiffen, mit lustig wallenden Wimpeln geschmückt, und das alles so ruhig, so still am sonnigsten Sonntagabend. In stiller Andacht, mit unverlöschlichem Eindruck im Herzen schreiten wir nach einer kurzen Erfrischung in der kühlen Veranda des auf dieser stolzen Höhe anmuthig gelegenen Gasthauses hinunter zu einem andern Volke unter einem andern Himmel an den heitern Ufern der Adria.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juni.

St. Pauli. — Die Bürgerwehr. — Nachtwächter. — Der Fire annihilator.

Dieses Jahr scheint uns bis jezt einen ächt Hamburgischen Sommer zu bringen; das heißt, ein vom Weststurm gepeitschter Regenguß jagt den andern und oft schlägt der Hagel gegen die Fenster. Bereits sind mehrere der den Hamburgern so theuern Märkte verregnet worden und noch immer scheinen in den Lüften unversiegbare Schleusen geöffnet. Scheint ja einmal an einem Sonntag Morgen die Sonne, so kann man die bunt gepuzte Menge auch schon von den frühsten Morgenstunden an aus allen Thoren den Vergnügungsorten zuströmen sehen. Draschken, Omnibus, doppelt und dreifach besezte Stuhlwagen folgen sich in dichter Reihe, um die Vergnügungslustigen in die Umgegend zu bringen. In wiefern dabei wirklich Vergnügen zu finden ist, müssen die Betheiligten besser wissen; aber der, welcher nur einigermaßen einen feineren Geschmack besizt, wird eben keinen Neid empfinden, wenn er die überfüllten Wirthsgärten ansieht, wo die Leute im Anblick der Chaussee, deren Staub sie gratis mitgenießen, unter dem betäubenden Gerassel der vorüberfahrenden Wagen, und sich gegenseitig mit ihren Cigarren einräuchernd, den Sonntag feiern, oder wenn Dienstmädchen, Hausknechte und Handwerksgesellen sich am hellen Tage, vor Hitze dampfend, in den Tanzsälen drehen. Will man aber die sonntäglichen Freuden unseres Volkes auf Einen Platz concentrirt sehen, so muß man sich einmal die Mühe einer Wanderung auf den berühmten „Hamburger Berg,“ jezt St. Pauli genannt, geben, dieses Eldorado des gemeinen Mannes, der hier alles vereinigt findet, was ihm seine Phantasie nur vorzumalen vermag. Eine lange Reihe großer ansehnlicher Gebäude, mit Unrecht Buden genannt, bieten dem Auge alle Wunder der Natur und Kunst dar. Vor der Menagerie wiegen sich in ihren Ringen die bunten Papagaien und Cacadus, und fordern kreischend zum Eintritt auf. Aus dem Caroussel laden die Töne der Trompete die muthigen Kämpfer zum Ringstechen ein, während vor dem Wachsfigurenkabinet durch eine Gruppe von fünf Figuren die Austheilung der Adler an die französische Armee veranschaulicht wird. Vor dem Eingang einer andern Bude steht eine abenteuerliche, in zinnoberrothen Trikot gekleidete Gestalt, phantastisch, gleich einer Rothhaut mit Federn ausgepuzt, und brüllt, Papagaien und Trompeten übertönend: „Nur herein, meine Herren und Damen, nur herein! Es wird sogleich angefangen; nur herein! Der erste Platz zwei Schillinge die Person!“ Wir lassen uns durch die Neugier verleiten einzutreten, und befinden uns in einem Theater, wo Johanna von Montfaucon aufgeführt wird. Doch darf uns selbst Kotzebue heute nicht abschrecken, denn um das Stück sechs- bis achtmal im Laufe eines Sonntags wiederholen zu können, hat die einsichtige Direktion es so geschickt gestrichen, daß es, ohne den Zusammenhang und die Effektstellen einzubüßen, gerade eine Stunde in Anspruch nimmt. Unsere Bekanntschaft von draußen, die amerikanische Rothhaut, finden wir hier noch in demselben Costüm den Ritter Montfaucon agirend wieder, und im Zwischenakt wird mit einer Büchse für die erste Liebhaberin noch besonders gesammelt. Nach Beendigung der Vorstellung begeben wir uns in das Gewühl auf dem großen Platze vor den Buden, wo gleichsam ein permanenter Jahrmarkt theils unter Zelten, theils unter freiem Himmel auf Karren gehalten wird. Glänzende Muscheln aus allen Weltgegenden, Apfelsinen und Cocosnüsse, Spielzeug, Kuchen, Spazierstöcke, Electrisirmaschinen, wo man für einen Schilling Schläge bekommt, Polichinells, ja selbst Wahrsager machen sich hier den Preis streitig; aber alle Anpreisungen werden von den Juden überschrieen, welche für ihren ambulanten Handel von Bildern und alten Büchern — oft aus lauter vereinzelten Bänden bestehend — gewaltsam Aufmerksamkeit erzwingen. Aus dem „Joachimsthal“ klingen die Töne einer rauschenden Tanzmusik, und mehr abseits, nach dem Hafen zu, feiern die Matrosen nicht minder lärmende Saturnalien, während die ehrsame Bourgeoisie im „Trichter“ ihren Kaffee bei Musikbegleitung und obligatem Staub genießt. Dieses Treiben dauert so fort, bis die Thorsperre ihm ein plötzliches Ende macht, und der nächtliche Wanderer, der etwa um Mitternacht aus einer Gesellschaft in Altona heimkehrend, den Hamburger Berg durchmißt, kann sich in tiefer Einsamkeit ungestört seinen trüben oder heitern Träumen überlassen, wenn ihn nicht etwa das Brüllen der Löwen und Tiger in der Menagerie, welches der Lärm des Tagestreibens übertönt, und das jezt vornehmlich durch die Nacht dringt und mit den Schauern der afrikanischen Wüste erfüllt, daraus emporschreckt. Der Beaumonde hält sich von allen diesen Freuden streng gesondert und betritt am Sonntag kaum die Vorgärten der eigenen Landhäuser, als könnte man sich schon durch den bloßen Anblick des Volkstreibens etwas vergeben, und am allerschlechtesten kommen diejenigen weg, welche zur guten Gesellschaft gehören, ohne selbst ein Landhaus zu besitzen. Da der gute Ton am Sonntag den Besuch jedes öffentlichen Orts streng verpönt, ja selbst ein Spaziergang einen in allzugemischte Gesellschaft führen würde, ist derjenige, welcher zufällig nicht in Gesellschaft geladen ist, wider Willen zu einer wahrhaft englischen Sonntagsfeier verurtheilt. — Außerdem gewähren dem Volk die jezt stattfindenden Exercitien des Bürgermilitärs unerschöpfliches Vergnügen. Voriges Jahr ließ man dieselben wegfallen, da man bei der Anwesenheit der Bundestruppen durch große Anhäufung von Menschen nicht zu Unruhen Anlaß geben wollte; mit um so größerer

Freude wurde in diesem Sommer der Wiederanfang begrüßt. Worin eigentlich das Vergnügen bei der Sache besteht, ist mir nie klar geworden, und möchte auch schwer zu sagen seyn, besonders da militärische Schauspiele hier in den lezten Jahren nicht zu den Seltenheiten gehörten. Nichts desto weniger bringt der Ton der Trommel Alt und Jung in Bewegung und man rennt, um die Waffenthaten seiner Mitbürger zu sehen, hinaus vor das Dammthor, als gälte es Gott weiß was. Zelte sind errichtet wie in einem Lager, in denen Vorräthe von Speisen und Getränken ausgeboten und verzehrt werden, hinreichend um eine Armee zu beköstigen, und wenn am Abend die tapfern Krieger heimkehren, werden sie von der Straßenjugend mit einem Jubel und Hurrahgeschrei begrüßt, als hätten sie die Stadt vom Feinde befreit. Der Geist der Neuerung hat selbst das Bürgermilitär in Gestalt neuer Uniformirung ergriffen, welche vorläufig bei den Jäger- und Artilleriebataillonen eingeführt werden soll. Da nun die Bürger ihre Uniformen selbst anschaffen müssen, bleibt es ihnen unbenommen, die alten erst aufzutragen, wodurch freilich für die nächste Zeit eine ächt republikanische Mannigfaltigkeit herrschen wird.

Auch einer andern Institution, welche bis dahin dem allgemeinen Nivellement siegreich widerstand, steht demnächst eine Reorganisirung bevor, dem Corps der Nachtwächter. Bekanntlich gibt es in jeder Stadt irgend einen Stand, der verurtheilt ist dem Volkswitz als Zielscheibe zu dienen; hier sind dieß die „Uhlen," denen man nachsagt, daß sie die dummsten Leute in Hamburg seyen, und wie man anderswo etwa sagt: „unter der Kritik," so ist hier der stehende Ausdruck, um das Allermiserabelste zu bezeichnen: „unter dem Nachtwächter." Der ärmsten Klasse angehörend, und für ihren beschwerlichen Dienst verhältnißmäßig schlecht besoldet, sind sie nebenbei Schuster, Altflicker und dergleichen, und man findet es wohl begreiflich, daß große Talente sich eben nicht diese Laufbahn erwählen. Indessen genießen doch auch die sonst so stiefmütterlich bedachten Nachtwächter als unentbehrliche Staatsdiener ihr Privilegium für sich, welches darin besteht, daß sie sich verheirathen und ein Handwerk treiben können, ohne erst Hamburger Bürger zu werden, und diese Vergünstigung soll es seyn, welche das Corps der Nachtwache immer frisch rekrutirt. Jezt wird auch dieser patriarchalische Zustand bald einer neuen Ordnung der Dinge weichen müssen. Uebrigens, die geistige Befähigung der Nachtwächter ganz aus dem Spiele gelassen, hat es mich immer gemüthlich angeweht, wenn ich aus andern Ländern zurückkehrend, statt der grellen Pfeifen und Hörner, welche man hie und da hört, wieder die wohlbekannten Uhlen ihr „Twolf is de Klock!" ausrufen hörte. — Der vor einiger Zeit mit Glanz durchgefallene Philipp'sche fire-annihilator, dessen ich früher schon erwähnte, hat die damals empfangene Scharte auf's Rühmlichste bei einem neuen Versuch ausgewezt. Abermals fand das Experiment am jenseitigen Ufer der Alster, auf der Uhlenhorst, unter großem Menschenzudrang in Gegenwart mehrerer von den hiesigen Löschanstalten beauftragten Sachverständigen statt. Einige große mit Theer und andern brennbaren Stoffen angefüllte Fässer wurden in Brand gesteckt, und das Feuer durch die Macht des Gases, welches man vermittelst der Maschine darauf wirken ließ, fast augenblicklich erstickt. Darauf wurde eine eigens zu diesem Zweck erbaute und ebenfalls mit leicht entzündbaren Gegenständen angefüllte Bretterbude ebenfalls angesteckt und deren hochauflodernde Flammen, welche lebhaft an die Scheiterhaufen der Alten erinnerten, gleichermaßen wie durch einen Zauber gebannt. Diese Bewältigung des entfesselten Elementes durch die Macht des Geistes hat etwas erhebendes, welches einen auf einen Moment die Armseligkeit des menschlichen Daseyns vergessen lassen kann. Gewiß aber wird diese Erfindung nicht ohne Folgen für die Löschanstalten seyn, ja vielleicht sogar eine gänzliche Umgestaltung derselben bewirken.

Im Theater fesseln gegenwärtig Ander und Hendrichs die Aufmerksamkeit; doch kann der augenblickliche Reiz, den die Anwesenheit berühmter Gäste verleiht, dem innern Verfall so wenig entgegenwirken, als einer zerrütteten Häuslichkeit durch Fremde aufzuhelfen ist, und fragt man, was nach der Entfernung der fremden Künstler noch übrig bleibt, so kann man mit Goethe's Prinzessin nur erwidern: „Was uns bleibt? Geduld!"

Digitized by Google

Dresden, Juni.

Ausstellung bei Del Vecchio.

Im Brühlschen Garten zn Dresden, auf der sogenannten Terrasse, dem einstigen Besitzthnm eines allmächtigen Ministers, der hier lustwandeln ging, befinden sich weite Ränme, die bald diesem, bald jenem Gegenstande der Kunst zur Ausstellung geöffnet sind. Vor Kurzem nahm man hier die Anatomie des menschlichen Körpers in Augenschein und belehrte sich in einem andern Gemache über die Mineralogie; da flüsterte plötzlich die Fama in jedes Ohr: Eile! eile! nm das schöne Bild von Paul Delaroche zu sehen, das Del Vecchio hier auf wenige Tage dem Publikum zur Schau stellt. Man hatte hier noch allgemein den schönen Napoleon in der Erinnerung, der gleichfalls hier ausgestellt worden, ehe er noch Leipzig wanderte, um dort die Sammlnng des reichen Bankier S. zn krönen, nnd jeder war daher begierig ein anderes Bild des als ausgezeichnet bekannten Künstlers zn sehen. „Die Verurtheilung der Königin Marir Antoinette,“ lautete das Programm. Am 14. Oktober 1793 erschien die unglückliche Königin vor einem aus dem Abschaum der Menschheit zusammengesezten Blutgericht. Um vier Uhr Morgens am 16. Oktober endete jener beispiellose Akt blutgieriger Wuth und frechen Hohnes gegen Recht und Wahrheit, der die Monarchin zum Opfer bestimmte. — „Dir nnmenschliche Behandlung, das tiefe Seelenleid hatte die Haare der achtunddreißigjährigen Königin gebleicht, ihre Augen geblendet, ihre Züge sehr gealtert und in wenigen Tagen das Werk vieler Jahre vollbracht. Mit Ruhe nnd Fassung hörte die Königin ihr geahntes Loos; mit sicherem Schritte verließ sie den Gerichtssaal, Hoheit und Würde in den edlen Zügen.“

Das Bild stellt die Königin in Lebensgröße dar. Sie steht im Vordergrnnde, wie aus dem Rahmen hervortretend, und das ganze Licht fällt auf ihre Gestalt. Sie ist schwarz gekleidet, ihr weißes Haar läßt die Stirne frei, ihr Auge ist vom Weinen getrübt. Links mehr im Hintergrunde sitzen nm einen Tisch ihre Richter, die so eben das Urtheil verlesen haben. Eine Lampe an der Decke erhellt die Gruppe. Wir erhalten dadurch eine doppelte Beleuchtung, was in manchem Bezug störend ist und eine besondere Stellung des Bildes und ein stark auf die Hauptfigur fallendes Sonnenlicht nothwendig macht, wenn es vortheilhaft erscheinen soll. Dicht hinter der Königin folgen ihre Wächter. Der zur Rechten stellt den Philister im Soldatenrocke vor; er geht mit gesenktem Blicke rnhig seines Weges und trägt das Gepräge des stolzen Selbstbewußtseyns: „Ich thne meine Pflicht.“ Das Wie und Wo gilt ihm dabei gleich; er gehorcht ja nur. Der andere zur Linken ist der Republikaner mit Bewnßtseyn; er thnt auch seine Pflicht, aber es frent ihn, daß er gerade hier sie zn üben berufen worden. Seitwärts znr Rechten gruppirt sich das Volk, mit seinen drohenden Mienen, geballten Fäusten, seinem Zorn und seiner Rache, aber anch seinem Mitleid. Ein schönes junges Mädchen drängt sich vor nnd heftet den Blick voll trauernden Beileids auf das leidende Antlitz der hart geprüften Frau. Marie Antoinette scheint sie nicht zu sehen. Sie steht vor sich hin, die Miene voll Hoheit nnd Ergebnng, das Auge durch den Ausdruck unendlichen Schmerzes gleichsam znsammengepreßt, die Winkel des Mundes von einem leisen Zucken der Verachtung umspielt. Sie wird das Bewußtseyn nicht los, daß die, welche sie gerichtet, nicht würdig waren ihre Schuhriemen zu lösen. — Paul Delaroche hat sich in Ausführung dieser Gestalt selbst übertroffen. Man wird immer wieder zu dem Bilde hingezogen nnd kann den Blick nicht losreißen von der rührenden Gestalt dieser Königin, die in ihrem Unglück, ihrem Schmerz so weiblich schön, so groß dasteht. — Dir Nebenfiguren befriedigen nicht in gleichem Maaße. Man vermißt an diesen die volle Ausführnng, sie stehen zu sehr zurück, nnd nnr mit Anstrengung gelingt es, aus dem dunkeln Hintergrnnde die Umrisse der Gestalten zu lösen, die doch zum völligen Verständniß des Bildes ein unerläßliches Moment sind. Die französische Schnle strebt nach Einheit der Idee nnd Concentration des Effekts, nnd steht der Richtung unserer Künstler darin lobenswerth entgegen. Indessen hat auch dieses Hervorheben des Hauptmoments seine Grenzen, sonst wird aus einem Genrebild ein Porträt, und ein geschichtliches Bild gibt nns den Helden ohne die Motive seiner Thaten, durch die er selbst erst in die Stimmung versezt wird, die wir erkennen sollen, nm das mit zu empfinden, was er selbst empfindet. Diesen Mangel abgerechnet, ist das Bild unendlich schön.

Del Vecchio hat außerdem noch eine große Landschaft, das Alpenglühen der Mitternachtssonne in Norwegen, von Georg Saal aus Heidelberg, ausgestellt, so wie ein Porträt des Marschalls Radetzky, von Georg Decker. Beide können uns aber, nachdem wir Marie Antoinette gesehen, nnr ein schwaches Interesse abgewinnen. Das Alpenglühen, so schön es ist, läßt den Beschauer kalt; es ist überhaupt die Frage, ob solche einzelne Momente der Natur in der Kunst ihre Berechtigung haben. Sie stehen da wie Traumgesichte der Gottheit, mit denen wir keine Sympathie fühlen. Ein berühmter Reisender nnd Beschreiber von Reisen saß bewundernd vor dem Bilde, an welchem ihm die getreue Nachahmnng der Steine höchst anziehend war. — Nicht viel anders ging es einem eifrigen Legitimisten vor dem Bilde Radetzkys,

er hatte diesen persönlich gekannt und glaubte ihn in ganzer Lebenswahrheit vor sich zu sehen. Wir konnten dieß nicht beurtheilen, fanden aber wenig Geschmack am Bilde. Die Bemerkung drängte sich uns auf, wie selbst in der Kunst nicht immer die Kunst angeschaut und gesucht wird, sondern jeder vielmehr das, was in ihm liegt, auch im Bilde sehen will. Wir Bewohner des Nordens sind zu abstrakt, um den Gegenstand einfach auf uns wirken zu lassen; aber nicht allein daß wir jedem Kunstwerke mit einer schon fertig in uns liegenden Kritik entgegen treten, wollen wir nun auch noch unsere Wissenschaft und unsere Philosophie durch die Söhne Apolls vertreten sehen. Wir sind unendlich klug, auch ohne unsere Erziehung im Fröbelschen Kindergarten erhalten zu haben; wie wird es nun erst in den kommenden Geschlechtern seyn?

Digitized by Google

Worms, Juni.

(Schluß.)

Ein Tag in Worms.

Van der Pfarte der evangelischen Kirche aus sieht man Thüeme und Giebel der Ostseite des Domes über die jenseitige Häuserreihe emporragen. Dahin richtet sich mit dem Auge unwillkürlich der Schritt. Ein kurzes enges Gäßchen führte mich unmittelbar vor die östliche Frantmauer der alten Kathedrale, der indeß die häßlichen alten Häuser sa nahe stehen, daß man nur fast steilrecht an der massenhaften Quadermauer und den beiden runden Thürmen hinansehen kann. Indeß ist der Raum nur an dieser Seite sa enge, sonst liegt der Dom frei und ziemlich hach. An seiner Südseite breitet sich sogar ein ziemlich weiter, englisch angelegter Garten hin. An der oorüberziehenden Straße stehen einige stattliche Häuser, denen man ansieht, daß sie die kleinen Residenzen der Domherren des vaeigen Jahrhunderts waren, die ein recht camfortables Leben darin führten, ehe der Stuem der französischen Revalutian sie auseinander jagte. Auf der Noedseite sieht es etwas stiller und ernster aus. Die Häuser stehen etwas weniger fern, doch ist Raum genug, den Bau auch van dieser Seite bequem zu betrachten. Eines dieser Häuser, neu, in gutem Styl gebaut, erhebt sich isalirt auf den wettergrauen Quadern einer Gartenmauer, dem östlichen Portal des Dames gerade gegenüber. Es vertritt jezt die Stelle des spurlas verschwundenen Palastes der buegundischen Könige und erinnert an sie und die Nibelungen. Siegfried und Chrimhilde, Brunhilde und der grimme Hagen sind in bunten Farben auf den Gardinen hinter den Fenstern des schönen breiten Erkers dargestellt.

Der Dam ist indeß nicht mehr das uralte Münster, in welches einst Cheimhild und Brunhild zur Vesper gingen, und vor dessen Pfarte diese beiden „Chuniginnen anander schulten." Ein Bischof Burkhard hat jene Kirche weggeräumt und diese auf ihrer Stelle erbaut und im Jahr 1016 vallendet. Diese Jahrszahl schon gibt zur Genüge zu erkennen, daß der Bau zu denen des byzantinischen oder vielmehr romanischen Styls gehört. Seine Grundform ist die der Kreuzbasiliken, doch mit dem Eingang van der Seite und mit zwei Chären in Ost und West, über denen achteckige Kuppeln mit offenen Aekaden sich erheben, denen je zwei runde Thürme mit mannigfaltiger Gliederung zur Seite stehen. Das Hauptchor im Osten hat nicht die sanst gewöhnliche halbrunde Apsis, vielmehr läuft hier das Kreuz in einer geraden Giebelmauer aus, in welcher ziemlich hoch drei Bagenfenster angebracht sind, aus deren tiefen Nischen jene phantastischen Ungeheuer niederschauen, an denen die mittelalterliche Architektur und Sculptur so reich ist. Das kleinere westliche Chor dagegen ist, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, im Achteck angelegt und hat schan die Fensterrose, die sich in den falgenden Jahrhunderten so reich entfaltet. Das Langhaus ist dreischiffig. Zwanzig viereckige Arkadenpfeiler tragen Mauern und Kreuzgewölbe des überhähten Mittelschiffes, dem die beiden niedrigeren, ebenfalls mit Kreuzgewölben im Rundbogen überdeckten Seitenschiffe parallel laufen.

Interessant ist es, an diesem Dome, wie an so manchen alten Meisterwerken der Architektur, der, wenn ich so sagen daef, frei schaltenden Laune der alten Baumeister nachzugehen. Jene Art von Symmetrie, wie man sie in unsern Tagen auf's streengste zu beabachten pflegt, gilt ihnen wenig ader nichts. Reiche Mannigfaltigkeit, die jedoch den Totaleindruck nicht beeinteächtigt, scheint ihee besondere Freude gewesen zu seyn. Man betrachte diese vier schönen Thürme. Sie gehören zusammen, sie sind aus Einem Geiste, und doch ist keiner dem andern gleich. Nicht einmal jedes einzelne Paar ist sich vollkommen gleich. Der Styl ist steeng der nämliche, Gesimse und Gurten gleichen einander auf's Haar, aber die Höhe der einzelnen Absätze van Gurt zu Gurt ist total verschieden, keine Linie des einen Thurmes sezt sich an dem korrespondieenden in gleicher Höhe fart. Dasselbe gilt van den Schallfenstern. Jeder dieser Thürme hat seine eigenen Faemen und Maaße, völlig verschieden von denen des andern, und dach empfindet das Auge keinerlei stöeenden Eindruck.* Auch im Innern finden wir bei schärferem Zuschauen eine Maßverschiedenheit. So ist das nöedliche Seitenschiff wenigstens um anderthalb Fuß breiter als das südliche.

Auch dieser Bau, im Ganzen aus Einem Gusse, ist nicht ohne spätere Anhängsel geblieben. Während die Nordseite ihre ursprünglichen Formen unversehrt behalten hat und das schlichte byzantinische Portal noch aufweist, hat jenes an der Südseite eine völlige Umgestaltung im

* Der eine der Thüeme am Westchor trägt allerdings auffallende Spuren der spätren mittelalterlichen Architektur. Es erklärt sich dieß daraus, daß derselbe 1429 zusammengestürzt war und 1472 wieder aufgebaut wurde. Jener Zeit mag vielleicht auch die Rose im westlichen Chor ihee Entstehung verdanken.

Digitized by Google

gothischen aber deutschen Styl erfahren. Trotz der Unzusammengehörigkeit dürfen wir indeß dieselbe nicht beklagen. Dieses Portal ist um seiner selbst willen ein Ablaßbrief für den, der hier gegen die Einheit des Styls gesündigt. Es stellt sich würdig an die Seite jener reichen und schönen Eingänge an den Domen und Kirchen der mittelalterlich deutschen Bauart. Es ist rein in Form, schlank und zierlich, reich in Gliederung und an trefflichen Sculpturen. Die Prototypen des alten und die Hauptmomente des neuen Bundes treten uns hier in zierlichen Hautreliefs, die vier Evangelisten und die vier großen Propheten in Rundbildern entgegen. Das Giebelfeld im Bogen zeigt den Heiland und seine Mutter, den Apostel Petrus und einen knieenden Bischof. Gegipfelt wird das Ganze durch ein Weib mit der Mauerkrone auf dem Haupte, reitend auf einem Thiere mit vier Köpfen und vier verschiedenen Füßen. Es sind die Embleme der vier Evangelisten und das geschmückte Weib wohl nichts anderes, als die triumphirende Kirche. Mich hat diese schöne gothische Pforte an dem byzantinischen Dome nicht gestört, weit weniger, als drinne die neuen tiefblauen, grünen und weißen Scheiben in den drei Bogenfenstern des östlichen Chors, die ihr unschönes Licht auf einen häßlichen Altar im Zopfgeschmack mit sechs antiken Säulen werfen; weit weniger, als die weißen Kalkstreiche, die das ganze rothe Quaderwerk der einfach großartigen Hallen durchziehen, als sollten sie den Leuten zeigen, wo die Steinfugen sind und wie groß jeder einzelne Baustein ist. Abscheulich in der That! Auch die Rose im Westchor ist mit buntem Glase geflickt. Ob das wohl die paar übrig gebliebenen alten Glasgemälde heben soll? Es ist aller Anerkennung werth, daß man die Mittel zusammen gebracht hat, diesen ehrwürdigen Dom zu restauriren und baulich wohl zu unterhalten, aber es gehören zu solchem Werke nicht nur offene, sondern auch geschickte Hände und vor allem kunstgeübte Augen.

Von alten Denkmälern ist im Dome selbst wenig Erhebliches zu finden. Nur eines im nördlichen Seitenschiffe nimmt eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist aus der längst verschwundenen uralten Kirche des sogenannten Bergklosters in den Dom gewandert. Drei gekrönte Jungfrauen mit Liliensängeln in den Händen sind darauf gemeißelt. Die gothische Aufschrift nennt sie St. Embede, St. Warbede und St. Willebede, die Sage aber die Töchter eines burgundischen Frankenkönigs, die unter den Händen der Hunnen als Märtyrerinnen gestorben. Um dieser drei Figuren, eigentlich um der drei Lilien willen, sollen die Franzosen im orleanschen Brande des Domes geschont haben. Jedenfalls ist das Denkmal sehr alt und von kunstgeschichtlichem Interesse.

Weit reicher als die Domhallen selbst ist die neben der südlichen Pforte auch im Spitzbogenstyl des vierzehnten Jahrhunderts angebaute und seit 1832 als Antiquarium hergestellte St. Nikolauskapelle, an welche sich der bis auf einen alten byzantinischen Eingang völlig weggeräumte Kreuzgang anschloß. Was dieser Kreuzgang an Denkmälern übrig gelassen, was einige andere zerstörte Kirchen geliefert, ist in diesem Raume aufbewahrt, leider auch wieder auf die unverantwortlichste Weise mit Gyps restaurirt und graugrün übertüncht. Da steht ein herrlicher altdeutscher Taufstein aus der spurlos verschwundenen Johanniskirche, dem ehemaligen Baptisterium des Doms. Da sind mehr als dreißig schöne Schlußsteine aus den ehemaligen Gewölben des Kreuzganges aufbewahrt. Unter den großen, in die Wände eingesetzten Grabmonumenten sind einige aus den Jahren 1487 und 1488 von trefflicher Composition und Ausführung. So eine Verkündigung Mariä, Geburt, Grablegung und Auferstehung Jesu. Von einem Bischof aus dem Hause Dalberg ist unter andern ein schön componirter und ausgeführter Stammbaum in erhabener Arbeit aus dem Jahre 1488 vorhanden. Am Boden liegt Adam schlafend, aus seiner Seite wächst der Stamm, aus den Zweigen schauen die alttestamentlichen Väter Abraham, David u. s. w. hervor, und den Gipfel des Baumes, seine oberste Blüthe gleichsam, bildet die allerseligste Jungfrau mit dem Kinde, zu welcher der Herr Bischof am Boden knieend emporschaut. Lord Granville wird sich freuen, wenn er die Zeichnung dieses Denkmals in dem Album Dalberg'scher Monumente findet, das er durch den Bildhauer Hornberger in Mannheim fertigen läßt, um alles beisammen zu haben, was noch augenfällig an die altberühmte Familie seiner Gemahlin erinnert.

Es müssen in Worms, dieser Stadt voll Ruinen, noch manche schätzbaren Reste mittelalterlicher Sculptur begraben, vermauert oder unbeachtet liegen. Habe ich doch unter andern in dem Hofe eines Hauses, in den ich zufällig blickte, einen schönen alten Taufstein als gemeinen Brunnentrog dienen sehen. Es wäre schon der Mühe werth, diesen Gegenständen etwas näher nachzugehen. Ich für meinen Theil kannte mich natürlich nur an die hervorragenden, von weitem schon in die Augen springenden Reste vergangener Zeiten halten. So fiel mir beim Austritt aus dem Dom eine unfern gelegene Kirche mit zwei stumpfen viereckigen Thürmen in's Auge. Es ist die des heiligen Andreas, deren Räume längst als Getreideschranne, Mehlwage und Spritzenhaus benützt werden. Sie ruht auf einfach schönem byzantinischem Unterbau, der wohl noch älter ist als der Dom, und hat ein altes Seitenportal, reich an schönen Gliedern. Der Oberbau ist aus späteren Perioden und zu verschiedenen Zeiten unverständig behandelt worden, wie durch Einsetzung eines gothischen Fensters an der Ostseite. Eine andere Kirche aus dem Jahre 990 steht an dem geräumigen Martinsplatze im nördlichen Theile der Stadt. Sie ist, obwohl zum Gebrauche nothdürftig hergestellt, doch auch eine halbe Ruine und trägt des späteren unpassenden Flickwerks an Paradies, Thurm und Schiff gar mancherlei an sich. Aehnlich ist es mit der alten Paulskirche in dem tiefer gelegenen östlichen Stadttheile. Auf der Stelle, wo zur Zeit Heinrichs des Finklers der rheinfränkische Herzog Eberhard sich einen Palast erbaut hatte, erhob sich noch kaum hundert Jahren, also zur Zeit des Dombaus, diese Paulskirche, deren prächtige Reste für die Geschichte der Baukunst in der That von großem Interesse sind. Nur die Frontseite und das Chor hat die vandalische Wuth der Zerstörer übrig gelassen. Das vorige Jahrhundert hat beide wieder durch armseliges Mauerwerk in seinem Ungeschmack verbunden und die Decke mit Stuccaturen und Fresken überkleidet, die jetzt auf Holz,

Heu und Stroh herniederschauen. Das alte im Halbkreis hervortretende Chor mit seiner unter dem Gesimse hinlaufenden offenen Galerie trägt ganz das byzantinisch-romanische Gepräge, während die Stirnseite schon das des mittelalterlich deutschen Styls leise durchscheinen läßt. Das rundbogige Portal mit seinen Säulchen und Rundstäben zeigt schon die späteren zierlichen Capitelle. Die Rose über demselben ist eine der frühesten jener zierlichen Blüthen deutscher Architektur. Auch die Kuppel über dem Eingange mit ihrem wulstartig hervortretenden Stiegenhause erinnert schon an die späteren Thürme über den Portalen. Ihr zur Seite hinter dem Paradies stehen zwei Thürme mit kuppelartig aufgemauerten Helmen. Man braucht nicht einmal Kenner altdeutscher Baudenkmale zu seyn, noch auch Männer vom Fache, wie Moller, darüber zu hören, es bedarf selbst für das Auge des Laien nur eines Blickes, um mit Bedauern daran zu denken, daß es dem modernen Verschönerungs-Vandalismus einmal einfallen könnte, diese schöne und merkwürdige Halbruine zu beseitigen, um an die Stelle des Magazins, das sie seit lange abgibt, ein kleinstädtisches Wohnhaus von der nüchternsten Form zu stellen.

Von dieser Seite weniger gefährdet, weil nicht innerhalb der Stadt selbst und bisweilen noch zu gottesdienstlichem Gebrauche dienend, steht noch eine große Kirchenruine in dem geräumigen Gartenfelde der sogenannten Mainzer Vorstadt. Es ist die Liebfrauenkirche mit ihren zwei Thürmen, weit sichtbar über das Land und den Strom hin, noch viel weiter bekannt und berühmt durch den köstlichen Rebensaft, der in ihrer Umgebung wächst und unter dem Namen Liebfrauenmilch in die weite Welt geht. Dieser Bau, wie er jezt ist, stammt aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wenigstens was die Frontseite mit den beiden Thürmen anlangt, deren einer den zierlichen Helm im orleansischen Brande verloren hat und als ausgebrannte Ruine dasteht, wie denn auch der dritte Thurm über dem Kreuzchore verschwunden ist. Hier ist das alte überdachte Portal geziert durch die Steinbilder der thörichten und klugen Jungfrauen in den Bogenvertiefungen, zwischen denen zierliches Blätterwerk sich hinschlingt. Im Giebelfelde des Spitzbogens selbst sieht man den Tod Marius in erhabener Arbeit und darüber ihre Krönung durch Christum. Die Kirche ist in Kreuzform mit nur wenig ausladenden Flügeln gebaut. Eigenthümlich ist die Art, wie hier die Seitenschiffe die Kreuzflügel durchbrechen und sich in einem gleichbreiten Gange rund um das Chor fortsetzen. Offenbar hat der ältere Bau im fünfzehnten Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren. Dafür spricht die verschiedene Form der Fenster, wenn auch die Geschichte der Stadt nicht von einem Neubau dieses Gotteshauses redete. Während an der obern Wand über dem Dache der Seitenschiffe die kleinen gekuppelten Fenster angebracht sind, wechseln unten schmale spitzbogige Fenster von drei Feldern mit breiten vierfelderigen ab. Auch die weite Sprengung der fünf Arkaden des Schiffes mit ihren tief gedrückten Spitzbögen hat etwas Auffallendes im Gegenhalte zu den besseren Formen des Chors mit seinen vier massigen und acht schlankeren Pfeilern. Zum Ueberflusse ist diese an sich interessante Kirche innen weiß übertüncht und theilweise mit breiten blauen Streifen verunziert. Altäre, Kanzel, Chorstühle und Orgelbühne gehören den verschiedenen Zeiten der Kropf-, Zopf- und Schnörkelperiode an. Nur ein altes gothisches Sacramentshäuschen, das die schöne Spitze verloren und mannigfache Beschädigungen erlitten, entschädigt das Auge durch seine zierlichen Formen. Ein wahres Monstrum von Verunstaltung aber tritt uns in dem nördlichen Seitenchor entgegen. Es ist ein Werk mittelalterlicher Sculptur, eine Grablegung Christi. Auf einem Sarkophage liegt der lebensgroße Leichnam des Gekreuzigten, an Haupt und Füßen gehalten von Joseph von Arimathia und Nikodemus. Der leztere, zu Füßen, in ganzer Figur, in der Pharisäertracht und mit dem dicken, schlicht in den Nacken gekämmten Haare, das unter der runden Kopfbedeckung buschig hervorquillt. Joseph, in halber Figur, ist der reiche, ehrbare Rathsherr mit dem Turban auf dem Kopfe. Aus der hintern Wand treten fünf Frauen mit ihren Gläsern und Büchsen weit heraus. Es sind Kniestücke, mannigfaltig behandelt in Gesicht, Kopfbedeckung und Gewandung. Unten an dem Sarkophage kauern vier schlafende Kriegsknechte, Hautreliefs, in den wunderlichsten Stellungen, mittelalterlich deutsch in Tracht und Waffen. Nun aber denke man sich das alles bunt mit Oelfarbe übermalt, dazu noch dicke Thränen auf die Wangen der Frauen gekleckst! Es ist ein Anblick zum Entsetzen und ein schreiendes testimonium paupertatis für den Geschmack einer Kirchenfabrik. Schon im Dom und noch mehr hier in der Liebfrauenkirche kann man begreifen lernen, wie Recht jene Regierungen haben, die den Gemeinden geradezu verbieten, auf eigene Faust Veränderungen an öffentlichen Bauten, Denkmalen und Kunstwerken vorzunehmen, auch wenn sie tausendmal Verbesserungen und Verschönerungen genannt werden wollen.

Der Glöckner lud mich ein, den einen weniger versehrten Thurm zu besteigen. Ich thut's und habe es nicht bereut. So wenig die Lage der Stadt am Rhein anzusprechen vermag, so wenig die nächste Umgebung geeignet ist, ein anderes Gefühl zu erwecken, als das der Freude über ein fruchtbares, wohlangebautes Feld, so anziehend ist der Ausblick von solcher Höhe in das weite Land umher. Weithin verfolgt das Auge den breiten Spiegel des unmittelbar zu unsern Füßen hingleitenden Stromes. Im hellen Sonnenlichte tritt die Bergkette des Odenwaldes mit ihren Schlössern und Burgen, ihren Wäldern und Felsen, ihren schönen Thalmündungen und zahlreichen Städtchen und Ortschaften recht nahe heran, und die Ebene mit ihren weiten Feldern und dem dunkeln Schatten des großen Lorscher Forstes bietet dem schweifenden Blick einen freundlichen Wechsel. Gegen Westen fliegt er über die Hügelwellen des fruchtbarsten Landes mit seinen zahlreichen halbversteckten Dörfern. Er folgt dem schönen Thale der Pfrimm bis hinauf zum blauen Haupte des hohen Donnersberges und gleitet nach Süden an der duftumschleierten Kette des schönen Haardtgebirges und über die endlose Ebene der Pfalz hin. Es ist doch etwas daran an der alten Bezeichnung der Gegend: „der Wonnegau."

Auch die Stadt selbst nimmt sich von da oben ganz gut aus. Aber man sieht aus dieser Vogelperspektive auch erst recht deutlich, wie sie auf kaum die Hälfte ihrer ehe-

Digitized by Google

maligen Größe zusammen geschwunden ist. Was übrig, ist nur die ehemalige innere Stadt. Die geräumigen Vorstädte grünen jezt von Blumen, Gemüse und besonders von Reben, die den Katerlöcher, Luginsländer und die Liebfrauenmilch liefern. Das ist so übel nicht, und diese Gärten sammt der schattigen Promenade, in welche der innere Wall und Zwinger umgewandelt worden, mögen den großen Rosengarten des Heldenbuchs den Menschen unserer Tage wohl ersetzen; aber interessant wäre es eben doch, die alte Stadt mit mehr als hundert Thürmen da unten liegen zu sehen. Und welch schöne Thürme und Paläste waren darunter, von denen jezt kein Stein mehr übrig ist! Ich habe Zeichnungen von einzelnen derselben gesehen, deren Anblick mich ihren Verlust wahrhaft beklagen machte. So von dem Neuthurme, unmittelbar hinter der Liebfrauenkirche, an dessen Fuße die Wellen des Rheins sich brachen, während er Spitze und Zinnen mit den zierlichen Eckthürmchen hoch in die Lüfte trug. Wie schön war die alte Martinspforte, und gar die Mainzer Pforte mit ihren drei oder vielmehr fünf Thürmen! Und die alte Münze am Markt, oder gar das gothische Zeughaus in der Nähe von St. Paul, welch zierliche und stattliche Gebäude waren das! vom Bischofshofe und den älteren Königs- und Herzogspfalzen gar nicht zu reden.

Das alles ist hin, aber interessant bleibt dieses Worms immer noch durch seine alten Bauten und Ruinen, ganz abgesehen von seiner Geschichte und seinen Sagen. Möge es sorgsam erhalten, was es an alten Resten noch besizt! Sie geben der Stadt ein Relief, für dessen Verlust weder die Gegenwart ohne, noch die Zukunft mit Eisenbahn entschädigen könnte. Die Zeit der rheinischen Hansa ist darüber und wird nie wieder kommen, die Kaiser mit ihren wandernden Hofhaltungen und ihren glänzenden Reichstagen kehren auch nicht wieder. Die Erinnerungen an jene großen Tage treten für das Geschlecht dieser Zeit in immer weitere Ferne zurück, und die Stille des Vergessens lagert sich über ausgelebte Städte, wenn sie die hochragenden Denkmale der Vergangenheit, und seyen es nur Ruinen, allmählig ganz aus den Augen entschwinden lassen. Selbst ein Griechenland wäre uns nichts mehr ohne seine Ruinen. Nicht die neuen großen, in der That sehenswerthen Glanzlederfabriken geben der Stadt Worms ihren Glanz, sondern der Rost des Alterthums, der sich an tausendjährige Steine angesezt hat, die von alter Geschichte, alter Kunst und altem Leben reden.

Ein paar Stunden ließ mir der Tag, den ich der alten Stadt gewidmet, schon noch übrig, um auch den nahen Flecken Herrnsheim zu besuchen. Er liegt nur drei Viertelstunden westwärts, mitten im prächtigsten Grün. Auf der einen Seite ein wahrer Wald der kräftigsten Obstbäume, auf der andern der schöne englische Park am Dalberg'schen Schlosse, der sich um die alten Mauern des ehedem befestigten Ortes und über Hügel und Gründe hindehnt. Ich hatte erwartet, hier nur eine alte Kirche voll Grabsteinen und ein Schloß im Rococostyl zu finden, fand mich aber getäuscht, vielmehr überrascht. Mit der Kirche hat es seine Richtigkeit. Sie ist alt, im sogenannten gothischen Styl gebaut und hat Gewölbe mit netzförmig verschlungenen Rippen und eine alte steinerne Kanzel mit Reliefbildern, die aber unglückseligerweise wieder weiß getüncht sind, während die Kanzel dunkel marmorirt und an den Rahmen und Stäben vergoldet ist. Ein alter Chorstuhl mit schönem gothischem Schnitzwerk ist, wohl der lieben Abwechslung wegen, mit okergelber Oelfarbe dick übertüncht. Zwei große übermäßig aufgefrischte Oelbilder aus dem Jahre 1591 hängen an der nördlichen Chorwand und zeigen Reihen von stattlich korpulenten Rittern und Edelfrauen, die um Dalberg'sche Wickelkinder knieen. Uebrigens ist die Kirche voll von Grabdenkmalen des altberühmten Geschlechts aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Es ist eine wahre Galerie von kunstgeschichtlichem Interesse, ganz abgesehen vom familiengeschichtlichen. Hier die schlichte Steinmetzenarbeit, welche die Figuren in zarten, leicht niederwallenden Linien gleichsam nur skizzirt, dort die gehobeneren Reliefs aus den Jahren 1483 und 1492, die künstlerischen Geist in Conception und Composition verrathen und edel ausgeführt sind. Ihnen gegenüber wieder die ganze Abgeschmacktheit der Renaissance, zu der die dicken derbdeutschen Matronen und gepanzerten Ritter der unritterlichen Zeit wie eine Faust auf's Auge passen. Für das Studium der Trachten bietet diese Kirche eine reiche Ausbeute. Es sind wundersame Costüme darunter, die vielleicht kaum in ähnlicher Weise versteinert wieder getroffen werden.

Ueberrascht hat mich das Schloß. Es ist ganz neu, keine Spur mehr vom alten. Der Styl ist einfach nobel, lauter gerade Linien ohne besondere Zierrathen. Breite Treppenaufgänge von West und Ost, ein prächtiges Stiegenhaus, schöne, aber einfache und einfach möblirte Salons und Gemächer, ein runder Thurm, in dem die Bibliothek aufgestellt ist, und eine Hauskapelle, zu welcher die Frau Herzogin das Zimmer hat umschaffen lassen, in welchem ihr Gemahl, der Staatsminister und Pair von Frankreich, Emmerich Joseph Herzog von Dalberg, am 27. April 1833 zu seinen Ahnen versammelt wurde. Das alles aber verlassen und verschlossen, denn die Herzogin Wittwe kommt immer seltener hieher, und auch ihre einzige Tochter, Lady Acton, vielmehr jezt Lady Granville, ist seit Jahren auch ein seltener Gast an den Ufern des Rheins und in dem schönen Lieblingssitz ihres alten Geschlechts geworden. Der Castellan thut seine Schuldigkeit. Er hütet das leere Schloß, läßt den großen Park mit seinen weiten Pleasuregrounds, den herrlichen alten und jungen Baumgruppen und einigen interessanten Mauerthürmen aus alter Zeit, hübsch in Ordnung halten und die schöne Flora im Gewächshause pflegen. Sonst ist's still. Die Schwäne ziehen langsam ihre Kreise auf dem ausgedehnten Spiegel des Teiches, der das niederhängende Haar der Trauerweiden nezt und schöne Gruppen kräftiger Bäume wiederspiegelt. Nur von Zeit zu Zeit werden sie durch zahlreiche Sonntagsgäste aufgestört aus ihren melancholischen Träumen über den verklungenen Ruf der alten Reichsheralde: „Ist kein Dalberg da?" oder aus dem tiefen Grübeln und Sinnen über das alte: Sic transit gloria mundi!

Darmstadt, Juni.

Kunst. — Das deutsche Theater in London.

Wenn es sich davon handelt, aus unserer Stadt etwas über Kunstgegenstände zu berichten, so ist zunächst vom neuen Denkmal auf dem Marienplatz zum Andenken an die von 1792 bis 1815 im Kampfe gefallenen hessischen Krieger zu sprechen. Stößt man sich auch nicht an der auf drei Seiten des Denkmals eingegrabenen Musterkarte deutscher, französischer, russischer und spanischer Schlachtorte, so muß man sich doch sagen, daß es unter allen Umständen besser ausgefallen seyn könnte und sollte. Verglichen mit dem es umgebenden großen Platze, ist es nicht viel mehr als ein gigantischer sandsteinerner Zahnstocher, den man mit dem dicken Theil in die Erde gesteckt hat. Obgleich gothische Spitzsäule, hat es doch gar nichts Durchbrochenes; die aufgesetzten kleineren Spitzen und Kreuze sind abscheulich, und der Urgermane, der seinen dicken Leib in eine schmale Nische preßt, und dem dort der elende Tod das Zerquetschtwerden zu drohen scheint, ist, gerade weil er etwas zu seyn prätendirt, noch abscheulicher. Es ist wirklich zu bedauern, daß die Herren Schall, Vater und Sohn, aus deren Werkstätte dieses in jeder Hinsicht verunglückte Denkmal hervorgegangen, bei der Schöpfung desselben nicht von dem Geiste geleitet worden sind, der weit günstiger und freundlicher über den Grabsteinen der Aerzte Huth und Minnigerode — ebenfalls Werke jener Männer — geschwebt hat. Auch von zwei noch aufzustellenden Werken derselben, welche schon seit Jahren vollendet in ihrer Werkstätte stehen, läßt sich nur Günstiges sagen. Ich meine die weit über Lebensgröße zeigenden Bildsäulen Philipps des Großmüthigen, des größten Hessenfürsten, welcher seine Landgrafschaft durch Testament getheilt und dadurch vier hessischen Linien, worunter Hessen-Darmstadt die jüngste, das Leben gegeben, und die Bildsäule Georg des Ersten, des ersten Landgrafen der letztgedachten Linie. Beides sind tüchtige, ansprechende Gestalten mit Porträtähnlichkeit. Anfänglich sollten sie am Eingang des Residenzschlosses eine Stelle finden, aber später fand man, daß es sich nicht schicke, die Bilder so hoher Herrn zu bloßen Thorwächtern zu machen. Gegen ihre Aufstellung am Thor des Zeughauses sprach die nämliche Rücksicht, und so haben wir es nur dem Reichthum unserer Stadt an Plätzen und leeren Räumen zu verdanken, wenn zwischen Zeughaus und Theater, zwischen in den letzten Jahren dort hingestellten Orangeriebäumen, beide Bildsäulen hoffentlich noch im Lauf dieses Jahrs eine Stelle finden.

In diesem Theater ist es jetzt still, sehr still. Die Sommersaison hat für dasselbe begonnen und ein großer Theil der Künstler und Künstlerinnen ist jenseits des Meeres in Englands Hauptstadt. Es ist doch ein eigenthümliches Zusammentreffen der Umstände, daß Darmstadt zu zwei Ereignissen der Neuzeit, welche im Augenblick am meisten Aufsehen in unserer deutschen Welt erregen, das einemal mit vollem Namen, das anderemal mehr anonym, Gevatter gestanden hat: ich meine die Conferenzen der süddeutschen Staaten hinsichtlich des Zollvereins, und das deutsche Schauspiel, welches jetzt auf dem St. Jamestheater zu London verspätete Lorbeeren bricht. Denn, um bloß von letzteren zu reden, gewiß wäre dieser Argonautenzug nach dem neuen Colchis nicht erfolgt, wenn nicht der durch verschiedene literarische Leistungen bekannte Dr. Künzel, Lehrer an der hiesigen Gewerbschule, den Plan dazu gefaßt und durch seine vielen Bekanntschaften in London auf's günstigste vermittelt hätte. Wir Darmstädter aber fühlen uns ganz eigen berührt, wenn wir unsere Schauspieler und Schauspielerinnen von der Themse her nennen hören. Wir kannten und kennen uns so gut, auch unsere Schwächen, und nun rollt das Lob (fast hätte ich gesagt unser Lob) wahrhaft im Chorus. Aber daß wir uns jedenfalls eine gute Lehre daraus nehmen, wünsche ich von Herzen. Man sieht ein, wir haben hier gute Kräfte für's Schauspiel; so suche man denn die Lücken zu ergänzen, man lasse die Oper dabei die zweite Rolle spielen und verabschiede das geldverschlingende, bein- und armverrenkende, scham- und sittenlose Ballet je eher je besser. Eigentlich sind doch nur wenige für letzteres. Man sieht es an, weil es da ist, man langweilt sich, und wenn es nicht mehr da ist, wird man es nicht vermissen. Man mache die Probe und gebe ein Ballet mit aufgehobenem Abonnement und die abonnirten Plätze werden noch leerer seyn, als da man Tichatschek singen ließ, während Emil Devrient selbst bei aufgehobenem Abonnement, und namentlich bei seinem Benefiz, das Haus füllte. Noch mehr war dieß bei den trefflichen Gastdarstellungen Ihres Grunert der Fall, und lange noch wird man mit warmer Begeisterung davon reden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 25. Juli 1852.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerste führt sie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück.

Schiller

Ueber das Historische in Schillers Wallenstein.

I.

Den 12. Oktober 1798 ward das auf Goethes Veranlassung vom Stuttgarter Baumeister Thouret neu ausgeschmückte Schauspielhaus in Weimar mit Wallensteins Lager eröffnet. Im Januar 1799 folgte die Aufführung der Piccolomini, im April Wallensteins Tod. Die ernstere Beschäftigung mit der Geschichte, zu welcher der große Dichter seit seiner Anstellung als Professor in Jena 1789 genöthigt wurde, hatte ihn frühzeitig auf die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs geführt, die er mit fleißiger Benutzung der damals zugänglichen Quellen, aber auch da, wo ihm das Material fehlte, oft mit einem überraschend glücklichen Takte geistvoller Combination * und in einer damals in der historischen Literatur noch ungewöhnlich anmuthigen Form behandelte, die jenes Buch auch jetzt noch sehr beachtenswerth erscheinen läßt, wo wir nach den zahlreichen geschichtlichen Aufklärungen der letzten Jahrzehnte viele darin erzählte Thatsachen und Urtheile berichtigen müssen. Mancherlei Pläne für epische und dramatische Behandlung aus der Geschichte dieses Krieges waren bereits in der Seele des Dichters aufgetaucht, bis er sich im März 1796 für die dramatische Bearbeitung des Wallenstein entschied.

Wir ersehen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller in Jena und Körner in Dresden, wie sich der spröde Stoff allmählig zu dem schönen Kunstwerk abklärte, das dem deutschen Volke vor allen Dramen seines Lieblingsdichters lieb geworden ist. Je strenger die Forderungen waren, die der durch eigenes Streben und durch seines Freundes Goethe Einfluß gereifte Dichter nach der vieljährigen Unterbrechung seiner dramatischen Produktion an sich selber stellte, desto größere Schwierigkeiten mußten überwunden werden. * Rechnet man noch dazu andere Arbeiten, die ihn während dieser Zeit vielfach in Anspruch nahmen, und sehr bedeutende Anfälle seiner Krankheit, die seine Thätigkeit oft lange Zeit hinderten, so muß man um so mehr des großen Geistes Kraft bewundern, welche trotzdem in verhältnißmäßig so kurzer Zeit ein solches Meisterwerk in's Leben rief.

* Nach den Nachrichten der Frau v. Wollzogen, S. 160, äußerte Schiller selbst, die Geschichte sey ein Magazin für seine Phantasie, Geschichtsforscher dürften bei ihm sich keinen Rath holen.

* Vgl. besonders im Briefwechsel Bd. 3, 394 ff.

Digitized by Google

Um die in dem Briefe bei Körner (Bd. 3, 395) erwähnte Grundlage des Unternehmens des Helden, das Wallenstein'sche Heer, auf welchem er ruht und durch welches er fällt, lebendig vor das Auge der Zuschauer zu bringen, schrieb er schon im Juni 1797 das Lager als Prolog zur Tragödie, das Körnern, wie andern Freunden des Dichters, in der Behandlung überraschend Goethisch vorkam, ein dem Dichter willkommenes Zeugniß dessen, was er noch im vollen Besitz seiner gereiften Eigenthümlichkeit, der er sich freute, * an Sinn und Kraft für Auffassung und Darstellung des Realen gewonnen hatte.

Erst im September 1798 theilte er die während der Arbeit sehr in's Breite gehende Tragödie, in zwei Theile. Der erste Theil in fünf Akten, ein Schauspiel, wie er es selbst bezeichnet, die Piccolomini, wurde die Exposition zur eigentlichen Tragödie, zu Wallensteins Tod. Daher durften die Piccolomini mit einer Dissonanz schließen, die ihre Lösung in der sofort Tags darauf dargestellten Tragödie finden sollte. Unsere Bühnen kümmern sich darum freilich meistens nicht und stellen bald das eine, bald das andere Drama dar, was gerade so ist, als wenn heute die drei letzten Akte, und ein anderes mal die beiden ersten Akte des Wilhelm Tell aufgeführt würden.

Betrachten wir zunächst das Vorspiel, das Lager bei Pilsen. Dort war des Herzogs Hauptquartier im Herbste 1633. ** Was zum Verständniß seiner Geschichte bis dahin festzuhalten nothwendig ist, muß wohl hier mit wenigen Worten übersichtlich zusammengestellt werden.

Albrecht Eusebius von Waldstein aus einer böhmischen, nach einem deutschen Schlosse genannten Familie, von den die harten deutschen Laute verschmähenden Böhmen Walschtein genannt, woraus die Deutschen schon damals wieder Wallenstein machten, war den 14. September 1583 in Hermanitz an der obern Elbe geboren, nach dem frühzeitigen Tode seiner protestantischen Eltern auf Veranlassung eines katholischen Oheims bei den Jesuiten in Olmütz erzogen und durch einen Jesuiten Pachta, der sein Vertrauen gewonnen hatte, zur katholischen Kirche zurückgeführt worden. *** In Altorf und beim Markgrafen von Burgau in Insbruck scheint er nie gewesen zu seyn; er ist mit einem andern Waldstein verwechselt worden und die daran geknüpften Geschichten, wie die in unserem Gedichte erwähnte Karzerkaufe in Altorf sind Sagen, wie sich solche im Volksmunde von jedem bedeutenden Menschen bilden. Das Leben lernte er auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Italien, den Krieg erst gegen die Türken, später gegen die Venetianer kennen, wo er dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark mit guter Hülfe diente. Seine großen Verdienste um die Kaiser Mathias und Ferdinand im böhmischen Kriege, so wie eine energische aber nicht immer ehrenhafte Industrie verschafften ihm viele Güter und große Auszeichnungen. Als Herzog von Friedland und im Besitze einer Herrschaft von ungefähr sechzig Quadratmeilen warb und organisirte er mit großer Umsicht auf eigene Kosten ein Heer für den seither von Max von Bayern und der katholischen Liga abhängigen Kaiser, verjagte des Kaisers Gegner und stand 1629 als mächtiger Reichsfürst, vom Kaiser mit Mecklenburg belohnt, und als gewaltiger Herr von Norddeutschland da mit großen Entwürfen für seine und des Kaisers Zukunft in Deutschland, das, mit dem Verluste der evangelischen Freiheit, damals ein eigenes Reich werden zu können schien.

Da wurde auch den katholischen Reichsfürsten bange und sie nöthigten den Kaiser 1630 auf dem Reichstage von Regensburg, den Herzog zu entfernen, der sich willig aber voll Rache gegen seine Feinde auf seine böhmischen Güter zurückzog. Hier lebte er in fürstlicher Pracht, vielleicht bereits in verrätherischen Unterhandlungen mit den Schweden, worüber bis jezt urkundlich nichts nachgewiesen ist, bis des großen Schwedenkönigs Gustav Adolphs Glück den Kaiser nöthigte, den Herzog von Friedland um Rettung anzugehen. Nach langem Zaudern übernahm dieser 1632 wieder den Oberbefehl unter Bedingungen, die er niemals von dem Kaiser fordern durfte; denn der Kaiser wurde dadurch vom Herzoge ganz abhängig und der Kriegsherr kam in ein Verhältniß zu seinem Diener, welches ganz unnatürlich und unerträglich war. Wallenstein brachte wieder schnell ein großes Heer zusammen, das ihm ganz ergeben war und vom Kaiser nicht viel wußte, nöthigte den sächsischen General Arnim, der siegreich in Böhmen eingedrungen war, zum Rückzuge nach Sachsen, schwächte Gustav Adolph bei Nürnberg, verlor aber am 1. November die Schlacht bei Lützen gegen die Schweden, die ihren König auf dem Schlachtfelde ließen, und zog sich nach Böhmen zurück. Bis hieher war der Kaiser mit dem, was der Herzog gethan hatte, völlig zufrieden.

Im Frühjahr 1633 erschien der Herzog mit einem wohlgerüsteten Heere auf dem Kriegsschauplatze in Schlesien, welches, unterstüzt von den Sympathien der

* Vgl. Briefwechsel Bd. 2, 39.

** Jedoch lagen daselbst nur einige Regimenter. Die übrigen Truppen waren und blieben der Verpflegung wegen den Winter über in ganz Böhmen zerstreut. Nach einer von mir aufgefundenen Liste lagen im Lande 27 Regimenter (243 Fähnchen) Fußvolk, 23 Regimenter (176 Compagnien) Reiter. In Schlesien 115 Fähnchen Fußvolk, 129 Compagnien Reiter.

*** Diese Aufklärungen verdankt man Palacky. Vgl. Böhm. Museum 1831. 1 H. (nach Cerwenka's Manuscripten in Prag).

Digitized by Google

evangelischen Bevölkerung, Arnim mit einem sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Heere besetzt hatte. Statt den schwächeren Feind aus Schlesien zu werfen, knüpfte er mit Arnim Unterhandlungen an, die, wie ich an einem andern Orte aus den Akten des Dresdener Archivs gezeigt habe, * zwar auf keinen Verrath gegen den Kaiser zielten, sondern nur eine Ausgleichung mit Sachsen und Brandenburg zur Vorbereitung des auch dem Herzog erwünschten allgemeinen Friedens bezweckten, die aber bei der Unthätigkeit und Verschlossenheit des Herzogs, der von seinem Thun und Treiben dem Kaiser keine Rechenschaft gab, dem Kaiser höchst bedenklich scheinen mußten. Diese Verhandlungen scheiterten das eine mal an der Unentschlossenheit des Kurfürsten von Sachsen, das andere mal an des Herzogs plötzlicher Sinnesänderung; und Sachsen, Brandenburger und Schweden wurden von einem Mißtrauen gegen den Herzog erfüllt, das er später, als er aufrichtig ihren Beistand suchte, schwer büßen mußte.

Nach dem plötzlichen Abbrechen dieser Verhandlungen suchte Wallenstein den unzufriedenen Kaiser und die schon längere Zeit ihm grollende spanisch-bayrische Partei dadurch einigermaßen zu beruhigen, daß er, nachdem er Arnim von der Oder weggelockt, ein kleines schwedisch-brandenburgisches Heer im Oktober bei Steinau an der Oder überfiel und zur Uebergabe zwang. Diesen mit leichter Mühe gewonnenen Vortheil benutzend, drang er gegen Sachsen und Brandenburg vor, als die Nachricht von dem Fall Regensburgs und der Bedrohung der kaiserlichen Erblande durch die Schweden unter Bernhard von Weimar mit der Mahnung sofortiger Hülfsleistung im November eintraf und ihn nöthigte, mit Zurücklassung des Generallieutenants Gallas in Schlesien, einen großen Theil des Heeres nach Böhmen zu führen. Von Pilsen aus, wo er im November sein Hauptquartier nahm, machte er mit einigen Reiterregimentern eine Recognoscirung über die böhmische Grenze bis zu den ersten schwedischen Posten in Bayern und schrieb darauf an den Kaiser, daß jetzt nichts zu thun sey und in Böhmen Winterquartiere genommen werden müßten.

An diese Zeit nun knüpft der Dichter in seinem Lager an. Allerdings läßt er die Nachricht von Regensburgs Einnahme erst jetzt eintreffen, während sie schon angelangt war, als die Armee noch in Schlesien stand, und drängt das, was sich vom Ende Novembers 1633 bis Ende Februars 1634 in einem Zeitraum von drei Monaten in Pilsen und Eger begab, hier und in den beiden folgenden Gedichten in einen Zeitraum von wenigen Tagen zusammen.

* Wallenstein und Arnim 1632—34 von K. G. Helbig. Dresden 1850.

Das Vorspiel soll, wie oft bemerkt worden ist, den Geist des Wallenstein'schen Heeres uns vergegenwärtigen und das Unternehmen des Helden motiviren. Es geschieht dieß durch treffliche Genrebilder des Lagerlebens, die ganz die Färbung der Zeit tragen, der sie angehören, nur daß der Dichter durchweg, aber ohne den eigenthümlichen Charakter der Zeit zu verwischen, die Farben milder aufgetragen, die Rohheit und Gemeinheit und das Elend dieser fürchterlichen Zeit nur angedeutet, überhaupt die entsetzliche Wirklichkeit in anmuthigster Kunstform idealisirt hat, in welcher Weise sie allein einer poetischen Behandlung fähig war. Wir heiter und anmuthig unterhalten wir uns beim Lesen und Zuhören an den Klagen des verschmitzten Bauern im Eingange des Lustspiels, an dem kecken Muthe des die Eltern und die Braut verlassenden Rekruten, an den Kriegsschilderungen des Jägers, an den tollen Aeußerungen des Uebermuthes einer wilden Soldateska, zumal sie in der gutmüthigen Betrachtung der Noth der Zeit oder in einer idealisirten edleren Auffassung des Kriegshandwerks in einzelnen Charakteren ihren Gegensatz finden. Aber bei längerer Betrachtung wird doch auch in diesem heiteren Bilde der grauenerregende Hintergrund einer Zeit und eines Kriegs sichtbar, wie ihn kein anderes bereits gebildetes Volk ausgestanden und überstanden hat, eines Krieges, der den Wohlstand und die Bildung unseres Vaterlandes auf ein Jahrhundert zerstört und die deutschen Fürsten und Völker auf ein Jahrhundert um ihr Selbstgefühl und um ihre Ehre gebracht hat. — Städte und Dörfer wurden in Unzahl niedergebrannt, Männer, Frauen und Kinder überall auf kanibalische Weise zu Tode gemartert, öfters Leichen vor Hunger verzehrt, kurz jedes höhere Gefühl und edlere Streben in der täglichen Angst um die Erhaltung des nackten Lebens erdrückt. Katholiken und Protestanten, die ja namentlich in den späteren Jahren in den Heeren beider Parteien bunt durcheinander gemischt waren, Kaiserliche und nach dem Tode Gustavs auch Schweden, Deutsche und Fremde wütheten in den Armeen beider Theile. Das theatrum europaeum, die wichtigste allgemeine Chronik der Geschichte jener Zeit, die Städtechronisten, der geistvolle Roman eines Zeitgenossen, der Simplicissimus, den Bülows Bearbeitung auch in größeren Kreisen verbreitet hat, Philanders von Sittewald Gesichte und ähnliche Schriften geben ein treues Bild jener Zustände.

Die Personen, die in diesen Bildern vor uns treten, sind durchweg nach Charakter, Nationalität und Stimmung unterschiedene Individuen, mehr oder minder über die gemeine Wirklichkeit erhoben, ohne derselben entfremdet zu werden. Denn die gemeine Wirklichkeit hat in einzelnen zerstreuten Erscheinungen überall das in sich, was der wahre Dichter leicht herausfindet und ergänzt und veredelt concentrirt und

Digitized by Google

so zur poetischen Darstellung eines solchen Stücks Leben benuzt. Den gewöhnlichen Schlag der Lagerweiber, wie sie mit Buben und Gesindel zu Tausenden die damaligen Heere begleiteten, * konnte der Dichter nicht zu seiner Marketenderin verwenden. Aber die Farben zu dieser Gestalt konnte er aus einzelnen Zügen jener Zeit und dem Leben solcher Menschen, wie sie noch jezt sind, wohl entlehnen. Sein Urbild zum Kapuziner war bekanntlich der originelle Strafprediger in Wien, Abraham a Santa Clara, und ein solcher Humor konnte sich ja auch dreißig bis vierzig Jahre früher in den Predigten eines herumziehenden Mönchs entwickelt haben, wenn ihn auch die Literaturgeschichte nicht namhaft machen kann.

Von historischen Beziehungen im Lager, die noch nicht erwähnt worden, führe ich nur noch den General Holk und den Kardinal-Infanten an. Ersterer machte sich durch zwei Einfälle in Sachsen berüchtigt, bei denen viel Greuel verübt wurde: das erstemal im August 1632 in's Voigtland und Gebirge, als der Herzog gegen Gustav Adolph gezogen war, das zweitemal wieder im August 1633, als Wallenstein dem Arnim in Schlesien gegenüberstand, über Zwickau und Thüringen nach Leipzig, welches gebrandschazt wurde. Diesen Einfall hießen sie den Zug zur Leipziger Messe, „sie hatten aber übel eingemarkt,“ sagt ein gleichzeitiger Chronist, „Gottes Strafe, Pest, Schrecken und den bittern Tod.“ Dennoch schafften sie noch 15,000 Stück geraubtes Vieh mit über die Grenze. Holk selber starb auf dem Rückzuge im September bei Adorf, „allwo er,“ wie der Chronist sagt, „vor seinem Tode 600 Thlr. für einen evangelischen Priester bieten lassen;“ — denn er war Protestant — „es ist ihm aber so gut nicht geworden und der Pfarrer ist zu späte gekommen, da er schon verstorben gewesen.“ — Sollten nicht die Worte des Wachtmeisters:

> Sind Holkische Jäger; die goldnen Tressen
> Holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen,

eine bis jezt übersehene spöttische Anspielung auf jene verunglückte Expedition seyn?

Der gegen Ende des Vorspiels erwähnte Kardinal-Infant war Don Fernando, des Königs von Spanien Philipps IV. Bruder, ein tüchtiger Feldherr und umsichtiger Staatsmann, der schon 1633 mit einem spanischen Heere in Italien stand und durch Deutschland nach den Niederlanden ziehen wollte, um dort die Statthalterschaft zu übernehmen. Allerdings sollte Wallenstein ein paar tausend Reiter abgeben, ihn zu geleiten. Der Antrag an den Herzog erfolgte aber erst später, nach der Abreise des Questenberg, durch den Pater Quiroga etwa zu Anfang des Januar. Der Herzog wies den Pater mit diesem und andern Anträgen sehr schnöde zurück. Nach des Herzogs Tode kam Don Fernando nach Deutschland, nahm an der Schlacht von Nördlingen Theil und starb nach rühmlicher Verwaltung seiner Provinz 1641 in den Niederlanden.

Endlich möge hier noch des Reiterliedes gedacht werden, mit dem das Vorspiel schließt. Hier freilich hat der Dichter nicht bloß die Wirklichkeit poetisch verklärt, sondern ein Lied gedichtet, das nach Inhalt und Ton von den Volks- und Kriegsliedern der Zeit sehr absticht. Für solche Volkspoesie fehlte Schiller der Sinn. Es ist ein ganz hübsches Lied gebildeter Krieger, aber nicht der rohen Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. Das konnte allenfalls der Kürassier verstehen und singen, die idealste Persönlichkeit im ganzen Stücke; es wäre aber in einem damaligen Lager nicht volksthümlich geworden. Prinz Eugen, der edle Ritter, gibt ein Beispiel solcher Soldatenpoesie, wenn gleich aus einer etwas spätern Zeit. Ein Lied in dem Tone auf den Friedländer würde sich besser ausnehmen.

Zur weiteren Entwicklung des Dramas muß zunächst wieder auf den ferneren Verlauf der Geschichte seit Wallensteins Rückkehr nach Böhmen hingewiesen werden. Der Kaiser suchte im December 1633 den Herzog durch den demselben befreundeten Kriegsrath Questenberg zu bewegen, dem Kurfürsten von Bayern beizustehen oder wenigstens das ausgesogene Böhmen mit den Winterquartieren zu verschonen. Aber der Herzog wies jede derartige Forderung zurück, ließ die Obersten eine Erklärung aufsetzen, in der sogar mit der zu befürchtenden Meuterei der Soldaten gedroht wurde, und gebot bei Todesstrafe dem Generalwachtmeister de Suy, der auf Befehl des Kaisers zur Unterstützung des bedrängten Kurfürsten bis nach Passau gerückt war, nach Oberösterreich zurückzugehen. So fügte sich der Kaiser für jezt dem, was nicht zu ändern war. Durfte sich aber der Herzog wundern, wenn der Kaiser dieses unerträgliche Verhältniß zu lösen wünschte? Gab er nicht durch sein hochfahrendes und trotziges Benehmen seinen schon lange Zeit in ihren Hoffnungen getäuschten und gereizten Gegnern Waffen in die Hand, die ihn verderben mußten, wenn er sich nicht rechtzeitig entweder zurückzog oder zu einer verrätherischen Gegenwehr rüstete?

Dieß sah der Herzog wohl ein. Deßhalb * knüpfte er bereits Ende Decembers geheime Unterhandlungen mit Kursachsen an und suchte sich des Heeres zu versichern, um sein unbeschränktes Kommando gegen den Willen des Kaisers zu behaupten

* Der im December 1632 von Zwickau abziehenden österreichischen Garnison von 1100 Mann folgten „2000 Huren, Buben und Gesindel,“ wie es bei einem gleichzeitigen Chronisten heißt.

* Dieses und was weiter folgt nach meinen archivarischen Aufklärungen: Kaiser Ferdinand und Herzog von Friedland. 1852.

Digitized by Google

und nach Beschränkung der kaiserlichen Macht und Vernichtung Bayerns sich zum Herrn der deutschen Angelegenheiten zu machen. Der Kaiser, in der Hoffnung einer gütlichen Lösung, wies noch längere Zeit die dringlichen Mahnungen des Kurfürsten von Bayern zurück und begnügte sich damit, einigen Generalen, wie Gallas, Piccolomini und Aldringer in's Geheim in sein Interesse zu ziehen, wenn etwa eine Aenderung im Kommando eintreten sollte. Erst die durch Piccolomini eingesendete Nachricht von dem sogenannten Pilsener Schluß, in welchem der Herzog am 12. Januar 1634 die Erklärung unbedingter Ergebenheit von den nach Pilsen berufenen Generalen und Obersten erhalten hatte, und von früher abgebrochenen, aber im December gleichzeitig mit den Anträgen an Sachsen wieder aufgenommenen verrätherischen Unterhandlungen mit Frankreich veranlaßte ihn zu entscheidenden Schritten. Gallas erhielt ein den 24. Januar unterzeichnetes Patent, in dem die Absetzung des Herzogs und seiner beiden Vertrauten Ilow und Terzka * ausgesprochen und die Soldaten einstweilen an Gallas gewiesen wurden, mit dem Befehle, davon, wenn er es für nöthig hielte, Gebrauch zu machen.

Der Herzog harrte unterdeß vergeblich auf des kursächsischen Generals Arnim Ankunft in Pilsen, um mit Sachsen abzuschließen. Arnim zögerte lange, um sich und seine Heere sowohl gegen Betrug des Herzogs wie gegen Theilnahme an einem reichsfeindlichen Umschlag desselben sicher zu stellen, da beide zwar mit Wallenstein, im Nothfall auch gegen den Willen des Kaisers, für einen ehrlichen Frieden, aber nicht gegen die seitherige Stellung des Kaisers und der Fürsten im Reiche auftreten wollten. — Anfang Februars hatte der Herzog nochmals die Offiziere zum Abschlusse mit Arnim nach Pilsen beschieden.

Jetzt erst machte Gallas, der den Stand der Dinge selbst kennen gelernt und sich von den verrätherischen Absichten des Herzogs überzeugt hatte, von seiner Vollmacht Gebrauch, verließ Pilsen unter dem Vorwand, Aldringer herbeizuholen, dessen Ausbleiben dem Herzog verdächtig vorkam, verabredete mit diesem die dringendsten Maßregeln, um die Garnisonen in Böhmen dem Kaiser zu erhalten, und berichtete nach Wien, wo seit dem 18. Februar neuen Styls die nöthigen Anstalten mit eben so viel Umsicht als Energie getroffen wurden, um den Herzog in Pilsen zu isoliren. Ein neues Patent vom 18. Februar mit herberer Anklage gegen den Herzog und Verweisung der Soldaten an mehrere bestimmt genannte Führer, doch eben so wenig ein Aechtungspatent wie das erste vom 24. Januar, wurde in Prag und andern Orten verbreitet und überall wurden die Soldaten für den Kaiser in Pflicht genommen.

Der Herzog, der im blinden Vertrauen auf das Heer und auf die Constellationen und in Erwartung der Verbindung mit Sachsen die rechte Zeit verpaßt hatte, der noch nichts von den Patenten und Vorfällen in Wien und Prag wußte, wollte jetzt, den Verrath seiner Generale fürchtend — denn auch Piccolomini hatte sich von Pilsen entfernt — alle verfügbaren Truppen in Prag concentriren, das bei der Nähe Sachsens und Schlesiens, wo noch Sachsen standen und Schaffgotsch für ihn wirkte, viele Vortheile darbot. Auch Bernhard von Weimar sollte über des Herzogs Absichten durch Franz Albert von Lauenburg aufgeklärt werden, der vom Kurfürsten von Sachsen vorläufig nach Pilsen gesendet worden war und eben so leichtfertig als eigenmächtig auf des Herzogs Plane einging.

Da erfuhr dieser den 21. Februar, daß Prag verloren sey, und bald darauf den Abfall anderer Garnisonen, und brach nach Eger auf, um dort den Schweden und Sachsen die Hand zu bieten. Unterwegs nöthigte er den Obersten Buttler, der noch nichts von der Absetzung des Herzogs wußte und auf seinen Befehl von den Pässen der Oberpfalz, die er zu schützen hatte, nach Prag marschiren sollte, mit ihm nach Eger zu gehen. Buttler merkte Wallensteins Absichten und entschloß sich sie zu vereiteln; denn er war dem Herzog wegen seitheriger Nichtbeachtung gram. In Eger überredete er den Commandanten Gordon und den Obristwachtmeister Leslie, vor denen Ilow und Terzka offen von der Ankunft der Schweden sprachen, den Herzog mit seinen Getreuen, Ilow, Terzka und dem Grafen Kinsky, der früher mit Frankreich und Sachsen unterhandelt hatte, zu ermorden.

Die Getreuen fielen bekanntlich bei einem Festmale, das ihnen Gordon auf dem jetzt verfallenen Schlosse gab, den 25. Februar Abends acht Uhr; der Herzog bald darauf in Bürgermeister Pachhülbels Hause am Markte durch Deverour, Buttlers Hauptmann, in seinem Schlafgemach. Buttler und Gordon suchten ihr eigenmächtiges Unternehmen sofort durch Botschaft an den Kaiser zu rechtfertigen und wurden damit gnädig aufgenommen. Unterdeß war Pilsen von den Kaiserlichen besetzt worden. Gallas und Piccolomini kamen nach Eger. Arnim erfuhr am 2. März in Zwickau auf der Reise nach Eger, Bernhard denselben Tag auf dem Marsche zum Herzog den Tod desselben.

* So unterzeichnen sich beide in Briefen jener Zeit. Ilow war ein Märker und Feldmarschall (Maréchal de camp) in Wallensteins Heer; der böhmische Graf Terzka aus einer dem Kaiser von den böhmischen Unruhen her feindlichen Familie befehligte die zwei stärksten Regimenter, ein Infanterieregiment von fünfzehn Fähnchen und ein Reiterregiment von achtzehn Compagnien.

Aus dem Wald.

(Schluß.)

14.

Eichbaum und Buche.

Im grünen Waldesreiche da standen manches Jahr
Die Buche und die Eiche, ein graues Königspaar,
Die ragten breit und mächtig empor aus all dem Holz
Und rauschten hoch und prächtig mit altem Herrscherstolz.

Sie kreuzten und verbanden sich also ganz und ganz,
Daß sie vereint gestanden in Sturm und Sonnenglanz,
Daß sie vereint gedrungen bis in den höchsten Raum
Und grünten reich verschlungen, als sey's ein einz'ger Baum.

Da hat der Sturm die beiden erkoren und erlesen,
Daß sie nun müssen scheiden, die immer eins gewesen.
Da riß er ohn' Erbarmen den Eichbaum stolz und alt
Wild aus der Buche Armen und stürzt' ihn in den Wald.

Und wie er so zersplitternd gestürzt mit schwerer Wucht,
Wie schwankt der Wald erzitternd! — drin reißt er weite Bucht,
Rings knickt er wie zum Hohne die Stämme all und all, —
Fällt eine Königskrone, die tödtet noch im Fall.

Das hat wie Blitz gewettert ringsum im tiefen Forst,
Todt liegt der Aar zerschmettert dreit auf zerriß'nem Horst,
Todt liegt der Eber dräuend fest unter zack'gem Ast,
Die Vögel kreisen schreiend umher in banger Hast.

Erschauernd hebt die Buche das einsam stolze Haupt,
Als ob dem Sturm sie fluche, der ihr den Freund geraubt.
Im milden Morgenwehen da schwankt sie her und hin,
Sie mag es nicht bestehen die wunde Königin.

Die will vom Sonnenstrahle nichts mehr und nichts vom Süd,
Die ist zum leztenmale ergrünet und erblüht,
Sie kann sie nicht mehr tragen die Krone so allein,
Zerrissen und zerschlagen bis in das Mark hinein.

Du schaust sie tief sich lehnen zu dem gestürzten Greis,
Es rieseln bang wie Thränen die welken Blättchen leis,
Und tiefer sinkt sie nieder und stürzet auf ihn hin, —
Beim todten König wieder liegt todt die Königin.

15.

Es ist ein Platz im Walde,
Sah keinen stillern je,
Da ruht ein einsam Wasser,
Das ist der schwarze See.

Die dunklen Wasser hüllen
In ew'ge Nacht sich ein
Und wissen nicht von Sonnen-
Von Mond- und Sternenschein.

Da wiegt sich keine Blume
Auf seinem dunklen Flor,
Da flüstern nie die Wellen
Durch schlankes Zitterrohr.

Rings schauen die alten Tannen
So schweigsam starr darein,
Als kehrt' bei ihnen nimmer
Ein Vöglein singend ein,

Als wüßten sie nichts vom Lenze
Und seinem Lächeln klar, —
Mit ihrem See da drunten
Trauern sie immerdar.

Das ist der Platz im Walde,
Weiß keinen stillern wo.
Da wird dir schwer das Herze
Und schlüg' es noch so froh.

16.

— Und da wir aus den Büschen also schritten
Zum offnen Rand mit grüner Rasenfülle,
Wo in die Thäler sanft die Höhen glitten
Und rings der Mittag schwieg in sonn'ger Stille,

Da hielt er an und ließ den Kolben sinken
Und lehnt' die Flinte an den Busch der Alte
Und beugte sich, aus hohler Hand zu trinken
Vom nahen Quell die Fluth die blanke kalte.

Hier laß uns ruhn. Er sprach's und hat geschoben
Die Tasche vor und streckt' die müden Glieder,
Wo von dem Zweig der starken Eiche droben
Ein grüner Vorhang wallt der Epheu nieder.

Digitized by Google

Und schweigend ruht' ich dort an seiner Seite,
Müd' von des Morgens pfadlos wildem Klettern.
Dort lagen wir, und vor uns in die Weite
Strich grün ein Meer von regungslosen Blättern.

Wald, Wald und Wald so weit die Blicke drangen,
Bis auf die Höh'n, die keck dort drüben ragten,
Mit seiner prächt'gen Kronen dichtem Prangen,
Mit seiner Wiesen heimlichen Smaragden.

Still war es rings in all den weiten Räumen,
Kaum hörten wir des Wassers leises Weben.
Es schlief der Wald, die Lüfte sahn wir träumen
Und bläulich trübe Näh' und Fern' umschweben.

Da brach ein feiner Schrei des Schweigens Kreise,
Und näher tönt' er klagend in den Lüften, —
Mit seinem Weibchen zog der Bußhard leise
Den Wald entlang dort ob den stillen Triften.

Und als die Flint' ich an die Schultern drücke
Und schnell hinüberziele zu den Föhren,
Da hielt der Alte lächelnd mich zurücke:
Waldkönig schläft! Willst du sein Ruhen stören?

17.

Im dunkeln Tann da liegt ein Mann
Auf gelber Nadeln Kissen,
Die Schuh zerfezt und blutgenezt,
Die Jacke dornzerrissen;

Den Hut zerdrückt und tief gerückt
Auf's Haar, das wirre, graue,
Das Auge scheu und wild dabei,
Als ob's nur Feinde schaue.

Und neben ihm, am schmutz'gen Riem
Die Tasch' von dunkelm Leder,
Die Flinte braun und blank zu schaun
Nur an des Schafts Geäder.

Der Mittag sticht. Er regt sich nicht.
Die Sonne geht herunter.
Still ragt die Tann' und schwarz hinan —
Still liegt der Mann darunter.

Auf weichem Pfad ein Wandrer naht,
Der singt sich heitre Weise, —
Er schaut den Mann, — zieht stumm fortan,
Scheu blickt er um sich leise.

Den Kopf erhebt der Mann und bebt,
Tief wogt's in seinen Zügen;
Die Flint' erfaßt er auch mit Hast, —
Er zuckt — doch bleibt er liegen.

Es ruht der Forst. Zu seinem Horst
Kreist dort der Aar hinüber.
Tief grün der Wald und dunkel bald;
Roth schwimmt das Wölkchen drüber.

Der Mann der liegt. Der Mondschein wiegt
Sich auf der Tannen Zacken.
Er springt empor und hebt sein Rohr,
Die Hähne läßt er knacken.

Da lacht er wild und höhnend schrillt
Sein Laut heraus, sein erster:
So laß dich ruhn dein Herrgott nun,
Bin wieder da, Herr Förster!

18.

Es fällt ein Schuß im Walde, —
Der Förster zuckt empor,
Aus seinem Auge springet
Ein jäher Blitz hervor.

Er lauscht, — da schießt es wieder! —
Ihr kennt den Mann nicht mehr,
Wild reißt er herab die Tasche,
Wild faßt er sein Gewehr.

Den Knall den muß ich kennen,
Der lockt mich bis zur Höll'.
Heraus, heraus mit den Hunden,
Heraus, ihr Bursche schnell!

Fest auf die krause Stirne
Staucht er die Mütze fein,
Winkt mir und schreitet eilend
In den stillen Wald hinein.

Bald geht er durch den Dämmer,
Bald durch den Mondschein frei,
Die Schatten gleiten am Busche,
Als gingen dort auch noch Zwei.

Die Bursche mit den Hunden
Durchschweifen rings den Hain.
Das ist ein banges Jagen
Durch Nacht und Mondenschein.

Hin über weiche Hügel,
Durch sanfte Thäler dann,
Durch Busch und Moor und Sträuche
Schnell geht der stumme Mann.

Da läutet ein Hund! — Da wieder! —
Da heult die Meute im Kreis:
Am Fuß der stolzen Buche
Liegt dunkel frischer Schweiß;

Digitized by Google

Zerknickt ringsum die Zweige,
Zertreten der Rasen dort.
Die Hunde stöbern und schuppern —
Der Wilddieb der ist fort.

Die Flinte läßt er sinken
Der Alte und lehnet stumm,
Lauscht durch den Busch und die Stämme
Und schaut sich bedächtig um.

Und lacht unheimlich und leise,
So seltsam und rauh dazu,
Und nickt mit dem Kopfe spöttisch
Hinaus in des Grundes Ruh'.

Es zieht der Bruch da drunten
Dämmernd mit Busch und Moor,
Zwischen den Stauden blinken
Die trüben Lachen hervor.

Da — still! — es bellt da drüben! —
Der Förster lächelt leis
Und hebt die Flinte und wendet
Sich kurz zu unserm Kreis:

Hinfort mit euch, ihr Bursche,
Habt Aug und Hand parat!
Dich hab' ich sicher drunten,
Mein alter Kamerad.

19.

Einmal blickt noch scharf der Alte rings umher vom hohen Rand,
Fährt sich über seine Stirne langsam mit der rauhen Hand,
Wendet dann sich ab und setzt sich wo der Stamm, der alte, ruht,
Den einst in den Forst geworfen eines Sturmes wilde Fluth.
Neben sich lehnt er die Flinte, winkt zum Sitz mir ohne Laut,
Weist die Hunde kurz zur Ruhe vor uns in dem dichten Kraut,
Stützt den Arm auf's Knie und leget in die Hand den Kopf hinein, —
Also sitzt er ohne Regung wie ein dunkles Bild von Stein.
Zitternd kommt ein schräger Mondstrahl durch das Laubwerk sacht daher,
Einz'ges Licht auf seiner Stirne spielt er, die so ernst und schwer,
Spielet an der strupp'gen Braue; fliehet scheu am Aug' vorbei,
Gleich als ob vor dessen Feuer seiner Milde bange sey.

Plötzlich hebt er da das Auge, schaut mich finster seitwärts an,
Dumpf und murmelnd kommt die Stimme: schein' ich dir ein wirrer Mann?
Staunst du, daß die Kält' die Milde all im Augenblick verdrängt
Aus dem Herzen, von der Stirne, — spurlos, wie vom Blitz versengt?
O, ich weiß, ich bin ein andrer! Denn die Stunde kam mir wieder,
Wo der Sturm des Schicksals streckte mich wie diesen Stamm darnieder,
Wo mit Gott ich wild gerechtet und mein Leben all verfluchte
Und umsonst in Erd' und Himmel Rache mir und Tröstung suchte.

Weißt du, wen im Bruch da drunten wie ein Waldthier ich umstellt?
Jener ist's, den ich vor allen einst geliebt auf dieser Welt,
Jener ist's, mit dem die Forsten ich durchstreift bei Tag und Nacht,
Und mit dem ich Seit' an Seite kämpft' in mancher blut'gen Schlacht.
Blutend trug er mich vom Felde, pflegte wie ein Bruder mein,
Und mit gleicher Sorge wacht' ich über seiner Wunden Pein.
Eins im Kampf und eins im Frieden, immer eins in Wort und That,
Blieb ein jeder stets des and'ren einz'ger, treuer Kamerad.
Unter einem Dache ruhten und auf einem Kissen wie, —
Den, den hab' ich jetzt dort unten und von dem erzähl' ich dir.

Draußen liegt am Busch die Hütte, fensterlos und dachberaubt,
Wo die Sonn' einst sah am Fenster oft ein junges, dunkles Haupt,
Wo sie zärtlich durch das Gärtchen — längst verlassen ist's und kahl —
Eine fliegen sah, die selber licht war wie ein Sonnenstrahl.
Und ich denke noch der Stunde, als dieß junge Haupt das meine,
Als in diesem Arm sie ruhte und an dieser Brust die Eine!
Und den Ton auch hör' ich klingen und das Wort: wohlan, wir theilen,
Wo du gehst, da muß ich gehen, wo du weilst, da muß ich weilen.

Und ich denk' auch jener Stunde, wo zu ihm ich glücklich sprach:
Bruder, also ist's gekommen. Niedrig nur ist unser Dach,
Eng der Raum, — und doch, du Treuer, sey es niedrig, eng und klein —
Wo wir zwei allein sonst hausten, hausen jetzo wir zu Drei'n.
Jählings blaßt' die braune Wange und im Aug' erblitzt es heiß —
O ich sah's! — Auf seiner Stirne perlt' es wie ein leichter Schweiß.
Doch den Arm warf er mir krampfhaft um den Hals und lachte toll:
Hei, so laß uns jubeln, Bruder! Also ist es, wie es soll.

Wieder denk' ich einer Stunde, wo ich anders vor ihm stand,
Wo ich Ranzen ihm und Flinte drückte in die kalte Hand,
Wo ich sprach, indeß mein Herze kaum den bittern Schmerz bezwang:
Bruder geh, ich will nicht zürnen, Bruder geh, denn du bist krank.
Was geschah, ich will's vergessen, wie sie selber es vergißt.
Laß wie immer noch mich wähnen, daß wir eins zu jeder Frist.
Geh, und wenn es gut geworden in dir, wie's den Menschen ehrt,
Weißt du, daß mir nie ein Lieb'rer kommt zurück zu Dach und Herd.
Einmal blickt' er mir noch lautlos schräg und trotzig in's Gesicht —
Und er ging. Und nimmer sah ich wieder dieser Augen Licht.

Und sodann? —
Es war ein Abend. Und mit wollustvollem Flüstern
Strich ein Lüftchen sanft und zärtlich durch das Laub der alten Rüstern,
Die am Elfenringe beben und den klaren Quell beschatten,
Der mit frischem Kräuseln rieselt durch die lieblichste der Matten.
Dorten saßen wir und säumten. Auf den Knie'n hielt ich mein Weib,
Schlang die liebevollen Arme um den zarten, schlanken Leib,
Schlang sie auch um unsern Knaben, der an ihrer Brust geruht, —
Reich und froh und ganz mein Herze voll von Dank und Lebensmuth.

Von der heißen Scheitel hatte sie das Tuch zurückgedrängt,
Und den Kopf, den lieben, müden, sorglos an mein Herz gesenkt,
Und ich senkte meine Lippen auf das dunkle, feine Haar —
O wie war's so voll! Und sprechen — sprechen konnt' ich nicht fürwahr.
Freund, da sah im Strauch ich's drüben plötzlich jäh und strahlend flammen, —
Schreiend krümmte sich der Kleine und das Weib es sank zusammen.
Zitternd stieg ein langer Seufzer noch empor im bangen Scheiden —
Und auf meinem Schooße ruhten leblos, Leichen, schon die beiden.
Und ich wischt' das Blut vom Auge, das aus ihrer Brust gesprungen.
Und ich stürzt' zum Busch hinüber, wo der scharfe Knall erklungen.
Und ich lauschte und ich starrte wahnsinnsvoll und racheglühend —
Und ich schaute durch die Stämme fernhin schon den Mörder fliehend, —
O ich sah ihn dort! Und konnte, durfte nimmer ihn erreichen, —
Denn es zogen mich zum Anger rückwärts meine armen Leichen.

An mein Herz und auf die Arme nahm mein Weib ich und mein Kind,
Schritt des Weges dann von hinnen, lautlos, taumelnd, taub und blind,
Ging und ging. Und was ich dachte damals mir in Wald und Nacht —
Freund, ich weiß nicht, ob ein andres Hirn das auch und so gedacht.

Wer da ging auf solchen Wegen und mit einer solchen Last,
Eisern sind ihm Hirn und Nerven, wenn ihn Wahnsinn nicht erfaßt,
Eisig ist sein Herz und elend, wenn's nicht schreit zu Gottes Thron
Und nicht Fluch und Rache brütet bis sein letzter Schlag entflohn.
Herr und Gott, was du mir sandtest — o es war zu viel und schwer!
Nicht nach meinen Kräften maßest du der Qualen endlos Heer!
O, ich konnte nur verzweifeln, mußte zweifeln auch an dir, —
Lag mein Leben und mein Hoffen todt, als Leiche doch vor mir.

Dreißig Jahre sind vergangen, Mond und Woche, Tag und Stund',
Und mir ist's, als ob ich immer auf ihr Köpfchen preß' den Mund.
Und mir ist's, als sey ich allerwegen noch in ihrem Bann
Und als schaut' mich stets ihr Auge treu und sonnig lächelnd an.

Doch in unsre Herzen sä'test, Herr der Saat, du mancherlei:
Haß und Liebe, Treu und Falschheit ruhn dort heimlich oder frei;
Durch den Schmerz des heut'gen Tages lächelt ein Erinn'rungstraum
Und aus blut'gem Grab der Liebe steigt der Rache dunkler Baum.
Ja, er stieg aus meinem Herzen, stieg bis in die Wolken hoch,
Stieg so weit nur all mein Glaube und so weit die Seele flog.
Stieg, bis er sich wieder beugte, Herr, vor deiner Glorienmacht
Und mein Leben nur umschattet mit des finstern Wipfels Nacht.

Dreißig Jahre sind vergangen. Ja. Und ich gedenke doch,
Seiner Flinte scharfes Knallen hört' ich und erkannt es noch.
Bis in's Herz klang es mir wieder, wie voreinst an jenem Tag,
Wo mit meinem todten Knaben todt mein Weib im Arm mir lag.
Und er weiß, daß ich gedenke stets, wie lang ich mich geduldet,
Und er weiß, daß ihm die Flinte ihre beste Kugel schuldet,
Und ich weiß, daß er auch harret, trachtend nach dem Herzen mein.
Also kam's, denn für uns beide ward die weite Welt zu klein.

Nun genug. Im Bruch da drunten sitzt er sicher, bis es tagt,
Bis ich ihn mit meinen Hunden wie den Eber draus gejagt,
Bis ich ihn vor meiner Flinte schaue. Gott nur weiß das Dann.
Komm' es wie es will — wir beide tragen's, jeder wie ein Mann.
Lausche hier parat und lautlos, ist's doch eine ernste Wacht.
Schau, der Mond ist bald herunter, und gar dunkel wird die Nacht.
Bei der dürren Eiche drüben steh ich selbst am breiten Weg,
Der sich grade bis zum See streckt durch der Schonung jung Gehäg.

Flüchtig nickt er kurz. Die Flinte nahm zur Hand er stumm und kalt,
Pfiff dem Hunde leis, stand auf dann und verschwand im hohen Wald.

20.

Stumm sitz' ich da und horche, wie er schreitet
Und wie der Schritt versinkt in's weiche Moos.
Ich sitz' und denk', und der Gedanke gleitet
Dem Alten nach und seinem dunklen Loos.

Die Nacht erwacht. Ringsum aus den Gebüschen
Schaut träumrisch sie, geheimnißvoll mich an,
Schwermüthig lauscht sie aus den Blätternischen
Und schwebt die schlanken Stämme sacht hinan.

Die Stauden schwinden und der Stämme Säulen,
Fort ist der Wald. Schwarz liegt es rings und dicht.
Ich weiß den Hund zu meinen Füßen weilen,
Sein Athmen hör' ich, doch ich seh' ihn nicht.

Nun alles still. Dann geht ein Weh'n, ein kurzes!
Flüchtig und rieselnd in den Kronen um.
Da seufzt ein Baum — denkt der schon seines Sturzes,
Leis träumt der Hund. — Und wieder alles stumm.

Ein Blättchen fällt. Und nichts umher zu hören.
Es bricht ein Zweig. Die Still' ist wieder da.
Die Eule schreit wild klagend aus den Föhren.
Ich horch' umsonst — nichts regt sich fern und nah.

Still pochend Herz! Da kommt was durch die Steige.
Nun fern — da näher — horch! — Wie leise geht's!
Da raschelts leicht — nun streift es an die Zweige —
Es knackt im Strauch — es tappt — und jetzo steht's.

Zwei glüh'nde Punkte starr dort tief im Düstern —
Ein sachtes Röcheln — hoch auf springt der Hund,
Er zerrt und stöhnt, — horch auf! — Ein Satz — ein Knistern —
Fort ist es — husch! — Fern rauscht die Flucht im Grund.

Da flammt das Thal vom kurzen, grellen Blitze, —
Ein scharfes Knallen — horch! — Ein heiserer Schrei. —
Auf fahr' ich jäh von meinem niedern Sitze
Hinaus zum Rand und lausche bang und scheu:

Es heult ein Hund. — Und wieder Todesschweigen.
Da heult er nochmals — grell — mit scharfem Stoß! —
Es stockt mein Herz, die Haare fühl' ich steigen.
Und durch die Büsche stürz' ich athemlos.

Digitized by Google

21.

Es sitzt ein Rab' auf jenem Baum,
Schaut neugiersvoll herab und still,
Ob, der dort liegt im stillen Raum,
Sich nie und nimmer regen will.

Es kommt der kecke Morgenwind,
Der beugt den schmeid'gen Busch zur Seit'
Und lauscht und huscht vorbei geschwind,
Fliegt schüchtern wie er kann so weit.

Ein rothes Herzblut spritzt' und sprang
Auf Busch dort rings und auf die Au.
Die Blumen stehen blind und krank,
Die tödtet solch ein heißer Thau.

Am Baum da drunten im Gesträuch,
Wo's gar so thaufrisch noch und kühl,
Da liegt die Leiche starr und bleich
Auf dunkelgrünem Moosespfühl.

O wie in guter Ruh er liegt,
Das Antlitz klar und friedensreich!
Ein überirdisch Lächeln schmiegt
Um Aug' und Mund sich selig weich.

Und neben ihm mit irrem Aug',
Mit scheuem Blick sein alter Hund,
Der kreist und scharrt, mit glüh'ndem Hauch
Leckt er ihm Hand und Todeswund.

Wild heult er kurz und streckt sich dann
Und leckt das lezte Blutsgetropf'
Und legt auf's Herz dem todten Mann
Gramvoll den zott'gen, treuen Kopf.

22.

Da stehn sie alle nun im Kreis,
Die fluchen leis, die beten leis;
Bleich kniet das Mädchen ihm zur Seit',
Stumm zittert es im jähen Leid.
Das Mädchen kniet und zittert.

Zusammen beißt der Knab' die Zähn',
Im großen Auge schwimmt die Thrän'.
Es zuckt und zittert im Gesicht —
Die Thräne fällt vom Auge nicht.
Das Mädchen kniet und zittert.

Er beugt sich schnell mit troz'gem Muth,
Den Finger taucht er in das Blut,
Er malt drei Kreuz' sich roth und groß
Auf der umlockten Stirne bloß.
Das Mädchen kniet und zittert.

Unheimlich tönt die junge Stimm',
Gebrochen, heiser, voll von Grimm:
Die Kreuz' auf meiner Stirne hier
Die weihn der Rache mich hinfür.
Das Mädchen kniet und zittert.

Ich kenn' den Platz, ich kenn' den Mann,
Der ist der meine nun fortan.
Und ob er flieht landaus und ein —
Ich treff ihn doch, der Mann ist mein.
Das Mädchen kniet und zittert.

Aus dieser Brust das runde Blei,
Das trag' und wahr' für ihn ich treu.
Und kommt die Zeit, die Gott bewußt,
Da sizt es scharf in seiner Brust.
Das Mädchen kniet und zittert.

Zur Schwester kniet er hin und schweigt,
So ernst den jungen Kopf geneigt.
Des Ohmes Hand erfaßt sie leis —
Da weint er bitterlich und heiß.
Das Mädchen kniet und zittert.

Edmund Hoefer.

Helgoland.

I. Die Ankunft.

Es hat einst eine Zeit gegeben, wo das einsame Felseneiland der Nordsee viel gewichtigere Frachten von Hamburg bekam, als jetzt der Fall ist. Freibeuter, Schmuggelhändler, politische Flüchtlinge, eine große Naturforscherversammlung, alle diese ernsthaften Gäste sind heutzutage vom Schauplatz abgetreten, und lustige Sommerzugvögel aller Art, Touristen, mehr oder weniger ernstlich gemeinte Badegäste gehen dieser Fährte nach.

Ein solcher bunter Zug hatte sich am Hafen von Hamburg versammelt; es war das erstemal wieder seit dem Winter, daß die regelmäßigen Dampfschiffahrten nach Helgoland begannen. Rasch durchflog unser Dampfer Mercator wie in Heimathsehnsucht den dichten Mastenwald, und nur flüchtig Curhafen begrüßend, eilte er ohne Rast in die offenen Arme der See. Seemöven tanzten lustig auf den klaren Wasserspiegel nieder, schon blickten die Feuerschiffe von ihrer Grenzwacht herüber und endlich verkündete uns das Schaukeln nur zu deutlich die Ankunft auf offener See. Ein dunkelgrüner Teppich breitete sich nun endlos vor den Augen aus, und an schwelgerischen Ergüssen sentimentaler Naturreflexion hätte es sicher nicht gefehlt, wenn nicht ein unaussprechliches Aber die Gemüther zu sehr materiellen Gesinnungen, bis zur Flasche vulgären Cognacs herab gestimmt hätte. Der gefühlvolle Reisende wendet sich jetzt mit geschlossenen Augen vom sinnverwirrenden Anblick der wogenden See ab, und dort jene Sommerweste mit der Meerschaumpfeife ächtesten Calibers läßt sie mit einem Seufzer in die Tasche gleiten; überall nichts als eine Reihe stumm resignirender Mäntel, die sich tief in ihr Selbstbewußtseyn gehüllt haben, und vollends in der Cajüte auf höchst tragikomische Weise die Damen wie geduldige Schlachtopfer auf die Bank gestreckt. Doch nicht lange, so taucht am fernen Horizonte ein dunkler Punkt auf, und bald steigt ein dunkelrother steiler Fels aus den Fluthen hervor, daneben blinkt ein silberweißer Streifen über die Wasserebene herüber, und mit Triumph verkündet man sich die Freudenbotschaft: Helgoland und die Düne!

Der Anblick ist entzückend schön. Kein Wunder, daß der alte Friesengott Fosites sich diesen von der Natur selbst gezimmerten Altar zu seinem Hauptsitz auserkoren. Noch scheint er von dem Blute geröthet und lilienweiße Bänder schlingen sich wie Opferkränze rings um ihn herum. Wenn man zum erstenmal diesen mächtigen rothen Quader mit seinen steilen, zerrissenen Wänden, rings von Wasser und Luft umfluthet, kahl und ohne grüne Bäume sieht, begreift man eher, daß hier ein romantischer Boden für Mythen und Sagen war, als man sich daselbst einen comfortabeln Badeort denken kann.

Kranke und Gesunde hatten sich nun auf dem Verdeck versammelt. Ein kleines Dampfschiff, der bescheidene deutsche „Patriot,“ wurde bald von unserem Engländer überflügelt, dem wir, unpatriotisch genug, unsere Seelen um einige Thaler weiter verkauft hatten. Jetzt bemerkte man uns auch vom Lande aus. Einige Kanonenschüsse wurden zu unsern Ehren abgefeuert, und als wir zwischen der Düne und dem Felsen uns vor Anker legten, wimmelte der Strand von Insulanern und Badegästen, das Meer von lustigen Booten, welche die Passagiere an's Land setzten, zum Schrecken manches Geldbeutels. Einem murrenden Herrn soll übrigens eine Welle die beste Antwort auf seine hadernden Lippen gegeben haben, mit der thatsächlichen Erklärung, daß die Wellen hier oft noch größer sind als die Taxe, und die Schiffsleute ihre Mühe nicht zu theuer verkaufen. — So oft ein solches Boot landete, ließ die am Ufer postirte Musik einen Walzer den seekranken Damen zum Trost in's Ohr schmettern, und die neugierigen Badegäste öffneten ihre Reihen, um die Ankömmlinge mit musternden Blicken zu begrüßen. Viel Heiterkeit erregte es, als ein Berliner beim Aussteigen sogleich eine Droschke verlangte, und als derselbe sich ängstlich um sein Gepäck kümmerte, ward ihm die Antwort: „Wir sind Seeleute, keine Kutscher, und seyen Sie unbesorgt, Sie sind auf Helgoland.“ — Den Commentar hiezu gab mir bald die eigene Erfahrung. Die Badegäste lassen ihre Uhren, Pretiosen 2c. bei offenen Fenstern liegen, und so groß ist das Bewußtseyn allgemeiner Sicherheit, daß keine Thüre bei Nacht geschlossen wird. So ließen wir denn getrost unser Gepäck in einer eigens hiezu bestimmten Scheune liegen unter dem Schutze dieser treuherzigen Arguswächter, und suchten uns ein Quartier.

Der Strand, das sogenannte Unterland, ist mit hübschen neuen Häusern angebaut, ein sehr stattliches Hotel neben dem Conversationshaus streckt ganz einladend seine Arme heraus, und ich hätte vielleicht mich auch zu der neueren Mode, sich im Unterlande anzusiedeln, verführen lassen, hätte mich nicht ein guter Genius in Gestalt eines hübschen Helgolander

Mädchens, das sich mir als Führerin in ein Quartier anbot, das Besteigen der hundert sechsundachtzig Stufen, welche vom Strande zum Oberlande führen, ganz annehmlich finden lassen. — Ich bereute es auch später nicht. Manche ziehen zwar die Wohnungen des Unterlandes vor, ich weiß nicht ob aus flacher Bequemlichkeit, sofern man hier allerdings am Quellpunkt des gesellschaftlichen Badelebens sitzt, oder auch weil dieselben die theureren sind. Aber ich konnte nie begreifen, wie einer, der nicht durch die Natur seines Leidens dazu gezwungen ist, nicht viel lieber hoch oben auf dem Fels, in der frischen, reinen Luft, mit dem Ausblick auf die weite See seinen Aufenthalt wählt. Man hat dann freilich öfter des Tags die hohe Treppe zu besteigen, aber wer einmal in dieser gesunden Luft athmet, spürt von Husten, Brustbeschwerden, Erkältung nichts mehr, und Leute, die am ersten Tage hinaufgetragen werden mußten, sind — fast unglaublich, aber wahr — am dritten und vierten frei hinauf- und herabgegangen. Auch kann unmittelbar am Strande die Luft unmöglich so rein seyn als oben; er ist bedeckt mit Fischgerippen und verwesendem Seetang, was besonders zur Zeit der Ebbe einen höchst widerlichen Geruch verbreitet.

Meine Begleiterin führte mich in ein niedliches Privathaus, schloß mir ein kleines, reinliches Zimmer auf und überließ mich sofort meinen eigenen Gedanken und Einrichtungen; denn häuslich will sich ja überall der Mensch niederlassen, wär's auch auf die kürzeste Zeit, und mit welcher Freudigkeit wählt er sich den rechten Nagel und das rechte Fach für seine Siebensachen, um dann mit vergnügten Sinnen auf sein beherrschtes Samos hinzublicken! — Die untergehende Sonne wandelte die dunkle träge Masse des Meers in ein lebendiges glänzendes Farbenspiel. Ich hätte stundenlang an meinem offenen Fenster dieses bunte Treiben betrachten können. Auf einem harten, mit Seegras gefüllten Lager schlief ich so gut, wie schon lange nicht auf weichen Federkissen. Wäre auch seltsam, wenn man im Schooße dieser großen Natur solcher künstlicher Surrogate bedürfte!

II. Das Oberland.

Mein erster Blick beim Erwachen fiel auf die See. Sie war von unheilbrütenden dunkeln Falten durchfurcht, die endlich in einem heftigen Sturme ihre Zornesschaalen ausgossen. Von einem Bad auf der Düne konnte keine Rede seyn; selbst das Dampfschiff wagte nicht abzufahren. Nur zwanzig der entschlossensten Helgolander bestiegen ein Boot und lenkten es mit kunstgeübter Hand durch die tobenden Wellen, um die Badekarten auf der Düne in Sicherheit zu bringen. Das Gebot, am ersten Tage nicht zu baden, war unter diesen Umständen leicht zu befolgen. Nachdem mich meine Hausfrau, eine stattliche Helgolanderin, mit Kaffee und Hamburger Butterbrod erquickt hatte, beschloß ich daher, auf dem Plateau in Muße die Runde zu machen. Das nächste, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war der Leuchtthurm, wo ich am besten eine Uebersicht zu bekommen hoffte. Es ist dieß der neue Lampenthurm (243 Fuß über der Meeresfläche), welcher 1810 von den Engländern erbaut wurde, wie man auf jeder seiner eisernen Stufen mit großen Lettern zu lesen bekommt. Der gläserne Knopf strömt aus vierundzwanzig Platinareverberen sein Licht aus, so hell, daß diese künstliche Sonne oft einen täuschenden Eindruck macht. — Die prächtigste Rundschau lohnte das mühsame Steigen. In der Ferne stachen noch die Spitzen der Leuchtthürme von Neuwerk und Wangeroge hervor, und das Meer grüßte mit hunderten von Segeln, meist Blankenesern. Hier bemerkt man erst recht, wie schroff der Felsen in's Meer abfällt und wie klein dieser stolze, den Wellen Trotz bietende Horst ist. Das Areal hat die Form eines stumpfwinkligen Dreiecks und wohl kaum den Flächenraum einer geographischen Meile. Kahl ist die Stirne dieses greisen Heldenhauptes, aber mit manchen Wunden geschmückt. Zerrissen, in grotesken Felsgestalten zerklüftet, bietet die Westseite eine der großartigsten Ansichten.

Sind einmal die Lampen angezündet, so darf der Thurmwächter bei schwerer Strafe niemand mehr den Zugang gestatten. Auf dieser Sonne ist ein dunkler Fleck etwas Polizeiwidriges, weil Lebensgefährliches, da möglicherweise ein Schiff bei einer solchen momentanen Finsterniß untergehen könnte. Vor etlichen Jahren, erzählte mir der Wächter, habe ein kleiner deutscher Fürst dieses Verbot so übel genommen, daß er sich bei der englischen Regierung über den subordinationswidrigen Trotz des Wächters beklagte; natürlich vergebens. Hart neben dem Leuchtthurm steht ein dicker viereckiger Thurm von rothen Backsteinen, der mir als die alte Feuerbake oder Blüse bezeichnet wurde. Es ist der Leuchtthurm, der in der dänischen Zeit von den Hamburgern mit Steinkohlen gefeuert wurde. So oft ich auch dahin kommen mochte, immer fand ich an seinen treuen Mauern einige Helgolander gelehnt, das Fernrohr in der Hand. Sie lieben ihn als einen grauen, ehrwürdigen Alten aus der Zeit der Väter und erheben seinen Ruhm weit über den des neuen Leuchtthurms. Sein Feuer soll weit besser und sicherer geleuchtet haben. Gar manches Schiff, sagen sie, habe das Licht des neuen wegen seiner Stetigkeit für einen Stern gehalten und sey, dadurch getäuscht, den Klippen zugesteuert, um daran zu zerschellen, während das Steinkohlenfeuer nichts so Illusorisches sey. Dieß mag seyn; allein bekanntlich sind solche Steinkohlenfeuer auch sehr feuergefährlich, und auf Helgoland schleuderte der Wind einmal brennende Kohlen in

einen Heuboden, und nur mit großer Mühe konnte das Feuer von den engen Gäßchen abgewendet werden.

Die Geschichte dieses alten Leuchtthurms weist auf einen charakteristischen Zug der Helgolander hin. Als 1678 die Hansestädte, Hamburg an der Spitze, auf Helgoland eine Feuerblüse auf eigene Kosten erbauen und unterhalten wollten, protestirten die Insulaner eifeig dagegen, und als die Hamburger bei der holstein'schen Regierung mit ihrer Bitte doch durchdrangen, verfehlten jene nicht, eine, wiewohl fruchtlose, Remonstration einzugeben. Damals galt, wie noch heutzutage, das Strandrecht, und die Helgolander fürchteten, wenn einmal das Feuer im Thurm brenne, manche gute Prise hinauslassen zu müssen. Um hierüber nicht zu hart zu urtheilen, muß man die Klagen der damaligen Einwohner über ihre steigende Verarmung hören. Sie nährten sich, seit der Heringszug, ihr einzigee Nahrungs- und Handelszweig, von ihrer Küste abgelenkt hatte, höchst kümmerlich vom Fischfang, und während im Jahr 1530 noch zweitausend Einwohner sich ohne Mühe fortbrachten, war bis 1618 die Zahl auf zweihundert herabgeschmolzen. Wie wohl mußte unter solchen Umständen den armen Schluckern eine vom Himmel ihnen zugeführte Ladung thun! Die Unglücklichen waren von der Natur darauf, als auf einen jährlichen Verdienst, angewiesen. Habsucht und Gewinnsucht sind indessen allerdings ein Makel ihres Nationalcharakters, wie schon ihrer friesischen Voreltern. Hier, wo alles Natur ist, pflanzen sich neben den alten Tugenden auch die alten Laster naturwüchsig fort, so stabil, wie der Fels, auf dem sie keimten. — Diese Strandungen waren vor alten Zeiten sogar Gegenstand des Kultus. Jeden Sonntag wurde in der Kirche um einen gesegneten Strand gebetet. Zwar ist dieß, wenn man anders der Helgolander Exegese trauen darf, so zu verstehen: wenn es einem Schiff bestimmt sey zu stranden, so möge es Gott an ihrem Ufer stranden lassen. Die Nordeeneyer und Wangeroger, die vor Alters auch diese Art von Frömmigkeit übten, haben eine andere Ausrede erfunden: sie wollen damit Gott gebeten haben, daß er ihren Strand gegen Wind und Wasser schützen möge. Diese Auslegungen verrathen aber offenbar einen ganz modernen Rationalismus, und wir wollen uns die Naivetät jenes Gebets nicht rauben lassen.

Von den zwei Leuchtthürmen aus führt ein hübscher Spazierweg nach dem Nordhorn. Kartoffelstauden bilden das Spalier in Ermangelung von Bäumen, die Helgoland nicht kennt; man nennt diesen Weg „die Kartoffelallee.“ Vom selben Humor zeugt eine Gasse im Unterlande, welche wegen eines Seilers, der hier seine Fäden ausgespannt hat, schlechthin die „Bindfadenallee“ heißt. Allein nichts fällt denn doch trotz allen Alleen so schmerzlich auf, als diese tabula rasa. Wenn in der übrigen Welt die ganze Erde zu Ehren des Frühlings zu grünen beginnt, so schleicht auf Helgoland nur wie verstohlen da und dort aus dem fahlen niedern Grase ein Maaslieb oder Löwenzahn nebst etlichen dürren Binsenwahrheiten hervor, und wäre nicht das Meer, das allmählig wieder aus den Eis- und Schneeschollen mit seiner grünen Fläche aufsteigt, es würde kein Grün den Frühling verkünden, der ohnedieß ungegrüßt von schmetternden Sängern kommt und geht. Nur unten an der Treppe steht eine kleine Gruppe Linden, und oftmals, wenn mich Abends der Thorgang in seinem grünen Laubdach mit freundlicher Lampenbeleuchtung aufnahm, wollte mich's ordentlich heimathlich anwehen. Vor dem einen oder andern Hause hegt auch ein kleines Gärtchen einige Rosen und in dem Garten eines der Pastoren wird als eine große Rarität ein Maulbeerbaum gezeigt. Die stehenden Begleiter in der Kartoffelallee sind schöne friesländische Schaafe, die mit einem Strick an eiserne Pfosten gebunden hier oben den ganzen Sommer zubringen und sich redlich und bescheidentlich nähren. Ein junger Helgolander Bursche liegt neben ihnen im Grase, eine geladene Flinte im Arm, falls ihm eine Möve zum Schuß käme.

Der Rückweg führte mich durch die engen, aber reinlichen Gäßchen, denen das Interesse der Badeanstalt sehr vornehme Namen, als Berliner-, Hamburger-, Waterloo-, selbst Königsstraße zu geben wußte. Den Insulanern selbst ist diese Terminologie fremd geblieben und sie bilden ihre Zusammensetzungen mit Twied (helgolandisch Gasse). Eines der vordersten Gebäude ist „der lange Jammer,“ ihr Armen- und Krankenhaus. So gut als die Kartoffelkrankheit auf diesen Sitz der Gesundheit eingedrungen ist, wissen zwar auch die Menschen hier zu Lande etwas von dem „langhinbettenden Tode;“ allein alle jene Krankheiten, die mit Rheumatismen zusammenhängen, fallen in dieser salzigen, reinen Seeluft weg, und nach den hohen, noch im Alter kräftigen Gestalten zu schließen, wissen sie wenig von den Uebeln, die sie an ihren Gästen wahrnehmen. — Was mich an der Kirche anzog, das war einmal ihr Styl, der offenbar ein Schiff zum Modell gehabt hat, und dann der Mangel einer Kirchenuhr: auf ganz Helgoland keine Ortsuhr, charakteristisch genug für solche Naturmenschen, deren Tage sich im einfachsten Kreise verlaufen, so wie für das zeitlose Schlaraffenleben der Badegäste. Ein verwittertes altes Bretterhaus am Thore soll das Ortsgefängniß seyn, dem's natürlich mit seiner Amtswürde nicht recht Ernst seyn kann, da ihm die Helgolander gar zu wenig Aufmerksamkeit bezeugen. Merkwürdig, seit vielleicht dreißig Jahren ist auf Helgoland kein eigentliches Verbrechen vorgekommen. Früher stand hier das dänische Wachthaus und die Kommandantenwohnung

Digitized by Google

mit dem Geschütze, das übrigens die Helgolander selbst bedienten, weil sie der soldatischen Besatzung in ihrem angestammten Freiheitssinn nie hold waren und sie um jeden Preis entbehrlich zu machen suchten. Als eine Antiquität aus diesen dänischen Zeiten wurde mir eine Glocke gezeigt, die früher am Treppenthore hing und mit der es eine ganz absonderliche Bedeutung gehabt haben soll. Sie war vor Jahrhunderten am Strande aufgefunden worden, ohne daß jemand wußte, woher sie kam, und alsbald galt es für eine ausgemachte Sache, es sey eine Wunderglocke, die vom Himmel gefallen sey. Wer nun einen günstigen Wind haben wollte, brauchte nur aus der Wunderglocke zu trinken, die Heiligen und die Mutter Gottes anzurufen, und alsbald drehte sich der Wind. Einst wurde auf die Insel ein holsteinscher Ritter verschlagen, mit Namen Hans Poppewitsch, und mehrere Tage durch conträren Wind auf dem Felsen zurückgehalten. Da hört er von der Tugend der Glocke, füllt sie sich mit Wein, und richtig, wie gewünscht, springt der Wind um. Ein zugleich anwesender Schiffer aber war ein Lutheraner, der dem Teufelsspuck mißtraute und statt zu den Heiligen direkt an seinen Herrgott sich wandte, aber vergebens! Dieß erhöhte noch auf einige Zeit das Ansehen der wunderthätigen Glocke. Allein nach Einführung der Reformation verweigerte sie hartnäckig ihre Dienste und hat sich endlich aus Lebensüberdruß am Treppenthor aufgehängt. Indessen freute ich mich nicht wenig, als auf diese ideale Glocke endlich um halb vier Uhr eine reellere aus dem Conversationshaus erscholl, welche die Badegäste alsbald aus allen Ecken zu den dampfenden Schüsseln zusammenrief.

III. Das Badeleben.

Das Centrum des Badelebens ist das genannte Conversationshaus im Unterlande, unter dessen Neubauten es die Hauptzierde vorstellt, mit einer hübschen Fronte, einem italienischen Dach und kleinen Gartenanlagen. Früher stand hier das Commercium während jener für Helgoland so wichtigen Periode des Schmuggelhandels, als Napoleon die Continentalsperre eingeführt hatte. Dänemark verweigerte im Jahr 1809 das Bündniß mit England, und eines schönen Morgens lag eine kleine englische Flotte vor Helgoland, mit der Bitte um Capitulation; denn ernsthafter konnte man mit einem schwachen Invalidencorps und seinem alten blinden Commandanten unmöglich sprechen. Derselbe soll zwar eilfertig aus seinem Bett gewatschelt seyn und gerufen haben: „Wo ist die Schanze?" Allein die Engländer geleiteten den Mann freundlich wieder nach Haus und Helgoland war englisch. Jetzt kreuzten aber die Franzosen um die Insel herum, bohrten die Helgoland'schen Fahrzeuge in den Grund und bittere Armuth nagte an den Unglücklichen, obwohl England ein ganzes Schiff mit Lebensmitteln schickte.

Auf einmal jedoch schienen goldene Berge aufzusteigen. Man erkannte die treffliche Lage dieser Felseninsel, und sie wurde der Mittelpunkt des Schmuggelhandels zwischen England und dem Continent. Im Nu entstanden Häuser, große Kauffahrteischiffe kamen und gingen, ungeheure Waarenlager wurden auf dem kleinen, einsamen Punkte angelegt, und es regnete Geld. Noch lebt der kühne Schiffsmann, der damals die englischen Depeschen unter den Mündungen der französischen Kanonen nach dem Continent schmuggelte, der alte Claus Reimers, ein hochverdienter Mann. Aber wie gewonnen, so zerronnen, hieß es bald auf Helgoland. Der Krieg ging zu Ende, die reich gewordenen Fremden zogen ab mit ihren Schätzen und ließen ihre gastfreien Wirthe in der bittersten Armuth zurück, und was noch schlimmer, in einem durch die Schmuggelkünste entsittlichten Zustande. Nichts ist schrecklicher, als wenn die Schäden der Civilisation vor ihren Früchten zeitigen, ihr Gift allein, ohne das in ihr liegende Präservativ zu wirken beginnt. Das sahen patriotische Männer der alten guten Zeit mit Schmerzen an der welken Jugend, und ganz besonders der auch als Schriftsteller bekannte Andersen Siemens war es, der mit der fruchtbaren Idee eines Seebads Hülfe schaffte. Mit Englands Unterstützung verwandelte sich das alte Commercium in ein Conversationshaus, das nach verschiedenen Metamorphosen jetzt den Bedürfnissen der Kurgäste immerhin entspricht. Sehr gut bestellte Table d'Hôte, Restauration, Zeitungen, Billard, Clavier lassen nichts zu wünschen übrig, als mehr Raum, und — wer sollte es glauben von diesem einsamen, traulichen Asyle? — im anstoßenden Zimmer ertönt an den grünen Tischen die klanglose Stimme des Bankiers: rien ne va plus! Es besteht auch eine Damenroulette. Einigemal kam es vor, daß Leute, die ihrer Gesundheit wegen angekommen waren, schon am andern Morgen wieder abreisten, weil sie ihre ganze Baarschaft verloren hatten. Wie sehnt man sich von diesem hohläugigen, todblassen Spiele hinweg nach dem lebendigen Wogenspiel, aus dieser Bleikammer hinaus in die frische Meeresluft, nach einem Spaziergange auf dem Strande, wenn der Mond seine Streiflichter über die Wasser hinsendet und eine endlose Weite den Blick in's Unendliche fortträgt! Es ist dieß gewiß überhaupt kein geringer Vorzug von Helgoland, daß alle etwaige Blasirtheit und Albernheit der Badegesellschaft nicht im Stande ist einem den Aufenthalt zu verbittern oder langweilig zu machen. Angesichts der großen und mannigfaltigen Natur fühlt man nur sehr wenig das Bedürfniß nach Umgang mit den Badegästen, die, wie in allen Bädern, vornehmen und niedern Pöbel,

Schnurrbartbewußtseyn und Philisterthum reichlich repräsentiren. Angenehm war es jedoch, mit Menschen von den verschiedensten Zungen sich unterhalten zu können. Schweden, Ungarn, Rheinländer, Franzosen, von Deutschen besonders Hamburger, Berliner, Leipziger und Westphalen, auch Oesterreicher waren zu finden. Die Zahl der Badegäste mag gegen dreihundert betragen haben.

Die Bekanntschaften werden meistens zu Wasser gemacht, bei der Ueberfahrt nach der Düne, und hier ist es auch, wo gewöhnlich dem ganzen Tage sein Ziel ausgesteckt wird. Schon von sechs Uhr Morgens beginnt am Strande ein reger Verkehr zwischen dem Lande — wie die Helgolander ihre Insel schlechtweg nennen — und der Düne, die gegen Osten, eine Viertelstunde weit ab, wie eine plötzlich in blendend weißen Sand verwandelte Wogenfluth sich darstellt. Zur Fluthzeit hat sie die Form einer gegen Südost sich zuspitzenden Ellipse, bei der Ebbe dagegen entsteht gegen Nordwestnord ein flacher, sandiger Strand. Sie besteht aus Sandhügeln, deren größte Höhe 27—33 Fuß beträgt, so daß die höchste Fluth nur ihren Fuß bespült, und ruht auf einem festen Kalksteinfundament im Meere. Der Sand ist silberweiß und wird vom Wind und den Spritzwellen bald so, bald anders geformt und hin- und hergeworfen; das Miniaturbild von schweizerischen Schneekuppen ist oft täuschend vollendet. Nur wenige Muscheln, dagegen wunderschöne Kiesel von allen möglichen Farben bergen sich im sandigen Boden, und hohe, blaßgrüne Schilfhalme suchen das Auge vergebens gegen das blendende Weiß zu schützen. Früher haben im Sande Kaninchen genistet, die von dem Gouverneur hieher verpflanzt worden; allein die Helgolander Büchsen haben längst den Weg zu ihnen gefunden. Das Nordende der Düne, das aber seit Jahren unter Wasser liegt, diente ehemals als Begräbnißstätte für angetriebene Leichen und wurde deßhalb „Olde Höjen" genannt. An dieses Nordende schließt sich weiter eine dreifache Reihe von Klippen an, die bei der Ebbe zuweilen theilweise hervortreten, jedenfalls als lange schwarze Streifen auf dem Meere sich unterscheiden lassen. Sie werden Brunnen genannt, z. B. Andebrunnen, Witklaubrunnen, Sellebrunnen rc. Ursprünglich haben wohl alle diese Klippen mit der Düne ein Ganzes ausgemacht, und diese wiederum mittelst eines Steinwalls mit dem Felsen. Erst 1721 wurden die letztern bei einem furchtbaren Orkane von einander gerissen und ein großer Theil der Düne vom Wasser verschlungen.

Diese Düne nun, von den Eingeborenen „de Hallem" genannt, ist der Badeplatz, und als solcher für Helgolands Existenz sehr wichtig. Am Felsen selbst kann nicht gut gebadet werden, weil das Wasser vom rothen Gestein schmutzig gefärbt und der Grund sehr steinig ist. Nur sehr gebrechliche Leute, die das Uebersetzen schwer nehmen, oder solche, die zur Seekrankheit sehr geneigt sind, pflegen hier zu baden. Geht jedoch die Verminderung der Düne durch die Abschwemmungen in dem Maaße fort, wie bisher alljährlich geschehen ist, so sind die Tage ihres Lebens gezählt. Und helfen läßt sich hier sehr schwer; der Grund ist ganz klippig, und so wird Sand nur ab-, nicht auch wieder zugeschwemmt. Man trägt sich bereits mit Planen, wie für den Fall des gänzlichen Untergangs dem badelustigen Publikum dennoch ein gutes Bad bereitet werden könnte. So hat der Zimmermeister Ohlsen an eine an der Nordwestseite schwebende Badeanstalt gedacht, zu der man in Körben hinabgelassen würde. Indessen bis dahin möge noch mancher auf der Düne so vergnügte Stunden verleben, wie sie mir da zu Theil wurden!

Morgens fährt man hinüber, wo möglich zur Fluthzeit. Stets liegt am Ufer eine Jölle bereit, und die reizende Fahrt wird hinüber und herüber mit vier Schillingen sehr billig bezahlt. Bei klarem Wasserspiegel läßt die organische Welt auf dem stillen Meeresgrunde ihre Farben heraufschillern und verwandelt ganze Strecken des Meers in bunte Blumenbeete. Am Nordende des Strands stehen die Badewagen der Damen, am entgegengesetzten die der Männer, falls nicht der Wind von Osten kommt, wo die Karren auf die Ostseite geschoben werden, damit die Badenden um so stärkeren Wellenschlags genießen mögen. In diesen auf zwei Rädern ruhenden Badehäuschen wird man von zwei kräftigen Helgolandern in's Wasser hineingeschoben und ist so vor Erkältung und Beschmutzung der Füße wohl gesichert; auch läßt die innere Einrichtung derselben kein Bedürfniß unbefriedigt. Freilich, dieses Bad ist das Theuerste von allem auf Helgoland: es kostet auch im Abonnement zwölf Schillinge. Aber wenn man mit wärmeathmendem, kraftdurchzucktem Leibe aus diesen reinen, frischen Wassern zurückkommt und die günstige Wirkung schon beim erstenmal wie mit Händen zu greifen meint, so sagt man: es ist nicht zu bezahlen! Aus den Armen des Meeres sich loszureißen kostet immer Selbstüberwindung, und doch soll man Anfangs nur zwei bis drei, später höchstens sechs Minuten im Wasser bleiben, weil das Bad sehr aufregend wirkt. — Die Größe der Wellen hängt ganz von der Stärke des Windes ab, weßhalb die Badegäste sich immer nur stürmisches Wetter und nichts weniger als heitern Sonnenschein wünschen. In der Regel aber sind die Wellen so, daß sie ordentlich den Rücken abbürsten. Oft gehen sie drei bis vier Fuß hoch über dem Kopfe weg und man hat Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Aber ein Moment, und die Welle ist schon wieder fortgerauscht. An sich ist das Meerwasser sehr kalt, die höchste Temperatur war zwölf Grade; aber der Salzgehalt, verbunden mit der Wellenbewegung, durchwärmt den Leib

Digitized by Google

so sehr, daß man beim Herauskommen meint, der Wagen sey unterdessen geheizt worden.

Nichts schöner als nach dem Baden der Spaziergang auf der Düne. Man legt sich von Zeit zu Zeit in den warmen Sand, auf dasselbe Niveau mit dem Wasser, während die Wellen wie lustige Gesellen um einen tanzen und springen und singen, oder man sucht sich einige Muscheln und Seesterne, kann aber auf einmal durch die wachsende Fluth auf einer einsamen Düneninsel stehen, und hat nun das Vergnügen, die übrige Gesellschaft unsere zierlichen Zehenschritte durch das Wasser hindurch belachen zu hören. Nach der Promenade geht's zum zweiten Frühstück in den Dünenpavillon, wo eine sehr gute Restauration eingerichtet ist. Das war immer das herrlichste dolce far niente des Tags, alle Sorgen waren abgewaschen, und frei und ledig schlürfte die Brust mit vollen Zügen die reine Luft in sich. So herrlich auch auf ganz Helgoland die Luft ist, am reinsten ist sie doch hier auf der Düne, ganz und gar Seeluft. Deßhalb wird von Doktor v. Aschen, dem Badearzte, der Aufenthalt auf der Düne sehr angerathen; er soll gerade so gut seyn, als das Verweilen auf der See bei Segelpartien, während auf Helgoland selbst schon manche Gerüche influenciren.

Beim Herüberfahren von der Düne genirt man sich gegenseitig nicht, im schlechtesten Negligé vor einander zu erscheinen; selbst die Damen verzichten auf jedweden Schmuck und tragen ihre Haare aufgelöst, lang hinabwallend. Ein Mann, dem diese Mode wohl noch in keinem Journale vorgekommen war, flüsterte mir daher einmal ernstlich verblüfft zu: „Um Gottes willen, sagen Sie mir doch, was sind denn das für Landsleute?" Er meinte sie in irgend eine Barbarei Hinterasiens verlegen zu müssen.

Begleiten wir den Tag der Badegäste vollends bis zu seiner Neige, so ist das nächste epochemachende Moment die Table d'Hôte. Sehnsüchtig wird der Schlag drei Uhr erwartet, und nun erscheinen die glänzendsten Toiletten. Der Preis des Mittagessens ist fast durchgängig anderthalb Mark. Eine sehr beliebte Restauration ist das Gasthaus zum Fremden-Willkomm am Ende der Bindfadenallee. Der Abonnementspreis ist fast überall derselbe, so daß man besser thut, sich nirgends zu binden. Die Speisen sind meist sehr gut, wenn auch ohne viele Abwechslung. Einen Hauptgang bilden natürlich die trefflichen Seefische, Steinbutten, Dorsche, Makrelen, Hummer u. s. w. Für einen Südländermagen sind sie freilich so fett, daß er ohne den französischen Wein, der hier nicht theuer ist (die Flasche zu zehn, zwölf Schillingen bis eine Mark und darüber), schwerlich zurecht käme.

Dreimal in der Woche kommen je zwei Dampfschiffe von Hamburg mit Briefen und neuen Passagieren; deßhalb versammelt sich dann die ganze Badegemeinde um vier Uhr auf dem Strande und trinkt in den Pavillons den Kaffee. Auch die löblichen Musici erscheinen und empfangen jedes landende Boot mit ihrem Geklapper. — Unter solchen Studien ist es unmerklich Abend geworden. Nun geht's noch auf eine Segel- oder Fischfangpartie nach den Seehundsklippen, von wo man mit dem Bewußtseyn zurückkommt, um ein Haar einen gesehen, wenn nicht geschossen zu haben, oder auf den Makrelenfang, von wo wir einmal nach vierstündiger Fahrt mit der reichen Beute von sechs Stücken überglücklich zurückkamen. Am schönsten ist immer das Segeln, wenn die Wellen das Schifflein von der Höhe in die Tiefe schleudern, auch zu allgemeiner Heiterkeit sich hie und da den Spaß erlauben, in's Boot hereinzuspritzen, und fröhliche Lieder zum Takt der Ruderschläge erschallen. Eine solche Fahrt ist mir noch immer in frischem Andenken. Ein schon bejahrter, würdiger Pastor stimmte das Lied an: Gaudeamus igitur etc., und als wir uns der Reihe nach nach unserer Heimath fragten, waren es ein Rheinländer, ein Sachse, ein Schleswig-Holsteiner, ein Ungar, ein Schwabe, ein Helgolander, die hier einmüthiglich in Freude sich die Hände reichten. Es kam mir das Uhland'sche Lied in den Sinn:

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise. —
Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen,
Das Schiff hinunter flieget,
Von Melodie gewieget. —
Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf Einem Schifflein wieder?

Sehr oft hat man auf Helgoland Gelegenheit, das Meerleuchten zu beobachten, welches die Schiffer nach einem schwülen Tag und bei bedecktem Himmel schon zum voraus ansagen. Funken um Funken läßt sich aus dem Wasser schöpfen und Stern an Stern traulich in die Hand fassen. Bald aber bricht der Mond neidisch durch die Wolken und die ganze Sternenwelt zerfließt wie ein Traum vor dem unerbittlichen Himmelslichte.

Doch wir dürfen die schöne Umfahrt um den Felsen nicht vergessen, als ein Hauptvergnügen der Badegäste. Bei der Ebbe kann man auch zu Fuß den Weg um den Felsen wagen; aber das fortwährende Abbröckeln von Steinen macht denselben gefährlich und hat erst vor wenigen Jahren einem jungen Mann das Leben gekostet; auch hat man sich wohl in Acht zu nehmen, daß man nicht von der Fluth übereilt wird. Die Ostseite bietet wenig Interesse dar; nur den Geologen werden die Schichtungen von rothem Sandstein, Muschelkalk, Oolith und Kreide in ihren regelmäßigen parallelen Schichten anziehen. Hier auf der Ostseite senkt sich der Felsen sichtbar ab, weßhalb hier auch die Abbröcke-

fungen am meisten zu fürchten sind. Den Grund derselben sucht Wiebel nicht in den großen Fluthen, sondern in den stetig wiederkehrenden Wirkungen der atmosphärischen Wasser und der Wellen. Die wässerigen Niederschläge sind es zunächst, welche mit dem Wechsel der Temperatur die Zerbröckelung des Gesteins und die Ablösung von den Abhängen bedingen. Aber auch größere oder geringere Zerklüftung und die Neigung der Schichten kommen dabei wesentlich in Betracht und erklären den ungleichen Einfluß auf die verschiedenen Küsten. In wahrhaft großartiger Gestalt tritt dieser Zerstörungsproceß auf der Westseite hervor. Große isolirte Felsmassen, Zerklüftungen aller Art, breite Höhlungen und Bogen bieten einen äußerst imposanten Anblick dar. Sie führen alle ihre Namen: da ist der Mönch, die Kanzel, die Nonne, der zerfallene Trichter, Junkgatt, Wöhrmersgatt insbesondere, das prachtvolle Felsenthor, Natürngatt, der Hengst, und wie sie alle heißen. An allen diesen Colossen aber nagt der Zahn der Zerstörung unnachsichtlich.

Die Helgolander haben eine tragische Sympathie mit ihrem sterbenden Felsen, ihrem dem Untergange geweihten Vaterlande. Wir werden es wohl nicht erleben, sprechen die Alten, aber wehe dann unsern Kindern und Enkeln, wenn einst nur noch eine einsame Klippe aus dem Meere ihren Finger in die Höhe streckt und zu ihnen spricht: da stand einst Helgoland!

Einmal in der Badesaison wurde vom thätigen Dr. v. Aschen eine Umfahrt um den Felsen mit Beleuchtung und Feuerwerk veranstaltet. In den Küsten brannten Theertonnen und bengalische Feuer, welch letztere sich dem Roth des Felsen vortrefflich anpaßten. Die Helgolander Jungen sprangen als kleine Teufel um das Feuer herum und kletterten mit ihren Riesenschatten an den grotesken Felsgestalten umher. Unzählige Boote bedeckten die Fläche, rauschende Musik ertönte, Gesang erscholl, Sternraketen und romanische Lichter erhellten das Dunkel und die träge Masse des Meers schien wie mit einem Zauberschlage in allen Tiefen und Weiten Ein Leben und Schaffen zu seyn. Erst in später Nacht kehrten alle vergnügt und fröhlich nach Hause. Solche Seefahrten sind, in Gesellschaft gemacht, nicht theuer, obwohl die Helgolander Schiffer ihren gewinnsüchtigen Charakter hiebei nicht verleugnen und gerne über die Taxe fordern.

Prüft man nun von hier aus die Urtheile, welche häufig über Helgoland im Schwang sind, so kann man sich nicht genug wundern. „Theuer!“ „Langweilig!“ Merkwürdig, schon von Alters her hatte Helgoland dieses Loos, für theuer und für langweilig gehalten zu werden. Die mittelalterlichen Seeräuber der Nordsee glaubten jeden Raub am „heiligen Lande“ mit einem Seeunglück oder dem Preis eines Lebens bezahlen zu müssen, und St. Ursula — wie Helgoland von den christlichen Missionären getauft wurde — ward so lange von den Deutschen als langweilig verschmäht, bis die Engländer die schöne Braut heimführten. Man kommt jezt so leicht und spottwohlfeil von Hamburg nach der Insel (binnen eines halben Tages), man lebt eher billiger daselbst als in Ostende und Scheveningen, hat den Genuß eines ächten Seelebens und einer herrlichen Seelandschaft, und es gehört die ganze Borniriheit eines übersatten Touristen dazu, um jene Urtheile zu fällen und über Engbrüstigkeit beim Anblick einer unabsehlichen Wasserebene zu klagen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Doktor Recamier.

Wenn Doktor **Recamier** nur ein Arzt von außerordentlicher Begabung und ungewöhnlichem Ruf gewesen wäre, so hätte ich wahrhaftig nicht daran gedacht, Sie von dem kürzlich verstorbenen Manne zu unterhalten, und den Fachblättern dessen Würdigung überlassen. Aber Recamier war nicht bloß durch sein seltenes Genie, durch sein Glück in der Heilkunst und seine zahlreichen Entdeckungen in der Heilkunde merkwürdig, er war nicht bloß der Retter zahlloser Kranken und der Erwecker, wenn ich so sagen darf, von manchem, den die ersten unter seinen Genossen schon aufgegeben hatten und der schon als entschlafen betrachtet wurde; Recamier war in vielen andern Beziehungen eine ganz außerordentliche Natur. Wenn er als Arzt die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdient, so verdient er als Mensch ihre Verehrung. Es waren ihm aber auch diejenigen Gaben, wodurch man die Herzen für sich einnimmt und an sich fesselt, in hohem Grad verliehen, und kann man von irgend einem der Zeitgenossen behaupten, es sey an ihm das Ideal der hellenischen Welt, das Kalokagathon zur Wahrheit und Fleisch und Blut geworden, so kann man es von Recamier sagen. Recamier ist eine Gestalt, die in das Gebiet des Schönen gehört, und deßhalb wage ich es, Ihnen seine Silhouette vorzulegen.

Schon sein Aeußeres verrieth einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, sich über seines Gleichen zu erheben. Ich sah und sprach ihn wenige Monate vor seinem Tode. Er war ein mehr als siebenundsiebzigjähriger Greis, allein trotz dem, daß sein Alter sich in dem Ton der Stimme, in der Farbe des Gesichtes und einer gewissen unmäßigen Dürre des ganzen Körpers aussprach, so schien er von einem jugendlichen Hauch getragen und umweht; er schien Jüngling und Greis zugleich, jenen lenzigen Wintern ähnlich, deren die gesegnetsten Zonen unserer Erde sich erfreuen. Wie, sagte ich mir, wie muß er erst als Jüngling gewesen seyn! und da ich wußte, daß Recamier ein unterwürfiger Sohn der Kirche und durch eine Frömmigkeit, wie sie von wenigen Laien geübt wird, ausgezeichnet sey, so dachte ich an jene lichten Boten des Allgütigen, denen die christlichen Völker den schönen griechischen Namen Engel gegeben haben, und was ich seitdem von Recamier vor und nach seinem Tode gehört, bestätigte dieses Wagniß meiner Phantasie. Recamier war hoch gewachsen und fein gebaut, weich, rund und ruhig in seinen Bewegungen, äußerst sparsam mit seinen Geberden, aber wie der homerische Nestor, redselig, mittheilend, und, obgleich er, wie gesagt, weder mit seinen Armen noch mit seinen Beinen, weder mit seinen Achseln noch mit den Muskeln seines Gesichts sich viel zu schaffen machte, so schien er doch voller Leben und die Kraft seines Geistes war vollkommen wach. In seinem leuchtenden Auge wohnte ein wunderbares Sehvermögen, sein Blick war gleichsam auf der Lauer und von der Stirne bis zur Lippe lauschte sein kluges Antlitz. Da ich ihn über den allgemeinen Zustand meiner Gesundheit befragte, so kundschaftete er mich natürlich über das Seyn und Thun meines Leibes und meiner Seele seit Jahren sorgfältig aus und warnte mich im Vorbeigehen vor gewissen Gewohnheiten, die ich ihm anzugeben vergessen hatte, deren ich mich aber, so wie er mir sie einmal zurückgerufen hatte, allerdings schuldig bekennen mußte. Das that er aber alles mit einer Zartheit und einer Schonung, mit einer Freundlichkeit und huldvollen Würde, daß ich die Schüchternheit, die ich mitgebracht, schon nach wenigen Minuten verloren hatte und vertraulich mit ihm sprach wie mit einem alten Freunde. Diese herzliche Zuvorkommenheit rührete ohne Zweifel von natürlicher Güte sowohl als von der weltmännischen Bildung her, die Recamier schon durch seinen Verkehr mit den, was Schliff und Sitte angeht, geschultesten Theilen der Gesellschaft erlangen mußte; aber es wirkte dabei wohl ein anderes Element mit, das überall, wo es nicht getrübt und verfälscht ist, größere Wunder thut als ein sanftes Gemüth und aristokratische Erziehung: es wirkte hiebei Recamiers frommer, religiöser Sinn, seine christliche Nächstenliebe gewiß bedeutend mit.

Diesen religiösen Sinn und diese Nächstenliebe, Recamier bethätigte sie in jeder Weise. Er schämte sich nicht, an den Andachtsübungen, die den obern Schichten des heutigen Geschlechts, zumal den Männern, am fremdesten und bei den Freigeistern am meisten verrufen sind, sich öffentlich zu betheiligen und dieselben durch sein Beispiel, das Beispiel eines außerordentlichen Geistes in Schutz zu nehmen. Er legte überdieß seine Frömmigkeit nicht bloß bei den gottesdienstlichen Handlungen der Kirche an den Tag, oder befriedigte sein Bedürfniß der Unterhaltung mit dem Ewigen im stillen Dunkel seiner Einsamkeit, nein, er zog das Gebet in den Kreis seines ärztlichen Wirkens und verklärte seine herrlichsten Triumphe über den irdischen Tod durch die Anrufung dessen, der auch für die Seelen die Gewalt des Todes überwunden hat. Mögen die, welche den Glauben Recamiers zu theilen nicht im Stande sind, einem Wohlthäter der Menschen zu lieb mir die Sprache einer Anschauung gestatten, die sein Inneres erfüllte und ihn antrieb, an dem Glück von Tausenden zu arbeiten.— Recamier hatte eben die Schwachheit, sich einzubilden, daß mit Gottes Hülfe die schwersten Dinge leichter würden, und als er eines Tags ein gräßliches, tödtliches Geschwür, das die sieben Weisen der Heilkunst für unheilbar, die gewandtesten Wundärzte, ohne den augenblicklichen Tod

der Kranken herbeizuführen, für unabnehmbar erklärt hatten, anzugreifen im Begriffe war, ereignete sich folgende Scene. Alles war vorbereitet, die Werkzeuge lagen zurecht, die Gehülfen umgaben begierig und ängstlich den Meister, die Leidende erwartete die entscheidende Behandlung, Recamier selbst hatte das Messer schon ergriffen, da fiel er plötzlich auf die Knie, sprach mit bewegter Stimme: „O Gott, segne meine Arbeit!“ begann die furchtbare Hanthierung, die er mit der ihm eigenen Sicherheit und Raschheit glücklich ausführte, und fand während des kurzen Verlaufs derselben noch Geistesgegenwart und Zeit genug, um seinen Gehülfen, Zuschauern und Zuhörern die Grundsätze, nach denen er zu Werk ging, und das Geheimniß des Gelingens zu entwickeln.

Solche Züge wurden jedoch nur in einem beschränkten Kreise bekannt, was aber der Welt nicht verborgen bleiben konnte, das waren die Werke seiner Nächstenliebe. Der Ruf davon verbreitete sich in kurzer Zeit nach allen Seiten, nicht als ob Recamier das Gute, das er that, zur Schau getragen und selber laut verkündet hätte; allein es war zu umfangreich, zu viel- und weitverzweigt und seiner Natur noch zu sehr auf die Oeffentlichkeit angewiesen, als daß es hätte verheimlicht werden können. Konnten die Armen, die er nicht bloß umsonst behandelte, sondern mit allem, was sie zu ihrer Heilung nöthig hatten, so oft mit Geld beschenkte, was ihnen so reichlich gespendet, was ihnen zum Theil nur vor aller Welt, in öffentlichen Krankenhäusern gethan werden konnte, verschweigen oder verleugnen? War es den jungen Aerzten, denen er mit Rath und That beistand, eine Praxis verschaffte und bei ihrer Verheirathung eine Aussteuer gab, zuzumuthen, daß sie den Namen ihres Wohlthäters der Welt vorenthielten? War es möglich, daß alle die weltlichen Hülfsvereine und geistlichen Gemeinschaften zur Linderung menschlichen Elends, denen er von den großartigen Erträgnissen seiner Kunst so namhafte Summen ununterbrochen überließ, seine Freigebigkeit nicht verriethen? Nein, das war unmöglich, und wär es auch möglich, es wäre ein Unglück gewesen. Ein Leben wie das Leben Recamiers muß vor der Welt enthüllt und entfaltet, muß ein Stachel der Nacheiferung für die Gegenwart und die Zukunft werden. Von Paris sind in dem lezten halben Jahrhundert so viele ärgerliche Beispiele ausgegangen, daß in manchen Geistern der Gedanke mochte entstanden seyn, es könnten nur schlimme Thaten, böse Werke, verderbliche Vorbilder aus diesem Babel kommen, und darum auch schien es mir gut, einem Pariser wie Recamier vorstehende Skizze zu widmen.

Digitized by Google

New-York, Juni. *

Die Polizei und die öffentliche Sicherheit.

Eine eigentliche Polizei nach europäischen Begriffen gibt es hier nicht, sondern nur in den zwanzig Revieren oder „Wards" der Stadt eine Anzahl Wachthäuser, in denen sich beständig einige „Watschmen" aufhalten, um im Falle der Noth augenblicklich bei der Hand zu seyn. Ihre Auszeichnung ist ein silberner oder vergoldeter Stern auf der Brust, ihre einzige Waffe ein dicker Knittel. Nachts durchstreifen die Watschmen die Straßen der Stadt, um Unfug zu verhindern, und man hört sie zum Zeichen ihrer Wachsamkeit mit den Knitteln an die Abweisesteine schlagen. Auch am Tage sind an den Ecken mancher verrufenen Stadtgegenden, z. B. in der Nähe des Hafens, Wachposten dieser Männer aufgestellt, um bei den häufig vorkommenden Meutereien und Raufereien gleich bei der Hand zu seyn. Wer eines Watschman bedarf, kann ihn ohne Kosten aus dem nächsten Wachthause holen lassen; leztere sind als solche bezeichnet und numerirt. Eigentliche Nachtwächter, Polizeisoldaten, Constabler u. s. w. gibt es hier so wenig als regelmäßiges Militär, und doch geht es hier eben nicht viel anders zu als in andern großen Städten.

Freilich hat ein Menschenleben hier nicht den Preis wie in Europa. Es erscheint kaum eine Zeitung, die nicht Mordanfälle und Mordgeschichten berichtete; ja einige derselben haben den stehenden Artikel »Murders.« Namentlich sind die Straßen in der Nähe des Hafens Abends höchst unsicher und gefährlich, und wer nicht muß, hütet sich, sie unbewaffnet zu betreten; auch führt fast jeder Mann ein scharfgeschliffenes Dolchmesser bei sich. Sehr häufig werden die Watschmen das Opfer ihrer Pflichttreue und sehr oft ist von im Kampfe getödteten Männern dieser Art bei den Criminalverhandlungen die Rede; solche Fälle werden aber mit besonderer Strenge geahndet. Besonders sind die Sonntagabende, wo sich wenigstens der hiesige Ire, in der Regel nebst Gattin, einen Rausch holt und in diesem seine ganze verderbte Natur an den Tag legt, in dieser Hinsicht gefährlich. Sehr häufig schlagen diese Trunkenbolde völlig harmlos daher kommende oder ihnen vorausgehende Wanderer nieder, aus keinem andern Grunde, als weil Unheil zu stiften ihnen Vergnügen macht. Man hält sich daher am Sonntagabend so viel als möglich zu Hause. Indessen ist ein Frauenzimmer am Arm eines Mannes der beste Schuz des leztern, weil die Beleidigung einer Frau, gleichviel welches Standes, mit der äußersten Strenge bestraft wird.

Die Watschmen haben auch die Verpflichtung, streng über die Aufrechthaltung der guten Sitten in der Stadt, namentlich am Abend, zu wachen, und sie müssen dieser Pflicht sehr gut nachkommen. Niemals wird das Auge durch den Anblick des nackt einherstolzirenden Lasters, der Zucht- und Schamlosigkeit beleidigt. Zwar schleicht auch hier — wie könnte es in einer Stadt, die beinahe eine Million Einwohner hat, anders seyn? — die geschminkte Sünde Abends in den belebtesten Gassen umher und späht nach Beute, zwar gibt es auch hier schlechte Häuser; aber man darf leztere nicht öffentliche Häuser nennen; sie sind nicht, wie z. B. in Hamburg, gegen gewisse Abgaben privilegirt; ihre Besitzer würden mit der äußersten Strenge verfolgt werden, wenn sie nicht die außerordentlichste Vorsicht anwendeten. Mag das Uebel nun auch innerlich nicht gering seyn, so wird doch das öffentliche Zurschautragen des Lasters durchaus verhindert, und schon dieß ist dankenswerth.

Gleich löbliche Strenge wird in Hinsicht des Hazardspiels geübt, und auch das Lotto ist in den Vereinigten Staaten überall streng verboten. Daß es trotzdem heimliche Spielhäuser gibt, auch wohl heimliche Lotteriecollekten, versteht sich wohl von selbst; allein die außerordentliche Vorsicht, die bei diesen verpönten Geschäften geübt werden muß, rettet doch manchen Leichtsinnigen vom Verderben und der Zorn über an ihm verübte Gaunerei bringt auch manchen dahin, selbst auf die Gefahr, mit bestraft zu werden, den Angeber zu machen, und somit werden sehr oft Spielhöllen ausgenommen.

Noch gefährlicher ist es, Bankscheine nachzumachen, worauf nach hiesigen Gesetzen die Todesstrafe steht. Troz dem ist die Aussicht auf großen und schnellen Gewinn zu reizend, als daß nicht Fälle der Art häufig vorkommen sollten; so erst ganz kürzlich, wo eine Masse so vortrefflich nachgeahmter Bankscheine in Umlauf gesezt war, daß selbst die Vorsteher der betreffenden Bank sie nur nach genauester Prüfung von den ächten zu unterscheiden vermochten. Natürlich ist die Folge eines solchen Betrugs, daß die Bank auf längere Zeit in Mißkredit kommt und wohl gar, wenn der Fälscher nicht entdeckt wird, gänzlich in's Stocken geräth. Für das hiesige Geld- und Bankwesen erscheint in New-York eine eigene Zeitung, in der Fälle dieser Art auf's rascheste angezeigt werden und daher von jedem Geschäftsmann gehalten werden muß, wenn er sich nicht den größten Verlusten aussetzen will.

Ueberhaupt ist das Banknotenwesen, wie schon früher bemerkt, ein großes Uebel, namentlich für den täglichen Verkehr. Man sieht wenig Silber und Gold, und oft trifft es sich, daß ein Ladeninhaber lieber auf den kleinen Gewinn verzichtet, den er an diesem oder jenem Artikel machen könnte, als daß er wechselte. In solchen Fällen nimmt der Verkäufer die bereits abgewogene oder abgemessene Waare mit dem Bedeuten zurück: »I have no change« (ich habe nicht zu wechseln). Der Käufer muß dann mit seiner »Bill« gewissermaßen beschämt abziehen

* Von unserem Mitarbeiter in Nordamerika, der kürzlich die „transatlantischen Skizzen" gegeben hat.

Digitized by Google

und zu einem andern Boden wandern, wo es ihm vielleicht nicht besser ergeht. Bei der enormen Einfuhr von Gold und Silber, namentlich seit der Entdeckung der californischen Goldgruben, müßte der Mangel an Gold- und Silbergeld sehr auffallen, wenn man nicht wüßte, daß auf baares Geld Agio gegeben werden muß, folglich Spekulanten es unaufhörlich an sich raffen und es dem kleinen Verkehr entziehen. Es existiren sogar eine Menge bedeutender Bankhäuser allein davon, daß sie den Ankommenden die Landesmünze gegen hiesiges Papiergeld verkaufen, wobei begreiflicherweise erstere oft zu unerhörtem Curse gekauft wird. Bei der Masse von Einwanderern, die täglich eintreffen, machen die Wechsler in der dicht am Hafen liegenden Weststreet wahrhaft colossale Geschäfte und werden schon in einigen Jahren reich. Indeß wendet man sich doch, da fremde Münzen im gewöhnlichen Verkehr gar nicht anzubringen sind, am besten an diese Herren, schon weil man bei ihnen nicht Gefahr läuft, mit falschen Bankscheinen oder mit denen längst gebrochener Banken betrogen zu werden, was sicher der Fall wäre, wenn man sich an minder solide Geldspekulanten wendete. Dem Einwanderer ist vor allen Dingen zu rathen, seine Landesmünze schon im Vaterlande bei anerkannt soliden und in Deutschland in der Regel auch billigen Geldwechslern gegen Gold- oder Silberdollars einzuwechseln, oder sich von soliden Häusern Wechsel geben zu lassen. Freilich kann das nicht jeder, und wer es nicht kann, dem sey hiemit gerathen, seine vaterländische Münze zu einem Wechsler der Weststreet zu tragen, und zwar zu dem renommirtesten; er wird dann zwar auch bluten müssen, ist aber gegen den gänzlichen Verlust seines Vermögens geschützt. Ueberhaupt kann der Einwanderer nicht vorsichtig, ja nicht mißtrauisch genug seyn, weil einmal verlorenes Eigenthum hier schwer oder gar nicht wieder erlangt werden kann, da der Schwindler oder Betrüger sich mit der erhaschten Beute nur auf den zunächst abgehenden Bahnzug zu setzen braucht, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei manchen Arten von Betrug ist auch die Polizei nach den hiesigen Gesetzen völlig machtlos, so z. B. bei den fast täglich und unter ihren Augen gehaltenen Mock- oder falschen Auctionen, wobei die Käufer auf's Schändlichste betrogen werden, ohne daß man das Unwesen verbieten oder den gespielten Betrug bestrafen kann. Bei solchen Mocauctionen geht es so zu. Es werden wirklich werthvolle Sachen, am häufigsten Pretiosen, Uhren u. s. w. im öffentlichen Ausruf ausgeboten, und nachdem sich das Publikum durch Umherzeigen vom wirklichen Werthe der Sachen überzeugt hat, dem Meistbietenden zugeschlagen. Jetzt wird ihm zwar eine ganz ähnliche Uhr oder sonstige Kostbarkeit zugestellt; allein durch Taschenspielerkünste ist das wirklich werthvolle Stück auf die Seite und dagegen ein unächtes, oft gänzlich werthloses an die Stelle gebracht worden. Man sollte glauben, der Gesetzgebung stehen Mittel und Wege zu Gebot, einen so offenbaren Betrug zu hintertreiben oder doch die Betrüger zu bestrafen; allein sie vermag weder das eine noch das andere, einmal weil Handel und Wandel hier ganz frei sind, und dann, weil man nicht im Stande wäre, den Beweis zu führen, daß die versteigerten Sachen vertauscht worden. Man muß also dem Unwesen zusehen und weiß ihm nur dadurch einigermaßen zu begegnen, daß man Beamte in solchen Mocauctionen aufstellt, die einen großen Zettel in die Höhe halten, worauf zu lesen steht: „Nehmt euch vor Mocauctionen in Acht!" Dieß warnt nun zwar die der englischen Sprache Mächtigen, auf die es aber auch am wenigsten abgesehen ist, weil sie in der Regel den Humbug wohl kennen; aber der der Landessprache Unkundige oder „Grüne," wie er hier genannt wird, geht nur zu häufig in die ihm gelegte Falle, und somit erreichen die Betrüger fast immer ihren Zweck.

Digitized by Google

Königsberg in Preußen, Juni.

Museum.

Was das rauhe Thracien mit den öden Bergen und wilden Höhlen oder das barbarische Böotien mit den reißenden Strömen und steinigten Schluchten dem Hellenen war, der, an das üppige und verfeinerte Leben der hehren Minervenstadt mit ihren ewigen Kunstdenkmälern und vielfachen Genüssen gewöhnt, durch Zufall oder böses Schicksal in jene „von den Göttern und Musen nicht geliebten“ Bergländer verschlagen wurde, eben das ist heuzutage dem Süddeutschen, der aus den üppigen Weinthälern des Rheins, von den fruchtbaren Ufern des Neckars, des Mains nach Preußen kommt, das vielverrufene Herzogthum Masovien. Schauerliches Land! Da laufen die Wölfe und Bären umher, Wälder ohne Wege und Pfade, Moräste und Brüche, Winter und Herbst ohne Sommer und Frühling, eine Bevölkerung ohne Bildung und Kultur, polnisch redend, polnische Wirthschaft — ja wohl, ein schauerliches Land!

Vom eisigen Reife starrten die blätterlosen Bäume; der Frost fuhr empfindlich durch die Glieder. Der kurze Wintertag neigte sich rasch dem Ende zu. Der Kutscher rieb sich pustend die nackten Finger. Wie er, nur mit dem Hemde und dem offenen Schofpelze bekleidet, diese Kälte ertrug, begriff ich nicht. Dann trieb er die schnaubenden Pferde zur Eile, kleine, zottige Renner ächt masurischer Race. Heller tönte durch die schweigende Einsamkeit das muntere Schellengeläute. Wie ein abgeschnellter Pfeil flog der federleichte Schlitten über die hart gefrorene Schneebahn. Eine Stunde und mehr fuhren wir schon im Walde. Endlich liegt er hinter uns. Offene Aussicht; aber Schrecken! ein unabsehbares Blachfeld, kein Haus und keine Hütte, nichts und wieder nichts. Oder doch — ein quickender Schrei, wie von einem angegriffenen Thiere. Ein Fuchs springt aus der Furche, in der er lauernd gelegen. Um den jungen Hasen, der vorübersezt, ist es geschehen. Tief schlägt das Raubthier die scharfen Zähne in das zarte Genick, scheu auf unser Fuhrwerk blickend, trabt es mit der Abendbeute dem Walde zu. — „Kommen wir bald nach dem Edelhof?“ — Keine Antwort. — Ich vergaß, der Mensch versteht nicht deutsch und an das Polnische haben meine Lehrer nie gedacht. Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illi; gewiß, Zeit genug die Ovidischen Tristien zu memoriren hatte ich. Es dunkelte mit Macht und meine Ungeduld wuchs in dem nämlichen Verhältniß. Ich hatte zum erstenmal Masuren betreten; von Lyzen aus wollte ich nach dem Gute eines Universitätsfreundes, von dem ich zu einer großartigen Treibjagd eingeladen war. Das Gut sollte nur vier Meilen von der Stadt liegen. Bereits den ganzen Nachmittag war ich bei schneidendem Froste gefahren, und wahrlich, die gegenwärtige Lage schien wenig geeignet, mir die ungünstigen Vorstellungen zu benehmen, welche man selbst in andern Theilen von Altpreußen von Masuren sich macht und mit denen auch ich in das Land gekommen.

Plötzlich hielt der Schlitten vor einer elenden, verfallenen Barocke. Die gewöhnliche Leier: entweder die Pferde waren zu ermüdet, oder der Fuhrmann, den ich in der Stadt gemiethet, hatte, der Gegend unkundig, die Richtung verloren. Und siehe da, beides war der Fall. — Immer besser irgend ein Obdach, als die Nacht auf freiem Felde zubringen. Besonders einladend war freilich das Zimmer nicht, in das ich trat, auch verhieß es just keine exquisiten Annehmlichkeiten. Ein betäubender Qualm drang mir entgegen; mitten auf dem Lehmherde glimmte ein erstickendes Torffeuer. Ein kläffender Hund, der grimmig mit den Zähnen fletschte, und ein Schwein, das aus einer Ecke hervorkroch und grunzend um meine Beine schnupperte, machten dem Gaste die Honneurs des Hauses. Beim Flackern eines Kienspans ließen sich die Wirthe erkennen, drei alte, zahnlose Weiber, die Shakespeares poetischen Hexentraum im Macbeth zur allernüchternsten Wahrheit machten. Sie glozten mich an, murmelten einiges unverständliche Zeug, und dann schnurrten ihre Spindeln weiter. Auf die Holzbank am Ofen gelehnt, hatte ich nichts Besseres zu thun als zuzuschauen, wie Faden nach Faden sich abspann, bis ein heftiger Hader unter den drei Grazien das monotone Schauspiel unterbrach. Das Alter mochte ihre Augen geschwächt haben, jede wollte so nahe als möglich der Kienfackel sitzen. Man stritt sich, es kam zu Thätlichkeiten; was kümmerte sie der fremde Reisende? Zulezt — sehr charakteristisch — wurde das Licht, welches Gemeingut schien, ausgeblasen, jede der Jungfrauen, zornerglüht, den Schemel von der andern weit abrückend, zündete sich einen eigenen Spahn an. Da saß die würdige Trias.

Ich habe manche architektonische Studie in der Topographie von Studentendachkammern im fünften Stock gemacht, manches höchst seltsame Quartier als mobiler Soldat im Jahr 1850 das meine genannt, habe damals schmale Strohlager mit zwanzig Mann, mit Hunden, Katzen, selbst Hühnern getheilt, und solch ein Marsch macht einen für die spätere Lebenszeit nicht eben wählerisch; aber die Gesellschaft und Umgebung, in der ich mich jezt befand, überstieg alle Erfahrungen, selbst die Phantasien. Wie lange ich gesessen, weiß ich nicht mehr, als zwei Männer ankamen, die eine Kiste hereinschleppten und bei meinem Anblick erschrocken und verlegen schienen. Ueber ihren Stand und Charakter konnte ich keinen Augenblick im Zweifel seyn. Der eine war unfehlbar ein polnischer Hausirjude, wie deren mehrere Hunderte zum Schaden sowohl der preußischen Kaufleute in den kleineren Städten, als zum Nachtheil der Landleute selbst vagabundirend durch die Provinz streichen. Mit gaunerhafter Geschicklichkeit

Digitized by Google

wissen sie sich der Wachsamkeit der Kreisgensdarmen meist mit Erfolg zu entziehen, zumal sie bei etwaigen Verfolgungen stets eine Stütze an den mitleidigen Bauern finden. Sie sind in der That eine eigenthümliche Klasse; in mancher Hinsicht ähneln sie den Zigeunern, die in Peterswalde bei Wehlau eine förmliche Colonie bilden und auch in Masuren nicht selten angetroffen werden; sie landstreichern, schachern, betrügen, stehlen; in vieler Beziehung aber weichen sie van den Egyptiern wesentlich ab. Mit seltener Beweglichkeit des Geistes fügt sich der polnische Hausirjude in die ihm völlig neuen und ungekannten Verhältnisse, jedermann weiß er zu behandeln, in der kürzesten Frist bringt er es zur Fertigkeit nicht allein im besondern polnischen Dialekt, der in Masuren gesprochen wird, sondern, was viel mehr sagen will, auch in der deutschen Sprache. Dabei ist es erstaunlich, mit welcher starren Energie des Willens alle an den alten Sitten und am alten Glauben der Väter hängen. Die protestantischen Landpastoren haben oft versucht, unter diesen Juden Convertiten zu gewinnen, nie ist es gelungen. Sie entbehren lieber, ehe sie das mosaische Speisegesetz verletzen; so gewinnsüchtig sie sind, der Sabbath wird durch Ruhe und Unthätigkeit geheiligt. — Der andere Ankömmling, der den Waarenballen, das Eigenthum des Juden, hereingewälzt, war ein Gemisch von Roßkamm, Wilddieb und Grenzpascher. Ich befand mich in der Wohnung eines Schmugglers. — Weder die sonst so weit reichenden Ukasen des allmächtigen Zaaren, noch die Kosaken- und Baskirenpikets, weder die Schlagbäume, noch die zahlreichen Mauthstationen mit ihrer Legion von Zollbeamten und Controleuren vermögen den stark verbreiteten Schmuggel längs der preußisch-polnischen Grenze irgendwie zu hindern gar oder zu unterdrücken. Allerdings ein sehr mißliches Handwerk. Auf diesseitigem wie jenseitigem Gebiet zählt es aber seine begeisterten Jünger und Anhänger, die oft mit bewunderungswürdiger Kühnheit die gefahrvollsten Plane glücklich durchführen. Wo Bestechung, das gewöhnlich angewandte Mittel, und List nicht ausreichen, da nimmt man die Zuflucht zur offenen Gewalt, und der masurische Hinterwäldner ist nicht wenig stolz auf die Wunden und Narben, die er in solchen Kämpfen davongetragen. Je mehr er deren aufzuweisen hat, desto angesehener und gefeierter ist sein Name bei den Nachbaren, und im Wirthshaus am Sonntag Abend auf dem Tanzboden wird es ihm nie an der schmucksten Tänzerin fehlen. Gewöhnlich hat er in jüngeren Tagen in einer entfernten Provinz der Monarchie seine Militärpflicht erfüllt, Städte und Länder gesehen, und wenn er nun nach reichen Erfahrungen seine Abenteuer in der Krugstube erzählt, auch reine Mythen mitunter und tolle Hirngespinnste eigener Erfindung, da hat er freie Zeche, ein dichter Kreis von gleich thatenlustigen Zuhörern lauscht ihm begierig, er ist seinen Landsleuten, was den Ungarn der Husar, jene Fleisch und Blut gewordene Lieblingsphantasiegestalt des Volksgeistes, die Petöfi im Helden Janos so unübertrefflich gezeichnet hat. Rosse stehlen, in Rußland und in Preußen verkaufen, Streit mit den Wächtern des Gesetzes, wildverwegene Abenteuer jeder Art, das ist das Lebenselement, in dem auch diese kräftigen, naturwüchsigen Leute sich frisch und wohl fühlen. Indeß in einer Beziehung hat sie die moderne Kultur bereits beleckt: sie vergessen über der romantischen Seite keineswegs die praktisch materielle. Der Masure wird kein Geschäft abschließen, in kein Unternehmen sich einlassen, dessen Gewinn er nicht vorher genau berechnet hat. Ohne schmutzig geizig zu seyn, besizt dieser Menschenschlag doch nur zu viel Empfänglichkeit für den lockenden Klang des Silbers; Vermögen wollen sie alle sammeln, das ist der einfache Grund ihrer ungemeinen Thätigkeit und Betriebsamkeit, die in der Provinz sprichwörtlich geworden. Der Masure gleicht in diesem Punkte dem Iren.

Indessen nahm der Aufenthalt in der Schmugglerhütte ein besseres Ende, als zu erwarten stand. Dank der Potsdamer Garde, deren Mitglied mein Gastgeber einst gewesen, konnte ich doch wieder meine eigene Sprache reden und hören, und auch für eine leibliche Erfrischung wurde Sorge getragen. Daß der saftige Rehrücken sicher kein rechtmäßiger Jagdertrag war, kümmerte mich wenig, und angenehm war es mir außerdem, den „Mahandel," von dem ich schon so viel gehört, nicht bloß zu kosten, sondern auch seiner Bereitung beizuwohnen. Es ist dieß ein Masuren eigenthümlicher Trank, ein starkes Gebräu, das jeder Bauer mit Hülfe einer ganz gewöhnlichen eisernen Pfanne sich selber präparirt und dem bei Hochzeitschmäusen und ähnlichen festlichen Zusammenkünften wacker zugesprochen wird. Man kredenzt ihn nicht in Gläsern oder Bechern, sondern in großen gehöhlten Kuhhörnern, die man ebenfalls selbst schnizt, oft recht kunstvoll und mit Geschmack. Es ist mir ein solches Trinkhorn gezeigt worden, die Arbeit eines Hirten, auf welchem ein Jagdstück mit wahrhaft künstlerischer Virtuosität eingeschnitten war; die ganze Gruppe, die gelungene Ausführung des Baumschlags zeugten von bedeutendem Kunsttalent. Den Mahandel brauen die Leute — an sich erinnert der Gebrauch an den nämlichen bei den alten Bergschotten, bei denen bekanntlich jeder Clan seine besondere, von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Mischung hatte, die mit Strenge geheim gehalten wurde — nicht etwa weil ihnen der Branntwein zu schlecht ist; der Mahandel der Tagelöhner und Arbeiter soll um nichts besser seyn, als der erbärmlichste Kartoffelspiritus; sondern weil man beim Kauf und Genuß des leztern dem Staate nicht die Steuer zahlt, die er von den Brennereien erhebt.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 31. 1. August 1852.

— Nun sind die Zeiten,
Die überwerthen da,
Wo offen alle Welten,
Und jede Ferne nah. —
Wir höhnen oft und lachen
Der kaum vergangnen Zeit,
Und in der Wüste machen
Wie Strauße wir uns breit.

Annette v. Droste.

Das Mädchen aus der Fremde. *

Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau.

(Fragment aus der Gegenwart.)

I.

Ihr habt gut reden und rühmen von den Hausfrauen der alten Zeit. Damals war's noch ein Spaß eine Frau zu seyn, troz aller Ochsen und Kühe, Gärten, Wiesen und Felder, die zu einem rechtschaffenen Hausstand gehörten. Wenn eine Frau ihre Kinder so weit gebracht hatte, daß sie auf eigenen Füßen stehen und gehen konnten, ihnen Strümpfe und Hosen flickte, Mann und Gesinde mit Nahrung und Kleidung versorgte und ein scharfes Auge auf die Mägde hielt, so konnte sie ihr Haupt beruhigt niederlegen, auch da und dort eine Kaffeevisite mit gutem Gewissen mitmachen. Die Erziehung war die einfachste Sache von der Welt. Mit dem Studium der Individualitäten befaßte man sich nicht im mindesten; die geistige Ausbildung überließ man getrost dem Präceptor und seinem Stock, der sittlichen half man mit ein paar gesunden Püffen und Schlägen nach und blieb im übrigen gut Freund.

Die Erziehung der Mädchen vollends gab sich ganz von selbst; im zehnten Jahr mußten sie anfangen ihre Haare selbst zu flechten, die kleinen Geschwister hüten und in den Keller gehen. Allmählich avancirten sie vom Strickstrumpf zum Nähzeug, vom Begießen zum Bepflanzen der Gartenländer. Waren sie im vierzehnten Jahr confirmirt, so war die Mutter höchlich erleichtert: „So, jezt hat das Gelerne ein Ende und das Mädchen ist auch zu etwas zu brauchen." Nun wurde sie erst recht, nach gut schwäbischem Ausdruck, „im Haus herum gepudelt," in Küche und Keller, Hof und Garten, im Stall und auf den Feldern. Wollte man ihrer Ausbildung noch die lezte Politur, die höchste Vollendung geben, so schickte man sie auf

*** Erklärung.**

In Zeitungen und Büchern werden vielfach Artikel des Morgenblatts nachgedruckt, woraus unsern Mitarbeitern und uns selbst nicht unbedeutender Nachtheil erwächst. Ganz besonders werden Stücke wie das obige von Solchen, welche Blätter und Bücher wohlfeil herzustellen wissen, für gute Beute angesehen. Wir erklären daher bei dieser Gelegenheit, daß der Nachdruck des vorliegenden Artikels ohne unsere und seines Verfassers Zustimmung nicht gestattet ist. Wir wollen aber damit gesagt haben, daß wir gegen die Nachdrucker desselben mit allen uns zustehenden Mitteln vorschreiten werden.

Die Redaktion.

Digitized by Google

ein Jahr zu irgend einer Frau Base oder Tante, die als eine besonders böse und exakte Frau bekannt war (welche zwei Begriffe sonderbarerweise sehr häufig in Einen zusammenfallen), und die es vortrefflich verstand, „den jungen Mädchen den Rost herunter zu thun;“ hernach noch ein halb Jahr nach Stuttgart, um „das Haubenstecken“ zu lernen, und damit war's gethan, und die Ricke oder Mine konnte jeden Tag, wenn sich ein passender „Anstand“ zeigte, in die Fußtapfen der Mama treten; im schlimmsten Fall gab sie seiner Zeit eine gute Tante ab, die man „in's Haus metzgen“ konnte, oder eine brauchbare Haushälterin für einen respektablen Wittwer.

Dieses solide eherne Zeitalter ist nun vorüber; wir sind im bleiernen, dessen Gewicht so schwer auf der Menschheit lastet, daß sie das Blei in eine Menge von Formen und Gestalten verarbeitet, um es tragbarer zu machen. Sonst war der weibliche Beruf der einfachste, der gar kein Besinnen brauchte, jetzt sind fast die Männer zu beneiden, die doch die Wahl unter bestimmten Brodstudien und eine mehr abgegrenzte Bahn zu durchlaufen haben, während eine töchterreiche Mutter ihrer Seele keinen Rath weiß, für welche Art von Zukunft sie ihre armen Mädchen zustutzen soll, wenn sie sie nicht dereinst nach Californien spediren will.

Doch ich wollte keine philosophische Abhandlung liefern, gewiß nicht! Darum bitte ich den geneigten Leser mir nur in die Stube einer Hausfrau der neuen Zeit zu folgen (ein Boudoir besitzt sie nicht), und er wird die Drangsale einer armen Frau begreifen, die der Zeit Rechnung tragen muß.

Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emancipirte und kein Blaustrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Ehestand noch hie und da eine wehmüthige Sehnsucht nach den idyllischen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann ist der respektirte Herr des Hauses und ihre Kinder ihres Herzens Stolz und Freude, wenn sich dieselbigen auch theilweise etwas tölpelhaft geberden würden, falls sie, gleich den Gracchen, anstatt des Schmuckes präsentirt werden sollten.

Frau Bernhard steht zu einer ziemlich frühen Stunde auf, denn ein schweres Tagwerk liegt vor ihr. Morgens hat sie ihre Einsammlungen für den Kreuzerverein für Schleswig-Holstein zu machen, eine Arbeit für die indische Missionslotterie soll vollendet werden; Nachmittags ist eine Sitzung des verwahrlosten Kindervereins, Abends Arbeitskränzchen des Frauenvereins für arme Wöchnerinnen; daneben trifft sie die Runde der Krankenbesuche und die Visitation der Suppenanstalt. Das alles ist nur das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, die innern sind gar nicht aufzuzählen.

Es ist noch eine Weile still im Haus, die liebe Jugend schläft, die Köchin besorgt das Frühstück und die Kindsmagd den Kleinen. Jetzt könnte sie eben noch die Statuten eines Beschäftigungsvereins für brodlose Mädchen aufsetzen, und daneben hat sie den jüngsten poetischen Versuch ihres ältesten Sohnes zu recensiren. Schon ist sie an Paragraph 3 der Statuten: „Die beaufsichtigenden Frauen erbieten sich zu mütterlicher Leitung und Anweisung der Mädchen,“ da erschallt die etwas gellende Stimme ihrer Sophie aus dem Bett: „Mutter, mein Strumpf hat ein Loch.“ — „Schon wieder! Mädchen, wie greifst du's an, alle Tage zwei zu zerreißen! Bäbele gibt dir andere.“ — Die etwas kleinere Kornelie kann die Schuhe nicht anziehen. „Natalie soll dir helfen.“ — „Die Natalie singt schon eine halbe Stunde; es ist heute Probe des Vereins für ursprüngliche Volksmelodien,“ bemerkt der eintretende Ehemann, der einen zerrissenen Paletot in der Hand hält. „Vor acht Uhr solltest du mir die Knöpfe da annähen; so kann ich ihn zu keinem Krankenbesuch mehr anziehen.“ Während die bedrängte Frau die Knöpfe verspricht und die Köchin an die Schuhe der seufzenden Kornelie kommandirt, rückt der Gustav an mit dem Zumpt in der Hand: „Mutter, überhör' mich!“ Mechanisch nimmt sie das Buch und der Bube leiert mit heller Stimme:

Viele Wörter sind auf is
Masculini generis etc.

Jetzt aber schreit der Kleine, dem das Bäbele den Mund mit dem Brei verbrannt hat; die Mutter läßt den Zumpt fallen und eilt dem Kind zu Hülfe, der Mann beordert das Frühstück herein, die krawallirende Jugend sammelt sich um den Tisch, die Mutter erscheint endlich auch, nachdem sie „nur geschwind“ die Milchfrau bezahlt und den Buben der Frau Registratorin drüben abgefertigt hat, der schon in aller Frühe gekommen ist, um die „Worte einer Frau an Frauen über ihre Stellung zur Gegenwart“ für seine Mutter zurückzufordern. Auch Natalie erscheint und muß eilig Kaffee trinken, um zeitig in die englische Stunde zu kommen, der Gustav kündigt an: „Mutter, du mußt mich dann erst noch zwei Seiten im Kärcher überhören,“ und der zehnjährige Emil supplicirt um eine gestickte Fahne für das bevorstehende Schützenfest für Knaben; die dreizehnjährige Mathilde hat heute die erste Abendstunde in der Experimentalphysik, und Natalie erinnert die Mutter, vom Einsammeln für die Holsteiner doch ja noch zeitig in die Vorlesung über alte Hünengräber zu kommen.

Eine einzige friedliche Viertelstunde rettet die vielgeplagte Frau für das Morgengebet. Das Lied, das sie heute liest, sind auch Worte einer Frau, der frommen Schweizerin Anna Schlatter, und die Strophe:

Digitized by Google

Und drängt mich der Geschäfte Last,
Will ich entlaufen dir,
Der du den Sturm gestillet hast,
Still auch den Sturm in mir!

ist ihr aus der Seele geschrieben und hilft ihr zu etwas Ruhe und Sammlung. Aber das äußere Leben mit seinen Forderungen fällt alsbald wieder gewaltsam über sie her.

Wir wollen sie nicht den ganzen Tag auf ihren Gängen begleiten durch Armenhütten, Krankenstuben, Vereinssitzungen, Vorlesungen, in die Lehrstunden der Kinder, wo in neuerer Zeit eine gewissenhafte Mutter hie und da assistiren muß, in die Küche, wo das Sauerkraut angebrannt ist und die Suppe um ein Haar ungesalzen auf den Tisch gekommen wäre, in den Keller, wo sie in einer Ecke einen Milchtopf mit dem besten Wein entdeckt, den die Köchin bei Seite geschoben hat, in die Stube, wo die Kornelie eben im Begriff ist das Brüderlein aus lauter Liebe mit einem Stück Brod zu Tod zu stopfen, bis sie am Abend endlich erschöpft neben ihrem gleichfalls erschöpften Mann auf dem Sopha sitzt.

„Aber hör', Liebe," meint der, „so kann's doch unmöglich fortgehen; du gehst an Leib und Seele zu Grund." — „So sag mir," fragt die bedrängte Frau, „wo ich abbrechen soll? Die Schleswiger Sammlung kann ich unmöglich aufgeben." — „Nein, die nicht, das ist eine deutsche Sache!" — „Die Krankenbesuche auch nicht, du bist ja Arzt und sagst selbst, daß sie manchmal wohlthätig sind." — „Manchmal, meinetwegen, aber die Vorlesung?" — „Aber, Lieber, du weißt doch, daß ich an meiner Ausbildung noch manches nachzuholen habe; zudem schickt sich's nicht ein junges Mädchen allein gehen zu lassen, und für Natalie ist es unerläßlich; du weißt ja, welche Ansprüche man gegenwärtig an junge Mädchen macht." — „Schon gut, aber die Experimentalphysik und die italienische Conversationsstunde für die Mathilde neben den vielen andern Lektionen —" — „Aber siehst du denn nicht ein, daß die Mathilde nicht hübsch ist? Mitgeben können wir ihr nicht viel, so bleibt nichts übrig, als sie zur Gouvernante auszubilden, und sie hat noch nicht die Hälfte der Fächer gehört, die dazu erforderlich sind, zumal sie nicht musikalisch ist, was ein so großer Vorzug bei Natalie ist. Aber leid thut mir's, daß ich nicht mehr Zeit habe, die poetischen Versuche Hermanns zu leiten und seine Tagebücher durchzusehen, und jezt kommt die Zeit, wo für die Sommerkleider zu sorgen ist und für Schmalz." — „Und meine Hemden!" meinte der Mann lachend, indem er an dem bauschenden Kragen zog. „Sie sitzen nun und nimmermehr recht!"

Dieses Leidenskapitel für Frauen und Männer, diesen Stein des Anstoßes und Quell der Trübsal, die nicht passenden Männerhemden, wollen wir beruhen lassen und zum Resultat der ehelichen Berathung übergehen. Dieses bestand darin, daß die Frau sich willig zeigte, die Abendvorlesung über die Literatur der Chinesen, so wie die freien Vorträge über die Bedeutung der Grundideen des Sophokles für das weibliche Leben, die ein durchreisender Literat hielt, aufzuopfern, dagegen willigte der Mann ein, daß die Frau sich eine tüchtige Gehülfin anschaffe, ein Mädchen von Bildung, das bei den Kindern und im Haus im Stande sey, im Nothfall an ihre Stelle zu treten, und daneben auch rüstig und willig angreife, um der Magd zu helfen. So schloß die Verhandlung im Frieden, während die Kinder alle schon in tiefer Ruh lagen, bis auf Mathilde, die noch eine italienische Uebersetzung zu besorgen hatte, und Natalie, die mit schmelzender Stimme sang: „Mei Herzle ist klei, Kann niemand drei nei; Nu an einziger Bua, Hots Schlüssele darzua."

Wo sollte nun der Phönix von Hausjungfer gefunden werden, die im Stande war den Anforderungen der Zeit, den Bedürfnissen der bedrängten Hausfrau zu entsprechen? Die Zeitungen wimmelten zwar von gebildeten Mädchen aller Art, mit vortrefflichen Charakteren, ansprechendem Aeußern und bescheidenen Ansprüchen, die alles auf der Welt und noch mehr verstanden, aber man war etwas mißtrauisch gegen bloße Zeitungsgarantie.

Inmitten aller Wahl und Ueberlegung kam eines schönen Morgens ein sehr schön geschriebenes Billet, in dem eine gewisse Klara, die auf der Durchreise begriffen war, um die Erlaubniß bat, der Frau Doktor Bernhard einen kurzen Besuch machen zu dürfen, da sie der Familie Grüße von einem alten Freund und Zögling zu bringen habe.

„Ein Zögling?" fragte der Doktor, dessen Fach sonst nur Patienten waren. „Ach ja, das muß der Albert seyn!" — „Natürlich, der Albert!" rief die Frau mit lebhaftem Interesse; „und gib Acht, mit dem Fräulein hat's am Ende seine besondere Bewandtniß."

Albert war ein edler, gefühlvoller Jüngling gewesen, den der Doktor vor Jahren zum Examen vorbereitet und in die Praxis eingeleitet hatte, und der beiden Ehegatten innig befreundet worden war. Vom Geschick in's Ausland verschlagen und nun als Leibarzt eines kleinen Fürsten angestellt, hatte er in der lezten Zeit in nur sparsamem schriftlichem Verkehr mit ihnen gestanden. In einem seiner lezten Briefe hatte er ein zartes, romantisches Verhältniß mit der schönen Erzieherin der jungen Prinzessinnen angedeutet, das aber bei seinem mäßigen Gehalte und der gänzlichen Vermögenslosigkeit des Mädchens ein hoffnungsloses sey.

Albert war gerade der Mann, der so recht mit

Digitized by Google

Genuß in einer unglücklichen Liebe schwelgen konnte; er hatte noch etwas Vormärzliches, etwas von einem Jean Paul'schen Jüngling: redlich, gläubig, begeisterungsfähig und chevaleresk. Frau Bernhard hatte sich immer für ihn interessirt und that es nun zweifach. Und seine schöne Geliebte war auch Dichterin, Republikanerin, bewegt vom Pulsschlag der Zeit! Im Augenblick, wo die Frau die schönen festen Züge des Billets erblickte, mußte sie unwillkürlich an diese denken, so unwahrscheinlich es war, daß die Gouvernante der Fürstentöchter sich hieher verirren sollte. Natürlich wurde sogleich eine Botschaft in den Gasthof geschickt, um die Dame einzuladen. Hermann, der seine ersten ungelenken Versuche in der Galanterie machte, erbot sich selbst dazu und kehrte, roth vor Verlegenheit, mit ihr zurück, die Mütze in der Hand aus lauter Höflichkeit, aber auf Treppen und durch Thüren allzeit voran.

Fräulein Klara Werning stellte sich selbst vor, eine schöne volle Gestalt in einfachem, sehr gewähltem Anzug, nicht mehr in der ersten Jugend, aber blühend und frisch, mit prächtigen blauen Augen. Es lag neben aller Leichtigkeit des Benehmens etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes in ihrem Wesen; man fühlte sich sogleich bekannt und doch im Respekt. „Ich soll Sie grüßen von meinem und Ihrem Freund, Herrn Albert * *." — „Also Sie sind Fräulein Klara, die Erzieherin —" — „Der fürstlichen Töchter," ergänzte Klara; „das war ich, ich habe die Stelle aufgegeben." — „Aufgegeben?" — „Ja wohl, freiwillig aufgegeben, obwohl ich eine Waise ohne Schutz, ohne Heimath bin. Sie ahnen vielleicht den Grund; es ist schwer, an der Schwelle seines Himmels zu sitzen, ohne Aussicht hinein zu kommen."

Dem Doktor wurde solches zu wunderlich und zu hoch, die Frau aber ahnte und begriff vollkommen die zarten Motive des Mädchens. Wie gern wollte sie der Schutzgeist dieser Liebe werden! „Und wohin reisen Sie?" — „Ich weiß es kaum," sagte Klara mit ruhigem Lächeln; „ich bin vater- und mutterlose Waise, ohne Heimath; zunächst hoffe ich bei einer Freundin ein Asyl zu finden, bis sich mir ein passender Wirkungskreis eröffnet."

Die Doktorin sah ihren Mann bedeutend an; er schüttelte etwas bedenklich den Kopf, sie faßte sich aber doch ein Herz; ganz umsonst war sie nicht in so vielen Vereinen, ein klein wenig lernt man sich da immerhin emancipiren. — „Wenn Sie einige Zeit mit uns vorlieb nehmen wollten — vielleicht mit der Zeit — ich bin freilich schüchtern — Wir sprachen bereits davon, ein gebildetes Frauenzimmer zu meiner Unterstützung zu uns zu nehmen, aber natürlich, Sie sind zu Ansprüchen berechtigt —" — „O sagen Sie nichts von Ansprüchen!" rief Klara mit Feuer. „Unter Ihrem Dach zu seyn, in Ihrem Umgang, zu Ihrer Hülfe, ein höheres Glück kann ich mir nicht denken!" Etwas beschämt dachte die gute Frau an ihre gemischte Thätigkeit, die von ihrem eigenen Ideal so sehr abstach.

Kurz und gut, die Sache machte sich, zum eigenen höchsten Erstaunen der Doktorin, daß ein solches Kleinod aus solchen Verhältnissen sich in ihr Haus schicken wolle. Klara zeigte sich zu allem willig, zu jeder Arbeit bereit. „Arbeiten ist keine Schande." Sie reiste noch auf einige Wochen ab, um ihre Effekten bei einer Freundin zu holen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Die Doktorin grämte sich ordentlich in Gedanken, wie sie's nur möglich mache, dem idealen Bild zu entsprechen, das sich Klara von ihr entworfen. Den Kindern wurde das artigste Benehmen empfohlen, namentlich Hermann mehr Manier; man richtete ihr ein hübsches Zimmerchen ein, in dem sie mit dem Kleinsten schlafen sollte. Es war ein wahres Wunder, wie sich alles so schön gefügt.

Fräulein Klara zog ein und mit wahrer Herzenserleichterung konnte die gute Frau Bernhard einen Theil ihrer Last auf ihre Schultern legen. Die Sammlung für Schleswig behielt sie freilich bei, auch die Aufsicht über die Suppenanstalt, die Krankenbesuche und den Kindbettnähverein; dagegen aber konnte sie nun Klara mit Natalie in die Vorlesung über Hünengräber schicken, die zwar „recht interessant, äußerst anziehend" war, aber von der sie am Schluß doch so recht eigentlich nichts wußte.

Sie konnte jetzt ganz mit Ruhe ihrer Wirksamkeit nachkommen, seit sie ihre Kinder in so gebildeten Händen wußte. Der Doktor selbst versöhnte sich mit dem Gedanken, eine Dichterin zur Hausjungfer zu haben, seit er Klara so rührig im Haus und unter den Kindern sah und so äußerst praktisch und höchst vernünftig sprechen hörte.

Von ihrer Familie und Herkunft wußte Klara wenig zu sagen. Ihr Vater war Offizier gewesen und gestorben, ehe sie ihn gekannt, ihre Mutter einige Jahre später; sie war in einer Pension erzogen worden und hatte von dort aus die Stelle als Erzieherin erhalten. Aber mit herzergreifender Beredtsamkeit schilderte sie der theilnehmenden Frau das Glück und Leid ihrer Liebe, ihre stille Hoffnung auf dereinstige Vereinigung. Die schönen Gedichte über dieses noch nie dagewesene Thema, die sie ihr vorlas, gemahnten die Doktorin zwar, als hätte sie dieselben sonst schon gelesen, aber das konnte auch eben an der Neuheit des Themas liegen. Albert schrieb dem Doktor einen entzückten Brief darüber, daß Klara unter seinem Dache weilen dürfe, und legte sie seiner Frau an's Herz. Da Klara von der Frau des Hauses mit fast schwesterlicher Vertraulichkeit behandelt wurde, suchte sie wenig Umgang auswärts, nur mit einer respektablen Pfarrwittwe, die sie vor einigen Jahren im

Digitized by Google

Bade kennen gelernt, pflegte sie Verkehr und diese hielt gar große Stücke auf sie und bewunderte ihre schönen „Gedichter" um so mehr, je weniger sie dieselben verstand.

Obgleich sich Klara mit einem gewissen Enthusiasmus in häusliche Geschäfte jeder Art stürzen konnte, so blieb doch Erziehung ihr Hauptsach, und während Mama hie und da etwas gereizt wurde durch den entschiedenen Ton, mit dem sie in ihrer Gegenwart den Kindern Verweise und Lehren gab, bekam der Vater desto mehr Respekt vor ihr. Sie hatte so gar vortreffliche Grundsätze; es war ein wahrer Genuß, sie über Tugend und Religion, Selbstverleugnung und Seelenadel sprechen zu hören. Ganz besonders aber nahm sie sich Hermanns an; ein rechtes Glück für den jungen Menschen, gerade im bildungsfähigsten Alter in so gebildete Hände zu fallen. Klara suchte all ihre edlen Gesinnungen in diese weiche Seele zu prägen. Mit ihm und Natalie, die eben in der Periode war, wo man wahrhaft blutdürstig nach Freundschaft ist, schloß sie einen Tugendbund, als dessen Abzeichen sie kleine blaßblaue Schleifen trugen. Wer bei dem andern das kleinste Unrecht in Worten oder That bemerkte, durfte nur die Schleife berühren und den fehlenden Theil ansehen, um ihn auf den Pfad der Tugend zurückzurufen. Auf vertrauten Spaziergängen bekannte man sich alle Fehler und schlimmen Regungen; die jungen Leute bekamen eine wahre Jagdliebhaberei auf Fehler, nur um sie sich vertrauen zu können.

Digitized by Google

Ueber das Historische in Schillers Wallenstein.

II.

Den kalten Egoisten, der aller höheren Ideen baar und ledig, alles seinem Ehrgeize opferte — denn so zeigt sich der geschichtliche Wallenstein — konnte der Dichter nicht als Helden eines Dramas brauchen. Er brachte ihn unserer Theilnahme näher, indem er ihn im freundlichen Verkehr mit der Gattin und Tochter zeigt, die beide, leztere noch unmündig, damals fern vom Schauplatz der hier erzählten Katastrophe lebten, indem er ihn ferner in innige Verbindung mit dem edeln jugendlichen Freunde bringt, welcher den Freund und die Geliebte seiner Pflicht aufopfernd den Tod in ritterlichem Kampfe sucht, und endlich indem er ihn, hoch emporgehoben über das selbstsüchtige Treiben seiner Genossen, nach langem, im Pflichtgefühl begründeten Schwanken, aus Nothwehr und von der herrschsüchtigen Schwägerin gedrängt, zum Aeußersten, zum Verrath gegen seinen Kaiser schreiten läßt. Dazu kommt noch die edle Intention einer großen Seele, die im Vertrauen auf eine höhere Bestimmung, auf welche die Stellung seiner Gestirne hinweist, unbeirrt durch das gemeine Treiben eines niedern Eigennutzes, dem deutschen Vaterlande, unabhängig von den raubgierigen Fremden, einen ehrenvollen Frieden verschaffen möchte.

Alle diese Eigenschaften geben den Grundton zu einem wunderbar anziehenden Charaktergemälde, in dem die Eigenthümlichkeiten des geschichtlichen Helden, durchweg idealisirt, ihre volle Berücksichtigung finden. Sein Feldherrntalent wird als eine Kriegsführung im großartigsten Style, sein hochmüthiger Trotz gegen seinen Kriegsherrn, seine launenhafte Härte und Nachsicht gegen die Soldaten als die imponirende Majestät eines großen und liberalen Charakters, sein gewaltthätiger Ehrgeiz als das natürliche Streben einer großen Seele, die tückische Arglist und Verschlossenheit als nothwendige Klugheit der Nothwehr, der Aberglaube, von dem er befangen war, als tiefsinniges Bewußtseyn einer höheren Bestimmung dargestellt. Dennoch aber läßt der Dichter seine Schuld sich deutlich entwickeln, so daß wie seinen Fall bei aller Theilnahme für den Helden als die unabwendbare Folge derselben uns gefallen lassen müssen.

In der Entwicklung der ganzen Begebenheit ist der Dichter ebenfalls bedeutend von der Geschichte abgewichen. Die für die dramatische Behandlung so wirksame Pilsener Verbindung tritt mit ziemlich treuer Benutzung der Geschichte als ein Mittel, die Offiziere für sich zu gewinnen, bedeutend hervor, jedoch im Drama nur als ein vorbereitender Schritt zur Sicherstellung für künftige mögliche Fälle, während es in der Geschichte nach dem, was vorausgegangen, ein förmlicher Verrath war. Die Geschichte mit der bei der Unterschrift weggelassenen Klausel ist zweifelhaft; wenigstens haben die in der Trunkenheit unterzeichnenden Generale dieselbe, die in den noch vorhandenen Abschriften des Reverses nicht zu lesen ist, bei der Unterzeichnung nicht vermißt und sind erst den folgenden Tag über den von ihnen gethanen Schritt bedenklich geworden.

Die bereits früher eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen und mit dem französischen Hofe sind vom Dichter bloß obenhin berührt. Dagegen läßt er nach dem Pilsener Banket einen schwedischen Unterhändler auftreten. Von schwedischen Unterhandlungen im Pilsener Hauptquartier weiß die Geschichte nichts. Abgesehen von einigen durch Arnim betriebenen Unterhandlungsversuchen Wallensteins mit dem Reichskanzler im Sommer 1633, scheint der Herzog bis wenige Wochen vor seinem Ende keinen Verkehr mit den Schweden gehabt zu haben. Aber auch dann kamen keine Unterhändler zum Herzog, sondern dieser schickte Bevollmächtigte an den Reichskanzler und an den Herzog Bernhard, die jedoch den Anerbietungen nicht trauten und erst dann Hülfe zu bringen versuchten, als es bereits zu spät war.

Im Drama schließt Wallenstein mit Wrangel erst auf die Nachricht von Sesins Verhaftung ab. Bis dahin wollte er sich bloß für den Fall der möglicher Weise eintretenden Nothwehr decken, der nun eingetreten war, da ihn die Aussagen des Sesin compromittiren mußten. Auch dieß ist eine Erdichtung. Sesina Raschin, ein böhmischer Flüchtling, wurde allerdings um diese Zeit vom Herzog als Unterhändler gebraucht, blieb aber nach dem Tode des Herzogs erst bei Arnim, dann bei den Schweden bis 1635, wo er vom Kaiser begnadigt die Aussagen machte, welche zum größten Theile durch neuere Aufklärungen bestätigt werden. Alles, was man am Wiener Hofe über Wallensteins Plane erfuhr, kam aus Berichten Piccolominis und anderer Generale und aus bayerischen Mittheilungen; compromittirende Papiere wurden erst am 22. Februar n. St. beim Obersten Schlieff gefunden, der auf der Reise nach Schlesien zu Schaffgotsch in Prag verhaftet ward.

Digitized by Google

Weiterhin sind die allmählige Entfernung der Generale und Regimenter auf Piccolominis Betrieb, der Lärm im Lager bei Pilsen auf die Nachricht vom Verlust der Stadt Prag, die Empörung der Terzkaschen Regimenter, das Austreten der Wallonen höchst sinnreiche Fictionen des Dichters, die als lebensvolle Handlungen an die Stelle der undramatischen Entwicklung des diplomatischen Intriguenspiels des Herzogs treten, wie es die Geschichte dieser lezten Wochen seines Lebens bietet, und die endliche Katastrophe trefflich vorbereiten. Diese endlich wird, abgesehen von der Denkweise und Stimmung des Herzogs, die der Dichter der Anlage des Charakters gemäß idealisirt, und abgesehen von dem Charakter der dabei thätigen Personen, im Ganzen der Geschichte entsprechend dargestellt. Doch waren die Schweden am 2. März erst bis Weiden gekommen, und hier erst erfuhren sie den Tod des Herzogs. Ein Gefecht zwischen Schweden und Kaiserlichen hatte nicht stattgefunden. Der tapfere Rheingraf Otto Ludwig, den Schiller bei seinen Studien lieb gewonnen haben mochte, stand damals als schwedischer General am Oberrhein.

Betrachten wir nun die Personen, welche im Drama auf des Herzogs Seite stehen, so finden wir Illow und Terzka in Gegensatz zu Wallenstein tiefer herabgedrückt, als sie in der Geschichte erscheinen, wo beide von Seiten des Herzogs eines größeren Vertrauens gewürdigt wurden. Was die Geschichte von Terzka erzählt, daß er bei der Vertheidigung mehrere Dragoner getödtet und verwundet habe, so daß man ihn nach damaligem Glauben für gefroren (d. h. durch böse Künste schuß- und stichfest) hielt, das läßt der Dichter von Illow erzählen, den er im Drama mit größerer Energie und Leidenschaftlichkeit ausgestattet hat, wozu die Geschichte keine bestimmte Andeutung gibt. Den gewandten Diplomaten Kinsky, der die lezten Monate fortwährend beim Herzog war, hat uns der Dichter nicht vorgeführt. Von den Frauen, die im Hauptquartier waren, nahm die Gräfin Kinsky, des Grafen Terzka Schwester, an allem Antheil, was der Herzog im Sinne hatte; sie mag dem Dichter zur Charakteristik der Gräfin Terzka vorgeschwebt haben. Die Gräfin Terzka dagegen, Wallensteins Schwägerin, war seinen Planen fremd. Beide Frauen waren während der Ermordung ihrer Gatten in Eger, während Wallensteins Gattin Isabella, geb. Harrach, mit ihrer vierzehnjährigen Tochter, späteren Gräfin Kaunitz, sich in Unterösterreich aufhielt. Diese Tochter Marie Elisabeth hat der Dichter zu seiner Thekla gemacht.

Graf Schaffgotsch in Schlesien, der vertrauteste Anhänger des Herzogs neben den oben genannten Männern, der bei der Pilsener Verbindung gegenwärtig und für des Herzogs Interesse thätig war, ein Mann von sehr entschiedenem Charakter und eifriger Protestant, wie viele in Wallensteins Heer und seiner Umgebung, hätte wohl dem Dichter den Stoff zu einer interessanten Individualität geben können; er hat ihn aber unbeachtet gelassen. Seni mit seinem astrologischen Kram ist geschichtlich. Der Dichter hat hiezu aufgegriffen, was er in astrologischen Büchern jener Zeit gefunden, ohne genau und klar seyn zu wollen. Doch ist die Astrologie, die er den Herzog treiben läßt, interessanter und geistreicher, als die war, welcher er sich, wie viele seiner Zeitgenossen, ergeben hatte. Aus dem Horoskop, das der berühmte Kepler Wallenstein gestellt hat, erfahren wir übrigens, daß zwar der Glücksplanet Jupiter der eine im Lebenshause des Herzogs stehende Stern war, aber mit ganz gleicher Wirkung auch der Unglücksplanet Saturn, so daß schon Kepler deßhalb den noch jungen Wallenstein vor dem warnte, was später zu seinem Untergange führte. *

Unter den Gegnern des Herzogs tritt im Drama der ältere Piccolomini am meisten hervor. Er leitet hier aus Pflichtgefühl gegen den Kaiser alle Anstalten gegen Wallensteins Verrath. In diesem Streben erscheint er vollkommen berechtigt und wir würden ihm unsere ganze Theilnahme schenken, wenn er nicht gegen den falsch seyn müßte, der ihm unbedingtes Vertrauen schenkt. Dieß ist seine Schuld, die er auch schmerzlich büßen muß, denn sein edles Gefühl wird tief durch den Vorwurf verlezt, daß er die blutige Katastrophe, die er nur mittelbar veranlaßt, in schändlichem Ehrgeiz herbeigeführt habe. Nur weil er ein Staatsmann ist, vermochte er eine Rolle zu spielen, die seinem eigenen Naturell widerstrebt und die der Sohn entschieden von sich weist, weil dessen Natur noch nicht durch die Politik verbildet ist. Natürlich mußte der Dichter unter diesen Umständen jenen als einen schon älteren Mann darstellen. In der Geschichte stellt sich dieses alles ganz anders dar. Da hatte nicht Piccolomini, sondern Gallas die höchste Vollmacht und zeigte in der Ausführung des Unternehmens große Klugheit und Mäßigung; in ihm kann man etwa die Grundzüge zu dem Charakter finden, den der Dichter dem Piccolomini beigelegt hat, nur daß Gallas zum Herzog in keiner nähern Beziehung als in der gestanden hat, in der sich alle andern kaiserlichen Unterfeldherrn befanden. — Piccolomini aber war von leidenschaftlichem Charakter, und seit er heimlich gewonnen worden war, ein entschiedener Gegner des Herzogs, über den er fortwährend nach Wien berichtete und dessen Ermordung er wünschte und zu betreiben suchte. Ja, wie er nach Eger kam, ließ er sogar bis zu Gallas Ankunft, der auch hier

* Vgl. Schillers Briefwechsel mit Körner, B. 4, S. 16 ff. Keplers Horoskop in meinem: Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland.

Digitized by Google

würdig auftrat, seine Wuth an den Leichen der Gefallenen aus. Was ihn so aufgebracht, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; denn der Herzog stand zwar zu ihm nicht in dem Verhältniß, wie es der Dichter darstellt — eines solchen Verhältnisses war der Herzog überhaupt nicht fähig — aber doch hatte er ihn seit 1631 in seine nächste Umgebung gezogen und ihn im Vertrauen auf astrologische Offenbarungen sehr ausgezeichnet, so daß er vom Herzog manches erfuhr, was er nur seinen Vertrauten mittheilte. Durchaus aber war er nicht so wie Illow, Terzka, Kinsky in Wallensteins Pläne eingeweiht. — Nach des Herzogs Tode erfreute er sich ohne Bedenken der kaiserlichen Gunst und starb, nachdem er sich während des dreißigjährigen Kriegs noch vielfach ausgezeichnet hatte, als Herzog von Amalfi 1656 im siebenundfünfzigsten Lebensjahre, so daß er zur Zeit der Ermordung Wallensteins erst fünfunddreißig Jahre alt war. Fünf Jahre vor seinem Tode verheirathete er sich und hinterließ keine Kinder. Charakteristisch war seine Devise, eine Schildkröte mit dem Motto: Gradatim. Schiller machte den Max zu Piccolominis Sohne. Dieser und die Thekla sind in der populären Auffassung gewissermaßen die Heiligen des Dramas geworden, an denen auch der Dichter die meiste Freude hatte (Briefwechsel, 3, 396).

Questenberg bringt als kaiserlicher Bevollmächtigter im Drama dem Piccolomini die kaiserliche Vollmacht; er ist der würdige Vertreter der Interessen seines Kaisers, ohne den Haß der sogenannten bayerisch-spanischen Partei gegen den Herzog zu theilen, der im ganzen Stücke überhaupt nur angedeutet ist, aber nirgends bedeutend hervorgehoben wird. Natürlich aber tritt er als entschiedener Gegner der Anmaßung des Herzogs und seiner übermüthigen Soldateska auf. In der Geschichte hat er mit den gegen den Herzog genommenen Maßregeln nichts zu thun. Da er mit dem Herzog befreundet gewesen war und ihm am Hofe stets das Wort geredet hatte, wurde er, wie früher erwähnt worden ist, schon zu Anfang Decembers vom Kaiser vor dem entscheidenden Entschluß, durch welchen Gallas Vollmacht erhielt, zu gütlicher Vermittlung an den Herzog gesendet, ohne etwas ausrichten zu können. Als der Kaiser sich entschieden hatte, standen ihm Trautmannsdorf, Eggenberg, der Beichtvater Lamormain und andere Rathgeber zur Seite. Questenberg wurde nicht weiter zugezogen und fiel nach der Katastrophe in Ungnade.

Vom Obersten Buttler wissen wir aus der Geschichte nicht viel. Er hatte sich, wie viele Führer im dreißigjährigen Kriege, aus niedrigen Verhältnissen durch Tapferkeit zum Regimentschef emporgeschwungen, scheint aber vom Herzog wenig beachtet, ja vielleicht nicht einmal zur Pilsener Verbindung herbeigezogen worden zu seyn. Erst auf der Reise nach Eger suchte ihn Wallenstein an sich zu ziehen. Aber der Oberst hatte schon Verdacht geschöpft und entschloß sich nun, als er sich von seinen schlimmen Absichten überzeugt hatte, vielleicht in aufrichtiger Treue gegen seinen eigentlichen Kriegsherrn, oder auch verletzt durch die Nichtbeachtung des Generals und eigennützig, den Verräther unschädlich zu machen. Von der durch beleidigten Stolz motivirten früheren Anhänglichkeit Buttlers an den Herzog, welche nach gewonnener Ueberzeugung, daß dieser ihn habe demüthigen wollen, in den bittersten Haß umschlägt, weiß die Geschichte nichts.

Nach Wallensteins Einzug in Eger hatten der Festungscommandant Gordon und der Oberstwachtmeister Lesly Boten an die kaiserlichen Generale schicken wollen, um Hülfe gegen die vom Herzog erwarteten Schweden zu begehren. Als sie Buttler zur Ermordung des Herzogs aufforderte, indem die Stadt auf keine andere Weise gerettet werden könne, willigten beide ein, Gordon nach einigen Bedenklichkeiten, die jedoch bald überwunden wurden. Dieß hat vielleicht den Dichter veranlaßt, in Gordon einen ehrlichen, pflichtgetreuen Mann darzustellen, der in Bescheidenheit froh des beschränkten Wirkungskreises, wider Willen, passiv zu einer großen Katastrophe mitwirken muß, welche zu hindern ihm die Besorgniß vor schwerer Verantwortung und das Bewußtseyn seiner Ohnmacht unmöglich machen. Vom Mörder des Herzogs, dem Hauptmann Deveroux, ist weiter nichts bekannt, als daß er nach Buttlers Tode 1634 sein meist aus Irländern bestehendes Dragonerregiment erhielt, aber wegen jener That oft scheu und scheel angesehen wurde. Er starb 1639 in Prag an der Pest.

Es zeigt sich demnach bei der Vergleichung der Handlung und der Personen, wie sie uns in der Geschichte einerseits und andererseits im Drama vor Augen treten, daß der Dichter den ihm vorliegenden Stoff mit großer Freiheit, aber doch treu dem Geiste der Geschichte der Zeit, die er schildern wollte, verarbeitet hat. Sind die Hauptpersonen auch durchweg edler, tiefer und bedeutender als in der Geschichte, so ist doch überall die historische Realität als Keim und Kern der Charakteristik festgehalten. Nur Max und Thekla machen in ihrer anmuthigen Ueberschwänglichkeit eine Ausnahme: es sind jener Zeit fremdartige Gebilde. Aber auch diese sind dem realen Leben und Treiben der im Geiste ihrer Zeit handelnden Personen mit wunderbarem Takte eingefügt.

Endlich muß noch der vortrefflich gelungenen Veranschaulichung der bedeutendsten Momente der Geschichte gedacht werden, die weder in die Handlung noch in das Leben und Treiben der handelnden Personen hineingezogen, sondern nur in gelegentlichen Aeußerungen anschaulich gemacht werden konnten. Diese ziehen sich bald vereinzelt, bald mehr zusammen-

Digitized by Google

gedrängt, wie sich's gerade schickt, doch stets ungesucht und anschaulich durch alle drei Theile des Dramas hindurch und geben demselben eine harmonische Färbung. Nur beispielsweise mag hier auf die Charakteristik der Kriegsführung der Schweden, Ligisten und Sachsen im Lager und auf die öfters erwähnten raubsüchtigen Croaten oder Crabaten, wie sie in der damaligen Sprache hießen, hingewiesen werden, welche, zu jener Zeit meistens als grausame Mordbrenner berüchtigt, in der poetischen Schilderung ihres zwar lebenslustigen und charakterlosen, aber gutmüthigen und regsamen Führers uns näher gerückt werden.

Besonders reich an geschichtlichem Material ist das Gespräch Wallensteins mit Questenberg, worin ein ganzes Stück des dreißigjährigen Kriegs historisch treu erzählt wird. Natürlich muß dabei der Standpunkt des Erzählers festgehalten werden, denn der sächsische Generallieutenant Arnim war kein so verächtlicher Gegner, als er hier erscheint, und der Sieg des Herzogs bei Steinau keine große That. Ja in den Piccolomini werden wir in der Bankketscene durch die Erläuterung des vom Kellermeister geforderten Ehrenbechers in das erste Jahr des dreißigjährigen Kriegs, wo der böhmische Aufstand ausbrach, und noch weiter zurück in die Hussitenzeiten geführt, und es wird uns neben der damals noch im Verborgenen lebenden Stimmung und Hoffnung der durch Ferdinands Reaction unterdrückten Böhmen der noch deutlich hervortretende Hintergrund des Gemäldes gezeigt, auf welchem vorne die handelnden Personen uns ein Stück Geschichte vergegenwärtigen.

Ehe Schillers Wallenstein auf die Bühne kam, war das Urtheil der Geschichte, das freilich damals nur auf die ihm feindlichen Berichte seiner Gegner begründet war, ihm fast durchweg ungünstig. Nur der fleißige Sammler von Murr gab sich schon seit 1790 alle mögliche Mühe, ihn von allen Vorwürfen freizusprechen. — In diesem ungünstigen Lichte hatte ihn auch Schiller in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs dargestellt und nur zum Schlusse darauf hingedeutet, daß er nach andern Quellen, die nicht vorhanden waren, vielleicht gerechtfertigt werden könnte. Desto günstiger war, unterstützt durch czechische und protestantische Antipathien gegen das Haus Habsburg, das meist von Gefühlen abhängige Urtheil des großen Publikums, welches, durch Schillers poetische Bearbeitung veredelt und gehoben, auf längere Zeit traditionell wurde, gerade so wie Goethe dem unbedeutenden Götz von Berlichingen zu einer glänzenden Popularität verhalf und der scheußliche Don Carlos durch Schiller in der Volksmeinung zu einem edlen Vertreter des liberalen Enthusiasmus wurde. Man schwärmte für Wallenstein, unbekümmert um seine fürchterlichen Gewaltthaten in Norddeutschland, während Tilly, ein Mann von viel ehrenwertherem Charakter, dessen Soldaten nichts Aergeres gethan als die Wallensteiner, als grausamer Wüthrich gebrandmarkt wurde.

Aber auch das Urtheil der Geschichte gestaltete sich eine Zeitlang günstiger, seit Fr. Förster im Jahr 1829, wohl ausgerüstet mit neuen Urkunden, als Anwalt des Herzogs aufgetreten war. Dieß gab den Anstoß zu einer gründlichen, auf weitere neu aufgefundene Urkunden gestützten historischen Erörterung der Frage über Wallensteins Charakter und Schuld, in der sich der oft flüchtigen und einseitigen Darstellung Försters gegenüber durch Röppel, Ad. Menzel, Aretin, Mailath und andere Historiker allmählig die historische Wahrheit zu Ungunsten des Herzogs abgeklärt hat. Diese wird denn nun auch, wie schon seither geschehen, sich in immer weiteren Kreisen geltend machen. Der große Hause aber wird, so weit er sich für Wallenstein interessirt, ihn noch lange Zeit bewundern, da ganz abgesehen von religiösen und politischen Antipathien, die hiebei wirksam sind, Männer von dämonischer Natur — und eine solche Natur war Wallenstein — wenn sie nicht mehr gegenwärtig Schrecken erregen, gewöhnlich bewundernde Theilnahme finden, von der sich selbst der nüchterne Historiker nur mit Mühe und allmählig loszureißen vermag.

K. G. Helbig.

Digitized by Google

Pariser Briefe.

I.

Alle großen, allgemeinen Gesetze finden sich in der Außenwelt ausgeprägt; wer in ihnen Entdeckungen macht, wird mit dem Namen eines Genies geehrt, wer ihnen zuwider Systeme baut, erkauft den leeren Ruhm, seine Zeitgenossen geblendet zu haben, mit der Verachtung oder dem Mitleid der kommenden Geschlechter. Denn der Mensch kann nur finden, nichts schaffen; sobald er dieß vergißt, tritt er aus seinen Grenzen, und es geht ihm wie dem Betrachter eines Bildes, der, um es besser zu sehen, die Augen darauf legt: er sieht gar nichts. — Aber mit dem Auffinden dieser Gesetze ist es noch nicht gethan. Die allgemeine Wahrheit bleibt vorläufig Eigenthum ihres Entdeckers; die andern können dieselbe erst begreifen, wenn sie auf dem Standpunkte angelangt sind, von dem aus der erste seine Erfindung gemacht. Darum ist das geistige Eigenthum, das man sonderbarerweise lange für gemeinsames, herrenloses Gut ansah, gerade das durch sich selbst am meisten geschützte; Patroklus konnte wohl die Schutzwaffen Achills tragen, aber seine Lanze schwang nur der Peiide. Die Erfahrung also ist die Vorbereitungsschule des Einzeinen und eben so der Völker, nur daß man hier Geschichte zu heißen pflegt, was man dort Erfahrung nennt. Darum darf der Politiker nie vergessen, daß er auf einem gegebenen Felde operirt; welches auch seine persönliche Ueberzeugung seyn mag, er beachte die in die Augen fallende Thatsache, daß dem Kinde unwohl ist in den Kleidern eines Erwachsenen, und daß der Mann über kurz oder lang die aufgezwungene Knabentracht zerreißen muß.

Erfahrungen, in denen es sich mehr passiv als aktiv verhielt, hatten bis zum Jahre 1789 das französische Volk zur Verzweiflung am absoluten Königthum gebracht. Nun hatten die hervorragenden Männer der Zeit, die Voltaire, Montesquieu und Rousseau den Grundsatz, daß bei einer politisch nicht gedrückten Nation die Energie nach innen und außen einen gewaltigen Aufschwung nehme, bei und von den Engländern in Geltung und Wirksamkeit gesehen; sie predigten ihn demnach ihren Landsleuten als eine neue, heilsame Wahrheit. Jezt kam es darauf an, die Nation auf diese Stufe der Erkenntniß zu heben; die harte Arbeit der Erfahrung begann. Ich sage hart, und ein flüchtiger Blick auf die Geschichte wird uns lehren, daß der Ausdruck milde ist. Denn die Arbeit des Sisyphus im Tartarus war ein Kinderspiel gegen das gigantische Ringen, mit dem die Franzosen in die Arena traten. Mit unermüdlicher Ausdauer wälzten sie hundertmal den schweren Stein auf die Höhe, und hundertmal rollte er tückisch in den tieferen Abgrund; heute ist es so weit gekommen, daß die Nation nahe daran ist zu resigniren.

Die edeln und leidenschaftlichen Schüler der oben genannten Philosophen glaubten das geistige Eigenthum der Engländer den Ihrigen unbedingt übertragen zu können. Eben so leicht könnte man einem Menschen den Leib eines andern geben. Dadurch ward die Nation in eine Reihe bitterer Täuschungen hineingezogen. Sie ward durch die eingeführten Neuerungen, die sie noch nicht verstand, geblendet und berauschte sich in ihrem eigenen Enthusiasmus dermaßen, daß man selbst die gemeine Wahrheit nicht mehr zu erkennen vermochte; denn es ist das Grundgesetz aller Zeiten, daß der Mensch die Wahrheit begreifen lerne durch die Experimentation des Irrthums. Wie die Alchemisten des Mittelalters mit Hintansetzung aller Rücksichten den fabelhaften Stein der Weisen, die Quelle des irdischen Wohlergehens suchten, so eilten die Franzosen in fieberhafter Aufregung dem Phantom der absoluten Freiheit nach, das sie nicht erreichen konnten, weil es eben ein Phantom ist. Und wir Deutsche haben es nicht besser gemacht als unsere Nachbarn jenseits des Rheins: wir haben unsere Kraft in dem Streben nach absoluter Wahrheit verschwendet; der Weg der äußern Erfahrung steht uns noch bevor, gebe Gott, daß er nicht eben so schwer sey!

Die Alchemie hat zur Chemie geführt. Was der Mensch in vorwitziger Kühnheit unternommen hatte, den Schleier der lebendigen Natur mit einem Griff zu heben, mußte er beschämt als Unmöglichkeit erkennen; die gemeine Wahrheit, daß nur das genaue Studium des Einzeinen zum wahrhaft Allgemeinen führt, ward durch jahrhundertlange Mühen erworben. Aber zu welchen bewunderungswürdigen Resultaten hat ihre Anwendung auf die Chemie geführt! Und die Wahrheit, welche das französische Volk sich durch die Mühen der lezten sechzig Jahre erkauft hat, ist wo möglich noch bekannter als jene: daß man den Bau eines Hauses nicht mit der Spitze, sondern mit der Grundlage beginnen müsse. Diese einfache Wahrheit, vollständig begriffen, wird die Nation auf den sichern Weg des allmähligen Fortschritts führen. Die mittelalterlichen Schranken hemmen sie nicht mehr,

Digitized by Google

diese wurden mit Gewalt gestürzt; jetzt aber wird man einsehen, daß man eben so ruhig und geduldig im Aufbauen seyn muß, wie man schnell und leidenschaftlich im Niederreißen gewesen. Und noch mehr: man hat sich oft gewundert, daß aus einer so gewaltigen Gährung, wie die französische Revolution, kein bedeutendes poetisches oder philosophisches Genie hervorgegangen ist. Der Grund erhellt aus dem Gesagten. Es konnte sich bisher nicht zeigen, weil die Basis für seine Operationen, die gemeine Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, in der Nation nicht fest genug gelegt war.

Hiezu liefert die Geschichte der letzten Jahre einen interessanten Beitrag, denn noch im Jahre 1848 hatte man geglaubt, durch den Sturz der Staatsgewalt endlich das Paradies erlangt zu haben. Die Söhne der Jakobiner von 1792 und 1793, menschlicher als ihre Väter, hielten es nicht für nöthig, den Boden ihrer neuen Ordnung mit Blut zu befruchten; sie gaben ihren Führern freie Hand und man wartete mit Begierde der Dinge, die da kommen würden. Aber was erfolgte? Nichts. Die Führer, in ihrer Rathlosigkeit, halfen sich damit, von denjenigen das Heil zu verlangen, die es von ihnen hofften, vom Volke: sie gaben ihm auf, in die constituirende Versammlung achthundert Messiasse zu schicken. Diese geheuchelte Ehrfurcht vor dem souveränen Willen der Nation half ihnen selbst aus der Verlegenheit. Aber sie hätten aus dem Beispiel des langen Parlaments und Convents wissen sollen, daß Versammlungen nur dann organisirend wirken können, wenn sie, aus wenigen Mitgliedern bestehend, sich der Taktik einiger hervorragenden Männer unbedingt unterwerfen. Indessen die gelehrten Deutschen haben es nicht besser gemacht. Junge Versammlungen aber, die schnell und entscheidend handeln sollen, erliegen gewöhnlich den Forderungen der öffentlichen Meinung, und in Frankreich war allerdings viel zu thun. Einer andern Stelle mag es vorbehalten bleiben, den Zustand des Landes unter den Orleans zu schildern; hier will ich nur den bezeichnenden Umstand anführen, daß die Bevölkerung Frankreichs seit 1820 um ein Fünftel zugenommen, während die Englands und Rußlands sich um mehr als die Hälfte vermehrt hat. — Es ist klar, man wußte nicht, wie man helfen sollte. Dem Nothschrei eines bedrängten Volkes, dessen schönste sociale Adern durch ein unnatürliches Schutzzollsystem unterbunden waren, glaubte man durch eine phrasenreiche Constitution zu Hülfe zu kommen. Aber die Veränderungen in der Politik ohne sociale Aenderungen, d. h. ohne Einwirkung auf die Sitten, bleiben hohle Formen. So sah die Menge mit Ingrimm das Joch ihrer souveränen, unauflöslichen Versammlung, das man ihr auf den Nacken gelegt, und berauschte sich zum Ersatz in socialistischen Träumereien. Die Parteien der Legislative aber, ihres Zweckes vergessend, schienen nichts Größeres zu thun zu haben, als über das Fell des noch nicht geschossenen Bären zu verfügen.

So standen die Dinge, als ich im November vorigen Jahrs nach Paris kam. Einer meiner ersten Besuche galt einem jungen Advokaten. Ich fand einen interessanten jungen Mann; seine feinen, von ernster Arbeit gebleichten Züge umgab ein schwarzer Bart, die dunkeln Augen blickten so melancholisch wie nur bei irgend einem der Sandschen Helden. „Was stimmt Sie so traurig?" fragte ich ihn im Laufe des Gesprächs. „Sie sind jung, im Besitze eines lieben Weibes, in einer angesehenen Stellung." — „Ach," erwiederte er, „welcher Freund des Vaterlandes könnte jetzt ruhig seyn? Wir stehen am Vorabend einer Krise. Gott weiß, wie sie ausfallen mag." — „Paris," sagte ich, „scheint mir zu keinen Befürchtungen Anlaß zu geben, wenigstens so viel ich beobachten konnte." — „Allerdings," entgegnete er, „handelt es sich jetzt nur um den Conflict zwischen dem Präsidenten und der Versammlung, aber dieses Volk ist in einem Augenblick aufgeregt. Die einzige Stütze Frankreichs ist unsere tüchtige Armee. Ich sage Ihnen, hätten wir nicht hunderttausend Mann in der Stadt, Sie würden Wunderdinge sehen." — „Bei uns," meinte ich, „glaubt man so wenig an das Gespenst des Socialismus wie an einen Staatsstreich." — „Weil man die französischen Zustände nicht kennt. Lesen Sie nicht die Zeitungen? Gestern hat der Constitutionnel die Versammlung une poignée de factieux genannt; sie hat vielleicht noch acht Tage zu leben." — „Ei," erwiederte ich, „sie hat auch Generale." — „Ja," sagte er lächelnd, „Generale ohne Armee." Ich bat ihn, als ich mich verabschiedete, mir eine Einlaßkarte zur Kammer zu verschaffen. Er versprach es und fügte hinzu: „Aber beeilen Sie sich, wenn Sie dieselbe noch sehen wollen; es ist hohe Zeit." Ich schüttelte ungläubig den Kopf und ging.

Eine Woche darauf saß ich beim Frühstück, als mein Reisegefährte, ein Schweizer, in's Zimmer polterte. Der Alte war ganz außer Athem. „Sie sitzen hier in gemüthlicher Ruhe," rief er mir zu, „und draußen ist die Revolution! Schnell aufgestanden! kommen Sie, kommen Sie!" — „Das wäre!" sagte ich, „was gibt es denn?" — „Sie haben also noch nichts gehört? Die Legislative ist aufgelöst, Paris in Belagerungszustand erklärt; kommen Sie und sehen Sie selbst!" — „Setzen Sie sich einen Augenblick," sagte ich, „ich stehe gleich zu Diensten." Nachdem ich das Frühstück beendet, nahm ich Hut und Stock und wir gingen.

Das Quartier latin war nicht außergewöhnlich belebt. Nur wo die Dekrete angeschlagen waren, drängte sich ein dichterer Haufe. Erst als wir an den Pont neuf gelangten, sahen wir jenseits auf dem

Digitized by Google

Quai eine dichte Menschenwoge sich dem Concordienplatze zuwälzen. An der Brücke gelang es mir, die bekannten Dekrete an Volk und Armee zu lesen. Ich musterte die Züge der Männer, in deren Mitte ich stand; gewöhnlich malte sich Neugier und Ueberraschung, selten Besorgniß auf ihren Gesichtern. Aber mein Gefährte, der unter seinen grauen Haaren ein jugendliches Feuer barg, ließ mir nicht lange Zeit zur Betrachtung; er stand schon am andern Ende der Brücke und winkte mir eifrig mit dem gewichtigen Reisestock, den er heute vorsichtig mitgenommen hatte. „Sie bleiben auch überall stehen," sagte er mit komischem Aerger, als ich zu ihm kam; „bedenken Sie doch, daß ich so eben aus der Wallachei komme und von all dem Wirrware, der seit 1848 in Europa nördlich der Jalomicza herrscht, nichts gesehen habe." — „Auf der Straße werden Sie nicht viel erleben," erwiederte ich, „das Volk sieht überrascht, aber nicht leidenschaftlich aus. Gehen wir auf den Carousselplatz." — „Ich sehe," sagte er, indem er durch das Portal der Galerie blickte, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, „nichts als Neugierige, die sich an das Gitter des Schlosses drängen; innerhalb blitzen die Waffen zahlreicher Truppen." — „So folgen wie dem Strom der Menge. Sehen Sie, je näher wie dem Palast der Nationalversammlung kommen, um so häufiger werden die Truppen." Und wirklich war drüben der Quai d'Orsay von dichten Colonnen besezt; auf dem diesseitigen Ufer der Seine dagegen war der Weg dem Publikum freigegeben, nur einzelne Posten standen den Tuilerien entlang, alle in vollständiger Kriegsrüstung, mit Gepäck, Kochgeschirr und Brod versehen. Das Gitterthor des Gartens war geschlossen. Wir gingen weiter bis an die Brücke, die vom Concordienplatz zu dem am andern Ufer liegenden Kammerpalast führt. Sie war gesperrt; unter dem Porticus des stattlichen Gebäudes selbst standen die kleinen Rothhosen, nachlässig auf ihre Gewehre gestüzt: das Wort hatte dem Schwerte weichen müssen, weil es zur Phrase herabgesunken war.

Wir waren so allmählig zwischen zwei Truppenreihen gerathen, die an der Brücke, und die, welche die Eingänge des kolossalen Platzes besezt hielt; denn auf diesem wirbelten die Trommeln, und um den ehrwürdigen Obelisken von Luxor blizte ein Wald von Bajonetten. Da öffnete sich die eine Soldatenreihe und ein General, von glänzendem Stabe gefolgt, sprengte auf die Brücke zu. Gleich stürmte die Menge herbei, ein Haufe junger Leute umringte sein Roß und rief wiederholt: »Vive la republique! vive la constitution!« Der Ruf verhallte einsam. Der General nahm freundlich grüßend den Hut ab und ritt über die Brücke. — Ich rief meinem Begleiter, der, an der Brüstung stehend, dem Schwarm nachstarrte, und wir wendeten uns, den Platz umgehend, den elysäischen Feldern zu. Hier hatten sich einzelne Gruppen gebildet, die disputirend unter den Bäumen standen. Wir traten zu der einen. Ein Koch, in dem weißen Gewande seines Friedensordens, sezte den andern die Rechtmäßigkeit des Staatsstreichs auseinander; hin und wieder sprach einer gegen ihn, aber mehr um zu opponiren als aus Bewußtseyn. „Weil er so weiß ist," sagte mein Begleiter spöttisch, „liebt er die Rothen nicht." Die Menge lachte und ließ den argumentirenden Koch stehen, der uns zornig nachblickte.

Weiter hinauf sahen wir die Dragoner auf dem Wege halten; wie wandten uns rechts und gelangten durch die Avenue von Marigny in die Vorstadt St. Honoré, das Quartier des Elysée. Vor dem Palast selbst ward kein Neugieriger geduldet, die Straße war weithin mit Posten besezt, die das Publikum fortwährend in Circulation erhielten. Hier sah ich, bezeichnend für den Geist der Armee, einen Offizier zwei Männer, die nicht sogleich Gehorsam leisteten, verhaften. Als wir die Straße St. Honoré entlang gehend am Carousselplatze wieder angelangt waren, hatte ich Gelegenheit, hie und da zu einem Volkshaufen tretend die öffentliche Meinung zu erforschen. Bei den Arbeitern und dem niedern Bürgerstand fand ich noch keine Spur von Unwillen über den Bruch des positiven Rechts; worüber man sich beschwerte, war, daß so viele Straßen gesperrt und unnützigee Weise dem Verkehr entzogen seyen. Als ich dieß gehört hatte, ging ich beruhigt nach Hause.

Im Quartier latin sah es anders aus. Als wie uns um sechs Uhr zum Diner versammelten, fand ich die jungen Leute in heftiger Aufregung. Keiner, der nicht laut die That des Präsidenten verdammte, und ich muß hinzufügen, keiner, der sie nicht innerlich zu billigen schien. Jeder wußte etwas besonderes. Die Verhaftung der Generale in tiefer Nacht ward in zehn Variationen berichtet. „Aber wissen Sie, was bei Charras vorfiel?" fragte der eine. — „Nein, erzählen Sie." — „Der Offizier, der ihn verhaften soll, findet eine verschleierte Dame bei ihm. Die kann er doch nicht bei Nacht fortschicken; er ersucht sie darum höflich den Morgen abzuwarten. Aber wen erkennt er, als er sich ihr nähert? Keine andere als seine eigene Frau." — „Haha," lachten die andern, zufrieden, daß die chronique scandaleuse auch nicht leer ausgehe. — „Dem Sergeanten, der in sein Zimmer drang, hat der Oberst nicht übel mitgespielt," sagte ein dritter. — „Und was that er?" — »Il lui a brulé la cervelle.« — »Il a bien fait,« sagte ein vierter, indem er kriegsmuthig das Fleisch auf seinem Teller zerschnitt. Dann ward erzählt, wie schön sich Cavaignac gegen den ihn verhaftenden Offizier benommen, daß Lamoriciere sich gerettet. Die Stimmung schien immer leidenschaftlicher zu werden. „Wenn

Digitized by Google

Sie," sagte ich, „das Urtheil eines Fremden hören wollen, meine Herrn, so scheint mir die Sache nicht zweifelhaft: entweder Sie unterwerfen sich, und dann werden Sie alle Consequenzen ihrer Unterwerfung zu tragen haben, oder Sie leisten Widerstand. Dafür aber haben Sie keine günstige Aussicht. Die Führer des Volks sind verhaftet, die Arbeiter durch die Bewilligung des allgemeinen Stimmrechts, ihres Evangeliums, gewonnen und der Bürgerstand heißt den Retter aus der Gefahr des Jahrs 1852 willkommen." — „Ja," erwiederte der eine, „es bleibt nur übrig ihn niederzuschießen; Sie wissen, daß ihn der Cassationshof, bevor er durch Soldaten gesprengt wurde, in die Acht erklärt hat." — „Brutus und seine Genossen," sagte ich, „handelten auch formell dem Rechte gemäß. Bedenken Sie, meine Herrn, daß es sich in Ihrem Staate bis jezt nur darum handelt, wer regieren und nicht wie regiert werden soll. Sie haben also keine Republik. Lassen Sie sich durch den Namen nicht täuschen, das Wort für die Sache zu nehmen." — Wir standen auf und trennten uns für den Tag.

Am dritten December fand ich die Stimmung im Volke geändert. Man hatte Zeit zur Ueberlegung gehabt, und das allgemeine Bewußtseyn empörte sich mehr und mehr gegen den Rechtsbruch. Wie ich am Abend die Straße St. Denis hinauf ging, traf ich auf einen Straßenclub nach dem andern. Ich trat zu einer Gruppe und drängte mich allmählig in die Nähe des Redners. Ein junger, schlanker Arbeiter stand in der Mitte. Er führte das Wort mit großer Gewandtheit; sein Accent war der des klassischen Französisch, das man sonst nur von den höhern Ständen der eingeborenen Pariser hört. Er sezte die stattgefundene Willkür klar auseinander und zeigte in der energischen Sprache der Leidenschaft, daß man sich des Volks bedienen wolle, um es selbst zu unterjochen. Ihm opponirte ein feingekleideter Herr. „Mein Freund," sagte er zu ihm, „lieben Sie etwa die aufgelöste Versammlung?" (nichts aber war damals unpopulärer in Frankreich). — „Ob wir sie lieben oder nicht," entgegnete der Arbeiter, „ist nicht die Frage. Hier handelt es sich um das Recht. Napoleon hat sich eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht zustand, und das dürfen wir nicht leiden." — „Die Versammlung," sagte sein Gegner, „hat durch die Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts die Volkssouveränität verlezt — das geben Sie zu?" — „Gewiß!" — „Gut. Napoleon stellt es wieder her und überläßt die Entscheidung ganz dem Volk. — Wer von beiden Theilen ist also im Recht?" — Der Haufe sah seinen verlegenen Vertreter erwartungsvoll an. — Wo ich auch hinzutrat, überall ward dieselbe Sache verhandelt und stets neigte sich die Stimmung wider den Präsidenten; denn einmal ist es leichter zu verdammen als zu rechtfertigen, und dann war die Formfrage unzweifelhaft.

Ein heftiger Wortwechsel, der aus einem Haufen schallte, zog mich näher. Ich fand einen dicken Bürger, von einer Schaar Blousenmänner umgeben. Der Mann stand, die Hände in den Taschen, in trozigem Vertrauen auf seine Kraft, unter Leuten, die ihm augenscheinlich nicht wohlwollten. Hier war die Frage eine materielle. Die Arbeiter beklagten sich bitterlich: die Ruhe des Landes sey gestört, ihre Werkstätten geschlossen, sie wüßten nicht wovon leben, und dieß alles durch die Willkür eines Mannes. Vergebens verwies der Dicke auf die Nothwendigkeit der kurzen Störung und die bessere Aussicht in der Zukunft. Wie gewöhnlich endete der Streit mit Persönlichkeiten. „Sind Sie denn ein Arbeiter?" sagte der Bourgeois, sich an einen jungen Mann im Paletot wendend, der ihm heftig widersprach, und er ergriff unsanft die zarten Hände seines Gegners; „bah, die Finger sehen mir nicht darnach aus, als wären sie zu arbeiten gewöhnt." — „Allerdings," rief dieser sich zornig losmachend, „aber Sie, sind Sie ein Arbeiter?" — „Ja," brüllte die Menge, „arbeitet er etwa?" — „Er läßt andere arbeiten," rief der Sprecher lauter, „und legt selbst die Hände in den Schooß." Der Dicke ließ sich nicht einschüchtern. „Wer will etwas von mir?" sagte er, indem er sich ruhig hinstellte. „Ach," rief das Volk, „laßt ihn, Ihr seht ja, es ist ein Epicier, ein Epicier!" Der Mann warf dem Haufen einen spöttischen Blick zu und ging langsam in sein Haus. — Bürger also und Arbeiter wußten noch nicht, daß es nicht minder ehrenwerthe und mühevolle Thätigkeit gebe als die Handarbeit; aber es war nicht Sache des Fremden sie zu belehren.

Als ich mich den Boulevards näherte, schallte mir ein dumpfes Tosen entgegen; es war mir, als hörte ich das Meer in der Ferne brausen. Näher kommend sah ich eine dichte Schaar Arbeiter Arm in Arm den breiten Kiesweg entlang ziehen, der sonst den schnellen Karossen gehört; sie sangen die Marseillaise. Wenn schon mich der gewaltige Ton elektrisch berührte, wie mußte er auf die Franzosen wirken! „Das fängt immer so an," sagte ein ehrsamer Bürger, neben dem ich stehen blieb, seufzend zu mir; »pauvre pays! pauvre pays!« Diesen Ausruf habe ich in jenen Tagen wohl hundertmal gehört. „Ich wüßte schon ein Mittel, den Rechtszustand wieder herzustellen," sagte ein dritter, zu uns tretend: „man verweigere nur die Steuern, dann ist Napoleon genöthigt abzutreten." — „O," sagte ein vierter, „an Geld fehlt es ihm nicht; hat er doch fünfzehn Millionen aus der Bank genommen." — „Ich denke," sprach ein anderer, „daß Paris nicht nöthig hat, sich immer für das Land zu opfern; jezt ist es an den Departements zu zeigen, daß sie ihre Deputirten zu schützen wissen." — Dieselbe

Digitized by Google

Sprache hatte ich in den Novembertagen 1849 in Berlin gehört, ich wußte also, welchen Verlauf die Dinge in Paris nehmen würden. — Aus allem, was ich hörte und sah, entnahm ich, daß das Volk im Ganzen mit dem Staatsstreich nicht unzufrieden sey, daß sich aber einer vor dem andern schäme, seine wahre Meinung zu sagen; die herrschende Mißstimmung war zum großen Theil affektirt; diese Affektation, wie die Furcht, die Republik sey bedroht, trieb einige heißblütige Köpfe zu einem Widerstand, der im Ganzen nicht gebilligt wurde.

Man weiß, daß in den nächsten Tagen die neugierige Menge besonders auf den Boulevards Montmartre und Poissonnière roh auseinander gejagt, ja, daß ohne Nachsicht auf die Waffenlosen gefeuert wurde, als sie der Aufforderung auseinander zu gehen nicht sogleich Folge leisteten. Erst dann ward das Feuer aus den Fenstern erwiedert, denn so hatte kein König die Pariser zu behandeln gewagt. In den erlassenen Proklamationen ward nicht nur jede Betheiligung am Widerstand, sondern auch jedes Tragen irgend einer Waffe, ja jegliche Mittheilung eines unwahren Gerüchtes mit augenblicklichem Tode bedroht. Wenn eine so unerhörte Strenge den etwaigen Kampf schnell zu unterdrücken versprach, so beförderte sie ihn auch. Am fünften wurden in den Straßen St. Denis und St. Martin einzelne Barrikaden errichtet und genommen. Jetzt ward es gefährlich auszugehen, zumal für den Fremden, und ich hielt mich zu Hause. Als es Abend wurde, trat ein Freund zu mir in's Zimmer. „Wie steht es draußen?" fragte ich. — „Ich weiß nur so viel," erwiederte er, „daß ich eben dem Tode entronnen bin. Durch die Neugier eines Bekannten ließ ich mich verleiten in die Vorstadt St. Denis mit ihm hinaufzugehen. Wir finden dort einen Haufen Arbeiter mit dem Bau einer Barrikade beschäftigt. Ein Mann kommt auf uns zu und befiehlt uns mit gefälltem Bajonnet zu helfen. Was war zu thun? Ich lege mit Hand an, ziehe nach einigen Minuten meine Pfeife hervor und gehe, wie um Tabak zu kaufen, in den nächsten Laden. Von dort gelang es mir unbemerkt zu entkommen. Eine Viertelstunde darauf sah ich meine Barrikadenfreunde in der Mitte einer Truppencolonne zum Tode führen."

Seine Rede ward durch einen stürmischen Ruf von der Straße unterbrochen. Ich öffnete das Fenster und sah vor der Bude des Krämers, die sich an mein Haus lehnt, einen Mann stehen, der einem Haufen Arbeiter mit monotoner Stimme einige kurze Sätze vorlas. Den Inhalt konnte ich nicht verstehen. Wie er geendet, ließen sie den wilden Ruf: vive la republique! ertönen und zerstreuten sich in die Seitenstraßen. Andere traten hinzu und dasselbe Vorlesen, derselbe Schluß wiederholten sich immer von Neuem. „Was mag es seyn?" fragte ich. — „Wahrscheinlich," erwiederte der Freund, „irgend eine revolutionäre Proklamation." Ein glaubwürdiger Bekannter, der vom Boulevard du Temple kam, erzählte mir, daß sie dort ihre Todten bei Fackelschein herumtragen und sich durch das Blut und die Nacht aufregen. Er sah, wie auf eine solche Schaar von den Truppen ein Angriff gemacht wurde. Alle flohen, nur Einer blieb bei den Todten zurück und kämpfte wie ein Rasender gegen die Uebermacht. »Lâches!« rief er wüthend den Fliehenden zu und kämpfte so lange, bis ein Bajonnetstoß ihn über die Leichen seiner Kameraden warf. Und doch ist das Schicksal des Mannes noch nicht so zu beklagen, wie das der blühenden Jugend. Da hatten sie in derselben Gegend einen Studenten gefangen, bei dem sie ein verbotenes Messer gefunden. Der arme Bursche, er mochte achtzehn Jahre alt seyn, weinte bitterlich. Aber was half's? Sie stellten ihn an die Mauer und schossen ihn nieder wie einen tollen Hund." — Dergleichen Dinge erzählte man sich damals mit mehr oder minder Wahrheit in ganz Paris.

Des andern Tags ging ich hinunter und fand die Proklamation an der Straßenecke angeschlagen. Sie war in der Eile, wie es schien, mit einer Handpresse gedruckt. Die Ueberschrift lautete: »Aux travailleurs!« der Anfang: »Le contrat social est brisé!« Dann wurden die Arbeiter mit einem zornigen Seitenblick auf die Bourgeoisie zum Kampf aufgefordert und mit der Lüge ermuthigt, daß die Stadt Rheims bereits in den Händen des Volks sey. Unterschrieben war das Aktenstück: »La société des corporations.« Also der Gesellschaftsverband durch einen politischen Akt zerrissen! Das hieß selbst dem naiven Verstand der Menge zuviel zumuthen. Die Socialisten wollten augenscheinlich im Trüben fischen und das für politische Zwecke aufgeregte Volk für die ihren benutzen. Wie es gelang, hat der Ausgang gezeigt. Freilich, die Maßregeln waren von der Regierung so vorbereitet und wurden so geschickt und schnell ausgeführt, daß selbst ein Widerstand wie der in den Junitagen sich nicht so lange gehalten hätte. Alle großen Plätze waren von zahlreichen Truppen eingenommen, die strategischen Punkte der Stadt, besonders die Brücken, mit starken Posten besetzt. Im Juni 1848 brach sich der socialistische Wahn am vernünftigen Sinne der Pariser Bürgerschaft, im December 1851 erstand das Gespenst von Neuem in den Provinzen. Es ward ihm übel mitgespielt.

In Paris, wo die Regierungspresse mit Unrecht ihre Gegner mit dem Namen der Socialisten brandmarkte — denn der Kampf ging von einer politischen Idee aus — wurde ein hartes Gericht mit den Gefangenen gehalten. Nächtlich erklangen Gewehrsalven vor der Stadt, fünftausend Menschen wurden erschossen; diese Zahl ist mir übereinstimmend von Männern, die mit der Regierung in Verbindung standen, wie von solchen, die

Digitized by Google

der damaligen Volkspartei angehörten, mitgetheilt worden. Ueber die Bewegung in den Provinzen behalte ich mir eine eigene Erläuterung vor, nur so viel will ich bemerken, daß die Regierung die Zahl der Deportirten auf 40,000, gut unterrichtete Männer aus dem Volke, aber wohl mit Uebertreibung, auf 70,000 angeben. Aber so viel steht fest, der ungesunde Baum des Socialismus, dessen Früchte Frankreich zu vergiften drohten, ist zerbrochen, und das ist Napoleons Verdienst. Freilich, sociale Reformen thun dem Lande unbedingt noth; der Präsident hat damit begonnen und wir müssen seine weiteren Thaten abwarten; erst dann werden wir uns ein Urtheil über diese merkwürdige Persönlichkeit erlauben dürfen.

Mit der Herrschaft dieses Mannes scheint die Schule der Erfahrung, die Frankreich im Jahre 1789 begann, in eine neue Epoche zu treten. Dem himmelstürmenden Volke ist in den letzten Jahren schlagend bewiesen worden, daß die absolute Freiheit, nach der es strebte, die es bald in der Volkssouveränität, bald im Socialismus, bald im allgemeinen Stimmrecht fand, ein ungreifbarer Schatten ist; daß die Völker sich die Freiheit erwerben müssen, wie der Mensch sich seinen Gott erwirbt, durch ernstes Streben, durch das Bessermachen des eigenen Selbst. Je mächtiger der hohle Enthusiasmus im Jahr 1848 emporgelodert war, um so tiefer stürzte er in den Decembertagen 1851. Die Devise der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hat zu dem härtesten Despotismus geführt. Dadurch ist die Nation an ihrem bisherigen Streben irre geworden. Die Dinge lassen sich nicht wegleugnen und belehren besser als Worte. Man fühlt jetzt, daß man mit dem Einzelnen anfangen muß und nicht mit dem Allgemeinen, mit der Gemeinde und nicht mit dem Staat, mit sich selbst und nicht mit der Regierung.

Die Revolution ist von der Straße in den Menschen hineingedrängt worden, und da wird sie als Reform heilsam wirken. Dieses stolze Volk, dessen Eitelkeit von seinen Schmeichlern — und wer gehörte nicht dazu? — in's Grenzenlose gesteigert wurde, mußte sich unter den Willen eines Mannes beugen, den man früher als beschränkt verspottet hatte, ja es mußte ihn selbst wider Willen wählen, mußte ihm die Ruthe in die Hand geben, damit er es züchtige. Wahrlich eine furchtbare Nothwendigkeit! denn nicht die Indolenz der Menge hat dem Präsidenten die Millionen von Stimmen verschafft, eben so wenig als es Indolenz ist, wenn der Schiffbrüchige sich an die harte Klippe anklammert. — Der Franzose scheint jetzt das alte Sprüchwort: »il a bien de l'esprit pour un Allemand,« ganz verlernt zu haben. So viele ich auch sprach und spreche, überall fand ich den alten Hochmuth tief gedemüthigt. Jetzt loben sie den Deutschen wegen seines Festhaltens am Bestehenden und erröthen vor der eigenen Schwäche. Wie aber ein solches Zurückgehen in sich dem Einzelnen heilbringend ist, so wird es auch auf die Nation im Ganzen wirken. Es ist vermessen, über die Zukunft aburtheilen zu wollen; aber so viel ist klar, daß erst nachdem es die Lehren des achtzehnten Jahrhunderts praktisch erprobt, das Volk reif ist, ein neues Princip zu begreifen. Der Zustand, den man im Auslande allgemein mit Unwillen betrachtet, ist eine heilsame Durchgangsperiode, aus der sich eine bedeutende Zukunft entwickeln wird. — Das ist die jetzige Lage der Dinge in Frankreich.

Digitized by Google

Verse von Justinus Kerner.

Die Rebenblüthe.

1.

Düftereich des Sommers Blumen, Lilien und Rosen sind,
Doch die duftendste von allen, doch der Sonne liebstes Kind

Bist du, Weines zarte Blume, die im Laube prunklos blüht,
Einzig blickend nach der Mutter, die für dich so feurig glüht.

Von den Bergen auf zum Himmel steiget deiner Sehnsucht Duft,
Füllt bei Tag, noch mehr in stillen Mondennächten, rings die Luft.

Da, von deinem Dufte trunken, träumen süß die Vögel all,
Und es ruht in diesen Nächten selbst das Lied der Nachtigall.

Alle andre Blumen wagen in den Duft zu duften kaum,
Ihm, dem süßesten von allen, lassen sie den stillen Raum.

Kind der Sonne! hoch auf Bergen! Poesie dein Leben ist!
Duften, träumen, während stets dich feuriger die Mutter küßt,

Bis du stirbst, wo dann die Traube in sich deinen Duft schließt ein,
Der einst steigt verkläret aus dem klingenden Krystall voll Wein.

Lange blühn viel' andre Blumen, Weinesblume stirbst so früh! —
Lang gelebt hat, wer geliebet, wenn auch kurz, in Poesie.

Vogelweid.

(Nach dem Englischen Langfords.)

2.

Vogelweid der Minnesänger, als der Welt er Abschied gab,
Sprach: „Vergönnt in Würzburgs Münster meinem müden Leib ein Grab!“

Sprach: „Euch Klosterbrüdern allen sey mein zeitlich Gut verliehn,
Streut dafür ihr täglich Futter auf mein Grab den Vögeln hin;

Denn von diesen kleinen Sängern lernt ich meinen Minnesang,
Ihnen bring' das Futter täglich meines Herzens frischen Dank.“

Sprachs und stille stand sein Herz nun, stille, was er trug und litt.
Requiem die Mönch' ihm sangen und die Vögel sangen mit.

In des Kreuzgangs Hallen senkten sie den müden Sänger ein,
In ein Grab, das sie bedeckten dann mit feinem Bild von Stein.

Doch gehorsam dem Gebote, das er noch im Sterben gab,
Fütterten die Mönch' all' Vögel Mittags auf des Sängers Grab.

Und der kleinen Minnesänger flogen immer mehr und mehr,
Selbst im Regen, selbst im Sturme, auf das Grab des Sängers her.

Auf der ries'gen Lind' am Kreuzgang, auf des Stifters Wappenschild
Ob dem Eingang, auf den Gräbern, auf des Sängers steinern Bild,

Auf dem Kreuzstock jeden Fensters, auf der Thüren Schloß und Band,
Stritten sie den Streit der Wartburg, den der Sänger einst bestand,

Sangen sie in lust'gen Weisen Lieder voller Lob und Freud,
Und aus ihren Kehlen schallte hell der Name: Vogelweid!

So geehret war der Sänger, bis einst sprach ein Aebtlein feist:
„Aufwand! mit dem Mehl des Brodes Fastende, nicht Vögel speist!“

Wenn die Mittags Glocke tönte, flogen wohl vom Thurm herab,
Von der Linde, aus dem Walde, all' die Vögel noch auf's Grab,

Doch bald kreischend, doch bald klagend flogen sie dem Thurm um's Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes sie beraubt.

All der Klostergräber Namen sind dahin schon lange Jahr',
Nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.

Auch die Linde ist gefallen, aber oft tönt süßer Schall
Nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Düsseldorf, Juni.

I.

Charakter der Stadt. — Geschichtliches. — Statistisches.

Ich war Primaner eines Gymnasiums, als zum erstenmal die Reisebilder von H. Heine in meine Hände fielen. Ich las von dem fernen Rheinlande, dem „Lande vall Lieblichkeit und Sonnenschein," wa an den Sammerabenden die Leute var der Thüre sitzen, Wein aus Kaunen trinken und dabei plaudern, daß der Wein heuer gut gerathen werde, und daß der Görres doch ein Hauptkerl sey. Ich las ferner, daß Düsseldarf eine schöne Stadt am Rhein sey, und daß, wenn man in der Ferne an sie denke und zufällig dart geboren sey, einem wunderlich zu Muthe werde. Ich falgte dem Dichter in das elterliche Haus an der Bolkerstraße, auf den Marktplatz zur Statue des Jan Wilhelm, ich sah den krummen Hermann mit den verführerischen Apfeltörtchen, das Rathhaus, var welchem dem neuen Kurfürsten Jaachim gehuldigt wurde, und die Düssel bei der Franziskanerkirche. „Nachbars Pitter" fiel hinein, als er ein Kätzchen retten wallte; „als er herausgezogen wurde, war er kalt und tadt, das Kätzchen hat aber noch lange gelebt." Lustige Tage brachen darauf für die Düsselstadt herein. Die Franzosen hielten ihren Einzug, brachten Geld und heitere Laune; die Einwohner bewunderten den Kaiser, seine Saldaten und seine Siege. „Denke ich an den graßen Kaiser," schreibt Heine, „so wird es in meinem Gedächtnisse wieder recht sommergrün und goldig, und eine lange Lindenallee taucht var meinen Blicken auf, und darin reitet der Kaiser, auf dem Haupte das welthistarische Hütchen, mit der Hand gutmüthig den Hals des Pferdes klopfend." Nach längerer Wanderung kehrt der Dichter zurück zu seiner Vaterstadt. Auf eine Bank des Hofgartens läßt er sich nieder. Var seinen Füßen treibr der Wind die Blätter des Herbstes auf; gestarben ist die kleine Veranika mit ihren blauen Augen aall himmlischer Unschuld; ein in diesem Augenblick aus Rußland zurückkehrender französischer Grenadier mahnt an die Herrlichkeit vergangener Tage. Der Dichter gedenkt der Warte des Glaukos:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blättee verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn nen auflebet der Frühling;
So der Menschen Geschlecht, dieß wächst und jenes verschwindet.

Eine eigenthümliche Stimmung beschleicht mich jedesmal, wenn ich durch die Straßen von Düsseldarf schlendere und jene Reminiscenzen aus den Reisebildern aus ihrem Versteck hervartauchen. Gestern Jubel und Freude, heute nur nach die Erinnerung und geistige Armuth, margen neuer Jubel, neue Freude. Ein Rethel'scher Tadtentanz dünkt mich dann das Leben zu seyn: man schlürft auf wilden Bällen die Freuden des Lebens in um sa hastigeren Zügen und sucht den Becher um so schneller auf den Grund zu leeren, als man stündlich erfahren kann, wie im nächsten Augenblick der zur Leiche wird, dem jezt nach die Rasen des Lenzes auf Wangen und Lippen blühen. Ich gehe nach Hause. Ein Gedicht von Geibel fällt in meine Hände: „Mene, Tekel, Upharsin." Festlich sind die Tafeln geschmückt, es erglimmen die Kerzen, Musik erklingt, schöne Mädchen in leichten, lasen Gewändern warten auf, und willkommen zum Feste ist jeder, „der singt und lacht und Rasen pflückt." Und nun tanzen sie um das galdene Kalb, fallen ihm zu Füßen und rufen: „Eh das Laub wird falb, hilf du die Lust uns büßen." Schaudernd drückt sich der Dichter in einen Winkel: durchsichtig wird ihm die Wand und draußen gewahrt er tausend Hungergesichter; der Boden wird zu Glas und drunten sieht er den Tad mit hahlen und graffen Augen:

„Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer, ihr Weiber von Babylon
Mene, Tekel, Upharsin!"

Und Heinrich Heine? Er ruht auf den Matrazen von Paris und ist, wie er selbst sagt, seit Jahr und Tag im Sterben begriffen, und das Sterben ist nachgerade ihm selbst und seinen Freunden langweilig gewarden.

Will man Düsseldorf kennen lernen, so ist es sehr förderlich, diese Stadt mit dem benachbarten Elberfeld zu vergleichen. Elberfeld, eng aan Gebirgen eingeschlossen, Düsseldarf in der Ebene am breiten Rheinstrame (nur östlich von der Stadt zieht sich eine Hügelkette hin, die Grafenberge, die Anfänge des bergischen Landes); Elberfeld eine specifisch protestantische Stadt, Düsseldarf van jeher streng katholisch, so daß die beiden protestantischen Kirchen dergestalt versteckt liegen, daß man sie van der Straße aus nicht gewahren, sandern erst vermöge eines Thorweges im davarliegenden Hause zu denselben gelangen kann; die Elberfelder Bevölkerung bestimmt, energisch, ernst und tief religiös, die Düsseldorfer Bevölkerung nichtssagend, kraftlos, leichtsinnig, zum Bösen eben sa leicht reizbar wie zum Guten. Elberfeld ist die Hauptstadt des bergischen Landes, Düsseldarf die Haupt- und Residenzstadt des rheinischen Juchhe. In Elberfeld Reichthum, in Düsseldarf Armuth; in Elberfeld eine bergisch-halländisch-westphälische Bevölkerung, in Düsseldarf nur Rheinländer. Dart Ernst, Enthaltsamkeit, Askese, hier Heiterkeit,

Genußsucht und frohe Feste. Ist der Elberfelder ein Preuße von der großen Zehe bis zum Wirbel des Haares, so singt der Düsseldorfer dagegen: ubi bene, ibi patria. Im Jahr 1848 beschlossen die Väter der Stadt Düsseldorf, den König von Preußen bei seiner Durchreise durch die Stadt nicht zu empfangen, und das souveräne Volk begab sich, als es Kunde von diesem Beschlusse erhielt, hinaus zum Bahnhof und bewarf den König mit Koth; jezt möchte die Stadt vor lauter Loyalität aus der Haut fahren. Elberfeld hat keine Geschichte und dieser Umstand übt manchen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter der Bewohner aus; Düsseldorf hat eine Geschichte, aber dieser Umstand ist noch nachtheiliger für die Bevölkerung, als die Geschichtlosigkeit Elberfelds. Düsseldorf hat zu oft den Herrn gewechselt, um bei einem solchen Wechsel noch nach etwas anderem zu fragen, als nach dem Nutzen, den ihm der Wechsel bringt. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde es fürstliche Residenz und von dem Hofleben weiß man noch heute manche erbauliche Geschichte zu erzählen, die eben nicht sehr fördernd auf die Moral gewirkt haben kann. Am 20. März 1806 entließ der Herzog Wilhelm von Bayern die Stadt der Unterthanentreue, wenige Tage später empfing Joachim die Huldigung; am 3. Mai verfügte Napoleon über das Herzogthum Berg zu Gunsten seines Neffen. Die Zeit der französischen Herrschaft ist ein besonderer Lichtpunkt in der Erinnerung der Düsseldorfer geworden. Man streifte die Schranken der deutschen Nationalität vollends ab und suchte Ersatz in der Theilnahme an den Thaten des großen Welteroberers. Wenn sich daher H. Heine in der Begeisterung für Napoleon und seine Krieger ergeht, so wage ich nicht zu entscheiden, ob dieß auf Rechnung seiner israelitischen Abstammung zu setzen ist, aber darauf, daß er in Düsseldorf geboren ist und dort seine erste Jugend verlebt hat.

Der Name Düsseldorf reicht in's zwölfte Jahrhundert hinauf; zur Stadt wurde der Ort im Jahre 1288 vom Grafen Adolf von Berg erhoben. Der ältere Stadttheil lehnt sich an den Rhein; selten kommt ein Fremder in seine Straßen. Später entstanden die Bolker-, Flinger- und Bergerstraße. Menoniten, die sich in dem neuen Stadttheile niederlassen wollten, fanden solche Schwierigkeiten, daß sie nach Crefeld wanderten und hier den Grund zu den jezt so blühenden Manufakturen dieser Stadt legten. Aus dem vorigen Jahrhundert schreibt sich die Erbauung des Jägerhofes her (früher Residenz des Prinzen Friedrich, jezt des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen), des Galeriegebäudes und des Marstalles. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung Karl Theodors, begann der Bau der Karlsstadt. In der lezten Zeit ist neben den Bahnhöfen abermals ein neuer Stadttheil, die Friedrichsstadt, entstanden. Die neuen Stadttheile, namentlich die Karlsstadt und die Friedrichsstadt, gewähren einen äußerst freundlichen Anblick. Die Verschönerung der nächsten Umgebung nahm ihren Anfang, als nach dem Lüneviller Frieden im Jahre 1801 die alten Festungswerke geschleift wurden. Die Klöster und Kirchen bieten verhältnißmäßig wenig Merkwürdiges dar. Das alte Schloß am Rhein wurde durch das Bombardement vom Jahre 1794 größtentheils zerstört, ein Theil jedoch für die Kunstakademie wiederhergestellt. Eines der hervorragendsten Gebäude der Stadt ist das Gymnasium, das unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. erbaut wurde.

Das Schloß weiß manche Geschichten aus alten Tagen zu erzählen, aber darunter keine, die der Mund des Volkes so treu bewahrt hat, als die Erzählung von dem Schicksal der schönen Prinzessin Jakobe, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden. Von ihrer seltenen Schönheit zeugt ein noch erhaltenes Porträt; Dichter haben sie verherrlicht; noch im verflossenen Winter ging ein Trauerspiel über die Bretter der hiesigen Bühne, das ihr tragisches Schicksal zum Inhalt hatte. Sie war, so meldet die Geschichte, früh verwaist, vereinigte mit ihren körperlichen Reizen alle Vorzüge einer ausgezeichneten Erziehung, verlobte sich mit dem Grafen Philipp von Manderscheid und mußte dieses Band zerreißen, als Vermählungsunterhandlungen für den Herzog Johann Wilhelm III. angeknüpft wurden. Am 16. Juli 1585 wurde in Düsseldorf die Hochzeit mit seltener, hier noch nie gesehener Pracht vollzogen. Gegenwärtig waren zahlreiche Fürsten und Grafen, der gesammte niederrheinische Adel, ein kaiserlicher Gesandter, der Herzog von Parma u. a. Acht Tage dauerten die Festlichkeiten; Bankette, Turniere, Feuerwerke, Lustfahrten u. s. f. wechselten in buntem Gemisch. Und nun folgte die Wirklichkeit. Jakobe war jung, lebhaft, empfänglich für alles Schöne, in jugendlicher Fülle berechtigt zum Genusse geselliger Freuden; dagegen der Vater ihres Gemahls blödsinnig, ihr Gemahl selbst dergestalt geistesabwesend, daß auch er bald wahnsinnig wurde, die Landstände gegen die Vermählung, die Ehe kinderlos, die finanziellen Verhältnisse des Landes der Art, daß oft ein schimpflicher Mangel herrschte. Der Herzog konnte nicht regieren; kein Wunder daher, daß die junge Herzogin Lust fühlte, sich um die Regierungsgeschäfte zu kümmern; damit war aber die Schwester des Herzogs, die Prinzessin Sibylle, nicht einverstanden, die sich mit mehreren herzoglichen Räthen, mit dem Kanzler, mit dem Haushofmeister und dem Hofmarschall von Waldenfels gegen die Herzogin verband. Man begann damit, allerlei zweideutige Gerüchte in Umlauf zu setzen, ersann tausendfache Kränkungen, übergab den Landständen eine Beschwerdeführung und wandte sich endlich mit einer Klageschrift an Kaiser Rudolf II. Am 27. April 1595 fand sich eine kaiserliche Commission in Düsseldorf ein; die Anklagepunkte wurden alsbald als erwiesen angenommen, obwohl sie sich fast nur auf die Aussagen der Kläger, namentlich der Prinzessin Sibylle, stützten. Jakobe betheuerte ihre Unschuld und erklärte, daß sie sich persönlich an den Kaiser wenden werde. Lezteres geschah nicht, denn am 3. September 1595 fand man die Unglückliche, die noch den Abend zuvor gesund und wohl gewesen, todt in ihrem Gemache. Man vermuthete eine Vergiftung und diese Vermuthung ist später durch zwei aufgefundene Briefe des Leibarztes Dr. Solenander und des Hofmarschalls von Waldenfels begründet worden. „Des Herrn Kanzlers und einiger Räthe funestum consilium,“ heißt es unter anderem in dem Briefe des Dr. Solenander an den Hofmarschall von Waldenfels, „ist handgreiflich wider Gott und alle Billigkeit. Die Herzogin ist noch nicht gehörlicher Maßen verurtheilt; einen aber mit dergleichen Trank oder Süpplein

Digitized by Google

hinzurichten, ist ärger und unverantwortlicher, als jemand mit dem Schwert tödten lassen. Ich gewiß wollte lieber meines Amtes, ja Lebens verlustig werden, als dazu behülflich seyn, und meiner bisher von Gott reichlich gesegneten Kunst solchen gräulichen Schandfleck anhängen, und aus einem Hofapotheker einen Abdecker und Büttel machen helfen. Es haben die Deutschen bis hieher solche schädliche Künste vor ein großes Bubenstück gehalten; Gott verhüte, daß dergleichen welsche Praktiken ja nicht bei uns eingeführet und wir dadurch bei der Christenheit infam gemacht werden." Die Antwort des Herrn von Waldenfels ermahnt den biedern Arzt „ernstlich," daß er wolle hiervon keine Rede auskommen, noch sich der Sachen im geringsten merken lassen, „sondern so lieb Euch das Leben selbst ist, alles in höchster Verschwiegenheit halten, denn von niemandem als Euch nur kann hiervon etwas auskommen." — „Ihr sollt weiter in dieser Sache nicht angesprochen werden, wenn Ihr nur schweigen könnt und Euch selbsten kein Unglück auf den Hals ziehet. Es wird diese Sache von hochgelehrten und verständigen Leuten geführet, die auch wohl wissen und reiflich erwägen, was nützlich und gut ist."

Das gesellige Leben der Stadt ist, wie es nach den gegebenen Lebensbedingungen nicht anders seyn kann, heiter und ungezwungen. Genieße heute, was du genießen kannst, und für morgen laß den Himmel sorgen. Keine zweite Stadt dürfte daher verhältnißmäßig so viele öffentliche Vergnügungslokale, so viele Restaurationen, Schenken u. s. f. besitzen, als Düsseldorf. Einen eigenthümlichen Bestandtheil der Gesellschaft bilden die hiesigen Künstler, die sich seit einigen Jahren zu einer Gesellschaft, der „Malkasten" genannt, vereinigt haben. Die Feste des Malkastens sind ohne Zweifel die sinnigsten, die am Rhein gefeiert werden. Von dem diesjährigen Carnevalsfeste, die Huldigung der Aschenbrödel vorstellend, haben Sie wohl gehört, so wie vom Frühlingsfest, das am 12. Juni gefeiert wurde.

Bereits am 30. Mai wurde hier die große Gemäldeausstellung eröffnet, am 15. d. M. wird die Industrieausstellung eröffnet werden, in den vier ersten Tagen des nächsten Monats der große deutsche Gesangwettstreit stattfinden, und außerdem wird hier der landwirthschaftliche Verein für Rheinpreußen seine Generalversammlung halten. Die Industrieausstellung findet in den großen Räumen des Ständehauses, der Münze und in einem angebauten Glaspalast en miniature statt. Schon vor Wochen sollen über fünfhundert industrielle Anmeldungen eingeschickt haben. Ich verstehe zu wenig von diesen Dingen, um darüber berichten zu können. Ich halte mich an den Fortschritt im Allgemeinen, und da finde ich, daß der Aufschwung, den der Regierungsbezirk Düsseldorf seit Jahr und Tag genommen hat, geradezu fabelhaft ist. Der König von Preußen soll beim Besuch der schlesischen Industrieausstellung geäußert haben, daß Schlesien allein ein Königreich sey. Dasselbe kann von der Rheinprovinz gesagt werden, deren Bevölkerung, was die Zahl überhaupt betrifft, der Bevölkerung Schlesiens wenig nachsteht, sie aber bei weitem übersteigt, wenn die relative Bevölkerung in Frage kommt. Schlesien hatte am Ende 1849 über drei Millionen Einwohner, aber auf 741 Quadratmeilen Landes, die Rheinprovinz hatte dagegen in demselben Jahre auf 487 Quadratmeilen nahe an drei Millionen Einwohner. Das will indeß nichts sagen bei einem Vergleiche mit dem hiesigen Regierungsbezirke, der am Ende des vorigen Jahres auf ungefähr 95 Quadratmeilen 931,345, also nahe an einer Million Einwohner hatte, so daß die Zahl der relativen Bevölkerung 9715 betrug. Im Kreise Elberfeld kamen 24,787 Einwohner auf die Quadratmeile, in Crefeld 16,999, in Gladbach 14,836, in Solingen 13,455, in Lennep 12,987. Die geringste relative Bevölkerung hatten die Kreise Rees, Cleve, Geldern und Neuß. Hätten sämmtliche Regierungsbezirke Preußens dieselbe relative Bevölkerung wie der Regierungsbezirk Düsseldorf, so käme die hübsche Anzahl von fünfzig Millionen heraus; könnten sämmtliche Kreise sich mit dem Kreise Elberfeld messen, so würden aus den fünfzig Millionen 126 Millionen. Und trotz dieser dichten Fabrikbevölkerung scheinen diejenigen Zahlen äußerst günstig für den hiesigen Regierungsbezirk zu seyn, welche den sittlichen Zustand der Bevölkerung andeuten. Das Verhältniß der ehelichen Geburten zu den unehelichen war im verflossenen Jahre wie 27 : 1; 47 Männer und 38 Frauen erreichten ein Alter von mehr als neunzig Jahren; die Zahl der Ehescheidungen liegt mir nicht vor, doch wird sie jedenfalls nicht bedeutend seyn; 303 Personen fanden einen gewaltsamen Tod (leider ist die Zahl der Selbstmorde aus dieser Zahl nicht ausgeschieden). Es wird in unserer Zeit häufig über die übeln sittlichen Zustände geklagt, welche durch die Steigerung der Industrie herbeigeführt worden. Ich bin nicht geneigt, dieselben in Abrede zu stellen, ich will auch nicht leugnen, daß der Kaufmann und Fabrikant häufig nur Geld kennt, nur Geld will und sein Leben um Geld verkauft, aber es ist auch bei diesen Klagen das »est modus in rebus« festzuhalten. Da fällt gerade mein Auge auf ein elegant gedrucktes und prächtig ausgestattetes Buch, das den Titel führt: „Das neue Testament, aus dem Griechischen übersezt von Karl von der Heydt." Der Chef eines großen Bankgeschäfts liefert eine Uebersetzung des neuen Testaments: das ist einmal etwas, was meines Wissens noch nicht da gewesen ist. „Von Jugend auf in der heiligen Schrift unterwiesen und durch der Eltern Beispiel auf das ewige Gotteswort, als auf den einigen Grund aller Heilslehre hingewiesen, empfand ich in reiferem Alter das Verlangen, die Schriften der Evangelisten und Apostel in der Ursprache zu lesen. So entschloß ich mich, die griechische Sprache zu lernen. Der schöne Preis des vorgesteckten Ziels machte die Mühe und Beschwerde des Weges leicht, und der des Gegenstands würdige Eifer sah sich reichlich belohnt, als ich dahin gelangt war, selbstständig aus dem Griechischen zu übersetzen. Jezt fing ich an einzelne Stücke des neuen Testaments zu bearbeiten, und indem ich ganz planlos, unter vielen und längeren Unterbrechungen diese Beschäftigung fortsezte, geschah es, daß nach Verlauf von Jahren die Uebersetzung vollendet war, ohne daß ich eine andere Absicht dabei gehabt als die, meine Mußestunden auf eine zugleich belehrende und erheiternde Weise auszufüllen." So lautet eine Stelle der bescheidenen Vorrede. Wie prächtig, wenn alle Geldmänner auf irgend einem Gebiete des geistigen Lebens einen ähnlichen Sinn bewährten!

Digitized by Google

New-York, Juni.

Das Dienstbotenwesen. — Miethwesen. — Kunst und Literatur.

Nach den Weibern im Allgemeinen sind hier die Dienstboten, zumal die weiblichen, am meisten begünstigt; auch streift in der Regel das Betragen dieser Classe an Frechheit, weil sie gleich bei der Landung durch diesen oder jenen Landsmann oder guten Freund von ihren Ansprüchen und Rechten hinlänglich unterrichtet und damit gleich zur Brutalität angehalten werden. Die Mehrzahl der hier Dienenden sind Neger beiderlei Geschlechts, Mulatten, Iren und Deutsche; Amerikaner und Amerikanerinnen haben einen solchen Abscheu gegen alles, was an Dienstbarkeit und Abhängigkeit streift, daß sie ihre Kinder nicht dazu hergeben, sondern sie in die zahlreichen Fabriken als „Gehülfen" und „Gehülfinnen" bringen. Jeder Dienst im Familienkreise, wie in den Wirths- und Boardinghäusern, d. h. in solchen Privathäusern, wo Kost und Wohnung gegeben wird, wird von Fremden, von Eingewanderten verrichtet. Die Iren kommen, meist zu diesem Zwecke, allwöchentlich zu Tausenden auf den Liverpooler Dampfschiffen an und man merkt die Ankunft eines solchen Schiffes daran, daß man in den Gassen von Weibern mit der Frage angeredet wird: „Haben Sie ein Mädchen nöthig?" Bedarf man eines solchen, so wird der Handel noch auf der Gasse abgeschlossen und man nimmt den erbeuteten Schatz, dessen ganze Habe in der Regel in einem am Arm getragenen Bündelchen besteht, mit nach Hause. Man hat aber nicht selten eine große Plage in's Haus bekommen, indem diesen Geschöpfen an Frechheit, Unverschämtheit und Dieberei, in der Regel auch an Schmutz nichts gleich kommt, so daß man Gott danken muß, sie möglichst schnell wieder los zu werden. Das kostet aber Geld, zumal bei dem bedeutend hohen Lohne; wenn eine Herrschaft das Dienstmädchen entläßt, muß sie den voraus bedungenen monatlichen Lohn voll bezahlen, wenn sie nicht vor Gericht klagbar werden will, was das Doppelte, ja Dreifache kosten würde, da das Gerichtsverfahren hier sehr theuer ist. Miethet man ein deutsches Mädchen, so hat man eine große Last, indem man es wegen seiner Unkenntniß der englischen Sprache nur im Hause, außerhalb desselben auch nicht zum kleinsten Einkaufe verwenden kann, folglich alle Wege und Einkäufe selbst machen muß. In der Regel sind auch diese deutschen Mädchen der Abhub der Nation, indem alles, was als faul, trotzig, diebisch und sittenlos im Vaterlande nicht fortkam, hieher strömt, was mit dreißig Thalern bewerkstelligt werden kann. Trotz der Untüchtigkeit dieser Mädchen werden sie doch gesucht, weil sie immer noch etwas besser als die irischen sind, welche leztere nur den Vorzug vor ihnen haben, sehr tüchtige Arbeiterinnen zu seyn und wenigstens nothdürftig englisch zu sprechen. Gefällt es nun einer Magd oder einem Diener aus irgend einem Grunde in einem Hause nicht, so schnüren sie ihren Bündel und gehen, ohne ein Wort vorher gesagt zu haben, wobei man ihnen den vollen Lohn geben muß, wenn der Monat ausgehalten wurde, sonst bekommt der Abgehende nichts. Nun stelle man sich die Verlegenheiten vor, die durch einen solchen oft völlig unerwarteten Abgang im Hausstande entstehen müssen. Da muß denn die Hausfrau oft Tage und Wochen lang die Dienstmagd spielen, bis es ihr geglückt, ein neues Mädchen zu finden, was oft sehr schwer hält, da trotz der starken Einwanderung doch dem Bedarfe nicht immer Genüge geleistet wird. Und nach Verlauf eines Monats, einer Woche, ja sogar weniger Tage kann man sich wieder in derselben unangenehmen Lage befinden, da das dienende Subjekt sicher auf der Stelle abzieht, wenn ihm irgendwo ein höherer Lohn geboten wird. Wahrlich, hier ist es schwerer als sonst irgendwo, einem Hausstande vorzustehen! Will man einen Dienstboten behalten, so muß man wie mit einem Bruder oder einer Schwester mit ihm umgehen und in kleineren Hausständen ihn sogar mit an den Tisch nehmen. Vor allen Dingen darf man sich nie des Wortes Dienstbote gegen denselben bedienen, was als eine tödtliche Beleidigung angesehen würde; ein weibliches Wesen der Art heißt „Gehülfin," ein männliches „Gehülfe." Ferner muß man sich des Befehlens gänzlich entwöhnen und jeden zu leistenden Dienst mit den höflichsten Worten erbitten. Als eine Eigenthümlichkeit der hiesigen Dienstmädchen muß ich noch bemerken, daß keine das Haus auch nur auf eine Minute ohne Hut verläßt; ja selbst im Hause sieht man sie in der Regel mit einem solchen auf dem Kopfe; sie sind also in der That immer reisefertig. Das erste, was eine hier landende Magd lernt, ist, wahrhaft unverschämt großen Lohn zu fordern, das zweite, nicht ohne Hut auf die Straße zu gehen, das dritte, der Herrschaft bei der geringsten Veranlassung zur Unzufriedenheit ohne Weiteres den Rücken zu kehren. Kann sie »yes« und »no« sagen, was schnell erlernt und bis zum Ekel angebracht wird, so glaubt sie, als englisch sprechend gleich größere Ansprüche machen zu dürfen, und erhöht man den Lohn nicht, so zieht sie sicher ab, da sie eines andern Dienstes gewiß ist. Unter den Iren gibt es oft außerordentlich tüchtige Arbeiterinnen, die in dieser Hinsicht die Deutschen weit hinter sich lassen und in großen Haushaltungen deßhalb, trotz ihrer großen Fehler und Laster, gesucht werden; allein das ist auch das einzige Gute, das man ihnen nachrühmen kann. Es versteht sich, daß unter solchen Umständen ein trauliches Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstboten, wie man es namentlich in Frankreich findet, wo alte Diener und Dienerinnen als Familienerbstücke fast in jedem einigermaßen angesehenen Hause zu finden sind, sich nicht bilden kann. Hier wird, wie in allen andern Dingen, nur dem augenblicklichen Bedürfnisse Genüge geleistet, und Dienstboten, die Jahre lang bei einer und derselben Familie aushalten, gehören zu den großen Seltenheiten. — Was die männlichen „Gehülfen" betrifft, so würden solche sich nie herbeilassen, Livree zu tragen; sieht man einmal eine solche, so sind es gewiß ausländische

Digitized by Google

Diener, die mit ihren Herrschaften herüber gekommen sind. Ich glaube nicht, daß die Dienerschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten Livree trägt, so sehr ist jeder Anschein von Dienstbarkeit verpönt.

Auch im Miethwesen herrschen hier Sitten und Gebräuche, die von den europäischen durchaus verschieden sind. Nur beim Miethen von Kaufläden, Wirths- und Boardinghäusern ist es gebräuchlich, auf länger als einen Monat zu „renten;“ so und nie anders drückt man sich aus. Bevor man die „gerentete“ Wohnung bezieht, bezahlt man den Miethpreis auf einen Monat voraus und kann nach Verlauf desselben, ohne dem Hauswirthe zuvor ein Wort gesagt zu haben, wieder ausziehen. Gebunden ist man nur für den Fall, daß man eine sogenannte »Lease« genommen, d. h. sich auf so und so viele Jahre zum Behalten der Wohnung verpflichtet und zugleich einen vollgültigen Bürgen gestellt hat. Auch hiebei muß die Rente auf ein Viertel- oder Halbjahr voraus bezahlt werden. Wenn nun der Miether, der keine Lease (Pachtbrief) genommen hat, schon nach einem Monat wieder ungehindert ausziehen darf, so hat dagegen der Vermiether nur in dem Falle, daß die Rente nicht zur bestimmten Zeit bezahlt worden, das Recht, seinem Insassen die Wohnung vor dem ersten Mai, der hier der allgemeine Umziehtag ist, zu kündigen oder ihn zum Ausziehen zu zwingen. An die Sachen des Miethers kann er sich auf keinen Fall halten, sondern muß sie ihm unter allen Umständen lassen; er hat nur das Recht, ihm zum ersten Mai die Wohnung dadurch zu nehmen, daß er seine Sachen vor die Thüre stellen läßt. Dieses Gesetz ist augenscheinlich zu Gunsten der Aermeren den Reichen gegenüber gemacht worden; es begünstigt erstere auffallend, während es leztere Verlusten und Unannehmlichkeiten in Menge aussezt. Unter diesen Verhältnissen wird nicht nur täglich, sondern stündlich umgezogen, und man begegnet in jeder Gasse, zu jeder Tageszeit Karren mit Hausgeräthschaften. Einem saumseligen Bezahler wird die Wohnung sogleich genommen und er hat sich demnach nach einer andern umzusehen, wenn er nicht unter freiem Himmel campiren, oder nach einem Wachthause gebracht werden will, wohin man alle Obdachlosen bringt, die von den Watschmen bei Nacht angetroffen werden, und von dort vor den Richter, wo sie sich über den Grund ihrer Obdachlosigkeit auszuweisen haben. Können sie das nicht, so werden sie als verdächtige Subjecte noch länger festgehalten und der genauesten Untersuchung über ihr Treiben wie über ihr vergangenes Leben unterworfen. Dadurch ist man vielen großen Verbrechern auf die Spur gekommen.

Daß die Kunst in Amerika noch auf der niedrigsten Stufe steht, und daß darin von den Amerikanern bis jezt so gut wie nichts geleistet worden, habe ich schon in meinen frühern Skizzen bemerkt. Dieß kann aus verschiedenen Gründen nicht anders seyn. Einmal hatten die Bewohner der Vereinigten Staaten einen harten und hartnäckigen Kampf um ihre politische Existenz und Freiheit zu bestehen, und dann einen gleichen für ihren Handel und ihre Gewerbe. Im lezteren sind sie, so seltsam dieß ihrem kolossalen Handel und ihrem außerordentlichen Reichthum gegenüber klingen mag, sogar jezt noch begriffen, und zwar weil mit jeder Woche, ja mit jedem Tage Tausende von völlig Besitzlosen hieher strömen, die, bevor sie an etwas anderes denken können und denken dürfen, vor allen Dingen erst ihre Existenz sichern müssen, was sie nur durch den Handel, durch die Gewerbe und den Ackerbau können. Was hier von Künstlern anlangt, war in der Regel nicht im Stande sich im Vaterlande geltend zu machen, folglich kann von diesen für die Förderung der Kunst, wie für die Ausbildung des Geschmacks wenig oder nichts geschehen; im Gegentheil tragen sie nur dazu bei, lezteren zu verderben, indem sie, um bestehen zu können, dem amerikanischen Ungeschmack Vorschub leisten. Man kennt also bis dahin noch keinen amerikanischen bildenden Künstler von hervorragendem Talent, keinen, der in Europa genannt zu werden verdiente. Dabei steht der Kunstgeschmack hier noch auf einer so niedrigen Stufe, daß die Anerkennung eines Künstlers allein von dem Rufe abhängt, den er sich in der alten Welt erworben, und nie dürfte irgend wer auf Erfolg rechnen, der solchen nicht schon im reichlichsten Maße in Europa errungen. So machten Jenny Lind und andere allein deßhalb Furore, weil sie in Europa die Gefeierten waren, und die Amerikaner spendeten ihnen nicht ihres Talentes wegen, sondern nur deßhalb unermeßlichen Beifall, weil sie gefürchtet hätten, in der alten Welt für Barbaren ausgeschrien zu werden, wenn sie karg damit gewesen wären. Daß man die Pläze in den Concerten solcher Berühmtheiten mit wirklich lächerlichen Preisen bezahlt, hat seinen Grund im amerikanischen Geldstolz, der kein Opfer scheut, wo es darauf ankommt, solcher Eitelkeit zu fröhnen. „Wir können, ohne daß es uns stört, zwei bis dreihundert Dollars für einen Plaz im Theater oder im Concert bezahlen,“ sagt der Amerikaner mit höchster Selbstbefriedigung, und dieß allein treibt ihn zu solchen künstlerischen Produktionen.

Eben so steht es mit der Literatur. Zwar haben die Amerikaner einige bedeutende Schriftsteller im Fache des Romans gehabt; allein außer diesen wenigen, die obendrein ihre Bildung der alten Welt verdankten, gibt es keine Dichter von hervorragendem Talent, und so dürfte es wohl noch eine Zeitlang bleiben, da wenig oder nichts geschieht, um einheimisches Talent und Genie zu fördern. — Ein Werk, das als eine schwache Nachahmung der Sue'schen »mystères de Paris« betrachtet werden muß, führt den Titel: »the miseries and mysteries of Newyork,« und hat einen gewissen Nedd Bundlein zum Verfasser. Es ist für den gebildeten Geschmack völlig ungenießbar; ich wenigstens habe mich nur mit Mühe und Ekel hindurch arbeiten können und bedaure die Zeit, die ich darauf verwendet. Allein eben das, was mir daran zuwider war, machte das Glück dieses Buches in Amerika, die darin aufgehäuften Greuel und die krasse Schilderung der scheußlichsten Verbrechen. Nach den »miseries and mysteries« zu urtheilen, müßte man Newyork für eine große Mord- und Raubhöhle halten und dürfte es kaum wagen, eine Stunde nach Dunkelwerden seine Wohnung zu verlassen. Man behauptet, viele im Buch vorkommende Personen, und zwar die allerscheußlichsten, seyen wohlgetroffene Porträts, und da fast jeder sie kennt, sind sie für immer gebrandmarkt. Der Verfasser beruft sich auf den Nutzen, den sein Werk geschafft, indem mehrere Spielhöllen und Bordelle von der Polizei ausgenommen worden, nachdem

Digitized by Google

er ihre Wohnsitze genau bezeichnet. Dem mag wirklich so seyn; allein nach meiner Ansicht stiften Bücher der Art tausendmal mehr Schaden als Nutzen, indem sie nicht nur den Geschmack, sondern auch, was noch schwerer in's Gewicht fällt, die Moral verderben und zugleich die Phantasie jugendlicher Individuen beschmutzen. Wunderbar genug hat, so viel ich weiß, das Werk keinen Uebersetzer in Deutschland gefunden — möge es auch keinen finden! Der Verfasser, der so viele gräßliche Kerkerscenen schildert, bekam Gelegenheit, zu erproben, ob er der Wahrheit nicht zu nahe getreten; er selbst wurde mehrere Jahre eingesperrt, nachdem er sich bei einem Volksaufruhr betheiligt. — Ein höchst schätzbares und interessantes amerikanisches Werk ist die „Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen," von W. Prescott (History of the Reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic of Spain), wovon in wenigen Jahren fünf Auflagen sowohl in England als in Amerika, erschienen. — Der eigentliche Amerikaner liest kaum etwas mehr, als seine in der That riesenhaften, im Ganzen äußerst schlecht redigirten Zeitungen, die denn freilich bei ihrem Umfange einen bedeutenden Theil seiner Zeit in Anspruch nehmen. Die Zeitungen aber werden von allen fast ohne Ausnahme, vom Bankier der Weststreet wie vom Karrenführer und dem Waschweibe, schon des Nutzens wegen gelesen; denn ohne Nutzen thut hier keiner auch nur das geringste. Bei dem riesenhaften Umfang dieser Zeitungen könnte man doch erwarten, in den colossalen Spalten hin und wieder irgend etwas den Gebildeten Interessirendes über Kunst und Wissenschaft zu finden. Aber nein, außer dürftigen, oft parteiischen Nachrichten über die hiesigen, höchst mittelmäßigen Bühnenleistungen oder hier gerade anwesende Celebritäten findet man fast nichts der Art darin, wenn sich nicht dann und wann die Uebersetzung eines europäischen Artikels dahin verirrt, wie in der lezten Zeit die Artikel über die große Industrieausstellung in London, die auch wohl nur deßhalb so reichlich ausfielen, weil man sie nicht erst zu übersetzen, sondern nur aus den englischen Blättern nachzudrucken brauchte. Was die Anzeigen betrifft, so herrscht darin eine wahrhaft babylonische Verwirrung: alles steht durcheinander. Gewöhnlich fängt das Blatt mit Anzeigen aller Art an, dann folgen Nachrichten aus verschiedenen Ländern Amerikas; ihnen folgen Markt- und Handelsberichte, europäische Nachrichten, wieder Anzeigen, wieder Berichte aus verschiedenen Gegenden Amerikas; wieder Anzeigen, telegraphische Berichte; Anzeigen machen den Schluß; kurz, man weiß nie, wo man das, wofür man sich augenblicklich am meisten interessirt, zu suchen hat. Wenn hier ein großes Tageblatt auf Actien begründet und nach dem Muster der besseren europäischen Blätter in englischer Sprache herausgegeben würde, dürfte man auf außerordentlichen Gewinn rechnen; der Unterschied würde schnell begriffen und der aus der Ordnung entspringende Vortheil vom höchst praktischen Amerikaner gehörig gewürdigt werden. Eigentlich belletristische Zeitschriften sind mir noch gar nicht zu Gesicht gekommen, außer magern Sonntagsblättern, Anhängseln der Zeitungen; aber sie sind völlig ungenießbar und bringen nur Nachgedrucktes aus deutschen oder englischen Zeitungen. Die unter den hiesigen Deutschen gelesenste Zeitung ist die in deutscher Sprache redigirte „Staatszeitung," die eine Auflage von 10,000 Exemplaren haben soll. Von den in englischer Sprache erscheinenden sind „Tribune," „Herald" und „Sun" die gelesensten. Die Preise dieser Riesenblätter sind im Verhältniß sehr mäßig; man bekommt sie für einen hiesigen Schilling, also $\frac{1}{8}$ Dollar, die Woche, im Jahre für 52 Schillinge oder $6\frac{1}{2}$ Dollar.

Digitized by Google

Königsberg in Preußen, Juni.

(Schluß)

Masuren.

Die homerische Gastfreundschaft der Heroen ist aus dem Tugendkanon der modernen Völker längst gestrichen, und das schien auch mein Gentleman-Schmuggler wohl zu wissen. Als ich seine unverschämte Forderung mit der nothwendigen Modifikation befriedigt, erbot er sich aus freien Stücken mich noch S. zu begleiten. Die Entfernung sey zwar nicht mehr groß, der Weg führe jedoch über einen See, und wenn gleich für die Festigkeit der Eisdecke nicht zu fürchten sey, so könnte doch leicht ein unkundiger Fuhrmann bei der Dunkelheit der Nacht in eine der tiefen Wunen gerathen, welche die Fischer in das Wasser gehauen. Ich nahm das Anerbieten gerne an, staunend über die edle Uneigennützigkeit. Als ich den Schlitten bestieg, erkannte ich ihren Grund: der schwere Ballen des Juden war aufgeladen.

Mein Freund war boshaft genug, mich auszulachen, als ich ihm bei dampfender Bowle das ausgestandene Ungemach klagte und satirisch die vollendete Schönheit seiner heimischen Wildniß mit beredter Zunge pries. „Schlafe," meinte er, „den Aerger und die Ermüdung aus und morgen vielleicht wirst du mit andern Augen sehen. Gute Nacht!" — Es mußte noch früh seyn, da wurde ich durch ein unbestimmtes, verworrenes Geräusch geweckt. Zuerst glaubte ich Glockengeläut zu hören, dann die Töne einer Orgel und feierlichen Chorgesang. — „Willst du mit zur Kirche gehen? Sie liegt ganz in der Nähe, nur wenige Schritte. Fröhliche Weihnachten!" — Der gutgemeinte Wunsch rief trübe Erinnerungen wach. Heute vor einem Jahr schilderte ich hundert Meilen von der Heimath auf einem Feldposten. Kein fröhliches Fest war damals den Meinen beschieden. Neben dem Krankenbette der siechen Mutter stand der schwarze Sarg einer geliebten Schwester, die wenige Tage vorher der Tod abgerufen. Der Bruder durfte nicht kommen, den lezten Kuß auf die erkaltete Wange zu drücken, er durfte nicht kommen, den Angstschweiß von der feuchten Stirn der Mutter zu reiben. Er hatte Besseres zu thun, er bewachte ein Schilderhaus. Und als er den traurigen Gedanken nachhängend den Offizier nicht zeitig genug bemerkte, der die Runde machte, da sperrte man ihn des nächsten Tags in den Arrest. — Um ihn her riefen sich die Bekannten auf der Straße zu: fröhliche Weihnachten! — Ganz gewiß, fröhliche Weihnachten!

Wir gingen nach dem Gotteshause. Die Kirche strahlte in reichem Lichterglanz; Wände und Altar waren munter geschmückt mit grünen Tannenreisern. Die Landleute in ihren malerischen Trachten waren aufrichtiger Andacht hingegeben. Eine Kinderschaar, Knaben und Mädchen, in weißen Gewändern, bewegte sich paarweise in langsamem Schritt durch die Gänge, in der Linken eine flammende Kerze, mit der andern Hand unter Gesang Tannenzweige streuend. Das ist die Morgenandacht, mit der hier das Christfest eingeleitet wird. Darauf bestieg der Geistliche die Kanzel. Nach beendigter Feier begaben sich viele der Anwesenden zum „Scurris" in das Herrenhaus, eine alte Sitte, wohl ein Rest der ehemaligen Leibeigenschaft. Man beschenkt den Gutsherrn mit einer Quantität feiner Wolle von den Herbstlämmern und die Geber werden dagegen von demselben mit einem Frühstück bewirthet. Ich habe den Gebrauch in keiner andern Gegend wiedergefunden, er gehört Masuren ausschließlich an. Durch besondere Festlichkeiten wird indeß Weihnachten nicht begangen; desto mehr gibt es deren am „Plun," dem Tage der ersten Aussaat. Fort ist der Schnee, es sprießen die Gräser, mit dem Schmuck des Laubes kleiden sich die Wälder neu:

> Diffugere nives, redeunt iam gramina campis,
> Arboribusque comae.

Wenn der Pflüger sein Geschäft beendigt hat und das Saatkorn nunmehr der treibenden Erdscholle anvertraut werden soll, versammeln sich die Bewohner eines Dorfes bei einigen Fässern Bier. Der Vorsäer, insgemein der Schulze, spricht einige Verse, in denen Sonne und Sterne um Licht und Wärme für Früchte, Kraut, Vieh und Menschen, die Wolken aber als die Spender alles Reichthums für Haus und Scheune um ihren Segen gebeten werden, faßt dann mit den Zähnen den Rand einer gefüllten Schale, trinkt sie aus, ohne sie mit den Händen zu berühren, und wirft sie zulezt mit dem Munde rückwärts über den Kopf. Damit ist gleichsam die officielle Feierlichkeit abgethan; mit Trinken und Schmausen, unter Jubel und Tanz und Gesang wird das Fest fortgesezt. Damit wechseln harmlose Scherze; namentlich suchen die jungen Mädchen unbemerkt und hinterrücks die Männer mit Wasser zu überschütten, aber schnell und geschickt, denn wehe derjenigen, die mit dem ungeleerten Gefäß ertappt und festgehalten wird. Es hilft nichts, sie muß durch den Kreis aller Anwesenden durchschreiten und jeder Bursche hat das Recht, einen Kuß von ihr zu fordern, den sie nicht verweigern darf. Ohne Zweifel ist der Plun das modernisirte Frühlingsfest, wie wir dasselbe bei der Ankunft des deutschen Ordens in Masovien und dessen Nachbarländern antreffen, im Kulmerlande, Galinden u. s. w. Es war Pergubrius, dem Gotte des Wachsthums, dem Beschützer und Pfleger der Feldfrüchte heilig; auch Perkunos wurde um Regen und Sonnenschein angefleht, Swaixtix, der Herr der Sterne, um Wärme und Licht, Pikullos sollte die schädlichen Geister von den Saaten

ferne halten und zum Schlusse folgte das Labgebet des Priesters auf Pelwitte, dessen Attribut das Füllhorn ist. Sogar das Experiment mit der Schale wird von Lucas David mit einer unwesentlichen Aenderung bei der näheren Beschreibung der religiösen Feste der alten Preußen erwähnt.

Aehnliche Ceremonien gehen dem ersten Austreiben des Viehes auf die Weide voraus. Da haben die Hirten ihre absonderlichen Bräuche, ihre uralten Sprüche und Verse, und es ist ganz unerläßlich, daß diese hergesagt werden in der festen Ordnung und Weise, wie hergebracht; sonst könnte auf Walpurgis ein Nachbar dem andern die Kühe besprechen, daß sie Blut statt Milch geben, oder völlig dahin siechen. Der Aberglauben spielt überhaupt bei den masurischen Landleuten eine bedeutende Rolle. Obenan steht der böse Blick. Der Masure hält ferner mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit darauf, daß gewisse Geschäfte nur an gewissen Tagen vollzogen werden. So wird z. B. an keinem Donnerstag gesponnen. Eine alte Frau erzählte mir einst sehr ernsthaft, sie habe an einem Donnerstag Abends wider die Sitte beim Spinnrocken gesessen; da sey ihr ein warnendes Zeichen erschienen. Ein blutigroth umsäumter Arm habe sich plötzlich unter Gekrach der Fenster und lauten Schlägen gegen die Thüre drohend aus einem spinnewebenbekleideten Raum in der Ecke in die Höhe gereckt und eine Stimme gerufen:

Sieh', was ich gewonnen,
Als ich Donnerstags gesponnen!"

Die Spinnstuben bringen in das masurische Bauerleben ein höchst charakteristisches Element. Der Boden eignet sich vorzüglich für die Flachskultur; und dieselbe hat im Lande eine hohe Stufe erreicht. Die Winterabende sind lang, das Spinnen füllt sie passend aus. Auf dem Herd oder Kamin prasselt lustig das Feuer, und im Kreise sitzen die Mägde. Wenn draußen alle Verrichtungen besorgt sind, erscheinen die Knechte, Besuche aus andern Gehöften hospitiren auch wohl; hier zartes Liebesgeflüster, dort hämische Medisance. Es ist kein so großer Unterschied zwischen Salon und Hütte. Wenn die Flachsvorräthe aufgesponnen sind, wird von jedem Hausvater ein „Flachstalg" ausgerichtet, eine Reihe bunter Feste, welche für die harte Arbeit des Frühlings und Sommers entschädigen müssen.

Als mein Freund mit mir aus der Kirche zurückgekehrt war, führte er mich durch seine Wohnung. Auf einigen Comfort hatte ich gerechnet; aber die schöne Bibliothek, und vor allem das reiche Gewächshaus überstiegen meine Erwartung. Dergleichen in Masuren, dem Lande der Wildniß und Oede! — Der Freund ahnte, was ich dachte. — „Unser Land," meinte er lächelnd, „ist allerdings nicht durch üppige Fruchtbarkeit gesegnet. Nur mühsam ringt der Bauer dem sandigen Boden den kärglichen Unterhalt ab. Die Kultur ist zurück, ich gebe es zu, in vieler Hinsicht. Noch bleibt viel zu thun, namentlich für die geistige und sittliche Hebung des Volks. Aber ihr thut uns Unrecht, wenn ihr Masuren als rauhe, unwirthbare Wüste verschreit, bewohnt von Halbwilden. Das Land hat wie jedes seine eigenthümlichen Schönheiten. Du wirst nicht leicht malerischere Winterlandschaften finden, als diese waldgekränzten Höhen und Schluchten, belebt durch fröhliche Jagdzüge, diese spiegelglatten, weiten Seen, belebt durch Schlittschuhläufer und dahinstürmendes Schellengefährt. Glaube nicht an das Geschwätz von Bären und Wölfen. Wild gibt es freilich in Menge und von jeder Art, Hirsche und Eber; manches männliche Vergnügen danke ich ihnen. Sprich uns auch nicht jeden Kunstsinn ab, noch weniger das Gefühl für ein behagliches Leben. Du siehst, wie ich selber wohne, und mein Haus gleicht dem der andern Gutsbesitzer; bei vielen kannst du außerdem Gemäldesammlungen finden, selbst Statuen."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 32. 8. August 1852.

> Fließ, der Freiheit heilig, Ehrfurchtsthräne:
> Opferhelden schlummern hie.
> Schauervoll und blutig war die Scene,
> Sinkend, sterbend siegten sie.
>
> Eichen gleich in schwarzen Ungewittern,
> Standen sie in Rauch und Brand,
> Weihten sich dem Tode ohne Zittern,
> Dir, für dich, o Vaterland!
>
> Am Bühl.

Episode des Gedichts „der Tag von St. Jakob.“

Von Otto Roquette.

„Waldmeisters Brautfahrt“ hat sich zahlreiche Freunde erworben. Wir glauben denselben etwas Angenehmes zu erweisen, wenn wir sie durch eine Probe auf die eben erschienene epische Dichtung des Verfassers (J. G. Cotta'scher Verlag) aufmerksam machen.

Von allen Thürmen Basels hallt Geläut,
Sturmglockentöne durch die Lüfte schauern,
Die Bürger stehn mit Beben auf den Mauern,
Und sehn das Schlachtgewühl, das fern sich beut.
Wie auf den Wassern, leicht vom Wind bewegt,
Das Sonnenlicht in tausend Funken zittert,
So auf dem Schlachtfeld, strahlend, funkelnd regt
Der Glanz von Helm und Harnisch sich, und trägt
Fernhin den Anblick, wie die Schlacht erbittert
Bald hier sich drängt, bald dort in Gruppen splittert.
Zertreten sind die Aehrenfelder; reich
Noch wogten sie, als heut der Morgen graute;
Zerstampft der Wiesen Teppich, duftig weich;
Dort tönen jezt verworrne Schlachtenlaute.
Es wirbelt Staub und Dampf, es tönt Geschrei;
Verfolgung, Flucht und Angriff stürmt vorbei.
Zuweilen jaget ein versprengtes Roß,
Des Reiters ledig, bis zur Stadt herbei,
Bis es im Blut, das seiner Stirn entfloß,
Zu Boden stürzt mit jähem Todesschrei.

Und durch die Stadt geht wirrendes Gedränge,
Zur Kathedrale strömt die Volksmenge.
Die Orgel rauschet mächtiges Getön,
Gesang weht schwellend durch die Säulenhöhn;
Ein Weihrauchwirbel spielt vom Hochaltar,
Der Bischof stehet segnend auf den Stufen
Und auf den Knien liegt eine Männerschar,
Um Siegeskraft den Himmel anzurufen.
Noch zwar ist Basel nicht im Schweizerbunde,
Doch längst befreundet mit den Eidgenossen,
Und jezt in so verhängnißvoller Stunde
Ist es zur Freundeshülfe rasch entschlossen.
Schnell trat zusammen eine kühne Schar,
Den Söhnen des Gebirgs in der Gefahr
Zu helfen mit beherzten Kampfgelüsten.
Der Bürger reich bescherter Wohlstand hat
Kein Gold gespart, sie bestens auszurüsten.
Der Bischof weiht das Banner seiner Stadt;
Noch einmal dröhnt des Orgelchors Gebraus,
Die Schar der Kämpfer zieht zum Dom hinaus.

Digitized by Google

Das Stadtthor öffnet sich, und muthig schreiten
Sie zu des Schlachtfelds dröhnenden Gebreiten.

Doch zu St. Jakob an geweihter Stätte
Liegt Mancher stumm schon auf dem Schlachtenbette.
Sturm trifft auf Sturm. Es schleudert der Franzos
Geschoß jedweder Art. Jezt mit Getos
Erdröhnen Donnerbüchsen, ein noch selten
Und fürchterlich Gewaffen. Pfeifend reißt
Die Kugel fort, die sich zur Wehre stellten.
Es sauset Pfeil und Wurfgeschoß, und gleißt
Im Sonnenlicht. Nun krachen Schleudersteine,
Und stürzen hin mit fürchterlichem Wallen.
Sturmböcke rennen an, und im Vereine
Mit Feuerschlünden braust es auf die Mauer.
Noch aber steht sie; ihre Quadern halten
Zweimal des Sturmlaufs Krachen, Graus und Schauer.
Und oben stehn mit grimmem Todesmuth
Die Eidgenossen, schleudernd, hauend, stechend;
Wo Einer niederstürzt in seinem Blut,
Tritt schon der Andre ein, den Tod ihm rächend.
Es stürzen scharenweis vor ihren Streichen,
Vor ihrer Waffen kaltem Todesgruß
Die Armagnaken. Gräßlich hebt von Leichen
Sich schon ein Wall auf von der Mauer Fuß.
Und so wie drüben, hier auch. Rings den Rasen
Des Kirchhofs deckt ein Teppich purpurroth;
Sie, die schon Tausende dem Tod erlasen,
Zu hundert liegen hier auch sie nun todt.
Jezt eine Weile ruht der Schlachtenreigen,
Durch's Leichenfeld geht grauses, dumpfes Schweigen.
Des Krieges Furie reckt die müden Glieder,
Zu neuem Flug zu kräft'gen ihr Gefieder.
Die Eidgenossen schauen starr und stumm
Mit Seufzen und mit Grimm im Kreis herum.
Jedwedes Auge, jede Mannesbrust
Sieht Jammerschau, fühlt schmerzlichen Verlust. ——

Den dritten, wildsten Sturm beginnt der Feind.
Mit lezter Kraft wälzt auf die Mauerwehr
Sich tobend, brausend, das Franzosenheer.
Habt ihr gehört die schauerliche Kunde
Vom Bergsturz, da in seinem Felsengrunde
Der Berg gewankt, und krachend rollte nieder?
Mit Donnertone lösen sich die Glieder
Des Bergs, und stürzen taumelnd, ohne Zahl,
Als Felslawine nieder in das Thal.
Vorm wilden Andrang bäumt sich auf der See
In einz'ger ungeheurer Riesenwelle,
Und braust den Berg genüber in die Höh,
Und stürzt zurück in schäumend reißender Schnelle,
Und überfluthet das geraubte Bette,
Und eh er selbst noch weiß, wohin sich winden,
Kann er durch des gewühlten Thales Stätte
In tausend Bächen erst sich wiederfinden.

So tobt des Feindes Andrang brausend her.
Die Mauer stürzt, und über Schutt und Leichen
Hinüber strömet das Franzosenheer.
Nun Siegesgeschrei! Die Eidgenossen weichen.
Nach sprengt die Reiterei; doch ihr entgegen
Schwirrt sausender Geschosse Hagelregen.
Mit jeder Ordnung ist es jezt vorbei,
Und Wuth und Mord und Rache walten frei.
Nicht hoff' auf Mäßigung, wo Leidenschaft
Die Lebensgeister wild zusammenrafft,
Wo all des Leibs, der Seele Fibern beben,
Auf's Eine Ziel vernichtend hinzustreben.
Bald hier, bald dort in Gruppen wirrt die Schlacht,
Und über Gräbern allumher erwacht
Der Einzelkampf. Die Armagnaken sind
Des Tages Beute. Blut'gen Anblick beut
Das Feld, von ihren Leichen überstreut.
Die Stund ist da, in der mit Waffenpracht
Die Reiterei den Reigen führt der Schlacht.
Doch hier auf hüglig unterbrochnem Plan
Kann sie entfalten nicht die blanken Flügel;
Man springt vom Pferd, das flieht mit freiem Zügel,
Man drängt von neuem sich auf edne Bahn. ———

Jezt auf dem Gipfel stand die Todesschlacht,
Und alle Gräuel brachen los mit Macht.
Nicht galt der Kampf jezt mehr dem Vaterland,
Für's eigne Leben rächend ficht die Hand.
Noch sterbend greift zur Wehr die matte Hand,
Schon sinkend wird noch Streich um Streich entsandt.
Mit Waffen, schon zertrümmert und zerbrochen,
Wird noch der Brüder bittrer Tod gerochen.
Aus ihren Wunden reißen sie den Pfeil,
Der schon die Brust durchbrach als Todeskeil;
Getaucht in's Blut, das eben er erschlossen,
Wird auf den Feind er jach zurückgeschossen.
Die lezte Burg jezt wird das Hospital;
Besezt sind Thür und Fenster allzumal.
Wie sich der Löwe wehrt in seinem Hause,
So kämpft die lezte Schar in Zell und Klause.
Doch auch die lezte Schar soll hier verderben,
Sie soll, so will's der Feind, in Flammen sterben.
Pechkränze fliegen flammend auf das Dach,
Die Flamme zündet, züngelt, lodert jach
Mit Glutenarmen über Dach und Mauer.
Die Männerherzen packt ein Todesschauer.
In Flammenqualm, in Trümmern hier verderben?
Nein, laß uns draußen kühn und muthig sterben!
Dem Wort folgt schnelle That. Es sprengt das Thor
Mit Kolbenschlägen herzhaft Valentin;
Als Erster stürzt er aus der Thür hervor,
Verwundet auch als Erster stürzt er hin.
Auf rafft er sich noch einmal. Blutend springt
Er in der Feinde Schar, und ficht und dringt

Digitized by Google

Schon taumelnd in der Panzer eherne Kette,
Die rasselnd rings umrauscht die Todesstätte.

Da plötzlich tönen nah und fern Fanfaren
Zum Rückzug. Stutzend stehn die Feindesscharen —
Zurück denn! — Ha, ob neu die Schlacht begann?
Da drüben tobt's, die Basler rücken an. —
Gelichtet ist vom Feind das blut'ge Feld,
Doch welchen Anblick bietet rings der Plan!
Wende dich, Auge! Stumm von Graun umsahn,
Liegt hier zerschmettert eine schöne Welt! — —

Da liegt jedweder Führer bei den Seinen,
Als Brüder, die sich noch im Tod vereinen.
Dort liegt Jost Reding, der vom Schwyzer Land
Mit tapfrer Schar hier seine Stätte fand.
Hemman Seevogel dort; von Liestal waren
Und Wallenburg, die er geführt, die Scharen.
Und dort Heinz Matter, Feldhauptmann von Bern,
Und drüben all die Blüthe von Luzern.
Von Uri Arnold Schick, der werthe Greis,
In seiner Alpensöhne wackrem Kreis.
Sechshundert dort von Solothurn. Es kamen
Und fielen die von Glaris, Unterwalden;
Verwaist daheim sind ihre grünen Halden,
Verblüht die Merian, Falkner, edle Namen!
Wer zählt sie auf? Sie starben alle gleich,
An Muth, an Tapferkeit, an Ehren reich.

Noch zwanzig Männer stehen schweigend da,
Die letzten, die ringsum das Auge sah.
Sie sollen heimgehn, lebend und besiegt?
Nein, konnten wir den Sieg uns nicht erwerben,
So kommt, ihr Brüder, laßt vereint uns sterben!
So geht das Wort, und auf den Knieen liegt
Die letzte Schar, und fleht um kurzen Tod,
Und betet kurze, athmende Minuten.
Mit goldnem Flügel weht das Abendroth,
Und überfließt sie still mit Rosengluten.
Sie stehen auf, sie drücken sich die Hand,
Und dann zum letzten großen Schritt ermannt,
Sieht man im Sturmeslauf den Weg sie kürzen,
Und in's Gewühl des letzten Kampfs sich stürzen.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

(s. Nr. 29.)

II.

Man kann es als ausgemacht annehmen, daß so oft die wissenschaftliche Forschung von verschiedenen Seiten aus sich der Ergründung einer und derselben Idee unterzieht, darin nicht bloß eine höhere Potenz des Triebes nach Wahrheit, sondern zugleich auch eine wesentliche Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes sich ankündigt. Keine Idee nun beschäftigt heute so sehr die Gelehrten fast aller Fächer, die es nicht mit rein abstrakten Untersuchungen zu thun haben, als die Idee des **Lebens**.

Sonst wohl galt das Leben für eine Kraft, wie eine jede andere; man rangirte die Lebenskraft neben die magnetische oder elektrische Kraft, wie man in der Seelenlehre das Vorstellungsvermögen neben das Denkvermögen stellte. Es war der deutschen Philosophie vorbehalten, diesem todten Mechanismus ein Ende zu machen, und wenn man der Schelling'schen Naturphilosophie ihre Ueberschwänglichkeiten und Synthesen in gewissem Betracht zum Vorwurf machen kann, so darf man darüber wenigstens den unschätzbaren Gewinn nicht vergessen, den dieselbe der wissenschaftlichen Erkenntniß dadurch einbrachte, daß sie „aus ganzem Holze" schnitt, mit andern Worten: daß sie die Natur nicht in getrennte Fächer bannte, sondern allen natürlichen Erscheinungen ein gemeinsames Princip unterlegte. Dieses Princip aber war kein anderes als die Idee des Lebens unter der Form eines unendlichen Processes, vermittelst dessen Materie und Licht unaufhaltsam zum Leben und zur Gesammtheit organischer Gestalten sich auswirken. Organisches und Unorganisches erklären und bestimmen sich wechselseitig, sind integrirende Bestandtheile eines und desselben Ganzen. Alles ist Gradation einer und derselben Kraft, daher in der Natur so viele Stufen der Organisation überhaupt bestehen, als es verschiedene Stufen der Erscheinung jener einen Kraft gibt.

So gestaltete sich unter der Hand dichterischer Spekulation das Universum zu einem lebendigen Organismus. Die fleißige Analyse schlug den umgekehrten Weg ein und mit Hülfe des Mikroskops bewies Ehrenberg der erstaunten Welt, daß das Leben in seinen kleinsten Dimensionen, dem unbewaffneten Auge unsichtbar, überall verbreitet ist, in der Luft, im Wasser, auf der Erde, daß Myriaden von Infusorien im Staube wohnen, der zu unsern Füßen liegt, ja daß eine ganze Welt dieser räthselhaften Thierchen in ihren Ueberresten die Oberfläche der Erde bedeckt, daß viele Klafter tiefe Schichten der Erdrinde nichts sind als übrig gebliebene Gehäuse einer untergegangenen Thierwelt.

Während demnach auf der einen Seite die Idee des Lebens in concentrischer Richtung sich immer tiefer in ihre Einheit versenkte, wurden andererseits die Kreise für die Erscheinungen des Lebendigen immer weiter gezogen: dort einheitliche Verinnerlichung, hier in's Unendliche gehende Veräußerlichung des Lebens. Ein Gegensatz oder gar Widerspruch liegt darin für die wissenschaftliche Erkenntniß keineswegs; vielmehr, wer in die Tiefe arbeitet, arbeitet zugleich in die Breite, und umgekehrt.

Es scheint, der todte Stoff wird fort und fort in immer höhere Formen der einen und untheilbaren Lebensidee metamorphosirt und das Anorganische wäre zuletzt nur noch der Abfall einer „Mauserung." Wie dem auch seyn mag: **die Thatsache** steht fest, daß die Wissenschaft die Idee des Lebens als ihr höchstes Problem erkannt hat, und sicherlich befindet sich auch die Thierseelenkunde auf dem rechten Weg, wenn sie von der bildenden Lebenskraft behauptet, sie sey es, welche durch ihre erwachende Thätigkeit beim Thier die Triebe des Instinkts erzeuge und alle Fähigkeiten nöthigte, in ihren Dienst zu treten. Die Kunst kann an diesem Ergebniß um so weniger gleichgültig vorübergehen, als sie gerade ganz unzweifelhaft den Beruf hat, Lebendiges zu schaffen. „Das ist er leibhaftig!" sagt der schlichte Menschenverstand, der ein richtiges Auge und ein erträgliches Erinnerungsvermögen besitzt, wenn er in einem Porträt eine ihm bekannte Person sofort erkannt hat. Was man sprechende Aehnlichkeit nennt, ist gleichfalls weiter nichts als der gelungene Ausdruck eines Lebendigen, und treffend bemerkt Fr. v. Raumer (Italien, Thl. 2): „Der entscheidende Vorzug des Lebendigen ist, daß es lebt, der entscheidende Vorzug des Kunstwerks, daß es nicht altert oder stirbt."

Die Ahnung, daß sie es mit der Idee des Lebens zu thun habe, ist darum auch der Kunst und der Kunstbetrachtung nie ganz abhanden gekommen. Die Form oder Gliederung gehört zweifelsohne zum Begriff des Lebendigen. Omnis pulchritudinis forma

Digitized by Google

unitas est — lehrte schon Augustin und wollte damit zu verstehen geben, daß dasjenige, was als schön erscheint, einheitlich in sich abgegrenzt seyn müsse. Dieß aber ist gerade das charakteristische Merkmal des Lebendigen. Die Form des Lebens kann keine willkürliche und in so fern vielfältige, zusammenhangslose und gleichgültige seyn. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit, oder, wie die Franzosen es nennen, die Ordnung oder Vernunft im Vielen — so lautet das Gesetz des Lebens, und gewiß war es ein glücklicher Griff, den Herder gegen Kant polemisirend that, indem er das Schöne „einen Typus der lebendigen Bildungen in der Natur" nannte. Auch hat es Schiller geradezu ausgesprochen, nicht die Gestalt als solche, sondern die lebendige Gestalt sey das Schöne.

Sehen wir näher zu, wie die Erscheinung, die anerkanntermaßen als schön gilt, auf unser Bewußtseyn wirkt, so ist der Eindruck, den dieselbe auf das Gemüth hervorbringt, eben nichts anderes, als ein gefördertes oder gesteigertes Lebensgefühl. Es ist als ob unsere gesammte Natur sich zu einer freieren Lebensentwicklung emporgehoben fühlte, als ob der Druck und die Beschränkung des gewöhnlichen Daseyns von uns genommen wäre, wenn der Genuß eines gelungenen Kunstwerks uns gestattet ist. Zunächst freilich ist solche Erregung sinnlicher Art; wie die Kunst nur im sinnlichen Stoffe sich darstellt, so kann sie auch nur vermittelst der Sinne erfaßt werden, daher der erste Eindruck nothwendig ein sinnlicher seyn muß. Jedes wahrhaft künstlerische Erzeugniß weckt und fördert schon die sinnlichen Lebensgeister; aber der würde sich gewaltig täuschen, der mit dieser Empfindung das eigentliche Gefühl des Schönen identificiren wollte. Auge und Ohr können nur die Zwischenträger, die Vermittler für die idealen Lebensfunktionen des Geistes seyn, und so gewiß es ist, daß das, was der Dichter den Gehalt in unserem Busen nennt, daß all die mannigfachen Processe, Thätigkeiten und Ergebnisse des höhern Seelenlebens gleichfalls ein in sich begrenztes und organisirtes Lebendiges darstellen, eben so gewiß ist es, daß in dem Gefühl des Schönen sich vorzugsweise diese geistige Lebenseinheit gefördert und gehoben zeigt.

Was aber vom Subjekt gilt, das findet seine volle Anwendung auch auf das Objekt:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Wie könnt' es in die Sonne blicken!
> Wohnt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

So wenig aus dem Wasser Feuer sich entwickelt, so wenig vermag das Todte Lebendiges zu wecken. Jenes gesteigerte Lebensgefühl, dem wir den Namen der Schönheit beilegen, kann nur die Wirkung der äußerlich dargestellten Lebensidee seyn. Der Lebenspuls, der in den Adern des antiken Marmors schlägt ist die Ursache, daß das ideale Leben in uns gleichfalls in höheren Pulsen schlägt.

Damit haben wir die erste und allgemeinste Definition des Styls gewonnen: der Kunststyl ist dargestelltes Leben. Da scheint denn das Feld, das dem Künstler für seine Schöpfungen offen steht, ein unendliches zu seyn, und in Wahrheit ist es auch ein solches. Wie der Ocean des Lebens uferlos in ewigem Kreislauf Welle auf Welle folgen läßt, eben so schrankenlos strömt für den Künstler seine Lebensidee, die ihm fortwährend zuzurufen scheint: „Auf! bade, Schüler, unverdrossen die irdische Brust im Morgenroth!" Es ist die wirkende, die schaffende Lebenskraft, die Goethe unter dem Bilde der Natur in den fast prophetisch begeisterten Worten schildert: „Sie baut immer und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und Alles will sie verschlingen. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen." Eben so räthselhaft, eben so unerschöpflich und unermeßlich ist das Füllhorn der Kunst. Leben quillt aus den Händen des ächten Jüngers der Kunst, er weiß selbst nicht wie. Vergegenwärtigen wir uns mit dem innern Auge die ganze Reihenfolge lebender Wesen, die aus dem Schooße der Erde hervorgingen und von denen eine Menge Generationen verschwunden und unter den obern geologischen Schichten begraben sind — wo, frage ich, ist das Ende, wo eine letzte Grenze für die Bildungen dieser Schöpferkraft? Aber wo bricht auch der Kreis des Lebens ab, den der Künstler als ein treuer Jünger der Natur schafft? Nirgends. Noch niemand hat das Meer mit der hohlen Hand ausgeschöpft: wer wollte das künstlerisch Darstellbare erschöpfen?

Man könnte dieß die Würde des Künstlers nennen, seine glückliche Stellung inmitten einer Unendlichkeit von Aufgaben. Im Allgemeinen werden wir sagen müssen, daß von der Kunst alles dargestellt werden kann, was lebensfähig ist. Auf das Was kommt es eben darum wenig an, um so mehr auf das Wie. Das kleinste Infusionsthier ist eben so gut ein Ausdruck der natürlichen Lebenskraft als der Mensch. Sofern es lebt, steht das Kleinste auf derselben Linie mit dem Größten, darum weil das Gesetz, das sich in der lebendigen Gestalt offenbart, eines und dasselbe ist. Der springende Punkt, der über Leben und Nichtleben entscheidet, ist der nämliche, mag der Organismus noch so einfach, oder noch so zusammengesezt seyn. Nehmen wir die Malerei als diejenige Kunst,

Digitized by Google

welche die Lebensidee am unmittelbarsten und faßlichsten darstellt — zusammengehalten mit dem Princip künstlerischer Darstellung, ist das reichste und großartigste Geschichtsbild nicht mehr werth als eine winzige Landschaft, auf der möglicherweise nur ein Baum oder ein Fußpfad sichtbar wird. Das eine wie das andere ist in seiner Art gelungen, wenn der Ausdruck des Lebens mit gleicher Wahrheit, mit derselben Unmittelbarkeit daraus spricht. Es kann der Odem des Lebens aus dem scheinbar unbedeutendsten Bildchen uns anwehen, während der Hauch des Todes vielleicht aus der bewundertsten Leinwand von kolossalen Dimensionen den Kunstverständigen überfröstelt.

Die Sache ist ganz einfach. Es lebt nicht alles, was zu leben scheint. Es gibt ein geheucheltes Leben, und dieses ist schlimmer als der wirkliche Tod. Nicht auf der Oberfläche liegt das Leben, sondern im Mittelpunkt; eine Dekoration ist noch kein Bild. So wie es ausgemacht ist, daß die Kunstgeschichte als solche erst da beginnt, wo der Künstler die Idee des Lebens in seine Gewalt bekommt, eben so unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß der Verfall in der Kunst jedesmal da seinen Anfang nimmt, wo das wirkliche Leben in ein gemachtes übergeht. Der Uebergang ist manchmal kaum merklich, läßt sich jedoch mit großer Sicherheit erkennen, wenn man eine größere Zahl gleichzeitiger Kunstwerke zu vergleichen Gelegenheit hat. Das Lebensfähige muß die Bedingungen des Lebens besitzen: dieß ist der Punkt, auf den alles ankommt. Es gab eine Zeit — und sie liegt noch nicht weit hinter uns — wo selbst Männer der Wissenschaft der Ansicht waren, man könne die Reihe der lebendigen Wesen in's Unendliche verlängert denken, und wenn es keine Centauren, keine Greife, keine Sphinxe gebe, so geschehe es allein, weil es zufällig der Natur nicht eingefallen, welche zu schaffen. Eine der jüngsten und zugleich glänzendsten Wissenschaften hat dagegen auf unwiderlegliche Weise dargethan, daß solche Phantasiegebilde gar nicht existiren könnten, weil ihnen die Bedingungen des Lebens abgehen. Bekannt ist die witzige Anekdote, welche ein humoristisches Blatt vom großen Cuvier erzählt. Der Teufel erscheint vor dem berühmten Zoologen und droht ihn zu verschlingen. Cuvier bleibt ganz gelassen dabei, beschaut sich seinen Mann vom Kopf bis zur Zehe und lächelt verächtlich vor sich hin: „Hörner, Hufen! ein Wiederkäuer! Du frißt mich nicht!“

Die Aufgabe ist dieselbe für die Kunstwissenschaft: auch sie muß den Pferdehuf beurtheilen, zwischen Tod und Leben, zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Schaale und Kern unterscheiden lernen. Aber freilich ist nicht jedes Auge befähigt, die Bedingungen zu erkennen, ohne deren Zusammenwirken kein Lebendiges zu Stande kommt. Alles Leben geht von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus, es bildet sich durch Assimilation der dem Keime von außen zugeführten Stoffe; daher die centrale Stellung des Keims, die der leichten und umfassenden Aneignung der Bildungsstoffe, in die derselbe gleichsam gebettet ist, am meisten entspricht. Für das Lebendige der Kunst ist es der einheitliche Gedanke des Kunstwerks, und insofern die Befähigung des Künstlers, einen solchen klar und verständlich in allen seinen Theilen durchzuführen, die zum Gelingen unerläßlich, das sind, was wir mit dem Namen des **Seelenhaften** bezeichnen. Ein Kunstwerk muß Seele haben, bedeutet nicht, der Künstler müsse in seine Arbeit übersinnliche Motive hinein legen. Ein seelisches Princip wohnt dem gemeinsten Organismus inne, und das derbste niederländische Genrebild kann diesen entscheidenden Vorzug vor der ideellsten Composition voraus haben. Ob ein Kunstgegenstand Leben hat, fühlt sich vielmehr daran, daß der Wirkung einer lebendigen Erregung des Subjekts eine reale, bestimmt abgegrenzte Stimmung zu Grunde liegt. Wie es bei dem Organischen der Natur zumeist darauf ankommt, daß nichts Zweideutiges darin liegt, der Zweck des Lebens vielmehr überall hervortritt, ganz eben so soll das Kunstwerk eine bestimmte Lebensidee in ihren wesentlichen Merkmalen darstellen. Es ist gar nicht nothwendig, daß man auf den ersten Blick alle Motive vollständig durchschaut; nur das Eine darf der Künstler niemals zweifelhaft lassen, welche Anschauung oder welche Gemüthserregung er zu wecken beabsichtigt. Darin liegt sehr häufig der Vorzug der beiden extremen Richtungen der Kunst, ich meine der Darstellungen des Uebersinnlichen und des Gemeinsinnlichen: beide Kategorien sind ganz besonders geeignet, eine klare und determinirte Stimmung in der Seele zu wecken.

Nur aus der Mitte des Gedankens heraus gelingt die künstlerische Arbeit. Dadurch allein verräth sich der Mann von Genie, dadurch unterscheidet sich die Kunst von der Künstelei. Wie häufig geschieht es daß der Künstler sich mit einer ganz unbestimmten und allgemeinen Vorstellung dessen, was er darstellen will, ans Werk macht, in dem Wahnglauben, es genüge schon, überhaupt einen Gegenstand ausgewählt zu haben, ohne daß es nöthig wäre, vor der Ausführung auch die Bedingungen genau erwogen zu haben, unter welchen derselbe zu einem wahrhaft, nicht bloß scheinbar lebendigen Ausdruck gebracht werden kann. Daher das Unsichere, Unreife und Unfertige, überhaupt **Styllose** oft gerade in den fleißigsten Arbeiten. Die Natur gibt dem Zufall nichts anheim, so darf es auch die Kunst nicht. Hat Einer die Mittel nicht in Anschlag gebracht, die zum Ziele führen, so bleibt ihm nichts übrig, als unter der Arbeit selbst die Motive, wie und wo er sie findet, zusammenzusuchen und dieselben eben so äußerlich an einander zu reihen. „Je größer das Talent,“ bemerkt irgendwo Goethe,

Digitized by Google

„je entschiedener bildet sich gleich Anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriß das, was dargestellt werden soll, vom Grunde loslöst und körperlich einfaßt." Die Alten, in den besten Zeiten ihrer Kunstentwicklung, waren gewohnt, gerade nur so viele Motive für die Einheit des künstlerischen Gedankens in Anwendung zu bringen, als erforderlich waren, demselben ächtes Leben einzuhauchen. Wir Neueren dagegen huldigen dem Irrthum, durch Häufung der Motive könne man das Leben ersetzen, es genüge schon, vielerlei darzustellen, um ästhetisch richtig oder stylistisch darzustellen. Dieß kommt mir vor, als wollte man der Puppe dadurch zum Leben verhelfen, daß man ihr eine Menge Arme und Beine ansetzt, da doch der Mensch mit zwei Beinen ganz bequem geht, mit dreien aber sich nicht von der Stelle zu rühren vermöchte.

Bei dem gerügten Verfahren entstehen Ungeheuer, und ungeheuerlich sollte man am ehesten manche der gegenwärtig herrschenden Kunstzustände nennen. Die innere Armuth, die sich äußerlich mit Flittergold behängt, ist ohne Zweifel widerwärtiger als der Bettler, der in Lumpen geht. Der lügenhafte Schein kann am allerwenigsten Zugang zum Kunsttempel haben, in dessen Allerheiligstem der Tod selbst sich zum Leben verklärt. Schminke und Puder geben die verlorene Jugend nicht zurück.

Dieß berücksichtigend können wir den Styl nunmehr näher bestimmen als die Kunst, die das Leben aus seinem eigenen Grunde heraus schafft, oder, was dasselbe ist, als das seelenhafte Kunstwerk. Stylios mag dagegen alles heißen, was durch den Aufwand äußerer Mittel den Mangel an einem innern Lebensgrund zu verstecken sucht. In der Kunst ist der Reichste, wer mit den wenigsten Mitteln das Meiste, der Aermste, wer mit den meisten Mitteln das Wenigste leistet. Den Schmuck hängt man wohl um, die Schönheit nicht; diese ist angeboren, jener gemacht. Die Perle sucht man auf dem Meeresgrund, das Auge leuchtet durch sich selbst. Es wird dem reinen Sinn ganz ängstlich zu Muthe, wenn er beim Ansehen eines Gemäldes oder beim Anhören eines Musikstückes bemerken muß, wie sauer es sich der Künstler werden ließ, etwas Wirksames zu Stande zu bringen, wie er aus allen Quellen schöpfte, nur nicht aus dem Born ungetrübter Begeisterung, die sich selbst genügt, sich selbst Maß und Regel ist.

Nicht umsonst haben wir bei der Vergleichung der Kunst mit der Wissenschaft hervorgehoben, daß jene vom Nothwendigen und Gesetzmäßigen ihren Ausgangspunkt nimmt: eine einfache Schlußfolgerung sagt uns nunmehr, wie wir das Gesetzmäßige im Kunstwerk zu verstehen haben. Der Künstler darf nie versuchsweise oder experimentirend zu Werke gehen; er darf sich durchaus nicht auf glückliche Stimmungen und Einfälle während der Arbeit selbst verlassen; seine Aufgabe ist vielmehr die, mit der Umgrenzung der darzustellenden Idee bei sich selbst oder in der Zwiesprache mit seiner eigenen Phantasie bereits ins Reine gekommen zu seyn, bevor er zur Ausführung schreitet. Es ist das feste Skelett, das dem lebendigen Organismus seine bestimmte Form verleiht, es ist der ordnende Maßbegriff, der dem Lebendigen der Kunst Regel, Gesetz und damit die Bestimmung des Nothwendigen verleiht. Hat einmal die formgebende Einbildungskraft einen Gedanken empfangen und die Umrisse, in welchen die Idee erscheinen soll, festgestellt, so ist dem Künstler nicht mehr die Wahl gelassen zwischen unendlich vielen Möglichkeiten der Darstellung; der Theil wird in's Einzelste durch das Ganze bestimmt und läßt sich nicht mit Stecknadeln anheften. Dieß nennt man den bestimmten Maßbegriff, der mit dauernden Gedanken befestigt, was in schwankender Erscheinung schwebt.

Es ist seltsam, wie in reichbegabten Künstlernaturen dieses Gesetz des Nothwendigen mit derselben Sicherheit zu wirken scheint, womit das Naturgesetz bei der Bildung des Fötus verfährt. So beschreibt Mozart in einem Briefe an einen vornehmen Gönner sein Componiren in eben so lehrreicher als merkwürdiger Weise: „Wie meine Art ist beim Ausarbeiten von großen, derben Sachen, darüber kann ich wahrlich nicht mehr sagen als dieß, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, oder auch nach guter Mahlzeit beim Spazierengehen, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweise und am besten. Woher und wie das, weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe, und summe sie wohl auch für mich hin, wie mir andere gesagt haben. Halt' ich nun das fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der Instrumente u. s. w. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nicht gestört werde. Da wird es immer größer und größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich es hernach mit einem Blicke gleichsam wie ein schönes Bild oder wie einen hübschen Menschen im Geist übersehe, und gar nicht nach einander, sondern gleichsam alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus; alles das zu finden und machen, geht in mir nun wie ein schöner, starker Traum vor. Aber das Ueberhören, so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich so leicht nicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach

Digitized by Google

einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sacke meines Gehirns, was schon vorher, wie gesagt, eingesammelt ist. Darum kommt es auch hernach schnell auf das Papier, denn es ist eigentlich schon fertig, wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist."

Die Motive scheinen dem ächten Künstler von allen Seiten zuzufliegen, aber mit sicherem Instinkt weist er alle die zurück, welche zu dem Ganzen nicht passen, von dem ordnenden Maßbegriff nicht mit innerer Nothwendigkeit in den Organismus des Kunstwerks eingefügt werden können. Nur scheinbar waltet in dieser halb bewußten, halb unbewußten Thätigkeit der Zufall; die „Brocken zu der Pastete" weisen sich in ihrer Beziehung zu der einheitlichen Idee des Kunstwerks als nothwendige und integrirende Bestandtheile desselben aus, die, verglichen mit der wissenschaftlichen Behandlung abstrakter Gegenstände, einem ohne Vergleich strengeren Formzwang unterworfen sind. Eine theoretische Abhandlung läßt sich ohne Gefahr für das Ganze erweitern und zusammenziehen: die Form, in welche der künstlerische Gedanke gegossen wird, kann man nicht nach Belieben dehnen; die Glieder mag man wohl ausrenken, und damit verflüchtigt sich auch das inwohnende Lebensprincip.

Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen —
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt, der Farben.

Nur verwechsle man den künstlerischen Maßbegriff nicht mit der steifen und langweiligen Regelmäßigkeit der mathematischen Figur, die mit dem Leben nichts gemein hat. Daran erkennt man den Pfuscher, der in das Formgesetz ganz fälschlicherweise die geometrische Nothwendigkeit hinein trägt. Nicht die abstrakte Regel ist es, die im Lebendigen waltet, sondern die organische Form, welche in der Unterordnung des Theils unter das Ganze die Zweckmäßigkeit frei gewähren läßt. In der Kategorie des Zweckes sind Freiheit und Nothwendigkeit schiechthin eins. Einen bloß nothwendigen Schematismus kann es in der Kunst nicht geben, weil alle schöpferische Lebenskraft durch den allgemeinen Gattungsbegriff zwar gebunden, in Betreff der individuellen Zweckmäßigkeit dagegen frei ist. Gewiß, auch die Lösung eines mathematischen Problems verfährt nach Zweckbegriffen. Soll eine Gleichung aufgelöst werden, so regiert ein bestimmter Zweck die Methode; mit der geraden Linie und dem Kreise, den beiden einfachsten Figuren, werden eine Menge Aufgaben construirt. Allein die mathematische Zweckmäßigkeit ist weiter nichts als die frei gewählte Application einer schlechthin nothwendigen Regel; an sich, oder als Lösung des Problems kann sie sich aus dem Cirkel nicht heraus bewegen, in den das reine Denken eingeschlossen ist. Mit andern Worten: sie hat es immer nur mit dem Allgemeinen als solchem zu thun, daher der Zweck bei ihr mit der Regel und diese mit dem Schematismus zusammen fällt. Die Mathematik kann nicht individualisiren, ihr Verfahren kann nur die Subsumtion unter den Gattungsbegriff seyn.

Wie ganz anders der in der Kunst und dem künstlerischen Schaffen waltende Zweck! Die Einheit, aus deren Mittelpunkt heraus das Leben sich bildet und gestaltet, hat mit dem mathematischen Punkt nichts gemein als die Stellung oder das Verhältniß zu dem, was daraus werden kann. Mit beiden wird angefangen. Nicht die Folgerichtigkeit in dem Verhältniß des Punktes zum Punkte beherrscht den Lebensproceß, sondern die freigeschwungene Linie organischer Zweckmäßigkeit, die ihre Aufgabe löst, indem sie nach der höchsten Idee des Zwecks individualisirt.

Nehmen wir ein Beispiel, und zwar aus derjenigen Kunst, in der die Mathematik eine wesentliche Rolle spielt; ich meine die Musik. Die Harmonielehre hat es mit der mathematischen Folgerichtigkeit paralleler Tonreihen zu thun, daher schon Leibnitz den Satz aufstellen konnte, die Musik sey eine gefühlte Arithmetik, was C. Maria v. Weber noch mystischer so ausdrückte: das rein Vierstimmige ist das Denkende in der Tonkunst. Eine gegebene Melodie läßt sich von jedem, der die Regel kennt, harmonisch verarbeiten; so angesehen aber entstehen nur Musikstücke, denen man den Ausdruck „gelehrte Musik" beilegt, von der Mozart zu urtheilen pflegte, es stecke nichts darin. Solche kunstgerechte Regelmäßigkeit hat für sich und unabhängig von der Melodie keinen rein ästhetischen Werth. Die Harmonielehre an sich kann nur generalisiren, wogegen die Melodie das Individuelle und darum Lebendige in der Kunst vertritt. Wir besitzen von der Harmonie eine ausreichende Theorie, während die Melodie weder selbstständig ausgearbeitet worden ist, noch über einige allgemeine Warnungen und Anweisungen hinaus kam. Der allgemeine Kern, die Substanz oder der Inhalt der Musik kann nicht von der mathematischen Regel producirt oder auch nur beherrscht werden, und Beethoven ist zumeist darum ein so großer Meister, weil in seinen Arbeiten nach dem Urtheil des arithmetischen Harmonikers gar oft „keine Logik" ist.

Dieß hindert immer nicht, daß das Formgesetz in der Kunst ein absolutes ist, nur nicht in dem Sinn logischer Nothwendigkeit, sondern insofern das individuelle Leben in seinen reinsten und höchsten Offenbarungen als vollwichtiger Ausdruck eines Gedankens sich nach dem Maße der ihm zukommenden Lebenskraft begrenzt. So überaus bedeutungsvoll

Digitized by Google

erscheint in der Kunst die höchste Freiheit mit der höchsten Nothwendigkeit gepaart, die eine in Beziehung auf den Stoff, die andere in Beziehung auf die Form. Für das Erscheinen des Lebendigen nach allgemeinen Gattungs- und Artbegriffen gibt es kein Zwingendes; das individuelle Leben, soll es die Form des ihm eigenen Individualismus vollständig erfüllen, ist ein Unicum. Aus dem Mutterschooße der allgemeinen Lebensidee lassen sich zahllose Gestalten greifen; wer dieselben aber nicht bis in's Einzelnste zu individualisiren versteht, kann kein vollendetes Kunstwerk schaffen.

Dabei ist nun freilich noch eine andere Frage zu erledigen, deren Wichtigkeit, zumal in unserer Zeit, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ist es nicht bloß die höchste, sondern die einzige Aufgabe der Kunst, Leben darzustellen, so gewinnt es den Anschein, daß einen künstlerischen Vorwurf nur dasjenige abgeben kann, was nach den Gesetzen der Erscheinungswelt, der wir angehören, somit in der Natur oder der Geschichte, lebendige Existenz gewinnen kann. Weiter reicht für uns die Lebensfähigkeit nicht, und es muß vorläufig problematisch bleiben, ob der Künstler die kosmischen und historischen Schranken zu durchbrechen und ein eigenthümliches, von den uns unmittelbar vorliegenden Bedingungen abweichendes Leben darzustellen berechtigt ist. Denkt man indessen reiflicher über die Sache nach, so darf die Idee einer derartigen Beschränkung durchaus nicht unterworfen werden. An sich schon ist das geschichtliche Leben, so sehr es sich auch in seinen meisten und wesentlichsten Momenten wiederholt, und an tausend Fäden mit dem in sich abgeschlossenen Naturleben, wo nur das Individuum, aber nicht die Gattung sich von neuem erzeugt, zusammenhängt, ein fortlaufender, sich stets erneuernder, höhere und ideellere Stufen des Daseyns aus sich erzeugender Bildungsprozeß. Wenn selbst die Natur Wesen schuf, von deren Existenz uns nur die oberen Schichten des Erdkörpers Kunde geben, um wie viel mehr müssen die Gestalten und Erscheinungen des geschichtlichen Lebens eine Kette ohne Ende darstellen, sie, die nicht, gleich den Naturwesen, in der Freiheit des schöpferischen Aktes die Nothwendigkeit des Gesetzes, sondern umgekehrt in der Nothwendigkeit ihrer endlichen Erscheinung die Freiheit ethischer Selbstbestimmung offenbaren! Ohnedieß ist der menschliche Geist, es ist das Gemüth unendlich vielfacher Lebensregungen fähig, und was in diesem Sinne wirkt, das muß auch ein Anrecht auf künstlerische Behandlung haben, sey es vermittelst des Tones oder der Farbe, sey es durch die Gestalt oder im Worte. Die Sphinxe, die vor den ägyptischen Tempeln lagerten, oder die kolossalen Wunderstiere, die in Stein gehauen an den assyrischen Königspalästen Wache hielten, sind Wesen, die nach dem Ausspruch der Physiologen nur in der Einbildungskraft existiren können, und doch werden sie, in richtigen Verhältnissen ausgeführt, stets eine mächtige Wirkung auf den Betrachter hervorbringen. Warum das? Weil sie mit den religiösen Vorstellungen dieser Völker aufs innigste zusammenhängen und ein integrirendes Glied bilden in dem Cyklus mythologischer Bilder, der am Nil und am Tigris ganz seine Stelle hatte. Solche Wunderthiere lebten wahrhaftig in der Einbildungskraft dieser Völker, und jeder, der geistige Elasticität genug besitzt, um sich in den Ideenkreis, dem sie entsprungen, hineinzufinden, kann an sich die Erfahrung machen, daß die Fabel zur Wahrheit wird, daß das scheinbar Monstrose sich mit den für die Kunstdarstellung unerläßlichen Lebensbedingungen erfüllt. Auch gewinnt bei einigem Nachdenken die Erwägung Raum, daß die phantastischen Gestalten nur einen dekorativen Charakter hatten, tieferen religiösen Vorstellungen nur als Einleitung, Schmuck oder Folie dienten, und in ihrer Sonderbarkeit eigenthümliche Vorstellungen ausdrückten, die nur im Zusammenhang mit dem gesammten Religionssystem der betreffenden Völker ihre Erklärung finden.

Mythologische Gegenstände werden so lange von der Kunst angeeignet werden können, als sie dem religiösen Bedürfniß wirklich entsprechen, ihren Ursprung in der lebendigen Beziehung des Sinnlichen auf das Uebersinnliche, des endlichen Menschen zu der unendlichen Gottheit an der Stirne tragen. Wo aber vollends, wie dieß bei der griechischen Mythologie der Fall ist, die Götter- und Heroengestalten vollendete Projektionen des Ethischen im Menschen, gediegene Offenbarungen aller in der Tiefe seiner Brust schlummernden Geheimnisse sind, da ist die Kunstdarstellung erst recht an ihrem Platz, weil sie alsdann die Spitzen, die eigentliche Krone der Lebensidee auszudrücken hat. Dasselbe gilt von der christlichen Religion, sofern ihr Inhalt, der geschichtliche sowohl als der metaphysische, durch die Kunst reproducirt wird. Die Erzählungen der heiligen Schrift, ihre Parabeln und Allegorien, eben so die späteren Heiligengeschichten mit dem ganzen Apparat ihrer Wunder, vermittelst dessen sie aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare hineinragen, sie mögen gesammt oder im Einzelnen von dem kalten Verstand angefochten werden, dem Künstler bleibt es nichts desto weniger unbenommen, sich ganz in diese göttlichen Mysterien zu versenken, vorausgesetzt, daß seine idealen Gestalten einer gottinnigen Ueberzeugung ihren Ursprung verdanken. Diese Feuerprobe aber ist unerläßlich; vom Hauche wahren Lebens beseelt sind Darstellungen des Ueberirdischen allein, wenn das Werk aus einem glaubensstarken Gemüth entsprungen ist. Der derbste Naturalist, der mit allen Vieren den Fährten der Natur und ihren greifbaren Erscheinungen nachschleicht, wird in sehr häufigen Fällen das Lebendige, das ihm vor

der Nase liegt, sehr unlebendig darstellen, während ein bis an's Ekstatische streifender Spiritualismus in seine himmlisch verklärten, ätherischen und durchsichtigen Gestalten eine Fülle von Leben und Wahrheit zu legen weiß, von der selbst der Ungläubigste sich betroffen fühlt.

So reiht sich eine weitere wesentliche Bestimmung zu den Erklärungen, wodurch wir das Wesen des Kunststyls deutlich zu machen suchten: Stylistisch dargestelltes Leben ist ein wahres und unmittelbares Leben, nicht erheuchelt und angekünstelt. Eine ideenlose Kunst mag sich noch so sehr aufblasen, mit der gespreiztesten Zuversicht Stoffe behandeln, die ihr innerlich fremd, von andern angeborgt sind, Lebendiges wird daraus nimmermehr entstehen. Um wahr darzustellen, muß einer wahr fühlen, daher in einer glaubensarmen Zeit, die sich mit ihrer dürftigen Phantasie abquält, überall nur die Todtenmaske sichtbar wird. Häufung mühsam zusammengelesener Motive thut es nicht; das an sich Lügenhafte läßt sich doch nur übertünchen, und wo der Wurm des Todes schon im Keime sitzt, da kann sich nur eine taube Blüthe entfalten. Euer Nazarenerthum, das Spielen und Tändeln mit dem ascetischen Idealismus jener reinen, gottinnigen Seelen, in denen der himmlische Christus Gestalt gewonnen hatte, hilft euch nichts, so lange ihr euch und andere mit der Einbildung plagt, ihr seyet jener Fra Angelico, der in der Klosterzelle zu San Marco in Fiorenz die Krönung der Maria an die Wand malte. So etwas läßt sich nicht durch Abstraktion gewinnen, nicht anoder ablernen; es will, wie jeder kernhafte und unverfälschte Ausdruck einer sittlichen Natur, erlebt seyn.

Den entschiedensten Tadel verdient aber die in unserer Zeit so beliebte und leider so viel bewunderte Manier, ohne alle Rücksicht auf das dem Lebendigen, dem größten wie dem kleinsten, inwohnende Einheitsprincip, in buntester Allerleiheit reale und ideale, historische und allegorische Stoffe zusammenzuleimen. Man geht dabei von der Voraussetzung aus, die quantitative Summe einzelner Wirkungen bestimme den Gehalt der Totalwirkung, und es komme nur darauf an, eine möglichst runde Summe gelöster Aufgaben neben einander vorzuführen. Nichts verkehrter als das! Der dramatische Dichter, der in einem Trauerspiel die heterogensten Charaktere und Situationen ohne eine innere und nothwendige Beziehung zu der Idee des Ganzen an einander reiht, verstärkt durch einen solchen müssigen Kraftaufwand so wenig die Wirkung seiner Dichtung, daß er sie vielmehr in demselben Maße schwächt, in welchem der Zuschauer von einem Fremdartigen zum andern fortgezogen wird. Die Breite steht hier im umgekehrten Verhältniß zur Tiefe. Ohne eine sachgemäße, durch die zu lösende Aufgabe selbst vorgeschriebene Oekonomie der aufgebotenen Mittel, ohne die richtige Abwägung des im Gebrauch der Motive Zulässigen und Unzulässigen müssen Grotesken entstehen. Bei den gemalten Potpourris, die sich pomphaft als die eigentliche Grundessenz der Geschichtsmalerei ankündigen, geht dem gesunden Menschenverstand geradezu das Verständniß aus, wenn er erst mühsam errathen soll, was der Künstler mit den kunterbunten und durcheinander zappelnden Figuren denn eigentlich gewollt habe. Wer mir zumuthet, bei jeder einzelnen Gruppe erst den besondern Intentionen nachzuspüren, die er dabei gehabt, die Einfälle zu errathen, die er kaleidoskopisch in einander geschlungen, der schwächt und verkümmert nicht bloß den Kunstgenuß, den er hervorbringen wollte, er macht ihn geradezu unmöglich, weil er einseitig den Verstand beschäftigt und an diesen Forderungen stellt, die mit der Kunst gar nichts gemein haben. Solches Gebaren kommt mir vor, wie wenn jemand von unserem berühmten Physiologen Johannes Müller fordern wollte, er solle ihm den Pegasus, der auf dem Giebel des Berliner Schauspielhauses steht, anatomisch analysiren. Der Künstler hat kein Recht, Räthsel aufzugeben; er soll sie vielmehr lösen, indem er die Embryonen der im Dämmerlicht unseres Bewußtseyns verhüllten Lebensidee in's Daseyn ruft. Es ist eitel Spielwerk und eine todte Fratze, wenn das Leben in der Kunst unter der Masse des Stofflichen erdrückt wird. Was in dem Zusammenhang der tellurischen Erscheinungen nicht zusammengeht oder von der idealen Gemüthswelt nicht als eine aus gemeinsamem Grund erwachsene Mannigfaltigkeit einheitlicher Lebensmomente erkannt wird, findet auch da keine Stelle, wo das Natürliche, gleichsam in seiner höhern Potenz, vom Hauche der Freiheit durchdrungen und verklärt erscheint, wo nach einem glücklichen Ausdruck Schellings die lautere Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfließt. Widersprechendes läßt sich auch in der Kunst nicht bewältigen, und so werden wir stylistisch richtig nur das nennen, was das Vollbewußtseyn des belebten und beseelten Stofflichen vermittelst der freiwaltenden Zweckmäßigkeit in uns weckt.

Digitized by Google

Das Mädchen aus der Fremde.

Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau.

(Fragment aus der Gegenwart.)

II.

Mathilde war nicht in den Tugendbund aufgenommen, obgleich sie, trotz ihrer vielen und mannigfaltigen Lehrstunden, ein gescheidtes Mädchen war. Sie und Klara hatten einander von Anfang an mit etwas mißtrauischen Augen betrachtet. Mathilde behauptete bald bedeutende Widersprüche in den Aussagen und Erzählungen derselben, bald große Mängel in ihren angeblichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten zu finden. Der naseweise Backfisch legte sich ausdrücklich darauf, die weise Klara auf's Eis zu führen. Wenn diese in der Lehrstunde, die sie mit den Kindern Abends hielt, schöne patriotische Reden über den Rhein preisgab, fing die boshafte Mathilde an: „Ja, Fräulein Klara, wo entspringt er denn?" — „Es ist eine Schande, wenn du es nicht weißt," bemerkte Klara würdevoll. — „Aber ich möcht' es so gern von Ihnen erfahren." — „Auf so unbescheidene Weise erlangt man keine Belehrung!" beschied Klara kurz. Beim Vater fand Mathilde kein Gehör für ihre Ausstellungen, die Mutter wurde eher etwas mißtrauisch. Klara hatte sich ihrer vollkommensten Fertigkeit in allen weiblichen Handarbeiten gerühmt, aber die neuen Hemden, die der geplagten Hausfrau schon lange wie ein Berg vor der Seele gestanden und die sie Klaras geschickter Hand mit Vertrauen übergeben, waren in der That bitterbös ausgefallen, obwohl Klara viel Schönes über die Theorie des Hemdenzuschnitts wußte und den Grund des Mißlingens sehr genau nachweisen konnte.

In der Nähe des Doktorhauses war die Apotheke gelegen; der Lehrling daselbst, ein junger Mensch von ungemein viel Kopf (er mußte sich seine Mützen stets extra bestellen), hatte hie und da Aufträge oder Anfragen seines Lehrherrn an den Doktor zu überbringen, und die jungen Mädchen kicherten, so oft er kam, weil Mathilde die kleine Sophie hatte sagen lehren: „Ludwig Dickkopf." Nun vertraute eines Tags der Apotheker dem Doktor, der Ludwig entferne sich hie und da Abends, und seine Magd habe ihn schon vor dem Doktorhaus auf und ab gehen sehen zur Stunde, wo Fräulein Natalie gesungen; auch bringe er unterschiedliche Blümlein nach Hause, die nicht auf Botanisirgängen gesammelt worden. „Nun, sehen Sie," meinte der Apotheker, „ist der Ludwig noch ein heller Bub', kaum der Schule entwachsen, armer Leute Kind, und Ihre Fräulein Tochter ein Kind." — „Gewiß, gewiß!" erwiederte der Doktor mit rothglühendem Gesicht, nahm Hut und Stock und eilte nach Hause.

Die Frau kam eben aus dem Abendkranz zur Veredlung armer Bürgerstöchter, als der Mann in Hast eintrat. „Was ist's? hast du keine Gesellschaft im Schwanen getroffen?" — „Ich habe — den Apotheker — Frau, sag' mir, ist's möglich, kann Natalie so dumm seyn und an eine Liebschaft mit dem dickkopfigen Ludwig denken?" — „Natalie, das kleine Mädchen? du bist nicht gescheidt!" — „Der Apotheker sagt mir, er gehe am Hause vorbei wenn sie Abends singt, und bringe Blumen heim; daß doch der Kukuk!" — „Ach, geh, das ist nichts! Frag' nur die Klara; diese ist ja immer bei den Singübungen."

Klara wurde beschieden, der Vater, immer noch heftig aufgeregt, trug ihr den Fall vor und fragte sie auf's Gewissen. „Wie können Sie das glauben?" sagte sie lächelnd mit ihrer wohltönenden Stimme und dem festen Blick ihrer schönen Augen. „Natalie ist ein Kind und lacht höchstens über den dickkopfigen Buben, ein Kind, bei dem ich mich wohl gehütet, die Saite nur mit einem Hauch zu berühren, die einst den Grundton ihres Lebens angeben soll. Nein, lieber Herr Doktor, da lassen Sie mir die Sorge; ein Glück, daß Sie das Kind auch nicht mit der leisesten Frage aus seiner Unbefangenheit gestört! Natalie und ein Liebesverhältniß!" Sie lachte hell auf, des Doktors Herz war wieder leicht und er meinte: „Ein gescheidtes Mädchen ist sie doch, viel Takt, viel Menschenkenntniß; die Mädchen kann man ihr ruhig anvertrauen; wenn sie nur nicht oft so gar weise wäre."

Grethe, die alte Küchenmagd, gehörte auch zu denen, die minder bezaubert waren vom neuen Stern. Alte Mägde betrachten eine dienende Hausgenossin gebildeten Standes stets mit Mißtrauen. „Das ist kein Geschäft," meinte sie kopfschüttelnd, wenn Klara mit Feuereifer Fußböden scheuern oder gar selbst waschen wollte; „das kommt mir nur so vor wie auf den „Gemählern." Als aber in Folge der zu großen Eingriffe in ihre mütterlichen Rechte die Hausfrau etwas kühler gegen Klara geworden, als selbst Natalie ein wenig von Mathildens Mißtrauen angesteckt wurde, da fing Klara

Digitized by Google

an ihr Vertrauen der Grethe zuzuwenden, und diese mußte selbst gestehen, die Jungfer könne reden „trotz einem Pfarrer.“ Bald theilte sie ihr im Geheim mit, daß sie eigentlich doch nicht recht wisse, ob sie eine Waise sey; ihren Vater habe sie zwar nicht gekannt, aber keine Beweise von seinem Tode. Ferner erzählte sie ihr, sie habe seltsame Träume; jede Nacht erscheine ihr ein stattlicher Mann, der ihr sage, daß sie seine Tochter sey. Die staunende Grethe meinte, ihr habe auch schon je und je etwas geträumt, was darum noch nicht wahr geworden; sie solle aber den Traumpapa auch fragen, wie er heiße. Einige Morgen darauf vertraute ihr Klara, nun wisse sie auch den Namen, er sey ihr im Traum genannt worden, er heiße Friedrich Rosenberg und sie sey mehr und mehr gesonnen nach Leipzig zu schreiben; der Traum habe ihr offenbart, daß er dort sey. Grethe schüttelte sehr bedenklich den Kopf: „das sey ihr doch noch nicht vorgekommen, daß man ein so theures Porto wegen eines Traumes ausgebe.“ Indessen hielt sie das Versprechen strengsten Stillschweigens gegen die Herrschaft.

Während Klara in dieser Weise begann hellsehend zu werden, ließ sie im tagtäglichen Leben die Schwingen etwas hängen; in den Lehrstunden und in der Arbeitszeit wurden ihre Leistungen immer mangelhafter, die schön gesetzten Reden, stets im feinsten Hochdeutsch, wechselten mitunter, wenn sie mit den Kindern allein war und in Affekt kam, mit ziemlich gemeinen Schimpfworten ab; des Tugendbundes schien sie fast ganz vergessen zu haben, seit ihr erster Zögling, Hermann, in eine Pension der Schweiz abgereist war. Frau Bernhard wurde ihrer mehr und mehr müde, und eines Tags kam es zu einem Disput, bei dem sie ihr sagte: „Ich denke, Klara, es ist besser, Sie sehen sich nach einer andern Stelle um.“ Klara aber stürzte ihr zu Füßen: „Sie werden eine Waise nicht verstoßen, die sich mit Vertrauen in Ihre Arme geworfen! Mit der Pforte Ihres Hauses schließt sich auch mein Himmel zu! Albert verstößt mich, wenn Sie mich verstoßen!“ Die gute Frau wurde etwas erweicht und versprach es mit ihrem Mann zu berathen, der nachgerade der großen Weisheit und Gerechtigkeit Klaras satt war. Der meinte nun freilich auch, es wäre besser, sie ginge; er wolle es Albert mit aller Rücksicht für sie mittheilen.

Klara klagte ihre Noth auch der Wittwe, ihrer achtbaren Freundin. Diese kam und legte ein gutes Wort für sie ein. „Und bedenken Sie,“ sagte sie bedeutungsvoll, „man kann nicht wissen, ob das Mädchen nicht mehr ist, als sie scheint; man kann noch Verwunderliches an ihr erleben.“ Die Doktorin versprach sich's zu überlegen. Tags darauf war der Doktor bei Kranken, die Frau im Comité für Beschäftigung alter Wäscherinnen mit Seidezupfen, Mathilde in der populären Astronomiestunde, Natalie hatte Lektion in der Harmonielehre, die Kleinen spielten im Hof; somit war Klara mit der Grethe allein, die eben den Zimmerboden aufwusch, als der Briefträger einen Brief „an Fräulein Klara Werning“ brachte. Klara öffnet ihn im Nebenzimmer und überfliegt ihn, stürzt zur offenen Thür herein, sinkt auf die Knie, während die erstaunte Grethe schreit: „Fräulein Klara, 's ist ja naß!“ und ruft mit erhobener Stimme aus: „Gott sey Dank, ich habe einen Vater! ich bin nicht allein! Friedrich Rosenberg lebt, mein Traum hat mich nicht betrogen!“ Grethe starrte sie mit offenem Mund und großen Augen an, während der nasse Lumpen in ihrer Hand Wasserströme niederträufeln ließ. „Ist das wahr, Fräulein Klara?“ — „Gewiß, gewiß!“ rief diese triumphirend; „Friedrich Rosenberg ist ein reicher Hotelbesitzer; er erwartet seine Tochter mit offenen Armen!“ — „Derjenige, der Ihnen im Traum erschienen ist?“ — „Derselbe, derselbe, gute Grethe!“

Das war denn doch der Grethe zu stark; sie mußte es Abends ihrer Frau mittheilen. Der schien es natürlich noch zweifelhafter, und sie dachte, je schneller die Hellseherin aus dem Hause komme, desto besser. „Klara,“ sagte sie ihr bei nächster Gelegenheit, „ich höre, daß Sie noch einen Vater haben; somit sind Sie nicht schutzlos, wenn Sie unser Haus, wie wir kürzlich besprochen, bis Ostern verlassen.“ — „Ich habe eine Heimath,“ antwortete Klara kurz, mit der ruhigen Würde der beleidigten Unschuld. Frau Bernhard ward immer wieder irre, zumal wenn ihr die Andeutungen der Pfarrwittwe einfielen.

Am selben Abend, als sie vor Schlafengehen noch einen Rechenschaftsbericht über siebenundvierzig Kreuzer schrieb, die sie an drei arme Wittwen zu vertheilen gehabt, kam Natalie noch herein. „Ei, Kind, du bist noch wach?“ — „Ja, Mutter,“ hob Natalie sehr verlegen an, „ich sollte dich noch etwas fragen.“ — „Was denn, Kind?“ — „Mutter,“ sagte das Mädchen ängstlich, „sag mir doch, kann's denn seyn, daß ich in den Apotheker-Ludwig verliebt bin?“ — „Du, Kind?“ fragte die Mutter erschrocken. — „Freilich,“ schluchzte das Mädchen, „Klara sagt's, und ich könne ihn nun mein Lebenlang nimmer vergessen. Ach, Mutter, ist's denn wahr, und bekomme ich denn einmal keinen andern? Und er ist doch so dumm!“

Das arme Kind weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Aber, Kind,“ fragte die entsetzte Mutter, „so sprich nur, warum meinst du's denn?“ — „Sieh, ich habe zwar Klara unter freiem Himmel schwören müssen, ich wolle euch nichts sagen, aber jezt, wo Klara so sonderbar ist, kann ich doch nimmer schweigen. — Wie ich, vor vielen Wochen schon, das neue serbische Volkslied probirte und nachher noch meinen Blumentopf ausgoß, um frisches Wasser hinein zu thun, stand der Apotheker-Ludwig unten. „Was thut denn der Dickkopf noch da?“ fragte ich Klara.

Da schaut sie mich so sonderbar an — o, ich kann gar nicht sagen wie — ganz tief heraus — und sagt: „Natalie, weißt du nicht, was stille Liebe ist?" — — „Das weiß ich freilich," sagte ich. Da deutet sie hinab, wo der Ludwig stand, und flüstert mir ins Ohr:

„Und so saß er viele Tage,
Viele Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang."

„Und so hat sie mir alle Tage und Abende vorgesprochen, wie mich der Ludwig so unaussprechlich lieb habe, und stundenlang in der kalten Nacht dastehe, nur um einen Ton meiner Stimme zu hören. Zuletzt plagte sie mich, ich solle ihm nur ein einziges Blümlein hinunter werfen; das hab' ich zweimal gethan. Dann stellte sie mir vor, wie unglücklich ich den Ludwig machen würde, wenn ich euch etwas sagte, und ließ mich unter dem Sternenhimmel schwören, daß ich keiner Seele ein Wort davon vertrauen wolle. Sie hat mir auch keine Ruhe gelassen, ich solle ihm einmal eine Locke hinunter werfen, das sey sein höchster Wunsch. Aber du weißt, ich trage ja keine Locken, und aus meinen Haaren schneiden wollte ich auch nicht; aber ich hatte viel herausgekämmte, von denen hab' ich einmal hinuntergeworfen. Gesprochen hab' ich aber kein einzigmal mit dem Ludwig. Neulich, als ich schon schlief, kam sie mit dem Licht an mein Bett, ich wachte auf und sie sagte mit feierlicher Stimme: „Natalie, du liebst!" — „Ich?" fragte ich, „wen denn?" — „Du liebst Ludwig, du wirst ihn lieben in alle Ewigkeit!" — Ich weinte beinah und wollte es nicht glauben, weil er mir ja gar nicht gefällt, aber sie hat mir's ganz deutlich bewiesen und gesagt, weil ich ihm Blumen und eine Locke zugeworfen, so gehöre ich nun sein für's ganze Leben. Das war mir so arg! Ich habe so viel geweint in den lezten Wochen! Und gestern Nacht sagte sie mir, Ludwig dürfe nun nicht mehr vor's Haus kommen; wir wollen, wenn alles schlafe, in den Garten hinaus, daß ich ihn nur ein einzigmal spreche. Das habe ich aber nicht gethan, und heute dachte ich, ich wolle dir's sagen."

Unter heißem Erröthen und vielen Thränen wurde dieses Geständniß abgelegt, unter Lachen und Weinen umfaßte die Mutter ihr Kind, als ob sie es vom Abgrund zurückreißen müsse. Eingedenk aber der weisen Lehren Klaras, wollte sie ihre Aufregung nicht steigern. „Geh nur, Kind, und sey ruhig, du bist recht dumm gewesen und könntest tüchtig ausgelacht werden. Versprich, in deinem Leben niemals mehr der Mutter etwas zu verschweigen." — „Gewiß nicht, gewiß nicht!" schluchzte die Kleine, „und nicht wahr, Mutter, ich liebe den Ludwig nicht, und gehöre ihm auch nicht eigen?" — „Behüte, du einfältiges Kind! Ludwig ist ein dummer Junge, und vielleicht hat er so wenig von dir wollen, als du von ihm!" — „Ja, ja, das kann seyn!" rief Natalie erleichtert, und ging getröstet zu Bette.

Die Mutter war zu erschüttert, um Ruhe zu finden; sie mußte den Mann noch wecken und ihm die Geschichte erzählen. Dieser spie Feuer und Flamme und hätte beinahe noch um Mitternacht die Schlange aus dem Haus geworfen, die so sein Kind vergiften wollte. Doch ließ er sich bewegen zu warten, um auch den Ludwig zu hören. Dieser wurde denn andern Morgens mit Vorsicht in's Verhör genommen und erzählte fast dieselbe Geschichte. Klara hatte ihn im Haus und auf einsamen Botanisirgängen einigemal allein gesprochen und ihm anvertraut, wie lieb ihn die Natalie habe, und wie es sie betrübe, daß er nicht einmal an's Fenster komme, wenn sie singe. So hatte er denn endlich mit großen Herzensängsten die Fensterparaden begonnen und die Blümlein heimgetragen, „das Haar aber nicht." Auch hätte er einmal in Herrn Doktors Garten kommen sollen; das hatte er aber nicht können, weil er den Hausschlüssel nicht gefunden. Troz des tüchtigen Verweises von Seiten des Apothekers schien Ludwig doch ungemein erleichtert, daß er nicht mehr obligirt war, ein zartes Verhältniß anzuspinnen. Doktor und Apotheker versprachen sich gegenseitig, jedweden Roman, der sich im Hause finde, zu verbrennen, und schieden als gute Freunde.

Mit Klara war's nun vorüber. Der Doktor wollte sie nicht mehr vor Augen sehen, man schickte ihr das Essen auf's Zimmer nebst einem kurzen Billet, das ihr sagte, sie sey entdeckt, und man erwarte, daß sie ungesäumt das Haus verlasse, lege übrigens ihren Gehalt auch für das nächste Quartal bei. Klara antwortete in einem höchst würdevollen Billet, erkundigte sich nach der Postroute nach Leipzig, packte getrost ihre Sachen, speiste mit bestem Appetit, und stieg nach Tisch im schönsten Puz in den Eilwagen. Auf ihrem ziemlich bedeutenden Gepäck, das sie zum Nachschicken zurückgelassen, stand die Adresse eines Handlungshauses, das ihr dasselbe früher herspedirt hatte.

Fort war sie und das ganze Haus noch in Bewegung von der großen Katastrophe, als die Pfarrwittwe ganz alterirt herbeikam: „Um Gotteswillen, ist's wahr, daß Sie die Klara Knall und Fall fortgeschickt?" — „Gewiß, wir hatten unsere guten Gründe." — „Aber wissen Sie denn, daß sie die Tochter eines ungarischen Grafen Kosowiz ist, der demnächst seine Güter in Ungarn verkauft und sie zu sich holt?" — „Die? eine Betrügerin ist sie, eine falsche Lügnerin!" — Als man der Wittwe die mittheilbaren Belege dafür gegeben, rief sie im größten Schrecken: „Aber meine dreißig Gulden, du lieber Gott! meine dreißig Gulden!" Die gute Frau hatte sich bereden lassen, Klara zu verschiedenen Zwecken allmählig dreißig Gulden

Digitized by Google

zu leihen, wofür sie diese auf reichlichen Ersatz vertröstet, wenn der geheimnißvolle Vater sich offenbaren werde. — Endlich verfiel die trostlose Wittwe, die keine dreißig Gulden zu verlieren hatte, darauf, auf das Gepäck Beschlag zu legen. So wurde dann statt Koffer und Schachteln unter der bezeichneten Adresse ein Brief abgesandt, in dem der ungarischen Comtesse bedeutet wurde, daß sie ihre Effekten mit der schuldigen Summe zu lösen habe. Zugleich schrieb der Doktor an Albert, um ihm den Verlauf der Sache mitzutheilen und sein Verfahren zu rechtfertigen.

Albert antwortete zuerst. Diese lezte Enttäuschung über seine einstige Geliebte war ihm bitter, aber nicht unerwartet. So schnell ihre schöne Gestalt, ihr hinreißendes Benehmen, ihre einsame Stellung einst sein erregbares Herz gewonnen und gefesselt hatten, so rasch waren in ihrem Verhältniß zu der fürstlichen Familie die zweideutigen Seiten ihres Wesens, der Firniß, den sie für Bildung gab, an's Licht getreten. Am Ende hatte er sich selbst über ihren Hang zur Lüge und Intrigue nicht täuschen können, der sie um die Stelle gebracht, zu der sie auch keineswegs befähigt war. Aber mit all dem Zauber, der ihr zu Gebot stand, hatte sie sein Herz, oder doch seinen Edelmuth wieder für sich anzurufen gewußt. Die Doktorin, die er ihr selbst oft als eine herzgute, redliche und gebildete Frau geschildert (die er auch noch nicht in dem Conglomerat von Pflichten verlassen, in dem sie jezt lebte), fiel ihm bei; er meinte, in so einfachen Verhältnissen, unter dem Einfluß einer gemüthlichen Frau in guter und glücklicher Ehe könne dieses reichbegabte Wesen am ehesten zur Einfachheit und Wahrheit zurückkehren. Aber sein heiliges Wort gab er ihr beim Abschied, daß die erste Falschheit von ihrer Seite der Scheidebrief sey zwischen ihm und ihr.

Dieser war nun geschrieben. Albert erhielt darauf von der einst Geliebten alle seine Briefe zurück, in denen er die erste Glut eines Jünglingsherzens ausströmen lassen, in denen später seine gerade Mannesseele mit dieser Schlangennatur gerungen, um sie dem Reich der Lüge abzugewinnen. Bei den Briefen lag ein herzbrechender Abschiedsbrief, in dem sie seiner Liebe, dem Glück und dem Himmel Lebewohl sagte und ihn bat, ihr seinen ersten Brief und sein Bild nicht zu rauben, die sie zurückbehalten und die sie bis zu ihrem Tod auf dem Herzen tragen werde. Am Schlusse beschwor sie ihn, die lezte Barmherzigkeit an ihr zu thun und die dreißig Gulden Nachnahme zu bezahlen, die sie auf das Briefpaket bezogen und mit denen sie allein ihr einziges Besitzthum lösen könne. — Der Brief trug das Postzeichen Leipzig. — So theuer durfte also der gute Albert das leidige Recht bezahlen, die Zeugen seines Irrthums zu verbrennen.

In der Familie des Doktors ebneten sich die Wellen. Der dickkopfige Ludwig hatte bald ausgelernt und zog beruhigt ab; Natalie, die mit ihrer Tante eine Schweizerreise machen durfte, war von Herzen froh, daß er fort war, so froh, wie der Jüngling selbst vom Schauplatz seiner Jugendliebe wider Willen schied. Frau Bernhard nahm zu ihrer Grethe eine tüchtige Kindsmagd und trat aus etlichen Vereinen aus; die Vorlesung über Hünengräber war ohnehin beendet und der Docent über Sophokles abgereist. Die Pfarrwittwe erhielt ihre dreißig Gulden mit der Bitte, die Effekten direkt nach Leipzig zu schicken, da das Handlungshaus sich nicht mehr damit befasse. Dabei lag die Adresse: „An Friedrich Roser, Polizeisoldat."

Das Mädchen aus der Fremde war und blieb bis jezt verschwunden; aber ihre Geschichte wird vielleicht eines Tags in einer Sammlung interessanter Kriminalfälle unter den Biographien merkwürdiger Betrügerinnen ihren leidigen Schluß finden.

Digitized by Google

Helgoland.

IV. Zwei Notabilitäten.

Auf dem einzigen Hügel von Helgoland, der den weitesten Ausblick auf die See gewährt, traf ich, während eben die Badegesellschaft das herrliche Schauspiel eines Sonnenuntergangs mit scharfsinnigen Reflexionen über das Werthverhältniß von Sonnenuntergang und Sonnenaufgang feierte, mit einem Greis in silberweißen Haaren zusammen, der aber ein Gemüth voll jugendlicher Frische und Begeisterung sich bewahrt hat. Es war der alte Schiffscapitän **Hans Frank Heikens**. Er hatte ein Heft bei sich, welches Gedichte, meist in helgolandischer Mundart, enthielt, und so machte ich denn hier Bekanntschaft mit dem Nationaldichter der Helgolander. Noch erinnere ich mich mit Rührung des ersten Besuchs, den ich dem ehrwürdigen Alten in seinem freundlichen Hause machte, das zwei Pappelbäumchen zieren. Da saß er, der Achtzigjährige, in seinem obern Stübchen über dem Conversationslexikon. Er hat in seiner Jugend keinerlei Bildung genossen. Erst später, als er als Schiffscapitän mit seiner „Galiott" das atlantische Meer in die Kreuz und Quer durchsegelte und fremde Länder und Menschen sah, konnte er seinen Wissensdurst befriedigen, den er noch in seinem Alter mit heißem Bemühen zu stillen sucht.

Von seinen Reisen erzählte er mir folgende charakteristische Anekdote. In Palermo sey er einmal in eine fröhliche Tischgesellschaft gerathen, deren heitern Ton selbst ein eifrig predigender Pietist nicht herabzustimmen vermochte. Der Gute kam neben Heikens zu sitzen und begann bald auch mit ihm ein Glaubensexamen anzustellen. Da nahm Heikens einen frischen Schluck Falerner, sagte nichts, sondern holte aus seiner Tasche ein Stück Kreide hervor, zeichnete auf den Tisch einen Kreis mit den Namen: Moses, Confucius, Mahomet, Luther, Calvin, und sezte in die Mitte einen großen Punkt. Der Pietist sah seinen Nachbar mit fragenden Augen an. Da sagte Heikens: „Guter Freund, Ihr habt mich nach meinem Glauben gefragt. Ich meine, die Menschen drehen und wenden sich im Kreise herum mit diesen Namen, Moses, Luther u. s. w. Allein ein Schiffsmann muß gerade aus nach seinem Ziele fahren; so mach' es denn auch ich und gehe gerade aus auf den Mittelpunkt, meinen Herrgott im Himmel los." Diese wackere Antwort bezeichnet ganz die natürliche und frische Frömmigkeit, der sich die Helgolander rühmen.

Heikens hat ein Buch über Helgoland geschrieben, mit dem Titel: „Helgoland und die Helgolander. Memorabilien des alten Helgolander Schiffscapitäns Hans Frank Heikens, herausgegeben von Adolph Stahr." Seine Gedichte im Helgolander Dialekt sind zum Theil sehr anziehend. Zur Probe möge ein Vers dienen, den er mir in's Album geschrieben hat:

> Di kommst en gungs vant Helgolunn,
> Sogs Frännen ab, dayß jamm di hunn,
> En wessels Frünnschepp Stell.
> Mogs glückelk dann dien Heymath wenn,
> En alle Lieben fünn dann senn,
> En ock di gung dann well!

Seine hochdeutschen Gedichte lassen freilich den Autodidakten und Holgolander, der erst in zweiter Linie Deutscher ist, nicht verkennen. Als vor einigen Jahren Goethes Jubiläum auch auf Helgoland gefeiert wurde, war er mit einem hübschen Festgedichte der vornehmste Feiernde und Gefeierte des Tags. Während meiner Anwesenheit auf Helgoland feierte Heikens seine goldene Hochzeit mit seiner ebenfalls noch ganz rüstigen achtzigjährigen Frau.

Ein Helgolander Patriot im vollen Sinne des Worts war Jacob Andresen **Siemens**. Im December 1804 geboren, zeichnete er sich schon in jungen Jahren durch seine Energie und Verstandesschärfe aus, wurde ein tüchtiger Schiffsbaumeister und gründete im Jahr 1826 die Badeanstalt. Sein Vater war durch Meineide und künstliche Havarien Hamburgischer Kaufleute zu Grunde gegangen. Dieß hatte einen unauslöschlichen Eindruck in Siemens zurückgelassen und den herben, bittern Ton in seinem Charakter begründet. Mehrere seiner Schriften beziehen sich eben darauf, so die „Fragmente über den Eid" (1839) und „das Reich des Herrn oder des Gesetzes, wie es entsteht." Schon 1835 hatte er eine Schrift geschrieben: „Die Insel Helgoland vor ihrem bevorstehenden Untergang," worin er England besonders zur Anlegung eines Hafens und von Steinwällen auffordert, und seitdem arbeitete seine ganze Seele an Entwürfen zur Erhaltung seines Vaterlands. Im Jahr 1843 erschien sein „Nordseebesen," welcher die Theilnahmlosigkeit der Hamburger Kaufleute geißelt. Als seine beste, auch in weiteren Kreisen Beifall findende Schrift bezeichnet Boas die 1844 erschienene Schrift: „Deutschlands Seegeltung." Er fordert hier ein Bündniß zwischen Deutschland und Scandinavien und schließt mit den Worten: „Durch Gemeinkraft zur See und zu Land,

Digitized by Google

zu Land und zur See werden Deutschland und der Norden, der Norden und Deutschland zügeln die wildrasenden Elemente, die Erde balanciren." Ich habe seine eigenen Worte angeführt, um eine Probe seines „fast unmöglichen Sprachbaus" und seines schwülstigen, bombastischen Styls zu geben. Viele Kritiker haben deßhalb geglaubt, den Mann lächerlich machen zu dürfen; aber man bedenke, daß Siemens ohne Vorbildung und Kenntnisse, nur dem innern Drange seines urkräftigen Geistes und seinem warmen Patriotismus folgend, diese Schriften geschrieben hat. Man vergesse besonders nicht die geistvollen Gedanken, die freilich oft wie begraben im Wortschwall sich eigentlich an die Oberfläche ringen müssen, und den gesunden Kern in der rauhen Schale, so wird man diesen Mann bewundern lernen, der alles durch sich selbst geworden ist und seine Gedanken gleichsam am Ambos geschmiedet hat. Er war auf Helgoland Mitglied der Oberbehörde und wurde als Abgeordneter nach London geschickt. Tiefer Gram über die Schranken, die er mit seinen Ideen bei sich und bei andern fand, verzehrte ihn; sein Patriotismus wurde oft zum eigensinnigen Rigorismus. Vor wenigen Jahren ist er gestorben, eines bessern Looses würdig, ein ächter Helgolander nach seinen Tugenden und Fehlern.

V. Die Helgolander und die Helgolanderinnen.

Der Helgolander ist ein geborener Seemann, alle seine Sitten, Eigenschaften und Einrichtungen tragen diesen Charakter. Dem Festländer geht in Helgoland eine ganz andere Welt auf, er merkt, daß er, wie für die großartige Seelandschaft, so auch für die Menschen ganz andere Kategorien und Register aufziehen muß. Man steigt aus dem Schiffe und glaubt wieder auf einem zu seyn, denn Ein Blick reicht hin, um das Bischen festes Land zu überschauen; sonst überall nur wieder dieselbe endlose Wogenmasse, der es bei heftigem Sturme beikommen kann, ihre Spritzwellen bis auf's Oberland hinaufzuschleudern. Und die Häuser selbst, wie ähnlich einer Cajüte! Eng, jedes Plätzchen benützt; in der Wand kojenartig zwei Bettstellen, die Decke niedrig, blaugrün angestrichen; hier die Ansicht von einer fernen Seestadt, welche der ergraute Schiffsmann in seiner Jugend häufig besucht hat, dort ausländische Muscheln, und gleich den Wimpeln eines lustigen Schiffs, einige bunte Papierschnitzel, Bänder oder Federn herabflatternd. Aber wie ist alles so reinlich und nett in diesen engen Räumen, in der Küche alles so blank und spiegelglatt, als wäre gestern der Hochzeittag gewesen! Ja, reinlich ist der Helgolander und ordnungsliebend wie Einer, und das gibt der engsten Wohnung einen unglaublichen Reiz. Im Hause waltet die Hausfrau eben so unumschränkt, wie der Mann die Alleinherrschaft auf der See ausübt. Sie pflegen zu sagen: „dem Manne das Meer, dem Weibe das Haus." Man wird deßhalb nie einen Schiffer auf dem Lande beschäftigt sehen; während ihre Frauen die schwersten Lasten die Treppe herauf schleppen, machen die Männer am Falm oder dem obern Felsrande längs der Häuserreihe hin Feierabend, oder, wie sie's heißen, sie „falmen," welches Wort auch von den Badegästen als euphemistische Bezeichnung ihres angestrengten Lebens angenommen worden ist.

Ohne ein Wort zu sprechen, können Gruppen von Helgolandern schon Nachmittags am Falme stehen, unabläßig in die See hinaus schauend. Aber nur eine oberflächliche Beurtheilung konnte sie darum als träge Menschen schildern. Man vergißt dabei die schwere Arbeit, welche die Seeleute Sommer und Winter auf dem Meere haben. Nein, das wäre ein sauberer Schiffsmann, der nicht seinen ganzen Stolz, seine ganze Kraft dem Dienste des Meeres weihte. Das Meer ist seine Braut, ihm gehört all sein Sinnen und Trachten. So hat der freie Germane den Feldbau für Weiberarbeit geachtet, und die Abkömmlinge der ela fria Fresena (der edlen freien Friesen), deren Gruß: „Willkommen, freier Friese," deren Wahlspruch: „lewer duad üs Slaw" (lieber todt als Sklav) lautete, tragen dieses stolze Blut noch in den Adern.

Noch so ermattet oder beeilt, hält schon jeder Badgast hier oben einen Augenblick stille, ehe er weiter geht; er kann nicht vorüber, ohne hinauszuschauen; der Silberblick von tausend Wellen ist auch eine Loreley. Aber mit ganz andern Augen schaut ein Helgolander über die Fläche hin. Er begleitet mit Falkenblicken das fernste Segel und ist in seinen Gedanken der Steuermann des leichten Kahns, der ein Spiel des Windes auf den Wogen tanzt; er befragt den Flug der Möve um den Wind, den er morgen zu seinem Lootsendienst oder Fischfang bekommen wird; er steht wie ein Wächter auf der Zinne, wenn ein naher Sturm seinem Felsen abermals ein Glied vom Leibe zu reißen droht. So falmt der Helgolander; im steten Blick auf die große Natur wächst ihm seine Seele groß und erstarkt sein Geist, an dessen alter guter Kraft bisher alles Gift des Badelebens wie Wasser an Stahl abgegleitet ist.

Nur Ein Mißton verunstaltet diese gesunden, schönen, frommen Naturen, der Zug von Habsucht, von dem schon oben die Rede war. Schon die Jungen packen den Fremden an mit dem widerlichen Geschrei: „En Stilling in de Grabbel!" womit sie sagen wollen, man solle ihnen einen Schilling in den Sand werfen, für das Vergnügen, ihnen nun zuzusehen, wie sie über einander herfallen und sich um den Schilling balgen. Noch unangenehmer und fast unnatürlich roh ist der Ruf: „Vör en Stilling fliegen lassen!" Da haben sie nämlich ein armes Vögelein in ihren

Digitized by Google

Händen, das sie aus dem Neste genommen haben, und vor den Augen der Vorübergehenden so lange kneten und plagen, bis diese mit einem Schilling dem armen Thiere seine Freiheit erkaufen, eine schauerliche Spekulation auf das Mitleid mit der geängsteten Creatur. Aber wie könnte es wohl anders seyn, als daß in einem Gemeinleben, das nur die kleinen particulären Interessen der Familie kennt und von der Unterordnung unter Ein großes Ganze, von einem Leben im Staate keinen Begriff hat, der Egoismus die stärksten Wurzeln schlägt? Und wiederum ist es auch dieses Selbstleben, aus welchem das kräftige Freiheitsgefühl dieses Volkes herstammt, das Hochgefühl, die Stärke des Charakters, das Selbstvertrauen, das jeden zu einem markirten, vollendeten Manne macht, zu dem, was er seyn soll. Die Helgolander Seeleute sind durch ihre Kunst und Zuverlässigkeit weit und breit berühmt, ihre Lootsenfertigkeit ist überall gesucht. Ein vor alten Zeiten ihnen anhängendes Laster, die Trunksucht, ist völlig verwischt; ihre Ehrlichkeit und ihr Biedersinn ist fast sprichwörtlich.

Ein Ueberrest aus alten Zeiten ist das Strandrecht, das aber in seiner humanen Anwendung ihr brüderliches Verhältniß zu einander in ein schönes Licht setzt. Das Drittheil des gestrandeten Guts, das Helgoland für seine Hülfleistung gesetzlich ansprechen darf, zerfällt in manche Theile und Theilchen. Auf das Signal: geloost! geloost! sammelt sich die ganze Lootsenmannschaft, gegenwärtig drei bis vierhundert Mann stark, und loost die zehn Leute heraus, die das Rettungsboot besteigen dürfen. Diese bekommen ihren Taglohn. Alte Lootsen, die aus Altersschwäche nicht mehr mitgehen können, brauchen nur ihre Hand auf den Bord des Bootes zu legen, um auch einen Antheil an der Beute zu erhalten; eben so die arme Wittwe, die die kleinste Handreichung bei Bergung des gestrandeten Gutes leistet. Das übrige kommt in die Gemeindekasse. Man sieht, das Strandrecht der Helgolander ruht noch auf einem alten, barbarischen Communismus, der sich aber in der Praxis zu einem wahrhaft so christenwürdigen Communismus veredelt hat, daß man niemals an ihn Hand anlegen sollte. Der neuzeitliche Communismus dagegen schlägt gerade den umgekehrten Weg ein, er beginnt mit einer wunderschönen Theorie und endet mit einer unmenschlichen Praxis.

Der Tummelplatz der Helgolander Jugend ist das „rothe Wasser," oder wie es neuerdings umgetauft worden, das „grüne Wasser." Am Donnerstag und Sonntag Abend ist hier der niedere, lange Tanzsaal geöffnet, und meist auch so sehr mit Badegästen überfüllt, die einen Tanz mit einem hübschen Helgolander Famel der oft steifen Etikette im Conversationshause vorziehen, daß die tanzenden Paare schon nach wenigen Schritten wieder anhalten müssen und Gefahr laufen, von hinten überrumpelt zu werden. Natürlich herrscht da auch immer eine gräßliche Hitze, und als Schutzmittel dagegen wird ein scharfer Luftzug unterhalten, so daß ich glaubte am andern Morgen mit einem Rheumatismus erster Größe erwachen zu müssen. Aber keine Spur davon! Es ist unmöglich in dieser reinen Luft sich zu erkälten. Originelle Tänze habe ich in diesem grünen Wasser nicht getroffen; es sind meist, mit Ausnahme des englischen Rihls, nur Verketzerungen der bei uns üblichen Tänze. Im anstoßenden Zimmer ist das Buffet, wo sich die Helgolander sehr gerne anbieten, glühenden Conjak mitzutrinken, was ihr Hauptgenuß ist. Und will man einen solchen Burschen am Abend vollends glückselig machen, so genügt ein Stück Ahnbolt, ein aus Mehl, Milch, Eiern, Rosinen, Pflaumen und hineingebackenen Möven oder Seekobben zusammengesetzter Kuchen. Was den Aufenthalt in diesem grünen Wasser so reizend macht, das ist der Anblick aller der heitern Gesichter und der kräftigen, blühenden Naturmenschen, die in ihrer Nationaltracht rumherflunkern.

Die Mädchen überraschen den Fremden besonders durch die Feinheit der Physiognomie und den zarten Teint, so wie durch das Leichte, Schlanke ihres Wuchses, das sich allen ihren Bewegungen mittheilt. Sie sind mehr anmuthig und lieblich, als regelmäßig schön zu nennen. Aber schnell verblühen diese Blumen; es gibt wenige schöne Frauen auf Helgoland. Man erklärt diese Erscheinung theils aus den schnell wiederholten Wochenbetten, theils aus der schweren Arbeit, aus den steten Sorgen, die sie um ihre in Sturm und Wellendrang lebenden Männer haben. — Dagegen werden die Männer eigentlich erst im späteren Alter schön und ansehnlich; als junge Bursche sind sie selten hübsche Leute. Wenn aber einmal ihre Stirne sich von der Gluth der Sonne gebräunt hat und über ihre Leiber eine Anzahl todesschwangerer Wogen glücklich hinübergeplatzt ist, dann mag jeder mit Wohlgefallen die Urkräftigkeit und Gewandtheit ihrer Gestalten betrachten. Ihre Tracht ist nicht normal fixirt, wie die der Frauen. Lange Jacken aus blauer Wolle, oder für die Schiffsahrt aus Wachs- und Segeltuch, bunte Hemden, Pumphosen, Wollenmützen, die niedern Helgolander Strohhüte, und zwischen den Zähnen der Tabak, so steht vor mir das Bild manches ehrlichen, treuen Burschen.

Weit anziehender, weit origineller ist die Tracht der Frauen, welche drei nationale Stücke aufweist: den Peik, das Rösduck, den Haudscalduck. Der Peik ist ein scharlachrother Rock mit einem breiten gelben Saume, womit die Reichen oft großen Staat treiben, wenn sie ihn aus Seide tragen; sie kaffen sich dabei hundert Mark und noch mehr nicht zu viel seyn. Das Rösduck ist ein buntfarbiges Tuch, das turbanartig um den Kopf gewunden wird, und der gewöhnliche

Digitized by Google

Kopfputz der alten, der Festschmuck der jungen Helgolanderinnen ist. Der Haudscalduck endlich passirt in Norddeutschland unter dem Namen Helgolander Hut, und ist daselbst auch fast allgemein als Gartenhut verbreitet. Die Helgolanderinnen tragen ihren Haudscalduck in der Regel dunkel, bei Begräbnissen ganz schwarz, und fast bis auf den Boden hinabwallend. Wittwen tragen ihn so bei jedem Kirchgange. Aber wenn am Sonntag Abend die feinen Mädchengestalten in ihrem Scharlachpeil und den Turban auf dem Kopf einherwandeln, und die flotten Bursche ihre Strohhüte schwingen, nach dem grünen Wasser sie begleitend, dann ist's eine Freude, den heitern Zügen nachzuschauen, und „wenn es erlaubt wäre, eine Sehnsucht zu haben, so wäre es nach solchem Lande." Zwar stand noch vor hundert Jahren die Sittlichkeit der jungen Paare auf Helgoland nicht im besten Rufe, in Folge des berüchtigten Korteln's — vom Gürtelbande des Mädchens so genannt — das troß allen Strafen lange nicht ausgerottet werden konnte. Mit dieser Unsitte war dann aber ein ganz eigenthümlicher Sühnungsact verbunden. Konnte die Hochzeit nicht mehr aufgeschoben werden, so durfte der Kortler die Treppe auf der Insel nicht mehr herauf oder hinunter gehen, bis er sein Mädchen zum Altar geführt hatte. Jezt hat dieß längst aufgehört; aber wie einmal dieses freie Volk sich von jeher gegen allen Formenzwang gesträubt hat, so sagt man, daß auch jezt noch die Brautleute ein sehr vertrauliches Leben führen. Auch hierin aber versöhnt uns ein ächt sittlicher Akt der natürlichen Gesetzgebung mit der Unsitte. Um das Mädchen vor Unehre zu bewahren, darf der Bräutigam vor der Hochzeit sich den Gefahren der See nicht mehr aussetzen, sondern höchstens nach der Düne hinüber fahren, um für den Fischfang seiner Kameraden Würmer und Sandspieren als Fischköder zu suchen. Es kann deßhalb nach Umständen eine sehr verfängliche, spitzige Frage seyn, die einer an den andern richtet: „Gehst du auf die Düne? willst Sandspieren fangen?" — Einen weitern Hochzeitbrauch erzählte mir meine Hauswirthin. Am Mittwoch vorher werden die Brautbetten in's Haus des Bräutigams getragen. Wenn nun die Leute dort ihren Besuch machen, um sie zu besehen, darf keiner sich wieder entfernen, ohne daß er sich darauf gesetzt hätte; er könnte sonst den Brautleuten die Ruhe mitnehmen.

Digitized by Google

Die Wunderblume.

Der Knabe lehnt sich an der Mutter Schooß,
Um ihre Mährchen treulich einzusaugen;
Es blitzen seine Augen tief und groß,
Er hat der Mutter wundervolle Augen.

Und sie erzählt: „Durch's Waldgebirge weit,
Ging einst ein Wandrer mit bequemen Tritten;
Hoch stand der Tag, die Mittagszauberzeit
Kam leis geheimnißvoll durch's Grün geschritten.

Kein Vogellied, kein Blätterflüstern scholl,
Dorfglocken tönten fernher in das Schweigen,
Grüngoldne Lichter zuckten räthselvoll
An blanken Stämmen und auf schwanken Zweigen.

Dem Wandrer ward so mähechenhaft zu Muth,
Als sollt ein seltsam Wunder jäh ihm kommen,
Und sieh — inmitten von weißheller Glut
Steht er geblendet, schwindelnd und beklommen.

Der Wald verschwindet seinen Blicken ganz,
Und eine Blume, herrlich, groß und prächtig,
Erblüht vor ihm in stolzem Farbenglanz,
Duftströme fließen draus berauschend mächtig.

Nie sah er solch Gebild in Feld und Wald,
Nie sah er es in Garten, Wies' und Heide;
Zu brechen sie, drängt es ihn mit Gewalt —
Hoch schwingt die Hand sie — welche Augenweide!

Im selbigen Moment erdröhnt ein Schlag,
Als ob ein Wetter dumpf am Himmel stünde —
O reiche Pracht, die plötzlich vor ihm lag!
Aufdonnernd öffnen sich des Berges Gründe.

Und mit der Blume wandelt er hinein;
Es häufen thürmend unten sich die Schätze,
Rothfunkelnd Gold, hell blitzendes Gestein,
Kaum sieht im Traum man solche Wunderplätze.

Und eine Geisterstimme ruft ihm laut:
Du Glückskind greife zu und nimm das Beste!
Der Wandrer schaut und wählt und wählt und schaut,
Ach, unentschlossen durch des Berges Feste.

Und wie er nach Geschmeid und Demant faßt,
Legt achtlos er beiseit die Wunderblüthe
Und stürmt hinaus mit seiner eiteln Last,
Daß er daheim sie in den Kisten hüte.

Wohl war er reich an manchem schönen Stück,
Doch trieb die Gier auf's Neu ihn zu den Forsten;
Er wähnte treu sich, ach, das falsche Glück,
Er glaubte noch den tiefen Berg geborsten.

Wohl war's im Waldgebirg die Mittagszeit,
Wohl war's des hohen Tages Zauberstunde,
Wohl war's der Ort — tiefstille Einsamkeit —
Doch nichts gab vom verborgnen Schatze Kunde.

Nur rief dieselbe Stimme silbern klar:
„Du Thor, wodurch bist du hinabgestiegen?
Sie blüht nur einmal alle hundert Jahr!
Was ließest du die Zauberblume liegen?“ —

So sprach die Mutter, doch der Knabe ruft:
„Ich geh in's Waldgebirg, ich such die Blume,
Ich finde sie, aufgeht des Berges Kluft;
Doch wahr' ich sie gleich einem Heiligthume.“

Die Mutter lächelt ob dem schönen Kind
Und schaut ihm innig in die mächt'gen Blicke,
Die voll von dichtungsreichem Feuer sind,
Sie wünscht dem Knaben günstige Geschicke.

Und als er Jüngling ward, da zog er frisch
In's bunte Leben schöne grüne Pfade,
An Leib und Seele ging er zauberisch,
Er war ein Glückskind recht von Gottes Gnade.

Und als er in das Waldgebirge stieg,
Da fand er unbewußt die Zauberstelle:
Die Blume wuchs — er nahm sie — stolzer Sieg! —
Sie öffnet' immer ihm auf's Neu' die Schwelle.

Es war der Wald der deutschen Poesie,
Wo er sie fand. — O holde Morgenröthe! —
Die Blume ward des Dichters Phantasie —
Es hieß der schöne Wandrer: Wolfgang Goethe.

Wolfgang Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Juli.

Der Weltuntergang. — Gespenster. — Café-Théâtres.

Ich beginne meinen Brief am Tage nach demjenigen, welcher für den Untergang von Paris nach den einen, ganz Frankreichs nach den andern, oder der Welt überhaupt, wie noch gläubigere Naturen fürchteten, bestimmt war. Die Prophezeiung dieses beiläufigen Weltuntergangs soll vom Astronomen Arago herrühren, und das Volk hat vielleicht nie zu einem Heiligen mehr Vertrauen gehabt, als im vorliegenden Fall zum demokratischen Astronomen, der übrigens sonst für nichts weniger als für einen Heiligen gilt, selbst nicht in seiner Partei. Indessen bei der unerhörten Hitze, welche wir hier seit bald vierzehn Tagen in immer steigendem Grade auszustehen haben, ist es eben kein Wunder, daß die Sage von einem Weltbrande in Folge der großen Nähe, in welche dir Sonne zur Erde, oder die Erde zur Sonne gerathen, nicht nur beim gemeinen Volke, sondern auch hir und da in den übrigen Klassen der Gesellschaft Glauben gefunden. Wenn ich meinerseits an den Untergang nicht glaubte, so übte das allgemeine Gerede davon wenigstens den Einfluß auf mich, daß ich mich des folgenden Dilemmas nicht erwehren konnte: entweder die Welt geht wirklich unter, dann gehen auch die Mittheilungen, die ich vor dem 15. schreibe, ohne Nutzen unter, oder die Unheilspropheten haben sich 1852 wie 1840 geirrt, dann kann ich doch am 16. bei größerer Seelenruhe der mich Umgebenden meinen Brief beginnen. So unumstößlich mir dieses vor dem 15. erschienen, eben so nichtig erscheint es mir heute. Denn wiewohl wir den 15. glücklich überlebt haben, so hat doch keiner von allen, die an diesem Tage auf eine Fahrt in die Unterwelt gefaßt waren, die Angst aufgegeben. Das Pariser Volk ist einmal darauf versessen, daß Gott in seinem wahrscheinlich gerechten Zorne seine Vernichtung beschlossen, und wenn es am 15. der Strafe glücklich entgangen, so geschah dieß durch einen arithmetischen Irrthum, denn nicht der 15., sondern der 22. Juli ist der verhängnißvolle Tag, der lezte des Pariser Volks, vielleicht aller übrigen Völker der Erde. Da ich also durch meinen Aufschub nichts gewonnen und die Leute mich nach wie vor mit ihrer Angst plagen, muß ich wohl mitten unter bleichen, dem Tode entgegen gehenden Gesichtern meine Mittheilungen niederzuschreiben beginnen.

Der Tod auf dem Gesichte ist übrigens nichts weniger als die allgemeine Aeußerung der Furcht vor dem lezten Tage. Viele hat dieselbe vielmehr in den Taumel des Genusses gestürzt, da sie in den wenigen Tagen, die sie noch zu leben hätten, ihr Vermögen auf den Genuß derselben verwenden wollten. Manchem, dem es ohnehin nur an einem Vorwand gefehlt, sein Vermögen durchzubringen, kam die dem Astronomen Arago zugeschriebene Prophezeihung wie erwünscht; er sezte alles in Geld um und erwachte heute in Verzweiflung darüber, daß er jezt ein neues Leben ohne alle Mittel dazu beginnen müsse. Es gibt kein abergläubischeres Volk als die Franzosen, und unter den Abergläubischen sind gewöhnlich die Ungläubigen am abergläubischsten. Sie glauben nicht an Gott, um so leichter aber an Gespenster. Gespenster haben sie erst vor kurzem auf der Straße von Paris nach Versailles gesehen. Hier steht in der Nähe von Ville d'Avray, wohin vor bald zweiundzwanzig Jahren Karl X. sich geflüchtet hatte, ein vereinzeltes, halb verfallenes Gebäude, wahrscheinlich einst die Behausung eines Jägers. Seit vielen Jahren soll dasselbe unbewohnt seyn, und in den lezten Jahren kam es in den Geruch Gespenster zu beherbergen und erhielt unter dem Volk der Nachbarschaft die Bezeichnung des „verfluchten Hauses" (maison maudite). Man hat am Tage nie einen Menschen ein- oder ausgehen sehen, oft aber wie ein Kindergeschrei gehört. Auch wollte man öfters Morgens unverkennbare Spuren einer rothen, aus dem Thore des Hauses geflossenen Lache bemerkt haben, die man durch nichts anderes als darin vergossenes Blut erklären zu können glaubte; endlich, und hier liegt der Knoten der Gespenstergeschichte, wollte mancher gegen Mitternacht eine riesenhafte Gestalt in Begleitung von zwei gewaltigen Bullenbeißern nach dem Hause schleichen gesehen haben. Wie verdächtig all diese Umstände auch waren, hatte doch niemand den Muth, die Behörde davon in Kenntniß zu setzen, denn die Leute glaubten, das Haus sey von einem Ungeheuer bewohnt, das allnächtlich auf Kinderbeute ausgehe, seine Opfer aber sich aus der Ferne hole. Würde man ihm aber auf seinen Ausflügen Schwierigkeiten mit der Gendarmerie entgegensetzen, so wäre es darauf angewiesen, sich die Opfer in der Nachbarschaft zu holen. Darum ließ man das Ungeheuer oder die Gespenster in Mannes- und Hundegestalt gewähren. Das Ungeheuer trieb sein Unwesen, wie es scheint, mehrere Wochen, bis es endlich die vorige Woche in Folge des hohen Standes des Thermometers in die Hände der Gendarmerie fiel. Nicht etwa weil das Ungeheuer, gleich so vielen andern Menschenkindern, die ungeheure Hitze nicht ertragen konnte, sondern die Wirkung, welche die Hitze auf die ihm zum Opfer Gefallenen hervorbrachte, hat seine Spur und sein Treiben verrathen. Vom vermaledeiten Hause, welchem man früher aus Furcht vor dem Gespensterspuck darin nicht nahte, ward man jezt durch die pestilenzialischen Ausdünstungen, die es weit umher verbreitete, ferne gehalten. Was man bisher nicht gewagt, dazu entschloß man sich endlich, genöthigt durch die verpestete Luft, als deren Quelle man das verwünschte

Haus bezeichnete. Die Behörden schritten sofort ein, ließen das Haus von einer Abtheilung Gendarmerie umgeben, und da niemand es öffnete, erbrechen, und man fand nicht weniger als zehn Opfer, die erst vor wenigen Tagen hier ihr Leben ausgehaucht. Glücklicherweise waren es lauter — Katzen, wiewohl von der edelsten Sorte. Der Bewohner oder Eigenthümer des Hauses, welchen die Diener der Gerechtigkeit nicht wollten entwischen lassen und auf seinem Grund und Boden erwarteten, erklärte, das ehrlose Gewerbe eines Katzenräubers zu treiben. Von zehn bis zwei Uhr in der Nacht ging er in Begleitung zweier Hunde auf die Jagd aus. Die Gefangenen mußten gleich bei der Rückkehr in die schauerliche Festung über die Klinge springen; das Fell ward ihnen abgezogen und getrocknet. Diese Felle waren es, welche in Folge der Hitze die Luft verpestet hatten, denn das Fleisch brachte der Katzenjäger sogleich in Versailles an den Mann, wo die Engländer es wahrscheinlich für Hasen oder Kaninchen mit schwerem Gelde, als eine außerordentliche Seltenheit in dieser Saison, bezahlt und verzehrt haben. Noch bessere Geschäfte scheint der Katzenjäger mit dem Felle seiner Opfer gemacht zu haben, da es hier viele Angorakatzen gibt, deren Fell sehr gesucht wird. Das vermaledeite Haus ist nun gereinigt, nicht nur von den Leichen und Fellen der Angora- und andern Katzen, sondern auch von ihrem Verfolger, dem ehemaligen Gespenst oder Ungeheuer, dessen die Gerechtigkeit sich bemächtigt, um die Katzen oder die Menschen, die er durch sein geheimnißvolles Wesen zu Tode geängstigt, zu rächen.

Wenn die Leute auf der Straße von Paris nach Versailles vom Ungeheuer in dem vermaledeiten Hause, wenn die übrige Welt vorläufig vom Propheten Arago nichts zu fürchten hat, so scheint doch ein oder das andere Theater der „Weltstadt" dazu bestimmt, durch seinen Untergang den Seherblick des Astronomen zu bestätigen. Freilich braucht man eben kein Prophet zu seyn, um im Frühling vorauszusehen, daß im Sommer so manches von den vielen Theatern Bankerott machen werde. Die Hundstage sind diesen Anstalten in keinem Lande günstig, und da sie hier in der Regel auf schwankenden Füßen stehen, so ist es eben kein Wunder, daß sie in der Nähe des Herbstes zusammensinken. Man hat neulich den Vorschlag gemacht, ihnen das Recht zu ertheilen, von Ende Mai bis Ende August zu schließen. Dagegen wurden aber sehr ernste Bedenken erhoben. Zuvörderst würde sich von vorne herein jedes Theater in Mißkredit setzen, welches von diesem Recht Gebrauch machte, da es dadurch seinen Nothstand verrathen müßte. Um Folgen der Art zu vermeiden, müßte die Sperrung der Theater nicht ein Recht, sondern ein Gebot für alle seyn. Eine solche gesetzliche Vorschrift für eine Stadt wie Paris ist aber zu abgeschmackt, als daß sich irgend ein Gesetzgeber dazu hergeben sollte. Wenn übrigens ein oder das andere Theater in Folge eines solchen Rechtes gerettet würde, so hätte es um so gewisser das Elend der Schauspieler eines oder mehrerer Theater in der Provinz zur Folge. Denn die während drei Monaten von Paris verabschiedeten Künstler würden in noch größerer Anzahl, als jetzt schon geschieht, die Provincialbühnen überschwemmen und die ansäßigen Schauspieler daselbst um ihr Brod bringen. Schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen klagen diese Bühnen über die Nachtheile, die ihnen in Folge der aus der Hauptstadt kommenden Gäste, die sie aufzunehmen gezwungen sind, erwachsen. Diese Gäste füllen zwar einige Wochen die Kasse des kleinen Theaters, verderben aber für das ganze Jahr dem Publikum den Geschmack an den einheimischen Künstlern. Ueberhaupt glaubt man, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Kunstreisen der berühmten Schauspieler während des Sommers den Theatern der Hauptstadt wie denen der Provinz gleich nachtheilig sind: jenen entziehen sie das Publikum in den Sommer-, diesen in den Wintermonaten. Zweckmäßiger als der Gedanke, die Schauspielhäuser der Hauptstadt während des Sommers zu schließen, wäre vielleicht der Vorschlag, in einer Jahreszeit, in welcher die Natur den Theatern eine so gefährliche Concurrenz macht, alles aufzubieten, was die Macht derselben brechen könnte, daher nicht nur durch die Anwesenheit der ersten Künstler, sondern auch durch Vorstellungen neuer Stücke das Publikum anzuziehen, kurz für die Theater im Sommer all die Reizmittel in Bewegung zu setzen, welche die Direktionen bisher immer im Winter, wo der Besuch des Schauspiels für viele ohnehin ein Bedürfniß ist, in Bewegung gesezt haben. Dieser Vorschlag verdient jedenfalls von Seiten der Direktionen in ernste Erwägung gezogen und einer Probe unterworfen zu werden; sie müßten, vom Standpunkt der bis jezt üblichen Praxis gesprochen, den Winter zum Sommer und den Sommer zum Winter machen.

So lange sie sich zu dieser oder einer andern wirksamen Reform nicht entschließen, werden ihre Häuser vier, fünf Monate im Jahr leer stehen, und ihr Publikum wird fortfahren, eine ganz neue Gattung von Brettern, die die Welt bedeuten, zu begünstigen. Es sind das Bretter, die in den elysäischen Feldern unter freiem Himmel aufgeschlagen sind, und wenn auch an Umfang, doch an äußerem Aufwand den in optima forma gebauten Tempeln der Musen oft nichts nachgeben. Es sind das allerdings keine selbstständigen, der Kunst geweihten Bühnen, sie stehen vielmehr in enger Verbindung mit jenen sonst sehr nützlichen, aber nicht für die Entwicklung und Beförderung des Kunstsinns errichteten Anstalten, die nicht unsern Geist, die bloß unsern Körper zu erfrischen da sind. Diese Kaffeehäuser, in Verbindung mit den dahin verpflanzten Theatern, erfreuen sich bei schönem Wetter eines sehr zahlreichen Zuspruchs schon seit etwa zehn Jahren. Es werden da, wie das durch die Natur eines gleich den Stromeswellen fortwährend wechselnden Publikums bedingt ist, nur sehr kleine Stücke oder bloße Fragmente von Stücken vorgetragen. Diese dem Prater und Lerchenfeld in Wien entlehnte Verbindung geistiger und körperlicher Genüsse, eine Verbindung, welche, wie alles hier, mit großem Luxus ausgeführt wurde, hat in der Mittelklasse, zumal in den untern Schichten derselben, so allgemeinen Anklang gefunden, daß man sie nicht allein im Sommer, wo sie so zu sagen in der Natur der Jahreszeit gelegen sind, sondern auch im Winter einzubürgern, nicht ohne Erfolg unternommen hat. Nur sind es in lezterer Jahreszeit mehr Concerte als Bühnenstücke, welche man dem Publikum „gratis" mit in den Kauf zu den in solchen Kaffeehäusern auf den doppelten Preis angesezten, in

Digitized by Google

der Regel überdieß schlechten Speisen und Getränken gibt. Diese „Café-Theatres“ und „Café-Concerts“ machen den Theatern auf den Boulevards im Sammer eine tödtliche, im Winter zwar eine minder gefährliche, doch immerhin empfindliche Concurrenz; die Verfasser der daselbst aufgeführten Stücke machten daher an sie Ansprüche auf dieselben Tantièmen wie bei den gewöhnlichen Theatern. Wie vorauszusehen war, weigerten sich die betreffenden Kaffeehäuser, diese Ansprüche zu berücksichtigen, indem sie behaupteten, daß sie von ihrem Gewerbe und nicht vom Ertrag der Kunstpradukte leben; leztere dienen in ihren Anstalten nur dazu, um durch den Lärm die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihre Kaffeehäuser zu lenken. Die Tribunale entschieden gegen die leztern, da sie in der That nicht allein von ihren schlechten Waaren leben, sondern noch mehr von den höheren, oft doppelt gestellten Preisen derselben. Diese Kaffeehäuser sind jezt, in Folge eines in lezter Instanz vom Cassationshofe gefällten Urtheils. gleich den Theatern für die in ihren Anstalten aufgeführten Stücke den Autoren tributpflichtig geworden. Niemand war vam Ausgang dieses Prozesses überrascht, um so mehr aber mußte es befremden, daß die Componisten und dramatischen Dichter, welche zur Geltendmachung ihrer Rechte eine Gesellschaft gebildet und einen Geranten, einen gewissen Heinrichs, wenn ich nicht irre, mit der Wahrung ihrer Interessen betraut haben, dieselben Rechte auch gegen die Künstler geltend machen wollen, welche ihre Stücke in eigenen Canerten vartragen. So gerecht es ist, daß ein Unternehmer, sey er Theaterdirektor ader Kaffeehausinhaber, der die Kunst ausbeutet, den Urhebern der Kunstprodukte einen Theil seines Gewinns abtrete, so unbillig ist es, daß die Verfasser van dramatischen oder Tonstücken von den Künstlern, ohne deren Vermittlung diese Stücke meist unbekannt blieben, einen Tribut verlangen. Nichts desto weniger hat das Tribanal erster Instanz für die Autoren entschieden, indem es dieser Tage Herrn Offenbach, einen bekannten Violoncellisten, zu 25 Fr. Strafe und 25 Fr. Abtrag an die genannte Gesellschaft verurtheilte, weil er ohne Ermächtigung derselben in seinem Concert ein oder das andere Stück eines Mitglieds vorgetragen. Leicht möglich, daß die höhern Instanzen diesen Spruch bestätigen; die Gerichte sehen von allen Rücksichten zwischen Künstlern und Virtuosen ab und betrachten die Kunstprodukte bloß als eine Waare, die ausschließliches Eigenthum desjenigen ist, der sie erzeugt hat. Erwägt man überdieß, daß die wenigsten Concertgeber die Kasten des Concerts herausbringen und keinen andern Zweck haben, als den „jungen Künstler“ als Musiklehrer bekannt zu machen, so werden die Ansprüche der Tondichter in der Regel ungerecht und eine Ausbeutung armer Schlucker. Erbaulicher als dieser Prozeß ist der Beschluß des Direktors der schönen Künste, demzufolge die Büsten aller Tondichter auf den lyrischen Bühnen, für welche sie gearbeitet, aufgestellt werden sollten. Es wurden diesem Beschlusse gemäß für die kamische Oper, welche diesen Akt der Dankbarkeit bis jezt völlig umgangen hat, die Büsten von Grétry, Méhul, Daleyrac, Monsigny, Nicolo. Berton, Boieldieu, Herold, Favart, Sedaine, Marmontel, St. Just, Marsollier, Etienne bestellt. Die gegenwärtige Regierung gibt sich überhaupt alle erdenkliche Mühe, als Beschützerin der Kunst zu erscheinen, und hat sogar neulich durch den Mund des Herrn von Persigny uns „eine ganz neue, nie erlebte Kunstepoche“ verheißen, ja sagar zugeschworen, und was der alter ego Ludwig Banapartes zuschwört, daran zu zweifeln erlaubt niemanden die Erfahrung. Die Verbindung der Tuilerien mit dem Lauvre, an welche in der That ernstlich Hand angelegt worden, die Fortsetzung der Rue Rivoli bis zum Hôtel de Ville, endlich die Gasbeleuchtung des Palastes und Gartens der Tuilerien sollen der Anfang dieser neuen Epoche seyn.

Frankfurt a. M., Ende Juli.

Aus den Taunusbädern.

Es wird viel vom Glanz der dießjährigen Saison in den Taunusbädern gesprochen; ich finde aber, daß die Sache sehr übertrieben wird. Was zuförderst Schlangenbad betrifft, das vier Wochen lang die Kaiserin von Rußland sammt ihrem großen Gefolge beherbergte, so war dort auch nicht alles Gold, was glänzte. Gerade die Anwesenheit der Kaiserin hielt eine Masse anderer Kurgäste fern, welche nicht verdunkelt seyn wollten von der alles überstrahlenden Majestät, aber die auch die hohe Miethe und den ungewöhnlich gesteigerten Preis der Lebensmittel und Luxusbedürfnisse scheuten; sie suchten andere Bäder auf und gewöhnen sich vielleicht an dieselben, so daß Schlangenbad auf der einen Seite entzogen wurde, was ihm auf der andern in Ueberfülle verliehen war. Jetzt, wo die Kaiserin mit ihrem Gefolge längst diesen Badeort verlassen, herrscht dort eine ungewohnte Oede, für die sehr wenig die Aussicht entschädigt, daß die Kaiserin im nächsten Jahre, überhaupt jedes Jahr wiederkehren werde. Die Kaiserin mag in ihrer wohlwollenden Weise dieß den Leuten versprochen haben, aber hängt es von ihr ab, das Versprechen zu halten? — Da Ems und Schwalbach dieses Jahr weder durch die Zahl noch durch die Qualität ihrer Kurfremden hervorstechen und durch Homburg und Kissingen sogar einen Theil ihrer festen Gäste einbüßten, so kann ich mich gleich zu Wiesbaden wenden. Hier bewährte sich auch in diesem Jahr die längst bekannte Thatsache, daß die Bäder in dem Maße an Glanz abnehmen, als sie wirklich der leidenden Menschheit dienen und aufhören Luxusbäder zu seyn. Wiesbaden pocht und kann pochen auf seine erprobte Heilkraft; aber was die Kranken hinzieht, verscheucht die Gesunden, und gerade diejenigen, welche eine Kur beleben und glänzend machen, entwöhnen sich mit jedem Jahr mehr von Wiesbaden, weil ihnen dort die Annehmlichkeiten nicht in der Fülle geboten werden als anderswo, wo das Bad Nebensache ist. Zwar vernachläßigt die dortige Kurverwaltung die öffentlichen Vergnügungen und die örtlichen Verschönerungen keineswegs, aber hierin mit andern Kurplätzen zu wetteifern, dafür dünkt sich Wiesbaden zu hoch stehend. Auch ist es für einen Kurplatz eine zu bedeutende Stadt, und für eine Stadt doch zu sehr kleinliche Residenz, deren Formen für den Fremden, der freie, ungebundene Heiterkeit sucht, nicht eben sehr anziehend seyn mögen. Nachtheilig für Wiesbaden in dieser Saison war besonders das von Anfang der Kur bis heute stets von neuem auftauchende Gerücht, daß Graf Chambord mit seinem legitimistischen Anhang hieher kommen und Congreß halten werde. Es war kein wahres Wort daran, aber selbst die leere Nachricht war hinreichend, viele Franzosen abzuhalten, die nicht für Anhänger des Grafen Chambord gehalten seyn wollten. Die Nähe der Kaiserin von Rußland aber hat Wiesbaden auch keine Rosen gebracht; es hatte nichts davon als die Theurung der Luxusbedürfnisse, während das Gefolge der Kaiserin sich lieber in Schlangenbad wohnlich einschränkte, als daß ein Theil davon nach Wiesbaden übersiedelte und die kaiserliche Nähe nur einen Augenblick mißte. Demnach kann man mit Fug und Recht die gegenwärtige Kur in Wiesbaden eine mittelmäßige nennen.

Desto glänzender ist Bad Homburg, dieses unser nachbarliches Eldorado für alle diejenigen, deren Krankheit in Ueberfluß an Renten, Lebenslust und Appetit besteht, und die nach Homburg eilen, um dort ihre Unterleibs- und Geldstockungen flüssig zu machen. In diesem Jahr ist die Kur zwar weniger stark, aber um so vornehmer. Dieß erkennt man am besten Morgens am Kurbrunnen und Abends im Kurgarten, in den zwei Hauptmomenten im täglichen Kurleben des Homburger Badegasts. An der gewählten Toilette, am nonchalanten und sichern Auftreten erkennt man alsbald, daß man sich in der sogenannten guten Gesellschaft befindet; und wenn man keine zehn Schritte gehen kann, ohne auf irgend eine Notabilität zu stoßen, auf wirkliche Fürsten und auf Fürsten der Kunst, auf Feldmarschälle, auf Männer der haute finance, so fällt einem dieses nachgerade nicht mehr auf. Doch trägt der Morgen am Kurbrunnen mehr die Färbung der frischen, reizenden, idyllischen Ländlichkeit, wo der Stand dem Menschen und dem Badegast Platz macht, während das prachtvolle Lebensbild im Kurgarten gegen Abend eine mehr aristokratisch großstädtische Färbung hat, ohne jedoch dadurch im mindesten an Nonchalance und Jovialität einzubüßen. Von der achten Stunde Morgens bis zur sechsten Stunde Abends ist das Kurleben Homburgs — zumal bei der dießjährigen egyptischen Hitze — dem Kurleben in andern großen Bädern ganz ähnlich. In diesen Stunden befindet sich Homburg im Spielsalon, im Speisesalon oder in der Badewanne. Aber in den Stunden von 6 bis 8 Morgens und von 6 bis 10 Abends hat das Homburger Badeleben einige reizende Eigenthümlichkeiten, die sich weniger schildern als empfinden lassen, die aber eben den guten Eindruck hervorbringen, welchen jeder Kurgast von Homburg nach Hause nimmt. Mir scheint diese reizende Eigenthümlichkeit des Homburger Badelebens erzeugt zu werden durch die Vereinigung der Erheiterungen und Zerstreuungen auf einem bestimmten Platz. Homburg bietet dem Kurgast zwar viele und schöne Ausflüge, aber die Pulsader des Kurlebens schlägt in der Umgebung und im Schooße des Kurhauses, wo nicht bloß die Unternehmer der Badeanstalt die raffinirtesten Genüsse aufgehäuft haben, sondern wo auch jeder einzelne Kurgast alle Kräfte aufbietet, dem Kurbilde Relief zu geben. Das übrige thut die reizende Natur. Hier ist es, wo die treffliche Kurmusik fast den ganzen Tag sich hören läßt, hier ist das ausgezeichnetste Lesekabinet, das man weit und breit findet, hier bewegt sich der Kurgast mit einer Freiheit, als wäre jeder Einzelne Herr dieses Badeorts. Wer an guten Concerten, an reizenden Bällen, an luxuriösen

Diners, an ungezwungener Geselligkeit Freude hat, findet hier das alles, und die Direktion hat dafür gesorgt, daß der weniger Bemittelte alles eben so leicht mit genießen kann als der Crösus. Und das Glücksspiel? — wird man fragen. Ja, auch das Glücksspiel hat seine Eigenthümlichkeit in Homburg, und diese besteht einfach darin, daß, weil eben fast nur Reiche und Hochstehende spielen und großartig spielen, Gewinn und Verlust aufhören den ganzen Menschen einzunehmen und ihn für die Umgebung kalt und gleichgültig zu machen. Das Spiel in Homburg trägt im Allgemeinen mehr das Gepräge der Zerstreuung als das der Leidenschaft; es mag wesentlich für die Unternehmung seyn, aber es ist nicht wesentlich für die Kurwelt; denn die hier großartig spielen, haben in der Regel eine Stellung in der Welt, die durch die Launen Fortunas weder erschüttert noch gehalten werden kann. Den besten Beweis hiefür liefert dießmal Feldmarschall Haynau, der sehr hoch spielt. Er hat bereits halb und halb die Bank gesprengt, hat mehrere hunderttausend Franken gewonnen, sein Spiel ist ein Schauspiel für die Zuschauer, aber auf ihn selbst macht Gewinn und Verlust so wenig Eindruck, er verliert so wenig seine Ruhe und Kaltblütigkeit, daß man glauben sollte, er sitze am grünen Tisch, um sich von einer Anstrengung zu erholen, nicht aber um den harten Kampf mit der trügerischen Glücksgöttin zu kämpfen. Und so sind noch mehrere große Spieler in Homburg, die Aufsehen machen, während das kleine Spiel ganz unbeachtet bleibt und sich zurückzieht.

Endlich **Wilhelmsbad**. Dieser Kurplatz ist zwar nicht zu den Taunusbadeorten zu zählen, aber ich spreche hier von demselben, weil dieses Bad sich unterfängt, mit Homburg zu wetteifern. Wilhelmsbad bei Hanau hat nichts als einen schönen Park, einige palastähnliche Gebäude, ein äußerst schwaches, unwirksames Mineralwasser und — ein Hazardspiel. Dieses leztere hat es erst seit einem Jahre wieder, und seitdem meint Wilhelmsbad Homburg die Spitze bieten zu können. Es hat aber wenig oder keine festen Kurgäste, es muß vorlieb nehmen mit den wenigen, die ihm Frankfurt und Hanau jeden Tag schicken. Das Spiel zu Wilhelmsbad ist ein Kinderspiel gegen das Spiel in Homburg, und gerade so verhält sich das dortige Mineralwasser zum Homburger Wasser. Von Kurvergnügungen ist vollends keine Rede, denn Jagd und Fischerei und etwas Militärmusik sind kaum als solche zu betrachten. Das Ganze ist mehr eine öffentliche Gartenwirthschaft mit Hazardspiel, als ein Kurplatz. Neuerdings nun ist die Badeverwaltung auf den Gedanken gekommen, eine französische Schauspielergesellschaft anzuwerben, und es ist ihr das über Erwarten gelungen. Die Vorstellungen dieser Gesellschaft sind wirklich gut und anziehend. Aber das Publikum fehlt, denn das Contingent, welches Frankfurt in das Wilhelmsbader Theater schickt, ist klein und aus den aristokratischen Cirkeln genommen, in denen der Besuch der französischen Bühne zum guten Ton gehört. Bei dieser Gesellschaft befindet sich auch Dem. Fargueil aus Paris, ein großes Talent im feinen französischen Lustspiel, und jedenfalls die Perle der Truppe. Nach dem Theater fährt ein Eisenbahnzug nach Frankfurt und bringt die Theaterbesucher zurück. Der Besuch dieses Theaters ist ein kostspieliges und mühsames Vergnügen und nicht geeignet die Massen anzulocken.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 15. August 1852.

— She never told her love,
But let concealment, like a worm i'the bud,
Feed on her damask cheek.

Shakespeare.

O schauet hernieder,
Ihr Götter! dieß Glück!
Da hast du ihn wieder!
Da nimm sie zurück!

Goethe.

Rose.

Ein britisches Idyll.

Das grüne Albion prangt im ersten Maigrün. Seine Hügel, seine Thäler, seine Ebenen gleichen duftigen Matten; eine vielversprechende Saat ist emporgekeimt und der rothe Schlehdorn blüht in reicher Fülle. Die geschäftige Menschenhand erwies sich überall thätig, und wohin das Auge blickte, sah es den Lohn der Betriebsamkeit, der aus dem reichen Schooße der Natur, ein ewig frischer Born, hervorquillt.

In einer mittleren Grafschaft, die Kornkammer Englands genannt, die fruchtbare, aber weniger malerische Gegenden bietet, sehen wir die rothen Ziegeldächer eines Dörfchens auftauchen, die das frische Grün hoher Bäume duftig überragen. Wohlbestellte Felder schließen sich an den Flecken, der so traulich freundlich daliegt, als sey er gewohnt, dem ermüdeten Wanderer sein Willkommen entgegen zu rufen und ihm den Ehrenplatz am gastlichen Herde zu bieten. Die große Landstraße geht nur bis an die Grenzen dieses Gebiets, und von dort führt ein Seitenweg in das Dorf hinein, das nur eine einzige Hauptstraße hat. In diese biegen wir ein. Tiefe Stille herrscht ringsum, die Häuser sind verschlossen, vor den Thüren ist sauber gelehrt, die geputzten Fenster umrankt das dunkle Immergrün und die erste knospende Rose lehnt sich an die kleinen Glasscheiben. Auf dem Kirchhofe, in der Mitte des Dorfes, dicht an der Straße, stehen Gruppen von Männern in reinlicher Sonntagstracht; sie plaudern halb leise mit einander, ihr Benehmen ist ruhig und anständig. Die Kirchthüre steht schon weit offen, die kleine Glocke wird gezogen und ladet mit schrillem Tone die Gläubigen in das Haus des Herrn.

Seitwärts, auch an der Straße des Dorfes, aber durch einen großen Hofraum davon getrennt, liegt das kleine Pachthaus, das bis auf die Spitze des Daches so dicht mit Immergrün überwachsen ist, daß es einer Blätterlaube gleicht, aus der die kleinen spiegelhellen Fenster wie klare Menschenaugen hervorschauen. Vor der Thüre des Hauses ist ein Teich, auf dem muntere Enten tauchen, und daneben breitet ein riesengroßer Kastanienbaum seine weiten Zweige aus, die mit den ersten lichtgrünen Blättchen geschmückt sind.

Ein starker Mann mit einer Frau am Arm tritt jetzt aus der Thüre des Hauses; ihnen folgt eine Magd, die ein Kind trägt, das in einem Kissen ruht. Sie schreiten der Kirche zu. Am Taufbecken finden

Digitized by Google

wir sie wieder. Hier gesellt sich die Herrin des Edelhofes zu ihnen, ein altes Fräulein voll Wohlwollen und Gottesfurcht, die als Taufzeugin hier aufzutreten berufen ist und der kleinen Weltbürgerin, der sie ihren Namen Rose verleiht, gewissenhaft zu leisten gedenkt, was sie ihr hier im Hause des Herrn gelobt. Nach der Feierlichkeit stimmt die Orgel ihre vollen Töne an, und mit einem segnenden Kusse der Eltern entlassen, kehrt die kleine Rose Harrack in die laubbewachsene Wohnung zurück, wo ihre Kindheit wie in der Abgeschlossenheit eines Edens an ihr vorüberfließen soll. Pächter Harrack aber und sein Weib sprechen noch manch andächtiges Gebet des Dankes für das Geschenk dieses Töchterleins, das ihnen der Herr noch so unerwartet bescheert, und kehren dann heim, um am Tag des Herrn so recht am heimischen Herde zu ruhen.

Rose Harrack wuchs heran, ein zartes Wesen, das nur unter dem Auge der Liebe Gedeihen fand. Beide Eltern widmeten ihr die zärtlichste Sorge, und nicht leicht entfuhr ihr gegenüber ein rauhes Wort dem Pächter, der sonst wohl eine derbe Sprache zu führen gewöhnt war. Gespielinnen hatte sie nicht, noch bedurfte sie derselben. Sie hatte den Garten und hatte die Blumen des Feldes, und ganze Schaaren kleiner gefiederter Gäste, die sie schon früh aus ihrem Schooße füttern lernte. Still wuchs sie empor, war karg von Worten und leicht verlezt. Schlug sie die großen blauen Augen auf, die schwarze Wimpern beschatteten, so las man in diesen Spiegeln ihre Seele, so wie sie auf dem Gesichte des andern las, was sein innerstes Begehren war, und jedem Wunsche zuvorzukommen wußte. Rose Harrack gehörte zu den Wesen, mit denen man sich auch ohne das Mittel der Sprache verständigen kann, bei denen das Wort eine fast überflüssige Aushülfe ist.

Selten überschritt sie die Grenzen des Pachthofs, der ihre Welt ausmachte. Fast nur eine Einladung ihrer Pathe im Manorhause konnte Veranlassung dazu geben, und dieser mußte denn freilich, schon aus religiösen Gründen, Folge geleistet werden. Rose wußte, welche Verpflichtungen das gute Fräulein übernommen, es war ihr früh eingeprägt worden, und die alte Dame ermangelte nicht, ihr bei jedem Besuch ihre Verantwortlichkeit auf's neue in's Gedächtniß zu rufen. Uebrigens genoß die Kleine dort völliger Freiheit und konnte sich belustigen wie sie wollte. Das Manorhaus war für eine herrschaftliche Wohnung nicht groß, es übertraf den Pachthof nur um ein Geringes. Die Wohnzimmer waren niedrig und lagen zur ebenen Erde, während der obere Stock nur Schlafkammern enthielt. Die Möbeln waren altmodisch, wie sie bei den Großvätern im Brauch gewesen. Die Besitzerin aber liebte die Einrichtung, wie sie war; sie hatte das Haus so gekannt seit ihrer frühesten Kindheit, hatte beim Tode ihrer Eltern so darin fortgelebt und wollte nun auch bei ihrem Absterben alles unverändert sehen. Oft saß sie in ihrem Armstuhl vor dem Gartenzimmer, die kleine Rose auf einer Fußbank zu ihren Füßen, und erzählte dieser von der guten alten Zeit, wo sie als kleines Kind auf diesem Anger umhergehüpft. Die kleine Rose seufzte dann oft tief. Eine Ahnung zuckte durch des Kindes Seele, daß auch sie einst vor der Thüre des Pachthauses so einsam sitzen könnte, wo keine liebende Stimme von Vater und Mutter mehr an ihr Ohr dränge.

Im Manorhause ging ein Tag genau wie der andere hin; nichts unterbrach das einförmige Tagewerk, das so genau geregelt war, als sey die Zeit hier vom größten Werth. Besuche in der Nachbarschaft wurden selten abgestattet und noch seltener empfangen. Es fehlte stets an der Muße dazu. Die einzige Unterbrechung dieses eintönigen Lebens war der Besuch eines Neffen, der eine Waise war und hier seine Ferien zubrachte. Die kleine Rose kam nicht gerne, wenn der junge Mann da war, sie scheuete das fremde Gesicht. Auch neckte er sie oft und Rose war ein Kind, das keine Neckereien kannte und auch keinen Geschmack daran fand. Die großen blauen Augen füllten sich dann gleich mit Thränen und der bittende Blick, den sie zu ihrem Quäler aufsandte, vermochte diesen schnell von seinem Beginnen abzustehen.

Die Besuche Henry Boy's bei dem alten Fräulein wiederholten sich indessen von Jahr zu Jahr so regelmäßig, daß es auch Rosen eine Art Gewohnheit wurde, von Zeit zu Zeit den fremden Gast zu sehen, und sie sich endlich nicht mehr vor ihm versteckte, und auf einem kleinen Stuhl neben ihrer Pathe sitzend aufmerksam zuhörte, wie er dieser so seltsame Geschichten aus seinem Leben und Treiben in Eaton erzählte, daß sie die Mährchen der Tausend und einen Nacht zu hören meinte.

Rose hatte jezt ihr zwölftes Jahr zurückgelegt; Lesen und Schreiben und was der Schulmeister sonst wußte, war ihr von diesem beigebracht worden, und Pächter Harrack überlegte jezt mit seinem Weibe, was sie für die weitere Erziehung der einzigen Tochter thun könnten. Mutter und Vater hatten freilich nie höhere Kenntnisse besessen, als die, welche Rose hier auf dem Dorfe sich erworben; das genügte aber in jetziger Zeit nicht mehr. Rose war zu zart gebaut für eine Pächterin. Die Eltern hatten ein schönes Vermögen erworben, das sie einst der Tochter hinterließen; so sollte sie auch dem entsprechend erzogen werden.

Nach langer Ueberlegung wurde beschlossen sie zu einem Prediger zu bringen, der auf einem nicht fernen Dorfe wohnte, wo sie mit dessen Töchtern erzogen werden konnte. Der Pächter und seine Frau trennten sich sehr ungern von dem Kinde. Nach des

Tages Mühen, wenn er Abends vom Felde heimkam, in seinem großen Armstuhle Platz nahm und sein Nachtmahl begehrte, dann kam Rose leise herbei, brachte dem Vater seine bequemen Schuhe, strich ihm mit ihrer kleinen Hand die Haare aus der Stirne, legte ihre weiche, weiße Wange an seine harte, gebräunte, und flüsterte zärtliche Namen in sein Ohr. Wie sollte er das alles entbehren? Eine Thräne stahl sich bei diesem Gedanken unter des starken Mannes Augenwimpern hervor, er zerdrückte sie und sagte mit scheinbar fester Stimme: „Gut, Frau, so fahre hinüber und mache alles mit dem Herrn Pastor richtig; aber nur so, daß dem Kinde nichts abgeht."

So sagte denn Rose dem laubumsponnenen Hause Lebewohl, in dem ihr zwölf friedliche Jahre dahingeflossen; der Vater zog sich die Mütze über die Augen und wanderte still auf dem Felde umher, wo er den Wagen noch sehen konnte, in welchem die Mutter das Töchterchen begleitete. Alle die Lieblingsthiere vermißten die kleine Herrin, und das Dachstübchen, das sie bewohnt, war jetzt verschlossen und die schneeweißen Vorhänge bei Seite gelegt, damit sie bei der Rückkehr der jungen Besitzerin in neuer Weiße prangten.

Das alte Fräulein im Manorhause aber hatte nach langen Jahren zum erstenmal ihre Hausordnung unterbrochen, und war am Montag Morgen in ihren Stall gegangen, um nachzusehen, wie es mit Wagen und Pferd und Geschirr stehe; denn alles mußte jetzt in Stand gesetzt werden, damit sie allwöchentlich einmal zu ihrer kleinen Rose hinüberfahren konnte. John gähnte und machte ein langes Gesicht. Ob der Einspänner zu solcher Reise noch fähig sey, schien ihm eine große Frage. Dießmal half aber keine Einrede und eine kleine Probefahrt um das Dorf herum sollte heute noch angestellt werden, um den müßigen Gaul wieder den Gebrauch seiner Beine zu lehren.

Wieder ist es Sonntag und wieder klingt das Glöcklein hell und ladet ein zum Tische des Herrn. Das Dorf hat heute ein ungewöhnlich feierliches Ansehen, die Kirchgänger sind besonders geputzt, und bunte Kränze zieren die Pforte des Eingangs. Das alte Fräulein aus dem Manorhause schreitet eben durch dieselbe, in schweren Brocat gekleidet; an ihrem Arme führt sie der Neffe, der eben die Universität verlassen hat und zum Manne gereift ist. In der Kirche, wo die Asche ihrer Vorfahren ruht, auf dem Sitze, wo alle ihre Voreltern gebetet, nimmt sie Platz, setzt bedächtig ihre Brille auf und sucht das Gebet für den heutigen Tag.

Indessen thut sich auch die Thüre des Pachthofes auf und neue Besucher schreiten der Kirche zu. Der Pächter im schwarzen Festkleide führet wieder sein Weib; aber neben ihnen erscheint ein junges Mädchen, hoch und schlank von Wuchs, in weißem Gewande. Der Pächter hat seinen Hut heute weit aus den Augen gerückt, damit jeder das hell leuchtende Auge des glücklichen Mannes sehe. Das kleine Fenster im Dachstübchen ist geöffnet, ein Blumenstock steht in demselben und blendende Vorhänge ziehen sich darüber.

Denn Rose Harrack ist heimgekehrt in's Vaterhaus. Ihr erster Ausgang ist heute zum Tische des Herrn; dort soll das Dorf sie zum erstenmal wiedersehen und sie die alte Heimath neu begrüßen. Die Orgel tönt schon, als sie durch die Thüre des Gotteshauses treten, der Geistliche im weißen Gewande steht schon oben und spricht den Anfang des ersten Gebetes. Der Pächter eilt seinen Sitz einzunehmen, und der Gottesdienst nimmt seinen Fortgang, und nach Beendigung desselben winkt das heilige Mahl. Jetzt tritt die Gemeinde um den Tisch, und auch Rose ist dabei und empfängt mit tiefer Rührung das geweihte Brod. Das alte Fräulein hat das Auge nicht von ihr abgewendet und tausend Dankgebete gestammelt, daß dieser Seele, deren Heil ihr aufgebunden worden, noch keine Gefahr nahe getreten. Sie eilt jetzt zu ihr hin und schließt sie an ihr Herz, das Kind, das ihr vor allen theuer ist; dann wendet sie sich um und zeigt sie mit stolzer Freude ihrem Neffen, der hinter sie getreten. Rose erröthet tief, als sie den jungen Mann erblickt, der mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung vor ihr stehen bleibt. „Was ist dir, Henry?" fragt die Tante verwundert, er aber verneigt sich nur stumm und findet keine Worte der Begrüßung. So schön, so jungfräulich zart und lieblich hatte er nie ein Mädchen gesehen! Wie eine Hebe schreitet sie jetzt dahin, wie eine Königin. Und das war Rose Harrack? Sie hätte einen Thron zieren sollen.

Das alte Fräulein sprach den langen lieben Tag nur von ihrer Rose und spiegelte sich mit mütterlichem Wohlgefallen in der Schönheit und Anmuth ihres Wesens. Henry hörte ihr geduldig zu. Es war ein Thema, das ihn nicht zu ermüden schien. Wie sonst sollte Rose jetzt wieder an bestimmten Tagen zu ihrer Pathe kommen, und als sie ihren ersten Besuch abstattete, schien der Neffe nicht minder verlangend, die holde Erscheinung des Weges kommen zu sehen, als die Tante. Rose legte Hut und Tuch im Vorzimmer ab, als fühlte sie sich hier zu Hause wie sonst, und setzte sich dann neben das alte Fräulein und arbeitete. Henry konnte sie so ungestört betrachten. Nicht allein schön, auch elegant und vornehm sah sie aus, und doch konnte ihre Kleidung nichts dazu thun, so einfach war dieselbe.

Die Pathe wollte den heutigen Tag festlich begehen und hatte ihr darum die Werke Shakespeares zum Angebinde gekauft, die sie ihr feierlich überreichte. Rose war hoch erfreut und küßte mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit die Hand ihrer gütigen Pathe.

Digitized by Google

„Lesen Sie gerne?“ fragte Henry und Rose sprach: „O ja,“ und wurde roth. — „Darf ich Ihnen vorlesen?“ fragte er weiter, und sie reichte ihm bereitwillig das Buch. — Sie sprach noch immer wenig, mit Henry vollends gar nicht. Er stand daher davon ab, sie in irgend eine Unterhaltung zu ziehen, dagegen hielt er bei jedem folgenden Besuche ein Buch bereit, aus dem er ihr vorlas, während sie arbeitete. Sie saß dann ruhig da und hörte aufmerksam zu, ja wollte mitunter sogar eine Frage an ihn richten. Die Tante schlief indessen, freute sich aber, daß die Kinder so nützlich beschäftigt waren, denn mit andern Augen hatte sie Rose und Henry noch nie angesehen.

So verstrich ein Theil des Sommers, bis die Aehren reiften und die Bäume mit Früchten zu prangen begannen. Rose war wieder ganz heimisch in ihrer kleinen Welt, die sie nie verließ. — Früh, wenn die Lerche sang, öffnete sie ihr kleines Fenster und schaute in den frischen Morgen hinaus; dann stieg sie hinab in den Hof und versammelte die gefiederten Schaaren, die alle ihr rechtes Futter erhielten; später waren die Blumen und der Garten ihrer Pflege bedürftig, und kam der Abend, so sang sie dem müden Vater mit ihrer süßen melodischen Stimme Lieder vor, bis er entschlummert war und nur wieder erwachte, um noch den segnenden Kuß auf die Stirne seines Kindes zu drücken. Henry sah sie ungesehen überall. Mit dem Späherauge der ersten Liebe folgte er allen ihren Tritten, aber sein Mund blieb stumm. Sein Auge wäre aber dennoch zum Verräther geworden, hätte das ihrige sich nicht stets scheu davor gesenkt. Sie erröthete, wenn sie ihn sah, und schlug den Blick zur Erde.

Henry hatte sich zum geistlichen Stande bestimmt und erwartete seine erste Bestallung. Diese kam jezt, und nur noch einmal sollte er Rose Harrack beim alten Fräulein sehen, bevor sein Beruf ihn in eine ferne Gegend abrief. Er war tief betrübt und wanderte zerstreut durch Wald und Flur. Rose Harrack schien ihm auf jedem Grashalm geschrieben, es war ihm, als ob das Säuseln jedes Baumes ihren Namen an sein Ohr trüge. Die ganze Natur lebte nur durch sie, war todt ohne sie. War es denn Pflicht, so stumm von seinem Glücke zu scheiden?

Wieder saß die Tante im bequemen Armsessel und nickte, und wieder saßen die Kinder ihr zur Seite und beschäftigten sich nützlich mit Lektüre. Henry las: „Rose Harrack, morgen scheide ich von hier. Wollen Sie meiner freundlich gedenken, wenn ich fern bin?“ — Rose neigte den Kopf tiefer auf ihre Arbeit und glühendes Roth färbte ihre Wangen; aber keine Antwort erfolgte. „Rose Harrack!“ las Henry weiter, „haben Sie kein Wort, keinen Blick für den Scheidenden?“ — Sie blieb stumm. Henry stand sachte auf und schlich hinter ihren Stuhl. „Ich liebe Sie, Rose Harrack!“ flüsterte er in ihr Ohr. „Wollen Sie mein seyn, wenn ich wieder komme?“ Sie zitterte. „Sagen Sie Ja?“ Er nahm ihre Hand, die sie ihm nicht entzog. „Nur um ein einziges Wort flehe ich, das mir sagt, ob Sie mir auch gut sind.“ — Rose erhob jezt sachte den Kopf und sah ihn an mit den beiden wundersamen Augensternen, in denen ihre ganze Seele lag. „Meine Rose!“ rief Henry mit tief bewegter Stimme, „Mein für immer!“ Sie drückte leise seine Hand. Hastig schlang Henry seinen Arm um sie und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Lippen. „Ich höre dich ja gar nicht lesen,“ murmelte die Tante und schlug das schläfrige Auge halb auf, den saumseligen Neffen zu suchen. Henry war schon wieder auf seinem Platze, und ehe die alte Dame die müden Augen wach gerieben, war die alte Ordnung hergestellt.

Rose aber kehrte diesen Abend in tiefen Gedanken unter ihr Laubdach zurück und erwachte mit einem Lächeln des Glücks um ihre Lippen, das den Frühling im Herzen verkündete. Sie hatte ja den ersten Traum der Liebe geträumt, der glücklichen und erhörten Liebe.

Jahr um Jahr war dahin gegangen. Das Dorf und seine Bewohner hatten sich nicht verändert; dort stand noch das grün überwachsene Pachthaus, wo der alte Harrack nach wie vor Abends in seinem Armstuhl ruhte; im Manorhause waltete noch das alte Fräulein, freilich um vieles älter und nur mit einem Faden noch am Leben hängend; aus dem Dachstübchen sah Morgens noch immer Rose Harrack hervor und begrüßte mit einem Dankgebete den jungen Tag. Aber nicht mehr das junge blühende Mädchen, dessen Lippen ein glücklicher Liebestraum umspielte, stand jezt hinter den weißen Vorhängen; eine bleiche Lilie war es, mit dem rührenden Zuge des Leides in den schönen Zügen. Henry war seit jenem Tage nicht wiedergekehrt.

Aus dem Manorhause kam jezt ein Bote und forderte Rose an das Bett des todtkranken Fräuleins. Solcher Mahnung lieh sie immer ein williges Ohr, und schnell war sie auf dem Wege zu der Pathe. Diese harrte ihrer schon ungeduldig. „Rose Harrack,“ sprach sie bei ihrem Eintritt, „meine Stunde hat geschlagen. Der Wille des Herrn sey gelobt. Ich bin bereit vor seinen Thron zu treten, und will alsbald das Abendmahl darauf nehmen. Nur mit dir habe ich vorher noch eine Rechnung abzuschließen. — Rose Harrack, mein Henry hat dich geliebt und hat dich von mir zum Weibe begehrt; aber ich konnte ihm meinen Segen nicht geben. Der Erbe des Manorhauses durfte in unserer Kirche sein Wappen nicht aufhängen, wenn die Pächterstochter daneben stand. Zog ich aber meine Hand von ihm ab, so konnte der unbegüterte junge Mann dich nicht seine Gattin

nennen. Es blieb ihm also keine Wahl. Rose Harrack, verzeihe mir, daß ich so handeln mußte. Ich konnte nicht anders, um meiner Vorfahren willen, zu denen ich jezt eingehe. Ich habe viele, viele Thränen darum geweint und zu meinem Schöpfer um bessere Einsicht gefleht, aber sie kam nicht. Und Henry war einsam und unglücklich, und deine Wange bleichte der Gram mit jedem Tage mehr. — Rose Harrack, ich habe noch eine Bitte an dich. Versprich mir, auch nach meinem Tode meines Neffen Wünsche nicht zu erhören. Versprich mir das, und ich kann ruhig sterben."

Rose Harrack war auf einen Stuhl gesunken und hatte das bleiche Antlitz mit ihrer Hand bedeckt. Schmerz und Glück kämpften in ihrer Brust einen heftigen Kampf: Schmerz, daß sie von ihrer Pathe den Manen der Abgeschiedenen geopfert worden; Glück, daß Henry, troß dem Schweigen so vieler Jahre, sie treu geliebt. Mehr wünschte sie ja nicht, mehr begehrte sie ja nicht; nun war es wieder licht um sie, die Bäume grünten frisch, die Vögel sangen Hymnen.

„Rose Harrack, du sprichst ja nicht," begann die Kranke wieder. „Willst du mir das begehrte Wort nicht mit in das Grab geben?" — „Ich darf nicht," sagte Rose leise. — „Und warum nicht?" — „Ich habe schon einmal mein Wort gegeben und muß das erste halten." — „Wem hast du das gegeben?" — „Henry Boy." — „Und was versprachst du ihm?" — „Ihm anzugehören, wenn er wieder komme." — „Du nimmst dein Wort zurück?" — „Nimmermehr, nicht hier, nicht dort." — „Thörichtes Kind! So opferst du die Ruhe einer Sterbenden diesem eitlen Wunsch? Zum Glück sezt mein Testament ihm ein Schranke." — „Nehmen Sie ihm ein Versprechen ab, welches Sie wollen, gute Pathe; ich werde mich in alles fügen, aber ich kann mich nicht durch widersprechende Eide binden." — „Thörichtes Kind! Versprechen sind ja keine Eide," murmelte die alte Dame und versank in einen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte.

Still wurde es nun im Manorhause; alle Fenster waren verschlossen, keine Thüre ging auf, denn der Tod war darin. Nächtlich brannte eine Lampe, deren Schimmer man durch die Spalten sah; es war die Wache bei der Todten. Rose Harrack hatte schwarze Kleider angelegt; denn sie beweinte ihre Pathe, beweinte sie jezt doppelt, seit sie wußte, wie weh dieselbe ihr gethan und wie lieb sie sie doch gehabt. Konnte man denn jemand lieb haben und ihm dennoch weh thun? Sie spähte jezt oft von ihrem Fenster über die Straße und folgte von weit her mit dem Auge jeder Staubwolke, jedem Wagen; weßhalb, das sagte sie sich selbst nicht, aber die Schläge ihres Herzens sagten es ihr. Es dämmerte schon und wieder blickte sie hinaus; da bog etwas von der großen Landstraße ab in den Fahrweg nach dem Dorfe; es war ein Gig, ein Mann saß darin. Rose konnte nicht weiter sehen; sie sank auf ihre Knie und betete.

Sie wagte es nicht mehr den Weg nach dem Manorhause einzuschlagen, sie wagte kaum mehr die eigene Schwelle zu überschreiten; wie ein scheues Reh versteckte sie sich hinter Vorhang oder Busch bei jedem nahenden Tritt. Und als am andern Morgen die kleinen Glocken der Kirche tönten und man ihre Pathe in die Gruft senkte, da ging sie in ihr stilles Kämmerlein hinauf und überdachte sich all das Gute, das sie seit ihrer Kindheit von ihr genossen, und legte dagegen den Schmerz um Henry in die Wage und vergab ihr alles von ganzem Herzen.

Und als das nächste Frühroth kam, eilte sie von ihrem Lager, pochte die Magd aus ihrem festen Schlummer und hieß sie all ihre Töpfe mit knospenden Rosen ihr nachtragen auf den nahen Kirchhof, wo sie dieselben mit eigener Hand als Einfassung um das Grab der Pathe einsenkte. Dort sollten sie blühen und gedeihen und der Geschiedenen den Gruß ihrer Liebe bringen.

Als sie nun so ihr Werk übersah und ein Lächeln der Zufriedenheit das schöne bleiche Antliß umspielte, da trat plötzlich aus dem Schatten der vorspringenden Kirchenmauer ein schwarz gekleideter Mann hervor, der ihrem Beginnen lange schon heimlich zugeschaut, und eine tiefe männliche Stimme sprach: „Rose Harrack, ich bin jezt da. Rose Harrack, und ist es nicht zu spät?" — Ein zartes Roth überflog die bleichen Wangen, ihr Auge senkte sich auf den Grabhügel, sie zitterte. Ein starker Arm hielt sie aufrecht. „Und es ist nicht zu spät?" wiederholte Henry mit tiefer Betonung, und Rose schüttelte sanft verneinend das Haupt. — „Aber die Pathe und ihre Vorfahren?" flüsterte sie dann mit leiser Hindeutung auf das Grab, zu dessen Füßen sie sich wieder gefunden. „Wir lassen die Todten ruhen," sagte Henry ernst und führte sie vom Hügel weg. „Sie lebten ihr Leben nach ihrem Sinne, thun wir deßgleichen. Und meine weiße, treue Rose lasse es jezt meine Aufgabe seyn, dieses schöne bleiche Antliß wieder mit dem Schmelz der Rosen zu schmücken."

Und wieder tönten die Glocken und wieder öffnete sich die Thüre des Pachthauses und heraus trat der alte Harrack mit seinem Weibe am Arm, gefolgt von Rose im bräutlichen Schleier, die an der Seite des glücklichen Henry der kleinen Kirche zuschritt.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

III.

Das Nächste, was einer Erklärung bedarf, ist der sinnliche Stoff, in welchem der Künstler seine Gedanken verwirklicht. Es mag ein Lebendiges auch ohne ein materielles Substrat geben, obschon ein solches den gewöhnlichen Vorstellungen widerspricht und auch neuerdings wieder Stimmen zu Gunsten einer feineren Materiatur laut wurden. Die Kunst muß es jedenfalls dem metaphysischen Denken überlassen, mit einem schlechterdings immateriellen Leben fertig zu werden; sie für ihren Theil, wie sie zunächst auf die Sinne wirkt, wirkt ja auch vermittelst des Sinnlichen.

Ohne Materie keine Kunst. Die Frage Lessings, ob Raphael ein eben so großer Maler gewesen wäre, wenn er zufällig ohne Arme geboren worden, hat nur einen sophistischen Sinn. Dieß scheinen die sogenannten spekulativen Aesthetiker vergessen zu haben, die sich alle erdenkliche Mühe geben, nicht nur das Wesen der Kunst überhaupt, sondern auch die Vielheit der Künste und deren Eigenthümlichkeiten a priori oder rein begrifflich festzustellen. Die Kunst hat es einmal mit keinen abgezogenen Begriffen zu thun, sondern mit einem unmittelbar Erscheinenden, so daß es einen innern Widerspruch enthält, die verschiedenen Künste aus einem einheitlichen Begriff ableiten zu wollen, worin der spekulative Heißhunger unserer Zeit sich kund gibt, der alles begrifflich verschlingen zu können wähnt, ähnlich dem Vogel Strauß, in dessen Magen man Steine, Nägel und anderes unverdauliches Zeug findet. Der ideale Gehalt ist bei allen Künsten einer und derselbe — Leben; wodurch sich aber die einzelnen Künste wesentlich von einander unterscheiden, das ist das Stoffliche, in welchem das Lebendige und Beseelte zur Erscheinung kommt. In letzterer Beziehung ist allerdings auch der sinnliche Stoff homogen, die Identität dessen, was man Materie nennt. Andererseits aber hängt es von den der Materie inwohnenden Eigenschaften ab, wie der künstlerische Trieb sich bethätigen soll. Das stets auf ein Materielles sich richtende Kunstvermögen hat genau zu erwägen, innerhalb welcher Grenzen die bestimmte Eigenthümlichkeit der Materie, mit welcher die besondere Kunst es zu thun hat, sich bewegt, um nicht ungebührlich in ein fremdes Gebiet einzubrechen und den Schwerpunkt seiner eigenen Kraft zu verlieren.

Die Vielheit der Künste entspricht der Vielheit partikulärer Zuständlichkeiten, in welchen die Materie erscheint. Einen andern Eintheilungsgrund für die sich in sich selbst abzweigende Kunst vermögen wir nicht anzuerkennen. Die Sache entwickelt sich unter dieser Voraussetzung außerordentlich einfach. So mannigfaltig, zum Theil noch gänzlich unbekannt auch die Eigenschaften seyn mögen, die der Materie zukommen, so sind und bleiben doch die beiden allgemeinsten Bestimmungen derselben, Raum und Zeit, Kategorien, ohne welche kein Materielles gedacht werden kann. Aber, wird man einwenden, was hat die Lehre vom Kunststyl mit den metaphysischen Kategorien des Raums und der Zeit zu thun? Sind das nicht dieselben abgezogenen Begriffe, gegen deren gewaltsames Herbeiziehen auf das Gebiet der Kunst wir uns so nachdrücklich verwahrt haben? Ganz richtig! Nur übersehe man nicht, daß wir hier weder die Materie, noch auch die allgemeinsten Erscheinungsweisen derselben in Raum und Zeit erklären wollen; wir setzen dieselben vielmehr voraus und bedienen uns ihrer nur, um die Grundverhältnisse, auf welchen das Sinnliche überhaupt beruht, anschaulich zu machen. Die Materie ist einmal die unerläßliche Bedingung für alles künstlerische Schaffen, mag es einen Namen haben welchen es will, und da das Raumzeitliche mit dem Wesen der Materie eben so eng verbunden ist wie der Körper mit dem Schatten, so kann die Kunst sich niemals dieser nothwendigen Beziehung ihres Stoffes auf die allgemeinen Formen seiner Erscheinung entschlagen. Transcendente Spekulationen sind es nicht, wenn man die Kunst auf das raumzeitliche Erscheinen der Materie zurückführt; gilt es doch als ausgemacht, daß eine tiefere Begründung der menschlichen Sinnorgane und ihrer besondern Thätigkeiten nothwendig auf die Begriffe von Raum und Zeit und ihr Verhältniß zu einander sich einlassen muß.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung muß es einem einleuchten, daß Bestimmungen, die sich als maßgebend für das sinnliche Auffassungsvermögen erweisen, unmöglich für die durch die Sinne vermittelten Wirkungen der Kunst gleichgültig seyn können. Was wir im höhern Sinne des Worts Sinnenwahrnehmungen nennen, Perceptionen, die sich nicht bloß auf die der niedern Lebensfunktionen dienenden Eigenschaften der Körperwelt beziehen, sind ein Resultat

Digitized by Google

der raumzeitlichen Erscheinung der Materie. Das Auge faßt die Raumverhältnisse, das Ohr die Zeitverhältnisse des Materiellen auf, und weder kann das Sehen ohne ein gründliches Verständniß des Räumlichen, noch das Hören ohne ein gründliches Verständniß des Zeitlichen begriffen werden. Selbstverständlich vermag auch die Kunstbetrachtung von diesen Grundbedingungen für den Gesichtssinn und den Gehörsinn nicht loszukommen. Eine eben so einfache als zwingende Schlußfolgerung sagt uns, daß ein menschlicher Bildungstrieb, der nur an dem sinnlichen Stoffe sich bethätigen kann, der Natur der Sache nach und wesentlich abhängig ist von den constitutiven Elementen dieses sinnlichen Stoffes.

Hiernach spaltet sich die Kunst als Gattungsbegriff in die beiden obersten Artbegriffe der räumlichen und der zeitlichen Künste. Unter räumlicher Kunst verstehen wir alles, was man mit dem Collectivnamen der bildenden Kunst bezeichnet, unter zeitlicher Kunst die Tonkunst. Dieser Gegensatz ist so ursprünglich als die Kunst selbst, jedoch unter keinerlei Umständen ein schlechterdings alle und jede Vermittlung von sich weisender. Nur für das Denken lassen Zeit und Raum sich absolut entgegen setzen, in der Wirklichkeit berühren sie sich überall. Als Bestimmung des wirklichen Seyns spielt das Räumliche fortwährend in das Zeitliche und das Zeitliche in das Räumliche; die Bewegung ist die wirkliche Einheit von Raum und Zeit.

Die bildende Kunst hat es zu thun mit der im Raum ausgebreiteten Materie. Sie soll Lebendiges darstellen im Raum. Abgesehen von der beschränkten, keines räumlichen Totaleindrucks fähigen Perception des Tastsinnes sind die Raumdimensionen, oder es ist der erfüllte Raum für das Auge erkennbar allein vermittelst des Lichtes. Bei Nacht sind alle Katzen grau, und gleichwie alles Leben nur im Lichte sich entwickelt, in absoluter Finsterniß dagegen den Tod findet, so sind die lebendigen Formen oder Gliederungen der Kunst bedingt durch das auf sie fallende Licht. Der bildende Künstler sollte das niemals außer Acht lassen: die Wirkung eines plastischen Gebildes hängt nicht allein von den Umrissen und Linien des geformten Stoffes ab, sondern namentlich auch von der Art und Weise, wie die abgegrenzten Flächen durch die Vertheilung von Licht und Schatten näher bestimmt sind. Schon in der Baukunst kann man dieß wahrnehmen.

Die Baukunst hat es mit den allgemeinsten Formen der Materie zu thun und verläugnet am wenigsten ihre vorherrschend räumliche Natur. So wenig sie es verschmäht, edleres Material für ihre Zwecke zu verwenden, so ist im Grunde doch der Stoff als solcher für sie gleichgültig; ihre Absicht geht bloß darauf, der Materie mit Rücksicht auf die bloße Form den Ausdruck des Lebendigen zu geben. Und wie sie dem Stoff einen untergeordneten Werth beilegt, so geht ihre Formthätigkeit auf die allgemeinsten geometrischen Figuren, die Linie, das Dreieck, den Kreis zurück. An sich ist die geometrische Figur nicht lebendig und darum auch nicht schön; bloße Wiederholung einer und derselben Figur, oder auch unvermittelte Anwendung verschiedener Figuren neben einander kann eine lebendige Wirkung nicht hervorbringen. So schafft die Natur in dem Krystallisationsprozeß, ohne daß ihre Produkte eine organische Bedeutung hätten. In der bloßen Regelmäßigkeit der Form regt sich die Lebensidee noch nicht und die ägyptische Pyramide mag wohl ihrer Größe wegen überraschen, ihr künstlerischer Werth ist gering anzuschlagen und kann nach dieser Seite hin nur insofern in Betracht kommen, als stylistische Darstellungen in der Regel von einem feinen Sinn für regelmäßige lineare Compositionen ihren Ausgang nehmen.

Schon darum ist es nicht so leicht, zu bestimmen, ob ein architektonisches Werk Styl hat oder nicht; die Schwierigkeit wird jedoch um ein Beträchtliches größer dadurch, daß die Baukunst ihren Schwerpunkt nicht in sich selbst hat, vielmehr einem außer ihr liegenden Zwecke dient. Das Gebäude ist nicht um seiner selbst willen da; es dient dazu, irgend ein persönliches oder sachliches Moment zu umfassen, zu schützen, zu bergen. Da der Grieche sich hiefür vorzüglich des Holzes und des Zimmerns (τεκταίνειν) bediente, so hieß der Meister des Baues „Architekt." Die Angelsachsen kannten gar kein anderes Wort für Bauen als Zimmern (getimbrian). Das Gebäude birgt: daher der Name „Berga," der sich im italienischen albergo (auberge) und in unserer „Herberge" erhalten hat.

Bergendes hat Sinn und Bedeutung allein in Beziehung auf das zu Bergende — die Herberge setzt den Gast voraus. Und so ist es genau betrachtet mit allem, was die Baukunst hervorbringt. Sie hat eine untergeordnete, dienende Stellung und gleicht dem Mantel, den der Mann um die Schultern wirft. Wo das Bauen indessen dem bloßen Bedürfniß dient und sich ganz äußerlich an die Vorbilder in der Natur hält, wie bei den sogenannten cyclopischen und pelasgischen Mauern, bei den Pyramiden und ähnlichen Bauwerken, da ist das künstlerische Bilden noch ausgeschlossen. Die Hütte, wie der Jäger, der Hirte, der Ackerbauer sie aufführte, kann als solche auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch machen. Bloße Verzierungen reichen gleichfalls noch nicht an eine wirklich künstlerische Schöpfung heran. Erst wo die bloße Nothdurft abgestreift ist, und der Bau einem höheren, ideellen Interesse dient, die Materie in die schützenden Glieder eines Göttlichen verwandelnd, erst da gibt sich wirklicher Kunsttrieb zu erkennen.

Digitized by Google

So angesehen ist es vollkommen wahr, so parador es auch klingt, daß der Tempel früher ist als das Haus. Ohne eine vorangegangene Geistesentwicklung, die sich in der Geschichte schlechtweg als bedingt durch die Tiefe und den Umfang des religiösen Bewußtseyns erweist, kann die bauende Thätigkeit der Völker kein Kunstinteresse wecken, und künstlerisch angesehen ist das Haus zuerst Gotteshaus. Am anschaulichsten macht diesen Entwicklungsprozeß die Geschichte des griechischen Tempels. Die Tempel der Alten waren keine Versammlungsörter, sondern Häuser der Götter. Das Bild der Gottheit ist der Kern, um den sich das griechische Tempelgebäude entwickelt hat; war das Bild fort, so blieb nur ein werthloses Gehäuse, das man gleichgültig dem Verfall preisgab. Hatte man in ältester Zeit das Bild in hohlen Baumstämmen untergebracht, so baute man ihm später ein Obdach, wo es mit seinem Altare stehen konnte; mit jedem Fortschritt der Kunstfertigkeit und mit jedem Zuwachs an Mitteln bildete die Baukunst daran weiter; denn wie von den Thieren und Früchten des Feldes das beste jedesmal den Göttern gehörte, so auch von der Blüthe der einheimischen Kunst. An die eigentliche Wohnstätte des Gottes schloß sich ein kleineres, gewöhnlich offenes Vorgemach an, durch welches man sich dem Bilde näherte, und ein Hinterhaus, wo die Schätze des Gottes ruhten. Ueber dieses dreitheilige Tempelhaus spannte man das Dach, das man auf Säulen stützte und so die ursprüngliche Einheit durch einen Gegensatz belebte. Denn wie der Tempel selbst ein von der Welt gesondertes, in sich abgeschlossenes Ganze bildete, so gaben ihm die umhergeführten Säulenhallen den Charakter des Offenen und Gastlichen. Dieses ganze Gebäude aber stellte man, um es der gemeinen Fläche des Lebens zu entheben, auf drei mächtige Stufen, welche das Ganze, wie ein Weihgeschenk, dem Himmel entgegentrugen. So hat der griechische Tempel eine durchaus organische Entwicklung von Innen heraus und eben darin den entschiedenen Charakter der Ursprünglichkeit.

So wie nun aber das Bild des Gottes als ein Ausdruck galt für die Fülle des göttlichen Lebens, so sollte auch die Umhüllung desselben, es sollte der Tempelbau Theil haben an der allgemeinen Lebensidee. Einen Versuch, der todten Masse ein beseelendes Princip einzuhauchen, findet man bei allen durch die Grundbedingungen einer höheren Geistesbildung zu künstlerischem Schaffen hindurchgegangenen Völkern, und es kommt nun darauf an, dieses beseelende Princip in der Architektur näher zu bestimmen. Die Gliederung der in den Raum hingestellten Masse allein thut es nicht: die korrektesten Linien und die zierlichsten Kreisabschnitte können völlig wirkungslos bleiben, wenn ihre Anwendung eine bloß äußerliche, von dem Zufall oder der Laune eingegebene ist. Umgekehrt vermag sehr oft das einfachste Gebäude eine höhere und unmittelbare Theilnahme zu wecken, sobald bis in das einzelste Detail die Beziehung auf einen maßgebenden Grundgedanken sichtbar wird. Dieses aber ist nur dann möglich, wenn einestheils der Bau in einem für den Betrachter wohlthuenden Zusammenhang mit dem Zwecke steht, der damit erreicht werden soll, der Tempel, die Kirche, das Wohnhaus, die Gerichtshalle, die Börse, die Münze teleologisch durch den Gesammthabitus der architektonischen Construktion angedeutet ist, andererseits wenn unter den einzelnen Theilen an sich wieder eine solche Uebereinstimmung stattfindet, daß der Bau als organischer und insofern lebendiger und beseelter Körper erscheint. Einer derartigen Wirkung ist gewaltsames Herbeiziehen solcher Motive, die bloß auf einen täuschenden Schein abgesehen sind, weit eher nachtheilig als vortheilhaft. Nicht in der Ueberladung offenbart sich das Leben, sondern umgekehrt in der einfachsten und ungezwungensten Beziehung des Theils auf den herrschenden Grundgedanken.

Dem Auge eines sinnigen Beobachters kann das Geheimniß einer lebendigen und darum das Bewußtseyn in demselben Sinne erregenden architektonischen Darstellung nicht verborgen bleiben. Der Künstler muß es verstanden haben, die ursprünglich bloß räumliche Existenz der Masse in ein zeitliches Daseyn hinüberzuleiten; er muß den spröden, todten Stoff von dem auf ihm lastenden Banne dadurch frei gemacht haben, daß er ihm den lebendigen Athem der Zeit einhauchte und die Materie von der Erde gleichsam emporhob in die höhere Region lebendiger Bewegung. Um zu leben, müssen die Umrisse eines Baues sich bewegen, freilich nicht, indem sie von der Stelle rücken, sondern in Kraft jenes Ebenmaßes, jener organischen Gliederung, die den Betrachtenden zwingt, den Linien in ihrer Beziehung zu einander mit dem Blicke zu folgen und den Eindruck eines belebten Kunstwerks in die Seele aufzunehmen. Die Bewegung ist ja das verknüpfende und doch zugleich lösende Band zwischen dem Räumlichen und dem Zeitlichen; vermittelst ihrer wird die ruhende Materiatur von dem Zwange, dem sie unterliegt, erlöst und in die zeitliche oder geschichtliche Existenz hinüber geleitet. Gleichwie die Seele eines belebten Wesens den anorganischen Stoff in einen organischen, höhern Lebenszwecken dienenden verwandelt, so wandelt sich unter der Hand des ächten Baukünstlers der todte Stein in ein Glied eines harmonisch sich regenden Ganzen.

Der Styl in der Baukunst ist nichts anderes als das schöne Ebenmaß oder die harmonische Gliederung, weil bei den Zwecken, welche der Architekt verfolgt, und bei dem Material, über das er verfügt, die Lebensidee sich keinen andern Ausdruck geben kann. Auch in diesem Stücke können die alten Griechen als

Muster gelten. Der griechische Tempel stellt in seinen architektonischen Formen die einfachsten geometrischen Verhältnisse dar, eigentlich nur die durch sich selbst geschnittene gerade Linie; und doch war das hellenische Auge einer in fließender Bewegung fortschreitenden harmonischen Anordnung so bedürftig, so scharf organisirt für die feinsten Lebensregungen, daß neueren und genaueren Messungen zufolge an den griechischen Gebäuden aus der besten Zeit der Kunst sich nicht eine einzige mathematisch gerade Linie befindet. Unsern blöderen Augen gar nicht mehr sichtbar löst sich das Gerade durchgängig in eine Wellenlinie auf, zum deutlichen Beweis, wie ein fein gebildeter Kunstsinn kein Genüge findet an der Regelmäßigkeit der Krystallformation, das Lebendige vielmehr auch in der Baukunst in den fließenden Umrissen des Organismus auszudrücken sucht. Von wie durchgreifender Bedeutung die Wirkungen des Lichtes bei so unendlich fein gezogenen Linien seyn müssen, liegt auf der Hand, und man braucht nur die Trümmerstücke griechischer Tempel, an denen selbst die letzten Spuren früherer Bemalung der Ungunst der Witterung und der Menschen haben weichen müssen, genau anzusehen, um sich von dem außerordentlich zarten Gefühl zu überzeugen, womit die Hellenen Licht und Schatten zu vertheilen verstanden, dessen zu geschweigen, daß sie ihre Bauwerke, wo immer möglich, mitten in die großartigsten Naturumgebungen, in den schwellenden Segen wunderbarer Naturkräfte hinein stellten.

Schon anders verhält es sich mit der Plastik oder Bildhauerei. In dem Ausdruck „bilden," πλάσσειν, fingere, liegt eine unverkennbare Hindeutung auf das organische Gebilde oder die organische Gestalt als solche. So wenn in der Schöpfungsgeschichte des alten Testaments Jehovah den Menschen nach seinem Bilde schafft, oder wenn die Dichterin Erinna den Prometheus gleichfalls Menschen bilden läßt. Das Stoffliche, womit der Bildner es zu thun hat, zeigt sich keinem fremden Zwecke dienstbar, man müßte denn einen besondern Nachdruck darauf legen wollen, daß die Kerameutik, die Geschirre aus Thon fertigt, gleichfalls den schönen Künsten zugezählt werden müsse. Weit entfernt, den Vasen an sich und bloß mit Rücksicht auf ihre Gestalt jeden Anspruch auf stylistische Behandlung abzusprechen, wird man doch eingestehen müssen, daß sie mehr nur als Beigabe zu den bildenden Künsten, als ein Mittleres zwischen der Architektur und der Plastik zu betrachten sind und ihren bildnerischen Werth meist in den Figuren und Scenen haben, die darauf verzeichnet sind. Die Bildhauerei als solche hat die Aufgabe, ohne alle Nebenrücksichten das Leben unmittelbar vermittelst der Materie zur Erscheinung zu bringen. Ob sie in Thon, Gyps und andern Erdarten, oder in Holz, oder in Stein, oder in Metallen arbeitet; ob sie die dehnbaren Massen treibt, dreht, in Formen schlägt oder gießt; ob sie gräbt und ritzt, ihre Gestalten voll und ganz, oder aus der Fläche heraus arbeitet — darauf kommt es in der Hauptsache nicht an. Alles dieß hat nur eine untergeordnete Bedeutung Angesichts der von ihr zu unmittelbarer Gegenwart auszuwirkenden Lebensidee. Die lebendige Gestalt soll, wie sie sich als ein Ganzes abgrenzt, in den Raum hineingestellt und vermittelst des darauf fallenden Lichtes sich nicht etwa als verborgenes, sondern als offenbares, an allen Punkten der Oberfläche hervorleuchtendes und herausquellendes Leben zu erkennen geben.

Damit sind die Grenzen für die Bildhauerei genau gezogen. Unbeschränkt in Betreff des Lebendigen, das sie darzustellen beabsichtigt und das mit demselben Recht den niedrigsten Stufen des Organischen wie den höchsten, wo das ideale Princip des Geistigen das Stoffliche gleichsam verschwinden macht, entnommen werden kann, muß die Plastik um so mehr dessen stets bewußt bleiben, daß in der von ihr ausgedrückten Lebensregung das Räumliche dem Zeitlichen die Wage hält, und sie hiernach darauf angewiesen ist, die successiven Momente, in denen der Lebensproceß verläuft, vermöge der räumlichen Ausbreitung in einen einzigen Zeitpunkt zusammenzudrängen. Der Bildhauer kann mit seinen Gaben nicht zurückhalten, nicht mit seiner Berechnung durch geschickte Vertheilung beigegebener Motive den Effekt verstärken; mit einem Schlage muß er das Ganze geben, seine künstlerische Seele vor dem Betrachter ausschütten, und dazu befähigt ihn allein das, was man charakteristische Darstellung nennt.

Nicht bloß das persönliche, auch das unpersönliche Leben muß er charaktervoll behandeln, d. h. er muß demselben einen solchen gemeinfaßlichen Ausdruck geben, in welchem sich die Eigenthümlichkeit der besondern Lebensidee, im Physischen wie im Geistigen, auf das bestimmteste und vollständigste ausprägt. In diesem Punkte steht die griechische Plastik unübertroffen und maßgebend für alle Zeiten da. Betrachtet man die Thiergestalten aus jener glücklichen Periode künstlerischen Schaffens, so weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, den Scharfsinn, womit der Künstler der Natur ihre feinsten Lebensregungen ablauschte, oder die außerordentliche Sparsamkeit im Gebrauch der Mittel, um einen möglichst charakteristischen Ausdruck zu gewinnen. Dasselbe gilt, vielleicht in noch höherem Grade, von den idealen Gestalten, in denen irgend eine Seite der geheimnißvollen Gemüthswelt sich offenbart. Auch dabei ging der Hellene unmittelbar auf seinen Zweck los, wohl wissend, daß hier gerade das Einfachste auch das Prägnanteste und Wirksamste ist. Von dem Verhältniß der bildenden Kunst zu der Architektur und Malerei bemerkt daher auch ein tiefer Kenner des Alterthums

Digitized by Google

sehr schön: Bloß an die reine Form gewiesen, ist sie zugleich die einfachste und die innerlich wahrste unter den (sämmtlichen) Künsten; sie ist von ihnen die ernsteste und männlichste, zugleich die besonnenste und weiseste, welche alles nicht zur Enthüllung der Form Gehörige verschmäht, aber zugleich die größte Einsicht voraussezt und fordert, damit der Gedanke, als der Kern des Wahren, in jeder Hinsicht gesund, kräftig und untadelhaft erscheine. Es steht ihr nichts zu Gebot, um durch irgend einen Schein, oder eine Täuschung das Mangelhafte, sey es des Gedankens oder der Ausführung, zu verhüllen; selbst die Perspektive hat für sie keine Bedeutung, und auch die feinste Hülle der Haut, die der Farbe, beachtet sie nicht; es ist ihren Werken an sich gleichgültig, ob sie die Schwärze des Basalts, oder die Weiße des Marmors zeigen.

In einem unverzeihlichen Irrthum ist der Künstler befangen, der dadurch eine charakteristische Ausführung zu erlangen hofft, daß er das natürliche Leben bis in seine äußersten und zufälligsten Kleinigkeiten, in den Falten der Haut und der Anschwellung der Blutgefäße nachahmt. Dieß heißt so wenig wahr seyn, daß auf diesem Wege vielmehr ein völlig unwahrer Schein zu Stande kommt, der dem Zweck der Bildhauerei geradezu widerspricht. So verfährt das vile imitatorum pecus, dem kein Funke ureigener Kraft im Busen wohnt. Um ein Bildwerk bewundern zu können, verlange ich nicht, daß ich einen Hund oder einen Löwen, einen Menschen oder einen Halbgott, wie er leibt und lebt, mit Haut und Haar, vor mir sehe; in diesem Fall müßte die Gestalt mit Armen und Beinen ausgreifen können. Eine wirkliche Befriedigung meines ästhetischen Sinnes, oder einen ächten Kunstgenuß gewährt nur eine solche Darstellung, die, anstatt physisches Leben zu erheucheln, innerhalb der räumlichen Schranken der anorganischen Materie, ohne Rücksicht auf Nervenfaser und Blutwelle, die Lebensidee in der Form des Stofflichen zur Anschauung bringt. In dem reinen Ebenmaß der Glieder, so wie in der Kraft und Wahrheit des Ausdrucks löst sich selbstredend auch hier das ursprünglich räumliche Moment in ein zeitliches auf; das plastische Gebilde gewinnt den Ausdruck lebendiger Bewegung in noch höherem Grade als das Tempelgebäude, aber nicht insofern es für das äußere Auge mit den Gliedern zappelt, sondern in der Menschenbrust das frische und unmittelbare Gefühl einer höheren, sey es sinnlichen, sey es übersinnlichen Lebensregung weckt.

Seine Aufgabe muß der plastische Künstler nicht in der ängstlichen Ausführung des Details suchen, vielmehr in dem richtigen und ebenmäßigen Verhältniß der Formen und Theile zu der Lebensidee, die er darzustellen beabsichtigt. Wie er das Leben in dem Moment festzuhalten hat, wo es seinen sprechendsten und charakteristischsten Ausdruck gewinnt, so zu sagen ein ganzes Daseyn in einen einzigen Zeitpunkt zusammendrängend, eben so hat er bei der Ausführung derjenigen Norm zu folgen, die, weit entfernt über den Marmor eine wirkliche Haut zu spannen, die anorganische Materie als solche bestehen läßt, ihre Natur weder zu verläugnen noch zu verdecken trachtet, dagegen ein Ganzes schafft, bei dem das Auge sich gar nicht versucht findet, bei dem Einzelnen besonders zu verweilen, sondern stets wieder an der Gestalt als solcher, an dem Gesammteindruck eines wohlgelungenen Gliederbaus sich ergözt; und zwar darum, weil der Theil oder das Glied gar keine selbstständige Existenz hat, sondern immer wieder in das Ganze sich auflöst. Dieses Lösende oder Fließende ist vielleicht der zutreffendste Ausdruck für das Stylistische in der Skulptur, das aber mehr empfunden als definirt seyn will. Soll dieser geniale Wurf gelingen, so gewöhne sich der Anfänger vor allem, nach dem von uns aufgestellten Canon von Innen heraus so zu arbeiten, daß er dem festen Knochenbau, an dem Fleisch und Blut sich festrankt, ein ganz besonderes, niemals rastendes Studium zuwendet. In dem derben Knochengerüste hat der plastische Gliedbau seinen Schwerpunkt, und da die Plastik darauf angewiesen ist, in dem Stofflichen, sofern es durch die Cohäsion zusammenhängt, zu arbeiten, soll ihr Werk schlechterdings auch den Eindruck des Festen, Gedrungenen, auf einem sicheren Grunde Ruhenden machen.

An einem andern Orte (A. Helfferich, Briefe aus Italien, Bd. II.) habe ich darüber Klage geführt, daß die neuere Bildhauerei den Schlüssel zu dem in dem Marmor und Erze liegenden Räthsel verloren zu haben scheine. Sie sucht ihre Wirkungen nur in der Behandlung der weichen Theile. Ohne schulmäßig Osteologie studirt zu haben, fanden umgekehrt die Alten den Kern des Lebens in dem Knochengerippe, in dessen harte Schaale der Geist seine Geheimnisse und Künste eingräbt. Die dadurch gewonnene sichere und ruhige Haltung ermöglicht namentlich auch dem auf die Werke fallenden Lichte einen durchaus angemessenen und vollen Effekt, so daß wiederum Materie und Licht zu dem größten aller Kunstmysterien sich vereinen.

Die Beleuchtung dient, durch die harmonische Verbreitung von Licht und Schatten über die volle Gestalt, dieselbe nach ihrer ganzen Bedeutsamkeit hervortreten zu lassen. Ohne diese wesentliche Wirkung des Lichtes würde die Eigenthümlichkeit des organisch Lebendigen verschlossen und unerkennbar bleiben; die Gestalt könnte unmöglich in den ihr eigenen Flächenverhältnissen aus dem Raum sich herausbilden. Es begründet bloß einen nicht unerheblichen Unterschied zwischen der Plastik und der Baukunst. In lezterer kommt das Licht nur in seinem allgemeinsten Gegensaz,

Digitized by Google

nämlich als Licht und als Schatten, durch die massenhafte Vertheilung beider in Betracht. Bei der Plastik erscheint die Lichtsubstanz als sondernd, bestimmend und charakterisirend nicht mehr bloß in dem allgemeinen Gegensatz von Licht und Schatten, sondern in den fein nuancirten Wirkungen, die das Licht an den wellenförmig geschwungenen Linien der organischen Gestalt hervorbringt. Daher der große Werth, der darauf zu legen ist, daß in den Museen das Licht richtig einfällt und gehörig vertheilt ist.

Der Plastik ist es nie gelungen und kann es auch, weil ihrem Wesen widersprechend, nicht gelingen, die Lebensbewegung so zu individualisiren, daß selbst das Momentane an ihr Bedeutung gewinnt und das seelische Princip bis zum äußersten Affekt sich steigert. Gebunden an die Natur des Stoffes, dem sie Gestalt gibt und Leben einhaucht, kann sie, ohne die ihr gesteckten Grenzen zu überschreiten, das Ruhende in der Bewegung, wie dieses durch die stoffliche Masse als solche ausgedrückt und geboten ist, nicht aufgeben, nicht dem Gleichgültigen, im raschen Wechsel der Bewegung Verschwindenden eine Stelle gönnen, um so den Zusammenhang einer in verschiedene Momente vertheilten Handlung um so deutlicher und darum individueller aus dem Hintergrund des allgemeinen Gedankens hervortreten zu lassen. Dazu bedarf es eines andern Mittels künstlerischer Darstellung.

Wie die Plastik den charakteristischen, so hat die Malerei den individuellen Lebensausdruck zu produciren. Zwar ist das Licht weder bei der Baukunst, noch bei der Bildhauerei etwas bloß Accidentielles und Zufälliges; der schöne Schein des Lebens fällt ja erst durch die Strahlenbündel auf die architektonischen und plastischen Gebilde. Aber Licht und Materie kommen bei dergleichen Darstellungen der Kunst doch nur äußerlich an einander, so unzertrennlich sie auch zusammengehören. In der Malerei hört dieses zweitheilige, äußerliche und gespannte Verhältniß auf. Ihre Gestalten sind gleichfalls räumliche Projektionen, indessen von solcher Beschaffenheit, daß Materie und Licht in Eins zusammenfallen, die Materie unmittelbar zum Licht sich verklärt und das Licht zur Materie sich hypostasirt. Diese wunderbare Identität hat zu ihrem Träger die Farbe, neben dem Tone die ideellste Offenbarung der Materie als solcher. Die Malerei stellt die lebendige Erscheinung dar als einen Lichtprozeß, der in seinen wunderbaren Wirkungen den Raum für das Auge erschließt. Darum ist die Malerei im eminentesten Sinn die Kunst für das Auge, und bereitwillig eignen wir uns, jedoch nur als zutreffend für sie, den Lehrsatz Hegels in der Aesthetik an, die Kunst habe das Erscheinende an allen Punkten seiner Oberfläche zum Auge umzuwandeln, welches der Sitz der Seele ist und den Geist zur Erscheinung bringt. Die Natur des Auges nimmt den Gegenstand lediglich dadurch an, daß er scheint, die Modifikationen des Lichtes dem Auge entgegenbringt. Die innige, ja innigste Beziehung zwischen Auge und Farbe, leztere sofern sie weiter nichts ist als eine Modifikation des Lichtes, so zu sagen das Sonnenhafte im Auge und das Augenhafte in der Sonne, das Ineinanderverschlungenseyn des Subjektiven und des Objektiven an der Erscheinung, wie die abstrakte Wissenschaft es nennt, wird durch nichts mehr anschaulich gemacht, als durch die Art und Weise, wie das Auge und die Malerei, dieses wirkende und schaffende Auge, sich zum Raume verhalten. Der Gesichtssinn als solcher faßt und ergreift das Räumliche nur als einfach Ausgedehntes, oder als Fläche. Diejenige Ausdehnung des Raums, die dadurch entsteht, daß die Raumfläche sich nach der ihr entgegengesetzten Peripherie der Grenze bewegt und die Tiefe erzeugt, ist dem Sehvermögen an sich fremd, und das Auge erlangt Kenntniß von dieser räumlichen Dimension erst an der Hand des Tastsinns. Dem entsprechend geht die Malerei nur in die Breite: die Perspektive, oder die in die Tiefe gehenden Raumverhältnisse sind lediglich das Erzeugniß der Kunstthätigkeit selbst, etwas rein Ideelles, ein Schein, in welchem das Auge aber erst seine volle Sättigung und Befriedigung findet. Nur ein in seiner prosaischen Verständigkeit für die freie Schwungkraft und den zum Himmel gerichteten Flügelschlag des künstlerischen Geistes völlig unbefähigtes Volk wie das chinesische kann behaupten, der Schatten sey etwas Zufälliges und brauche deßhalb nicht angedeutet zu werden, zumal da er das Colorit verunstalte; eben so müsse man auch die Gegenstände in der Ferne nicht so klein malen, als sie zu seyn scheinen, da dieß ein Augenbetrug sey, den der Verstand nicht unberichtigt lassen dürfe (Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte). Mit einem weit feineren Kunstsinn bemerkten die alten Griechen von einem Gemälde Alexanders des Großen, in welchem Apelles ihn als Blitzschleuderer dargestellt hatte, die Figur scheine ihren Arm mit dem Blitz aus der Fläche hervorzustrecken. Die Perspektive ist in der Malerei, was die Harmonie in der Musik.

Gerade weil die Malerei nicht, wie die Baukunst und Skulptur, von dem Raum in seiner ganzen Ausdehnung abhängig ist, die realen Dimensionen vielmehr in ideale umwandelt, vermag sie das Leben mit weit größerer Freiheit zu behandeln. Nicht bloß daß der Maler die Lebensäußerungen in der Natur wie in der Geschichte in die Breite figurenreicher Compositionen auseinander legt, der Einheit seines künstlerischen Gedankens durch die harmonische Beziehung einer Menge an sich selbstständiger Erscheinungen Ausdruck verleiht; er ist außerdem auch befugt, oder vielmehr genöthigt, das Lebendige, sey es ein einzelnes, sey es ein zusammengesetztes, bis in seine

Digitized by Google

kleinsten Besonderheiten, wie sie sich dem Auge darstellen, hervorzukehren und zur Anschauung zu bringen. Es liegt dieß im Wesen der Farbe, und nur wer dieses mißkennt, kann die Zeichnung am Gemälde zur Hauptsache machen. Correggio und Rembrandt sind darum so große Meister, weil sie im Helldunkel die specifische Macht der Farbe erkannten und mittelst desselben das Plastische, oder was dasselbe ist, das Zeichnende in der Malerei völlig auslöschten und dadurch bis zur äußersten Grenze der Individualisirung vordrangen. Sie sind Maler im wirklichen Sinne des Worts, wahre Propheten der Farbe.

Die Malerei, darin wesentlich abweichend von der Skulptur, darf hinter der Individualisirung, wie die Natur in ihren Gebilden sie erreicht, nicht zurück bleiben; ja sie muß in gewissem Betracht darin noch weiter gehen als die Natur selbst, in so fern als sie der ästhetischen Wirkung zulieb Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten weit stärker zu betonen hat, als die Natur es thut, der ähnliche Rücksichten durchaus fern liegen. Während der Bildhauer gewissermaßen den Extrakt eines zeitlich verlaufenden Lebensbildes in seiner charakteristischsten Allgemeinheit vor uns hinstellt, erwarten wir von dem Maler, anstatt des charakteristischen Artbegriffes eines Lebendigen, den möglichst individuellen Ausdruck, wie er durch Umstände, Stimmung, Umgebung und Nebenzwecke erheischt wird. Das Allgemeine in der Malerei macht überall nur den Eindruck des Flachen und Unbedeutenden, wogegen Haltung und Stimmung in ein Gemälde eben nur dadurch kommt, daß die fleißig und bis in's Einzelne durchgeführten Züge sich zu einem Totaleindruck abrunden. Die Farbe ist ja nichts anderes als das offenbarende, wenn man will aufschließende und lösende Princip in der räumlich ausgebreiteten Materie. Wo sie erscheint, individualisirt die Farbe, weil sie nicht, wie das Licht an sich, das Erscheinen als solches vermittelt, sondern denjenigen Schein erzeugt, der den specifischen Ausdruck des Sichtbaren in die feinsten Falten der Materie fallen läßt. Vermittelst der verschiedenen Färbung hebt sich das Einzelne von dem Besondern ab, und es entsteht jene wunderbare Welt, in der das Einzelnste nur abgestuftes Licht und doch zugleich das Ganze eine in's Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der verschiedensten Farbenwirkungen ist.

So stufenweise, so harmonisch gestaltet und gliedert sich die bildende Kunst, die in Architektur, Bildhauerei und Malerei immer nur einen und denselben allgemeinen Zweck verfolgt, nämlich das Verhältniß des Lichts zur Materie anschaulich zu machen. In der Baukunst ist die Materie das vorherrschende, das Licht das Untergeordnete; in der Plastik treten beide zusammenwirkende Momente als ebenbürtig auf; die massenhafte Wirkung fällt weg, um einer charaktervollen Sonderung und Gliederung Platz zu machen; endlich gewinnt in der Malerei das Licht die Oberhand, indem es in der Farbe gleichsam das derbe, greifbare Daseyn der Materie tilgt und in die ideellen Potenzen der Farbenwelt auseinander breitet. Der zarte Kunstsinn der Alten bewährt sich ganz besonders auch darin, daß sie die drei verschiedenen Ausdrucksweisen der bildenden Kunst als ergänzende und unzertrennliche Bestandtheile eines Gemeinsamen betrachteten, daher fast durchgängig bei ihren Kunstwerken die Architektur, die Plastik und die Malerei zusammenwirkten und im Verein ein Ganzes zu Stande brachten, dessen Wirkungen auf das Auge um so gewaltiger waren, je reiner und vollkommener sich jede diese Künste innerhalb der ihr gesteckten Schranken offenbarte.

Digitized by Google

Helgoland.

VI. Leben und Geschichte.

Die Helgolander waren nie starke Kirchgänger. Von jeher suchten sie Händel mit ihren zwei Pastoren, ja es kam vor, daß sie vor die Kanzel traten und den Prediger nicht mehr herunter ließen, bis er ihnen ihren Wunsch gewährt hatte. Ehe Helgoland an England kam, stand das Kirchenwesen unter dem Consistorium von Schleswig. Jezt wählt die Gemeinde ihre Prediger selbst, wozu ihr aber noch immer von dorther Vorschläge gemacht und Candidaten zu einer Probepredigt zugeschickt werden. Die Bestätigung erfolgt durch England. Die zwei Pastoren bilden gemeinschaftlich mit zwei Rathsleuten den Kirchenrath. Eine große Anhänglichkeit an die Pastoren ist auch jezt nicht zu bemerken; die Sitte, daß wenn ein Lootse in See ist, sein Weib oder seine Mutter zwölf Schillinge zum Pastor bringt, damit er für ihn bete, dürfte eher auf Rechnung ihrer natürlichen Religiosität, vielleicht auch ihres Aberglaubens zu schreiben seyn. Dieser war von Alters her besonders als Gespensterglaube sehr herrschend. Die Menschen, welche im Winter einsam, mit sich und ihren dem Tode bestimmten Felsen allein zusammennisten, glauben alle an Ahnungen, Träume und Doppelgesichte. So erzählen sie mit besonderer Wichtigkeit von einem Offizier, der vor wenigen Jahren sich nach Helgoland übersetzen lassen wollte, plötzlich aber, schon auf dem Dampfschiffe, sich unwohl fühlte, an's Land zurückkehrte und einige Stunden später starb. Sein Gepäcke machte indessen die Reise nach Helgoland, wo es als unbekanntes Fremdengut aufbewahrt wurde. Als aber der Schließer am andern Tage das Magazin aufschloß, saß auf dem Koffer ein Offizier in voller Uniform und mit flehenden Mienen. Der Mann sprang vor Schrecken zurück, im nächsten Augenblick aber erhielt er einen Brief, worin das Gepäck eben jenes verstorbenen Offiziers reklamirt ward, und der Geist war verschwunden. Ein schöner Beweis ihrer natürlichen Frömmigkeit ist, daß kein Fischzug unternommen wird, ohne daß sie vorher den Segen Gottes erflehen. „Alleest!" rufen sie, d. h. Herr, auf dein Wort! und nun erst fährt getrost das rothgrüne Schifflein in die Wellen.

Uebrigens wissen sich die Pastoren für die Geringschätzung ihrer Amtsautorität schadlos zu halten. Das Pfarrhaus ist die schönste Wohnung auf Helgoland. Die englische Regierung hat sich auch hierin splendid gezeigt, und als einmal der erste Pastor eine Eingabe um eine Besoldungszulage von hundert Thalern demüthigst einreichte, erhielt er fast einen Verweis wegen der Bescheidenheit der Bitte, und die prompte Antwort erfolgte in fünfhundert Thalern. Was Wunder, daß der zweite Pastor dasselbe Gelüste nicht noch eine Nacht länger zurückhalten konnte, sondern schleunigst und ebenfalls demüthigst die jetzige Unverhältnißmäßigkeit seiner Besoldung hervorzuheben nicht verfehlte! Dießmal lautete aber der Bescheid anders: der erste Pastor mußte seine Besoldungszulage mit dem hungernden Bruder theilen, und für Zündstoff zwischen den beiderseitigen Ehehälften war gesorgt. Der zweite Pastor ist zugleich Oberlehrer in der Schule. Auch diese ist ein sehr brach liegendes Feld. Mit sechs Jahren werden die Kinder schulpflichtig, was jedoch ein sehr relativer Begriff ist; denn faktisch besteht kein Schulzwang, und wenigstens im Sommer steht es den kleinen Jungen frei, ob sie sich am Strande oder in der Schule besser zu unterhalten meinen. In der obersten Klasse wird auch Englisch getrieben, das fast alle Helgolander sprechen oder wenigstens verstehen, wie sie überhaupt als gereiste Seeleute vieler Sprachen mächtig sind. Das Schulgeld beträgt jährlich nur zwei Mark; was so werthlos tarirt ist, kann den Leuten unmöglich viel Werth haben.

Indessen haben die Schiffer noch eine tüchtige Schule durchzumachen, bei der sie nicht so leichten Kaufs wegkommen, sondern durch die enge Pforte eines Examens sich hindurch winden müssen. Das ist das Lootsenexamen. Ja, auch auf Helgoland, diesem urpatriarchalischen, freiesten Fleck der Welt, gibt es Examinatoren und Candidaten. Und zwar, was für Nöthen sind dieß! Ein alter Lootse und ergrauter Lootsenexaminator versicherte mich, die jungen Candidaten sinken beim Eintritt in den Saal fast in die Knie, und doch seyen die Examinatoren ihre Verwandten und nächsten Freunde. Vor dem achtzehnten Jahre wird keiner zum Examen zugelassen. Die Prüfungscommission besteht aus vier alten Lootsen und zwei Rathsleuten. Den Angstschweiß auf der Stirne treten die künftigen Seehelden vor die gewiegten Meister und Väter, die aber freundlich sie vor allen Dingen sich setzen und ein bereit stehendes Glas

Digitized by Google

Wein zur Beschwichtigung ihrer schwachen Helgolander Nerven ireren heißen. Mancher würde es in diesem Momente lieber zehnmal mit dem rasenden Elemente aufnehmen. Und nun beginnt das Examen, auf das sich der Candidat nach dem uralten Lootsenbuche und seinen achthundert Fragen und Antworten vorbereitet hat. Er muß wissen jede Klippe, jede Bucht und Strömung der Nordsee, alle Erscheinungen des Meeres, des Mondes und der Sonne, die Einrichtung und die Namen der Schiffe rc. Sodann werden ihm aber auch praktische Aufgaben vorgelegt, wie er fahren müßte, wenn der Wind so und so ginge und eine Strömung, ein Strudel, eine klippige Stelle in der Nähe wäre, und wie er in stürmischer, dunkler Nacht unter diesen und jenen Verhältnissen sich einzurichten habe, und derlei mehr. Bleibt er eine wichtige Frage schuldig oder beantwortet er sie unrichtig, so fällt er durch, muß noch ein Jahr als Lehrling bei einem Schiffer dienen und zieht mit nicht geringer Schande ab. Der Aufgenommene dagegen wird sofort in alle Rechte und Pflichten eines Lootsen eingesetzt und mit der Lootsenmedaille begabt, dem sogenannten Teeken (Zeichen). Dieses Teeken zeigt auf der einen Seite den Namenszug der Königin Victoria, auf der andern das Bild eines Lootsen und die betreffende Nummer. Sobald einer Lootse ist, darf er ein eigenes Schiff führen, so wie, wenn ein fremdes Schiff einen Helgolander Lootsen verlangt oder ein strandendes Schiff das Signal zur Hülfe gibt, sich beim Loose betheiligen. Alles dieß wird nämlich der Entscheidung des Looses überlassen. „Das Loos ist ehrlich," heißt ein Helgolander Sprüchwort. Sogar bei der Schlichtung anderweitiger Händel nehmen die Frauen ihre Zuflucht zu diesem Orakel.

Ein niederes, unscheinbares Gebäude ist alles, was an den Gouverneur erinnert, der in England seine Rente von zwanzigtausend Pfund genießt. Die wichtigeren Fälle, wo an ihn als die Militär- und Civilgewalt nach London recurrirt werden muß, sind äußerst selten. Früher hatten die Helgolander die Civilgewalt ganz in ihren Händen und ihre sechs Rathsmänner konnten mit der höchsten Strafe der Verbannung belegen. Jezt können sie, als sehr beschränkte vollziehende Gewalt, nur noch fünf Tage Arrest geben. Die jährliche Einnahme eines solchen Rathsmanns beträgt fünfhundert Mark. Die gesetzgebende Gewalt bilden die vierundzwanzig Landesältesten, und die Polizei ist in den Händen der Quartiermeister, deren je zwei aus einem Viertel gewählt sind. Diese dreißig Magistratspersonen sind als solche, wenn sie nämlich an sich hiezu befähigt sind, zugleich Lootsenoffiziere. Ohne Bestätigung des Gouverneurs dürfen keine Gesetze gegeben werden. Das einzige Einkommen aber, das er von Helgoland bezieht, besteht in der sogenannten Gouverneursschnepfe, oder der ersten Schnepfe, die im Frühjahr geschossen wird. Sonst ist Helgoland England gegenüber ganz steuerfrei, nicht einmal militär- oder matrosenpflichtig. Früher unter dänischem Regiment hatte es das Zehntel des gesammten Lootsenverdienstes als jährliche Abgabe zu entrichten. Auch dieß hat die englische Regierung nachgelassen. Man begreift daher leicht, daß sich die Helgolander unter diesem sanften Stabe äußerst behaglich befinden. „Ja," sagte der Schiffscapitän Hackers zu mir, „wir wissen's auch wohl zu schätzen, daß wir das freieste, glücklichste Völkchen der Erde sind. Unsere Leute wären uns im lezten schleswig-holsteinschen Kriege, wenn wir noch dänisch wären, zu Krüppeln geschossen worden, statt daß sie nun bei ihrem Geschäfte bleiben und den Wohlstand ihrer Häuser bauen durften. Sie haben es uns aber auch recht mißgönnt, die Menschen, und das Gerücht über uns auszubreiten gesucht, als hätten wir uns gegen unsere deutschen Brüder als Spione brauchen lassen."

Trotz dem haben die Helgolander für die Deutschen eine ächt patriotische Sympathie und betrachten sie weit mehr denn die Engländer als ihre Landsleute und Brüder. Man kann sich des Schmerzes nicht entschlagen bei dem Gedanken, daß auch bei diesem Besitzthum Deutschland ruhig zusah, wie es in fremde Hände wanderte. Mit einem Kriegshafen versehen, wäre dieser kleine Fels der Nordsee ein zweites Gibraltar oder Malta, das die Elbe- und Wesermündungen ohne Mühe blokirte. Troz der Wichtigkeit dieses Punktes hat sich jedoch bis jezt nicht einmal England dazu verstanden, die Kosten an den Bau eines Hafens zu rücken, die allerdings sehr bedeutend wären. Für's erste ist der Wasserstand bei Helgoland selbst so niedrig, daß Kriegsschiffe gar nicht landen könnten; das Dampfschiff sogar muß immer in einer Entfernung von einer halben Viertelstunde sich vor Anker legen. Sodann aber müßte der Hafen ganz künstlich gebaut werden, ohne sich an ein natürliches Bollwerk anlehnen zu können, und endlich müßten natürlich Anstalten getroffen werden gegen die fortwährende Abbröckelung des Felsen und die Abschwemmung der Düne. Schon mehrmals sollen englische Commissäre an Ort und Stelle gewesen seyn, um diese kostbare, aber dankbare Idee der Realisirung näher zu bringen, bis jezt aber hatte es sein Bewenden bei den Planen.

Zur Poesie und Musik scheinen die Helgolander wenig organisirt; die alten Lieder sind fast gänzlich ausgestorben, und Boas sagt mit Recht: „Wie auf dem rothen Fels kein kühler Buchwald rauschte, in dem befiederte Sänger schmetterten, so blieben auch ihre Bewohner still und stumm." Nur ein alter Vers curfirt noch im Munde des Volks, wirwohl auch dessen Originalität angefochten wird:

Digitized by Google

Grön es dat Land,
Rnad es de Kant,
Witt es de Steand,
Det es de Teeken vant Helgoland. *

Fehlt es den Helgolandern an einer reichen Sagenpoesie, so ist dafür ihre älteste Geschichte ein großer Mythus, der in neuester Zeit bedeutende literarische Fehden veranlaßt hat. Helgoland soll nämlich nach der Sage einst mit Holstein zusammengehangen haben. Knobloch in seiner chorographischen Beschreibung von Helgoland (1643) spricht von sieben Bergen auf der Felseninsel, als: Raddobberg, Moderberg, Bredberg, Flavenberg u. s. w., Peter Sachs (1638) von neun Kirchspielen, wovon aber im Jahr 1030 sieben durch eine große Fluth weggeschwemmt worden seyen, und Johann Meyer (1649) bringt auf seiner Landkarte „der Insel Helgolandt, wie sie anno 800 gewesen," große Berge, Flüsse, Wälder, Burgen, Häfen, Klöster, kurz alles, was nur Platz hat. Eine handschriftliche Chronik, die bis 1723 geht und im Besitz des H. Bolzendahl auf Helgoland ist, nimmt dieß alles getreulich wieder auf, hat aber als eine überall her zusammengetragene Sammlung wenig historischen Werth. Gegen diese ursprüngliche Größe Helgolands hat zuerst Dankwerth (1661) Zweifel erhoben; eine wissenschaftliche Polemik aber wurde erst in neuerer Zeit von Hoff, Lappenberg, Michelsen u. a. begründet. Ludolph Wienbarg hat in der antiquarischen Zugabe zu seinem Tagebuch von Helgoland auf's neue die sagenhafte Größe heftig in Schutz genommen, mit einem poetisirenden Dilettantismus, der durch Professor Wiebel eine gründliche Entgegnung und eine die Frage abschließende Erörterung gefunden hat. Wiebel hält sich besonders an einen der ältesten Beschreiber Helgolands, den Bremer Scholasticus Adam, der in seinem Werke de situ Daniae sagt: „Sie, die Insel, hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von schroffen Felsklippen eingeschlossen und ist bis auf eine einzige Stelle nicht zugänglich, bei welcher sich auch eine Süßwasserquelle befindet." Diese Momente, sagt Wiebel, constituiren die Insel in einer Form, wie sie noch heutzutage vor uns steht. Der gänzliche Mangel eines gemeinsamen Rechts in angeblich sechsundzwanzig Ortschaften sey undenkbar. Endlich müßte von einer Katastrophe, die so große Zerstörungen angerichtet, bei irgend einem gleichzeitigen Schriftsteller sich irgend eine Erwähnung finden.

* Grün ist das Land,
Roth ist die Kant,
Weiß ist der Strand,
Das ist das Zeichen von Helgoland.

Grün, roth und weiß ist die Flagge von Helgoland. Auf einem ächten Helgolander Strohhut fehlt niemals ein Band mit diesen drei Farben.

Historisch gewiß läßt sich über Helgoland somit nur etwa Folgendes zusammenstellen. Die Helgolander sind geborene Friesen. Ihre Sprache ist ein Zweig der friesischen und unterscheidet sich vom Plattdeutschen, wie es in Norddeutschland gesprochen wird, wesentlich. In der Kirche und in der Schule wird zwar hochdeutsch gepredigt und gelehrt, auch können sich die Insulaner mit den deutschen Badegästen sehr gut verständigen, unter sich aber sprechen sie immer ihre Sprache, die höchstens ein Westphale annähernd verstehen kann. Deßhalb sagen sie: „De Spröök wart alleen änner de Helgolunners snakket!" * Zur Probe mögen hier einige Sprichwörter dienen. „En Drinker es rick ahn Füll, klook ahn Verstand, stark ahn Kraft." (Ein Trinker ist reich ohne Geld, klug ohne Verstand, stark ohne Kraft.) — „Had wi kehn Skül, dürr wi ööf nigg bethale." (Haben wir keine Schulden, so dürfen wir auch nichts bezahlen). — „Welk Kendank ho well, dö do man gut." (Wenn du Undank haben willst, thu du nur Gutes.) — „Mahren, mahren, sayt loy Lidd ock." (Morgen, morgen, sagen faule Leute auch.)

In heidnischen Zeiten wurde auf Helgoland der Gott Fosites verehrt, daher Helgoland auch Fositesland genannt wurde. Alkuin († 804) erzählt im Leben des heiligen Willibrod († 739), die Insel habe einer solchen Verehrung genossen, daß niemand ein Thier zu betasten gewagt und aus der Quelle jeder unter ehrfurchtsvollem tiefem Schweigen sich Wasser geschöpft habe. Spätere Schriftsteller haben aus diesem Fosites eine weibliche Gottheit Foseta, Fosta gemacht, und hieran knüpfte wohl die Sage an, welche von einem römischen Tempel der Vesta auf Helgoland spricht. Jakob Grimm vergleicht mit diesem Namen den eddischen Forseti und stellt die Vermuthung auf, daß Helgoland wegen seiner Lage zwischen Dänemark, Friesland und Sachsen sich zu einem gemeinsamen heiligen Ort geschickt haben möge. Dagegen leitet Grimm den Namen Helgoland erst aus der christlichen Zeit her, und zwar ist er für die Etymologie von Heilig. Man wollte wohl die Anschauung des Volks schonen und ihm glaublich machen, daß die alte heidnische Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sey, sondern dieselbe fortan von der Gegenwart des wahren Gottes erfüllt werde. So nahm die Insel den Namen Hilligland an. „Denn," sagt Grimm, „den Bekehrern war auch hier daran gelegen, einen auf der Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit für das Christenthum zu erhalten." Andere wollten den Namen von einem Bischof Heligo ableiten, wornach also gleichfalls sein Ursprung der christlichen Zeit angehörte, oder von Halligen, einem friesischen Worte, das ein Land

* Die Sprache versteht nur, wer Helgolandisch sprechen kann.

am Meer bedeutet, welches nicht durch Deiche gegen die Fluth geschirmt ist.

Aus der Zeit der christlichen Missionäre nun, welche nach der Besiegung des Friesenkönigs Radbod durch Pipin hier Eingang fanden (besonders der genannte Willibrod und Bischof Liudgar von Münster, 785), schreiben sich manche Legenden her. Als das Land noch mit Holstein zusammenhing, stieg die heilige Ursula mit eilftausend Jungfrauen an's Land. Da aber troz der großen Fruchtbarkeit die Leute sehr gottlos waren, so wurde es zur Strafe zerbrochen und in's Meer versenkt, ja alles in Stein verwandelt, und Nekorus sah deutlich und klar noch ein Stück einer versteinerten Wachskerze. Einer besondern Verehrung genoß der Schutzheilige der Schiffer, St. Tiets. Im Frühjahre wurde jährlich zu seinen Ehren eine feierliche Prozession veranstaltet; man trug sein Bild auf die Klippe, betete ihn an und drohte ihm, falls er seinen Segen verweigere, ihn vom Felsen hinabzustürzen, worauf derselbe nolens volens alles Gute versprach. Im fünfzehnten Jahrhundert schwamm mit dem Ostwind ein Kruzifix an's Land und mit ihm reicher Segen, der Häringszug, der seitdem lange Zeit an Helgoland vorüber kam. Zu diesem Kruzifixe wurden daher große Prozessionen alljährlich gehalten, und als diese mit der Reformation aufhörten, wandten sich auch die Häringe ungnädig für immer von der Küste ab. Das ging aber im Grunde so zu. Die Häringe nahmen sich in einem Jahre gar zu viel heraus; nicht genug, daß sie das Meer völlig blokirten, sie kletterten auch am Strande und einer alten Frau am Fuß hinauf, die so eben mit einem Besen beschäftigt war. „Faule Fische!“ rief sie, „gehört ihr nicht bütten (hinein) in's Watter?“ nahm ihren Besen, kehrte sie sammt und sonders in's Meer hinaus, und die Häringe nahmen dieß so übel, daß sie seitdem nicht mehr kamen.

Zu dieser Zeit war Helgoland Hamburgisch, kam aber bald darauf an Schleswig. Es war das beständige Raubnest der Normannen und anderer Seeräuber. Bei der Belagerung Stockholms durch Margarethe schlugen die Freibeuter hier ihren Sitz auf, und im Jahr 1545 wurde der Seeräuber Wibe Peters von Meldorf in der Kirche von den nachsetzenden Ditmarsen erschossen. Bei solchen wechselvollen Verhältnissen bedurfte es eines Gesetzes, und 1587 wurde die obengenannte willkürliche Beliebung durch den Vogt Rickert Erichs in niedersächsischer Sprache aufgezeichnet. Nach diesem Gesetzbuche scheint bereits eine große Verarmung herrschend geworden zu seyn. Kein Fremder, heißt es, dürfe beim Lande fischen, „da wi doch nich haben anders als von de Fiskereye, und wenn uns also dat alles benahmen würde, so is et mit uns geschehen, so heben wi derna nene Nahrung.“ Durch den Abgang der Häringe hatten die Niederlassungen der Hamburger und Bremer, welche leztere einen besondern Theil der Kirche zu eigen besaßen, aufgehört, und die Leute nährten sich kümmerlich vom Fischfang und von Strandungen, so daß die Bevölkerung auf zweihundert Einwohner herabschmolz. Im Jahr 1684 nahm König Christian von Dänemark Helgoland den Schleswigern weg, erbaute die jezt noch stehende Kirche, überließ jedoch im Frieden zu Altona das Land auf's neue an Schleswig. Die Bevölkerung mehrte sich wieder in Folge von Kornbau, der der Frauen Geschäft war, während die Männer mit den Vögten und Pastoren in Fehde lagen und das Wirthshaus füllten. Die Frauentracht war damals altfriesisch: violettfarbene Röcke, ein Leibgürtel oder Kortelband, mit Silber und Steinen besezt, eine weiße Haube und ein Korallenband auf der Stirn. Im Jahr 1714 wurde die Insel unter einem heftigen Bombardement, welches das Ober- und Unterland bereits in Brand gesezt hatte, wieder von den Dänen eingenommen, bei denen es nun bis 1807 ununterbrochen blieb. In diesem Jahre kam es an England und erfreut sich unter dieser Regierung seiner blühendsten Periode. Sollte dieß aber nur ein leztes Aufblühen vor dem Tode seyn? Oder wird England diesem herrlichen Land und Volk durch Anlegung von Steinwällen und Erbauung eines Hafens eine bleibende Existenz sichern? Ein Deutscher kann diesem künftigen Gibraltar des Nordens nicht das Wort reden; aber der Leser, der nach unserer Schilderung die leiblich und geistig gesunden Menschen, die wunderreiche Natur lieben gelernt hat, der wünsche mit mir der alten strengen Tugend, der ewig jungen Schönheit, er wünsche Helgoland ein langes gesegnetes Leben!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Poesie des Regenwetters. — Aberglauben.

Der Monat Juni, der gewöhnlich nicht zu den Flegelmonaten gezählt wird, hat dieses Jahr in Paris wie ein ungezogener Student sich betragen, und launenhaft, wie es kaum der April zu thun pflegt. Alle Tage ein Rausch und manchmal zwei, ich will sagen alle Tage ein Gewitter und manchmal ein paar. Morgens trügerische Heiterkeit, blauer, reiner Himmel; keinem Menschen fiel es ein mit einem Regenschirm sich zu bewaffnen, man ging ohne Arg und Schutzwehr seinen Geschäften und Genüssen nach; da kamen erst weiße baumwollene Wolken, die der leichtsinnige Pariser selten beachtete, dann zog es dichter, immer dichter, finsterer heran, und ehe man sich's versah, war das Wetter los. In den Straßen, in den öffentlichen Gärten, auf den verschiedenen Plätzen von Paris entstand nun eine Art Wettrennen nach der nächsten besten Unterkunft; man konnte meinen ein Feuerruf sey erschollen, eine Rauferei in der Umgegend, oder gar ein Barrikadenspektakel irgendwo im Werk. Erzählungen von Platzregenepisoden waren allenthalben ein Schmuck und eine Hülfsquelle der Tagesgespräche. Auf die Frage: was gibt es neues? erhält man eine Novelle, die an die Taufe durch einen plötzlichen Wolkenbruch oder die schnelle Flucht davor sich anknüpfte, und der Hang wie das Talent zur Gascannade fand bei diesen Gelegenheiten einen unberechenbaren weiten Spielraum. Dieselbe Geschichte, wie der Regen ein galantes Abenteuer eingeleitet, hörte ich von verschiedenen Personen mit verschiedenen Nebenumständen vier- bis fünfmal erzählen, und stets war der Erzähler auch der Held derselben. Einmal ging der Roman in der Chaussée d'Antin, ein andermal in einem der Durchgänge, die vom Carrousselplatze auf den benachbarten Kai führen, ein drittesmal im Garten der Tuilerien unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum vor sich, und die zwei lezten Schauplätze wurden an zwei verschiedenen Orten von einem und demselben Erzähler in meiner Gegenwart angegeben, was mir natürlich für die gascognische Glaubwürdigkeit des Berichterstatters in hohem Grade bezeichnend schien.

Diese Beharrlichkeit des schlechten Wetters wurde von dem untern Volke dem Umstande, daß es an St. Medards Tage geregnet habe, was immer vierzig Tage nassen Himmel bedeute, zugeschrieben. Die Dogmen des Aberglaubens haben in Frankreich noch tiefe Wurzeln; die Frauen der untern Klassen zumal lassen sich die Herrschaft verborgener Kräfte, die Wirkung geheimer Einflüsse nicht wegläugnen; selbst in den großen Städten, selbst in Paris ist derlei Wahn zu Hause, und in den Dörfern, namentlich in den Gegenden, die von den Mittelpunkten und Hauptarterien des Landes etwas abliegen, sind noch die alterthümlichsten Sagen und Einbildungen gäng und gäbe. In vielen, ja in den meisten Gemeinden ist zu finden, was die Franzosen ein Schloß nennen, eine manchmal mittelalterlich gebaute Wohnung, in der, sey es das ganze Jahr hindurch, sey es während sechs, acht oder zehn Monaten eine wohlhabende, adelige oder bürgerliche Familie sich aufhält, deren Oberhaupt häufig Vorsteher der Gemeinde ist, die fast immer auf eine oder die andere Art eine gewisse Gewalt über die Insassen des Ortes ausübt, und wenn sie nicht durch schlechtes Beispiel, Geiz oder Bedrückung sich um das natürliche Ansehen bringt, das sie ihrer Stellung verdankt, als eine sittliche Obrigkeit betrachtet wird. Da trifft es sich denn manchmal, daß eine dieser Familien eine wohlthätig gesinnte, in Krankenpflege und in der Wissenschaft heilsamer Hausmittel erfahrene Tochter besizt, die bei den Armen und Kranken des Dorfes hilfreich einspricht, bei Verletzungen, welche die Geschäfte einer ackerbautreibenden Bevölkerung so häufig mit sich bringen, die erste, nothwendigste Hülfe leistet, bei plötzlichem Uebelbefinden mit Rath und That zur Hand ist, und die Befehle des Arztes entweder selbst ausführt oder doch deren Ausführung überwacht, und bei den Leidenden, wie eine barmherzige Schwester, zuweilen ganze Nächte hinbringt. Eine solche freiwillige Wärterin, zu der Alt und Jung Vertrauen hat, und die man nur „unser Fräulein" (notre demoiselle) nennt, wird von den guten Seelen des Dorfes häufig allen Ernstes für ein Wesen gehalten, das über geheime Kräfte verfüge und mit geheimen Mächten im Bund stehe, und geht sie Abends allein auf den nächsten Berg, um eine blaue Heideblume zu pflücken, oder in das nahe Gehölz, um Erdbeeren zu suchen, so heißt es, das sey eine einsame Wallfahrt zu ihren Freundinnen, den Feen, um sie über das Uebel eines Nachbars oder einer Nachbarin zu befragen und sich einen Zauber von ihnen zu erbitten. Das hindere sie nicht, fein in die Kirche zu gehen, denn sie sey fromm und die Feen seyen Geister, welche Gott nicht mit Mißfallen betrachte. Nur solle sie, hörte ich in einem Dorfe des obern Burgunds beifügen, nur solle sie sich hüten, dem irrenden Jäger und seinem Hunde Bela in die Hände zu fallen. Dieser irrende Jäger sey ein nächtlicher Wanderer aus dem Fegfeuer, der auf der Welt das edle Waidwerk, aber nebenbei auch sündige Galanterie getrieben, und unter andern Missethaten ein unschuldiges Hirtenkind verführt und dann verlassen habe; dafür sey er denn nach seinem Tode nebst seinem treuen vierfüßigen Begleiter, da er christlich gestorben, in das Reich der läuternden Flammen versezt, um seine Vergehungen abzubüßen, und verdammt, jeden Abend am

Orte, wo er sonst in der Dämmerung mit dem schönen Mädchen gewandelt und gekost, einsam, seinen Velo an der Seite und wie ein Büßer stöhnend, umher zu irren. Und wenn man Abends einen Hund in der Ferne, gegen den Berg zu, an den das Dorf angelehnt ist, bellen hört, oder im Dunkel einen Igel, ein Wiesel oder einen Fuchs durch eine Hecke schlüpfen, unter einem Busch weggleiten, an einem Baume vorbei streifen sieht, so heißt es gleich: das ist der Velo!

An der Schwelle einer heitern, sanften Herbstnacht, die fast einem Sommerabend glich, ließ ich mich aus dem Zimmer, das ich in einem gastlichen Hause bewohnte und wo ich das Lichtbett der untergehenden Sonne in den mannigfach geäderten, tief durchglühten Wolken mit Wonne und Bewunderung anschaute, durch das plötzliche Erschallen eines Chors von jungen Männeen und Frauen abrufen, die in dem Hofe ein Lied angestimmt hatten. Sie waren auf die Einladung des Hausheern, nach der örtlichen Sitte, gekommen, um Maisbüschel abzublättern, was als Unterhaltung umsonst von der Dorfjugend verrichtet, zu boshaften Chroniken oder verliebtem Geflüster häufig benüzt und mit Gesang begleitet wird. Es sind bald schalkhafte Hochzeitlieder und erotische Scherze, bald schwermüthige Balladen von vergebens gewechselten Ringen, von Burschen, die der König, der Kaiser oder die Republik in den Soldatenrock gesteckt, und daheim gebliebenen Bräuten, oder auch Spukgeschichten, wie sie bei allen Nationen zu Hause sind. Die Weisen sind meist eintönig, die heitern fast ohne melodischen Charakter, und mehr lebhafte Rede als eigentliche Musik, die melancholischen so rührend, wie das Zirpen eines Heimchens im Kamin, und bei der Ausführung geht es selten ohne große Verstöße gegen den Rhythmus und riesig falsche Noten ab. Doch fehlt es nicht an einzelnen angenehmen Stimmen, und mehr als einen Abend hörte ich ein sehr reines und frisches Männersolo von einem weinbewachsenen Hügel in der Nähe des Hauses, wo ich wohnte, zu mir herunterdringen. — Ich eilte also von meinem Zimmer, um den Chor zu hören, in den gemeinschaftlichen Saal, wo, mit Ausnahme des untersten Gesindes, alle Hausgenossen beisammen waren und in dessen Kamin ein mächtiges Feuer loderte. Der Gesang hielt meine Neugierde in Athem, wenn er auch meinem Ohr nicht sonderlich schmeichelte, und ich ließ mir bei dieser Gelegenheit über mancherlei in der Gegend übliche Gebräuche von einer gesprächigen und mit Groß und Klein im Lande wohl bekannten Dame anziehende Mittheilungen machen; ja das meiste von dem, was ich hier berichte, erfuhr ich zuerst aus ihrem Munde.

Während ich nachlässig dem Gesang, aufmerksam meiner Erzählerin lauschte, war es allmählig dunkler, ja so ziemlich finstere Nacht geworden und das Singen ging immer noch fort; da ertönte plötzlich der Ruf: „der Velo! der Velo! hört ihr den Velo?“ und mit einem male waren alle Kehlen verstummt; es war als hätte der Befehl eines nie vergebens gebietenden Herrn das Schweigen mit seinem Machtwort gleichsam geschaffen. Alles horchte und eine Haselnuß hätte man fallen hören, so tief war die Stille; nur aus dem Gebüsch am Saume des Hügels ertönte Gebell wie von einem Wachtelhund, bald stärker, bald schwächer, bald rasch und gereizt, bald nachlässig und harmlos, wie eben die Laune des Thiers den Laut anschlagen und die Beschaffenheit oder Richtung des Orts, wo es sich gerade befand, so wie die Zufälle der Luft seine Stimme erscheinen ließen. Und als endlich, nachdem der Spuck fünf oder sechs Minuten gewähet hatte, das Bellen erst sich entfernte und dann gänzlich aufhörte, dauerte es noch mehrere Minuten, bis die vollständige Lautlosigkeit der horchenden Gesellschaft durch einige schüchterne Bemerkungen gebrochen wurde und endlich in ein allgemeines Gespräch überging, das natürlich den Hund Velo zum Gegenstande hatte und in einem mit italienischen Formen schon stark versezten Dialekte geführet wurde. Ich selbst war zu weit von der Gruppe, um zu verstehen, was gesprochen wurde, und wäre ich auch näher gestanden, die Eigenthümlichkeit der Mundart hätte mich gehindert, der Unterhaltung zu folgen. Allein von der Tochter des Hauses, die daran Theil nahm, ließ ich mir sagen, es habe nicht ein einziger von den Anwesenden, die sich auf etwa fünfzehn Köpfe beliefen, den mindesten Zweifel geäußert, daß der vernommene Ruf die Stimme des Velo gewesen sey, und die Bursche erwiesen sich dabei nicht skeptischer als die Mädchen. Wohl hatten sich vor kurzem noch einige Freigeister sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts gefunden, die kühn genug waren den Hund Velo vor dem ganzen Dorfe abzuleugnen; aber lezthin sey ein ziemlich begüterter Mann, der an nichts geglaubt, die armen Leute unbarmherzig gepfändet und über den Hund ganz gotteslästerlich sich lustig gemacht habe, vom Pferde gestürzt, vom Gaule tödtlich getroffen worden und ohne allen Beistand der Religion verschieden, und seitdem wage niemand mehr gegen den Hund Velo eine Aeußerung des Spottes oder des Zweifels. Meine junge und muthige Gewährsmännin theilte zwar dem gespenstischen Thier gegenüber diese Andacht der Furcht keineswegs, allein sie hütete sich nichts desto weniger, den Glauben der guten Leute zu bekämpfen; sie würde sich, sagte sie, durch ein solches Unternehmen nur in Mißkredit bei ihnen bringen und doch nichts ausrichten. Allein wenn sie auch darauf verzichtete, ihnen den Spuck auszureden, so erklärte sie doch laut, daß sie den Velo im Buschwerk des Berges aufsuchen und versuchen wolle, ob sie ihn nicht in das Haus herabzulocken im Stande sey. Dagegen erhob sich nun von allen Seiten die kräftigste Einsprache; man fragte das wegen ihrer Wohlthätigkeit und Sorge für die armen Kranken im Dorfe sehr beliebte Mädchen, wie sie denn dazu komme, plötzlich Gott zu versuchen, ob sie denn dem wilden Jäger in die Hände fallen und ihre Seele vielleicht auf ewig verlieren wolle? „Man sieht wohl,“ bemerkte nachsichtig eine runzlichte, aber dabei freundliche Alte mit klugen Augen, die auf einem Reisigbüschel saß und bisher, ohne ein Wort zu sagen, zugehört hatte, „man sieht wohl, daß sie noch ein junges Blut ist; sie hat noch keine Erfahrung und weiß nicht was sie thut.“ — „Das hat gute Wege,“ fiel ein junges, stämmiges, rothwangiges, ihrem ganzen Aussehen nach sehr resolutes Weib halb lachend ein; „das Fräulein weiß besser was sie thut, als irgend ein Frauenzimmer im ganzen Thal. Ihre Amme ist eine Zauberin gewesen, und

Digitized by Google

sie hat von ihr eine geheime Kraft, die sie gegen den Belo und alle Bestien der Hölle und des Fegfeuers schützt." — „Ach, ach!" ertönte es nun allgemein, „sie hat Recht, ja, ja, es ist so!" und schon machte das Fräulein Miene dem Berge zuzugehen, als ihr Vater in der Form der Ansicht, daß es etwas spät sey, um nächtliche Ausflüge zu machen, sein Veto einlegte, dem auch ohne die geringste Widerrede gehorcht wurde.

Und diese Bevölkerung, die sich ihre Sagen, als wären sie ein heiliges Eigenthum, ihre nächtlichen Spukgestalten und die Angst davor nicht nehmen läßt, ist zwar unwissend und in allen Punkten der Gesittung und des Comforts sehr zurück; allenthalben in der Nachbarschaft sind die Landbewohner weiter vor und von den Leuten über zwanzig Jahren können unter fünfzig nicht drei recht lesen und schreiben. Allein es ist dabei ein ganz feines und durchtriebenes, wenn gleich ziemlich gutmüthiges Volk, das vielleicht bei seiner Unwissenheit gegen die Schlingen des Advokaten und Notars nicht immer auf der Hut zu seyn vermag, aber unter anderem gefährliche Liebesabenteuer, sey es auf eigene Rechnung, sey es durch Kundschafter- und Botendienste, um andere zu beglücken, mit erfinderischer Verschmiztheit abzuspinnen weiß. Man kann ihm in diesem Punkte nicht so leicht etwas vorspiegeln, wenn es auch manchmal aussieht, als ob der Bauer, der in dieser Gegend sehr höflich ist, das Mährchen, das man ihm vorschwazt, für baare Münze nehme, und derselbe Mann, der darauf schwört, daß er den Hund Belo bellen hört, dürfte sehr geneigt seyn, zu den Galanterie-Gasconaden eines Parisers, wie der regnerische Juni dieses Jahres so manche erzeugte, ungläubig den Kopf zu schütteln.

Düsseldorf, Juli.

II.

Zeitungswesen. — Die Akademie. — Die Umgebung.

Das literarische Leben und Streben Düsseldorfs ist nicht weit her. Von namhaften Tagesschriftstellern wohnen meines Wissens hier nur die Herren W. Müller und Uechtritz, von welchen der leztere bekanntlich vor kurzer Zeit einen Roman aus dem Reformationszeitalter, Albrecht Holm, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Das einzige politische Blatt der Stadt ist die täglich erscheinende „Düsseldorfer Zeitung,“ die früher zu den Oppositionsblättern gehörte, sich mit dem Anfange dieses Jahrs aber mehr und mehr der conservativen Richtung zuneigt. In den lezten Monaten führte Voegekamp die Redaktion, doch hat derselbe vor einiger Zeit die Redaktion niedergelegt, um, wie wir hören, sich wieder der Schule zu widmen. Die Zahl der Abonnenten dieser Zeitung mag sich etwa auf tausend belaufen. Außerdem erscheint hier im Orte noch das „Düsseldorfer Journal,“ das zwar die gesetzliche Kaution erlegt hat, sich aber wenig um Politik kümmert. Es ist vielmehr ein Fremden- und Anzeigeblatt, berichtet über Stadtneuigkeiten, bringt Novellen und gibt Notizen aus dem socialen Leben. Die hier erscheinenden „Düsseldorfer Monathefte“ werden Ihnen bekannt seyn. Von hier nicht erscheinenden Zeitungen wird am meisten die „Kölnische Zeitung“ gelesen. Die ultramontane Partei liest die ebenfalls in Köln erscheinende „deutsche Volkshalle,“ die mit unerbittlicher Consequenz alle Tagesfragen vom Standpunkte der katholischen Kirche und ihrer Politik aus beurtheilt. Selbst die Zollvereinsangelegenheit ist dieser Zeitung in erster Linie eine kirchliche Frage, weßhalb sie denn auch der Zolleinigung mit Oesterreich das Wort redet. „National-Zeitung,“ „Neue Preußische Zeitung,“ „Elberfelder Zeitung,“ „Frankfurter Journal“ und andere Blätter finden Sie selten, eben so die „Allgemeine Zeitung;“ dagegen ist kaum ein Gasthof, eine Restauration, eine Conditorei oder ein anderes öffentliches Lokal vorhanden, in dem sich nicht der Berliner „Kladderadatsch“ befände. Zwar wird der „Kladderadatsch“ von Woche zu Woche zahmer und nichtssagender, aber er ist nun einmal für den Montag eine unentbehrliche Lektüre geworden. Die „fliegenden Blätter“ werden nur noch in wenigen Exemplaren gehalten. — Die in Düsseldorf befindliche Landesbibliothek wurde unter der Regierung Karl Theodors gegründet; es steht derselben zur Zeit der Archivrath Dr. Lacomblet vor. Wichtiger als die Landesbibliothek ist das Provinzialarchiv, das manchen wichtigen Schatz birgt, der noch nicht gehoben ist. Am bedeutendsten sind wohl die Korrespondenzen und Dokumente, die sich auf den dreißigjährigen Krieg beziehen, z. B. die Korrespondenz Mazarins. — Das hiesige Theater hat, seit Immermann es nicht mehr leitet, den alten Glanz verloren; es ist nunmehr alles billig und für die Bedürfnisse des Augenblicks und der leeren Unterhaltung eingerichtet. — Die städtische Sternwarte befindet sich im benachbarten Bilk. Sie wurde von dem verstorbenen Professor Benzenberg aus Privatmitteln begründet. Seit einigen Monaten steht ihr der Astronom Luther vor, der sich bald nach seiner Hierherkunft durch die Entdeckung des fünfundzwanzigsten Planeten bekannt gemacht hat. Professor Argelander in Bonn, Patron der hiesigen Sternwarte, hat dem neuen Planeten den Namen Thetis, die Bevölkerung Düsseldorfs dagegen dem Herrn Luther ein Festmahl gegeben.

Weit berühmt ist Düsseldorf durch seine Malerschule geworden. Kurfürst Johann Wilhelm, der als Erb- und Kurprinz auf vielfachen Reisen seinen Kunstsinn ausgebildet hatte, zog die ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit nach Düsseldorf, kaufte seltene Gemälde und Kunstwerke an und gründete die berühmte Düsseldorfer Bildergalerie. Unter ihm lebten in Düsseldorf die Pellegrini, Milanese, vom Douven, Schonians, van der Werf, Ruysch, van Nickelen, von der Neer, Schalken u. a. Im Jahre 1805 wurde indeß die Bildergalerie, angeblich zur Sicherheit wegen des bevorstehenden Kriegs zwischen Frankreich und Preußen, erst nach Mainz, dann nach Bayern abgeführt, und ist dort, als der König von Bayern das Herzogthum Berg an Frankreich abtrat, zurückbehalten worden. Die Bemühungen, diese kostbare Gemäldesammlung zurück zu erhalten, sind gescheitert, dagegen sucht der städtische Galerieverein eine ähnliche Sammlung von Werken aus der neuern Kunstepoche anzusammeln. Aus der alten Sammlung sind hier durch einen glücklichen Zufall zwei Bilder zurückgeblieben, das eine von Rubens (Himmelfahrt Mariä) und das andere von Wighen (die Bändigung Simsons). — Kurfürst Karl Theodor gründete 1777 beim Antritt der reichen bayerischen Erbschaft die Akademie der bildenden Künste und dotirte dieselbe auf das glänzendste. Unter der französischen Herrschaft wurde das Akademiegebäude zum Sitze des Ministeriums des Innern ersehen, die Lehrsäle der Akademie dagegen in ungeeignete Lokale des Gymnasiums verlegt. Nur durch die Mühe und persönlichen Aufopferungen von zwei zurückgebliebenen Professoren, Thelott und Schäfer, gelang es, die Anstalt vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. 1822 trat an die Stelle der Akademie der bildenden Künste die gegenwärtige königliche Kunstakademie, zu deren Direktor P. Cornelius, und als dieser nach München ging, W. Schadow aus Berlin ernannt wurde.

Vielleicht werden Sie von mir einen Bericht über die hier in der lezten Zeit entstandenen Kunstwerke erwarten, wenn auch das, was ich bisher für diese Blätter geschrieben

habe, zu dieser Erwartung keine Berechtigung gibt. Und in der That, es würde eine Anmaßung von meiner Seite seyn, wenn ich über die Bestrebungen der hiesigen Malerschule ein auf allgemeine Anerkennung Anspruch machendes Urtheil abgeben wollte. Ich würde auf einem Gebiete urtheilen wollen, auf dem ich nicht einmal Dilettant bin, geschweige denn ein berufener Richter. Was mir indeß von allem Hin- und Herreden begründet zu seyn scheint, das ist, daß die Kunst hier mehr und mehr eine novellistische, feuilletonartige Richtung einschlägt, daß sie mehr darauf ausgeht, dem Augenblick eine leichte Unterhaltung zu gewähren, als darauf, den Geist des Beschauers über das alltägliche Leben in die Regionen der Poesie zu erheben. „Der glückliche Einfall verdrängt den großen Gedanken, an die Stelle der höhern Auffassung tritt die minutiöse Beobachtung; die kleinen Leiden des menschlichen Lebens spielen die erste Geige." Geradezu fabelhafte technische Fertigkeit, bewunderswerthe naturalistische Treue, aber Mangel an allen tieferen poetischen Gedanken. Dem Künstler allein ist die Schuld hievon nicht beizumessen, er trägt dieselbe gemeinschaftlich mit der ganzen Zeit. Das Publikum will keine ergreifenden Kunstwerke, es will sich auf eine bequeme und doch anmuthige Weise unterhalten, um vor dem Gähnen, vor der gänzlichen Trivialität eines öden Lebens geschützt zu werden. Es kauft daher auch nur das, was zu Verschönerung des Lebens dient, was den materialistischen Sinn ungeschoren läßt. Die Kunst ist nicht Selbstzweck, sondern eine feile Dienerin des behaglichen Lebensgenusses. Es gilt das nicht allein von der Malerei, sondern von der Kunst überhaupt, und nicht allein von der Kunst, sondern von dem gesammten geistigen Leben der Gegenwart. Der Künstler aber, so wie der Mann der Wissenschaft können die Strömungen der Zeit nicht ganz unberücksichtigt lassen, können das schon deßhalb nicht, weil sie sich nicht den Magen exstirpiren lassen können; sie wollen leben, und weil sie leben wollen, fügen sie sich der gemeinen Wirklichkeit. Wer will und darf ihnen daraus einen großen Vorwurf machen?

Sie dürfen daher von vorne herein annehmen, daß die Zahl der historischen-Bilder äußerst gering ist, die Zahl der Landschaften dagegen äußerst groß. Von den Gemälden der großen Ausstellung des rheinisch-westphälischen Kunstvereins — die permanente Kunstausstellung bei Schulte übergehe ich — erwähne ich zuerst die „Verkündigung" von E. Müller: ein Gemälde von wunderbarer Farbenpracht, aber vielleicht zu duftig, zu süßlich. Nicht allein der Engel, sondern auch die Maria ist ein ätherisches Wesen. Das Bild ist vom städtischen Gallerieverein angekauft. Besonders gelobt wird im Gegensatze zu der Verkündigung ein großes Gemälde von Mintrop: die heilige Maria mit dem Christuskind auf dem Arme, nach welchem der junge Johannes spielend seine Hände ausstreckt. Verhältnisse und Formen tragen einen antiken, großartigen Charakter. Von Knaus befinden sich zwei Gemälde auf der Ausstellung, von welchen das eine eine Jahrmarktsscene gibt, das andere einen Leichenzug darstellt. Dem Leichenzuge voran geht singend der Schulmeister mit seinen Schülern und Schülerinnen; es ist der Augenblick gewählt, in welchem ein von einem Polizeibeamten geführter Verbrecher mit dem Zuge zusammentrifft. In den Vordergrund des Ganzen treten ein meisterhaft gemaltes Mädchen und der Verbrecher: dort die Unschuld des Himmels, hier die Schuld, im Hintergrunde die Leiche; ein tiefeingreifendes Kunstwerk. Auf dem Jahrmarkte wird einem Juden die Uhr gestohlen. Der Dieb ist im Entfliehen begriffen, der Jude schreit sicher sein „au wei!", alles geht drunter und drüber, ein Polizeibeamter scheint nicht Gewandtheit genug zu besitzen, um den Dieb einzuholen, im Hintergrunde schadenfrohe Gesichter: meisterhafte Köpfe, aber das Ganze etwas ohne Einheit. Von Hübner erwähne ich die Genesung. — Gleich beim Eingange der Ausstellung fesselt mich stets „Hausandacht der Bauern in Bleking," von Bengt Nordenberg. Der Familienvater liest in der Bibel, rings im Zimmer gruppiren sich die verschiedenen Mitglieder der Familie. Man sieht es auf den ersten Blick, daß der Leser durch und durch ein protestantischer und bibelfester Bauer des Nordens ist. „Vor der Dorfschule," ein kleines Gemälde von Richter. Ein Mädchen ist eben im Begriff in das Schulhaus zu treten, läßt sich aber aus Vorsicht noch zuvor von einem andern Mädchen, vielleicht der Schwester, die Lektion überhören. Es ist alles vergessen; ein trauriges, verzweifelndes Gesicht; hinter den Blumentöpfen des Wohnzimmers lugt das Gesicht des Schulmonarchen hervor. Breitenstein läßt in seinem „blinden Großvater" den Großvater von der Enkelin aus der Kirche in die Frühlingspracht hinausführen; sein Auge sieht nicht mehr das goldene Licht und die Wonne des Frühlings, sein Leben ist nur noch ein innerliches. In der „Küche" von Plüschke sehen wir ein Bauernkind, das auf der Thürschwelle seine Suppe verzehrt; vergebens sucht es Hund und Katze abzuwehren. Sie sehen: Dorfgeschichten! — Spielende junge Füchse von Happel; äußerst raffinirt gemalt. Von Schirmer finden sich zwei große Landschaften auf der Ausstellung: das Kloster Sta Scolastica bei Subiaco und eine niederdeutsche Landschaft; ebenso eine große italienische Landschaft von Achenbach. Nach dem Catalog, der mir mit dem ersten Nachtrage vorliegt, befinden sich im Ganzen 151 Gemälde auf der Ausstellung, darunter nicht weniger als 74 Landschaften, 8 Bildnisse (darunter das Porträt Schadows), 5 Thierstücke, 5 Fruchtstücke; die Titel der übrigen Gemälde lauten etwa: „der Samstag Abend," „das Mittagsschläfchen," „Kinder beim Essen," „Samstag Morgen," „Elternfreude," „Heimkehr vom Schulfeste," „der überraschte Blumenfreund," „der Spaziergang," „singende Geschwister," „der Großeltern Freude" u. s. f.

Ich habe Ihnen bisher nur über und aus der Stadt erzählt; ich lade Sie jezt zu einem Spaziergange in die nächste Umgebung derselben ein. Ich kann Sie nicht in sogenannte romantische Landschaften führen, wohl aber auf einen historisch merkwürdigen Boden. Wir könnten stromaufwärts, durch die neuen Anlagen zwischen Friedrichsstadt und Neustadt und über die Neustadt nach Bilk gehen, wo die erste Kirche der ganzen Umgegend erbaut worden ist; der Tradition zufolge weihte sie der heilige Suibertus. Der Name Bilk kommt meines Wissens zuerst in einer Urkunde aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts vor. Wir gehen indeß besser sogleich in die prächtigen Anlagen des Hofgartens. Gleich beim Eintritt sehen Sie zwar ein

Digitized by Google

geschmackloses Denkmal, das Denkmal des „Schöpfers“ dieser großartigen Anlagen, des Garteninspektors Weihe, aber schließen Sie daraus nicht auf die Geschmacklosigkeit der Anlagen. Weihe hat übrigens nicht den ersten Grund gelegt, sondern nur das Vorhandene weiter ausgeführt. Die ersten Anlagen schreiben sich vielmehr aus der Regierungszeit des Kurfürsten Karl Theodor her, indem im Jahr 1769, als in Düsseldorf und der Umgegend eine große Verdienstlosigkeit herrschte, die Summe von zehntausend Thalern zu jenem Zwecke verwendet wurde. Das Begonnene ist dann in der folgenden Zeit weiter geführt worden, bis die Anlagen im Jahr 1827, als König Friedrich Wilhelm III. die Summe von fast fünfzigtausend Thalern für dieselben bewilligte, ungefähr den gegenwärtigen Umfang erhielten. Durchwandeln wir den reizenden Park in östlicher Richtung, so gelangen wir an den Jägerhof, jezt das Residenzschloß des Fürsten von Hohenzollern. Das Hauptgebäude wurde unter Karl Theodor aufgeführt und diente ursprünglich dem jedesmaligen bergischen Oberjägermeister zur Wohnung. Großherzog Joachim wählte das Schloß zum Absteigequartier, wenn er von seiner Residenz Benrath nach Düsseldorf kam. Im Jahr 1811 wohnte Napoleon mit der Kaiserin Marie Louise einige Zeit in demselben. Die umliegenden Häuser bilden das Dorf Pempelfort (fort = furt, von einer früheren Furt der Düssel, bevor die Brücke vorhanden war), einst ein Dynastensitz der Ritter von Pempelfort. Das Gut, das Sie dort sehen, ist das väterliche Haus der Gebrüder Jacobi, Fr. H. Jacobis, ehemaligen Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in München, und des Dichters J. G. Jacobi. An der Kapelle Pempelforts war ehemals der Sammelplaz der Vasallen, wenn sie von den Landesregenten zum Kriegsdienste einberufen worden waren. Das lezte Aufgebot geschah während des siebenjährigen Krieges, aber von allen aufgebotenen Rittern erschien nur der Herr von Dalwigh von Unterbach, nach alter Weise in voller Rüstung. Der fürstliche Commissär dankte und entließ ihn. Dieser Vorfall hat einem neueren Dichter, ich weiß nicht wem, Stoff zu einem Tendenzgedichte gegeben. Gehen wir weiter, indem wir die Rochuskapelle — sie wurde 1695 erbaut, als die Pest in Düsseldorf grassirte — rechts liegen lassen, so haben wir die Aussicht auf Düsselthal und weiterhin auf die Grafenberge. Düsselthal war ehemals ein Trappisten- oder Karthäuserkloster; Graf von der Recke-Volmarstein gründete hier 1819 eine Rettungsanstalt für verlassene Waisen- und Verbrecherkinder, legte aber später die Verwaltung nieder, so daß sie eine selbstständige, öffentliche Anstalt geworden ist. Wenige Minuten noch und wir sind in Derendorf, in einem freundlichen rheinischen Dorfe an der Heerstraße, die nach Münster führt. Der Ort wird bereits in einer Urkunde aus den Zeiten Kaiser Heinrichs VI. genannt. Wollen Sie in eine der Dorfschenken gehen, so können Sie Bier aus irdenen Krügen mit blanken zinnernen Deckeln trinken und dabei den Blick auf die drei Thürme der Dreieinigkeitskirche heften und nachdenken über die mystische Dreizahl. Kirche und Pfarrhaus wurden im Jahr 1692 erbaut, indem die Gebrüder Sommers aus Düsseldorf dazu ihr gesammtes Vermögen hergaben, ein Vermögen, das aus der Summe von 122,000 Thalern berg. Ct. bestund. Wir haben allerlei Wunderdinge ausgeführt und können allerlei Wunderdinge ausführen, von welchen das siebzehnte Jahrhundert keine Ahnung hatte, aber jene That der Gebrüder Sommers zu wiederholen, das würde uns schwer, sehr schwer fallen. 122,000 Thaler im siebzehnten Jahrhundert werden einer Million im neunzehnten Jahrhundert nicht viel nachgeben; nun nennen Sie mir einen Millionär der Gegenwart, der noch bei Lebzeiten seine Million zum Bau einer Kirche verwendet hat. Nicht einmal das Wunder des Kölner Doms vermag ein solches Wunder zu erzeugen. — Idealisten finden wir genug, aber wenige, deren Idealismus den Egoismus in den Hintergrund oder gar gänzlich verdrängt hat. Es fehlt die rücksichtslose Hingabe an den Gedanken, darum sind wir außerordentlich gedankenreich und außerordentlich thatenarm.

Wollen Sie größere Spaziergänge von Düsseldorf aus machen, so empfehle ich Ihnen dazu als Endpunkte Ratingen, Kaiserswerth, Neuß und Benrath. Ratingen liegt etwa zwei Stunden in nordöstlicher Richtung von Düsseldorf entfernt am Abhange eines Gebirges und zählt etwa 5000 Einwohner. Wenn Sie in das Stadtthor hineingehen, so lesen Sie am Eingange: Haupt- und Residenzstadt Ratingen. Der Ort wird meines Wissens zum erstenmal in dem Testamente des Kölnischen Erzbischofs Bruno genannt, der im Jahr 695 starb. Als in den fränkisch-sächsischen Kriegen der sächsische Feldherr Bruno hier übernachtete, nachdem er den Vorsteher des Orts mit seinem Knechte getödtet hatte, wurde er von den Einwohnern überfallen und erschlagen. Ratingen wurde in Folge dessen von Grund aus zerstört. Kaiser Otto IV. belehnte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts den Grafen von Berg, Adolf V., mit der Stadt; daher zählte sie nachmals zu den vier Hauptstädten des Landes. — Ebenfalls zwei Stunden von Düsseldorf entfernt liegt auf dem rechten Rheinufer Kaiserswerth, in den ältesten Urkunden »Werda sancti Suiberti« und »Insula sancti Suiberti« genannt, weil der Ort ehemals auf einer Rheininsel lag. Suibertus wählte ihn im Jahr 710 zu seinem Aufenthalt und errichtete ein Stift, zu dessen Schutz Pipin eine feste Burg anlegen ließ. Noch birgt die Stiftskirche die Gebeine des heiligen Suibertus. Aus späterer Zeit meldet die Geschichte von Kaiserswerth die Entführung des minderjährigen Kaisers Heinrich IV. durch den Erzbischof Adelbert von Bremen. Kaiser Friedrich Barbarossa erbaute hier eine Burg, deren Ruinen noch unmittelbar am Rhein liegen. Der Denkstein des Hauptportals befindet sich in Düsseldorf und trägt außer der Jahreszahl 1183 die Inschrift: Hoc decus Imperii Caesar Fridericus audaxit, Justitiam stabilire volens et ut undique pax sit. Von der Diakonissenanstalt des Pastors Fliedner werden Sie schon gehört haben. Im übrigen ist Kaiserswerth sehr wenig bevölkert, öde und herzlich langweilig. In der Nähe der Stadt liegt das Schloß Calcum, Besitzthum des reichen Grafen von Hatzfeld; die Gräfin Hatzfeld, eine den Journalisten wohlbekannte Dame, lebt in Düsseldorf. Im Jahr 1848 soll sie sehr stark in Demokratie gemacht und sehr viele Cigarren verraucht haben. — Neuß liegt am linken Rheinufer, anderthalb Stunden von Düsseldorf, eine halbe Stunde vom Rhein, während es früher unmittelbar am Rhein lag; eine geschichtlich merk-

Digitized by Google

würdige und noch heute impanirende Stadt mit etwa 11 bis 12,000 Einwahnern. Fünfunddreißig Jahre vor Christus ließen sich hier, van den Chatten gedrängt, Ubier unter dem Schutze Rams nieder. Als Drusus längs des Rheins Castelle anlegen ließ, erhielt auch Neuß ein solches. In Falge des Aufstandes der Bataver wurde Neuß zerstört, nachmals aber wieder aufgebaut und zur römischen Municipalstadt erhaben. Von dieser Zeit her schreibt sich die Benennung »novum castrum,« oder auch »novesium.« In den Kriegen der Markamannen, Allemannen und Franken wurde es mehrere male zerstört und wieder aufgebaut; in den Fluthen der Völkerwanderung verliert es sich gänzlich, um erst spät wieder hervarzutauchen. 825 gründete hier Graf Eberhard von Cleve das Stift St. Quirin; der Vertrag von Verdun vereinigte die Stadt mit Lothringen; unter Otto dem Graßen kam sie wieder an Deutschland. Gaethe war kein Freund der histarischen Studien, weil sein ruhiger Geist aan den Leidenschaften, deren Pradukt die Geschichte ist, unangenehm berührt wurde. Wer auf den Wällen van Neuß steht und in die Ebene hinab sieht, der kann, wenn er auch der größte Freund der Geschichte ist, für einen Angenblick wie Goethe denken und fühlen. Welche Kämpse haben da unten in der Ebene seit den ältesten Zeiten bis zu den französischen Raubkriegen stattgefunden, welche Ströme Blutes sind da geflassen! Otta, der Sahn Heinrichs des Löwen, wurde in der Nähe van Neuß van Philipp van Schwaben besiegt. Das will indeß wenig sagen gegen die Belagerung der Stadt durch Karl den Kühnen van Burgund, ein Belagerung, die 48 Wachen dauerte, während welcher 56 Stürme stattfanden und die dem burgundischen Heere 12 bis 15,000 Menschen kostete. Ein Jahrhundert später belagerte der Herzag van Parma, Alexander Farnese, die Stadt. Nach heftigen Kämpfen wurde sie eingenammen. Spanier und Italiener drangen in die Stadt und marbeten, was ihnen begegnete. Claut, der Befehlshaber der Besatzung, wurde aufgehängt; 300 Mann der Besatzung, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, wurden der Mardlust der Saldaten geapfert. Mitten unter diesen Greuelthaten brach Feuer aus, das einen graßen Theil der Stadt in Asche legte; gegen 2000 Einwohner van Neuß deckten als Leichen die Straßen.

Und nun zum Schluß nach Benrath, zu Fuß oder, wenn Sie wallen, auf der Eisenbahn. Es ist die nächste Statian, in wenigen Minuten ist man dart. Sehenswerth ist hier nämlich das Schloß, das unter der Regierung des schon oft genannten Kurfürsten Karl Theodar von 1756 bis 1760 erbaut und zum Wittwensitz für die Kurfürstin bestimmt wurde. Der Bau hat 700,000 Thaler gekastet, gewiß eine hübsche Summe für die damalige Zeit. Es ist im italienischen Styl aufgeführt und hat eine schöne Vertheilung und Zusammenstellung der Gebäude. In der Mitte das Schlaß, durch unterirdische Gänge mit den Seitengebäuden verbunden, var dem Ganzen ein Bassin, das auf der entgegengesezten Seite van der mit einer Allee begleiteten Kölner Heerstraße eingeschlassen ist; Gärten und Park reizend. Kein Wunder daher, daß Jaachim Murat im Jahre 1806 das Schlaß zu seiner Residenz machte und es nur ungern wieder verließ. Gegenwärtig ist es ein Besitzthum des Königs van Preußen, der dart gern weilt, so aft er den Rhein besucht. Ein tiefer Gattesfrieden inmitten einer üppigen Natur, in der Nähe des Parks der Rhein, vor dem Schlasse das seelenvalle Wasser des Bassins, das die wundervalle Architektur des Südens wiederspiegelt.

Digitized by Google

Hamburg, Juli.

Das Waisengrün. — Der Electro-Biolog.

Schon öfter hatte ich Veranlassung, Hamburg wegen seiner vielen veralteten Gebräuche und Herkommen ein kleines China zu nennen, und die Bezeichnung ist wirklich nicht übertrieben; denn kaum hat man sich von dem Erstaunen über ein Stück Mittelalter erholt, so stellt sich auch schon ein anderes vor, welches einen gleich noch um ein Jahrhundert weiter zurück versezt. Eine solche Antike ist das vor wenigen Tagen abgehaltene berühmte „Waisengrün,“ ein Hauptfest des Hamburger Volkes, welches die halbe Stadt in Bewegung bringt. Dieser Umzug aller im Waisenhause befindlichen Kinder findet alljährlich am ersten oder zweiten Donnerstag im Juli statt. Nach altem Brauch seltsamerweise von Militär escortirt, verlassen sie schon früh Morgens um fünf Uhr das Waisenhaus und treten ihre weite Wanderung durch alle Hauptstraßen der Stadt an bis hinaus nach St. Georg, wo sie bewirthet werden, um dann in derselben Art den Rückweg anzutreten. Der Zug wird angeführt von „Kapitän“ und „Kapitänin,“ den beiden Kindern, die sich im Laufe des Jahres vor allen durch gutes Betragen ausgezeichnet haben; eine Anzahl mit Kränzen geschmückter Knaben trägt an langen Stangen Büchsen zum Sammeln und hält nebenher die Hand hin, um auch eine Gabe für sich zu erbeuten, und Alt und Jung drängt sich, ein Scherflein beizutragen, so daß der Ertrag der Sammlung sich in manchem Jahre auf mehrere tausend Mark belaufen soll. Aus diesem Grund wird auch eisenfest an der alten Unsitte festgehalten, und vergeblich wird jedes Jahr darauf aufmerksam gemacht, wie nachtheilig diese officielle Bettelei auf das Ehrgefühl der Kinder wirken müsse, und wie selbst die Erinnerung an die einstige Demüthigung als ein schmerzlicher Stachel in der Erinnerung desjenigen zurückbleibe, dem es später gelungen, sich über die Sphäre zu erheben, in der er aufgewachsen.

Um vom alten auf das allerneueste zu kommen, muß ich des mit großem Eclat durchgefallenen Electro-Biologen Dr. Dow erwähnen, von dem nicht nur hier, sondern bereits auch in auswärtigen Blättern gesprochen worden ist. Dr. Dow, ein Engländer, beabsichtigte anfänglich eine öffentliche Vorlesung über die von ihm Electro-Biologie genannte Wissenschaft oder schwarze Kunst zu halten; dieß wurde ihm aber vom Gesundheitsrath abgeschlagen; weßhalb ist nicht einleuchtend, denn selbst im Fall, daß die verheißenen Resultate wirklich erreicht worden wären, so ist — das müssen die Herrn Physici besser wissen als ich — wohl an keinem Ort selbst eine scheinbar an's Uebernatürliche grenzende Erscheinung unschädlicher als gerade in Hamburg. Die ganze Existenz beruht hier auf einer so entschieden materiellen Grundlage, eine gesunde Prosa ist so sehr das vorherrschende Element, und der nüchterne praktische Verstand in allen Schichten der Bevölkerung so überwiegend, daß das Wunderbare hier niemals einen ergiebigen Boden finden wird. Schon die Homöopathie war den Hamburgern viel zu wenig quantitativ, und wurde als „dumm Tüg“ fast unbeachtet liegen gelassen. Höchstens ist man einmal neugierig, zu einem sehr natürlichen und wirklichen Zweck seine Zukunft vorher zu wissen, und geht zu einer Kartenlegerin, oder man braucht einmal eine sympathetische Kur, weil sie, wenn nicht hilft, so doch nicht schadet. Trotzdem wurde Dr. Dow abschlägig beschieden, und er veranstaltete nun eine Privatvorlesung und Vorstellung, zu der sich auch ein zahlreiches Publikum einfand. Nach einigen einleitenden Worten ging der Electro-Biolog zu den Wirkungen seiner geheimen Wissenschaft über, welche seiner Erzählung nach wirklich über das Natürliche hinausgingen. Er wollte dadurch eine unbedingte und nachhaltige Macht über diejenigen erlangt haben, welche sich seiner Behandlung überlassen hatten. So sollte sich jemand auf sein Geheiß abwechselnd bald für Jenny Lind, bald für Shakespeare, Mahomet oder Cartouche gehalten haben; einem andern hatte ein Glas Wasser, wenn er es so befahl, wie Wein, Milch, Bier oder Branntwein geschmeckt, ja sogar einen Rausch hervorgebracht; ein Dritter war stumm, ein Vierter blind, ein Fünfter unbeweglich steif gewesen, bis er ihnen durch seine Erlaubniß Gesicht, Gehör und Bewegung wiedergegeben hatte. Das Experiment bestand einfach genug darin, daß man sich auf der am Ende des Saals befindlichen Erhöhung isoliren und zwölf Minuten lang unverwandt und unbeweglich die Augen auf eine kleine Zinkplatte heften mußte. Bald hatte sich eine Anzahl Neugieriger gefunden, und in andachtsvollem Schweigen harrte man der verheißenen Wunder. Die vorgeschriebene Zeit ist verstrichen, Dr. Dow geht auf einen zu, der, vom unbeweglichen Dasitzen ermüdet, die Augen geschlossen hat, und sagt im Ton der höchsten Gewißheit: „Sie können die Augen nicht öffnen.“ Aber ach! der Magnetisirte oder vielmehr Electro-Biologisirte sieht ihn mit großen Augen an. Dr. Dow wendet sich zu einem andern: „Sie können nicht aufstehen!“ Der Angeredete erhebt sich und zeigt durch feste Schritte, wie vollkommen er Herr seiner Gliedmaßen ist. Der Dritte soll sich als Fieschi bekennen, aber er erklärt, sich als Johann Friedrich Meyer ausweisen zu können. Kurz, das Experiment scheiterte total; allein dadurch ließ Dr. Dow sich nicht abschrecken; er behauptete, es habe nicht die nöthige Stille im Saal geherrscht, und verlangte den Versuch zu wiederholen. Abermals fanden sich mehrere Geduldige, die andachtsvoll wie indische Fakire die Zinkplatte ansahen, aber mit nicht günstigerem Erfolg. Das Publikum benahm sich indessen trotz dieser entschiedenen Niederlage so taktvoll und anständig, als man nur wünschen konnte; niemand lachte und der Vorgang würde schnell in Vergessenheit gerathen seyn, wenn nicht Dr. Dow durch lange, in den Nachrichten abgedruckte Briefe, in denen er die Schuld des Mißlingens auf das Publikum zu schieben suchte, seine Demüthigung immer wieder von neuem aufgefrischt hätte, so daß er hinterdrein erst recht ausgelacht wurde.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 22. August 1852.

> — Nunc egregium populus putat acquirendi
> Artificem; quippe his crescunt patrimonia fabris.
> Sed crescunt quocumque modo, majoraque fiunt
> Incude assidua semperque ardente camino.
>
> Juvenal.

Die Anzeige in London.

(s. Nr. 18.)

II.

Was bedeutet der gigantische Anschlagzettel an jener Kneipe, von dem uns das verhängnißvolle Wort „Krieg" dreimal wiederholt in ellenlangen Buchstaben entgegenstarrt? Der Invasionslärm, so viel ich weiß, ist doch längst vorüber, die Consols stehen gut, die Kaffern und Birmanen sind weit weg, also was soll das heißen? Gewiß hat ein patriotischer Spekulant eine neue Gefahr des Vaterlandes und der Freiheit entdeckt. Sehen wir zu. „Krieg! Krieg! Krieg! Ihre Majestät die Königin Mäßigkeit hat dem Fürsten der geistigen Getränke Krieg auf Leben und Tod erklärt und wirbt eine Armee an, welche diesen Erbfeind der Humanität und Civilisation vernichten soll. Die Werbebureaus sind in den Temperance Halls. Jeder Mann und jedes Weib (was sagen die sentimentalen Engländerinnen zu diesem Compliment?), das sich anmeldet und zur Leistung des Eides bereit erklärt, wird unter die Fahnen aufgenommen. Der Sold, den Ihre Majestät zahlt, ist Gesundheit und Glück auf Erden und Seligkeit im jenseitigen Leben." Wir wenden uns lachend ab. Ein Lamm in der Löwenhaut! Aber sonderbar! also auch ihr frommen Väter des abstinence movement könnt des Humbugs nicht entbehren und müßt euch in die gottlose Harlekinsjacke hüllen, um die Menschheit zur Vernunft zu bringen und auf den Pfad des Heils zurückzuführen? Indessen scheint die Kriegserklärung keinen großen Eindruck zu machen. Wenigstens hat sie ein Champion des „Erbfeindes," wie zum Spott, an seinem Ginpalast angeheftet. Oder will er nur die nahende Gefahr signalisiren und zu wirksamen Gegenanstrengungen auffordern? Ich bin gewiß kein Verehrer des schweren englischen Biers, oder gar dieses teuflischen Gin, der unter der ärmeren Bevölkerung, und selbst unter den Arbeitern grauenhafte Verheerungen angerichtet hat und tagtäglich noch anrichtet; aber Punch hat jedenfalls recht, wenn er die Mäßigkeitsapostel zur Zielscheibe seiner Witze macht. Ein Uebel wie das in Frage stehende wird nicht durch salbungsvolle Predigten geheilt. Die Wissenschaft hat uns längst nachgewiesen, daß und warum schlechte oder unzureichende Nahrung den übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke bedingt. Wollt ihr wirklich „das Glück der Menschheit," so packt die Krankheit in ihrem Sitze. Habt ihr aber nicht den Muth dazu, so laßt wenigstens die Charlatanerie.

Noch wenige Schritte und wir sind in Oxfordstreet, der Hauptstraße Londons, die in ihren Fortsetzungen

und unter verschiedenen Namen das gewaltige Häusermeer der Länge nach durchschneidet und die City mit dem Westende verbindet. Der dörfliche Charakter, der uns noch so eben befremden konnte, ist mit einem male verschwunden und es umfängt uns das Leben der Weltstadt mit seinem wilden Drängen, seinem betäubenden Lärm, seiner blendenden Mannigfaltigkeit. — Hier, wo Hunderttausende täglich auf und ab wogen, von denen auch der Aermste seine Bedürfnisse hat, wo der Geschäftsmann auf der Jagd nach dem „goldenen Segen“ vorübereilt, wo der Reichthum flanirt und die Blasirtheit Unterhaltung sucht, hier ist auch das wahre Feld der Annonce und hier hat sie sich deßhalb sehr breit niedergelassen. Sie blickt von der Front der Häuser herunter und schaut aus den Fenstern, sie fährt in armseligen Holzkasten und treibt vierspännige Gallawagen; sie reitet auf arabischen Hengsten und keucht über das Trottoir; sie geht im Frack, in der Livree, in Lumpen; sie faßt uns an der Hand und flüstert uns in das Ohr; sie regnet aus der Luft und grinst aus dem Steinpflaster, sie gleitet zwischen den Wagen durch und schlüpft unter den Thüren in die Häuser; sie singt, sie musicirt, sie schreit sich heiser, sie spricht mit den Augen; sie besticht unsere Sinne und appellirt an unsere Gefühle; sie ist hier, sie ist dort, sie ist überall. Betrachte die Häuser. Gleich egyptischen Obelisken von oben bis unten mit Inschriften bedeckt, sind sie nichts anderes als steinerne Annoncentafeln. Und glaubst du etwa, die gothischen Formen dieses Tuchladens verdanken dem Kunstsinn ihre Entstehung? Oder hältst du jenen orientalischen Pavillon mit den schlanken maurischen Säulen für eine artistische Phantasie seines Eigenthümers? Nichts weniger; die Kunst geht nach Brod: Reklame! Reklame! Und diese Spiegelfenster, von denen ein einziges Hunderte von Pfunden kostet? Reklame!

Sieh dort den kleinen, blutroth angestrichenen Coffeeshop, der es nur seiner tollen Farbe verdankt, daß wir ihn zwischen den prachtvollen Waarenlagern bemerken. Vor Kurzem noch war dieses Haus berüchtigt, weil keiner, der es seit Jahrzehnten gemiethet hatte, dem Bankerot entgangen war. Dutzende von Wirthen hatten ihr Heil hier versucht, aber alle waren dem Schicksale erlegen, das an die Stätte geknüpft schien. Zuletzt wollte Niemand mehr sein Vermögen auf das Spiel setzen, und das Gebäude stand eine Zeit lang leer. Endlich, es mögen ungefähr zehn Monate seyn, ließ sich ein junger Mann durch den niedrigen Miethpreis zur Uebernahme desselben bewegen. Auch ihm blieben die Gäste aus, und die Unglückpropheten weissagten schon seinen bevorstehenden Fall. Dießmal aber hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Unser Mann begriff seine Lage vollkommen; er wußte, daß er gerettet war, sobald er die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zog. Aber wie diesen Zweck erreichen? Die gewöhnlichen Mittel der Annonce waren längst fruchtlos erschöpft; er mußte etwas Frappantes, Ungewöhnliches entdecken. Tage lang arbeitete sich sein Hirn vergeblich ab, bis ihm mit Einemmal ein leuchtender Gedanke emporblitzte. Er bestellte Anstreicher, um die „rettende That“ in's Werk zu setzen, und es war eine rettende That. Das blutrothe Kaffeehaus ist jetzt eines der besuchtesten im Westend, und sein Besitzer auf dem Wege, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden. Er hat in einem Topf mit Oelfarbe sein Californien gefunden. Die Moral der Geschichte ist aber: wer nicht reich oder klug genug ist, sich unter diesen Millionen hervorzudrängen, wird von ihnen unter die Füße getreten. Also braucht euern Witz und eure Ellenbogen, wenn ihr im Gewühle seyd!

Wir gehen der Straße entlang. Zwischen den Cabs und Omnibus stechen uns die Anzeigekarren durch ihre sonderbare Gestalt in die Augen. Sie bestehen meist aus einem einfachen Bretterkasten, der mit Plakaten beklebt ist, und je nach seiner Größe auf zwei oder vier Rädern ruht. Manchmal sind sie aber auch weniger primitiv, und sogar sehr luxuriös. Da fährt eben der pomphafte Muschelwagen des Herrn Moses und Sohn vorüber. An der Stelle der holden Meergöttin sitzt ein pausbackiger Grom und spendet mit freigebiger Hand kleine, zierliche Almanache, die wie ein Schneegestöber auf die Vorübergehenden niederfallen. Schade, daß Oberst Sibthorp nicht zugegen ist. Er haßt die Advertisement Van's (Anzeigekarren) mit dem glühenden, nachhaltigen Hasse, der ihm eigen ist, und würde uns gewiß eine fulminante Diatribe zum Besten geben. Der tapfere Oberst behauptet nämlich, diese public nuisance diene nur dazu, die Pferde scheu zu machen, und könne noch ein entsetzliches Unglück herbeiführen. Die Kassandren haben aber bekanntlich das Mißgeschick, nicht gehört, oder gar noch verhöhnt zu werden, und so behaupten auch jetzt die Leute, Oberst Sibthorp sey das einzige Geschöpf, das vor diesen unschuldigen Wagen scheue, und einige meinen, die Pferde seyen klüger als der Oberst. Armer Verkannter! Aber freilich, was sollte auch aus den Londonern werden, wenn seine Opposition ihr Ziel erreichte? Das Geschäft und die Reklame müssen in der heutigen Welt ihren Lauf haben. Ohne Reklame kein Geschäft, und ohne Geschäft kein England. Darum Achtung vor der Reklame! Und wenn sie auch nur Herrn Child's Nachtlichter verherrlicht, in ihr verkörpert sich ein ökonomisches Princip, sie ist ein Eckstein des socialen Gebäudes.

Wer sind die armen Teufel dort, die in langer, regelmäßiger Reihe, jeder mit einer Tafel auf Brust und Rücken, über das Trottoir hinschleichen? Es mögen ihrer wohl fünfzig seyn, und sie ziehen in majestätischem Schweigen, Takt haltend, einer hinter dem

andern her. Sie sind natürlich zu dieser „indianischen Marschordnung" gezwungen; müssen sich ja doch selbst die Constabler und Soldaten zum Gänsemarsch bequemen. Und wie wäre es auch anders möglich, in diesem ungeheuren Strome des Verkehrs? Ein Infanterieregiment, das, wie zum Beispiel in Paris, mit breiter Front durch die Straßen marschirt, ist ein Schauspiel, auf das wir in London verzichten müssen, und ein Oberst, der es uns etwa in einem unglücklichen Anfalle von Romantik verschaffen wollte, würde sich gewiß den Kopf unsanft an der platten bürgerlichen Prosa zerstoßen. Doch zurück zu unsern Annoncenträgern! Die Bursche vor uns gehören offenbar zusammen, denn wir finden bei allen dasselbe Plakat. „Whig's oder Protektionisten? Welche Partei wird herrschen? Diejenige, welche dem Volk das Meiste für sein Geld gibt. Das ist die Regel im Handel und wird künftig auch Regel in der Politik seyn. Wir können das wohlfeile Brod und die wohlfeilen Kleider nicht aufgeben. Freiheit im Handel, und Freiheit in der Politik! Die Besitzer des Hutlagers, 10 Wellingtonstreet North, befolgen dieses Prinzip schon seit Jahren, und wer den Versuch macht, wird sich überzeugen, daß er in diesem Freetradehause für 8 Schill. 6 P. einen Hut erhält, den er in einem Protektionistenladen mit 14 Schill. bezahlen muß." Diese nationalökonomische Betrachtung hat vor so vielen andern voraus, daß sie verständlich und praktisch ist, und noch mehr, sie ist auch richtig — für England. Wohlfeiles Brod, wohlfeile Hüte, wohlfeile Regierung, freie Concurrenz im Handel, im Staat und — in der Religion. (Bright verlangt „Freetrade in Religion.") Cobden kann sich über seine Engländer nicht beklagen. Sie haben ihn verstanden, und er hat sie verstanden.

Die Annoncenträger gehen noch immer vor uns her. Ihr Anblick fängt nachgerade an uns lästig zu werden. Endlich gelangen sie glücklicherweise zu einer Querstraße und machen Halt; eine Abtheilung schwenkt rechts, eine andere links ab, um auch in den entlegeneren Stadttheilen das Evangelium der billigen Hüte zu verkünden; aber das Hauptcorps behält seine Richtung bei und setzt den Marsch nach der City fort. Eilen wir vorüber. Doch kaum ist der Vorderste derselben hinter uns, so entdecken wir auch schon, daß wir aus dem Regen unter die Traufe gekommen sind. Ein ganzes Meer von Annoncen wälzt sich langsam, unheilvoll gegen uns heran. Wenige Sekunden und wir sind mitten im Strudel. Links, rechts, hinten, vorne, überall Anzeigen. Es ist dießmal nicht ein einzelner Zug, mit dem wir es zu thun haben, es sind zwei, es sind drei Züge. Und wir können dieselben, auch abgesehen von den Plakaten, leicht von einander unterscheiden. Die einen tragen ihre Tafeln, gleich den eben erwähnten, über Brust und Rücken gehängt, die andern schultern sie auf langen Stangen, wie Musketen, und die dritten haben viereckige Bretterkasten, in die sie vom Hals bis zu den Knieen eingepanzert sind. „Stimmt für Mr. A.! Allgemeines Stimmrecht und Freihandel!" — „Stimmt für Mr. B.! Freihandel und keine Schutzzölle! — „Stimmt für Lord C. gegen das Papstthum, für die Religion!" — A. ist ein Chartist, B. ein Freetrader, und Lord C. ein Protektionist. Die armen Tories haben auf der Erde nichts mehr zu hoffen und flüchten sich in den Himmel. Ob sie dabei verloren haben, werden sie selbst am besten wissen.

In dieser Zeit der Wahlagitation hat die Bedeutung der Annonce einen neuen Zuwachs erhalten. Sie hat immer viel mit Politik zu thun gehabt; jetzt aber wird sie geradezu ein Werkzeug der Politik. Die Politik ist ja ein Geschäft wie jedes andere, warum sollte sie nicht geschäftsmäßig zu Werke gehen?

Wir haben uns mittlerweile aus dem Gewühle herausgewunden und schlendern weiter. Weßhalb hat sich eine Menschenmenge vor jenem Gasthause gesammelt, und zu was diese Fahnen an den Fenstern? Die Frage ist bald beantwortet. Wir stehen vor dem Hauptquartier des freihändlerischen Wahlcomités, und in einem Nu haben wir ein halbes Dutzend Proklamationen in der Hand. Für die Wirthe ist jetzt eine goldene Zeit. Die Politik flüchtet sich in das Wirthshaus, warum sollte sich das Wirthshaus nicht auch in die Politik flüchten? Eine bessere Reklame gibt es nicht, und man kann überzeugt seyn, daß mehr als ein Publikan durch seinen politischen Enthusiasmus vom Bankerote gerettet werden wird. Doch lassen wir die Politik und die Wahlen! Stecken wir die unzähligen Pamphlets und Flugblätter, die uns überreicht werden, in die Tasche und setzen unsern Weg fort.

Dort fährt ein Cab, das durch seine Form von den gewöhnlichen Fuhrwerken abweicht. Es ist eine neue Erfindung, »a great improvement,« und zeichnet sich, wie uns seine Inschrift sagt, durch seine billigen Preise aus. Und wie hat sich wohl der Besitzer den Erfolg seiner „Erfindung" gesichert? Vor einem halben Jahre etwa fühlte ein Londoner Kapitalist das Bedürfniß, sein Geld vortheilhaft anzulegen. Die californischen Minen flößten ihm kein rechtes Zutrauen ein, und nach reiflicher Ueberlegung kam er auf den Gedanken, die Straßen der Metropolis selbst zu Goldgruben zu machen. Die Penny-Omnibus hatten ihr Glück gemacht, warum sollten wohlfeile Cabs es nicht auch machen? Aber die Concurrenz war groß, und mit den Droschkenkutschern ließ sich nicht spaßen. Sie hatten schon mehr wie Einen Nebenbuhler mit ihren Fäusten aus dem Felde geschlagen und schienen nicht gesonnen, einen neuen aufkommen lassen. Unser Spekulant verlor indessen den Muth nicht. Was dem Anschein nach das größte Hinderniß war, sollte der

Digitized by Google

stepstane, das Mittel seines Glücks werden. Er ließ ein Musterkabriolet bauen und schickte es auf die Straße, mitten unter die andern Droschken. Wie vorauszusehen, kam es bald zu heftigen Worten und von den Worten zu Prügeln. Ob der Kutscher in dieser Beziehung Instruktionen hatte, kann ich nicht sagen; genug, die Polizei mischt sich ein, die Sache kommt zur gerichtlichen Verhandlung, X. (ich habe den Namen vergessen) stellt sich als Märtyrer der freien Konkurrenz dar, als ein Wohlthäter der Menschheit, der nur durch rohe Gewalt an der Durchführung seiner Beglückungsideen gehindert werde; die Berichte der Verhandlungen erschienen in den Blättern, Times bringt einen heftigen leader gegen die schnöden Droschkenkutscher, die innerhalb der segensreichen free competition ihre zünftigen Privilegien wahren wollen, gedenkt mit Achtung des edlen X., zwei oder drei Zeitungen folgen nach, und die Spekulation des X. ist gelungen, besser gelungen, als er es selbst gehofft hatte.

Machen wir einen Augenblick vor jenem pomphaften Schuhmacherladen Halt, der uns durch seine phantastisch reiche Bauart und die Masse der geschmackvoll ausgestellten Waaren eben so fesselt wie imponirt. „Unübertreffliches Geschäft! 10,000 Paare der feinsten französischen Stiefeln, so eben aus Paris eingeführt, das Paar vierzehn Schilling! Man urtheile, wenn man geprüft hat!“ Und in der That, was die Zahl betrifft, scheint die Versicherung des Londoner Schuhmachermeisters kein Humbug zu seyn. Die breite Front des ersten Stocks ist bis zur Mitte herab buchstäblich mit Stiefeln bedeckt, die in fortlaufenden Reihen, einer dicht neben dem andern aufgehängt sind, und deren jeder ein zierliches himmelblaues Täfelchen mit der Ziffer 14 und einigen nachdrucksvollen Ausrufungszeichen trägt. Aber blicken wir in den Shop selbst. Wie gewöhnlich ist den einzelnen Gegenständen außer der Preisangabe eine kurze Bemerkung oder doch ein effektreiches Epitheton beigefügt. Da lesen wir: „Was nützt Glück (i. e. Geld) und Ehre, wenn uns der Schuh drückt?“ — „Ohne graziöses Aeußere kein Gentleman!“ und noch so manchen andern passenden und unpassenden Sinnspruch. Ein Paar schlechte Pantoffeln für einen Schilling figurirt als »excellent.« Ich habe schon früher angedeutet, daß die Reklame eine Revolution in der Sprache herbeigeführt, oder vielmehr sie hat sich ihre eigene Sprache geschaffen. Als Kind der Konkurrenz kann sie ihren Ursprung nicht verleugnen. Sie spricht, wie es der Geist der Spekulation diktirt, fieberhaft, exaltirt. Sie hat den Positiv vergessen und bewegt sich in lauter Superlativen. Ihre Sprache fängt an, wo die gewöhnliche bald aufhört. „Gut,“ das höchste Wort der Philosophie, ist ihr viel zu schwach; selbst das Schlechteste nennt sie „vorzüglich.“ Sie eröffnet mit »excellent« die Stufenleiter ihrer Bezeichnungen und schwingt sich in raschen Sprüngen empor, bis sie den Boden aus dem Gesichte verliert und wohl oder übel zu den barocken Bildungen ihrer Phantasie greifen muß. »Gentlemanlike, überraschend, bewundernswerth“ sind die wohlklingenden Adjektive für mittelmäßige Artikel; „unübertrefflich, unerreichbar, sublim, astonishing, astounding, stunning, dazzling« gehen etwas weiter; aber damit ist auch der Wortvorrath erschöpft und die Reklame hat noch so viel zu sagen. Sie erzeugt nun in fruchtbarer Mannigfaltigkeit: „Perlen-, Sapphir-, Rubin-, Diamanten-Kohinur-Stiefeln“ (ich nehme meine Beispiele nur aus dem Laden vor mir; was von einem Geschäft, gilt von allen); sie bemächtigt sich der berühmten und berüchtigten Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern, läßt sie ohne Gnade zu Gevatter stehen und tritt vor uns mit „Bonaparte-, Blücher-, Wellington-, Cobden-, Derby-, Kossuth-, Lola Montez-, Wagner-, Jenny Lind-, ja sogar mit Venusschuhen und Stiefeln;“ sie beglückt uns mit „Siebenmeilenstiefeln und mit Schuhen des Fortschritts;“ sie erfindet „den Stolz des Jahrhunderts,“ „den Ruhm der Gegenwart,“ sie — doch wie könnte ich alle Ausgeburten des von der Konkurrenz befruchteten Gehirns aufzählen?

Setzen wir unsern Weg weiter fort. Die Annoncenvertheiler kennen wir schon; sie sind uns zu Hunderten begegnet. Meist arme, zerlumpte Gesellen, erinnern sie uns an das Elend des Arbeitshauses, dem sie für kurze Zeit entlaufen sind (freilich ein schlechter Tausch!). Aber es gibt auch Ausnahmen. Betrachten wir den broncefarbigen Indier an der Ecke dort, der in majestätischer Haltung dasteht, gleich einer Statue, oder gleich einer lebendigen Anklage der stolzen Britannia, welche das Glück und die Größe seines Volks zertrümmert hat. Wie schwermüthig diese regelmäßig schönen Züge, und dann wieder, welch wilder, rachsüchtiger Blick aus dem zornfunkelnden Auge! Der Deutsche, der ihn sieht, denkt leicht an die Helden der heiligen Sanskritlieder; er träumt von den Urwäldern des Ostens mit ihren Elephantenheerden und flucht der egoistischen Krämernation, die in das Paradies eingebrochen ist, um seinen Frieden auf ewig zu zerstören. Tritt man aber dem interessanten Fremdling näher, so ist es mit dem Zauber vorbei. Wie sind an der Seite des Indiers. Er mustert uns mit verachtender Ueberlegenheit, greift langsam würdevoll in die Busenfalten seines Gewandes und überreicht uns ein sorgfältig zusammengelegtes Papier. Wir öffnen es hastig, erwartungsvoll. „Moses und Sohn. Es lebe der Freetrade! Nieder mit dem Monopol!“

Und dieses Beispiel ist kein vereinzeltes. Die Reklame des high style liebt das ausländische Kostum. Es wirkt auf das Publikum. Vor allen Völkern

Digitized by Google

schätzt sie aber den Indier. Sein Aeußeres ist so vortheilhaft, er ist an sich eine inkarnirte Reklame. Auch der Neger sagt ihr zu. Es fehlt ihm zwar die Adlernase und der bezaubernde Zug des tiefen Seelenleidens, aber er erregt immer noch mehr Aufmerksamkeit als ein gewöhnliches Blaßgesicht. Die Straßenmusikanten wissen dieß zu würdigen. Sie verbergen ihren blonden Haarwuchs unter einer Wollperrücke, färben Antlitz und Hände mit Ruß und metamorphosiren sich in genuine Niggers. Ich brauche kaum zu bemerken, daß sie bessere Geschäfte machen als ihre Kollegen, die aus falschem Ehrgefühl an der angelsächsischen Nationalität festhalten. Und doch kennt jedes Kind den Betrug. Aber die Welt will betrogen seyn. Bei Gelegenheit der Neger muß ich noch des kolossalen, ebenholzschwarzen Afrikaners erwähnen, der seit einem Jahr ungefähr an der Seite eines prächtigen Rappens in den Straßen Londons herumzieht. Der Afrikaner steht in den Diensten von Moses und Sohn und vertheilt Broschüren und Almanache. Das Roß ist reich mit Bändern und Blumen geziert und trägt eine karmoisinrothe Sammtschabrake, auf welcher der Name des Herrn und Meisters in Gold gestickt ist. Mann und Roß schreiten voll Grandezza einher, ein wandelndes Lobgedicht auf „den großen Wohlthäter der Menschheit."

Ich darf hier die Chinesen in den Theeshops nicht übergehen. Sie verleihen dem Nektar des himmlischen Reichs einen wunderbaren Charakter von Ursprünglichkeit und lassen uns, trotz des Sträubens der Vernunft, die fatalen Enthüllungen der Lancet vergessen (das medicinische Journal, welches sich durch seine Aufsätze über die Verfälschung der Nahrungsmittel so großes Verdienst erworben hat). Die Phantasie ist so mächtig und der Geschmack ist ihr unterthan. — Die Rolle, welche die Bloomer-Barmaids im vergangenen Winter gespielt, ist noch in frischem Andenken. Diese reizenden Schmetterlinge entflammten allerdings keiner fremden Zone, aber, wenn auch nicht foreigners, waren sie doch strange beings für den sittlich pedantischen John Bull und seine rigoristische Gattin.

Wir gehen weiter. Um für immer mit seinem Stande fertig zu werden, mache ich noch auf den Annoncenvertheiler aufmerksam, der sich dort am Kreuzwege aufgestellt hat. Es soll der lezte seyn, dessen Bekanntschaft wir machen. Es ist ein Mann in den Sechzigen, armselig gekleidet, mit verwitterten, von Gram und Elend gefurchten Zügen. Er geht mit seinen Zetteln nicht so verschwenderisch um, wie es gewöhnlich der Fall ist, und scheint sich hauptsächlich an das schöne Geschlecht, und auch an dieses nur mit Auswahl zu wenden. Was mag wohl der Grund dieser Galanterie seyn? Unsere Neugierde ist bald befriedigt. Wir heben das Blatt auf, welches eine Dame vor uns weggeworfen hat. „Mütter! während ihr euch in seliger Wonne am Anblick eurer „Darlings" weidet, schleicht vielleicht schon unter der Wiege die Natter hervor, welche das Glück eures Lebens auf ewig zu vernichten sinnt. Sorglosigkeit ist die Mutter der Gefahr! Vergeßt nicht die entsetzliche Thatsache, daß von den Kindern, welche in London sterben, zwei Drittheile dem Keuchhusten zum Opfer fallen. Und doch gibt es einen Talisman, vor dem die Macht dieses höllischen Feindes zu Schanden wird. Mill's Hustenpillen, nach Vorschrift genommen, beugen der Krankheit vor. Hat man aber das Uebel heran kommen lassen, so sind sie ein unfehlbares Heilmittel. Tausende von Zeugnissen stehen zur Einsicht. Eine einfache Schachtel mit Gebrauchsanweisung drei Schillinge sechs Pence, eine „Familienschachtel" zehn Schillinge. Zu erfahren Nro. 13 Strand."

Wir stehen nun vor dem »far famed Westend Branch Establishment« des Kleiderfabrikanten und Volksmanns Moses und Sohn. Nach drei Straßen hin Front machend trägt es der Oxfordstreet zugekehrt die hochtönende Devise: »God save the Queen! God bless the People!« Lassen wir den ersten Theil, der eine stereotype Höflichkeitsformel ist, bei Seite, so bleibt das demokratische: God bless the People! Gott und Volk! Dio e popolo! Der König der Schneidermeister reicht dem italienischen Patrioten die Bruderhand. Das Pathos des frommen Verschwörers mischt sich mit dem Pathos des frommen Spekulanten. Die verwandten Seelen haben sich gefunden. Gott ist Gott, und Moses und Mazzini sind seine Propheten.

Noch ein paar Worte über Moses und Sohn. Wie früher schon gesagt, er ist der Riese der Annonce. Niemand übertrifft ihn in der Kenntniß ihres Wesens, niemand erreicht ihn in Anwendung ihrer Mittel. Von Holloway, dem famosen Pillencharlatan, habe ich kürzlich gelesen, er verwende Jahr für Jahr nicht weniger als 20,000 Pf. St. für Advertisements. Aber Holloway beschränkt sich ausschließlich auf die Zeitungsanzeige. Moses und Sohn dagegen hat sich mit gleicher Kraft auf alle Zweige der Reklame geworfen. Er posaunt in den Zeitungen mit Holloway um die Wette, und geschickter als dieser, er sendet Hunderte von Annoncenvertheilern und Trägern durch Stadt und Land, er verbreitet Millionen von Broschüren, Zeitungen, Almanachen — wie sich von selbst versteht, gratis — er läßt prachtvolle Wagen durch die Straßen fahren, er illuminirt, wenn sich Gelegenheit bietet, und wenn sich keine bietet, er hat Dutzende von Indiern, Negern und Chinesen in seinem Solde, er bedeckt die Häuser der Metropolis mit Maueranschlägen; kurz er begegnet uns auf allen den schmalen und breiten Wegen, die in das Herz und den Geldbeutel der Masse führen. Moses ist übrigens, neben-

Digitized by Google

bei bemerkt, in Wirklichkeit ein radikaler Freetrader, und gedenkt sogar eines Tages im Unterhause zu sitzen. Ob es ihm gelingen wird, ist freilich die Frage. Es gibt auch in London Leute, denen sein Mangel an Bescheidenheit ein Dorn im Auge ist. Aber, wie es im Sprüchwort heißt, nur die Lumpen sind bescheiden, und Moses ist kein Lump.

Der fashionable Theil der Stadt liegt nun hinter uns, und je näher wir der City kommen, desto größer wird das Gedränge der Fußgänger und Wagen, desto unverschämter die Reklame. Ueberall, wo es die Polizei oder die Eigenthümer erlaubten, sind die Mauern bis an den zweiten Stock mit Plakaten beklebt, an den Wänden stehen die Theaterzettel, auf Brettertafeln angeheftet, die Advertisement-Vans fahren halbdutzendweise hintereinander, und selbst die Cabs und Omnibus wimmeln außen und innen von Annoncen. Da lesen wir von nationalen fire escapes (Rettungsmaschinen bei Feuer), von nationalen Schießständen, nationalen Theeläden, ja sogar von nationalen Nachtmützen. Glücklicherweise für John Bull sind diese Nachtmützen nicht so national, wie der Erfinder behauptet. — „Kleider für die Million." „Bäder für die Million." „Brod für die Million." „Kaffee für die Million." Wie glücklich diese Million doch seyn muß! Doch ach! dort sehe ich auch: »Shaving (Rasiren) for the million!« Ja! shaving for the million! Auf die Million ist jede Spekulation gerichtet, auf die Million rechnet das große und das kleine Kapital; die Million wird kajolirt, rasirt, über den Löffel barbiert.

Selbst das Pflaster entgeht der Annonce nicht. Sie läßt die Steine nicht tanzen, wie weiland Orpheus, aber sie läßt sie reden. Des ewigen Umschauens müde, blicken wir einen Moment auf den Boden vor uns nieder. Auch hier finden unsere Augen keine Ruhe. Ein Sarg und ein Todtenkopf, die traurigen Embleme der Vergänglichkeit, grinsen uns entgegen. Sie rufen uns ein düsteres Memento mori zu und Herr X. verspricht uns ein wohlfeiles Begräbniß. »Burial for the million!« »Cheap Burial!« »Burial made easy!«

Betrachten wir nun die Laden, an welchen wir vorübergehen. Je der zweite im Durchschnitt (und alle Häuser sind hier Geschäftshäuser) hat die Fenster mit Plakaten tapezirt, die einen „Ausverkauf" anzeigen. »Selling off! Selling off!« wohin wie uns wenden. „Entsetzliches Unglück! Echter (genuine) Bankerot! Losschlagen um jeden Preis! Kein Gebot refusirt!" „Ausverkauf wegen beabsichtigter Emigration nach Australien. Unglaublich billige Preise!" u. s. f. Das Unwesen dieser „Ausverkäufe" ist ja auch in Deutschland bekannt. Sie sind meistens fingirt, und oft nichts als Fallen, in denen das unerfahrene Landvolk gefangen wird. Wenn ein Kaufmann seine Waaren nicht anders los werden kann, schreitet er zu diesem letzten Mittel, das jetzt allerdings schon abgenutzt ist. Uebrigens versteht sich von selbst, daß häufig auch ein wirklicher Bankerot vorliegt. Der Bankerot ist ja das unvermeidliche Schicksal des kleinen Geschäfts, das naturgemäß durch die Konkurrenz erdrückt wird. Aber freilich, wenn er es auf der einen Seite ruinirt, hält er es auf der andern Seite wieder aufrecht. Das eine Haus geht zu Grunde, und ein neues tritt aus den Trümmern der Fallitenmasse an seine Stelle. Von den Tausenden der Miniaturshops, die wir in London finden, und deren Existenz eine scheinbare Ironie auf die Nationalökonomie ist, erhält sich die ungeheure Mehrzahl durch den Bankerot — oder den Diebstahl. Später vielleicht Ausführlicheres über diesen Punkt; für jetzt weiter! Doch nein! Vorher noch eine Anekdote. — In einem der Laden, wo „ausverkauft" wird, fand ich vor Kurzem eine kleine Porzellanstatue Kossuths, und dabei folgende Inschrift: „Vorzügliches Geschäft! Der große ungarische Agitator. Sehr wohlfeil! sehr wohlfeil! Früher 2 Schill. 6 P., jetzt 2 Pence. Staunenswerth!" Armer Gouverneur! Aber wer die Politik zur Charlatanerie macht, muß es sich gefallen lassen, wenn ihn die Charlatane benutzen. Freilich, von 2 Schill. 6 P. auf 2 Pence zu sinken, und in so kurzer Zeit, das ist sehr betrübt.

An vielen Häusern ist das Jahr angeschrieben, in welchem das Geschäft gegründet wurde. Dort an dem Wollenmagazin lesen wir zum Beispiel: »Established in 1689.« Die Handelsdynastien haben ihre Genealogien, so gut wie die adeligen oder fürstlichen Geschlechter, und gleich wie bei diesen hapert es manchmal mit dem Stammbaum. Eine lange, ehrwürdige Vergangenheit ist nicht bloß rühmlich, sie ist auch ein Zeichen der Solidität (ich spreche von den Handelshäusern). Ein guter Stammbaum ist ein Kreditbrief. Wer sollte es darum einer jungen Firma verargen, wenn sie, gleich den russischen Bauern, zu ihrem wirklichen Alter ein paar Jahrzehnte hinzufügt? Es kostet einige Pinselstriche, und das Publikum zahlt es.

Siehe da, eine treffliche Copie der „griechischen Sklavin" (das Werk Power's, welches sich auf der Industrieausstellung befand), die dort vor dem Hause aufgestellt wird! Sie ist in cararischem Marmor ausgeführt, ein Meisterstück der Skulptur. Aber was soll sie hier? Herr M., der Eigenthümer, ist Apotheker und hat eine neue Art von Rheumatismusketten erfunden. Eines dieser Produkte gedenkt er zur Probe seiner Statue anzulegen, ein Manöver, von dem er sich ungeheuern Erfolg verspricht. — Als Deutscher wendest du dich empört ab. Das Höchste so in den Koth zu ziehen! Der Kunst einen Zweck aufdrängen, und einen solchen Zweck! — Take it cooly! wie der Engländer sagt. Das Jahrhundert ist materialistisch, Wissenschaft und Kunst folgen dem Zug der Geschichte. Die Presse ist der Fußschemel der

Digitized by Google

Spekulation geworden, die Muse der Poesie hat den Lorbeerkranz bei Seite gelegt und thut Magddienste bei Moses und Sohn, die Architektur hilft Kaffee und Zucker verkaufen, die Malerei stößt in die Trompete für Herrn Cumming und seine südafrikanische Ausstellung; warum soll die Skulptur sich scheuen, für einen Pillendreher Kunden zu werben?

Lesen wir den Zettel, der uns so eben gereicht wird. „Mr. Philipps zeigt der Nobility und Gentry an, daß er den ersten August dieses Jahrs sein ausgedehntes Baumwollen ꝛc. Geschäft eröffnet. Ein glühender Verehrer des Freihandelsprincips und im Besitz eines mächtigen Kapitals wird er alle Waaren wohlfeiler liefern, als seine monopolistischen Konkurrenten. — Um den Beweis zu liefern, daß ihn kein gemeines Interesse leitet, hat Herr Philipps folgende Einrichtung getroffen: Jedermann, der vom 1 — 14. August (incl.) in seinem neuen Laden für mehr als fünf Schillinge einkauft, erhält eine gestempelte Karte und ist zu dem glänzenden Diner geladen, welches er im Laufe der nächsten Christwoche seinen Kunden zu geben gedenkt." Ist das nicht spaßhaft? Aber was liegt am Mittel, wenn es nur zum Ziele führt? Und hier ist das Mittel so albern pfiffig, daß an seinem Erfolge kaum zu zweifeln ist; und wenn es auch fehl schlägt, Philipps weiß, daß er vom Court of Bankruptcy aller Verbindlichkeit gegen die unglücklichen Karteninhaber entledigt wird.

Wir sind nun im Herzen der City angelangt, und es ist Zeit, daß wir an den Rückweg denken. Ehe wir das Pennydampfboot an London Bridge besteigen, noch eine Geschichte, welche die geschäftliche Bedeutung der Annonce veranschaulichen mag. Ein Kaufmann, der sich unter den günstigsten Umständen etablirt hatte, wurde im Anfang von seinen Gläubigern in auffallender Weise gedrängt. Er konnte sich dieses sonderbare Mißtrauen nicht erklären, fügte sich aber in Geduld und zahlte. Aber auch damit mehrte sich sein Kredit nicht; dasselbe Mißtrauen verfolgte ihn noch immer. Endlich, als ihm die Sache zu arg wurde, stellte er einen der Gläubiger zur Rede. Zuerst wollte dieser nicht mit der Sprache heraus, bis er, in die Enge getrieben, den wahren Beweggrund verrieth: „Sie annonciren nicht!" Der Kaufmann lächelte und ließ es sich gesagt seyn. Den folgenden Tag schon begann er zu annonciren, und hat nun Kredit vollauf. Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist; sie wird auch in amerikanischen Blättern erzählt; jedenfalls ist sie charakteristisch.

Gehen wir jezt an Bord des Dampfers. Auch hier folgt uns die Reklame nach. Auf der Landungsbrücke schon sucht man vergebens nach einem Plätzchen, das sie nicht in Besitz genommen hätte, und im Schiffe selbst ist es nicht besser. Die Zettelvertheiler treiben einen vom Verdeck in die Cajüte, und aus der Cajüte auf das Verdeck. Die Brückenbogen, unter denen wir durchfahren, erinnern uns emphatisch an die Heureka-Hemden des Herrn Ford, und die Balken, welche an seichten Stellen aus der Themse hervorragen, predigen mit beredter Zunge den Ruhm der Herrn Hyam und Moses. Doch Gott sey Dank! wir sind glücklich am Ziele und steigen an Blackfriarsbridge wieder an's Land. Wir gehen nun langsam den Strand entlang nach Charing Croß zu, und von da durch die engen Seitengäßchen nach Hause. — Treten wir einen Augenblick in jenen Buchladen. Er ist zu fashionable, als daß wir da die marktschreierischen Reklamen erwarten könnten, an denen die Shops der Stationer (kleiner Buch- und Zeitungsverkäufer) so reich sind. Schlagen wir aber die neuesten Novellen, die Revuen, Broschüren und Pamphlets auf, so begegnet uns überall die Annonce. Die Produkte des Geistes und der Phantasie müssen sie auf dem Fluge durch das Land, oder gar durch die Welt mitschleppen. Je größere Verbreitung sich bei einem Buche erwarten läßt, desto zahlreicher strömen ihm die Anzeigen zu. Nehmen wir z. B. das Bleak House von Dickens, welches bekanntlich in monatlichen Lieferungen erscheint. Der Name des Verfassers, nebst der Natur des behandelten Gegenstandes, garantirten von vornherein den Erfolg des Romans. Die erste Nummer enthielt eine beträchtliche Zahl von Advertisements; das Buch fand aber noch größern Absatz, als man vermuthet hatte. Im zweiten Hefte nahmen die Ankündigungen schon mehr Platz ein, als die Erzählung selbst. Bei der dritten und den folgenden Lieferungen war die Masse der eingeschickten Annoncen so groß, daß ihnen die Aufnahme ganz und gar versagt werden mußte.

Doch siehe da! »Important Work! Ein neues System der deutschen Grammatik, von Herrn H., Member of the Berlin University.« Herr H. ist unser alter Freund, den wir von den Times her kennen. Er hat sich dießmal auf das wissenschaftliche Gebiet begeben und entwickelt auch hier sein gewöhnliches Selbstvertrauen. Ohne sich nur im Geringsten zu bedenken, führt er den Beweis, daß Grimm und Becker den Geist ihrer Muttersprache nicht erfaßt haben, und erklärt zum Schluß mit der größten Kaltblütigkeit, er sey der einzige Mensch, der deutsch versteht und es folglich lehren kann. So albern das Machwerk erscheint, so gut berechnet ist es. Herr H. kennt seine Engländer. Mehr als ein maître de langues ist auf dieselbe Weise fashionable und reich geworden.

Verlassen wir den Buchladen und wenden uns zu den Offices der Zeitungen. Sie befinden sich fast sämmtlich im Strand oder den einmündenden Straßen. Die Wochenblätter namentlich haben schreiende Reklamen aushängen (die auch herumgetragen und gefahren werden), in denen die Ereignisse der vergangenen Woche in bunter Mischung, wie in einem

Digitized by Google

verführerischen Speisezettel, auspofaunt werden. „Stand der Wahlen. Reaktionäre Politik des Ministeriums. Unerhörte Schwindelei. Schamlose Wahlbestechungen. Schreckliches Eisenbahnunglück. Gräßliche Vergiftungsgeschichte. Explosion in einem Kohlenbergwerke. Hundert Menschenleben verloren!“ u. s. w. Unglücksfälle und Verbrechen bilden die Hauptingredienzien dieser Ankündigungen. In keinem Lande der Welt ist das Publikum der niedern Klassen auf das Schauerliche so erpicht wie in England. Wer die dicksten Farben aufträgt, hat das Spiel gewonnen. Reynolds, obgleich aus der chartistischen Partei hinausgeworfen, ist immer noch der Liebling des Volks, denn er taucht seine Feder nur in Blut und Koth. Im bürgerlichen Leben ist er übrigens, nebenbei bemerkt, der zahmste und solideste Mensch von der Welt. — Auch die täglichen Zeitungen lassen sich von dem Strome treiben und machen den Humbug mit. Vor jedem Office ist ein kolossaler Bogen Papier angeklebt, auf dem die Nachrichten des Tags in marktschreierischem Tone angekündigt sind. Die »Important News from France« müssen als Nothanker herhalten, wenn das Inland nichts Bedeutendes oder nichts Aergerliches bietet.

Am ungefesseltsten wird aber die Reklame, wie schon bemerkt, von den Stationers ausgebeutet. Dieselben benutzen nicht bloß die wirklichen Ereignisse in der sinnreichsten und kunstvollsten Weise, sie verstehen es auch der Welt- und Zeitgeschichte nachzuhelfen, wenn es erforderlich ist, namentlich wenn irgend eine Krise erwartet wird. Sie machen ohne Gewissensskrupel Revolutionen, bauen Barrikaden, ermorden Könige und gründen Dynastien. Sie haben den französischen Staatsstreich nach allen Umständen wenigstens zwanzigmal durchgeführt und dadurch L. Bonaparte jeden Anspruch auf Originalität genommen. — Die Ente spielt überhaupt eine wichtigere Rolle, als man sich gewöhnlich vorstellt. Dr. Veron, der famose Redakteur des Constitutionnel, kann ein Lied davon singen. Seine Seeschlange hat ihm nicht bloß Abonnenten, sie hat ihm auch Lorbeeren gebracht. Er ist der eigentliche Urheber des Coup d'état. Hätte er ihn nicht zur Ente gemacht, der zweite December wäre nimmermehr gelungen. Und selbst heute gibt es noch Leute, die das imperialistische Frankreich für eine Ente halten.

Wir sind an Charing Croß vorüber und lenken in eine Seitengasse ein. Vor uns wankt ein blinder Bettler, der sich von seinem Hunde führen läßt; ambulante Liederverkäufer ziehen deklamirend herum, verschämte Straßensänger, die sich früher nicht hervorwagten, lassen ihre traurigen Melodien ertönen, kleine Mädchen bitten uns flehentlich, „die letzten Orangen“ zu kaufen, zerlumpte Orgelknaben liegen an abgelegenen Stellen auf dem Pflaster: — das nächtliche London hat begonnen. Wir aber stehen an der Schwelle meiner Wohnung. Unser Tagewerk ist vollbracht.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

(s. Nr. 29.)

VI.

Wir lassen den Postwagen den steil abgebrochenen Abhang des Karstes auf der neu und breit sich hin und her windenden Straße hinabrollen und ziehen auf näherem, aber steilerem Fußpfade über Steingerölle durch Weinberge und hesperische Gärten hindurch abwärts zur meer- und schiffumgürteten Stadt. Mit jedem Schritte tauchen wir in eine südlichere Pflanzenwelt und alle Sinne haben zu thun im Genuß der köstlichen Blüthen und Düfte, Früchte und Formen, die von den dürren Steinriegeln, Sand- und Mergelgebilden des kahlen Gebirgsabfalls doppelt seltsam für uns abstechen. Endlich sind wir tief unten am schmalen Ufersaum, den sie eben mächtig erbreitern. Für die Eisenbahn, die sich weit von Prosecco her durch die steilen Weinhalden und Felsstürze des Karstabhanges herum und heranschleichen soll an den sehnsüchtig ihr entgegenklopfenden Busen der zukunftfrohen Stadt, werden ganze Hügel und Berge abgegraben und in's Meer gestürzt. Grund und Boden für den großen künftigen Bahnhof dieser Vorstadt der Levante muß ganz den Fluthen abgerungen werden; unmuthig brauden diese, von der Erzfeindin Triests, der nordstürmenden Bora gehetzt, gegen die immer weiter sie trocken legenden Dämme. Wird die Eisenbahn einmal hier festen Fuß gefaßt haben, so muß sich das Triestiner Handelsleben in diesem nördlichsten Stadttheile sammeln. Dann dürfte nur vollends der längst besprochene große Molo von dieser Seite hinaus in die Meerestiefe angelegt werden, um den Hafen von Triest zu dem schönsten und sichersten des Mittelmeers zu machen. Bis jetzt macht eben die Bora, vom Norden her tobend, die Einfahrt schwer und den Aufenthalt der Schiffe minder sicher, und gerade der hier tiefste Theil des Meerbusens kann wenig oder gar nicht benützt werden.

Die ganze Meeresküste, an der die Stadt theils eben, theils an den Abhängen des vereinzelt im Süden über sie auftauchenden Schloßberges lagert, ist eine Stunde breit. Während der weit und hoch überragende Karst eigentlich Schutz gegen die Nordostwinde geben sollte, gibt er ihnen gerade leidigsten Vorschub. Das hat der alten Nebenbuhlerin die unbarmherzige Venetia angethan, die Jahrhunderte lang dieses Kalkgebirge selbstsüchtig benutzt und aus den einst so dichten Waldungen ihre Flotten gebaut und die Millionen Stämme zu den Rösten geholt hat, auf denen sie ihre Paläste gründete. Wie prachtvoll müssen diese Wälder einst auf diesen Höhen und Hängen geragt haben, welcher Schmuck, welche Frische und Kühle, welchen Wasserreichthum und welchen Schutz vor dem eisigen Boreas müssen sie vordem der zu ihren Füßen ruhenden Stadt gewährt haben! Jetzt ist alles kahl und öde, und unheimlich starrt das bloße Gestein herab in die Tiefe. Doch wollen diejenigen, welche seit einigen Jahrzehnten hier wohnhaft sind, oder die Stadt seitdem wieder besucht haben, eine Veränderung zum Bessern bemerken. Etwas grüner seyen die Höhen doch geworden, namentlich seit der Gouverneur des Küstenlandes, der hochverdiente Graf Stadion, streng verboten hat, dieselben mit Ziegen zu beweiden.

Venedig, das mit oder ohne Willen die so günstig gelegene Stadt ruinirt hat, ist indessen selber von seiner Höhe längst hinabgesunken und vom deutschen Fleiße und Geiste besiegt. Triest wird seine Eisenbahn erhalten, es wird seinen Molo noch erbauen, es wird seinen Karstabhang noch bewalden können, denn was ist der Beharrlichkeit unmöglich? Und den Scepter über die Adria, den Schlüssel des Morgenlandes und Abendlandes wird es sich nicht entreißen lassen; dafür bürgt der österreichische Loyd und ein Mann an seiner Spitze wie Herr v. Bruck.

Wunderbare Gänge einer solchen Stadt, welcher die Vorsehung einmal ein großes Ziel vorher bestimmt hat! Ist sie doch genau 278 Jahre nach der Sündfluth von den alten Karnern erbaut und schon von Jason und seinen Argonauten auf dem Durchzug berührt worden! Vor Gott und der dichtenden Sage sind einmal tausend Jahre wie ein Tag, aber beide wissen was sie wissen, und ein paar Jahrtausende hin oder her, ein Hauptort in der großen Wettfahrt nach dem goldenen Vließe ist Triest und wird es immer mehr werden. Die Römer erfahen sich bald genug dieses „karnische Dorf" und bauten nach Istriens Besiegung das feste Tergestum an den mons mutianus. Mit den Legionen und Schiffen zog schon im ersten Jahrhundert nach Christus das Christenthum ein, im sechsten Jahrhundert thronte bereits ein Bischof in seiner Kathedrale, der sich die Schenkung der Stadt durch Lothar I. als ganz artigen Beichtpfenig wohl gefallen ließ. Aber die Weströmer, dann die Oströmer, dann die Longobarden, dann die Franken in schneller Aufeinanderfolge griffen nach der fetten Pfründe;

Digitized by Google

Hunnen, Gothen, Slaven und Barbaren umschwärmten sie, bis die Saracenen sie zerstörten. Im Jahre 949 verkauften die Bischöfe ihr Eigenthumsrecht an die wiedererbaute Stadt an diese selbst, und nun ward sie der Zankapfel zwischen Bayern, Aquileja und Venedig. Der Doge Heinrich Dandolo erschien 1202 mit 240 Segeln vor ihr und erzwang einen Tribut von hundert Faß Wein. Hundert achtzig Jahre später entwand sich Triest ganz den Venetianern und begab sich und seine Freiheiten in den Schutz des frommen Herzogs Leopold von Oesterreich. Dem österreichischen Hause blieb es treu, trotz der spätern zeitweiligen Unterwerfung unter französische Herrschaft. Kaiser Franz konnte ihm 1816 neben dem kleinen Nabstadt im Salzburgischen den Titel der „getreuesten Stadt" seines Reichs ertheilen.

Oesterreich hat sich auch seines Schützlings väterlichst angenommen. Kaiser Karl VI. erklärte Triest 1719 zum Freihafen; damals zählte es kaum 6000 Seelen, nach weniger als hundert Jahren schon 30,000, und ob auch unter den Franzosen diese auf 19,000 herabgesunken waren und die Stadt durch die Handelssperre unendlich verlor — nur die baaren Erpressungen der Freiheitshelden betrugen 54 Millionen Franken — so hatte sie doch 1816 bereits wieder 36,000 und heute zählt sie über 70,000 Einwohner. Allein im Mai dieses Jahrs kamen 1349 Schiffe an und brachten eine Last von 70,000 Tonnen. Aquileja, in der nordwestlichen Ecke des adriatischen Meers gelegen, einst die zweite Roma, die erste Handelsstadt des mächtigen Römerreichs, seine wichtigste Festung unter Mark Aurel, von Attila 452 n. Ch. zerstört, liegt jetzt anderthalb Stunden vom Meere entfernt, ein elendes Städtchen von 147 Häusern, mitten in den Trümmern seiner Herrlichkeit versteckt und versumpft. Venedig, seine Tochter und Erbin, hat die Welt beherrscht, seine Kaufleute waren Fürsten und Könige, Natur und Menschenhand wetteiferten es zu schützen und zu zieren; jetzt liegt es trauernd in den verschlammten Lagunen — sic transit gloria mundi. Triest aber, das die Venetianer mit Macht zu verderben suchten, um das sie sich Jahrhunderte lang rissen und zankten, dessen Scheitel sie wie einem Gefangenen kahl schoren, es wächst, blüht und hofft in eine unermeßliche Zukunft, bis eine Frostnacht auch diese Blüthen knickt, ein Herbststurm auch diese gereiften Früchte vom Baume schüttelt und lachende Erben mit ihrem Raube von dannen eilen. „Ich will Tyrus zu einem bloßen Felsen machen und zu einem Wöhrd im Meere, darauf man die Fischgarne ausspannt; denn ich habe es geredet, spricht der Herr Herr!" Ezech. 26, 4. 5.

Aber noch ist lange nicht aller Tage Abend. Vielmehr füllt der schönste Sonntagabend heute Berg und Meer und die Stadt dazwischen mit allen Zaubern von Licht und Farbe und Luft. Geputzte Menschen ziehen mit uns einher, Musik, Gesang und Tanz schallt aus Gärten und Häusern, alles will uns willkommen heißen. Ehe wir aber einbiegen in eine der schnurgeraden Straßen der Neustadt, überblicken wir ein wenig die Lage und die Theile der Stadt.

Triest, im Norden und Osten umwallt von dem hochragenden Karst, liegt an dem hier eine Stunde breiten Uferfaum der Meeresbucht, in der Gestalt etwa eines preußischen Hutes, dessen linke Ecke nach Nordnordost, dessen rechte Ecke nach Südwesten und dessen Spitze nach Ostsüdosten schaut. Von der Spitze bis an den die Grundlinie mitten theilenden Molo di San Carlo zieht sich der Corso, welcher die ganze Stadt in einen nördlichen und westlichen Theil scheidet. Die nördliche Hälfte ist die Neu- oder Theresienstadt, von schnurgeraden Straßen rechtwinklicht durchschnitten. Die Franzensvorstadt baut sich östlich jenseits des Torrentebaches an. Die südliche Hälfte der Stadt ist wieder getheilt, einerseits in die Altstadt, welche sich unregelmäßig und eng um den südlich gelegenen Schloßberg herum- und amphitheatralisch hinanlagert, andererseits in die Josephsstadt, die ihre neuen geraden Straßen dem schmalen Ufer entlang südwestlich erstreckt.

Unser Weg von Opschina herunter führt uns denn zunächst in die Theresien- oder Neustadt, den größten und reichsten Theil von Triest, der seit 1719 an der Stelle von Salinen erstanden ist. Die Gebäude sind alle modern, Behausungen des werthen Mammon, der seine schönen Sommerabende und Nächte draußen in den Campagnen zubringt und Tags über in den unscheinbaren Rechen- und Schreibstuben im Schweiße seines Angesichts Welthandel treibt. Meist sind es fünfstockige Häuser, weiß oder gelb mit grünen Jalousien, kleinen Hausthüren und hin und wieder kleinen Altanen; ohne viel Kunstverschwendung, die kein Geld einträgt, einförmig, nichts weniger als Augentrost. Die ganz ebenen, 36 Fuß breiten, gut erleuchteten, trefflich mit den Kalkplatten des Karstes gepflasterten Straßen münden in einer Richtung schnurgerade südsüdwestlich auf den Corso aus und bieten in der andern Richtung, gleich regelmäßig westnordwestlich zum Meere ziehend, allenthalben einen fröhlichen Ausblick in den Mastenwald der in drei, vier Linien hintereinander wie zur Parade aufgefahrenen Schiffe. Eine schöne, aber verzweifelte Sache um diese mit Reißschiene und Winkel gemachten Straßen: kein Mensch kennt sich darin aus, denn eine sieht ja der andern ähnlicher als ein Ei dem andern, und fragen wir den ersten besten, der schon Jahrelang täglich dieselben durcheilt, er muß sich erst selber nach einem zufälligsten Merkmal zurechtfinden oder auch ein paar Straßenbreiten mit hin und her gehen, ehe er uns zurechtweisen kann. Was freilich kann aus 1719

Schönes kommen! Kein Wechsel der Formen, kein Spiel der Lichter und Schatten, kein Rhythmus der Verhältnisse, kein Schwung der Linien, alles rechtwinklicht, viereckigt, eintönig, langweilig. Das sind deine Schönheiten, du liebe neue Zeit!

Mitten in die Theresienstadt zieht sich schnurgerade vom Meere der große Kanal herein, 1200 Fuß lang, 108 Fuß breit und 14 Fuß tief. Er bildet eigentlich den innersten und sichersten Theil des Hafens und ist meist so voll von Schiffen aller Völker, daß sich kaum ein Kahn hindurchzuwinden vermag. Die Schiffe können hier unmittelbar vor den Lagerhäusern mitten in der Stadt ihre Waaren löschen, und solche Bequemlichkeiten mußten der aufstrebenden Stadt zu dem Siege namentlich über Venedig verhelfen, in einer Zeit, wo Zeit gewonnen alles gewonnen heißt. Wie schreiten über die mitten über den Kanal führende „rothe (Zug-) Brücke" (ponte rosso), werfen einen kurzen Blick auf die am Ende des Kanals mit modernen Heiligenstatuen prangende, in antikisirendem Style gebaute Kirche des heiligen Antonius und eilen weiter zur Corsostraße, in der die reichsten Waarenläden ihre Herrlichkeiten auslegen und das Menschengewimmel erst in später Mitternacht aufhört. Zum Molo San Carlo hinunterziehend stoßen wir auf die Börse, ein großes, fünfstockiges, von zwanzig dorischen Säulen getragenes Gebäude, neben dem der Palast des österreichischen Lloyd, das Tergesteum, in großem Viereck steht, biegen um die Petruskirche, betrachten die Locanda grande am großen Platze, in der unser Winkelmann 1768 den Dolchstoß erhielt, lassen das große Theater uns vergeblich winken und treten hinaus auf den 420 Fuß langen und 66 Fuß breiten Steindamm, den Mittelpunkt der ganzen Rhede und des ganzen großartigen Hafenlebens. Hier ist auch der eigentliche (alte) Hafen, ein kleines, viel und längst zu kleines Becken, nur 16 Fuß tief, das höchstens 75 kleinere Schiffe fassen kann, gleichsam die Wiege der heutigen Handelsmacht der Stadt.

Diesen Abend ist unendlich reges Leben um und auf dem Molo. Dampfschiffe kommen an und gehen, während die übrige Schiffswelt feiert und fröhlich mit den fröhlich sie betrachtenden Sonntagskindern die tausende von Wimpeln wehen läßt. Mit einbrechender Dämmerung drängt sich die Menge zum Damme, denn der Lloyd-Dampfer wird von seiner Spazierfahrt nach Capo d'Istria zurückerwartet. Mit klingendem Spiele kommt er schwer und müde heran, voll buntgeschmückter Gäste, bengalische Feuer erleuchten die Schiffe und Menschen, mit Mühe drängt sich das geschwätzige, lärmende, singende Volk durch die schmale Gasse der Gaffer, und mit ihm ziehend finden wir am großen, hellbeleuchteten Platze vor dem nahen Kaffeehause einen leeren Sitz, heitere Musik und kühlendes Eis. Vom reinsten Nachthimmel funkeln die Sterne in südlicher Klarheit herab, weich und lau umweht uns der Odem des nahen Meeres; wir genießen vollauf südliche Luft und südliche Lust.

Am Rande des Meeres war's wonnig kühl, in den Straßen, in die wir zu guter Stunde zurückkehren, ist's noch schwül und in den Betten ist's fast unleidlich. Das prächtige Pflaster der Straßen hat einen langen Junitag alle Hitze eingesaugt und strahlt sie nun die ganze Nacht über mit größter Hingebung aus, daß es dumpfiger qualmt als in der Mitte des Tages. Natürlich, sechsunddreißig Fuß und ja nicht weniger durften diese Straßen breit seyn; der moderne Mensch ist nicht so interessirt und viel besser in der Naturgeschichte beschlagen als sein Urgroßvater, der, zumal im Süden, recht enge schattige Gassen zwischen seinen hohen Häusern anlegte. Man kann ja auf's Land gehen und dort vortrefflich in frischem Grün und kühlem Schatten schlafen, und was das Volk betrifft, so ist es ganz, wie Marie Antoinette meinte: warum ißt es denn nicht Pastetenrinde, wenn es kein Schwarzbrod hat?

Doch ein prächtiger Morgen am Meere läßt alle Schmerzen einer schwülen Nacht vergessen. Auf und hinaus, wo an der Quadermauer die Welle schäumt, und der neue Tag neue Arbeit und neuen Verdienst, neues Glück und Leben für Tausende bringt! Nach einem ersten Morgengruße, den wir den Geistern des Meeres gebracht, benützen wir die Morgenkühle vor allem zu einem Gange auf den Schloßberg am Arme eines nach langem Suchen in den verdammten Straßenvierecken der Neustadt aufgefundenen ansäßigen Freundes und Landsmanns. Durch die engen, übelduftenden, ungeraden und zum Theil steilen Gassen der Altstadt, von denen nur drei mit Wagen zu befahren sind, steigen wir das Häuseramphitheater hinan an der lutherischen und reformirten Kirche vorbei — der Gott des Handels ist immer leidlich tolerant — zu einem uralten Herrscherſitze des heidnischen und christlichen Roms. Das Castell mit seinen tiefen Gräben und Mauern hat für eine „allergetreueste Stadt" wenig Bedeutung. Uns zieht mehr an der unsern zu seinen Füßen gelegene Dom des heiligen Justus, die uralte Kirche, in der das Dachgebälke nach Art der römischen Basiliken offen und frei auf vier Säulenreihen lagert. Eine Menge römischer Inschriften steckt in den Wänden außen und der frei neben der Kirche stehende Thurm ruht auf den Fundamenten eines alten Jupiterstempels, dessen Säulen im untern Geschosse noch gutentheils sichtbar sind. Sie umduftete einst heidnischer Weihrauch und Opferdampf, nun müssen sie die Träger der Glocken seyn, welche zum Dienste Christi laden. Der Ernst, zu dem die ehrwürdige Kathedrale schon stimmt, verdoppelt sich bei Betrachtung dieser noch wohlerhaltenen Säulen, die wie zur Strafe eingemauerte Sünder ganz wehmüthig uns nachsehen,

Digitized by Google

wenn wir nun stracks zu der Schlummerstätte des großen Todten hinübergehen, der die alten Götter erstmals wieder für das junge Geschlecht erweckt hat. In einem Garten voll Cypressen und sonstigem Grün, wie der Süden es bringt, sind die Massen alter Grabsteine, Säulen und Säulenkapitäle, zahllose Reste der Römerherrschaft und Römerkunst, wie sie sich in und um Tergeste fanden, aufgestellt und helfen mit stummer Beredtsamkeit des unter ihnen ruhenden deutschen Winkelmanns Andenken, das Gedächtniß des Vaters der neuern Kunstgeschichte der Nachwelt verkündigen.

Auf der höchsten Höhe des Schloßberges ist eine herrliche Aussicht über die Stadt und die vielen Landhäuser, welche aus dem Laubwerk ihrer Gärten zwischen den nackten Klippen des Karstes hervorleuchten; das Auge schweift bis weithin im Norden, wo die Alpen und ihre Schneehäupter aus dem blauen Dufte der Ferne hervorschimmern, während südlich und westlich die Adria ihre endlose Fläche hinunter zum Saume des Himmels verschweben läßt.

Jezt sehen wir uns aber auch die Stadt vom Meere aus an. Wir eilen durch die engen Gassen der Altstadt hinunter und schienbeen durch die breiten, ziemlich stillen Straßen der Theresienstadt an den Kai. Da ist die Schiffswerfte, die den Blick auf sich zieht. Zwei Dampfschiffe baut gerade der österreichische Loyd; das sechsunddreißigste und siebenunddreißigste; vor zwölf Jahren hatte er noch keine fünfzehn. Sie sind schon weit vorgerückt, und oben und unten, auf allen Flanken klettern und hämmern und bohren und sägen die rüstigen Werkleute an dem mächtigen Bauche der vielbulbenden Schiffe herum. Triests Schiffbau zeichnet sich überhaupt aus, die Fahrzeuge aus der Werfte von Panfili halten dreißig bis fünfundbreißig Jahre See, während die englischen nur zwanzig Jahre dauern. Auch für das Ausland wird hier gebaut und schon im Jahre 1838 liefen siebenundzwanzig Schiffe vom Stapel. Großartig ist die Ankerschmiede; in ganzen Haufen liegen diese trostreichen Werkzeuge da, darunter zwölf und mehr Schuh lange und fast einen Fuß dicke.

Am Gestade auf und ab harren die Miethbarken. Sie sind außen schwarz, ein rothes und weißes Band umrändert sie, die Sitze sind weiß; jede hat ihre Nummer und ihren Namen, gewöhnlich den eines Heiligen. Treten wir in die erste beste; Il' Stroligo ist sie benannt, und lustig fahren wir mit dem wunderlichen Heiligen zuerst in das ziemlich vom Ufer entfernte, mit Kabinetten und doppeltem Becken für Schwimmer und Nichtschwimmer wohleingerichtete Seebad. Von da mit erfrischtem Körper und frischem Winde zur Fregatte Novara. Dieses Kriegsschiff hat sich stolz und vornehm etwas abseits von dem Gesindel der brodverdienenden Handelsschiffe aufgepflanzt, die Kanonen starren aus den Lucken, andächtig schauen wir zu dem schwarzen Kriegsgott empor, indem wir ihn langsam umrudern, rufen die Wache an und bitten um Einlaß. Aber leider, der inspicirende General ist eben an Bord. Wir fahren weiter, kommen später wieder, suchen abermals bittend die schwimmende Schanze zu erstürmen: die Schildwache schultert das Gewehr und schüttelt den Kopf. Wir möchten halt gar zu gern hinauf; wir armen Landratten kommen so weit her, um des gewaltigen Oesterreichs gewaltig wachsende Marine zu bewundern; wir rufen recht flehentlich zu dem indeß erschienenen, schmuck gekleideten und bewaffneten Lieutenant hinauf. Heiliger Stroligo, bitt' du für uns! Aber es hilft alles nichts, Dame Novara ist unerbittlich, unüberwindlich; es ist Befehl gegeben, daß niemand mehr, der nicht zum Dienste gehört, an Bord darf, denn in wenigen Tagen soll sie in See stechen und hat nun alle Hände voll zu thun, ihre Kisten und Kästen, Koffer und Schachteln zu packen.

So packen auch wir uns und segeln quer über den 800 Klafter breiten, von 1—60 Fuß tiefen Hafen, durch kommende und gehende, löschende und ladende Schiffe hindurch, hinüber zum Leuchtthurm. Der steht auf dem neuen großen Damm, der sich vom alten Lazareth und der südwestlichen Ecke der Stadt her nordöstlich 350 Klafter lang und 10 Klafter breit herüberbiegt. Sechsundzwanzig Kanonen spicken seinen befestigten Rücken. Der neue stattliche Leuchtthurm wird auf 135 Stufen erstiegen, oben in der wohlverglasten Laterne strahlen 26 Doppellampen ihr Glanzlicht meilenweit hinaus in die Nacht, und zwar, damit die Schiffer es als Licht vom Leuchtthurm erkennen, als ein wandelndes Licht; ein halbrunder Blechvorhang genau von der halben Größe der runden Laterne bewegt sich nämlich durch ein Uhrwerk unausgesezt langsam in die Runde herum, so daß das Lampenlicht bald bedeckt, bald frei wird und so von andern Lichtern untrüglich unterschieden werden kann. Von der Laterne aus bietet sich dem Auge ein herrlicher Rundblick über das Gewimmel im Hafen, über die von Masten verdeckte Stadt und die sie überragenden Höhen südwestlich hinunter gen Pirano und Capo d'Istria, nordwestlich bis hinüber zum Schlosse Duino, das wir durchs Fernrohr kühn auf hohem Felsenufer über dem Meere hängen sehen. Vom offenen Meere her glänzen die weißen Segel auf der blauen Flur; wie am fernen Horizonte ein neues Segel auftaucht, wird an einer eisernen Stange, die wie ein Arm vom Thurme hinausragt, durch Ausstecken einer farbigen Kugel das Zeichen seiner Ankunft gegeben. Drei, sechs und mehr solcher Kugeln hängen oft auf einmal draußen. Zwischen den schön und freundlich, wie Planeten, dahin gleitenden Segelschiffen ziehen die schwarzen Dampfboote kometenartig ihre finstern Rauchsäulen dahin. Jezt geht ein Dampfer nach Smyrna, vor einer Stunde kam der

Digitized by Google

Dampfer von Constantinopel. Wenn man vollends im Hause des Loyd fast Stunde für Stunde eine andere Ankunft, einen andern Abgang angezeigt liest und für jede dieser großen Wasserstraßen ein besonderes Comptoir, eines stattlich und glänzend neben dem andern erblickt, so begreift man ein wenig, was Handel und Wandel besagen will und warum welthandelnde Völker uns um unsere Weltliteratur nicht sonderlich beneiden mögen.

Indeß ist es nahezu Mittag geworden, wir gehen in den lustigen, mit marmornem Estrich versehenen kühlen Speisesaal des Hôtel de France und lassen uns zu Risotto, grünen Erbsen, und was sonst der Küche Brief ausweist, eine Flasche rothen Friauler Weines weidlich behagen und genießen hernach unsere Siesta und unsere Tasse im Kaffeehaus. Der Nachmittag führt uns namentlich in die menschen- und geschäftsvollen Straßen der Josephsstadt, wo tausend Hände thätig sind, Land und Meer, Orient und Occident zu verknüpfen. Was nur arbeiten, was nur Geld verdienen will, findet Brods genug. Da sind die Lagerhäuser und Magazine, zum Theil dicht am Ufer vor den auszuladenden Schiffen gelegen. Kleine Berge schwarzgestreifter Baumwollensäcke, ganze Ladungen von Mais, Weizen, Sand, Holz, Breitern, Matten, Oelfässern, Rohhäuten, Reis, Zucker, Kaffee, Tabak, Schwefel, Kreide stapeln sich in den hohen Räumen auf. Da reinigen sie den Kaffee durch fortwährendes Schütteln der Bohnen in langen Säcken, da wird Reis ausgelesen, da werden von Dutzenden heiterer Mädchen in offenen Werkstätten Segeltücher genäht, da schleppen halbnackte Lastträger die Kornsäcke auf der bloßen, sonnengebräunten Schulter in die Fruchtkästen, nachdem sie ihre Mittagsruhe, ausgestreckt auf dem weichen Pfühl der Steinplatten des Kais, gehalten. Dem Leben am Strande und in den Straßen und Werkstätten entspricht das gemessenere, stillere, aber nicht unthätigere Leben auf dem Wasser. Da wird ein Anker gelichtet, da werden Segel zugerichtet, da wird ein Schiff kalfatert, da steigen die Mäckler von den Schiffen zur Börse, von der Börse in die Kaufhäuser mit ihren Waarenproben. Und da sind vollends zwei spanische Schiffe mit einer Million Havannacigarren angekommen und haben einen Kleinverkauf zu eröffnen nicht verschmäht. Bald Triest ist in Bewegung; Dutzendweise, was eine rauchende Seele zum Selbstgenusse verbrauchen will, mag man trotz dem Tabaksmonopol des Kaisers sich holen, und wie eilig wandert nun namentlich die junge cigarrenliebende Welt zu den Schiffen, holt sich seine Dutzend, „verbraucht's," d. h. verwahrt's geschwind zu Hause und holt sich eine neue Ladung und wieder eine, und so fort zu fröhlichem Vorrath; denn die Liebe hört ja nimmer auf, und auch die Cigarrenliebe ist erfinderisch.

Bemerken wir noch die Verschiedenartigkeit der Gesichter und Trachten, die sich auf den Schiffen, am Ufer, in den Kaffeehäusern, auf den Marktplätzen aus aller Welt Zungen durch einander mischen: Engländer, Schweden, Holländer, Spanier, Franzosen, Italiener, Griechen und Dalmatier, Perser, Russen, Türken, Armenier und Anatolier, „Juden und Judengenossen, Creter und Araber." Der feierlich langsame Orientale und der geschwätzige Italiener, welch ein anziehender Gegensatz! Wir stehen am Markte und verzehren drei erquickende Orangen um zwei Kreuzer. Ein griechischer Schiffsherr hat sich eben aus einer Niederlage — die ich im Namen unserer armen Strumpfstrickvereine daheim um ihren Verkehr christlich beneidete — mit frischer Fußbekleidung versehen und geht mit seinem Dutzend blauer baumwollener unter dem Arme gravitätisch weiter. Die eigenthümliche Beinkleidung, im Grunde nichts als ein schwerer blauer faltenreicher, unter den Waden zugenähter Rock, macht jedes Schnellergehen unmöglich, und gewiß nichts weniger als schön watschelt der zugenähte Sack zwischen den Füßen hinterdrein. Da lungert ein Strohhuthändler am Pflaster, er sieht den Griechen daher wallen, springt auf, ergreift einen seiner feilen Hüte; „Capitano!" schreit er, und ehe sich's dieser versieht, hat er ihm den rothen langquastigen Fes vom würdigen Scheitel genommen und den Strohhut zum Schutz gegen die Junisonne darauf gesetzt. Mit geflügelten Worten erklärt der listige Italiener Zweck und Werth seiner griechenfreundlichen That, der Capitano nimmt den Hut ab, besieht ihn kurz, setzt ihn wieder auf, greift in die Gürteltasche, gibt ein Stück gutgemünzten Papiers her, thut auch den Fes zu den Strümpfen unter'm Arm, und wie er gekommen, geht er wortlos feierlich weiter; viel schneller, als ich es schreibe, ist der ganze Handel abgemacht.

Unterhalten uns bei jedem Schritte solche fremde Figuren und Bilder ohne Worte, so fehlt es auch nicht an andern lebendigeren Schauspielen. Wie das Handelsvolk, das da kommt und geht, so ist die einheimische Bevölkerung Triests sehr bunt. Von Süden und Südosten her wohnen Slaven bis an die Thore der Stadt. Da führt einer einen schwerräderigen niedern Wagen, mit zwei Ochsen bespannt, die Deichsel steht lang vor dem harten Joch in die Höhe, die ungeheuern Hörner der zwei Büffel laden sich weit wie Eichenäste aus. Ein Frachtkarren mit zwei Pferden begegnet dem erstern, als er um eine Ecke biegt; keiner will ausweichen, die Rosse fahren das andere Gespann fast über den Haufen. Da ergrimmt der offenbar südslavische Führer desselben, sein Stierhals röthet sich, die freie offene Brust wird noch breiter, das Auge schießt Flammen, seine Lippen schäumen, er dreht den Peitschenstiel um, und der eine diesseits, der andere jenseits des niedern Wagens stehen mit erhobenem Gewehr in Schlachtordnung einander gegenüber. Die

Digitized by Google

Wagen und ein unsern stehender Polizeimann verhindern den Ausbruch; aber gerade diese verhaltene Wuth, dieses Zücken der Waffe, dieses Geberdenspiel, durchglüht von südlicher Leidenschaft — es war zum Malen, man mußte stehen bleiben und zusehen, bis sich das heiße Blut sammt dem ineinander gefahrenen Gespann endlich grollend und wetterleuchtend, doch ohne Blut und Wunden verlief.

Triest hat der sonstigen Merk- und Sehenswürdigkeiten bei weitem nicht so viele als andere, namentlich alte Städte von gleichem Umfang. Im Grunde ist es eine junge Stadt, wenn nicht geboren, so doch in die Welt eingeführt erst seit 1719. Da ist alles Gegenwart, thätiges, geldmachendes Leben, und der Handel gibt so vollauf zu thun, daß an größere Betriebsamkeit in Selbsterzeugnissen vorerst gar nicht gedacht zu werden braucht. Der wichtigste Zweig des hiesigen Gewerbfleißes ist die Bereitung der Oelseife, und die Fabrik von Chiozza und Söhnen hier wird als eine der größten Europas genannt. Ihre unterirdischen Oelbehälter fassen 12,000 Eimer und sie vermag in einem Jahre 120,000 Centner zu erzeugen. Der italienischen Spielwuth kommt eine Spielkartenfabrik mit 15,000 Spielen jährlich entgegen. Lieber als alle Fabriken möchte Triest die Eisenbahn von Laibach über den Karst herüber schon fertig haben.

Noch weiter als das gewerbliche Leben ist aber das geistige und gesellige Leben in Triest zurück. Was letzteres betrifft, so ist es streng in Kasten geschieden, die eine freie Geselligkeit nirgends aufkommen lassen. Nur goldene Schlüssel öffnen die Thüre zu der herrschenden Kaste. Da spielt namentlich das Militär dem allmächtigen Mammon gegenüber, der ihm seinen Säbel kauft und seinen Sold zahlt, eine sehr geringe Rolle. Wie dieses, so ist Kunst und Wissenschaft eben geduldet. Wir treten in einen Kunstladen am Corso, um uns einige Ansichten von Triest zu kaufen. Wie klagen da die Verleger von Büchern und Kunstwerken über Mangel an Theilnahme! Wir fragen jüngere, wohlgeschulte, wissensfreudige Männer aus deutschen Landen — wie können sie außer ihrem Fleiß, ihrem Rechnen, Schreiben und Fuggern nichts in diesem Geldleben anbringen! In der That werden aber deutsche Häuser in Triest unter die blühendsten und gediegensten gezählt.

Wer nicht einem besondern Berufe oder Geschäfte nachgeht, wird in Triest nicht länger als höchstens einige Tage weilen. Wir nehmen noch ein Seebad vor Abend, und zwar nicht wieder im künstlichen Badezwinger, sondern im Freien, dort wo außen vor der Josephsstadt die Welle frisch und voll sich am röthlichen Ufer bricht. Muscheln suchend und an einer todt an's Ufer gespülten Schildkröte versuchend, wie wir sie von ihrem Panzer und diesen von ihr losbekämen, gingen wir schachmatt hin und herrlich gestärkt zurück. Die Sonne hatte sich geneigt, aus einem Feuermeer heraus goß sie ihr Purpurlicht über den ganzen Meerbusen herüber bis an die in die Landspitzen von Pirano verlaufenden jenseitigen Ufer; der Karst glühte im rosigen Abendschein.

So soll der schöne Tag würdig beschlossen werden mit einem Gang in das Boschetto, zu einem der beliebtesten Vergnügungsorte der Triester. Schöne Wege führen in das hinter der Stadt südöstlich in den Karstabhang sich hineinziehende reizende Thal, eine halbe Stunde weit. Wir und ein gut Stück Triest wallen heute dahin zu gutem Wein in duftiger Kühle und zum Anblick der lustigen Johannisfeuer, welche heute zur Vorfeier des morgenden Johannisfestes am Karstabhang hin und her in einer Menge von Campagnen hell auf in die herandunkelnde Sommernacht lodern. Kaum erlosch eines, so flackerten andere neue auf, und das bis weit an das Gebirge hinan. Bäume, Gärten, Landhäuser ließen sich das rothflammende Licht recht sehr gefallen, und unser Auge erlustigte sich doppelt an einer Sitte, von der wir geglaubt hatten, daß sie vorzugsweise im Norden zu Hause sey und gewesen sey, seit jener germanischen Urzeit, da dem Liebling der Götter und Menschen, dem durch den Mispelzweig getödteten Baldr zu Ehren Todtenfeuer angezündet, Quellen („Freyas Thränen") besucht und Bäder genommen wurden, weil seine Gebeine in's Meer geworfen waren. Allein wie der Norden, so hatte der Osten und der Süden von jeher seine heiligen Feuer an diesem Tage der Sommersonnenwende. Die Phönicier ließen ihr Molochsbild glühen, die Slaven heizten ihrem Kupalos, die Letten ihrem Ligho, die Griechen klagten und weinten ihrem Adonis, dem getödteten Sonnengotte, die Römer ihrem die Nächte durchblitzenden Summanus; die Christenheit aber deckte die heidnische Feier des vom längsten Tage an nun wieder absterbenden Sonnengottes mit dem Geburtsfeste Johannes des Täufers zu, der da mußte abnehmen, während Christus mußte zunehmen. Der längste Tag ist ein Tag aus Freude und Trauer gemischt; auf dem Gipfel der Freude gehts abwärts, wie man sinnbildlich im Norden heute noch das Johannisrad die Berge hinab rollen läßt. — So ziehen auch wir wieder abwärts und heimwärts durch's anmuthige Thal von Boschetto, aber nicht ohne nach gut germanischer Weise unsere „Johannismahlzeit," unsere „Midsommersgilde" und unsern frischen „Johannistrunk," gethan zu haben, wozu im nahen, hellbeleuchteten Rosettigarten der Radetzkymarsch seine lustigen Fanfaren schmettert.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

IV.

Von dem Raum machen wir den Schritt zu der Zeit, von der bildenden Kunst zu der Tonkunst.

Die Physiker sagen uns, ein an einem Bindfaden in freier Luft hängender Eisenstab, mit einem Hammer angeschlagen, gebe einen Ton von sich; setze man das Anschlagen längere Zeit und in verschiedenem Tempo fort, so fange der Stab an zu glühen, so daß man in dunklem Zimmer ohne Mühe dieses Rothwerden wahrnehmen könne. Daraus wird der Schluß gezogen, Ton und Farbe müssen gleichbedeutend seyn, und zwar Produkte der Bewegung. Die Farben läßt man durch die Wallungen des Aethers und durch das Anschlagen der Aetherwellen an die Netzhaut des Auges entstehen, ähnlich den Tönen, die durch die Wellen der Luft und ihr Anschlagen an das Trommelfell des Ohrs hervorgebracht werden; und wie die rascheren und kürzeren Wellen der Luft höhere Töne, so bilden die rascheren und kürzeren Wellen des Aethers höhere Farben. Ja, die neuere Naturforschung hat die Analogie zwischen den Tönen und den Farben bis auf den letzten Punkt entwickelt, indem sie nachgewiesen, daß der Schwingungsunterschied der schreienden Farben in Bezug auf größere oder kleinere Geschwindigkeit der Aetherwellen einer irrationalen mathematischen Größe gleich kommt, so wie diejenigen Töne dissonirend sind, deren Schwingungen sich ebenfalls durch eine mathematische Größe nicht bestimmen lassen.

Wir haben es hier nicht mit der mathematischen Bedeutung dieses interessanten Problems zu thun; darüber aber kann kaum ein Zweifel seyn, daß wenn auch bei dem Sichtbarwerden der Farben sowohl als bei dem Hörbarwerden der Töne Bewegung stattfindet, daraus noch lange nicht folgt, daß Farbe und Ton nur verschiedene Weisen derselben Offenbarung einer innern Wesenheit sind. Bloß als bewegt ist die Materie weder tönend noch farbig; die Bewegung kann vielmehr nur als das beide Eigenschaften begleitende, ihre Wahrnehmung vermittelnde Moment angesehen werden, und in so fern allein ist die Analogie statthaft. Die einfachen Regenbogen- oder prismatischen Farben sind weiter nichts als der allgemeine Typus der in der Natur sich vorfindenden konkreten Farben; die wirkliche Farbe in einem bestimmt gegebenen Falle läßt sich dem Farbentone, wie er in der Reihenfolge des Spectrums erscheint, zwar vergleichen und subsumiren, ist aber gleichwohl ein Specifisches, das durch raschere und langsamere Aetherschwingungen allein seine Erklärung nicht findet. Eben so läßt sich zwar der Ton schlechthin, d. h. der Klang nach seiner bestimmten Höhe und Tiefe, nach gegebenen Schwingungsverhältnissen bemessen; sein wirkliches Wesen aber, das Eigenthümliche in dem Klang, bleibt davon unberührt und kann bis zur Stunde wenigstens wissenschaftlich und mathematisch nicht erklärt werden. Es können tausend Menschenstimmen vermittelst derselben Schwingungsknoten in ihren Kehlen einen und denselben Ton singen, der Klang einer jeden dieser tausend Stimmen ist nichts desto weniger ein anderer, von den neunhundert neunundneunzig übrigen wesentlich verschiedener. Noch weit fühlbarer ist der Unterschied in dem Klange der Blech- und Saiteninstrumente.

Wir werden daher nach wie vor Ton und Farbe als eine besondere Eigenschaft der Materie anzusehen haben; von der irrthümlich vorausgesetzten Identität beider dagegen eignen wir uns so viel an, daß Malerei und Tonkunst unmittelbar an einander grenzen. Was die Malerei durch die Farben darstellt, bringt eine harmonische, lebendig erregende Wirkung auf das Auge dadurch hervor, daß die Reihenfolge der Farben, welche zwischen Schwarz und Weiß liegt, nach den natürlichen Gesetzen der Succession in Verwandtschaft und Gegensatz zur Anwendung gebracht, auf der Raumfläche zusammengestellt ist. Das Successive in der Farbenscala ist eben nichts anderes als der durch die Zeit gemessene oder bestimmte Raum, ein Nacheinander, das wie zwar auf Einen Blick gewahr werden, dessen eigentlicher Sinn und tieferes Verständniß dagegen sich nur bei einem successiven, von Moment zu Moment fortschreitenden Sehen erfassen läßt.

Das reine Zeitverhältniß indessen, oder die Zeit, wie sie an sich ist, gewinnt erst in der Musik einen vollkommenen Ausdruck. In ihr ist die Zeit das Erste und der Raum nur beziehungsweise in Anschlag zu bringen. Die Materie erklingt oder ertönt in der Zeit. Es ist die innerste, ureigenste Natur des Stofflichen, die sich im Tone aufschließt, eine Bewegung oder Lebensregung, die das gesammte individuelle Wesen eines Körpers durchzittert, und so von Innen heraus der Luft sich mittheilend, welche die Schallschwingungen fortleitet, zum Gehörorgan gelangt. Den Schall oder Ton an sich erklären aber kann man nicht. Die Physik weiß allein anzugeben, wie

der Ton sich offenbart und zu unserem Bewußtseyn gelangt. Es wäre sogar keineswegs undenkbar, daß, erinnernd an die von den Alten behauptete Sphärenmusik, die Materie als solche ertönt, ohne daß unser Ohr dieses Tönen vernimmt, gleichwie erwiesen ist, daß die Materie leuchtet, auch wenn wir dieß nicht zu sehen vermögen.

Sofern die Tonkunst die zeitliche Aufeinanderfolge der Töne zu ihrem Gegenstand hat, ist sie der Gegensatz der bildenden Kunst. Diese begrenzt die im Raum in's Unendliche sich ausbreitende Materie, wogegen die Tonkunst den Augenblick, in welchem der Ton sich offenbart, in eine grenzenlose Zeitfolge auseinander zieht. Die Tonkunst strebt über sich hinaus nach dem Unendlichen; Sehnsucht ist ihr Grundzug: sie will erreichen, was ihr ewig unerreichbar ist, möchte einen Gegenstand erfassen, den sie nur in weiten Kreisen umschweben kann, etwas aussprechen, wofür sie nur Anklänge und Andeutungen hat. Der Eindruck, den ein edles Tonwerk auf uns macht, ist deßhalb nie frei von wehmüthiger Beimischung; die heitersten Melodien, der frohlockendste Tonjubel lassen in der Brust ein ungestilltes Verlangen zurück, entsprechend der elegischen Saite, die über das heitere und klare Antlitz der Natur sich zieht, wenn der Blick überall Spuren der Vergänglichkeit begegnet. Weil die Zeit in jedem Moment sich selbst negirt, gleich dem Saturnus ihre eigenen Kinder verschlingt, weckt sie fortwährend die schmerzliche Sehnsucht nach dem Vergangenen und das melancholische Verlangen nach dem Zukünftigen. Bei den räumlichen Künsten liegt umgekehrt der Genuß in der Sättigung, in der Befriedigung, welche daraus entsteht, daß das, was im Verlauf der Zeit sich selbst negirt, das Leben, dem zeitlichen Werden und Vergehen enthoben, ohne Mehrung und Minderung seines Werthes, so zu sagen als eine ewige Existenz in einen räumlichen Rahmen zusammengestellt ist.

Ihrem Charakter entsprechend vermag die Musik die Lebensidee nur in einer von den bildenden Künsten wesentlich abweichenden Weise darzustellen. Wie der Ton recht eigentlich die Seele der Materie und deren ideale Gesetzmäßigkeit offenbart, so können auch die musikalischen Tonreihen nur ideelle Lebensregungen hervorrufen. Das Leben, das einen musikalischen Ausdruck gewinnt, beschäftigt nicht die Vorstellung und das Denken; es wirkt ausschließlich auf das Pathetische im Menschen, auf jene verschleierte Gemüthswelt, die in tiefen Gefühlen und aufschäumenden Leidenschaften sich bethätigt. Andere Zustände vermag die Musik nicht darzustellen, weil sie nur von dieser Seite Zugang zu der Menschenbrust hat. Das Pathetische, jene Gefühlserregungen, die in der Freude und dem Schmerz, in der Liebe und dem Hasse, in der Hoffnung und der Furcht sich individuell aussprechen, sind ganz und gar ein bloßes Zeitverhältniß unserer Geistesthätigkeit. Gewiß, der Geist lebt überhaupt nur in der Zeit; allein als anschauend, vorstellend, denkend entfaltet er sich in die räumliche Breite, zu der Summe oder dem ruhenden Besitz seines Wissens, wo eines immer das andere bedingt, stützt und hält; weil aus der Anschauung und ihren räumlichen Dimensionen hervorgegangen, sind Vorstellungen und Gedanken mit dem wesentlichsten Merkmal der Anschauung behaftet. Gefühl und Leidenschaft dagegen haben lediglich eine zeitliche Existenz; sie entstehen als die wechselnde Temperatur des Gemüthes in Folge gewisser Anschauungen und Vorstellungen und haben Bestand nur als zeitweise Erregungen unseres Seelenlebens. Das entsteht, wächst, steigert, spannt sich — nimmt ab, verkühlt, erlahmt, verschwindet, wie alle bloß zeitlichen Größen. Das Maaß des Gedankens, in dessen vollem Besitz ich mich weiß, bleibt sich stets gleich; das Gefühl oder die Leidenschaft erscheinen jedesmal wieder als anderer, von immer wechselnder Stärke und veränderlichem Maaßverhältniß. Mit dem veränderten Maaße aber, der größeren oder geringeren Energie wechselt zugleich auch die Qualität des Leidenschaftlichen, das stets gemischter Natur ist. Darum muß der ächten, tiefempfundenen Musik stets ein elegischer Zug beiwohnen, denn das Elegische ist die ungeschiedene Einheit von Freude und Schmerz, von Liebe und Haß, von Hoffnung und Furcht. Die Vergänglichkeit des Zeitlichen, in die Gemüthsstimmung übersezt, heißt Wehmuth, so daß das Pathetische als solches eben als das in jedem Moment Wechselnde und Veränderliche, sich selbst Aufhebende ein Doppelgesicht zeigt, in der Beängstigung sich frei und in der Freiheit sich beängstigt fühlt. Ein bestimmtes Gefühl hebt sich nur auf der Folie seines Gegentheils klar hervor: wer nicht hassen kann, der kann auch nicht lieben; um die Freude voll zu empfinden, muß man die Trauer kennen; an der Rose der Hoffnung wächst immer und überall auch der Stachel der Furcht. Die Vorstellung von dem durch die Natur des Zeitlichen bedingten Ende des Leides weckt Freude, wie andererseits die Freude bei dem Gedanken an ihre flüchtige Natur sich in Leid verkehrt. Immer aber findet die Seele in der Leidenschaft sich in dem Maaße gefördert und gehoben, in welchem sie den Druck und die Beklemmung von sich genommen fühlt.

Um so ungeheurer ist die Macht der Musik über das Gemüth, wovon die Sage gebildeter Völker so manchen geistreichen Zug zu erzählen weiß. Das Pathos ist in der Jugendzeit am unmittelbarsten und kräftigsten, und darum auch die Wirkung der Tonkunst um so durchschlagender. Die Indier, treu ihren abenteuerlichen Uebertreibungen, kleiden die Wirkungen der Musik in das Fabelgewand stupenden Unsinns. Ohne

Digitized by Google

Vergleich sinniger ist der griechische Mythus von Orpheus und Amphion. Damon, der Tonkünstler, so erzählt Galenus, traf eine Flötenspielerin, welche trunkenen Jünglingen phrygisch blies, und diese geberdeten sich wie Wahnsinnige; er befahl ihr dorisch zu blasen, und sogleich legte sich ihr Taumel. Eben so berichtet Basilius der Große, daß Timotheus, der Zitherspieler, durch die phrygische Weise den Alexander zu den Waffen gebracht und nach Ermäßigung der Harmonie (also wohl in den dorischen Ton übergehend) zu den Schmausenden zurückgeführt habe. Unter den neueren Musikern ragt Beethoven als eine wahre Riesengestalt hervor, weil er die Gefühlsgegensätze, welche die Gemüthswelt bald aufregen, bald sänftigen, wie kein anderer zu behandeln weiß. Ist es bei Joseph Haydn das in seinem Gott zufriedene Gemüth, bei Mozart die Lust und der Schmerz der Liebe, die überall durchklingen, so hat Beethoven das Pathos als solches, den Sturm der in ihren tiefsten Tiefen aufgeregten Leidenschaft in den hinreißendsten und bewältigendsten Jubel- und Schmerzenstönen kund gethan. Namentlich wird von seiner siebenten und neunten Sinfonie behauptet, daß sie am tiefsten, innigsten, großartigsten und gewaltigsten die pathetische Natur der Tonkunst ausprägen. Ein anerkannter Kenner der Musik (Otto Gumprecht, Geist und Musik; im „deutschen Museum," 1852. Bd. I. S. 597 ff. und 801 ff.) urtheilt von der A-dur-Sinfonie, auf eine ernste weitausgeführte Einleitung folge ein feuriges, lebenskräftiges Allegro, das in beflügeltem Daktylenrhythmus, eine andere Ode an die Freude, dahinströmt. Vor dem Zuhörer entrollt sich eine glückliche Welt, in der alles zum Genuß auffordert. Einzelne schneidende Dissonanzen und düstere Klänge mischen sich zwar, wie unheimliche Ahnungen, in die allgemeine Lust, aber sie gehen flüchtig und unbeachtet vorüber. Noch hallt in der Seele der unendliche Jubel nach, mit dem der erste Satz schließt; da tönt plötzlich ein Quart-Serten-Accord in A-moll, welcher das Allegretto eröffnet, dazwischen. Es ist als ob uns der Componist mit besonderer Feierlichkeit zur Aufmerksamkeit mahnte. Und nun folgt eine hoffnungslose Klage, die zuerst im Pianissimo geflüstert, in der dritten Wiederholung sich zum höchsten Pathos des Schmerzes steigert. An diese einfache und ergreifende Melodie schließen sich milde, freundliche Klänge; aber hier ist aller Freundeszuspruch vergeblich, der wahre Schmerz muß durchgerungen seyn; die erste Klage kehrt noch schmerzlicher zurück und zulezt löst sich das Thema in einzelne gebrochene Seufzer auf. Im Presto rafft sich die Seele empor und fast scheint es, als hätte sie sich zur glücklichen Sorglosigkeit des ersten Satzes wieder erhoben; da sinkt im Trio das ganze Orchester in die alte Klage zurück. Aus dem lezten Satz spricht zu uns jener höchste Grad des Schmerzes, der alle Mittel erschöpft, nicht einmal Thränen hat, jene Verzweiflung, die in der Ausgelassenheit des Wahnsinns Rettung vor sich selbst sucht. Kurze, gewaltsame Rhythmen, grelle Uebergänge, fürchterliche Dissonanzen, eine unerhörte Instrumentation, durch welche die Stimmen der einzelnen Instrumente ganz entstellt erscheinen, wirken zu einem wilden bacchantischen Taumel zusammen, der nur manchmal durch den Schmerzensschrei des zu Tod geängsteten Herzens übertönt wird. Da ist nirgends Ruhe, in athemloser Hast stürmt alles dem Untergang zu.

Die einfachsten Elemente der Musik liegen in dem Nacheinander oder in der Aufeinanderfolge der Töne. Allerdings kann der Ton an sich schon, wie er in einem einzelnen Zeitmoment erklingt und verklingt, angenehm, oder wenn man will, schön seyn, zunächst für das Gehör und dann auch für das Gemüth; schon in dem einfachen Ausdruck des Schmerzes und der Freude kann sich ein Inneres, ein Wesenhaftes unserem Gefühl offenbaren, wie es ausgemacht ist, daß nicht bloß gewisse Menschenstimmen und gewisse Instrumente, sondern namentlich auch einzelne Noten bei gewissen Stimmen und Instrumenten musikalisch anziehen und befriedigen, andere dagegen gleichgültig lassen oder abstoßen. Eine eigentlich künstlerische Wirkung kann man dieß jedoch eben so wenig nennen, als wenn uns der rohe Stein gefällt, aus dem ein Götterbild sich meißeln läßt. Die Hauptsache, das Wesentliche bei der Musik ist die Aufeinanderfolge der Töne. Hier nun ist zu bemerken, daß das elementare Naturgesetz, wonach eine sinnliche Verwandtschaft besteht zwischen der sinnlichen Materie und dem Gehörsnerv, eine Fülle von Gestaltungen hervorbringt, die zum Geist in keinerlei Beziehung stehen. Die Töne ziehen sich wechselseitig an und stoßen sich ab; andere gehen Verbindungen ein, leiten zu andern über, andere stehen im schärfsten Gegensatz, kurz, es geht durch die Tonwelt dieselbe Ordnung, derselbe organische Trieb, wie durch das ganze Reich der Natur. Die Musik, welche, ohne einen höhern Gehalt zu bieten, mit diesem Naturgesetz in Uebereinstimmung bleibt, wird immer, wie alle reine Natur, einen angenehmen Eindruck auf uns machen. Eine Composition, die keinen andern Vorzug hat als diese sinnliche Schönheit, hat deßhalb immer noch einen gewissen Werth, insofern sie eine sinnlich lebendige Erregung, ein sinnlich Pathetisches im Hörer hervorbringt. Von dieser Seite ist auch der ungebildete Naturmensch den Einwirkungen der Musik zugänglich. Eine wahrhaft künstlerische Behandlung des Tons jedoch, eine solche, die den Anforderungen eines reich entwickelten Gemüths genügt, läßt diese bloß natürliche Schönheit immer mehr in den Hintergrund treten, ähnlich wie bei der bildenden Kunst, wo das sinnliche Wohlgefallen von einer geistigen Lebensidee verdrängt

Digitized by Google

wird. Die höhere Musik wirkt auf das innere Gefühl, auf das geistige Pathos. Dazu eignet sich aber immer nur eine solche Succession von Tönen, die wir Melodie nennen und definiren können als den organisch gegliederten Tongedanken. Je reiner und vollständiger die Melodie einen in sich abgegrenzten Inhalt unseres Gefühlslebens ausdrückt, desto gelungener, stylistisch richtiger ist sie, und man wird schwerlich fehlgreifen, wenn man die Melodie und den Inhalt der Musik als eines und dasselbe betrachtet. Es widerstreitet daher auch aller gesunden Auffassung, die Harmonie das Frühere in der Musik zu nennen, und heißt ungefähr eben so viel, als wenn man in der Plastik den paradoxen Satz aufstellen wollte, der sogenannte archäische oder alterthümliche Styl, der die Gestalt scharf und zum Theil hart, nur in ihren wesentlichen Formen darstellte, müsse in der Entwicklung der griechischen Kunst später seyn als der klassische Styl in dem Zeitalter des Praxiteles und Skopas. Wir besitzen bis zu dieser Stunde Melodien, die uns tief ergreifen und denen eine begleitende Harmonie nicht beigefügt werden darf, wenn nicht die reine Wirkung getrübt werden soll (F. Hand, Aesthetik der Tonkunst, 1837).

Digitized by Google

Eine Pariserin.

1.

Jüngst erst, wie munter und scharf hast du Germaniens blonde
Blühende Frauen verhöhnt, braune Pariserin du!
Traumhaft nanntest du sie und ungelenk und empfindsam,
Seelen von Blei und Azur ohne dämonische Glut.
Häufig hört' ich mit Lob von ihrer Treue dich reden;
Denn wer nie sich bewegt, sprachst du, der wechselt auch nicht.
Spöttisch priesest du sie ob ihrer friedlichen Tugend,
Die kein glücklicher Schalk störe mit schmeichelndem Witz.
Und in heiterem Stolz schienst du dem Schöpfer zu danken,
Daß sein allmächtiges Wort dich zur Französin gemacht.

2.

Trüb und gedankenvoll und wie gelähmt und gefesselt
Schauest du brennenden Augs jezt in die Ferne hinaus.
All die sarkastische Lust und der triumphirende Frohsinn
Und der sprudelnde Geist scheinen auf ewig dahin.
Nicht mehr freuet der Spott dich über die goldigen Haare,
Ueber das deutsche Gemüth und den germanischen Ernst.
Schweigend sitzest du da wie ein kranker, leidender Vogel,
Der sein niedliches Haupt in sein Gefieder versteckt.

3.

Ach! was ist dir, was ruft so schnell dich und so gebietrisch
Aus dem verlorenen Land brütender Ruhe zurück?
Was verwandelt so rasch den Schlummer in Fieberbewegung
Und fährt zuckend dahin über dein blasses Gesicht?
Ist es die Walzermusik, die durch die dunkelnde Luft, wie
Leid mit Wonne vermählt, klagend und kosend ertönt?
Gerne lauschtest du sonst den Sirenenklängen der Wehmuth,
Und jezt seh' ich sie dich schütteln wie plötzlicher Frost.

4.

O! ich verstehe die Wuth, die dich erfasset: der Walzer,
Wie die Rede des Rheins, ist ja ein deutsches Gewächs.
Nicht verborgen ist mir, daß eine deutsche Sirene
Dir ein vergöttertes Herz walzend im Fluge geraubt.
Anastasia walzt, wie Wienerinnen nur walzen,
Schmachtend und lächelnd und leicht, leicht wie ein fliegender Pfeil.
Und der fliegende Pfeil hat deinen Geliebten getroffen,
Und von dem Pfeile berührt war er verloren für dich.
Treue hat er dir einst bei den himmlischen Mächten gelobet,
Aber im Feuer der Lust löset sich jeglicher Eid.

5.

Deutsch wohl ist ihr Accent, doch glänzen nicht golden die Locken;
Leuchten in ihrem Blick siehst du hesperische Glut,
Schauest in ihr ein Kind des bunten, heiteren Oestreichs,
Wo sich nordisches Mark paaret mit südlichem Blut.
Schwarz mit azurenem Aug' und schlank gewachsen und nervig
Bis zur Zehe hinab Leben und üppige Kraft,
Reitet sie, schwimmt sie und tanzt, ist auf beflügeltem Rosse,
Wie auf dem See des Gebirgs, wie auf dem Balle zu Haus;
Und zu frohem Gesang mit klarer Stimme begabet,
Scheint sie von Amor selbst Männer zu kirren bestimmt.

6.

Nicht verhöhnest du mehr Germaniens blühende Frauen,
Wie du jüngst es gethan, braune Pariserin, jezt.
Traumhaft sind sie nicht mehr und ungelenk und empfindsam,
Seelen von Blei und Azur ohne dämonische Glut.
Aber die Ader des Spotts, die Quelle des attischen Salzes
Wird dir bleiben und dir lindern den siechenden Gram.
Lindern ihn wird sie nicht nur, sie wird ihn am Ende besiegen,
Siegen am Ende der Geist über das grollende Herz;
Von dem Schmerze getränkt der Weisheit Blume sich heben,
Und dein alter Humor wird uns erquicken wie sonst.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Neubauten. — Kirchliche Bewegung. — Kunst. — Theater.

Berlin wächst mit jedem Tage. An allen Enden, vor allen Thoren der ausgedehnten Stadt, innerhalb und außerhalb der Mauern ruft der Sommer neue Bauten hervor. Und nicht allein, daß diese zur Vergrößerung Berlins beitragen, sie verschönern es auch, denn man baut hier jezt in den meisten Fällen mit einem Geschmack und einer Zierlichkeit, daß unsere Straßen ein immer eleganteres Ansehen gewinnen. Die leztere Erscheinung bewirkt dann wieder, daß an älteren Gebäuden Umbauten vorgenommen, neue Façaden angebracht werden u. dgl. mehr. So läßt der Prinz Friedrich, des Königs Vetter, der lange in Düsseldorf residirte, nun aber dauernd nach Berlin übersiedelt, seinen Palast in der Wilhelmsstraße, welcher aus der einfachen Zeit des vorigen Königs stammt, in der Façade mit einem prächtigeren Balkon, mit Arabeskenreliefs und andern Skulpturen schmücken. Ein neuer Palast entsteht am Leipziger Platze für den Prinzen Adalbert, unsern Admiral der Zukunft, einen der liebenswürdigsten und gebildetsten Prinzen, dessen jetzige Gemahlin bekanntlich einst Therese Elsler hieß. Nach allen Seiten hin erstreckt sich die neue Kultur des verfeinerten graziöseren Geschmacks, der freilich mehr in Dekoration und Verzierung seine Wunder entfaltet als in der Ausprägung einer charaktervollen Bauweise. Auch das Innere des neu aufgebauten Krall'schen Lokals, das früher einem Gemisch von Arena und Treibhaus glich, zeigt sich jezt in seinen glänzenden Renaissanceformen und der sanften Dekorirung von Gold und Grün ungleich zarter und reizvoller.

Neben diesen Bauwerken des Luxus und der Vergnügungslust bauen auch der kirchliche Sinn und die Industrie ihren Göttern und Genien Tempel der Andacht und der Arbeit. Die neue Petrikirche, vom Baurath Professor Strack entworfen, vom Baumeister Dieckhoff in der Ausführung geleitet, hat den Schleier des Gerüstes abgeworfen und läßt sich bewundern in der Anmuth und stylvollen Reinheit ihrer schlanken Glieder. Denken Sie sich ein hohes Schiff in Kreuzesform, dessen Seitenflügel in hohe Giebel mit Gitterbekrönung auslaufen, von je zwei zierlichen Eckthürmchen überragt. Breite Spitzbogenfenster und darunter eine Pforte durchbrechen die Mauerfläche unter dem Giebel. Daran schließt sich nach hinten zu der Chor in mehreckiger Form mit schmal aufschießenden Spitzbogenfenstern und stufenartig emporsteigenden Strebepfeilern. Vorne in der Façade streckt sich das Schiff wieder in zwei Giebelbauten aus, zwischen denen der mehr als vierhundert Fuß hohe Hauptthurm wie ein Stein gewordener Andachtsstrahl emporschießt. Je höher er steigt, um so mehr verjüngt er sich und treibt sich schlanker und schlanker der metallenen Spitze zu, die aus kassettenförmig gebildeten Zinkplatten besteht und nach allen Seiten hin, als gelte es auch hier noch Stufen für das zum Himmel strebende Gefühl, Spitzen ausstrahlt, bis endlich eine nach oben geöffnete Blüthe in Form eines Kreuzes alle diese Strebungen in sich vereinigt und auch deren geistigen Inhalt mit ihrem Dufte in den Aether auszuströmen scheint. In der That, die Strack'sche Kirche ist der schönste Bau dieser Art, den unsere Hauptstadt aus neuerer Zeit aufzuweisen hat. Aus älterer wissen wir nur die mächtige Marienkirche und die kleine Klosterkirche ihr zur Seite zu stellen, beide ebenfalls gothische Bauten. Im spätbyzantinischen Style entsteht in der Nähe der Weberstraße noch eine Kirche mit hohem Tambour und einer Kuppel, die wie ein fächerartiger Ballon oder Fallschirm gestaltet ist. Endlich erhebt sich in dem neuen und glänzenden Stadttheil zu Seiten des Thiergartens, in welchem erst vor wenigen Jahren die Matthäikirche errichtet wurde, eine Agitation zum Zweck eines neuen Kirchenbaus in dieser Gegend. Man wünscht der Frömmigkeit unserer Zeit zahlreiche Denkmäler zu setzen, und scheint des Glaubens zu seyn, daß, wenn auch für den Augenblick das Bedürfniß keine neuen Lokale kirchlicher Andacht mehr erfordere, man doch eilen müsse, die augenblickliche Stimmung zu benutzen zu schnell gefesseltem sichtbarem Ausdruck. Der lezterwähnte Stadttheil gerade ist es, wo eine Menge reichbesoldeter Beamten wohnt und der deßhalb im gewöhnlichen Leben beim Publikum das „Geheimerathsviertel" heißt. Hier geht die Stimmung mit dem Barometerstande in den höhern Regionen des Staates auf und ab, und da man im Kultusministerium jezt in höherem Grade als früher je für die innern Missionen schwärmt, sogar die Anstellung von etwa vierhundert Vikaren beabsichtigt, um den Predigern freie Zeit zum missionären Wirken zu schaffen, so mußte sich folgerichtig der kirchliche Enthusiasmus auch in den Beamtenkreisen steigern. Und dürfen wir leugnen, daß die evangelische Kirche in diesem Augenblick der lebhaften Theilnahme ihrer Anhänger auf das Entschiedenste bedürftig ist? Gewiß nicht. Die Tendenzen des Ultramontanismus dringen ihr hart auf den Leib, die Jesuitenmissionen in Schlesien, Posen und am Rhein locken Tausende an und bleiben wohl nicht ohne aufregende Wirkung auf die Gemüther des wenig urtheilenden Volks. Aber die Ansichten über die Mittel, welche diesen römischen Tendenzen erfolgreich begegnen könnten, sind freilich sehr getheilt. Auf der einen Seite glaubt man sie in vermehrten Kirchenbauten, in strengerem Halten am Dogma, in evangelischen Missionen, in geistlicher Ueberwachung und Purificirung der Schulen zu finden; auf der andern ist man der Meinung, daß nur eine aufgeklärte und freisinnige Pflege des

Digitized by Google

protestantischen Geistes persönlicher Ueberzeugung und unabhängiger Wissenschaftlichkeit dem tausendarmigen Gegner die Spitze zu bieten vermag. Der ächt protestantische Geist der Duldung und Versöhnung auf dem Grunde allgemein christlicher Principien war es, der unter Friedrich Wilhelm III. das Werk der kirchlichen Union entstehen und gedeihen ließ. Mag die Union immerhin ebenfalls mißbraucht worden seyn, indem z. B. Verfolgungen der vereinzelt gebliebenen Lutheraner nicht ganz ausblieben, so war doch in dieser Beziehung nur der Mangel zu beseitigen, und man hätte sich hüten sollen, die Union selber in Frage zu stellen. Dieß geschah jedoch durch einen Erlaß des Oberkirchenraths, welcher verordnete, daß diese höchste kirchliche Behörde fortan zu gleichen Theilen aus Anhängern des lutherischen und aus Anhängern des reformirten Bekenntnisses zusammengesetzt seyn solle, ohne an eine Vertretung der Union irgendwie zu denken. Indessen zeigt sich nun doch, daß die bedeutsame Stiftung Friedrich Wilhelms III. unter den Gebildeten des preußischen Volks in umfassenden Kreisen eine richtige Würdigung noch heute findet. Zahlreiche Proteste haben sich gegen die Nichtvertretung der Union in der obersten Kirchenbehörde erhoben, unter denen die der theologischen Fakultäten zu Halle, Bonn, Königsberg und Greifswalde voranstehen.

Von den Bauten ging ich aus und gerieth plötzlich in die theologischen Streitigkeiten unserer Zeit. Das kann dem Besonnensten begegnen, denn es geschieht leider des Unbesonnenen so viel, daß man nicht kalt daran vorüber gehen kann. Aber ich kehre zu meinem Ausgang zurück und wende mich zur Industrie, deren Baulust zu den erfreulichsten Zeichen gedeihlicher Betriebsamkeit gehört. Mehr als eine neue Fabrik ist seit kurzem aus der Erde gewachsen, und namentlich erblüht in Berlin der Maschinenbau zu den umfangreichsten Unternehmungen. Der auf diesem Felde schon berühmt gewordene Borsig, der vor etwa zwanzig Jahren als armer Arbeiter nach Berlin kam und jetzt einer der reichsten Männer Preußens ist, ausgedehnten Grund und Boden, ein herrliches Landhaus besitzt, hat in Moabit eine zweite großartige Fabrik erbaut und eröffnet. Zwei riesige Scharnsteine steigen neben ihr empor und einer davon ragt wie ein rundes Minaret über alle umliegenden Bauten hinaus. Er besteht aus einer Doppelmauer, von denen die innere den Rauchfang umschließt, während zwischen beiden sich eine Treppe emporwindet, auf der man die Thurmhöhe des Schornsteins ersteigen kann. Die Villa dieses Meisters der Maschinenbaukunst ist von einem prachtvollen Garten mit großen Gewächshäusern umgeben, in deren einem eine mächtig aufgeschlossene und wundervoll blühende Victoria regia, die Tochter der amerikanischen Tropen, einem ebenfalls in diesem Sommer blühenden Gewächs derselben Gattung im königlichen botanischen Garten siegreiche Concurrenz machte. Die Pflanze muß fortwährend nicht allein in geheizten Räumen, sondern auch in erwärmtem Wasser gehalten werden. Sie besteht aus einem baumdicken Stengel mit wenigen, aber sehr großen und dickfleischigen Blättern und trägt eine weiße Glockenblume in riesiger Lilienform. Borsig ließ durch ein geringes Eintrittsgeld die seltene Erscheinung nicht allein zu Kenntniß und Genuß, sondern gleichzeitig zu wohlthätigem Zwecke wirken. Mehrere Tage gab es da zahlreiche Wallfahrten nach dem Dörfchen Moabit, das aus Landhäusern, Kaffee- und Bierwirthschaften, Brauereien, Fabriken und Arbeiterwohnungen eigenthümlich zusammengesetzt ist.

Seit ein paar Wochen hat uns der Meister Kaulbach, der mit seinen Schülern wieder gar fleißig an der Förderung seiner großartigen Schöpfungen im neuen Museum arbeitete, auf kurze Zeit verlassen, um sich von angestrengter Thätigkeit für neue Anstrengungen im Bade zu erholen. Inzwischen beschenkten andere Künstler das Publikum mit neu entstandenen Kunstwerken. Wie selbstbewußt und edel die norddeutsche Geschichtsmalerei sich entwickelt, dafür lieferte uns wieder der treffliche Julius Schrader durch sein Gemälde: „die letzten Lebensaugenblicke Leonardo's da Vinci in den Armen Franz des Ersten" einen herrlichen Beweis. Im Mittelpunkte des Bildes erblicken wir die greise Gestalt des sterbenden Künstlers. Er ruht in einem Lehnstuhl, eine gelbe seidene Decke über die von einem Kissen gestützten Füße gedeckt, denn schon berührt ihn der Frost des Todes. Die abgemagerte, aber zartgebildete rechte Hand liegt schwach und matt auf der Lehne des Stuhls, während die Linke vom Könige gehalten wird, der sich über den Sterbenden beugt. Leonardo's Antlitz richtet den Blick, in welchem die ganze Tiefe einer geistesgroßen Persönlichkeit noch einmal aufzuleben scheint, nach oben und sucht des Königs Auge, das dagegen wenig von dem mächtigen Eindruck verräth, den sonst ein Blick eines sterbenden großen Mannes zu erzeugen vermag. Es ist eben Franz der Erste, der wenn auch kunstliebende, doch auch eitle, prächtige, weniger gemüthvolle, als der äußern Wirkung zustrebende französische Ritter auf dem Thron, den Schrader darstellen wollte; daher keine volle, innige, hingegebene Versenkung in den Augenblick und seine schmerzliche Gewalt, sondern mehr nur eine freundliche, huldvolle Theilnahme, die er dem berühmten Künstler erweist. Die einander fast berührenden Köpfe bilden einen ungemein interessanten Gegensatz. Im Antlitz des Leonardo eine geisterhaft schimmernde Blässe, der das Lebensblut bereits entwichen, in der der Geistesathem des Lebens zum letztenmal aufflammt, doch mit welcher Weihe, mit welcher Würde! Der Kopf des Königs, vom Halse straff emporgetragen, zeigt die ganze Frische männlicher Kraft, blühende, fast üppige Gesundheit, wie wir uns den zu ritterlicher That wie zu galanten Unternehmungen stets bereiten Fürsten vorstellen mögen. Ein Schüler Leonardo's, ein schöner Jüngling mit langen braunen Locken, beugt sich von links über einen Tisch mit Früchten, um bis zum letzten Momente in das brechende Auge des verehrten Meisters schauen zu können. Thränen strömen über seine sanft gerundeten Wangen und er legt seinem unaufhaltsamen Schmerze keinen Zwang an; es ist eben die innigste Anhänglichkeit des offenen Jugendherzens, welche sich in Thränen der Liebe offenbart. Hinter ihm aber steht ein Graukopf, dessen Schmerz kaum geringer ist, denn er verliert einen langjährigen Freund und Gefährten: der alte Battista de Villanis, der mit der Hand die quellende Zähre im Auge zerdrückt. Zwei Ritter hinter dem Könige nehmen mehr nur allgemeinen Antheil; sie trifft das tragische Ereigniß aus der Ferne, nicht unmittelbar durch die Person, sondern durch deren

Digitized by Google

Werke vermittelt. Im Rücken des Sterbenden liest ein Bischof mit jugendlichem, schön geformtem, aber kaltem Antlitz die hergebrachten Gebete. Wenn er Mitgefühl empfindet, so weiß er es wenigstens meisterhaft zu verbergen; aus seinen Zügen spricht die marmorne Ruhe der über allen Weltschmerz erhabenen Kirche. Ein zweiter Geistlicher aber liegt seitwärts knieend und inbrünstig betend vor einem Hausaltar; hinter ihm schwingt ein Chorknabe das Rauchfaß. Hier berührt uns der katholische Ritus wieder von seiner andern Seite, indem die hingebendste Wärme der Andacht mit ihren äußerlichen, auf die Sinne wirkenden Formen verschmilzt. Zwischen den Gestalten der beiden Priester hindurch blickt man in einen zweiten Saal und bemerkt die Statue des Apollino sowie das Bildniß der Mona Lisa, während im ersten Zimmer die Gruppe des Laokoon auf einem mit Büchern bedeckten Schreibtisch steht. — Es ist nur eine kurze Schilderung des schönen Gemäldes, die ich hier geben konnte, aber wer es gesehen oder es sehen wird, der wird auch mein Urtheil unterschreiben, daß dieses Bild eines der edelsten Meisterwerke der Gegenwart sey. Die zu Grunde liegende Idee ist klar und erschöpfend ausgesprochen, die Charakteristik der Personen, der Situation, des Lokals voll Wahrheit und Leben, die Zeichnung von bewundernswerther Schönheit und Reinheit, die Harmonie des Lichts und der Farben von unbeschreiblicher Anziehungskraft. — Ein anderer, auf seinem Gebiete nicht minder bedeutender Künstler, der Landschafter und Marinemaler Eduard Hildebrandt, ist von seiner Reise im Orient, durch Egypten und Palästina, die er auf Kosten des Königs unternommen, mit einer reich gefüllten Mappe der schönsten Ansichten, in leichter Aquarellmanier aufgenommen, zu uns zurückgekehrt. Hildebrandt besitzt einen eben so scharfen als poesievollen Blick für die charaktervollen Schönheiten der Naturerscheinungen und namentlich für die Lokaltinten von Luft und Licht, daher seine Bilder, deren wir einige neue auf der bevorstehenden Kunstausstellung zu begrüßen hoffen, stets den Stempel energischer Eigenthümlichkeit an sich tragen. Eine prachtvolle Wärme des Kolorits erhöht deren Eindruck. Was aber das Verständniß des Meeres angeht, kommt er dem alten Meister W. Krause doch nicht gleich. Wir sahen vor Kurzem im Atelier dieses letztern Künstlers eine Anzahl neuer Bilder und Studien, die ihn ganz so frisch und so kerngesund in Auffassung und Darstellung zeigen, wie er es von jeher gewesen. Unser bescheidener norddeutscher Strand wird unter seinen Händen poetisch, weil er den Blick und die Sprache des Meeres versteht, weil überall, ob mitten auf der See, ob am Strande, der Kenner desselben das unbeschreiblich Eigenthümliche des Wellenschlags, der Färbung, des in's Unendliche lockenden Horizontes wiederfindet. Man glaubt die Strandsprache der Wogen zu hören und die rastlose Bewegung des Wassers zu sehen. In den neueren Arbeiten Krause's gaben die Nord- und Ostsee, der Strand bei Swinemünde und Heringsdorf, Englands grünes Basaltufer, der Clyde, Scheveningen und andere Gegenden des europäischen Nordens die Motive.

Im Theater herrscht seit Monaten wenig selbstständige Bewegung. Die einzige Neuigkeit von einiger Bedeutung war Meißners Reginald Armstrong. Dagegen freilich Gäste genug, und unter diesen lieferte Paris uns die hervorragendsten: Rachel und Roger. Rachel hat jedoch dießmal geringeren Eindruck gemacht, als bei ihren früheren Besuchen in Berlin. Die Ursache ist leicht einzusehen. Die Festigkeit, Prägnanz und Methode, die sichere Geschultheit ihrer Darstellungsweise imponirt anfangs ungemein; aber je öfter man sie spielen sieht, um so mehr kommt man dahinter, daß die Wirkung von ihr doch in jeder Rolle mit denselben Mitteln erzielt wird, daß sie im Grunde die Einseitigkeit des französischen Tragödienspiels nur mit ungewöhnlichem Geist und ungewöhnlicher Naturgewalt erfüllt, im übrigen aber in jener nationalen Einseitigkeit durchaus befangen bleibt. Als deren merkwürdig vollendete Erscheinung können wir sie dann noch bewundern, aber sie erwärmt uns nicht mehr, und die grellen Uebertreibungen berühren unser deutsches Gefühl wie etwas ihm durchaus Fremdartiges. Im deutschen Schauspiel gastirte der Charakterdarsteller Kaiser von Hannover, ein Mann, an welchem vor allem die schönen Mittel und die einsichtsvolle Bildung erfreuen, wenn auch das schauspielerische Talent, die Gabe, sich vielseitig umzugestalten, jenen Vorzügen nachsteht.

Digitized by Google

Hamburg, Juli.

(Schluß.)

Réunions du beau monde. — Thierbändigung.

Unter den, wenn auch durch die Sitte verpönten, deßhalb um nichts weniger beliebten Vergnügungen spielen die früher réunions du beau monde genannten Bälle wieder eine der ersten Rollen. Als die Reunionen im verflossenen Winter den ersten Reiz der Neuheit verloren, die Fremden, welche im Sommer ein zahlreiches Publikum geliefert hatten, nicht mehr zuströmten, kam der Unternehmer Keiling in der Verzweiflung auf den Gedanken, da die Gemeinheit nicht mehr ziehen wollte, es mit der Anständigkeit zu versuchen und Bürgerbälle für die geringere Mittelklasse anzuordnen, von denen jene unreinen Elemente streng ausgeschlossen waren. Einen Winter blühten die Bürgerbälle, aber kaum kehrten die Nachtigallen und mit ihnen die Fremden wieder in Hamburg ein, so wurden die Bürgerbälle und mit ihnen die Anständigkeit als erbärmlicher Nothbehelf bei Seite geworfen und die früheren Reunionen, unter dem Namen Pariser, russische, und Kladderadatschbälle durch doppeltes Orchester, Aufzüge, neue Ausstattung und pomphafte Ankündigungen aufgefrischt, vereinigen nach wie vor die sogenannte Elite der Männer und den Ausschuß der Weiber. Für diejenigen, welche sich nicht bloßstellen und doch den Spektakel ansehen wollen, stehen oben verhängte Logen zur Verfügung, und leise flüsternd gestehen sich nachher selbst Damen: „auch ich bin in der Reunion gewesen!“ Auch ich konnte der Neugier nicht widerstehen, aber niemals in meinem Leben habe ich ein solches Gefühl der Nüchternheit, der Leere und des Widerwillens nach Hause gebracht. Wer wäre wohl so puritanisch nüchtern, um sich nicht auch das gröbste Vergnügen, ja selbst das Laster mit einem poetischen Nimbus in verlockender Gestalt ausmalen zu können? Man denkt an indische Bajaderen, an die Freuden des muhamedanischen Paradieses; aber vor der nackten frechen Verworfenheit, die ich hier fand, schwanden alle meine Illusionen. Nicht einmal für das Auge ist gesorgt, denn häßliche Gesichter und himmelschreiende Toiletten waren vorherrschend, und auch die angepriesene Pracht der Ausstattung blieb weit hinter der Beschreibung zurück. Ein Gypsabguß von Thorwaldsens Amor, der wie zur Ironie in der Mitte des Saales aufgestellt war, erschien mir als das einzige fühlende Wesen in diesem Abgrund, und als ein unglückliches bemitleidenswerthes Opfer der grauenhaften Umgebung. Ob man übrigens gestatten sollte, daß etwas, das in großen Städten freilich als nothwendiges Uebel geduldet wird, sich auf diese Art als autorisirte öffentliche Lustbarkeit breit macht, ist eine noch besonders aufzuwerfende Frage.

Mit einem Sprung gehe ich zu einer zwar auch thierischen, aber doch bessern Welt über, zu der Kreutzberg'schen Menagerie auf dem Hamburger Berg, die ebenfalls viel von sich reden macht und großen Zulauf hat. Vor einer großen, eigens für diesen Zweck erbauten Bretterbude laden die üblichen gräßlichen lebensgroßen Bilder, Hrn. Kreutzberg, die Wunder der Thierbändigung vollbringend, so wie Scenen, die wilden Thiere im Naturzustand darstellend, zum Eintritt ein. Kreischende Papagaien, stolze Pelikane schmücken den Eingang und auf der Treppe empfängt uns ein schlankes Zebra, welches die Straßenjugend längst zu ihrem guten Kameraden erkoren hat. Doch bedürfte es dieser Lockungen eigentlich gar nicht, denn das Innere zeigt eine so reiche Auswahl der Bewohner aller Welttheile, wie sie schwerlich eine andere Privatsammlung aufzuweisen hat. Unter mehreren herrlichen Löwen befindet sich hier der große Löwe, der einst die van Aken'sche Menagerie schmückte, aber das Alter hat an ihm genagt und ihn seiner langen Mähne beraubt, die ihm damals fast auf die Erde hing, denn gegen den Zahn der Zeit hilft bekanntlich kein Macassaröl. Da recken die prächtigen Tiger und Leoparden die Krallen hervor, dort brüllen die Leichenfresser, die Hyänen, in seltsam unheimlichen Tönen; da beißt der riesige Bär ärgerlich vor Langeweile, in die Eisenstangen seines Käfigs, dort strecken ein paar Lamas neugierig die schlanken Hälse hervor, und ein schönes Rennthier legt einem freundschaftlich kosend den langgehörnten Kopf in die Hand, während einen ein vorlauter Affe, aus seinem Käfig herauslangend, am Aermel packt, um mit Gewalt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auf einer Emporbühne steht ein Elephant, der Ueberrest der antediluvianischen Schöpfung, und scheint philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, daß die Natur, so wenig wie der Mensch als Meister geboren, so lang arbeiten mußte, bis sie sich zu der edeln Schönheit des Menschen erhoben, und daß das befähigtste Geschöpf einer früheren Welt es in dieser zu nichts Höherem zu bringen vermag, als zur Kurzweil der gaffenden Menge den Leierkasten zu drehen. Ferner finden wir hier einen Bastard vom Löwen und Tiger, ein merkwürdiges Geschöpf, das in der Freiheit, so weit bekannt, noch nie vorgekommen ist, den noch ungezähmten Panthertiger, der als eine Folioausgabe einer schwarzen Katze mit grünen Augen erscheint, so wie eine Masse von Schlangen, Casuaren, Geiern, Affen und Vögeln. Das Staunenswertheste aber sind die Experimente der Thierzähmung, welche Kreutzberg mit einem Löwen, zwei Hyänen und einem Leoparden auf einmal ausführt. Ohne jene ängstlichen Vorsichtsmaßregeln, welche im Zuschauer immer ein Gefühl von Angst erwecken, wie das Rückwärtsgehen beim Verlassen des Käfigs, geht er zu den Thieren,

die ihn wedelnd wie freundliche Hunde empfangen, wie diese über den Stock springen, ein Stück Fleisch, das er ihnen vorhält, nicht fressen, bis er es ihnen erlaubt hat, und ihm dann ein anderes Stück Fleisch brockenweise aus dem Mund zerren. Ohne ihnen die Kinnladen mit den Händen zu halten, überläßt er ihnen seinen Kopf, nachdem er zuvor durch Oeffnen des Mauls den Zuschauern bewiesen hat, daß die Zähne nicht etwa abgesägt sind. Endlich bringt er ein Schaf zu den beiden Hyänen und dem Leopard und hezt alle vier durcheinander, ohne daß eine der wilden Bestien Miene macht, über das Schaf herzufallen. Darauf führen die Thiere einen Scheinkampf auf; der Tiger erhebt die Tatze, die Hyänen brüllen, man glaubt sich in die afrikanische Wildniß versezt; doch es war nur Scherz, und um die Versöhnung zu feiern, sezt Kreutzberg sich mit ihnen an den Tisch, wobei sie sich so artig und anständig betragen, daß mancher Mensch sie darum beneiden könnte, bis sie, wenn er fragt: „doch wer bezahlt jezt die Zeche?“ alle drei davon laufen. Daß eine so ungewöhnliche Zähmung nur das Resultat langen Umgangs mit den Thieren seyn kann, ist einleuchtend; trotzdem brachte vor einiger Zeit ein Neuigkeitsjäger die Nachricht, ein Fremder sey in den Käfig des Löwen gegangen und habe ihn durch die Macht seines Blickes dermaßen bewältigt, daß er ihm wie seinem Herrn gehorcht habe. Kreutzberg, in seiner Thierbeherrscherehre gekränkt, erließ eine Anzeige, durch die er dem, der dieses Wagstück ausführen würde, einen Preis von hundert Louisd'or verhieß. Wider Erwarten meldete sich ein Mechaniker; allein nun verlangte Kreutzberg, ehe er das Leben eines Menschen preisgab, einen Erlaubnißschein der Polizei, welcher natürlich verweigert wurde, wobei Kreutzberg zugleich die Weisung erhielt, künftig dergleichen polizeiwidrige Aufforderungen zu unterlassen, und so steht er zur Zeit noch unerreicht im Gebiete der Thierbändigung da, oder theilt seinen Ruhm wenigstens nur mit seiner Gattin, die seit einiger Zeit ebenfalls diese Experimente ausführt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 35. **29. August 1852.**

Ecastor, amor et melle et felle est foecundissimus. —

Edepol, qui amat, si eget, misera afficitur
Aerumna.

Plautus.

Auf der Wiese.

Eine Geschichte aus dem schwäbischen Volksleben.

I.

Es gab keine festere und doch keine seltsamere Kameradschaft, als die zwischen des Schulzenbauern Jörg und dem Matthes, der Wittwe Sohn. Jörg war seines Vaters einziger Erbe, und der Schulzenbauer, so genannt, weil seine verstorbene Frau die Tochter des früheren und die Schwester des noch lebenden Schultheißen gewesen war, galt für den reichsten Mann im Dorfe. Matthes aber war Tagelöhner und herrschaftlicher Holzmacher; er hatte sein gutes Brod, aber kein Grundeigenthum. Es war ein seltener Fall, daß sich ein „Bauernsohn" zu einem solchen herabließ, und wenn auch die ledige Jugend in Lichtstuben oder auf dem Tanzboden bei Hochzeiten ohne Unterschied der Stände zusammenhielt, so schickte sich doch solch vertrauter Umgang mit einem Holzhauer für einen künftigen Hofbauern gar nicht gut.

Sagten so die einen, so wunderten die andern sich auch über Matthes und den Gefallen, den er an Jörgs Umgang haben konnte. Es war im ganzen Dorfe kein schönerer, kräftigerer Bursche als Matthes; er hätte einen Stier zu Boden schlagen können, und war dabei aufgeweckten Sinnes und aller lustigen Einfälle voll. Wenn an einem schwülen Sommersonntag-Nachmittag, oder an einem langen Winterabend die ledigen Bursche verdrossen beisammen saßen und keines der alten Lieder oder kein verbrauchter Scherz die Langeweile bemeistern konnte, so durfte nur Matthes hinzutreten und er wußte sicherlich etwas auf die Bahn zu bringen, was auch den Trägsten munter machen mußte.

Jörg dagegen war ein schmächtiger Bursche, das jüngste Kind einer schwächlichen Mutter, dessen Geschwister sämmtlich in der Wiege gestorben waren. Von schwermüthigem Temperament und schwachem Geistesvermögen war er scheu und zurückhaltend geworden, weil er von den andern sich verspottet wußte. Die unbegreifliche Freundschaft stammte schon aus den Kinderjahren der beiden Burschen her. Jörg hatte Matthes einst auf seinem Schlitten fahren lassen, da dieser keinen eigenen besaß und Jörg überdieß zu schwach und furchtsam war, um sich selbst der glatten Bahn anzuvertrauen; Matthes hatte dagegen Jörgs Rechte vertheidigt, als die andern ihn von der Bahn wegdrängen wollten. Von dem Tage an bestand ein stillschweigendes Bündniß zwischen beiden. Sie kamen täglich zusammen; Jörg brachte dem Matthes seinen redlichen Theil von jedem Apfel, jedem Stück Kuchen oder Weißbrod, das er durch die Sorge der zärtlichen,

Digitized by Google

damals noch lebenden Mutter erhielt, und zwar nicht eigentlich als Kaufgeld seines Schutzes, sondern als freiwilligen Tribut der Achtung und des Respekts, die ihm die Stärke und der Muth seines Kameraden einflößten. Matthes aber hatte sich's zur Pflicht gemacht, den schwachen Jörg vor den Plackereien der brutalen Spielgefährten zu schützen, und zwar wieder nicht des Lohnes halber, sondern weil's ihm als eine Ehrensache erschien und als Gelegenheit seinen Muth zu bethätigen.

Als sie in die Schule gingen, half Matthes Jörg seine Sprüche lernen und seine Rechnungen ausführen, weil seine Angst ihn dauerte, und weil er den andern Schülern ihren Triumph über den Blöden nicht gönnen mochte. Als Jörgs Mutter kurz nach seiner Confirmation starb, hing sich der Verwaiste ganz an den Kameraden. Sein Vater, der Schulzenbauer, war ein harter, finsterer Mann, unfreundlich gegen alle Welt, wenn auch nicht gerade übelmeinend, und streng gegen den Sohn, dessen schwaches Wesen ihn erbitterte. Seine Nähe flößte dem schüchternen Burschen nichts ein als eine unüberwindliche Furcht, und hemmte durch den Druck, den diese auf ihn ausübte, vollends die ohnedieß langsame Entwicklung seiner Geistes- und Willenskräfte.

Jörg aber war von mildem, liebefähigem Gemüthe, und da er dieses nicht mehr der Mutter zuwenden konnte, richtete er's auf den Freund. Er beneidete denselben nicht, er bewunderte ihn, er war stolz auf ihn; nur in ihm eigentlich nahm er auch Interesse an der Außenwelt und am Treiben der Jugend. Matthes war für diese Liebe nicht unempfindlich; auch er hatte Jörg lieber als sonst jemand, seine Mutter ausgenommen; er liebte ihn, gerade weil er so schwach und scheu war, wie man ein Kind liebt; er liebte ihn um so mehr, je mehr er für ihn gegen die andern Kameraden zu streiten und zu kämpfen hatte.

So waren sie bis in's achtzehnte Jahr gekommen, wo sie aus der Sonntagsschule entlassen wurden. Ein wichtiger Zeitpunkt! Nun erst gehörten sie zur ledigen Jugend, unter der sie bisher nur als Halbberechtigte gehen durften. Nun durften sie in die Lichtstuben und zu den Hochzeittänzen eintreten. Auf Georgitag aber, auf den sie von der Sonntagsschule frei wurden, fiel der Markt in der Amtsstadt. Sie zogen natürlich sämmtlich in Sonntagwams und Pelzkappe zu Markt, um die nothwendige Ausrüstung eines „ledigen Buben," Ulmerpfeife, wo möglich mit Silberbeschläg, und ein tüchtiges Taschenmesser zu kaufen. Nur Matthes war nicht unter ihnen. Den Winter über hatte er nicht fortdauernden Verdienst gehabt, und das Wenige, was er hatte ersparen können, mußte zu Saatkorn auf den Allmandtheil verwendet werden; darum hatte er kein Geld, zu Markte zu gehen.

Zum erstenmal machte sich ihm heute der Unterschied seiner Lebensverhältnisse von denen der andern fühlbar. Mißmuthig, wie er sonst nicht zu seyn pflegte, zog er an diesem Morgen hinaus in den Wald; und heute wollte ihm sein Holzhauergeschäft unerträglich werden, da er so recht lebhaft an die Stadt, an das bunte Treiben des Marktes und an alles dachte, was es dort zu hören und zu schauen gab. Aber allmählig gewann doch der stille, überwältigende Waldesathem den alten Einfluß über ihn, den er in die Länge auf jeden Menschen üben muß. Gleichförmig ertönte der Schlag der Axt, selten nur unterbrach die Stille ein kurzes Wort eines der Arbeitsgenossen, auf der Lichtung spielte der Sonnenstrahl, im Dickicht schlummerte der Schatten, ringsum schloß die grüne Waldmauer die Welt dem Blicke ab, und darüber wölbte sich in unergründlichem Blau der Himmel. Matthes dachte über all dieß nicht nach, es war ihm auch nie eingefallen, es schön zu finden; aber er ward allmählig ruhig wie der Wald und heiter wie der blaue Himmel.

Manchmal schon hatte er gedacht, an manchen Plätzen müßte es unmöglich seyn, daß eine Frevelthat da begangen werden könnte; an andern war's ihm, als könnte hier ein Mord geschehen, wenn sich nur die Gelegenheit dazu gäbe. Als das Tagewerk schloß, war er so friedlich oder gleichgültig gegen die Welt geworden, daß er sich herabließ, Jörg entgegen zu gehen, der es verabredet hatte, ihn am Abend im Walde abzuholen, um ihm vom Markte zu berichten. Zwischen dem Wald und der Straße lag eine Wiese, die Jörgs Vater zugehörte. Mitten auf derselben standen seit undenklicher Zeit drei Eichen, welche die Wurzeln ineinander verschlungen hatten; die mittlere derselben war vom Blitze zersplittert und ihr abgesägter Stamm bot einen bequemen Sitz. Hier beschloß Matthes zu warten. Er schaute über die Wiese hin und hatte so seine Gedanken. Ein paar Schritte von den Bäumen stand ein alter Denkstein, an den sich eine schaurige Sage knüpfte. Am Waldesrand war die Wiese durch einen Bach begrenzt, der ein besonders kaltes, schnell schießendes Wasser hatte; der Graswuchs war üppig, aber die ungewöhnlich vorherrschenden Giftpflanzen gaben ihm durch das glänzende Dunkelgrün ihrer Blätter ein unheimliches Ansehen.

Von der Straße herüber hörte man das Geräusch der heimkehrenden Marktgäste, begleitet vom Brüllen des Viehs, das von den Käufern heimgetrieben wurde. Endlich schlug jemand den Fußpfad über die Wiese ein. Es war Jörg. Er war überrascht, Matthes auf der Wiese zu finden, und ein besonderes Vergnügen drückte sich in seinem ehrlichen Gesicht aus, da er sich zu ihm niedersetzte; er fand keinen bequemeren Ort hiezu als den erwähnten Denkstein.

Digitized by Google

Nun fing er an vom Markt zu erzählen, von dem, was er über andere erfahren, und von seinen eigenen Erlebnissen. Er hatte ein Rind verkauft, da sein Vater eine Probe mit ihm machen wollte. Er hatte dieselbe gut bestanden und sein schönes Rind zu rechter Zeit an den rechten Käufer gebracht, denn bei all seiner geistigen Schwäche besaß er doch Sinn für's Praktische und hatte neben seiner scheuen Zurückhaltung auch die Menschen mehr beobachtet, als man glaubte; überdieß beschäftigte er sich gerne mit dem Vieh und hatte dadurch auch dessen Werth scharf bemerken gelernt.

„Aber nun, was meinst, was ich gekramt hab'?" fragte er mit triumphirendem Lachen, nachdem er Matthes Lob über sein kluges Verhalten beim Verkauf hingenommen hatte. „Schau, ein Messer — das ist für dich! Ich war in der Wahl zwischen einer Pfeife und dem Messer; aber ich dachte, das Messer freut dich doch mehr, und du hast eines haben müssen. Des Peters Christoph thut so groß mit dem seinigen, das er an Weihnacht schon gekauft hat. Da hab' ich das schönste ausgesucht; die Klinge ist vom besten Stahl und das Heft von Hirschhorn; auch ist es feiner gearbeitet, als Christophs."

Mit der stolzesten Freude über seinen Einkauf reichte er dem Kameraden das Messer. Matthes beschaute dasselbe und schien wirklich erfreut. „Jörg, du bist ein guter Bursch', und gut eingekauft hast du auch!" sagte er. „Schau, das Messer freut mich, und mit der Pfeif' hat's noch keine Noth; wenn wir sie nur bis zum Winter in die Lichtstube haben; da kauf' ich sie auf dem Martinimarkt für uns beide; dagegen will ich auch dein Messer annehmen."

Bei dieser Verabredung blieb es, und vergnügt wanderten sie mit einander in's Dorf zurück. Es war nicht nur Jörgs treue Liebe, die den Matthes bei dem Vorfall freute, er war auch vergnügt über den Besitz des Messers selbst; es war ihm werth, wie dem jungen Lieutenant sein Schleppsäbel, dem Studenten sein Rappier, oder dem Bürgerwehrmann die erste Büchse. Es war nicht nur das unentbehrliche, allenthalben nützliche Geräthe, sondern auch die einzige Waffe des Bauernburschen, aber nicht sowohl als Wehr, vielmehr als männliche Auszeichnung ihm so werth.

Als am nächstfolgenden Sonntagabend die ledigen Burschen unter der Linde sich gesammelt hatten und an einigen Pfählen behufs irgend eines lustigen Vorhabens geschnitzelt wurde, konnte Matthes sich nicht enthalten sein Messer anzubieten; es ward allgemein bewundert, und so oft man fortan eines Schneidewerkzeugs bedurfte, forderte man des Matthes Messer; es schneide Eisen entzwei, hieß es, zu Christophs nicht geringem Aerger, da das seinige nicht mehr beachtet wurde.

Im Herbst löste Matthes sein Wort; er kaufte Pfeifen mit Ulmerköpfen für sie beide, denn er hatte den Sommer über guten Verdienst gehabt. Für Jörg war's ein praktisches Geschenk, denn wenn er nicht mit der Pfeife im Mund sich hätte in die Ecke setzen können, was hätte der scheue Bursche in der Lichtstube anfangen mögen? Und doch wollte er dorthin gehen, weil Matthes hinging.

Matthes dagegen führte bald das erste Wort in der Lichtstube: man konnte sie gar nicht halten ohne ihn. Er brachte ein ganz neues Leben hinein, und mehr als eines der Mädchen mochte da seyn, das im Herzen bedauerte, daß er nur ein Holzmacher war. — Die Burschen waren darüber eifersüchtig, und da sie ihn doch nicht entbehren konnten, so ließen sie ihn um so auffälliger den Standesunterschied fühlen. In Matthes Wesen setzte sich dadurch eine Bitterkeit an, die ihm nicht natürlich war. Seine Gemüthsart war vielmehr bisher, wie seine Liebe zu Jörg schon zeigte, eine offene, gutmüthige gewesen. Bisher hatte sich ihm der Unterschied der Stände nicht so fühlbar gemacht. Er war nicht geringer gekleidet als die andern; er brauchte nicht karger zu leben; in der Schule war er bevorzugt, weil er gut lernte, außer der Schule geachtet wegen seiner Körperstärke und gern gesehen, weil er gefällig und zuthulich war. — Nun aber wurde er geneidet und doch verachtet; da lernte auch er hassen und verachten. Er stand allein unter den ledigen Burschen; nur wenige Familien des Dorfes waren ohne Grundbesitz, und von diesen wenigen hatte außer der seinigen jezt gerade keine einen ledigen Sohn. Aber willig gab er sich nicht in die untergeordnete Stellung, in die man ihn hineindrängen wollte. Er stand nicht schlimmer als die Mehrzahl der Burschen, obgleich er keinen Grund und Boden hatte. Die herrschaftlichen Wälder gaben Arbeit genug, länger als sein Leben dauern konnte, und wenn ohne Gut, so war er auch ohne Schulden.

Er fand kein Vergnügen mehr an den Belustigungen der andern; aber er zog sich nicht zurück, nein, er war bei allem und überall, wenn's ihm auch eine Pein war. So ging's bis zum dritten Winter, wo die Eifersucht in wirkliche Feindschaft ausartete. Seine Schulkameraden waren konscriptionspflichtig; Matthes als Sohn einer Wittwe, Jörg als einziges Kind seines Vaters waren militärfrei. Sie mußten diesen beneideten Vorzug reichlich entgelten, besonders als das Loos zu Ungunsten fast sämmtlicher übrigen Bursche entschied, und vollends als die Sage ging, daß Christoph gar zur Artillerie kommen werde, in welchem Falle er zwei Jahre in Garnison bleiben mußte. Gar stille ward es, als die Rekruten abgezogen waren, und Matthes zog sich jezt ganz von der Gesellschaft der Ledigen zurück. Jörg that es ihm nach, denn er war nur Matthes zu lieb unter die andern gegangen. Matthes

Digitized by Google

aber erhielt nicht wieder sein früheres heiteres Gemüth; im Gegentheil ward er immer tiefsinniger und unmuthiger, sogar mehr noch als während seines Kampfes mit den Ledigen. Jörg trug es, ohne zu grübeln, woher es komme.

Man war im Sommer und die Zeit der anstrengenden Heuernte war nahezu vorüber. Da wanderten eines schönen Sonntagnachmittags die beiden hinaus auf die erwähnte Wiese. Es war dort kühler, als sonst irgendwo, wegen der Nähe des Waldes und des kalten Baches. Dort setzten sie sich unter den Schatten der Doppeleichen und ließen sich vom frischen Lüftchen kühlen, das vom Walde herstrich; sie waren von der Arbeit der Woche ermüdet; nicht einmal rauchen mochten sie. Matthes hatte den Kopf in finsterem Nachsinnen gesenkt, Jörg horchte auf den Gesang der Vögel vom Walde her, denn er war ein großer Vogelliebhaber, unterschied sie alle nach den Stimmen und hatte zu Haus ihrer aller Arten in selbstgefertigten Käfigten.

Endlich unterbrach Matthes das Schweigen. „Jörg," sagte er, „ich wollt', ich hätt' mit den andern unter die Soldaten müssen! Ich hätte für den Christoph unter den Kanonieren einstehen können." Bestürzt schaute Jörg auf; solch ein Gedanke wäre ihm nie in den Sinn gekommen; er empfand Grauen vor dem Stadtleben und dem Soldatenstand, schon weil ihm's schwer fiel, sich zu Vorstellungen außerhalb des gewohnten Kreises zu erheben. „Und warum denn, Matthes?" fragte er endlich. — „Das kann ich dir nicht sagen!" antwortete dieser, und Jörg begnügte sich demüthig mit diesem Bescheid; aber er hatte kein Ohr mehr für die Vogelstimmen im Walde drüben; er sann darüber nach, warum doch Matthes unter die Soldaten gehen möchte? Matthes aber hatte sich erhoben und schritt über die frischgemähte Wiese hin, dem Bache zu, um seine Stirne zu kühlen.

Plötzlich blieb er stehen und schaute wie ein Verzückter vor sich nieder. Vor seinen Augen erblickte er die Ursache seiner Rede, die Jörg so gar nicht finden konnte. Auf der Wiese war das Heu, das hier später reifte, noch nicht eingeheimst, sondern lag über den Sonntag in großen Schochen zusammengehäuft. An einem derselben lehnte, halb sitzend, halb liegend, ein schlafendes Mädchen. So friedlich und so kindlich sah das blühende Gesicht mit den geschlossenen Augen und den auf der Schulter ruhenden blonden Zöpfen aus, daß Matthes den Blick nicht hätte abwenden können, und wenn's alle Herrlichkeit der Welt zu sehen gegolten hätte, und doch hätte er sie nicht anrühren, nicht einen Schritt näher treten mögen; es hätte ihm eine Sünde gedäucht. Da seufzte das Mädchen recht tief und schlug die Augen auf; das stark duftende Heu mochte ihr schwere Träume verursacht haben. Der Ausdruck des noch schlafbefangenen Blicks, der auf Matthes fiel, war so scheu, so klagend, daß er ihm das Herz mit unerklärlichem plötzlichem Weh erfüllte. Blut sah er rinnen, als sie den Arm bewegte; doch es war nur die Täuschung eines Augenblicks: es war ein Topf mit Erdbeeren, den sie in der raschen Bewegung umgestoßen, und die auf dem Boden hinrollten. Schnell bückte er sich, um ihr einlesen zu helfen; sie erröthete verschämt und lächelte zu gleicher Zeit; ihr Blick, klar und hell, hatte jede Schlafbefangenheit überwunden. „Ich war bei meiner Base in H.," sagte sie; „es war mir heiß geworden, ich wollt' ein wenig ruhen und muß eingeschlafen seyn. — Bist du allein hier?" setzte sie mit einiger Befangenheit hinzu. — „Mit dem Jörg," antwortete Matthes, und ihre Verlegenheit fühlend fuhr er fort: „Ich kam nur von ungefähr da vorüber; ich wollte mich kühlen am Bach." — „Ist dir warm?" erwiederte das Mädchen mit heiterer Freundlichkeit, da sie von ihrer Verlegenheit befreit war; „da, nimm von den Erdbeeren, ich hab's im Vorübergehen gesucht; sie kühlen dich."

Was ihr Blick, der seltsame Blick, mit dem sie erwacht, ihm noch an Besonnenheit ließ, das nahm ihr freundliches Wort und Lächeln vollends. „Gibst mir's denn gern?" fragte er mit so viel Ausdruck, als ob der Werth eines Bauernguts an den Erdbeeren hinge. „Von Herzen!" flüsterte sie und schlug die Augen nieder. — „So iß mit mir," bat er und ließ sich neben sie nieder, um die Erdbeeren zu theilen. Sie verzehrten dieselben gemeinschaftlich und Matthes schmeckten sie süß und würzig, aber er fand nicht, daß sie kühlten. Als sie zu Ende waren, fühlten sich beide verlegen; sie hatten keinen Vorwand mehr, beisammen zu bleiben, und mochten doch nicht gerne sich trennen. Endlich begann das Mädchen schüchtern: „Man sieht dich nicht mehr viel bei den andern." — „Was soll ich bei ihnen?" antwortete er mit plötzlicher Bitterkeit; „was thu' ich überhaupt hier? Ich bin kein Bauernsohn; ich hab' oft gedacht, ich ginge am besten nach Amerika." — „Ach Gott!" rief das Mädchen. — „Wär's dir leid, Lise?" rief Matthes heftig, „sag', wär' dir's denn leid?"

Thränen stürzten ihr in die Augen. „Hast du mich denn lieb?" jauchzte Matthes, zog sie an sich und nahm die Antwort selbst von ihren Lippen. Als Lise aufblickte, schaute sie in Jörgs ausdruckloses Gesicht. Er war herzugekommen, um zu schauen, wo Matthes sich so lange aufhalte. Sein theilnahmloser Blick durchfröstelte sie sonderbar, und lange empfand sie von da an einen Widerwillen vor seinem Anblick. Jörg seinerseits hatte nie für das Mädchen sich interessirt; er brauchte einen Freund, auf den er sich

Digitized by Google

stützen konnte, all seine Liebe hatte er dem Matthes hingegeben. Diesen zu sehen, wie er mit einem andern rang und die Obergewalt behielt, oder nur wie er als der Größte und Stärkste unter den Ledigen hinging, das war für Jörg ein Vergnügen; aber mit völlig stumpfem Sinn schaute er jezt mit an, wie Matthes den Arm um die anmuthige Gestalt geschlungen hielt und das liebliche Mädchengesicht an seiner Brust lehnte. — Langsam ging er hintennach, als sie aufbrachen, Matthes mit Lise Hand in Hand bis in die Nähe des Dorfes. Jörg horchte wieder auf die Vögel. Er hatte keine Ahnung, wie heftig Glück und Schmerz zu gleicher Zeit die Herzen des vor ihm gehenden Paares bewegten.

Lise war die Tochter eines reichen Bauern und, wie manche meinten, das hübscheste Mädchen im Dorfe. Seit dem lezten Winter kam sie zum erstenmal in die Lichtstube. Seither hatten sie und Matthes sich geliebt; sie hatten es sich aber verborgen und würden das Geständniß für immer zurückgehalten haben, denn der Holzmacher Matthes konnte Lise ja doch nie bekommen; aber der Sonntagabend, die Wiese, die Erdbeeren hatten die Erklärung hervorgelockt, und zurücknehmen wollten sie nichts mehr. Ihre Liebe, so lange unterdrückt und so plözlich an's Licht gekommen, hatte nun ihr ganzes Wesen und Wollen eingenommen; konnten sie einander auch nicht haben, so wollten sie doch so lange nicht mehr von einander lassen, bis andere zwischen sie traten.

Lise war die einzige Tochter ihres Vaters, von ihm verzärtelt und den Söhnen vorgezogen; sie war aufgewachsen ohne Mutter und gewöhnt zu thun was sie wollte. Darum gab sie auch hier sich nach, so wenig ein glückliches Ende ihrer Liebe abzusehen war. Nun sahen die beiden sich fast jeden Sonntag, wenn das Wetter es gestattete, meistens auf der Wiese. Diese war günstig gelegen, nahe an der Straße, ohne von dort dem Blick ausgesezt zu seyn. Lise besuchte ihre Base in H. öfter als je. Jörg begleitete immer den Matthes, Lise wollte es nicht anders haben. Auch störte seine Gegenwart sie und den Matthes nicht viel; er saß still neben ihnen und horchte auf die Waldvögel; nicht ein einzig mal fiel es ihm ein, Matthes zu beneiden, oder nur zu denken, daß es angenehm wäre, an seiner Stelle zu seyn.

Und doch ging Lise nicht gerne auf die Wiese. Es kam sie immer ein Grauen vor dem Ort an, und oft sagte sie zu Matthes, es sey ihr zu Muth, als ob dort draußen böse Geister Macht hätten. — Eine düstere Sage ging über den Ort. Noch heutzutage ist in der Klosterkirche des nahen Adelberg eine Freskomalerei zu sehen, unter der in alterthümlicher Sprache zu lesen steht: „Alda haben anno domini 118— drei Edelknaben Kaiser Friedrichs Barbarossa ihrem Lehrer die Augen ausgestochen."

Bild und Inschrift hatten sich dem Gemüthe des Mädchens schon in ihrer Kindheit grauenvoll eingeprägt. Den Stein, der die Stätte des Frevels bezeichnen sollte, konnte sie nie ohne Schauer ansehen, und sie meinte, in die drei Eichen müßten die Geister der Edelknaben gebannt seyn. Nur warum eine derselben dem Blitze erlegen, wußte sie nicht. Matthes aber wollte am liebsten mit ihr an diesem Orte seyn; hier hatten sie ja einander zum erstenmal ihre Liebe gestanden, und wenn das Mädchen vom Grauen befangen wurde, so schmiegte sie sich empor an ihn, und das hatte er gern. Uebrigens heimelte ihn der düstere Hauch des Ortes an. Er selbst war ja düster geworden, zerfallen mit der Welt, und er war düsterer noch, seit er liebte. Er liebte und mußte ein Hehl daraus machen; er wurde geliebt und durfte doch sein Lieb nicht zum Altare führen! Seine Liebe gewann in ihrer Bitterkeit selbst etwas Dämonisches, und die düstere Wiese schien ihm ein tauglicherer Ort, mit seinem Mädchen zusammen zu kommen, als der fröhliche Tanzboden oder die gemüthliche Stube, wo man „zum Licht ging."

Im Winter gab es weniger Gelegenheit einander zu sehen. Nur aus der Lichtstube ließ Lise von Matthes sich heimgeleiten; aber auch hier ging Jörg ihm treulich zur Seite, und darum wußte man nicht, wer es auf sie gemeint hatte. Ihren Brüdern wäre es lieb gewesen, wenn der reiche Jörg sich ihr genähert hätte, und manche ihrer Gespielen zog sie mit ihrem Verhältniß zu Jörg auf, insgeheim den wahren Zusammenhang der Dinge wohl ahnend.

Gegen das Ende des Winters starb ihr Vater. Verwaist von beiden Seiten, hing sie ihr Herz nur noch mehr an Matthes, denn mit den Brüdern war sie nie gut ausgekommen. Aber diese begannen jezt das Verhältniß zu ahnen. Sie mußte bittere Worte darüber hören, daß sie so allein ohne Gespielin umher gehe. Ueberhaupt, meinten die Brüder, wäre es gut, sie zu verheirathen, sobald sich ein passender „Anstand" zeige. Als daher im Frühjahr wieder Zusammenkünfte im Freien verabredet wurden, mußte Jörg in's Mittel treten. In seinem Hause war eine arme junge Anverwandte, von seiner Mutter aus Barmherzigkeit auferzogen, die seit einiger Zeit den Haushalt führte. Diese war ein stilles, wohlmeinendes Wesen, von so durchaus gutmüthigem Charakter, daß nicht einmal die harte Abhängigkeit, in der sie erzogen worden war, denselben hatte verderben können. Diese ward in's Geheimniß gezogen und mußte Lise begleiten; man war ihrer Verschwiegenheit gewiß. Sie solle nur auf die Vögel horchen, sagte ihr draußen Jörg, dieß sey unterhaltend, und er wolle sie auch ihre verschiedenen Stimmen unterscheiden lehren, während Lise mit dem Matthes spreche. Kathrine blieb still, wie man von ihr wollte, aber

am ersten Abend, als sie nach Hause kamen, sagte sie zu Lise: „Meinst du denn, du könntest den Matthes bekommen? Deine Brüder leidens nicht!“ — „Ich weiß wohl!“ seufzte Lise. — „Aber warum gehst du dann mit ihm?“ rief Kathrine verwundert. Lise ward roth in Beschämung und Aerger; aber der leztere überwog, und stolz entgegnete sie: „Ich will ihn nicht eher lassen, als bis es seyn muß; thue ich jemand ein Leid damit, so ist's mir selber!“ — Kathrine schüttelte den Kopf und blieb stumm; die Sache lag ihr bang im Sinne, indessen begleitete sie Lise treulich, wenn's diese verlangte.

Der Herbst kam herbei und man fing an die Abende wieder in der Stube zuzubringen. Jörg war eines Abends vom Felde heimgekommen, wo er die Winterfeucht bestellt hatte. Nach dem Nachtessen stopfte er die Pfeife und wollte sich, wie gewöhnlich, entfernen, um Matthes aufzusuchen. — Der Vater aber redete ihn an: „Bleib' da, ich hab' mit dir zu reden!“ — Jörg blieb und legte die Pfeife nieder, denn in Gegenwart des Vaters zu rauchen war wider den Respekt. Der Schulzenbauer dagegen zündete die eigene Pfeife an, that ein paar Züge und sagte dann: „Jörg, du mußt anfangen an Gescheiders zu denken, als an deine Vögel. Du mußt heirathen. Vielleicht, wenn du einmal ein Weib hast, wirst du auch noch ein Mann.“ Jörg vergaß vor Schrecken fast Athem zu holen. Heirathen! das war noch ärger, als unter die Soldaten zu gehen! Er, der wo möglich zur andern Thür hinaus ging, wenn ein Mädchen zu der einen in's Haus trat! — Aber wenn der Vater wollte, mußte auch das geschehen. „Ja, Vater!“ antwortete er, obwohl ihm die Stimme versagen wollte.

„Du nimmst die Lise,“ fuhr der Schulzenbauer in demselben unveränderten Tone fort; „sie hat ein schönes Vermögen von Vater und Mutter, ist von einer rechten Familie und ein sauberes Weibsbild, rasch und nicht so schüchtern. Mit ihren Brüdern hab' ich schon geredet; 's ist ihnen recht.“

Jezt bekam Jörg Muth, wie er in seinem Leben noch nie gehabt hatte. „Vater!“ sagte er, „mit Verlaub, das kann nimmer seyn!“ Und nun erwartete er bebend, aber ohne Reue, was da kommen sollte. Der alte Bauer war eigentlich zu sehr erstaunt, um recht in Zorn zu kommen; er schaute den Sohn nur mit großen Augen an; endlich nahm er die Pfeife aus dem Mund und stemmte die Hand auf den Tisch. „Höre, Bursch!“ sprach er und seine Stimme konnte einen zittern machen, ohne daß er sie besonders erhob; „du bist noch kein Mann, daß du mir so kommen könntest; du sollst erst einer werden! Mit der Lise ist's richtig; ich rede kein Wort umsonst! Jezt kannst du gehen!“ — Jörg benuzte die Erlaubniß, und eilte zum Hause hinaus.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

V.

Zu dem charakteristischen Merkmal innern Lebens, das wir allen ächten Kunsterzeugnissen zuerkannt haben, bedarf es für das reine Zeitverhältniß, das in der Melodie sich ausspricht, noch anderer, nicht minder wesentlicher Elemente. Wie das Sinnliche des äußern, so wird auch das Pathologische des innern Menschen lebendig erregt keineswegs bloß durch eine einfache Aufeinanderfolge melodischer Tonreihen; ja diese müßte meist wirkungslos bleiben, wofern das Zeitverhältniß der Töne nicht, in Uebereinstimmung mit dem eigenthümlichen Wesen des Leidenschaftlichen im Menschen, sich heben und senken, rascher oder langsamer an unser Gefühl gelangen, überhaupt eigenthümlich modificirt sich aussprechen würde. Was in der Malerei Schatten und Helldunkel, das ist für die Musik **Rhythmus**, **Tempo**, **Takt** und **Accent**. Durch sie erhält die melodische Aufeinanderfolge der Töne ihre eigenthümliche Färbung, jenen Ausdruck unmittelbarer Lebendigkeit, der von dem jedem Lebendigen eigenen rascheren oder langsameren Pulsschlag des Herzens herrührt. Selbst in dem Gesang gewisser Vögel sind rhythmisch musikalische Verhältnisse vorhanden, die aber durchaus nichts mit den eigentlichen Anforderungen der Kunst gemein haben. Hebung und Senkung, Arsis und Thesis liegen eben so in der Natur des Gefühls, wie in der Darstellung von Gefühlen vermittelst des Tons. Der rhythmische Wechsel der Zeit oder der verschiedenen Zeitlänge, welche man zwischen dem Anschlagen der einzelnen Töne verstreichen läßt, ferner das Tempo, in welchem die Töne nach einander beim Vortrag anschlagen, und endlich das gemeinschaftliche Zeitmaß für alle die Tonreihe bildenden Tongruppen, der Takt, bestimmen wesentlich die pathetische Wirkung, welche ein Tonstück auf das Gemüth hervorbringt. Das regelmäßig Wiederkehrende, Zusammenhaltende, das im Takt liegt, war der alten Tonkunst nicht bekannt, die bei einfacher Zeittheilung der Töne dasselbe leichter entbehren konnte. Dagegen accentuirten die Griechen, deren Sprache so ungemein accentreich war, in der Musik schon darum, weil sie den musikalischen Ausdruck stets in die nächste und innigste Beziehung zur Sprache brachten. Es wird sich schwerlich viel dagegen einwenden lassen, daß, was von den Griechen Musik genannt wurde, weiter nichts war als das rhythmische Supplement des Tanzes oder das metrische Deklamiren der Gedichte, etwa in der Art unserer Opernrecitative. Durch die Verschiedenheit, welche jedem einzelnen Ton der Gruppe das ihm zukommende Maaß der Stärke oder Schwäche ertheilt, ist hauptsächlich die Belebung und Beseelung der Tonreihen bedingt. Alle diese Schattirungen und Abstufungen in der Succession der Töne lassen sich in der allgemeinen Bezeichnung des Rhythmischen zusammenfassen, das auf diese Weise in seiner Beziehung zur Melodie die eigentliche Lebenskraft der Tonkunst ausmacht.

Um nun aber der rhythmisch gegliederten Melodie gleich von Haus aus ein unwandelbares, der beabsichtigten Gefühlsstimmung entsprechendes Gepräge aufzudrücken, bestimmt sich das Gegensätzliche oder Polare in der Zeitfolge melodisch entwickelter Tonreihen durch den allgemeinen und wesentlichen Gegensatz der beiden **Tonarten**, des Dur und Moll. Die Tonart gibt den Grundton der Melodie her und ist der Zielpunkt aller Bewegung, die sich von jenem bald entfernt, bald ihn berührt, und in diesem Wechsel nicht allein eine Mannigfaltigkeit, sondern auch eine Einheit darbietet, welche, auf einem Punkte gegeben, allen Beziehungen und Verhältnissen ihr eigenthümliches Wesen mittheilt. Die Tonart ist der **Charakter** der Melodie, und es geziemt sich, gerade deßhalb daran zu erinnern, daß schon Aristoteles den Unterschied der Tonarten kennt, welche zur Traurigkeit stimmen und welche die Thätigkeit der Seele beleben. Daß die Tonart keine bloße Affektion des Gehörs und keineswegs, wie manche Componisten meinten, ganz der Willkür anheimgegeben ist, ergibt sich von selbst aus der eigenthümlichen Weise ihrer Wirkung. Liegt in dem Wesen der Musik als solcher die Doppelnatur des Pathetischen, jene Gegensätzlichkeit, welche ein kräftiges Gemüthsleben in jeder leidenschaftlichen Erregung offenbart, so folgt aus der Natur der Sache, daß um ein Gefühl richtig und effektvoll darzustellen, dasselbe nicht als Indifferenzpunkt von Freude und Leid, von Furcht und Hoffnung, von Liebe und Haß gezeichnet werden darf, sondern nach der vorwiegenden Seite seiner positiven Eigenthümlichkeit als das eine oder das andere betont werden muß. Und so werden wir es im weitesten Umfang des Wortes für wahr halten, was Goethe an Zelter schreibt: „Es gibt auch für's Ohr eine Symbolik, wodurch der Gegenstand in der Imagination auf eine eigenthümliche

Digitized by Google

Weise hervorgebracht wird, indem das Bezeichnete und Bezeichnende in fast gar keinem Verhältniß zu stehen scheint." Es scheint nämlich nur so, und wer der Natur des Tons und des Gemüths tiefer auf den Grund sieht, dürfte selten in Verlegenheit kommen, die Ursache einer solchen geheimnißvollen Beziehung anzugeben.

Wie nun aber die Malerei das räumliche Nebeneinander in ein zeitliches Nacheinander umzuwandeln bemüht ist, was jedoch erst bei weiter fortgeschrittener Kunstentwicklung geschieht, so gelangt die Musik zu ihrer vollen Entfaltung erst durch den Gebrauch von Mitteln, welche dem an sich Successiven den Charakter des Räumlichen verleihen. Zu der Melodie tritt die Harmonie, unter der wir die Ordnung und Zusammenstimmung gleichzeitiger Töne, ein Simultanes in dem Einklang eines Mannigfaltigen von Tönen verstehen. Nur Rousseau konnte in seiner paradoxen Einseitigkeit die Harmonie eine barbarische, gothische Erfindung nennen und ihren Ursprung in dem Mangel des Sinnes für natürliche Musik nachweisen. Es erinnert dieß an die Chinesen, die in der Malerei von der Perspektive nichts wissen wollen. Erst im Zusammenklang verschiedener Töne offenbart der Ton seine ganze Gewalt. Gewiß, man kann Gefallen finden schon an naiven Abbildungen, auf denen alle Figuren unmittelbar nach einander und in bloßer Linienperspektive erscheinen; wer wird darum aber leugnen wollen, daß die Malerei ihren höchsten Anforderungen erst dann entsprach, als sie ihre Gestalten zu modelliren und zu gruppiren lernte? Nicht anders verhält es sich mit der Harmonie. Die Harmonie verleiht der Melodie eine feste Haltung, Abgrenzung und Rundung, überhaupt die Merkmale eines zu plastischer Existenz gelangten Lebens; denn die Tonmassen in ihrem gleichzeitigen Fortschreiten geben dem Tonbild erst seine Schattirung und Fülle. — Wie die Perspektive rein wissenschaftlich erlernt werden kann, so auch die Harmonielehre; bei beiden lassen sich unwandelbare und mathematisch gewisse Gesetze aufstellen und beweisen. Die Correktheit, die durch die wissenschaftliche Kenntniß der Perspektive und des Contrapunktes erreicht wird, darf nicht gering angeschlagen werden. Fasch schrieb eine sechzehnstimmige Messe, in welcher jeder der vierstimmigen Chöre seinen Weg geht, und doch bilden sie sowohl in sich als insgesammt eine große Einheit, bis in's kleinste Detail ausgearbeitet. Solche gelehrte Musik, einem Bilde vergleichbar, worauf die Perspektive nach den strengsten Regeln der Kunst beobachtet und das andere nur nebenher behandelt ist, beschäftigt indessen lediglich den Verstand und vermag bloß dieser formalen Tadellosigkeit wegen einen tieferen Eindruck auf das Gemüth nicht hervorzubringen. Es fehlt ihr das Stoffliche, der Inhalt und dessen freie, dem Gemüthe zusagende Behandlung. Für die Harmonie in diesem Sinne, d. h. sofern sie dem melodischen Inhalt einen mannigfaltigeren, reicheren und zugleich tieferen Ausdruck zu verleihen hat, hört das mathematische Gesetz auf, wie der Maler, um der eigenthümlichen Natur der Farbe Genüge zu thun, wohl gar genöthigt seyn kann, gegen die mathematischen Regeln der Fernsicht zu verstoßen. Die tiefere Vermittlung ist nicht Sache der Wissenschaft, sondern der künstlerischen Begabung, und eine richtige Harmonie ist darum noch keine gute Musik. Es lassen sich in einer und derselben Melodie verschiedene harmonische Behandlungen geben, was dem Tonbild ein verschiedenes Kolorit verleiht. Stimmt die Harmonie im Allgemeinen mit dem Wesen und der Eigenthümlichkeit der Melodie und weckt einen gefälligen Gefühlsausdruck, so wird man sie als brauchbar und befriedigend gelten lassen müssen; eigentlich aber ist es die Aufgabe der Harmonie, den melodischen Keim zu der ganzen Pracht und Herrlichkeit eines organischen Gebildes zu entfalten, und in diesem Sinne wird man sagen können, daß gleichwie es für ein vortreffliches Lied nur eine einzige ebenbürtige Melodie gibt, so auch nur eine Harmonie für eine gelungene Melodie. Es kommt dabei vornehmlich darauf an, in Uebereinstimmung mit der bald in aufsteigender, bald in absteigender Richtung, bald gleichmäßig und rein, bald zerrissen und verworren sich bildenden Gefühlserregung durch die Dissonanz zur Consonanz zu gelangen und die Consonanz in Dissonanz aufzulösen. In ihrer Ganzheit oder als Kunstwerk betrachtet, muß die harmonisch ausgebreitete Melodie eine Consonanz darstellen, was trotz aller einzelnen Dissonanzen und gerade durch dieselben so geschieht, daß das Dissonirende werdende Einstimmung, noch unvollendete Einheit ist, die sich, ähnlich den Mitteltönen bei der Farbe, in volle Einheit eben nur im Zusammenhang mit dem Ganzen auflöst.

Bringen wir die charakteristischen Merkmale auf der einen Seite der bildenden, auf der andern der Tonkunst in Zusammenhang mit der von der Kunst schlechthin anzustrebenden Lebensidee, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Architektur, Plastik und Malerei das sich entäußernde, die Musik aber das sich verinnerlichende Leben zum Gegenstand haben, wie dieß durch die besondere Natur des Raums und der Zeit bedingt ist. Reine Anschaulichkeit und darum Selbstentäußerung der Lebensidee gehört deßhalb zum Wesen der bildenden Künste, weil das an sich Räumliche immer und überall nur an der Oberfläche sichtbar wird. Ein Innerliches, Verborgenes und Verschlossenes, ein erst zu Errathendes, Mystisches und Geheimnißvolles gibt es in der bildenden Kunst nicht; ihr Geheimniß ist vielmehr, daß sie kein Geheimniß hat, alles offenbart, das Innerlichste selbst zur äußern Erscheinung bringt. So will es die vermittelst des

Digitized by Google

Lichtes zu äußerem Bewußtseyn gelangende Materie. Umgekehrt wendet die Musik sich schlechterdings vom Anschaulichen ab. Mit dem Tone, diesem innern, seelischen Erklingen der Materie zieht sich das Leben von der Oberfläche in sich selbst zurück, die Offenbarung faltet sich zum Mysterium zusammen und die als Gedankeninhalt nicht näher zu bestimmenden Erregungen des Gefühls gehen bloß in die Tiefe, nicht in die Breite, wecken daher stets Wehmuth und Sehnsucht. Dieser vorherrschenden Innerlichkeit kann sich die Musik so wenig entschlagen, daß es vielmehr gerade ihre Aufgabe ist, eben nur pathologisch, d. h. in der Richtung nach dem in sich form- und gestaltlosen Gemüth zu wirken, und alle die Gedankenkeime, die sich zum äußern Daseyn drängen, stets wieder in den verschlossenen Urgrund innerlicher Gefühlserregungen zurückzunehmen. Die Zeit ist nie und nirgends: sie ist nur im Werden, oder als verschwindend; so soll auch der musikalische Gedanke sich nur im Verschwinden offenbaren.

Die gewaltigen Wirkungen, welche die Kunst hier wie dort, in der Entäußerung wie in der Verinnerlichung der Lebensidee hervorbringt, bleiben indessen so lange unvollständig, als die Vermittlung zwischen beiden Polen nicht gefunden, die zeitliche Erscheinung der Materie mit ihrer räumlichen versöhnt ist. Es muß eine Form oder Weise des künstlerischen Schaffens geben, wodurch das Räumliche dem Zeitlichen und die Zeit dem Raum wirklich und wahrhaft eingebildet wird, mit andern Worten: eine solche Kunstproduktion, die nicht beziehungs- oder bedingterweise, sondern in Wirklichkeit und Wahrheit das Nebeneinander in ein Nacheinander, das Anschauliche in ein Pathetisches und umgekehrt verwandelt. Dazu bedarf es eines Stoffes, dessen raum-zeitliche Existenz nicht erst zu schaffen, sondern für die ästhetische Behandlung bereits vorhanden ist — eines Stoffes, wie ihn die lebendige Materie darbietet, bei welcher das Leben weder als ein schlechthin äußerliches, noch als ein schlechthin innerliches erscheint. Als belebt und beseelt hat das Materielle ein Daseyn in dem Raum und in der Zeit, d. h. sie ist ein lebendiger Prozeß. Hier ist die räumliche Existenz, ganz anders als bei der todten Materie, schlechterdings von der zeitlichen und diese hinwiederum von der räumlichen Existenz abhängig. So bereitwillig sich übrigens die todte Masse dem Richtscheit des Architekten, dem Meißel des Bildhauers, dem Pinsel des Malers, dem Bogen und den Lippen des Musikers zu künstlerischer Behandlung darbietet, so spröde erweist sich die lebendige Materie für den artistischen Gebrauch. Nur der eigene Leib des Menschen ist willfährig genug, sich auch diesem Dienst nicht zu versagen, und alles was diejenige Abzweigung der Kunst zu leisten vermag, die in glücklicher Vermittlung zwischen bildender Kunst und Tonkunst die Eigenthümlichkeiten beider in sich vereinigt, geschieht allein vermittelst unserer eigenen Leiblichkeit.

Anders kann ich mir die raum-zeitlichen Künste nicht gefaßt denken. Wohl aber wird es der Natur der Sache nach auch bei ihnen darauf ankommen, welcher der beiden Pole, ob der räumliche oder der zeitliche, vorwiegt, ohne jedoch darum seine immanente Einheit mit dem andern irgend in einem Punkte des Raums oder der Zeit zu verläugnen. Der Tanz, richtiger die Mimik, ist die räumliche Darstellung der in sich vermittelten Lebensidee, gleichsam die in's Raumzeitliche übersetzte bildende Kunst. Die Mimik hat zu ihrer Verfügung den ganzen menschlichen Organismus, seine Gestalt, die Bildung seiner Glieder, seine Stellung und Haltung. Aber selbst wenn die Mimik, wie bei den sogenannten lebenden Bildern, nicht in der Bewegung, sondern in der Ruhe den menschlichen Leib zu ästhetischen Wirkungen verwendet, ist das Zeitmoment ein wesentlich und unmittelbar gefordertes, insofern immer nur menschliche Zustände und menschliche Empfindungen als solche, d. h. wirklich Lebendiges und nicht bloß Andeutungen eines solchen dargestellt werden sollen. Aus diesem Grund ist die in Marmor ausgeführte Niobe etwas ganz anderes als die pantomimisch dargestellte; leztere darf mit dem Ausdruck des Charakteristischen sich nicht begnügen, sie muß vielmehr im Beschauer die Empfindung wecken, daß er die unglückliche Mutter in eigener Person vor sich hat.

Noch augenfälliger tritt das unmittelbar Lebendige und darum zeitlich Bewegte beim Tanze, bei der Pantomime und bei der dramatischen Aktion hervor. Andererseits wird die Zeit vor dem Raum betont im Gesange, der als Erzeugniß der menschlichen Stimme durchaus die leibliche Gegenwart des Singenden voraussezt und ohne diese zwar eine allgemeine musikalische, aber nicht zugleich die specifische Wirkung menschlicher Tonbildung hervorbringen kann. Man sollte dieß bei der Würdigung des Gesanges nie vergessen; seine specifische Bedeutung hat derselbe keineswegs bloß als allgemeines Produkt der menschlichen Stimme, sondern als der Ton oder die erklingende Seele einer bestimmten Individualität, die nur für den abstrakten Begriff, nicht aber für die Anschauung und das Gefühl hinweggedacht werden kann. Seine ästhetische Bedeutung hat der Gesang allein durch die unmittelbare Beziehung des in der Zeit erklingenden Lautes zu der anschaulichen Persönlichkeit, die ihn hervorbringt, wenigstens durch die einfache Bestimmtheit des gesprochenen Wortes, dem der Gesang eine musikalische Gestaltung und Färbung verleiht. Diese Doppelnatur des Gesanges hat den Vortheil, daß die durch einen bestimmten sprachlichen Inhalt getragenen Gesangsweisen bis auf einen

Digitized by Google

gewissen Punkt einfach, in sich befriedigt und ruhig dahinfließend sind, wogegen die Instrumentalmusik, die beides, die musikalische Form und den Gedankeninhalt zu schaffen hat, rastloser Kampf, nie endende Arbeit ist, weil der Gedanke als solcher musikalisch gar nicht ausgedrückt werden darf. Im Gesang wird der poetische Gedanke gleichsam mit musikalischen Gefühlserregungen übergossen, in Gefühle aufgelöst; das Instrument ringt darnach, dem fließenden Gefühl eine feste Gestalt und die Umgrenzung des Gedankens zu geben. Die Grundform der Instrumentalmusik ist die Variation, d. h. der nie endende Versuch, die rastlose Verwandlung des Themas, um einen und denselben Affekt erschöpfend auszudrücken. Der Gesang umgekehrt wiederholt einfach; der Inhalt des Gedankens liegt klar in dem sprachlichen Ausdruck vor, an den sich daher das Gefühl nur anzuranken hat.

Dieß führt uns von selbst zu der höchsten Kunstentwicklung, ich meine zur sprachlichen Kunst, oder zur Poesie, in der das vorwiegend räumliche Verhältniß der Mimik und das vorherrschend zeitliche des Gesangs wieder ausgeglichen erscheinen. Die Sprache ist der vollkommenste Ausdruck der raumzeitlichen Existenz des Menschen, vermöge der Identität des sinnlichen und des geistigen Elements, des Lautes und des Gedankens, der Träger der ureigenen Lebensidee. Die Sprache an sich schon ist das größte Kunstwerk des Menschen, weil in ihr Sinnliches und Uebersinnliches zu unzertrennlicher Einheit in einander fließen. Der Mensch, in der vollwichtigen Bedeutung des Worts, sofern er spricht, will gesehen seyn, und wenn du ihn siehst, soll er sprechen. Hier besteht keine Kluft, keine Grenze mehr zwischen Raum und Zeit: es ist das Leben in seiner ungeschmälerten Entfaltung, reine Persönlichkeit. Einen höheren, lebensfähigeren Stoff für die Bearbeitung des Kunsttriebes gibt es nicht als die Sprache, weil in ihr die Doppelnatur unseres Wesens, der in der Erde wurzelnde Leib und der zum Himmel gekehrte Geist, schlechthin ungeschieden und unterschiedslos erscheinen. Die Sprache ist darum auch kein Vorzug, oder eine Eigenschaft des Menschen, sondern dessen Wesenheit. Das an sich schon im eminentesten Sinne Lebendige eignet sich für den höchsten und allseitigsten Ausdruck der künstlerisch gefaßten Lebensidee. Nur versteht es sich von selbst, daß das sprachliche Wort in der Kunst der Rede wirklich gesprochen und nicht gedruckt gedacht werden darf. So ungeheuer der Gewinn ist, den die Erfindung der Buchdruckerkunst der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts einbrachte, so wird sich andererseits doch nicht verkennen lassen, daß der in der Sprache sich bethätigende Kunsttrieb in Folge dieser mechanischen Vervielfältigung eine nicht unbeträchtliche Einbuße erlitt. Eine abgehauene Hand ist keine Hand, sagt Aristoteles; ein gelesenes und nicht auch laut vorgetragenes Gedicht ist keine Poesie; ein Mißverhältniß, das sich nur dadurch ausgleichen läßt, daß beim Lesen die Einbildungskraft, anstatt bloß die poetischen Gedanken und Bilder sich anzueignen, auch deren sinnliche Hülle, das Wort, nicht mehr als bloßes Zeichen, sondern als ein unmittelbar gesprochenes sich sinnlich vergegenwärtigt.

Die Sprache vereinigt in sich alle stofflichen Mittel, welche den andern Künsten zu Gebot stehen; ja, sie hat überdieß vor diesen noch den wesentlichen Vorzug, daß sie dem Künstler nicht als ein erst durch die Kunst zu belebender Stoff sich darbietet, sondern an sich schon nicht bloß ein Lebendiges, sondern ein lebendiges Kunstwerk bildet, das als solches zu neuen künstlerischen Ausprägungen verwendet wird. Darauf beruht die unbeschränkte Freiheit der Poesie. Was nur immer an der Lebensidee Theil hat, kann auch poetisch ausgedrückt werden. Nur die Abstraktion ist todt, gleichwie das gelesene Gedicht, nach Abzug seines Lautelements, kein Gedicht mehr, sondern eine Hieroglyphe ist. Eben so allgemein ist die Wirkung, welche poetisch dargestelltes Leben auf die Seele hervorbringt. Die Dichtung erregt die Anschauung eben so wohl als das Gefühl, und wo nur immer eine geistige Saite in der Menschenbrust sich spannt, da ist es der Hauch der Poesie, der sie erklingen macht. Die Lebensidee vermittelt sich so in absoluter Weise mit sich selbst, und man kann wohl sagen, daß wie der lebendige Organismus die Wurzeln seines Daseyns zugleich nach innen senkt und äußerlich ausbreitet, so das sprachliche Kunstwerk durch und durch innerlich sowohl als äußerlich Leben seyn muß. Die Poesie, wie schon der Name es ausdrückt, ist der Universalismus der Kunst, sie kann von jeder der andern Künste die ihr zukommende Eigenthümlichkeit annehmen, sie kann architektonisch, plastisch, malerisch, musikalisch seyn, und zudem noch den Ausdruck der Mimik und des Gesanges annehmen. Eine weise Selbstbeschränkung ist darum aber für den Dichter nicht weniger unerläßlich, als für die übrigen Künstler, und der Eindruck, den er hervorbringen will, zumeist davon abhängig, daß er das Anschauliche nicht mit dem Gefühlvollen, den plastischen Ausdruck nicht mit dem malerischen vermischt oder verwechselt, vielmehr für eine reine Wirkung auch reine Motive sucht.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

VII.

Am frühen Morgen wartet der Arceduca Federigo, der beste Dampfer des Lloyd, draußen am Molo des heiligen Carolus auf seine todte und lebendige Fracht nach Venedig. Mit allerlei Volk, Soldaten, Juden und Kapuzinern steigen wie ein und winken dem noch schlaftrunkenen Triest durch die Reihen der Masten und Segel hindurch unsern Abschiedsgruß hinüber. Rasch durchfurcht das treffliche Dampfschiff die grünen Wogen und ohne alles Ungemach tauchen wir immer weiter in die hohe See. Der Himmel ist leicht bedeckt und gewährt erwünschten Schatten; leise schimmern rechts aus dem Norden die Umrisse der julischen Alpen herüber. Gegen Mittag zeigt die flache Küste des Venediger Landes einen Hafenort um den andern, bis aus dem grauen Himmel endlich in der Ferne einige höhere Punkte auftauchen, die Thürme Venedigs. Noch ist eine gute Strecke dahin, bis der Lido (das „Ufer") sich zeigt, der schmale, lange, sich östlich vor den Lagunen herunterziehende Inselstreifen, der natürliche Schutzdamm der Stadt, der selber gegen den Anprall des Meeres und anderer Feinde mit alten und neuen Festungswerken verschanzt und gegen Süden von Malamocco bis Chioggia mit einer dreißig Fuß hohen, vierzig bis fünfzig Fuß breiten Riesenmauer geschützt ist.

Malamocco da drunten im Süden des Lido war im neunten Jahrhundert Sitz der Regierung von Venedig, wurde vom Meer überschwemmt und von den Venedigern mit den tiefer und sicherer in den Lagunen liegenden Inselplätzen vertauscht. Im zwölften Jahrhundert erst fing die Insel wieder an sich zu bevölkern und zählt mit dem Lido etwas über tausend Bewohner. Da wurden denn die „Murazzi," aere veneto, animo romano, „mit Venediger Geld, mit römischem Muthe," wie sie wohlgefällig auf die Kalksteinblöcke meißelten, zwei volle geographische Meilen lang als Bastion gegen das Meer aufgeführt, und hinter diesen Felsenquadern liegt dieses alte Venedig behaglich geborgen, mehr feig und schlau, als muthig und tapfer, wie eine Boa Constriktor im Sumpfe und Dickicht zum Sprung auf bewehrte und unbewehrte Beute bereit. Gewiß darf man so sagen, wenn man einen Blick auf den Plan von Venedig wirft, durch dessen Mitte der große Kanal in der Form eines S, „wie eine Schlange, die ihre Beute still umlauert," sich windet, und einen Blick auf die Blätter, worauf die Geschichte dieser Königin der vortheilskundigen Kaufleute und der arglistigen Diebe en gros verzeichnet steht mit blutiger Schrift in goldenem Rande.

Wir fahren durch den Porto di Lido, den schon San Michele 1545 kunstreich befestigt und den die Oesterreicher frisch ummauert, an la Certosa vorbei, begrüßen St. Elena, erfreuen uns an dem schönen Bau von S. Pietro di Castello vor'm östlichsten Ende der Inselstadt, biegen um die südlichste Spitze Venedigs, worauf Napoleon die „öffentlichen Gärten," den einzigen baumbepflanzten freien Platz der Stadt, angelegt hat, steuern den Kanal di San Marko hinauf, dem Strande der Sclavonier (Riva dei Schiavoni) entlang, am österreichischen Wachtschiffe vorbei, und ankern auf welthistorischem Grunde.

Der Himmel ist trüb, das Lärmen und Treiben der auf die heranrudernden Gondeln sich stürzenden Ankömmlinge ist groß, der zum Theil mit silbernen Waffen geführte Kampf mit der Mauth ist heiß; doch nehmen wir eine ruhige Stelle und Minute wahr, um einen Blick in die Zauberwelt zu thun, die sich dem Auge eröffnet. — Wir sind gegenüber dem kleinen Markusplatze, aus dem die zwei hohen Säulen mit den beiden Schutzpatronen Venedigs hervorragen, dahinter die drei hohen Flaggenstangen vor dem Markusdome, und nochmals dahinter der viereckige Uhrthurm, auf dem die zwei ehernen Riesen gerade die dritte Stunde nach Mittag an die dumpf tönende Glocke schlagen; rechts der Riesenbau des Dogenpalastes, ganz Seltsamkeit, ganz Wunder; wieder rechts schwingt sich die Seufzerbrücke von ihm hinüber zu dem, durch einen schmalen Kanal davon getrennten Staatsgefängniß mit den Bleidächern; noch weiter rechts prangt der alte Palast Bernardo mit seiner herrlichen Spitzbogengalerie als moderner Gasthof Danieli, in dessen Nähe Petrarcas altes Wohnhaus noch steht, und vor ihm, am Uferrande hin, entfaltet sich hinter Schiffen und Masten ein buntes, tummelndes Leben der Käufer, Verkäufer, Zecher und Spieler. Links von der Piazzetta (dem kleinen Markusplatze) lagert sich schwer und dunkel die Münze, la Zecca, die Geburtsstätte der weltbezaubernden Zechinen; weiter links die Rückseite des Königspalastes (Palazzo reale), und ganz zur Linken öffnet sich mit der Dogana di Mare und mit der schönen Kuppelkirche Maria della Salute der Eingang in den großen Kanal, diese Straße der Paläste,

den wunderbarsten Seeweg der Welt; in unserem Rücken endlich mündet die breiteste Wasserstraße Venedigs, der Kanal della Giudecca und thront auf der Insel des heiligen Georg die großartige Kuppel von S. Giorgio Maggiore. Das ist zu viel für einen Blick, zu viel für eine Stunde, die Sinne reichen nicht aus, das zu bewältigen, die Sprache sucht vergeblich nach Worten, und „zauberhaft," das ist der einzige Ausdruck der stummen Bewunderung.

Wir klettern vom Schiffe in's Boot; nach wenigen Minuten sind wir an der steinernen Treppe des Platzes, auf welcher der Fuß so manches städtebezwingenden, ländererobernden Dogen, so manches segnenden Patriarchen und Papstes, so manches siegreichen und besiegten Königs und Kaisers seit einem Jahrtausend gestanden: eine unendliche Vergangenheit, eine ganze alte Welt umfängt uns. Da weckt die nüchterne Wirklichkeit uns modern genug aus den Träumen. Der treueste Sohn Venedigs, der edle Gondolier, der uns zum Ufer gerudert, der für sechs Centisimi die Person über einen Kanal, für einen Zwanziger die Seele eine ganze Stunde weit führen muß, ist für die Eine Minute vom Schiffe zum Ufer nicht zufrieden mit einem halben Zwanziger für uns beide. Mit lautem Geschrei zwackt der Schuft den über seine Unverschämtheit verduzten, trotz (oder wegen) ihrer italienischen Grammatiken und Wörterbüchern im Ranzen auf solchen Dialog nicht eingerichteten Stillen vom Schwabenlande dreist und diebisch jedem einen vollen Silberling ab. Lachend steckt er den ein und bequem streckt er sich an den Fuß der Säule; er hat sein Taglohn gemacht, seine Polenta ist fertig, heute braucht er nichts mehr zu arbeiten, der Tagdieb. Als weitern Dämpfer auf den zeichen- und wundergläubigen Ankömmling schickt der Himmel ein klein wenig Regen herab; man zieht rüstig vom Leder, aber damit man hübsch demüthig vor San Marko vorüber gehe, macht er mit seiner Löwenkralle mitten auf dem andächtig überschrittenen Platz mir einen stattlichen Riß in das seidene Regendach, daß die Fetzen davonhängen. Was schadet's? ist ja auch der Hermelin des Dogen längst zerfetzt und mitten auf dem prachtvollen Markusplatze, den wir vollends im Sturmschritt durchmessen, begegnen uns Lumpen genug, Mann und Weib, lebendige Ruinen der gestorbenen und verdorbenen Stadt.

Wir fragen und ziehen nach einer der nächstgelegenen Gassen, Calle genannt, und finden glücklich unser Calle del Cason. Nicht Gäßchen, Winkel hieße es in jeder andern Stadt, kaum drei Schuh breit, vier, fünf Stockwerke hoch die Häuser, und im dritten Stock auf steinerner Treppe die uns empfohlene Privatwohnung. Die dicke freundliche Wirthin, nach — freilich unsäglichen geringen — Venediger Begriffen noch sehr wohl gekleidet, führt uns in das geräumige und helle, mit rothem Marmorestrich belegte reinliche Gelaß, das die nöthigen drei Stühle, eine betagte Kommode mit Schubladen, natürlich ohne gehende Schlösser, und die Königin des venetianischen Hausgeräthes, eine vier Regenschirme breite und sechs Regenschirme lange, mit einem Worte unermeßliche, mit Leitern zu besteigende, mit einem halben Dutzend Mehlsäcken kaum überfüllte, im übrigen reinliche, wohl mit Wolle gepolsterte Lagerstätte aufweist. Und was ist der Preis für solche Behausung? Zehn Kreuzer für den Tag, ja, sage mit Worten, einen k. k. Zehner für den Tag; wahrhaftig, wie „gänzlich ausverkaufende" Schacherjuden ausposaunen lassen: „nicht zu glauben, ohne gesehen zu haben!" Aber so ist die Stadt der Städte heruntergekommen, die Stadt, welche einst vierundzwanzig Linienschiffe zum Auslaufen und 200 Galeeren in steter Bereitschaft hatte, sechs Millionen Dukaten jährlich in die öffentlichen Kassen einnahm, ganz Oberitalien, das ganze Mittelmeer, den Archipel, die Levante beherrschte und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert zuweilen 3 bis 400,000 Einwohner zählte und durch Handel und Sitte, durch Kunst und Wissenschaft für ganz Europa war, was nachher Frankreich unter Ludwig XIV., nämlich das Mekka der gebildeten Welt bis in Doktor Luthers Zeit, so daß er, wenn er seine Käthe, „seine Königin und Kaiserin," zum Höchsten erheben wollte, sie ihm „viel werther und lieber" nennen mochte, „als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft."

Wohin zuerst? Wohin anders, als über den Markusplatz zurück an die Steintreppe, wo zu hunderten die Gondeln liegen; es soll uns die erste beste straks den großen Kanal, die Hauptpulsader des alten und neuen Venediger Lebens hinunter tragen. Wir können noch nicht um Einzelnes uns kümmern, der Gesammteindruck muß vorher hingenommen, und sey er leidig, sey er freudig, verarbeitet seyn, ehe die Zauberpracht dieses Mährchens aus mehr als tausend und einer Nacht voll Weh und Lust, voll Frevel und Buße im wundersam bewegten Gemüthe aufsteigen kann.

Die schwarze Gondel, der trübe Himmel, die schweigende Wasserstraße, nur vom eintönigen Schrei der zum Ausweichen sich anrufenden Gondoliere und vom Takte des Ruderschlags hin und her durchtönt, und nun Palast an Palast, ein alter und mittelalterlicher Palast am andern, düster, altersgrau, die Läden der Spitzbogen- und Rundbogenfenster verschlossen, die Mauern zerrissen, der Mauerbewurf abgefallen, todt, todt, todt! So gleiten wir wie durch eine ausgestorbene, durch eine von einem bösen Bann gedrückte, mitten im Leben zu einem Kirchhof verzauberte Stadt. Unheimlich, ungeheuer lastet's auf der Brust, ein unsäglicher Druck taucht die Seele hinunter in Trauer

Digitized by Google

und Wehmuth; man möchte sie vollends in's Meer versenken und mitversinken, diese stolze Größe, diese blühende Schönheit, dieses unermeßlich reiche Leben, versteint zur Mumie, eingesargt wie eine Scheintodte; man möchte nur gleich auf und davon aus der Stätte des Todes, und doch hält sie fest, zieht an wie mit Geistermacht. Keine Stadt der Welt vermag einen solchen tiefen, unaussprechlichen Eindruck zu machen. Das ist eine Stadt für Dichter, für deutsche Dichter!

Ja, eine Stadt, die so viel gelebt und geliebt, so viel gehandelt und gewandelt, wie Venedig, mag nach solchem Fall, aus dem es kein Auferstehen mehr gibt, sich in die Stille des Grabes betten, Gras mag über den Ruinen wachsen und ihre eigene Stätte sie nicht mehr kennen. Memphis und Persepolis, Palmyra und das arabische Petra, das sind Ruinen, das sind Todtenstätten, da kann sich das Gemüth einfach zurechtfinden und mit zu Grabe gehen. Aber nicht mehr leben und doch nicht sterben können, das Lebensollen bei leibhaftigem Tode, ein Leichnam, von den galvanischen Strömen des unruhigen modernen Dampf- und Eisenbahnlebens fort und fort durchzuckt, Scheinleben und Scheintod in Einem, das ist es, was so geheimnißvoll, fast grausenhaft ist, bis man sich auch daran, wie an alles gewöhnt hat.

Das halbe S des großen Kanals haben wir durchschwommen, wir halten unter der Brücke von Rialto. Da, im Mittelpunkte des heutigen Venedigs, stand seine Wiege, da ist noch heute die Herzkammer des eigentlichen Volkslebens und Volksverkehrs der Stadt. Unstet und flüchtig wie Kain mußten die alten Heneter oder Veneter erst vor den Hunnen (452) und Longobarden (568) nach Heraklea, dann (742) nach Malamocco sich flüchten und von hier der Unsicherheit des Meeres wegen endlich (809) auf die Insel Rialto sich zurückziehen. Von hier überbauten sie Insel um Insel, überbrückten sie Kanal um Kanal; man zählt jezt 400 Kanäle zwischen den 70—90 Inseln, aus denen die Stadt besteht, und über 450 Brücken verbinden die schmalen Gäßchen. Von hier aus schifften und fischten sie und zogen bald ganze Länder, wie Istrien, Dalmatien, in's Garn. Die Kreuzzüge, denen die um ihren Handel besorgten Krämer sich nicht allzubald anschlossen — siamo Veneziani, poi Christiani! seyen wir zuerst Venetianer, nachher erst Christen! war ihr Wahlspruch — brachten wohlberechneten Gewinn an Ansehen und Reichthum. Ihren Sümpfen waren sie längst entwachsen, Venedig war die mächtigste Stadt der Lombardei geworden; entschlossen zur Eroberung des Morgenlandes hatte sie schon früher ihren alten Sumpfgott weggeworfen; der heilige Theodor, mit dem Schwerte in der Hand, den Lindwurm unter den Füßen, hatte seine Pflicht gethan; ein anderer Beschützer mußte her, der Löwe des heiligen Markus, geflügelt, doppelt fertig zum Sprung, wurde der Gott der nach Weltherrschaft gierigen, wie ein brüllender Löwe zum Raub ausgehenden Stadt, die ihren höchsten Ehrgeiz darein sezte, „das Rom der Meere" zu seyn. Stolz warf sie Kaiser Barbarossa den Fehdehandschuh hin, übermannte ihn, schlug seine Flotte bei Salvore, zwang ihn zum Frieden mit Papst Alexander III. und entzog sich seitdem dem Einflusse der deutschen Kaiser. Bald darauf besezte der Doge Heinrich Dandolo, den der griechische Kaiser hatte blenden lassen, mit Hülfe französischer Kreuzfahrer Constantinopel (1104), Candia und andere Inseln.

Dem sich reckenden Löwen war es allermittelst zu eng geworden in dem Insel- und Gassengewimmel um Rialto, hinter dem eine solche Weltmacht sich längst nicht mehr zu verstecken brauchte. Er verlegte seinen Herrschersitz an das Ende des Kanals hinaus gegen Osten, auf breiteren Boden, und baute sich einen Herzogspalast, wie damals kein Kaiser und König einen hatte, dicht neben den Tempel seines Gottes und diesen überragend. Sofort wurde Genua besiegt, Malatesta, Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua (1405), ferner Brescia, Bergamo, Crema, so wie das ganze dalmatische Küstenland erobert, so daß der Löwe seine Flügel und seine Tatzen über die ganze Adria und über den größten Theil von Oberitalien deckte. Da war er auf dem Gipfel seines Glücks! Katharina Cornaro, die edle Venetianerin, brachte durch ihre Ehe mit König Jakobus die Insel Cypern zu und das Schwert (1483) die Insel Zante. Wie Treviso, Ravenna, Friaul, so gehörten auf der griechischen Halbinsel Morea Lepanto, Patras, Koron, Modon und Napoli di Romania den Venedigern. Das Staatseinkommen betrug 1,200,000 Dukaten, unermeßliche Schätze häuften sich in den Palästen des Adels und der Bürgerschaft. Da fuhr ein Schiff zum erstenmal um das Vorgebirge der guten Hoffnung und zerschnitt mit scharfem Kiel alle die goldenen und eisernen Fäden, mit denen Venedig den Orient und Occident an sich gefesselt. Das Unglück, das einmal sich Bahn gebrochen, kam nun mit Haufen. Der Papst, der Kaiser, Frankreich, Spanien, der Halbmond hezten den verwundeten Löwen zu Tode.

Noch hatte im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Republik dritthalb Millionen Unterthanen und 6 Millionen Dukaten Einnahme, aber 28 Millionen Dukaten Schulden dazu; die Flotte bestand nur noch aus acht bis zehn Linienschiffen und vier Galeeren, die Landarmee aus 14,000 Mann schlechter Truppen; selbst den afrikanischen Raubstaaten mußte die stolze Dogenstadt Tribut bezahlen. Langsam siechte sie dahin, innerer Moder und äußere Fäulniß zerfraß Wurzel und Krone. Da erbarmte sich die französische Republik der sterbenden Schwester und gab ihr den lezten Stoß auf's Herz. Am 16. Mai 1797 rückten die „Befreier" ein in die Stadt, welche bis dahin kein

feindlicher Fuß betreten hatte. Im Frieden zu Campo Formio (1798) kam es an Oesterreich, und dem verblied es nach kurzer Unterbrechung durch das „Königreich Italien" und nach kürzerer durch die neueste Revolution bis heute.

Wird der Freihafen, zu dem es erklärt ist, neues Blut in die erstorbenen Adern bringen, werden Dampfwagen und Dampfschiffe den entschwundenen Geist wiederbringen, wird selbst das gewaltige, das wiedergeborene Oesterreich das Leben wieder von der Todten fordern können? Laßt die 15,000 Häuser sich wieder füllen, laßt die 120,000 Einwohner, die es zählt, auf 200,000 wachsen, laßt die verschlammten Wasser wieder vertiefen, laßt alles neu werden: wer wird ein in Trägheit und Schmutz versunkenes Volk wieder jung machen, wer wird die 20,000 Bettler, die unter jenen 120,000 Bewohnern gezählt werden, zu nützlichen Menschen machen, wer wird den Bann hinwegthun, den eine tausendjährige Schule mit Gift und Dolch, List und Lust, Treubruch und Uebermuth, Lug und Trug auf die Stadt gehäuft? „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die Große. Denn ihre Sünden reichen bis in den Himmel und Gott denkt an ihren Frevel. Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Muthwillen gehabt hat, so viel schenkt sich ihr Qual und Leid ein. Denn sie sprach in ihrem Herzen: Ich sitze und bin eine Königin und werde keine Wittwe seyn und Leid werde ich nicht sehen. Darum mußten ihre Plager kommen auf Einen Tag. Und es werden sie beweinen und sich über sie beklagen die Könige auf Erden und sprechen: Weh, weh die große Stadt, die starke Stadt! auf Eine Stunde ist dein Gericht kommen! Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leid tragen bei sich selbst, daß ihre Waaren niemand mehr kaufen wird. Die Waaren des Goldes und Silbers und Edelgesteins und die Perlen und Seiden und Purpur und Scharlach und allerlei Thinenholz und allerlei Gefäß von Elfenbein und von köstlichem Holz und von Erz und von Marmor und Zimmt und Salben und Weihrauch und Wein und Oel und alles, da deine Seele Lust an hatte, ist von dir gewichen und du wirst solches nicht mehr finden."

Oder darf man nicht das Gesicht der Offenbarung, deren prophetisches Gerichtswort an einer der großen Weltstädte nach der andern sich erfüllen wird, wie es sich über Babel und Tyrus, über Karthago und Rom erfüllt hat, nicht auch und nicht ganz besonders auf die Lagunenstadt deuten? Welch ein düsterer Klage- und Trauergeist ging an jenem Tage durch halb Europa, als jenes erste Schiff auf dem neuentdeckten Seewege nach Indien den Lebensnerv all der mit Venedig verknüpften Handelsstädte zerschnitt! welch ein Riß ging durch das Herz von Augsburg und Ulm, von Nürnberg und Regensburg, von Lübeck und Danzig, Gent und Brügge mit ihren Schwestern und Töchtern! Ein König sprach: „Augsburg muß wieder etwas werden." Jahre sind hingegangen und Gras wächst an seiner alten Kaiserstraße! Ein Kaiser und wieder ein Kaiser mag sprechen: „Venedig muß wieder eine erste Größe werden;" Jahre werden hingehen und Venedigs Paläste trotz allem, was neuer Trieb und junger Wetteifer bessern mag, werden verfallen: Gott hat gerichtet. Durch die Weltgeschichte geht das Weltgericht, pfeilschnell ist die Gegenwart entflogen, ewig still steht die Vergangenheit.

Lasset die Todten ruhen, lasset der Wittwe ihren Schleier, lasset den Dichtern ihr Erbe! Wir kehren zurück am düstern Abend durch den schwarz umflorten Kanal, auf dem wir bis in's gestorbene, aber noch langehin zuckende Herz der Stadt vorgedrungen; wir haben den bittern Kelch dieser stillen Vergangenheit und trauernden Gegenwart bis auf die Neige geleert und das gedrückte Herz gesättigt mit Bildern des Todes; jetzt habe der Lebende Recht. Wir machen es uns frei und leicht in einem kühlenden Bade, wozu die mitten im großen Kanal nah an der Dogana di Mare errichtete Anstalt willkommene Gelegenheit gibt, fahren zur Markustreppe zurück und beginnen nun auch eine Fußreise durch die Stadt, ohne Führer, ohne Plan. Wollen sehen, wie wir durch das Labyrinth der Gassen und Gäßchen uns hindurchwinden.

Beim Heraustreten aus den Arkaden des Markusplatzes neigt sich die Sonne zum Untergang und voll günstiger Bedeutung bricht sie goldenen Lichtes durch die den ganzen Tag sie bergenden Schleier. Da ist's ein köstliches Schlendern durch die zwar engen, aber trefflich mit Steinplatten gepflasterten, in unaufhörlichem Zickzack sich fortwindenden, aber im Ganzen reinlichen und heimeligen Gassen, in denen allenthalben alle Sinne in Anspruch genommen sind, wenn auch in nicht immer ansprechender Weise. Ganz besonders muthet es an, hie und da Weinreben bis hoch an den dritten, vierten Stock gezogen zu sehen, wo dann das Laub die Mauern hübsch umkleidet oder auch ein kleines Höfchen allerliebst beschattet. In den Höfen zwischen den Häusern befindet sich stets eine verschlossene Cisterne, die sichtbare Umfassung gewöhnlich in schöner alter Architektur und Bildhauerarbeit, becken- oder kapitäl- oder kelchförmig gemeißelt. Die Wohnhäuser selber sind im Allgemeinen hoch und schmal, niedrig sind die einzelnen Stockwerke, Thür- und Fensteröffnungen, und aus den offenen Läden duftet es in der Schwüle des Sommers nicht gerade zum besten. Der eigenthümliche Geruch des salzigen Wassers in den Kanälen vermehrt die Rührung. Große Waarenniederlagen, Prachtläden wie in den modernen Städten zeigen sich auch in den eigentlichen Kaufstraßen fast nirgends.

Digitized by Google

Gassen und Häuser, Läden und Speise- oder Trinkhäuser stimmen sehr zu dem mit uns sich dahindrängenden Volke, dem der Stempel der Verkommenheit aufgedrückt ist. Einzelne durch Wuchs und Form sich auszeichnende Gestalten heben sich wohl aus der Menge hervor, und aus dem einen und andern Fenster lauscht, in einer und der andern Gondel huscht wohl auch eine entschiedene Schönheit vorüber, aber im Ganzen ist der weibliche Theil des Volkes verlebt, ohne Würde und Adel, und im Anzuge so ungeordnet, schmutzig und schlumpig, daß man seinen Augen nicht traut. In elendester Kleidung, in ausgetretenen, lumpigen Schuhen, in nachlässig am Nacken herunterhängendem Umschlagtuche, in kaum oder nicht gekämmten Haaren schleppen sich Alte und Junge mitten am Tag bis in den Abend durch Gassen, Plätze und Kirchen. Schade für diese dunkeln Augen, für diese blendenden Zähne, für dieses immer schöne, rabenschwarze, üppige Haar. Hat ein Tizian, der Meister der weiblichen Schönheit, durch solche Gestalten sich hindurchsuchen müssen, bis er seine Venusbilder fand, dann war sein neunzigjähriges Leben ein Leben voll Mühe und Qual. Aber gewiß hat er damals nicht bloß in den Palästen, sondern auch auf dem Bürgersteige, auf den Volksplätzen ganz anderes gefunden, daß er nur den Pinsel hineintauchen durfte, um diese Glut der Farben, diese lachende Gesundheit, dieses pulsirende Leben den Spätgebornen als Spiegel der alten Schönheit, des alten Reichthums, des alten Wohlseyns auf die Leinwand zu bannen.

Dazu kommt, daß die moderne Tracht, der Abfall der Mode, der Trödel der vornehmen Welt die niederen Schichten vollends verunstaltet. Von eigentlicher Volkstracht hat sich fast nichts in das heutige weibliche Venedig hereingerettet. So unschön aber und verkommen das weibliche Geschlecht ist, so schön durchschnittlich und kräftig nimmt sich der Schlag des männlichen Volkes, zumal in niedern Klassen aus, und da hat der Freund der Schönheit und der Künstler noch fortwährend eine wahre Fundgrube für Auge, Stift, Pinsel und Meißel. Der Gondolier zumal, sonnengebräunt wie ein Erzbild, edeln Wuchses, voll Kraft in den Gliedern, voll Ausdruck in den Zügen, die rothe fesartige Schiffermütze mit flotter Quaste unternehmend auf dem schwarzhaarigen Scheitel, mit der rothen Weste, den blauen Beinkleidern angethan, die Lenden mit dem bunten, im Winde flatternden Tuch umgürtet — führe er, in den immer weißen Hemdärmeln prangend, aufrecht stehend und vorgeneigt, kraftvoll das Ruder mit dem nervigen Arm, oder liege er behaglich ausgestreckt auf der Brückenmauer, auf der Steintreppe und dem Pflaster, der ist immer zum Malen, nimmer zu vergessen, auch wenn er uns nicht belügt und nicht betrügt. Die Männer aus höheren Klassen dagegen sind wie in ganz Italien bei aller möglichen Schönheit gar zu weiß und zu weich, gar zu unmännlich.

Das Sprichwort sagt von den drei Freuden und von den drei Leiden Venedigs: „Es gibt hier keinen Staub, keinen Koth, kein Wagengerassel; dagegen schlechtes Brod, schlechten Wein, schlechten Kaffee." Mag der Freihafen letztere drei Leiden lindern, die Venediger selbst freuen sich nicht darauf, denn der vermehrte Zuzug von Fremden werde diese unentbehrlichen Dinge ihnen trotz dem entfallenden Zoll durch verstärkten Verbrauch vertheuern, fürchten sie, und das Geld, das die Fremden bringen, komme doch nur den Reichen zu gut; denn heute mehr denn je werde, der da hat, gewinnen, wer aber nicht hat, verlieren was er hat. So sagen sie. Wir aber freuen uns, was den fehlenden Staub und Koth betrifft, von Herzen dieses öffentlichen Mangels; es ist eine köstliche Sache um dieses Dahinschreiten auf den immer saubern, immer planen Kalk- und Marmorplatten, doppelt köstlich im Andenken an die Schmerzen der so schrecklich gepflasterten oder gar chaussirten Straßen unserer großen und kleinen Städte. Aber fast gar zu bequem ist's den Füßen gemacht in dieser Stadt, entweder in der Gondel dahin gleiten ohne jede Körperbewegung, oder immer so eben und glatt wie im Zimmer es unter der Sohle haben; kein Wunder, wenn man hier in Bälde in der Faulheit und Bequemlichkeit des Flanirens Meister wird. Wahrhaftig, zum Herumlungern ist Venedig eine Hochschule, wie kaum eine andere Stadt in allen fünf Welttheilen. Das Wagengerassel aber vermißt man anfangs fast nicht ohne Unbehagen und es ist etwas Unheimliches in der bangen Stille, man glaubt sich in der That „in eine entlegene Welt versetzt, wo der Lärm des körperlichen Lebens schwindet." Wenn statt der rasselnden Wagen die Gondel pfeilschnell durch die stillen Wasserstraßen schießt, wenn nur in den belebtesten Gassen der Menschenschwarm summt, so bietet das wieder ganz eine Unterlage für die geschichtliche Erinnerung. Diese Stadt war zum geheimen Werke des schleichenden Verraths, des leise tretenden Gottes der Kaufleute, der Diebe und der Liebe, des Dämons der ungesehen, ungehört ihre Opfer überfallenden Inquisition so ganz geschaffen. Nur hier konnte ein so geheimnißvolles Regiment des Schreckens und der Furcht unter der Maske der Freiheit, unter dem Schein des Freistaates seine sichern und blutigen Netze stricken. Mohr von Venedig, in wie viel Gestalten und wie oft schlichst du und ließest du schleichen durch diese stillen Gassen!

Doch weg mit solchen dämonischen Bildern! Ein Gotteshaus ladet zur Erhebung und Befreiung von dem, was menschlich und untermenschlich ist. Wir gehen an Sta. Lucia (gebaut 1609) vorüber, der

ziemlich ungerathenen Tochter des Meisters Palladio, von dessen Römersinn und Römerkraft wir bessere Zeugen sehen sollen; aber vor St. Stefano bleiben wir ein wenig stehen. Das ist ein Gruß aus der Heimath. Im Jahr 1294 erbaut, noch in der besten Zeit des germanischen Styls, zeigt die Kirche, freilich nach Art aller italienischen Bauten, denen der ganze freie, fromme, frische Schwung des deutschen Geistes nie recht eingehen wollte, einen Giebel mit schönen Spitzbogen über dem Portal und an den Fenstern, eine zierliche Rosette darüber und ein äußerst reiches Dachgesimse, in dem sich antikisirende Anklänge freundlich mit rein gothischen Formen mischen, darunter wohlbemessene Wandpfeiler (Lissenen), einen brillant im Zickzack verzierten Bogenfries tragend. Diese Verzierungen sind scharf und fein aus gebranntem Steine, wie die ganze Kirche aus Backstein. Im Innern stehen auf zierlichen schlanken Säulen mit attischer Basis und einfachem Blattkapitäl mit Zickzack umränderte Spitzbogen, und diese tragen das gerade Gebälk der Decke äußerst heitern und leichten Sinns. Viele Denkmale aus dem sechzehnten Jahrhundert, dazu eine heilige Familie, von Palma dem ältern gemalt, schmücken die Wände.

Die Dämmerung ist hereingebrochen, bis wir die heiligen Hallen verlassen, freundliche Lichter erhellen Gassen und Läden; wir folgen dem Zuge der Menge und sind gewiß, wer mit dem Strome schwimmt, kommt sicher an eine Mündung. In der That sind wir nach längerem Laufe wieder an dem großen Kreuzwege Venedigs, auf der Rialtobrücke angelangt, unter der wir vorhin in der Gondel hielten. Da ist ein Gedränge, ein Herüber- und Hinüberwogen durch die rechts und links aufgestapelten Obstkörbe und Mundvorräthe, die den Vorübereilenden auf's appetitlichste anmuthen. Ueber die Stufen der Brücke ziehen sich drei Straßen, getheilt durch zwei Reihen hölzerner Botteghen, welche alle ihre für das Bedürfniß des Volks berechneten Herrlichkeiten und Labsale so glänzend wie möglich auskramen. Ein Blick da hinein, ein Blick in den großen Kanal hinauf und hinab, in dem sich bereits nächtlicherweile tausend Lichter spiegeln, und wir treten den Rückweg an, auf dem wir, „man meint zu schieben und man wird geschoben," richtig wieder an unserer Ausgangsstelle landen.

Wir treten von hinten her in die beleuchteten Arkaden des Markusplatzes, und welch ein Schauspiel ergreift uns! Das ist der 680 Fuß lange, 530 Fuß breite, prächtig mit Steinplatten belegte, auf den drei Seiten von je einem großartigen Prachtgebäude in einer Flucht umschlossene, auf der vierten Seite vom Markusdom begrenzte Platz, wimmelnd von geputzten Menschen, die theils auf und ab gehen, theils den Musikchor der österreichischen Besatzung umstehen, theils bequem auf den hunderten von Rohrsesseln lehnen, welche vor den Kaffeehäusern der Arkaden zum Theil unter Zelten aufgestellt sind. Dazwischen und am Ostende der Straße preisen Limonadenkrämer ihr aqua fresca den durstigen Kehlen an und bieten Verkäufer und Verkäuferinnen frische Blumen und Nippsachen aus Seemuscheln aus; rings herum senden aus den Arkaden und von ihren Pfeilern hundert und hundert Gaslampen ihr strahlendes Licht in das heitere Gewühl; feenhaft, wo nicht geisterhaft leuchten die Kuppeln und Zinnen, die Pforten und Säulen der Markuskirche im Schein und Widerschein der Lichter herunter, und über das alles spannt der sternbesäete Nachthimmel, dessen tiefes Blau im Gegensatz zu dem Lichtmeere da unten noch prachtvoller wirkt, eine Decke, wie keine Menschenhand sie zu malen vermag. Wahrlich, das ist der schönste Saal der Welt! rief der Marschall, der neben Napoleon einst vom Balkon hernieder sah, und werth, setzte der Kaiser hinzu, daß er nur den Himmel zur Decke habe!

Hier ist der Mittelpunkt des venetianischen öffentlichen Lebens. Alles was schön, was reich, was zu sehen ist, was sehen und gehen kann, eilt aus der Stadt hier zusammen. Hier wird die Nacht zum Tage nach Venedigs Sitte und Sprüchwort. Die Kaffeehäuser sind bis Mitternacht erleuchtet und belebt. Und wenn es in den großen Häusern Tagesordnung ist, um eilf bis zwölf Uhr Mittags aufzustehen, von drei bis fünf spazieren zu gehen, um sechs zu Mittag zu essen, so ist man von neun bis zwölf Uhr auf dem Markusplatze und im Theater, um gegen ein Uhr Gesellschaften zu besuchen. Die Nobili geben und empfangen ihre Besuche im Theater; Visiten bei Tag sind ungewöhnlich.

Nehmen denn auch wir Platz, genießen unsern Kaffee und unser Eis, jauchzen still hinein in diese Wunderwelt, athmen wonnig diese milden, lauen Abendlüfte, lassen um uns her das Gewühl der Tausende rauschen und verrauschen, und wandern endlich zu später Stunde in die Nachtherberge, um im Riesenbette geräumigst die Glieder sich strecken und die Seele sich leicht und licht ergehen zu lassen in dem unverlöschlichen Zauberbilde der todten, der lebenden, der allabendlich auf dem Markusplatze ein Auferstehungsfest feiernden Venetia.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, August.

I.

Volksfeste.

Panem et circenses — Engländer und Volksfeste soll uns der gütige Himmel zur schönen Sommerszeit bescheeren. Es fehlt heuer weder an den einen noch an den andern und der alte Gott lebt noch, von welchem es ehedem (nach der Schlacht bei Laupen) hieß, „er sey Burger von Bern worden.“ — Unser dießjähriger Festkalender begann mit der Jubelfeier, womit die Glarner den fünfhundertsten Jahrestag ihrer Aufnahme in den Bund der Eidgenossen begingen. Hieran schloß sich nach wenigen Wochen die gleiche Feier im Kanton Zug. Es waren dieß zwar nur Epigonen des leztjährigen Züricher Maifestes, mit weniger Pomp und Pracht ausgestattet, aber nichts desto weniger vielleicht gelungener. Mindestens schaute hier die Sonne mit freundlichsten Blicken, während die Züricher von der allerschlimmsten Laune des Jupiter pluvius verfolgt wurden und ihr Fest von Anfang bis zu Ende unter Regenschirmen feiern mußten. Gegen Regenwetter bei Volksfesten sollte uns eigentlich ein Paragraph unserer neuen Bundesverfassung schützen. — Die Feste in Glarus und Zug trugen einen durchaus historischen Charakter. Den Kern derselben bildete das öffentliche und feierliche Vorlesen der alten Bundesbriefe. Eigenthümlich war der Glarner Jubelfeier die Bannerlade, welche von zwei Rathsherrn dem Festzug vorgetragen wurde, eine alterthümliche Truhe, in der die Fahnen und Standarten aufbewahrt werden, welche entweder die tapferen Glarner einst ihren Feinden abgenommen haben, oder die ihnen selbst in glücklichen Schlachten als Feldzeichen dienten. Nach der Verlesung des Bundesbriefes wurde die Lade geöffnet, die alten Panner eines nach dem andern dem Volke vorgezeigt und die historische Bedeutung eines jeden derselben in kurzer Rede geschildert. Kennen Sie das grüne Thal von Glarus, über welchem der Glärnisch und Tödi ihre weißen Häupter wiegen? Gewiß keine schlechte Scenerie für ein solches Volksfest! Zwar sind die Glarner heute nicht mehr das abgehärtete Hirtenvolk, welches bei Näfels den österreichischen Herzog schlug. Auf den grünen Gründen, wo ehedem die Sennhütten standen und der Hirtenbub jodelnd seiner Heerde wartete, da erheben sich jezt weißgetünchte Fabrikgebäude mit unendlichen Fenster- und Schornsteinreihen; darin walten reiche Fabrikherrn, deren Töchter Lyoner Kleider und Pariser Hüte tragen. Und Tausende, deren Väter Alpenluft athmeten, spinnen ihre Tage als Fabrikler in den dumpfen Sälen, wo die Maschinen surren. Es fragt sich, ob die blassen Baumwollenspinner die Schlacht von Näfels auch geschlagen hätten. Mindestens am guten Willen würde es ihnen nicht fehlen; hievon ist gewiß jeder überzeugt, der aus den Gesichtern die gehobene Stimmung las, als vor dem versammelten Volk das große Banner von Näfels entrollt wurde.

Die Zuger suchten die Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit durch einen costümirten Festzug zu erwecken. Da durften Tell und sein Knabe nicht fehlen. Folgten die Banner der sechs ältern Orte, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, welche das Banner von Zug als siebentes Bundesglied in die Mitte nahmen. Zwei geputzte Mädchen trugen Reliquien von Zugs zwei größten Kriegshelden, Schwarzmaurers Schwert und Kollin's Feldbinde. Diesem Theil des Festzugs trug ein Reichsherold das alte Reichspanier mit dem Reichsadler vor (gab es wahl dazumal ein zweites Fleckchen Erde, wo das Banner des deutschen Reichs wehte?). Folgte dann die neue Zeit, die rothe Fahne mit dem weißen Würfelkreuz, die lustig im Winde flatterte, der vom Rigi her blies, und um sie geschaart ihre Töchter, die Fahnen der zweiundzwanzig Schweizerkantone. Als noch bedeutsameres Zeichen einer neuen Zeit sah man von Ferne das kürzlich vom Stapel gelassene Dampfschiff „Rigi“ über den blauen Zugersee schwimmen.

Weder in Glarus noch in Zug durfte zum Schluß der Feier das muntere Knallen der Stutzer fehlen; da wie dort lockte die Schützen von nah und fern ein mit reichen Ehrengaben wohlausgestattetes Jubelschießen. Die Schützenfeste sind doch die naturwüchsigsten Feste in der Schweiz troz allem. Ein munteres Leben und Treiben herrscht in den Schießständen; den blanken, klingenden Gaben in den vielfarbigen Beuteln war der Schweizer niemals abhold; aber nicht nur Geld, sondern auch Lob und Ruhm ist zu ernten, denn die Namen der besten Schützen gehen von Mund zu Mund und haben einen guten Klang vom Leman bis zum Bodensee; wo der Stutzer knallt, da perlt auch der Rebensaft in Gläsern sowohl als in silbernen Ehrenbechern. Verscheucht auch der Pulverdampf und Büchsenknall die Frauenwelt aus dem Schießstand, so drängt sie sich um so dichter um den Gabentempel und schmückt in hellfarbigem Sommerstaat

den Festplatz nicht minder als die Blumenguirlanden, die an Wänden, Ehrenpforten und den grauen Stämmen der uralten Bäume des Schützenplatzes hängen. Sind wir einmal wieder so weit, die Schützenfeste nicht mehr zu politischen Demonstrationen und Agitationen zu mißbrauchen, so werden dieselben erst wieder recht in Glanz und Schwung kommen.

Das eidgenössische Offiziersfest kam als das zweite im Reigen. Die schweizerische Wehrverfassung bringt es mit sich, daß dieß kein bloßes Kasten- oder Standesfest ist. Jeder Offizier hat neben seiner Stellung in der Armee auch noch eine Stellung im bürgerlichen Leben, ist Kaufmann, Landwirth, Advokat, Beamter u. s. w. Dann ist die Zahl der Offiziere, welche die Cadres für unsere 150,000 Mann Auszug, Reserve und Landwehr bilden, im Verhältniß zur Bevölkerung sehr groß. Diese beiden Umstände charakterisiren das Offiziersfest als wahres Volksfest. — Es findet alle zwei Jahre statt. Festort war dießmal Neuchatel, was dazu beitrug, der Feier ein besonderes Relief zu geben. Neuenburg feierte zum erstenmal ein eidgenössisches Fest in seinen Mauern. Als es noch unter der Schutzherrschaft des Königs von Preußen stand, war hier begreiflich kein Boden für solche Feste, die ihrer ganzen Natur und Tendenz nach einen scharf ausgesprochenen schweizerisch-nationalen Charakter tragen, an denen auch die meisten Fäden gesponnen wurden, welche das lockere Conglomerat der zweiundzwanzig Kantone zu einem compakten Bundesstaat verwoben haben, wodurch eben die Zwitterstellung Neuenburgs, halb preußischer Fisch, halb schweizerischer Vogel, zur Unmöglichkeit wurde. Die Bedeutung des Festes zu erhöhen, hatten dann noch die in London versammelten Diplomaten die Artigkeit, ein Protokoll abzufassen, wodurch die Neuenburger Frage, die schon stark am Ausglimmen war, wieder neu angeblasen und „brennend“ gemacht wurde. Da war der eidgenössischen Feier im alten Neuchatel erst recht ausgeholfen. — An den eidgenössischen Offiziersfesten soll das utile mit dem dulci verbunden werden. Erst wird in den Räumen einer hiezu eingeräumten Kirche irgend eine militärische Frage von praktischem Interesse ernsthaft debattirt; dann erst kommt, was eigentlich doch die Hauptsache ist, das gemeinschaftliche fröhliche Mahl, an welchem die Offiziere der verschiedenen Kantone sich kennen lernen und verbrüdern. Selbst von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, wiegt dieser zweite Theil des Festes schwerer als der erste. Das Wehrwesen war die erste nationale und einheitliche Einrichtung der Schweiz und an den Offiziersfesten ist mancher Stein der kantonalen Schranken abgetragen worden, durch welche Breschen dann endlich der neue Bundesvertrag von 1848 seinen Einzug halten konnte. — Die Fahne des eidgenössischen Offiziersvereins (jeder unserer eidgenössischen Vereine hat sein hoch in Ehren gehaltenes Banner, worauf das weiße Kreuz im rothen Felde prangt), die in zahlreicher Begleitung von Basel kam, wurde mit Geschützesdonner empfangen und erhielt ein militärisches Ehrengeleite in die festlich geschmückte Stadt. Ehrenbogen und Blumenguirlanden zierten alle Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, wogegen freilich die hermetisch verschlossenen Hausthüren und Fensterladen der Palläste der reichen Royalisten seltsam contrastirten und einem an die Balkone der lombardischen Nobili in Mailand gemahnten, welche an den Kaiserfesten zwar laut Weisung der hohen Polizei mit Teppichen behangen werden, aber verödet und ausgestorben bleiben. Es sind dieß stumme Proteste, aber mit stummen Protesten richtet man heut zu Tag blutwenig aus. — Die Verhandlungen wurden in der Schloßkirche geführt; im Schloßhofe wartete der Wehrmänner ein Gabel- und Gläserfrühstück, wo dann die jungen Lieutenants, die eben erst möglichst geräuschlos den Wänden entlang sich aus der Kirche gedrückt hatten, um so gewissenhafter ihre Dienstpflicht verrichteten.

Sie kennen die gelben Kalksteinfelsen, die am nördlichen Ufer des Sees beinahe unmittelbar aus dem Wasserspiegel sich erheben und die heißen Strahlen der Morgen- und Mittagsonne auf die kräuselnde Fluth und den schmalen Erdstreifen zurückwerfen, der Fels und Fluthen trennt, — die sonnigen Gelände von Colombier, Avernach und Cortaillod? Da wachsen die köstlichsten, feurigsten Weine, die keck den Wettkampf mit Burgunder und Bordeaux aufnehmen dürfen. Eine Reihe von Wagen entführte nach dem vorerwähnten Frühstück die Marssöhne zu einer gemeinschaftlichen Spazierfahrt nach diesen von Bacchus besonders begünstigten Gefilden, wo sie den kostbaren Rebensaft an der Quelle kosten sollten. Da hat dann mancher Feind im gläsernen Harnisch und blanken Staniolhelm sein rothes Herzblut verspritzen müssen. Wie viele derselben das Schlachtfeld deckten, als die Krieger nach vollbrachten Thaten siegreich in die Quartiere zurückkehrten, davon schweigt die Geschichte.

Der Kern der neuenburgischen Republikaner findet sich in den Bergen. Es waren die kecken „Montagnards,“ welche am 1. April 1848 die Nabelschnur zerschnitten, die das längst zu selbstständigem Leben reife Neuchatel unnatürlicher Weise noch immer mit Preußen verband. Es sind die kunstfertigen und gewerbthätigen Bewohner von Chaurdefond und den andern Jurothälern, wo die weltberühmte Uhrenfabrikation blüht, schon längst mit Leib und Seele Schweizer, während nebst dem reichen Adel der Stadt hauptsächlich die Landbauer und Hirten noch mit alter Pietät am König hängen. Da war es nur billig, daß die eidgenössischen Gäste auch bei den Montagnards einen Besuch abstatteten. In Locle, les Brenets, Chaurdefond wurden die „Féderaux,“ welche in vierzig Wagen auf den schönen, über Berg und Thal führenden Kunststraßen herbei kamen, mit einem wahren Fanatismus des Jubels aufgenommen. Es war, als ob die schweizerisch gesinnte Uhrmacherbevölkerung dieser Thäler nicht laut genug gegen die Protokolle der Londoner Diplomaten protestiren könne. — Dieser Feldzug nach den Bergen war ein heiß Stück Arbeit für unsere Offiziere. Nach glücklich bewältigtem Gabelfrühstück in Locle folgte diesem fast auf der Ferse der Ehrentrunk in les Brenets. Kaum hatten dann die Pfröpfe dort ausgeknallt, so wurden die Krieger, als kämen sie frisch aus den Quartieren, zum Hauptsturm kommandirt, zum Banket in Chaurdefond. Ohne zu murren, mit freudigstem Muthe folgte Mann für Mann dem Kommando und blieb auf der Wahlstatt bis zum Hahnenschrei. Da soll noch einer mit der Behauptung kommen, die

Digitized by Google

schweizerische Armee vermöge keine Strapazen auszuhalten! Ihr Korrespondent ist zwar nicht vom Fach, aber wagt es doch, keck den Satz aufzustellen: wer es aushält, zwei Tage lang so zu essen und zu trinken, wie es den schweizerischen Wehrmännern am Offiziersfest zu Neuenburg zugemuthet wurde, der hält es noch viel besser aus, vier Tage zu fasten; wer solchen Liebkosungen der Freunde nicht unterliegt, der ist auch gegen die Waffen der Feinde gestählt und ausgepicht.

Es fiel auf, daß am heitern Wehrmannsfeste so wenig „Grüne," d. h. höhere Stabsoffiziere, Theil nahmen, daß von den Notabilitäten unserer Armee keine einzige, weder Düfour noch Ochsenbein, weder Ziegler noch Rilliet zugegen waren. Ich wundere mich nicht darüber. Wo es gilt, über Leichenhügel von Cartaillodflaschen sich einen Weg zu bahnen, da ist ein Lieutenant von dreiundzwanzig Jahren besser am Platz als ein alter Herr, welchen das Podagra bereits an der großen Zehe kitzelt.

Die Baseler sind ein nüchternes, solides Volk. Ihr Lieblingsdichterwerk ist das große Einmaleins. Sie bekommen nur einmal des Jahrs den Rappel, zur Fastnachtszeit. Da hängt sich dann am bestimmten Tage Morgens früh beim ersten Hahnenschrei jeder männliche Bürger eine Trommel um und es beginnt durch alle Straßen der Stadt eine von etlichen tausend Trommlern gewirbelte Reveille, welcher höchstens die Posaunen des jüngsten Tages oder etwa ein chinesisches Volksfest, wo Gong und Tam-Tam flariren, an die Seite zu stellen sind. — In Basel nun, in dieser Stadt der Rechner und Trommler, wurde heuer das eidgenössische Liederfest gefeiert, und zu diesem möchte ich Sie im nächsten Briefe führen.

Digitized by Google

Aus Westphalen, August.

Von Köln nach Hamburg.

Durch die neu eingeführten Eilzüge, welche jezt Main und Rhein mit dem Norden verknüpfen, ist beträchtliche Erleichterung gewonnen; aber noch herrscht über die nähern Verhältnisse dieser Eilzüge im Kopfe nicht nur des reisenden Publikums, sondern sogar des niedern Bahnpersonals solche Verwirrung, daß man z. B. auf der Tour von Köln bis Hamburg die widersprechendste Auskunft darüber vernimmt, ob der Zug ohne Aufenthalt befördert werde, oder ob und wo er liegen bleiben müsse. An der Kasse sagte man uns, wir werden in Hannover übernachten, in der Gepäckhalle, wir müssen in Lehrte warten. Der eine Conducteur läßt uns in Uelzen verweilen, während uns der andere geradeaus in der Nacht nach Harburg schickt. Und nun gar die Mitpassagiere, die ihre jüngsten Tabellen durchforschen! Der Himmel gnade uns, was da herausgelesen wird! Notorisch bleibt, daß man sich nie auf Eisenbahnbücher, oder die an der Kasse oder im Bahnhofe eingeholten Notizen verlassen kann, so wenig als auf die Conducteure bis unmittelbar vor der Station und dem Bahnhof. Da gibt es immer noch Eventualitäten, die man entweder nicht kennt, oder die zu erörtern man sich nicht Zeit und Mühe nimmt. Keiner scheint die ganze Verzweigung zu überschauen. So schwankt der rathlose Reisende mit seinen Planen her und hin, die jeder Moment, jede neue Frage und Antwort wieder umbläst. Es dürften daher einige nähere Aufzeichnungen über die schnellste Art, Hamburg zu erreichen, bei dem stündlich wachsenden Zudrange dahin, vielleicht manchen willkommen und nützlich seyn, und auch andere mögen sich gerade in dem Behagen der Heimath nicht ungern so ein Stück Eisenbahnleben herausgreifen und zum Betrachten in aller Gemüthlichkeit auseinander rollen lassen.

Nicht wenige glauben den Eilzug, der Abends um zehn Uhr von Köln abfährt und Mittags zu Harburg anlangt, vermeiden zu müssen, weil man sie benachrichtigt, daß die Preise um ein Drittel erhöht sind und zudem die dritte Klasse wegfällt. Eine andere Wahl aber zeigt sich, wie wir nur zu bald erfahren werden, als schlechte Oekonomie mit Zeit und Geld. — Wer mit der Eisenbahn die alte Domstadt zu verlassen hat, deren Hotels dem Wanderer die Börse ungewöhnlich erleichtern, thut wohl, wenn er durchaus in ihr herbergen will, sich gleich zu Deutz, am rechten Ufer jenseits der Schiffbrücke, wo auch das Dampfboot anhält, einzuquartieren, um den kostspieligen Transport der Effekten abzuschneiden, und sich Morgens um 7½ Uhr auf den nahgelegenen Bahnhof zu begeben.

Die Zweigbahn nach dem industriellen Elberfeld und Barmen, wo jezt wohl kein Freiligrath mehr unter den Fabrik- und Kaufherrn dichtet, lassen wir bei Düsseldorf zur Rechten. Diese Stadt, flach gelegen, ohne Physiognomie, ist dennoch die Heimath unseres Cornelius, hat in Pempelfort bei Heinrich Jakobi Goethe, Herder, Wieland, die Brüder Stolberg beherbergt, hat Immermann ein Grab gegeben, hat nicht nur eine Gemäldesammlung, sondern auch die Heß und Brulliot rc. an den Isarstrand geschickt. Wir hören ungern, wenn man dem Einflusse der Malerschule beimessen will, daß Düsseldorf allgemein für leicht gilt, im Gegensatze mit Köln, wo man solid reich ist, während man hier alles auf äußern Schein sezt und unmäßigen Kleiderluxus treibt. — Zur Rechten schimmert Schloß Benrad aus den Bäumen, ein Lieblingsaufenthalt des Königs von Preußen, wo jüngst auch die Kaiserin von Rußland übernachtet hat. Um uns vor Gaunerstreichen am Rhein zu warnen, erzählte man uns, daß neulich, als der König auf acht Tage nach Stolzenfels ging, einem Eisenbahnbeamten zu Düsseldorf auf dem Bureau, nur während er sein Kind empor hob, um dem Knaben seinen König zu zeigen, die Uhr entwendet wurde. Heute erst raubte man einem Manne auf den paar Schritten von der Kasse zum Gepäck die Börse mit 150 Thalern. Nur keinen Beutel sehen lassen, sonst hat man ihn gleich nicht mehr; am besten nur so viel Geld in die Hand nehmen, als man gerade zu brauchen meint. Brochen, Nadeln von Werth, Uhren, alles kommt selbst in den Wagen weg. — Calum ist die Station für Kaiserswerth, die vielgenannte Diakonissenanstalt des Pastors Fliedner. Links taucht Schloß Heltorf aus seinem Parke, Eigenthum des Grafen Spee, mit Fresken geschmückt von Lessing, Mücke und andern nachbarlichen Meistern Düsseldorfs, Scenen aus Barbarossas Leben darstellend. — In Oberhausen bemerken wir manches von seiner großartigen Eisengießerei, hauptsächlich Schienen u. s. w. — Bergborbeck, Essen; blumige Triften, Heerden; Henrichenberg. Wir sind in Westphalen, seine Eichen grünen um uns. Mengede; einzelne Gehöfte. Dicht vor Dortmund rechts schaut der Wipfel der dicken Linde herüber, unter welcher die Vehme gehalten wurde, einer der berühmtesten Freistühle. „Mich versinsterts!“ sagte ein preußischer Veteran, dem ich meine Lorgnette angeboten hatte, um hinüber zu sehen nach der in drei Stämme sich spaltenden Linde, einem unserer ältesten Bäume. Der Stamm ist fast ganz zerbröckelt und treibt doch in jedem Frühling oben noch einmal frisches Laub. Steinsitze und Tafel, „mit des Reiches Aar,“ die zertrümmert umher lagen, sind wieder aufgerichtet. — Die Eisenbahn zieht mitten durch die Idylle, leicht fliegt der Convoi dahin. Nichts als Wald, Blumenauen, hin und wieder ein rothes Ziegeldach oder ein wie Silber flimmerndes aus dem Grün. Camen; von hier rechts Zweigbahn nach Paderborn, links nach Münster; ein förmliches Kreuz von Schienenwegen. Nahebei Soest, dessen Bewohner vorzugsweise das zweite Gesicht haben und von dessen „Vorgeschichten“ man so viel zu erzählen weiß. Ahlen; stets Wald und Wiese, oft wie lauter flachgezogene, in die Länge gestreckte Alpenmatten. Rauher gestaltet sich's um Gütersloh, das durch seinen Pumpernickel

Digitized by Google

berühmt ist. Ein Großpapa und eine Graßmama, die unter Jammerthränen ihrer Enkel bei Hamm eingestiegen sind und an der französischen Grenze wohnen, kaufen sich hier Schinken, der, mit dem Pumpernickel brüderlich durchs Leben wandelnd, an den Wagen feil gebaten wird. Der Veteran, welcher mit den zwei Redensorten abwechselt: „so viel steht unbedingt fest," und „meinetwegen ist das so," uns auch weitläufig beschrieb, wie er van seinem Sahne, den er am Rheine besucht, „ganz als Kind" empfongen worden, sucht uns die Etymologie des Wartes Pumpernickel zu erläutern, und zwar durch den einquartierten französischen Saldaten, der, als man ihm das schwarze Brod varsezte, mit einem Blick auf sein Pferd gerufen: »C'est bon pour Nickel!« Unser Veteran hot sich einen der viereckigen Laibe erstanden, die wie Steine oder Tarf aussehen, um ihn als Angebinde nach Berlin mitzunehmen; dort kostet der Pumpernickel vier Silbergroschen das Pfund und ein einziger Bäcker in Moabit liefert diese Kapie; hier zahlt mon für den ganzen Laib zwei Silbergruschen. Der Cafétier läßt das klassische Brud, den eben nicht zarten Modeartikel, von Dartmund kommen und dem König wird es in Berlin zum Thee servirt. Die westphälischen Bauern backen hier aft Laibe zu 30 bis 40 Pfund. Bekonntlich wird behauptet, daß der Schinken dieses Landes dadurch sein süßes eigenthümliches Arom erlange, daß man ihn in den Backstuben des Pumpernickels räuchert.

Die Waldhöhen dort, die sich am Harizant wölben, gehören zum Sauerland, an welches sich der Teutaburger Wald anschließt. Die Fabrikstadt Bielefeld ist hübsch gelegen zwischen Hügeln und Gärten; alles sehr artig gebaut, bepflanzt; auch eine madernisirte Warte, der Thurm der Veste Sparenberg, früher Löwenburg, van Bernhard von der Lippe im zwölften Jahrhundert erbaut. — Wie schön öffnet sich links in den Bergen jenes Purtal! Jeder, der es zum erstenmal gewahrt, muß gleich denken: „das kann nur die westphälische Pfarte seyn!" Die Bauern nennen es sehr treffend „die Weserscharte." Silbern windet sich der Strom durch dieses edel gebildete Thar. Links der Wittekinds- ader Wedenberg, rechts der Jakabs- oder Antoniusberg. Dicht unter den Felsen brausen wir hin. Die Station heißt auch „Porta." — Sehr ernst blickt uns das nahe Minden entgegen, das wir um vier Uhr Nachmittags erreichen, das Bisthum Karls des Großen, wo sich aber nichts mehr von Reichstagen ader van Haslager merklich macht; an jene Zeit erinnert nur der alte Dam, an der Stelle einer von Karl und Wittekind errichteten Kirche erbaut (1062 und 1300). Hier soll Mittag gehalten und zwischen dem preußischen und dem hannöverschen Zuge gewechselt werden. Die Wagen des leztern standen aber schon so drahend var den Glasfenstern des Wartsaales ausmarschirt, daß der Veteran beinahe seinen treugehegten Pumpernickel vergaß, wir selbst aber die äußerste Gefahr liefen zurückzubleiben, nebst andern Passagieren, welche sorglos der Tradition vertraut hatten, man verweile hier eine Stunde. Dazu gesellten sich noch Schwierigkeiten, welche das durch ganz Hannaver besanders schraff austretende Eisenbahnpersanal beim Einsteigen hinsichtlich der Reisesäcke machte, über die man sich nach zuvor einen Schein geben lassen sollte in dem ohnehin sehr weitläufigen Bahnhof, wozu keine Minute mehr zur Verfügung stand. Nervenschwache Persanen müssen entweder radikal kurirt werden auf der Eisenbahn ader darüber zu Grunde gehen. Kein Recept hilft auch besser gegen den Eigenwillen als die Lakomotive. Auf unsere Einwendungen, daß wir diese unsere Säcke ja ungehindert von Köln mitgebracht, erwiederten die Aufseher barsch und soldatisch: „Wir sind jezt in Hannaver!" Wir aber hatten wenig Freude da zu seyn. Demnach will ich vor Minden, var Kaffee, Cotelettes, Reisesäcken und Angestellten jedermann gewarnt haben. Wir hatten uns kaum von diesem Sturme erhalt, als wir in der Hauptstadt des Füestenthums Lippe eintrafen, in Bückeburg, wa Herder Hofprediger war, bevor er nach Weimar kam. Bei Wunstarf und seiner Kirche im romanischen Style steigen die Passagiere, die sich nach Bremen begeben, in den dorthin bestimmten Zug. Unerwartet schöne Umgebung und eine gewisse Feierlichkeit — wir möchten es fast Etikette in der Landschaft nennen — kündigen uns die Residenz Hannover an. Hier endlich, auf dem prächtigen Bahnhafe, erfahren wir, wenn wir nicht müde werden zu fragen und wenn man uns antwartet, mit Sicherheit, daß wir hier übernachten und morgen um $6^1/_2$ nach Harburg gehen können. Denn nur der nach Braunschweig, Magdeburg, Berlin u. s. w. gerichtete Zug fährt noch den nämlichen Abend, zwei Stunden noch der Ankunft in Hannaver — um zehn Uhr — wieder ab und nimmt unsern Gütertransport bis Lehrte mit. Wehe, wenn wir uns nicht gehörig mit Geld u. s. w. vargesehen haben! Wir bleiben bis Harburg unwiderruflich von unserem Kaffer geschieden, und doch dürften wir wegen des nicht vorhergesehenen und so lange zweifelhaften Nachtquartiers unseres Gepäckes gar leicht bedürfen. Es ist hinzuzufügen, daß der Eilzug zwischen Köln und Berlin seither seine Aufgabe in sechzehn Stunden löste, künftig aber den Weg in dreizehn Stunden zurücklegen wird.

Es ist nach heller Tag, wir können uns in Hannover umsehen. Der jüngste, neuangelegte Stadttheil, zu welchem auch der Bahuhof gehört, hat sehr elegante, schöne Häuser. Unter ihnen hebt sich das neue Theater äußerst vartheilhaft, mit edlen Verhältnissen hervar. Alles fluthet dem Walle, der Promenade zu, zum Schützenfeste hinaus, das hier gar stattlich gefeiert und aufrichtig bewundert wird, auch von nah und fern manche Gäste gelackt hat. Statt uns von der Strömung fortreißen zu lassen, betrachten wir die Waterloosäule, hinter ihr die blaue Bergreihe, das Denkmal von Leibnitz, die Esplanade, auf der exercirt wird, die Kasernen zu beiden Seiten. Die neue gleicht einem Schlasse, schöner als das königliche, das nahe daran grenzt und die Militärpaläste um sich gereiht hat, wie man in andern Residenzen die Museen, kurz das Liebste was man besizt, eng um sich gruppirt. Der Offizier scheint hier unendlichen Respekt einzuflößen; die Krieger haben allerdings auch eine treffliche Haltung. Ueberall Kananen, auch als Ecksteine am Schlasse. Man sollte nicht versäumen, im lezteren die Skulpturen Handels zu sehen. Das anstoßende alte Theater nebst anderem Rumpelwerk von Häusern, die ganze Gruppe, ist zum Abbruche bestimmt, zum Behufe des Ausbaus des Schlasses, dessen neuer Flügel jenes Quadrat einnehmen sall. Der König wohnt gegenwärtig auf dem nahen Lustschlosse Montbrillant, dessen Name etwas zu viel verspricht. Die Leute in den Straßen

Digitized by Google

von Hannover sehen einem alle so scharf auf die Kleidung, ein Charakterzug der kleinen Residenz. Die Marktkirche wird eben neu aufgebaut. Greulich ist die Altstadt; nicht leicht begegnet man so häßlichen Gebäuden; es ist wirklich ein alter Häusertrödel; man ist froh in die neuen Stadttheile zu entrinnen. Hier, unmittelbar in der Nachbarschaft des Bahnhofs, findet man im „rheinischen Hof" die sorgfältigste und zugleich billigste Aufnahme, die sich in einem Hotel nur wünschen läßt.

Also Morgens um 6½ Uhr. Wir mußten aber länger warten auf den zu unserer Aufnahme bestimmten Zug, auf den nämlichen Eilzug, der gestern Abend um zehn Uhr von Köln abging! Mithin hätten wir zwölf Stunden länger dort verweilen, oder, die vorletzte Nacht nicht dort zubringend, schon gestern Mittag in Hamburg seyn können. Also über zwölf Stunden Zeitverlust, zwei überflüssige Nachtherbergen gar nicht zu zählen! Das kommt davon her, daß man sich nie recht zu orientiren vermag bei dieser Art der Beförderung, und daß jeder Wanderer das ABC der Eisenbahn — diese Frakturschrift des Reisens — für sich allein buchstabiren muß. Darum wollten wir auch nicht säumen, zum Frommen anderer unsere etwas sauer erworbenen Erfahrungen mitzutheilen.

Zuerst nun Lehrte, wo unser Packwagen sich wieder anschließt; Celle, wo eine unglückliche Fürstin eingeschlossen war; Uelzen. Wir fliegen nur so hin. Der Wind treibt uns den feinen Staub der Lüneburger Heide tückisch in die Augen. Wie man den Rhein nicht so sehr Rhein, d. h. nicht ganz so hochherrlich findet, als er uns geschildert wird, so auch die Heide nicht so sehr Lüneburg, als man uns vorspiegelt. Ein Schwabe in unserer Gesellschaft konnte sich gar nicht damit zufrieden geben, daß man nach Amerika auswandere und nicht lieber hier urbar mache. Es ist wirklich schade, wenn man nicht in Lüneburg verweilt. Wie viele sausen daran vorüber, ohne zu ahnen, welcher Schatz von Alterthum, welches ächt urzeitliche Gemälde ihrer dort wartete! Da ist noch alles unverwischt geblieben, ein unberührtes Ganzes, während sich selbst zu Nürnberg und Lübeck die neueren Tage doch immer dazwischen drängen. Man begegnet hier noch ehrwürdigen Resten aus der Periode, wo Lüneburg Sitz eigener Herzoge war (bis 1369). In dem hiesigen protestantischen Damenstift muß noch, so oft eines der Fräulein stirbt, das Grab für die nächste schon bereitet und offen gelassen werden. Die Fenster sämmtlicher Stiftsdamen sahen auf diesen Friedhof und in dieses offene Grab hinein. Später erlangten sie aber doch, daß ihre Gemächerreihen vorne hinaus verlegt wurden.

Fern am Horizont die Thürme Hamburgs, die Michaelskirche u. s. w. Wie mögen heimathmüde oder heimathkranke Herzen schon geklopft haben im Angesicht dieses letzten Meilenzeigers auf dem Scheidewege! „Es kommt bei uns," bezeichnete in kindlich treffender Weise ein Britte, mein Nachbar, das Näherrücken der mächtigen Seestadt. Wollen die den Waggons entgegen fliegenden Störche uns Glück bedeuten? — In Harburg möchte man wieder hundert Hände und Augen haben, um auf der Eisenbahn die Effekten in Empfang zu nehmen und sie und sich selbst auf das Dampfschiff zu schaffen. Da sollen außen auf der Brücke an der Kasse Personen- und Gepäckmarken gelöst, dem Kapitän übergeben, zugleich Koffer und Schachteln versorgt werden. Alles, nur kein Paß wird gefordert, hier so wenig wie den ganzen Rhein herab, und das ist immerhin eine Wohlthat.

Aus dem Zelte, unter das wir vor dem Sonnenbrande geflohen, treibt es uns wieder zum Bugspriet, um den Gesammteindruck zu empfangen. Wunderlich tönt das Plattdeutsch, nachdem man sich rasch an die Musik der hannöverschen Sprache gewöhnt hatte, an unser Ohr. Alles ringsum ißt Apfelsinen, schöne goldene Orangen, die hier selbst in den Händen des Volks — man kauft Apfelsinen um einen Schilling das Stück, freilich von den minder saftigen — so recht den Weltverkehr der Hansestadt symbolisiren. Ein kleines Orchester an Bord spielt Melodien aus Robert dem Teufel, welche hier überhaupt sehr populär zu seyn scheinen. Dazu stampfen die vorne festgebundenen Pferde, als wollten sie tanzen, gerade im Takte, und ringsum die Windmühlen bewegen sich wie nach der Musik, hören auch richtig auf, wie sie pausirt. Silbern breitet sich die Elbe bis an die hellrothen Dächer der großen Stadt hin, und dieses Meer von rothen Dächern bildet ein eigenthümliches Farbenspiel von seltsamer Pracht, sammt all den tausend Wimpeln und Fahnen, blinkend und abenteuerlich, gleich Schiffermährchen. Wir überschauen vom Dampfboote das ganze Panorama: Ottensen am Fuß der grünen Höhe über Klopstocks Grab, wo er neben seiner Meta unter einer Linde schlummert, schlagen die Windmühlen ihre Flügel, gleich Riesen, die es bewachen; dann Altona, dann Hamburg, alles zu Einem in einander fließend. Der Hamburger Berg, der Stenfang, die Elbhalle, die Thürme, jezt der Hafen, die Schiffe, alle die tanzenden, schwebenden Zelte, wie zu einem Feste, einem Balle. Am Ufer beginnt erst recht der Tumult. Omnibusdienst zu Beförderung des Gepäcks scheint am Hafen nicht üblich. Schon auf dem Schiffe näherten sich uns elegante Herrn, die zufällig ein Gespräch anzuknüpfen suchten, uns fragten, ob wir schon zu Hamburg gewesen, und uns vorschlugen, in ihrem Hotel abzusteigen. Und auf dem kurzen Wege zu der Droschke hat man uns bereits mit tiefen Bücklingen ein halb Dutzend Adreßkarten für Gasthöfe, Logiehäuser und Restaurationen überreicht. Der Kutscher nimmt die Zügel und wir rollen durch das Hafenthor in die treibende, ausgedehnte, schöne Stadt, die einzige Weltstadt Deutschlands.

Digitized by Google

Aus der Pfalz, August.

Ludwigshöhe. — Der Speyrer Dom. — Der Klopfgeist. — Die Hardenburg.

Wie wundersam wechseln doch die Scenen oft in kurzer Zeit! Ich sehe nur über fünf Sommer hin — welche Veränderungen! Als in dem des Jahres 1848 die Parlamentsnotabilitäten von der Linken ihren bacchantischen Zug durch die Pfalz machten, da sah manches trunkene Auge schon die Königskronen und die Splitter zertrümmerter Throne unter dem Sturmhauche der fulminanten Reden dahin fliegen auf Nimmerwiedersehen, und die schwarz-roth-goldnen Fahnen flaggten lustig in der durch Reden und Volksjubel stark bewegten Luft. Im darauf folgenden Sommer waren Röthe und Hitze noch viel stärker, bis der Freischärlertaumel sein blutiges Ende nahm und die eiserne Stille des Kriegszustandes sich über das Land lagerte. In den zwei nächsten Jahren bewegte der politische Riesenprozeß die Gemüther, in dem gegenwärtigen goldenen Sommer aber ist es ganz friedlich geworden; blau-weiße Fahnen wehen in der Luft, und der laute Jubel da und dort gilt wieder einem Könige. König Ludwig, oder der Pfalzgraf, wie er sich selbst so gerne nennt, ist am 6. Juli unter dem Donner des Germersheimer Festungsgeschützes eingezogen und wohnt seitdem mit der Königin Therese und der Großherzogin von Darmstadt zum erstenmal auf seiner neuen Villa Ludwigshöhe. Dahin möchte ich Sie einen Augenblick führen.

Wer den Theil der pfälzischen Bergkette zwischen Neustadt und Landau auch nur flüchtig gesehen, gibt ohne Widerrede zu, daß er zu den schönsten Gegenden Deutschlands gehört. Wer ihn näher kennt, erinnert sich mit Entzücken der zahlreichen Punkte, von denen er die herrlichste Aussicht in die Nähe und in die Ferne genossen. In der Zeit, da die alte weltbekannte Ruine des Hambacher Schlosses als Maxburg wieder auferstehen sollte, suchte sich König Ludwig in der Nähe eine Stelle, um sich einen Sommerpalast zu erbauen. Er fand in der That die schönste heraus. Etwa eine Stunde südwärts von der Maxburg und eine halbe Stunde westlich von der Stadt Edenkoben erhebt sich ein ziemlich hoher und steiler Berg, auf dessen Gipfel noch ein unscheinbarer Rest der alten Rietburg steht, von deren Zinnen einst der Burgherr ein geraubtes Mädchen ihrem Vater zerschmettert vor die Füße geworfen haben soll.* Der Fuß dieses Berges springt etwas stark vor, und diesen Vorsprung, dessen weite, prächtige Aussicht lebhaft an Italien erinnert, wählte der König zu seinem Zwecke. In den Kastanienhain, der diesen Vorhügel oder Berghang überkleidet, stellte er seine pfälzische Villa, die nach dem Plane des verstorbenen Oberbauraths v. Gärtner höchst einfach, aber auch höchst geschmackvoll ausgeführt ist. Sie besteht aus drei gesonderten Gebäuden, dem eigentlichen Königsbau, dem etwas tiefer stehenden Prinzenbau und einem schönen geräumigen Stall- und Remisengebäude, die zusammen nicht weniger als 138 Säle, Gemächer und kleinere Wohnräume enthalten. Die Frontseiten dieser Gebäude sind natürlich nach Osten der Rheinebene zugekehrt, und nur der Königsbau zeigt hier einigen architektonischen Schmuck in den beiden über einander liegenden Peristylen mit je sechs kannelirten Säulen, von denen die untern der dorischen, die obern der jonischen Ordnung angehören. Auch die ganze innere Einrichtung, Tapeten, Geräthe, weicht nicht von der edeln Einfachheit ab. Die eigentliche Pracht liegt hier in der Umgebung und in der Fernsicht. Aus dem Kastanienhain, wie ihn die Natur geschaffen, blickt die Villa hinaus in das weite reiche rheinische Paradies. Rechts und links der waldige Höhenzug, von dem hier eine Burgruine, dort eine Kapelle niederschaut, über allen Hängen und Hügeln ein endloses Meer von grünen Reben, unzählige Städte und Dörfer nah und fern; mitten in der unermeßlichen Landschaft der Rhein und an ihm die Dome von Worms und Speyer, in blauester Ferne selbst die Spitze des Straßburger Münsterthurms, und endlich ein prächtiger Rahmen für das ganze Bild, nämlich die überrheinischen Berge vom Taunus bis zum obern Schwarzwald hinauf — das ist's, was diese Ludwigshöhe dem Auge bietet. Da oben hält nun König Ludwig mit Gemahlin und Tochter Hof und der Großherzog von Hessen weilt ebenfalls öfters auf der Villa und nimmt an den Ausflügen Theil. Schon das zahlreiche königliche Gefolge belebt diesen schönen, einsamen Landsitz, mehr noch die große Zahl der Besucher, die theils die Neugier, theils das Verlangen herbei zieht, dem König ihre Huldigung darzubringen. Niemand wehrt hier den Zugang, nicht einmal eine Schildwache ist da oben zu sehen. Der König macht besonders Morgens und Abends größere Spaziergänge in Wald und Thal, und Nachmittags überrascht der Hof auf kürzeren oder längeren Ausflügen bald diese bald jene Gemeinde. Seine Schöpfung, die neue Stadt Ludwigshafen und Mannheim, wo er seine Kindheitstage verlebte, Speyer und Landau hat König Ludwig schon wiederholt besucht und ist überall mit Jubel begrüßt worden. Auch unsere beiden Badeorte, Dürkheim und das liebliche Gleisweiler, haben schon die Ziele solcher Ausflüge abgegeben.

Daß König Ludwig Speyer oft besuchen werde, das ließ sich wohl mit Sicherheit voraussehen. Der Kaiserdom, den er von seinen Fenstern aus in der Ferne ragen sieht, ist ein mächtiger Anziehungspunkt. Gleich nach der ersten Vorstellung der Beamten, und als diese noch in Edenkoben bei Tische saßen, fuhr er schnell nach der fünf

* Vielleicht verdankt diese Sage einem historischen Vorkommniß ihre Entstehung. Hermann von Rietburg nahm im December 1255 Elisabeth, die Gemahlin des deutschen Gegenkönigs Wilhelm von Holland, die mit dem Grafen Waldeck von Worms nach dem Triefels ritt, von der Landstraße weg, schleppte sie auf die Burg, beraubte sie ihrer Kleinodien, ward aber bald darauf gezwungen, sie wieder frei zu geben.

Digitized by Google

Stunden entfernten Stadt und war im Dome, ehe die Bewohner etwas von seiner Ankunft wußten. Er traf weder Meister Schraudolph noch Schwarzmann, bei seinem zweiten Besuche aber spendete er den beiden Künstlern hohes Lob. Er war überrascht von der Pracht der völlig vollendeten Chöre und sah auch die Malereien in den drei Schiffen über Erwarten weit vorgeschritten. Zwei Drittheile des ungeheuern Raumes sind bereits bemalt, und zu den sechs im vorigen Jahre vollendeten Gemälden, von denen ich Ihnen seiner Zeit geschrieben, sind wieder auf beiden Wänden des Mittelschiffes mehrere neue gekommen, andere noch in Arbeit. Doch davon ein andermal, hier nur so viel, daß die rasche Förderung des Werkes es höchst wahrscheinlich macht, daß der ganze Dom im Innern nicht erst im Jahre 1854, sondern schon im Herbst des nächsten Jahres vollständig ausgemalt seyn dürfte. Ob es zu einem Umbau der geschmacklosen Vorderseite des Domes kommen und diese in ihrer ursprünglichen Gestalt mit den zwei hochragenden Thürmen wieder erstehen werde, das steht noch in weitem Felde, ja ich zweifle in der That daran. Zwar hat König Ludwig sich auch jüngst wieder gegen das Machwerk einer geschmacklosen Zeit ausgesprochen und diese Verunstaltung des großartigen Baues bedauert, allein die Summen, die ein Umbau fordern würde, sind zu hoch, als daß an deren Aufbringung leicht zu denken wäre. Hätte Speyer das Schicksal anderer freien Städte des Reiches getheilt, die nicht von der Höhe ihres mittelalterlichen Glanzes herabsanken, sondern durch Handel sich hoben und eine reiche Einwohnerschaft mit ihren Mauern umfangen, dann sollte wohl bald Rath geschafft seyn; so aber ist der Bau ohne Widerrede zu theuer. Liegt doch der Rheinhafen, obwohl ein freier, meist verödet, da der Zug des Handels auf der schönen Wasserstraße des Rheins nicht mehr bis hieher sich erstreckt. Selbst die Eisenbahn nach dem Elsaß, deren Herstellung jezt gesichert ist, wird Speyer nicht berühren, sondern längs der Haardt von Neustadt über Landau nach Weißenburg ziehen. Nur ihren alten Ruhm als Schiffbauerin scheint die Stadt erhalten zu haben, denn auf ihrer Werfte wird rüstig gearbeitet, und am 1. August ist selbst ein Seeschiff vom Stapel gegangen. Das Königspaar sammt der fürstlichen Tochter und ihrem Gemahl wohnte dem seltenen Schauspiele bei, das nicht ohne Gefahr endete, weil die Zuschauertribüne unter der Wucht der andringenden Menge zusammenbrach, wobei es nicht ohne einige Verletzungen selbst für die Frau Großherzogin Mathilde abging.

Den Klopfgeist zu Bergzabern, von dem mein lezter Brief Meldung that, darf ich auch dießmal nicht unerwähnt lassen. Derselbe ist, wenn auch nicht förmlich abgezogen, doch so ziemlich zur Ruhe verwiesen. Die ärztlichen Beobachtungen constatiren die seltsame Erscheinung, stellen aber heraus, daß Augen und Ohren der lauschenden Menge nicht selten zu viel gehört und gesehen. Von diesem Zuviel ist denn auch in das früher erwähnte, von einem Laien in der physischen und psychischen Heilkunde geschriebene Schriftchen übergegangen und die liebe Fama hat das Ihre noch hinzugethon. Betrug ist nicht mitunter gelaufen, wohl aber manche Täuschung und Uebertreibung. Die Geisterwelt ragt hier wohl schwerlich herein, aber vollkommen gelöst ist das Räthsel auch damit noch nicht, daß wir wissen, es handle sich bei dem fraglichen Mädchen um ein wesentlich gestörtes Nervenleben. Für die Kranke selbst bleibt das beste, daß ihr Zustand während des zehnwöchentlichen Aufenthaltes im Hause des Arztes sich wesentlich gebessert hat.

Während der alte einzig übrige Thurm des berühmten Bergschlosses Trifels bei Annweiler den Einsturz droht, wenn nicht zu rechter Zeit noch vorgebeugt wird, soll eine andere Burg auf pfälzischem Boden wieder auferstehen. Ich höre nämlich, die Ruine der Hardenburg im Dürkheimer Thale sey ihrer früheren Besitzerin und Bewohnerin, der fürstlich Leiningen'schen Familie, wieder zurückgegeben worden, unter der Bedingung des Wiederaufbaus. Verbürgen kann ich diese Nachricht noch nicht, weiß aber auch nicht, ob ich mich darüber freuen soll, wenn sie sich bestätigt. Unsere Burgruinen sind malerische Zierden des Landes geworden, und gerade solche wie die Hardenburg sind noch mehr als das, nämlich Lieblingsplätze für kleinere und größere Gesellschaften von nah und fern, die bei kleinen und großen Festen sich in den Ruinen tummeln. Wäre es nicht schade, wenn sie fast unzugänglich würden, wie z. B. die Marburg bei Hambach, die noch immer ihres Ausbaus harrt, oder wie die Ruine der Burg Winzingen bei Haardt, die ihr Besitzer meist verschlossen hält? Ich wenigstens möchte mir den herrlichen Lindenplatz auf der Hardenburg nur ungern nehmen lassen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 5. September 1852.

— Celeberrima per loca vadet.
Horat.

Der Garten der Tuilerien und der des Luxembourg.

Alles in allem haben, darauf ging von jeher und überall das Dichten und Trachten der Menschen. Eine der vielen Spielarten dieses uralten, nirgendwo unbekannten Triebes ist das Bestreben, städtische Unterhaltung und Bequemlichkeit auf dem Lande, einige von den Reizen des einsamen Landlebens mitten in dem Schooß und dem Getümmel der großen Städte zu haben. Daher die Pracht gefälliger Landhäuser und die sinnreichen Erfindungen der Villeggiatur, wo der Zeitvertreib Poesie und die Geselligkeit eine Idylle wird; daher auch die schattigen Gärten, welche die Königinnen der Welt an der Seine, Themse, Donau und andern Flüssen von Stand, sey es im Innern ihrer Häusermassen, sey es vor ihren Thoren angelegt haben.

Paris hat zwei Hauptanstalten dieser Art, den Garten des Luxembourg und den Garten der Tuilerien; denn der sogenannte Pflanzengarten, wo alle seltenen fremden Gewächse und Thiere aufbewahrt werden, erfreut sich zwar häufigen Zulaufs plebejischer Müßiggänger, die ihm seine Nachbarin, die enge, feuchte, verwahrloste Vorstadt St. Marceau zusendet, und aus allen Theilen der Stadt wie aus der Provinz und dem Ausland erhält er Jahr aus Jahr ein zahlreiche Besucher, welche die Sprünge der Affen und die Geberden der Bären, die Schlangen, Giraffen, Elephanten, Löwen, Tiger, kurz die sämmtlichen überseeischen Bestien begaffen und mit allerlei Glossen zu beehren pflegen. Allein wenn er auch häufig zum Vergnügen und Farniente europäischer Zweifüßler dient, so ist das doch nicht unmittelbarer und erster Zweck, auch ist er hiezu schon wegen der bestialischen Gerüche und Akkorde, die ihn allenthalben erfüllen, nicht so geeignet als die Gärten des Luxembourg und der Tuilerien, und wird auch in weit geringerem Maße dazu benutzt.

Die Gärten des Luxembourg und der Tuilerien sind eben so wie die Theater und Ballorte zur Erholung des Pariser Volkes da, und sie gewähren außerdem den keineswegs zu verachtenden Vortheil, daß sie jedermann ohne Eintrittsgeld offen stehen. Darin sind sie einander gleich, allein sowohl durch ihre Anlage als durch ihre Umgebung und die Physiognomie ihrer Besucher unterscheiden sie sich bedeutend von einander. Es ist nicht derselbe Geschmack, nicht derselbe Eindruck und dieselbe Welt. Das Luxembourg gehört einem andern Paris an als der Tuileriengarten, und wie die Anordnung der Bäume, der

Digitized by Google

Blumen und des beigegebenen Schmucks, so sind auch die Sitten der beiden Orte ziemlich verschieden.

Der Tuileriengarten, in etwa gleicher Entfernung von den vornehmsten Boulevards und dem adeligen Faubourg St. Germain, dient vorzüglich der reichen und hohen Gesellschaft, welche die angrenzenden Stadttheile bewohnt, zum Salon und hat einen verhältnißmäßig aristokratischen Charakter. Die Blouse des Proletariers ist ausgeschlossen oder erscheint doch äußerst selten, und dann nur im Vorübergehen oder zu irgend einer Verrichtung; die Mütze ist nur den begleitenden Knaben der höhern Stände und ausnahmsweise vielleicht den Reisenden gestattet, deren Touristenmiene nicht zu verkennen ist. Der Pariser Straßenjunge darf sein Wesen nicht an dieser fashionablen Stätte treiben, keine lustige, liebenswürdige Ungezogenheit wird geduldet und selbst die Cigarre hat erst durch die Februarkatastrophe das Bürgerrecht erworben. Die Mägde, welche die Mädchen von vier, sechs bis dreizehn, fünfzehn Jahren hieher führen und in Abwesenheit der Mütter oder älteren Schwestern in Aufsicht halten, sind äußerst reinlich und zum Theil recht schmuck gekleidet. Die Ammen selbst, feiste, umfangreiche Bäuerinnen, mit den kleinsten und allerkleinsten Geschöpfen auf dem Arm und an der Brust, sind alle halb sonntäglich, die meisten in ihrer Landestracht gekleidet, und die aus der untern Normandie zeigen durch die hohen, thurmartigen Hauben, die sie tragen, ihre Herkunft schon von weitem an.

Die Frauen und erwachsenen Mädchen, die in langen Reihen auf Strohsesseln unter den hohen Kastanien sitzen, gehören, wie es ihr Anzug und ihre Haltung verräth, alle der gebildeten Bürgerklasse an, dem Adel wohl nur einer kleinen Minderzahl nach. Viele sind zugleich mit weiblichen Arbeiten und gemüthlicher Plauderei beschäftigt. Die Arbeit besteht meist in Stickerei; der deutsche Strickstrumpf ist eine seltene Erscheinung, und wo er etwa erscheint, da dürfte er von einer deutschen, in Paris ansäßigen Dame oder Hofmeisterin gehandhabt werden. Die Fertigkeit der deutschen Frauen in der Kunst des Strickstrumpfs habe ich von Französinnen häufig bewundern und beneiden hören, aber zur Nacheiferung fand ich noch keine aufgelegt. Das Sticken scheint mit der feinen Grazie, mit der sie sich ausgestattet fühlen, mehr vereinbar, und ihre gründliche Scheu vor dem Anschein weiblichen Philisterthums hält sie fern vor der unstreitig nützlicheren Pflege der Strickkunst. Damit will ich jedoch den Französinnen überhaupt und den Pariserinnen insbesondere weder den Sinn noch das Geschick für häusliche Thätigkeit absprechen; ich bin im Gegentheil fest überzeugt, daß unter den schönen oder bloß artigen Stickerinnen im Tuileriengarten, die für den Strickstrumpf so wenig Genie haben, an vortrefflichen Haushälterinnen kein Mangel ist.

Worauf sich aber diese weiblichen Stammgäste des Tuileriengartens, ich sage nicht mehr, doch gewiß eben so gut als auf die Leitung von Kind und Gesind verstehen müssen, das ist, nach der Geschäftigkeit ihrer Zungen und der Gegenwart so manches gesprächigen Gesellschafters zu urtheilen, die Kunst zu plaudern, und vielleicht nirgendwo in Paris wird so ungezwungen, so gemüthlich und unter so anmuthigen Auspicien geplaudert als an diesem Ort. Im Freien und im Schatten, in Mitte munterer und gelenker Kinder, von den Gesichtern, den Anzügen, den Bewegungen, die man sieht, von den Sprüngen der Kleinen und den Grimassen der Großen zu mancherlei Bemerkungen angeregt oder in irgend eine süße und ernste Betrachtung vertieft, und von dem Getümmel, das sie umschwärmt, umsäuselt, umsurrt, nicht gestört, sondern wie von einem durch die liebe Natur geleiteten Orchester begleitet, können die schwatzenden Gruppen sich unmöglich in einer günstigeren Sphäre befinden, und wenn die Alten, wie eine Muse der Geschichte und des Tanzes, auch eine Muse der Plauderei unter den Töchtern Mnemosynes entdeckt hätten, so müßte die Statue dieser holden Göttin im Garten der Tuilerien stehen. Könnte aber eine von den neun Schwestern, die wir kennen, der Plauderei zur Schutzpatronin dienen, so wäre das schwerlich eine andere als Erato; denn wer den Sängern der Liebe ihre verlockenden Lieder eingibt, der mag auch mehr als eines der leisen Gespräche, die unter den Linden und Kastanien des Tuileriengartens gepflogen werden, in Gang bringen und im Gang erhalten. Es läßt sich eben nicht leugnen, daß so mancher Gedankenaustausch, der an diesem reizenden Begegnungsort stattfindet, ein auffallendes, ein, möchte ich sagen, verrätherisches Gepräge der Heimlichkeit trägt. Der Garten der Tuilerien wird auch für zärtliche Zusammenkünfte sehr gern und oft benützt. Er unterscheidet sich hierin nicht oder nur durch den Charakter des liebenden Publikums, das ihn zu einsamen Besuchen verwendet, vom Garten des Luxembourg, der vielleicht durch seine Anlage zu solchen Zwecken geeigneter ist.

Die Tuilerien sind an verborgenen Stellen und stillen Ecken minder reich als das Luxembourg. Sie sind sehr regelmäßig und übersichtlich angelegt, nirgendwo ist ein versteckter Engpaß, nirgendwo ein verlarvter Seitensteg; alles liegt auf den ersten Anblick in seinen vorzüglichsten Linien klar und vollständig vor dem Auge des Beschauers da. Ueberall herrscht der rechte Winkel und alle Wege ziehen sich schnurgerade hin. Die Terrassen, die Blumenbeete, die Baumgruppen, die Wasserbecken entsprechen sich symmetrisch. Der kleine Garten zwischen dem Schloß und der breiten Sandbahn, die von dem Gitter des Flußufers zu dem Gitter der Straße Rivoli läuft,

Digitized by Google

ist gleichfalls symmetrisch abgetheilt; die paar kleinen Rasenplätze in den Baumgruppen bilden ebenfalls ein Paar, wie Ohren und Augen; kurz, der Plan des Ganzen ist in den geringsten Einzelheiten festgehalten. Nichts liegt der wilden und wahren Natur ferner als diese mathematisch, man möchte sagen militärisch abgezirkelte Anordnung. Allein wenn man in der großen Allee, welche die beiden Baumvierecke trennt und der Anfang des Weges von den Tuilerien zu dem Triumphbogen ist, die Blicke gegen Westen richtet, und den Obelisk, den Concordien- oder Revolutionsplatz mit seinen prächtigen Gebäuden und blutigen Erinnerungen, die Champs elysées mit dem Triumphbogen in duftiger Ferne, dann in der Nähe die üppigen Schätze des Tuileriengartens selber vor sich hat und die Vendomesäule, die reichen Straßen, wo die Mode und der Luxus ihre blendenden Meisterwerke zur Schau stellen, das Palais Bourbon, wo das lebendige Wort bald so mächtig, bald so ohnmächtig ist, den Palast der Tuilerien, wo die Hausherrn minder sicher sind als der Landmann in seinem Malerhof und der Senner in seiner Hütte, das Finanzministerium, wo die meisten Geheimnisse der Gegenwart verschlossen, wenn auch schlecht verschlossen sind, kurz die vorzüglichsten Zeugnisse französischer Größe, französischen Geschmacks und französischer Unbeständigkeit in seiner Umgebung weiß, so fühlt man seine Seele von dem gleichzeitigen Andrang so vieler Eindrücke sich erweitern und überströmen, man begreift die Neigung des Franzosen, sein Paris für das Centrum der gesitteten Welt zu halten, und ist diese Fülle von Anziehungskraft von der in Paris fast immer gedämpften und nur um so magischeren Helle eines schönen Morgens umflossen, legt sich ein glühender Abend in goldenen Platten auf das grüne Wipfelmeer der Linden und Kastanien, oder schwimmt all diese Pracht in nächtlicher Festbeleuchtung, dann wird oft auch der Fremde von dem Rausch des einheimischen Stolzes ergriffen und Paris ist auch für ihn die Königin der Städte.

Jedoch nicht bloß in der schönen Jahreszeit, die alles schmückt, oder wenn irgend eine Feier die Pracht dieses Gartens mit außerordentlichem Pomp erhöht, selbst mitten im Winter, wenn sie entblößt und sowohl ihres lenzigen Glanzes und ihrer sommerlichen Bekleidung als ihres bunten Spätjahrputzes beraubt sind, haben diese hohen, edeln Bäume ihre Poesie und machen durch ihr ernstes Aussehen und ihre strenge Ordnung die wohlthuende Wirkung ehrwürdigen Alters oder würdig getragenen Unglücks. Fast lebendiger als im Frühling erschienen mir zuweilen diese schwarzen Stämme, wenn ein Anflug von kurzem Schnee auf ihren nackten Häuptern lag; bald stellten sie in meiner Phantasie einen Senat von unbeugsamen Greisen, bald zwei fest geschlossene Schaaren unter den Waffen und im Harnisch ergrauter Veteranen vor, oder wenn ein kalt und trocken blauer, wolkenloser Januarhimmel über diesen dunkeln Massen ironisch lächelte, so freute ich mich an dem malerischen Gegensatz zwischen der Heiterkeit des reinen Firmaments und der finstern Grandezza dieser Bäume. Wenn es dagegen grau, schwer und tief auf diese entlaubten Tempel der Geselligkeit herabhängt, wenn alles todt und traurig scheint, sehe ich eine Rotte vergnügter, spielender Kinder im Genusse ihrer Jugend schwärmen und die freudenlose Erde wie den mürrischen Himmel liebenswürdig unbewußt verhöhnen:

Nackt blickt und trostlos mich die winterliche Natur an,
Aber versöhnend umgibt mich ein lebendiger Lenz.

Einen so großartigen Gesammteindruck bringt der Garten des Luxembourg nie hervor; er ist nach zu verschiedenen Seiten hin ausgedehnt und hat zu viel Nebenwerk, als daß er mit einem mal in Augenschein genommen werden könnte. Die krumme Linie herrscht zwar nicht vor, allein sie herrscht mit. Auf einem tiefer liegenden Boden, gleichsam in einem Thale, an dessen Horizont einzelne Häuser wie die Vorposten eines großen Dorfes sichtbar sind, ist, wie eine Kapelle zur Seite eines mächtigen Domes, eine kleinere Anlage, wo Blumen, Bäume und Gebüsch traulich in einander greifend, etwas wie das Muster eines städtischen Hausgartens vorstellen. Obgleich man nur einige Treppen hinabsteigt, um von dem eigentlichen Garten des Luxembourg in dieses liebliche Gehege zu gelangen, so fühlt man sich hier doch leicht ferne von Paris, gleichsam auf dem Lande, und wird nur durch das Spaziergängervolk aus diesem idyllischen Traume geweckt.

Die Bevölkerung des Luxembourg ist viel gemischter als die der Tuilerien und entspricht den Stadtviertein in seiner Nachbarschaft. Die Tuilerien liegen nur einen Sprung weit vom Hauptsitze der reichen Ausländer, sind nur eine kurze, wenn auch etwas größere Strecke vom Wohnort des höheren Pariser Mittelstandes und namentlich der Finanzwelt, der sogenannten Chaussée d'Antin entfernt; vom Faubourg St. Honoré, wo der mit der heutigen Welt befreundetere Theil des hohen Adels zu Hause ist und die meisten Gesandtschaften ihre Niederlassungen haben, ist nur zwei Schritte hin, und die hochwohlgeborensten Straßen des Faubourg St. Germain, der Heimath jener Barone und Matronen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, gehören ebenfalls, wenn ich so sagen darf, mit in das Weichbild der Tuilerien, und ihr Publikum spiegelt daher, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, wo sie auch vom Bürgerstande überschwemmt werden, den Charakter der genannten Stadttheile ab.

Sehen wir uns dagegen die Nachbarschaft des Luxembourg einmal an und halten zu diesem Zwecke

eine kurze Umschau. Da erblicken wir am äußersten Ende einer langen Allee, die sich eine gute Strecke über das Grenzgitter des Gartens hinaus zieht, wie eine feste Burg der Ritter- und Raubzeit, das Schloß des Herrn François Arago, mit andern Worten die Sternwarte; auf dem entgegengesetzten Punkt des Horizonts erkennen wir die Kirche St. Sulpice, deren zugleich großartige und anmuthige Vorderseite durch die unharmonische Verbindung unterschiedlicher Style und besonders durch die Schwerfälligkeit eines der beiden Thürme verunstaltet ist; dann in lustiger Höhe und verklärender Lichtfülle die Kuppel des jezt der Kirche zurückgegebenen Pantheon mit ihrem schimmernden Säulenkranz, und seitwärts und weit tiefer die Spitze des plumpen Domes der gelehrten Sorbonne. Die Sternwarte und die Sorbonne zeigen uns an, daß wir uns nicht weit von einer Region befinden, die der Wissenschaft gewidmet ist; aber der Fremde belehrt sich auch durch seinen Plan von Paris und durch sein Reisehandbuch, daß die Rechtsschule und das Collège de France Nachbarn des Pantheon sind und die Arzneischule von der Sorbonne nur durch einige Straßen und Durchgänge getrennt ist; wo Buden mit antiquarischer Literatur in allen Sprachen, medicinische Buchläden, Magazine chirurgischer Apparate, große und kleine Hotels, Cafés und Bierschenken zum Gebrauche angehender Juristen, Mediciner und Literaten in- und aneinander geschichtet sind. Mit Einem Wort, wir stehen an der Schwelle des sogenannten lateinischen Viertels, wir berühren die Heimath der studirenden Jugend. Die studirende Jugend in Paris ist aber zweierlei Geschlechts, und wo die Studenten hausen, da wirthschaften die Grisetten. Auch liegt gleich an einem der Thore des Luxembourg das sogenannte Fliederhag (la closerie des lilas), wo freie Jünglinge und freie Schönen zur Uebung eben so verwegener als bezeichnender Tanzkünste sich begegnen. Ich übersetze die französische Benennung dieses Orts, weil ich mich erinnere, daß es einem deutschen Touristen vor einiger Zeit passirt ist, das Wort lilas (Flieder) für den Namen einer Menschenklasse wie dandy oder pékin zu halten.

Vom Luxembourg zur Grande-Chaumière, deren europäische Berühmtheit jeden Commentar überflüssig macht, ist die Reise nicht sehr weit, und die Pilgerinnen zu diesen heitern Hainen des Vergnügens nehmen gewöhnlich ihren Weg durch das Luxembourg, das die meisten außerdem, sey es allein, sey es in Gesellschaft, häufig besuchen. Das Luxembourg wird von zwei breiten, stillen, lichten Straßen mit hohen Häusern, die vortreffliche Werkstätten für plastische Thätigkeit enthalten, begrenzt. Es wohnen also da eine Menge von Malern und Bildhauern, von denen die jüngeren in der Closerie des Lilas und der Grande Chaumière mit den keckften Virtuosen des lateinischen Viertels in grotesker Gelenkigkeit und cynischer Erfindungsgabe in Geberden und Bewegungen zu wetteifern im Stande sind.

Doch nicht bloß solch ausgelassenes Schlaraffenvolk hält sich in dieser Gegend auf; auch eine ehrsame und zahlreiche Bürgerschaft umwohnt das Luxembourg, und ich meine hiemit nicht den großen Haufen der kleinen Budenbesitzer, die in ganz Paris ein starkes Contingent ausmachen; ich bringe vielmehr in Anschlag das bedeutende Lehrerpersonal, den keineswegs geringen Buchhandel, die Beamten, die, obgleich die Lage der Orte, wo sie beschäftigt sind, ihnen die Wahl anderer Stadttheile zu ihrem Aufenthalte anräth, die Nachbarschaft des Luxembourg um des billigeren Preises der Wohnungen willen vorziehen, eine Masse kleiner Grundbesitzer, die dort Haus und Herd haben, und eine gute Anzahl Eigenthümer von Liegenschaften oder Renten, welche diesen Strich ihrem Geschmacke zusagend und ihren Vermögensumständen angemessen finden. Auch darf nicht vergessen werden, daß die lezten Ausläufer des hochadeligen Faubourg St. Germain bis in die Nähe des Luxembourg reichen, und die Seminariumskirche St. Sulpice, so wie die zahlreichen geistlichen Körperschaften der Umgegend manch geistlichen Spaziergänger in die grünen Räume schicken. Eben so wenig darf man außer Acht lassen, daß der eilfte Stadtbezirk, in dem das Luxembourg liegt, so wie der angrenzende zwölfte ein Bienenkorb von kleinen Handwerkern und Handarbeitern ist, wenn es auch erlaubt seyn mag, von dem ganz verwilderten Pöbel des Faubourg St. Marceau, von dem sich höchst selten einige Exemplare in den Garten des Luxembourg verirren, Umgang zu nehmen.

Das sind die Elemente, aus denen die gewöhnliche Bevölkerung dieses Gartens besteht. Sie ist, wie man sieht, äußerst gemischt; eine Blouse streift jeden Augenblick am feinsten Rock vorüber, ein prächtiger Cashemir entfaltet sich oft neben dem einfachen Halstuch der Taglöhnerin, und sehr unvollständig gesäuberte kleine Proletarier bewegen sich in sehr ungesuchter Tracht mitten unter den zierlich gepuzten Mädchen und galant gekleideten Knaben der höheren Stände. Wenn man in den Schatten der Tuilerien das Getümmel der in Anzug und Bewegung so koketten, so aristokratischen Kinderwelt überschaut, so ist es, dünkt mich, unmöglich, an diesem Anblick keine Freude zu empfinden und ihm eine gewisse Poesie abzusprechen. Man kann von einem Schwarme lebendiger Blumen, die mit einer Bande von Schmetterlingen zu frohem Tanze vereinigt sind, sich umgaukelt wähnen, man kann das Flüstern der leise gestreiften Blätter sich als Tanzmusik denken und aus dieser Mischung von lieblicher Wirklichkeit mit dem Weben der Phantasie ein dichterisches Behagen schöpfen. Allein die nicht sehr saubern kleinen Proletarier des Luxembourg

sind für den Maler vielleicht von größerem Werth als jene vornehm reizenden Geschöpfe, welche die Phantasie so schnell mit Blumen und Schmetterlingen vergleicht, die aber auf der Leinwand sich schaal und bedeutungslos ausnehmen würden, gerade wie sehr fein gebaute und stattliche Galapferde zur Anfertigung eines kräftigen und lebensvollen Thierstücks sich weit weniger eignen als ein paar derbe, muskulöse Pflug- oder Karrengäule.

Mancherlei aufzugreifen hätte ein Murillo der Gegenwart bei dem Ballspiel, das auf einem offenen Platze in der Baumhalle des Gartens getriebn wird, und durch das Auffallen der ziemlich großen, ihrem äußern Aussehen nach blasenähnlichen, aber festen, jedoch nicht harten Bälle weithin hörbar ist. Die Theilnehmer an dieser Vergnügung machen ein sehr buntes Publikum aus, und die vollkommenste Gleichheit herrscht dabei wie beim Baden in der Seine. Junge Männer und Jünglinge der gebildeten Klasse, die, wie es scheint, meist die höheren und niederen Schulen der Nachbarschaft besuchen, treten da in Hemdärmeln auf und messen sich mit jungen Arbeitern, Gesellen und Lehrlingen, die zuweilen mit Staub, Ruß und anderm Unrath in dem oft klugen Gesicht und auf den nackten, nervigen Armen, so wie in zerlumptem Kittel und zerfetzten Beinkleidern herkommen, aber in Gang, Haltung und in den zahlreichen Wendungen und Schwenkungen, zu denen sie das Spiel veranlaßt, einen gewissen natürlichen Adel und den unbefangenen Stolz freigeborener Menschen zeigen. Sie verfolgen die Wechselfälle und Verwicklungen der modernen Paläſtra mit einer Aufmerksamkeit, deren Stärke an das Komische grenzt, drücken, wenn der Ball mit geschicktem Schwung in hohem Halbkreis, wie eine Bombe emporschnellt, mit Sicherheit und Grazie aufgefangen und mit gleicher Energie des Wurfs zurückgesendet wird, als ächte Naturkinder ihre Bewunderung in wilden, vollen Lauten aus; wird aber der Ball schlecht gehandhabt, schießt er an der Erde fort oder steigt er lahm empor, wird er nur mit Mühe erhascht oder ohne Kraft zurück getrieben, so äußert sich ihr Hohn in gellendem Kichern, und manchmal in derben und schneidenden Witzen.

Dieses Ballspiel wurde in diesem Jahr namentlich während des kalten Juni sehr eifrig getrieben und diente als vortreffliches Mittel gegen das feuchte, unfreundliche und zumal in einer so vorgerückten Jahreszeit höchst unbequeme Wetter. Nur der Platz, wo das Ballspiel vor sich ging, war damals belebt, der übrige Garten wie ausgestorben, und nur in weiten Zwischenräumen eilten im winterlichen Paletot oder Mantel ein paar Spaziergänger oder einige Durchzügler in den unnützen Schattengängen hin und her. Später, als der Sommer weit mehr als seine Schuldigkeit that, konnte das Ballspiel nur eine Episode im abendlichen Leben des Gartens bilden. Da wurde die Hauptsache die Musik, die am Fuße einer, mit Statuen der berühmtesten Frauen des alten Frankreichs geschmückten und mit einer Balustrade versehenen Terrasse zwei bis dreimal in der Woche von einer Regimentsbande gemacht wird. Die französische Militärmusik hat bekanntlich in der jüngsten Zeit sehr bedeutende Fortschritte gemacht und es wird auch im Luxembourg manchmal recht wacker gespielt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß man vor der Disharmonie des lauten Geschwätzes ringsum die Harmonie nicht hört. Wenn es aber dem nur ein wenig von der Bande Entfernten kaum möglich ist, den gebotenen Ohrenschmaus behaglich und vollständig zu genießen, so gewährt doch das heitere Gedränge, das muntere Gewühl der springenden Kinder, der oft so malerisch gezeichnete Abendhimmel, die vielen und reichen Blumenbeete, Blumenkissen und Blumenvasen, die mannigfaltigen Durchblicke, welche die verschiedenen Wipfelgruppen wie durchbrochene Vorhänge uns eröffnen, und die zahlreichen Schattirungen des gestern so lenzig frischen, heute schon hie und da halb fleckchen Grün ein erquickendes Schauspiel, zu dem man jeden Abend gerne zurückkehrt. Vor allem lieblich und labend ist der Anblick nach einem jener kurzen Sommerwetter, die in Paris wohl von jeher sehr häufig waren und die nach dem Grade ihrer Heftigkeit oder Milde von der französischen Sprache durch eine Menge von Bezeichnungen unterschieden werden. Der ganze Garten scheint dann zu lächeln, trotz der Myriaden Thränen, die an Baum und Blume hängen; die großen Blumenkissen, von denen ich eben sprach, schimmern dann wunderbar und scheinen wie mit hellfunkelnden Nadelköpfen übersäet.

Dieser Blumenreichthum, der mit den ersten warmen Sonnenblicken sich zu entfalten anfängt und bis zu den letzten Tagen des spätesten Nachsommers immer wechselnd sich fort erhält, die reizendsten Erzeugnisse unserer mitteleuropäischen Flora in sich schließt und hier mit einem Regiment von Rittersporen, in der Fronte aufgestellt, dort mit einer weiten Schaale voll Geranien neben einem Beete von Levkoien, mit einem Rosengebüsch oder einer Liliengruppe neben einfachen Wiesenkindern, mit Hortensien, mit Dahlien und ähnlichen Günstlingen des Luxus und der Mode in seiner Mannigfaltigkeit unser Auge ergötzt, wird von allen Freunden des Luxembourg zu den Hauptvorzügen dieses Gartens gerechnet. Auch an Bäumen hat er eine weit größere Auswahl als die Tuilerien; nicht bloß Linden und Kastanien, Pappeln und Akazien, auch Fichten und andere Töchter der freien Wildniß vereinigt er in seiner Sammlung. An plastischen Zugaben haben beide Gärten Nachbildungen der vorzüglichsten Antiken; während aber in

Digitized by Google

den Tuilerien den ernstesten Helden des Alterthums, die von Künstlern der Gegenwart alle mehr oder minder deklamatorisch ausgeführt sind, ein Reihe einladender Boudoirfiguren des achtzehnten Jahrhunderts keck entgegen steht, sehen wir im Luxembourg Standbilder der heiligsten und muthigsten Vertreterinnen des französischen Mittelalters, unter denen die Statue der Jeanne Hachette, der Retterin von Beauvais, das Werk eines noch jungen Bildhauers, Namens Bonassien, durch eine nicht gewöhnliche Kühnheit und Energie der Haltung ausgezeichnet ist. Die andern Statuen dieser Art erheben sich nicht über das Mittelmäßige und sind eher eine Verunstaltung als eine Zierde des Gartens, der eben so gut dem aufmerksamen Leser eines gelehrten Buchs und dem einsam dämmernden Poeten als der vacirenden Courtisane zum Asyl oder zum Tummelplatze dient, und daher von den Gegnern einer strengen Etikette den Tuilerien, wo in allem größere Gleichartigkeit und Gemessenheit herrscht, vorgezogen wird.

Digitized by Google

Auf der Wiese.

Eine Geschichte aus dem schwäbischen Volksleben.

II.

Jörg traf Matthes in seiner Stube, wo er, eben vom Walde gekommen, auf das Essen harrte, das die Mutter in der Küche bereitete. Matthes selbst fiel Jörgs verstörtes Wesen auf, so wenig er sonst darauf achtete, wie der Jörg aussehe. Er fragte, was es gegeben. — „Mein Vater will, ich soll die Lise heirathen," jammerte Jörg geradeaus; „ich thu's aber nicht, Matthes! — ich thu's nicht — wenn ich gleich nicht weiß, wie es hindern!"

Matthes hatte es wie ein Schlag getroffen, er fuhr auf, klammerte die Fäuste zusammen und stampfte den Boden, denn um ihn mit Schritten zu messen, wie andere Leute in Aufregung thun, war nicht Raum genug in der Stube. Jörg selbst kam Furcht vor ihm an. So stand er eine Weile, nur leise heftige Worte murmelnd und die Augen bald zur Decke aufschlagend, bald wieder auf den Boden heftend. Endlich blickte er auf Jörg. „Nimm sie!" sprach er dumpf durch die knirschenden Zähne. — „Ich thu's nicht!" versicherte Jörg dagegen. — „Narr! wie willst's hindern?" knirschte Matthes mit Verachtung. Gelassener fuhr er fort: „Du mußt sie nehmen; über kurz oder lang mußt' es doch so kommen! Sieh umher: in diese vier Wände, wo kaum ein Stuhl zum Tische Platz hat, und im Stall unten eine Gais, da kann Lise nicht herein heirathen; was wollten doch die Leute sagen? — Nimmt sie ein anderer, vielleicht gar der Christoph — auf's Frühjahr kommt er heim, und ich hab' immer geglaubt, daß er ein Aug' auf sie habe — so könnt's ein Unglück geben; ich könnt's nicht ertragen! Wenn ich sie Einem gönne, so wär's am ehesten dir. Du wirst auch christlich gegen sie handeln und wirst ihr keinen Vorwurf machen wegen meiner, wie es ein anderer wohl thäte." — „Gewiß nicht," sagte Jörg seufzend. — „Gib mir die Hand darauf!" verlangte Matthes und drückte Jörgs Hand, mehr wie man einem Feinde thun könnte, als wie's unter Freunden gebräuchlich ist. Dann setzte er sich nieder und legte den Kopf in die Hände.

„Es ist aus! aus!" tönte es fort und fort in ihm. Endlich aber erhob er sich und winkte Jörg, mit ihm nach Lisens Haus zu gehen. Das Essen, das die Mutter so eben dampfend auf den Tisch gebracht hatte, blieb unberührt stehen. — Es war noch manches, was er nicht gestanden hatte, was er sich selbst nicht gestand, das jetzt Matthes bewog, Lisens Heirath mit Jörg zu befördern. Eben die Art, wie er neben aller Zuneigung auf Jörg herab sah, machte, daß er sich bei dieser Verbindung weniger gedemüthigt fühlte. Da war kein Triumph über ihn; niemand konnte sie beide mit einander vergleichen. — Und endlich — obwohl er daran kaum weiter zu denken wagte — Jörg konnte sein Andenken in Lisens Herzen nicht verwischen. Einem andern wäre es nach Jahren vielleicht gelungen.

Jörg fand Gelegenheit, Lise vor das Haus zu rufen; hier trug ihr Matthes die Sache vor. Sie zerfloß in Thränen; sie versicherte, wie zuvor Jörg, daß sie es nicht thun werde — obwohl ihre Brüder ihr arg zusetzten. Aber als Matthes seinen Willen ihr auseinandersetzte, gab sie nach. Matthes konnte sie nicht nehmen; lebte auch kein Vater mehr, um ihr zu wehren, konnte sie auch die Zeit ihrer Mündigkeit abwarten, so war doch die allgemeine Stimme zu gewaltig, als daß ein Mädchen, und ein Mädchen von zwar eigenwilligem, aber um so empfindlicherem Wesen ihr hätte entgegen stehen können. Nicht nur die Brüder, der Pfleger, die Familienglieder bis in den zehnten Grad hätten sich wider sie erhoben, sondern das ganze Dorf. Ledig bleiben konnte sie auch nicht, sie hatte nirgends eine Zuflucht; bei ihren Brüdern war ihr's schon jetzt entleidet; mußte 's denn seyn — nun ja, den schwachen, blöden Jörg, der keine besondere Liebe begehrte, konnte sie eher nehmen als einen andern. Ohnedem war er, der Matthes Freund gewesen seit seiner Kindheit, ihr wie ein Schatten des Matthes selbst. So waren alle drei einig, als sie sich trennten, und Jörg war recht froh, daß es sich so schickte, denn Matthes wollte er nicht zuwider heirathen, und doch hätte er wirklich nicht gewußt, wie es hindern.

Am andern Morgen, da sie die Kartoffeln zum Frühstück schälten, sagte Jörg demüthig zum Vater: „Ich will's mit der Lise richtig machen, wenn Ihr wollt." Ohne eine Miene zu verziehen, nickte der Alte Ja. Kathrine hatte eben die Suppe aufgetragen; man hatte vor ihr keine Geheimnisse. Sie ward bei Jörgs Worten blaß und sagte heftig, wie sonst nicht ihre Gewohnheit war: „Jörg, das kann nicht dein Ernst seyn! du kannst die Lise nicht nehmen!" — „Warum nicht, Kathrine?" sagte Jörg gelassen; „es ist allen Theilen recht, und was mich angeht, so kenn' ich die

Digitized by Google

Lise doch schon und fürcht' mich vor ihr nicht so wie vor den andern." — „Jörg," fuhr Kathrine fort, „laß dir abrathen; fällt dir's auch jezt nicht ein, daß es sich nicht thut, so wird dir's doch nachher kommen. — Gebt es nicht zu, Vetter, die Lise hat ja den Matthes gern!" — „Kindereien!" fuhr sie der Alte an; „sollt' mich nicht wundern, wenn du mein, test, der Jörg sollte dich selbst noch nehmen." Das Mädchen stand unwillig vom Tisch auf. „Gott verzeih Euch, Vetter," sagte sie; „wenn nur kein Unheil geschieht, wollt' ich gern Euern Spott tragen."

Der Alte ging hierauf guten Muths zu Lisens Brüdern; noch in derselben Woche wurde Handstreich gehalten und am Sonntag, nachdem zuvor das Beibringen beider Eheleute festgesezt worden war, wurden sie zum erstenmal ausgerufen.

Es war eine große, eine flotte Hochzeit, aber eine bleiche Braut. Sie weinte nicht, als es zur Kirche ging, wie sonst die Bräute thun; aber sie sah verstört und verwirrt aus und blickte oft um sich, als ob sie selbst nicht wüßte, wo sie sey. Als sie aber zum Altar trat, ward sie noch bläßer und beugte das Haupt, als ob mit dem Segen eine Last auf sie fiele, die sie zu Boden drücken wollte. In „der Rose" sodann, wohin man aus der Kirche zog, erschien sie in Ton, Blick und Haltung, womit sie die Gäste empfing, als ein Weib, um zehn Jahre gealtert. Aber auch Jörg war anders; er schien sich als Hausvater zu fühlen und ängstlich darauf zu achten, daß ihm die Geltung eines solchen zu Theil wurde. Abends, als die fremden Gäste den Ortseinwohnern Platz machten, kam mit den andern ledigen Burschen auch Matthes. Er konnte an Jörgs Hochzeit nicht ausbleiben, man hätte ja gespottet, und überdieß, es trieb ihn, zu seiner eigenen Qual, sein Mädchen als Braut zu schauen. — Als er sie aber erblickte, den Brautkranz auf dem Haupt, ergriff's ihn wie ein wildes Wahnsinnsfieber. Er wandte sich an Jörg und bat um einen Tanz; dieser nickte freundlich, und doch — Matthes blickte scharf troz seiner Fieberglut — mit befangener Miene: er fürchtete sich vor den Leuten, bei denen ihn Matthes, wenn er sich vergaß, in's Gerede bringen konnte. Er holte indessen Lise herbei; sie erschrack, ihr Blick schien um Erlassung zu bitten; aber Matthes bestand mit grausamer Härte auf seinem Begehren, und die Braut darf Niemanden den Tanz verweigern. Sie reichte ihm die zitternde Hand, sie fühlte, wie sein Blick auf ihr brannte, wie seine Pulse fiebernd schlugen und im kreisenden Tanz mit den ihrigen eins wurden; dazu jubelten die Pfeifen und Geigen, die Bursche jodelten und stampften den Boden; alles war Jubel, aber ihr klang's wie Jubel der Hölle. Eine dämonische Lust schien auch in Matthes zu flammen, er schwang sie hoch auf, er kreiste rascher und stärker als alle andern, und mit unendlicher Qual fühlte sie sich hingezogen im wirbelnden Tanze zu ihm, dem ihr ganzes Herz schlug, und zugleich abgestoßen von tiefinnerem Grauen.

Es war ein Tanz, erschöpfend Leib und Seele des armen Opfers. „Matthes!" sagte sie endlich, als er eine Pause machte; „warst du heute mit in der Kirche? Du bist nicht mit gewesen, sonst hättest du jezt nicht kommen können! Wir dürfen nicht mehr mit einander tanzen, laß ab!" — „Schaz!" flüsterte Matthes mit wildem Lachen; „das weiß ich ja! Meinst, ich wollt' mein leztes Glück nicht bis auf die Neige schmecken?" — Aber er selbst war nicht minder gepeinigt als seine Tänzerin; der lezte Freudentrank, den er so gierig hinabgestürzt, er labte nicht, er sengte wie ein Gluthtrank der Hölle. Und aufblickend, schaute er Jörg in's Gesicht. Aus diesem sprach die ängstliche Sorge, die ihn trieb, dem Tanz zuzuschauen. Wieder lachte Matthes bitter, winkte dem Bräutigam zu, ließ die kalte Hand seiner Tänzerin fahren, und eilte hinweg vom Tanzboden, — aus dem Hause, aus dem Dorfe. Die Töne der Geigen und Pfeifen, der Lärm des Tanzes jagten hinter ihm her wie höllische Geister. Fort trieb's ihn, hinaus in die finstere, kalte Novembernacht, in die Ferne, wohin die Klänge dieser Tanzmusik nicht drangen. Ehe er sich besann, ohne daß er's wußte und wollte, fand er sich auf dem Wege zur Wiese. Dort hinaus mußte er; das war der rechte Ort für diese Nacht.

Er sezte sich nieder auf den Stumpf zwischen den zwei Eichen; um ihn sauste der Wind vom Walde her, unheimlich stöhnten die Tannen, und nur von Zeit zu Zeit schrie klagend ein Uhu oder ein Käuzchen. Hier hatte er so oft mit ihr gesessen! Im wilden Schmerze fiel ihm ein, was Lise ihm einst erzählt von dem, was auf der Wiese geschehen, und er bildete sich ein, die Geister jener Frevler umschwebten ihn und er sey ihrer Macht verfallen. Im Brausen des Sturmes führten sie ihm die Töne der Tanzmusik in die Ohren, im Rauschen des Baches klang es wie Geflüster von entsetzlichen Thaten. Dort hatten die Frevler wohl einst Hände und Stahl vom Blute gereinigt; darum rauschte der Bach immer noch so wild; Blut begehrte er, Blut, und Blut, däuchte es Matthes, könnte allein die Gluth löschen, die in seiner Seele brannte. Er griff in die Tasche nach dem Messer; er hatte es von Jörg! Er wollte Ruhe haben, Ruhe für immer.

Da trat der Mond aus den Wolken; er warf einen Blick auf die Wiese, einen matten, glanzlosen Blick; sein Licht fiel auf den Denkstein, der wenige Schritte von Matthes stand; der Stein blickte Matthes an wie ein fahles Todtenangesicht. Ihn schauerte, das Grauen, womit jedes Leben, sey es eines des Glücks oder des Elends, vor dem Tode zurückschreckt, regte sich auch in ihm; er hob das Auge auf und

Digitized by Google

sah in den Mund; so wehmüthig blickte dessen lichtes Antlitz ihn an, als wäre es Gottes Auge selbst. — Matthes zog die Hand vom Stahle zurück; nein, er konnte nicht Hand an sich legen, hier nicht. Er stand auf und eilte mit raschem Schritte von der Wiese hinweg. Als er den Fuß auf die Straße setzte, schlug es zwölf Uhr vom unfernen Klosterthurm. Auf der Wiese tobte der Sturm wilder, als wären alle bösen Geister jezt losgelassen. Matthes floh heimwärts; er wollte nicht als Selbstmörder für endlose Zeiten in die Gesellschaft dieser Unseligen gebannt seyn.

Es gingen mehrere Tage vorüber, ehe Matthes und Jörg sich wieder sahen. Es hatte keiner den andern besuchen mögen. Nun begegneten sie sich aber eines Abends auf dem Heimweg vom Felde, und sie grüßten sich, doch nicht wie sonst. Schweigend gingen sie eine Weile neben einander hin. Es war Matthes ein unerträgliches Gefühl, als er den Kameraden so betrachtete und daran dachte: er ist Lisens Mann — dieser Jörg, den er immer beschützt und über die Achsel angesehen hatte! So hatte er sich's nicht gedacht; jezt war ihm plötzlich, als ob er's leichter ertragen könnte, wenn ein anderer Lisen hätte, ein anderer, den er dafür doch hassen durfte; nur nicht der schwache, der verachtete Jörg!

Auch in Jörg bewegten sich neue und drückende Empfindungen. Es war, wie sein Vater vorgesagt hatte; er war zum Manne geworden, seit er ein Weib hatte. Er hatte zum erstenmal Selbstgefühl erlangt, und nun tagte es ihm, wie ärmlich er sich angestellt, da er ein Weib genommen, die, wie er so gut wußte, einen andern im Herzen hielt. Es war ihm, als gehöre sie nicht sein, und doch war sie ihm zugesprochen am Altare. Er schämte sich vor ihr und für sie, und er schämte sich vor Matthes; er mochte ihm nicht in's Gesicht blicken. — Beide waren froh, als im Dorf ihre Wege sich trennten. Von da an trafen sie nicht mehr zusammen, sie wichen sich geflissentlich aus. Aber mit der Gewohnheit schwand auch die alte Liebe, und es wuchs der Haß. Sie konnten nicht gleichgültig gegen einander werden, nachdem sie so lange sich verhalten wie Zwillingsbrüder; sie haßten sich, nicht nur des Weibes wegen, sondern auch um ihre eigene ertödtete Freundschaft.

So ging in stummer Entfremdung und wachsendem Groll der Winter vorüber und Ostern kam herbei. Am Ostermontag war's, wo, dem alten Gebrauch gemäß, die Männer sammt der ledigen Jugend in der Rose sich einfanden. Da trafen denn die ehemaligen Freunde zusammen, und mit ihnen ihre Schulkameraden, unter diesen Christoph, der eben vom Militär zurückgekommen war, und mit nicht geringem Aerger die Nachricht von der schönen Lise Heirath vernommen hatte. Er hatte Matthes immer gehaßt, nun hatte er auch Ursache zum Groll gegen Jörg. Es gab spitzige, anzügliche Reden über Jörgs Heirath, über seine Brüderschaft mit Matthes, die er so ganz abgebrochen habe, Reden, die Matthes das Blut kochen machten und dem Jörg die Röthe der Scham und des Aergers in's matte Gesicht trieben. Wie gewöhnlich, kehrte sich der Zorn der beiden Beleidigten nicht gegen den Anstifter, sondern gegen einander. Der Wein des Rosenwirths, sonst mild und lind wie Oel, war heute Oel in's Feuer.

Da sagte Jörg endlich zu Matthes, es würde ihm wohl anstehen, wenn er den Ort verließe und unter die Soldaten ginge, wie er einst gewollt, oder gar außer Lands. Grund und Boden halte ihn nicht zurück, und gewiß auch sonst nichts. Matthes fuhr auf, sie warfen die Pfeifen entzwei, die sie einst mit einander gekauft hatten, und Matthes wollte nach dem Messer greifen. Da warfen sich die andern über ihn her und brachten ihn hinaus und in sein Haus zurück. Unterwegs aber führte er wahnsinnige Reden, die ihnen Grausen erweckten. Es müsse Blut fließen, betheuerte er, und es habe von Anfang an nicht anders seyn sollen.

Jörg kam verstört, wie von einer Leiche nach Haus, und im Laufe des folgenden Tages ließen gutherzige Nachbarn auch sein Weib nicht in Ungewißheit über den Vorfall des Abends. Nicht eines von Matthes grausigen Worten ließ ihre Wahrheitsliebe sie verschweigen. Am Abend trat Lise bleich und mit starrem Blick in die Küche zu Kathrine, die als Magd im Haus geblieben war; sie sagte ihr alles. „Ich wußte es wohl," fügte sie hinzu; „es konnte nicht anders gehen. Aber ich muß mit dem Matthes reden, auf mich allein wird er hören. Ich hab' das Feuer angezündet, ich muß es löschen."

Kathrine wußte auch keinen andern Rath; sie ging hinab in Matthes Wohnung und richtete ihre Botschaft aus. Matthes zeigte sich hart und unerbittlich. „Ich betrete Jörgs Haus nicht," betheuerte er, „und in mein Haus kann sein Weib nicht kommen. Ich weiß nur Einen Ort, wo sich's schickte: wenn sie auf die Wiese kommen will, so will ich mich finden lassen!" — Kathrine sagte zu, wenn auch ungern, und sezte die Zusammenkunft auf den folgenden Sonntagabend fest. — Lise nahm die Nachricht gefaßter auf, als Kathrine erwartet hatte. „Ich hab' es wohl gedacht," sagte sie wiederholt; „ich muß es auch noch ertragen!"

Ja, das in Wohlleben und Zärtlichkeit erzogene Weib hatte schwer gebüßt für den Leichtsinn, womit sie ihre Ehe eingegangen. Schon am Hochzeittage waren ihr die Augen furchtbar aufgegangen. Sie hatte vor dem Altare dem Treue gelobt, der doch eine lebendige Erinnerung an ihre alte Liebe war. Sie konnte ihn nicht anschauen ohne Scheu, da er die ganze Geschichte ihrer Verbindung mit Matthes kannte, wie

Digitized by Google

sie selber. Sie hätte jeden andern, jeden Fremden nehmen können, fühlte sie jezt, nur Jörg nicht, der ihr erschien wie ein Schattenbild von Matthes.

Der Sonntagabend kam. Lise war ergeben und ruhiger. Sie war Morgens in der Kirche gewesen. Ehe sie nach der Wiese ging, reichte sie Kathrinen die Hand und sagte wehmüthig: „Ich bin so oft draußen gewesen aus freiem, eigenem Willen; ich darf nicht klagen, daß ich den Gang wieder machen muß.“ — Kathrine aber folgte ihr von ferne und sezte sich in einem Baumgut unweit der Wiese nieder, denn sie wollte ihre Bäurin nicht allein lassen bei der unheimlichen Zusammenkunft. — Matthes war schon draußen, als Lise auf die Wiese kam. Er saß auf dem Eichenstumpf und sah ihr entgegen mit einem Blick, in dem Schmerz und Zorn zu wilder Glut zusammenflammten. Lise hielt auch diesen Blick aus, denn sie hatte ihren Frieden mit Gott erlangt und mit der Vergangenheit abgeschlossen.

„Matthes,“ sagte sie nach kurzem Gruße, und ihr stiller, friedevoller Ernst dämpfte auch seine Erregtheit, „du mußt von hier fort, unter die Soldaten, oder in die Fremde, oder nach Amerika — wohin es sey.“ — Matthes fühlte, daß sie Recht hatte, aber er war in der Stimmung, überall Unrecht zu finden. — „Fort soll ich?“ sagte er mit höhnischer Bitterkeit; „ei! ist's wahr? also auch das noch? Andere Leute haben alles, Gut und Weib; ich habe nichts eigen als mein Heimathrecht. Und das soll ich lassen andern Leuten zu lieb?“ — „Sag' alles wie du willst,“ antwortete Lise mit milder Gelassenheit; „aber geh' nur, um deinetwillen, um Jörgs willen und um meinetwillen, wenn dir noch ein klein wenig an meinem Frieden, an meiner Ruhe und Seligkeit liegt.“

Sie war in warmen Eifer gerathen während dieser Worte und schaute Matthes mit vollem Blicke an. Ach, es waren dieselben blauen Augen, in die er sonst so gerne geblickt hatte! Schmerzliche Wehmuth ergriff ihn; vor sich sah er wieder nach Monaten das ganze liebe Gesicht; es war dasselbe noch wie sonst, wenn auch blaß und wehmüthiger. „O, Lise, hat's dahin kommen müssen!“ rief er und war in diesem Augenblick bereit, alles zu thun was sie verlangte, und wenn sie ihn über's Meer schicken wollte. Auch Lise ging das Herz über. „Matthes,“ sagte sie, ihre innersten Gedanken entdeckend, „wir haben schwer gesündigt. Wir haben einen Frevel begangen am Ehebund und der Einsegnung. Ich hab' mich dem Jörg antrauen lassen, da ich doch wußte, daß ich diesem nimmermehr von Herzen ein Weib seyn könnte; wir haben ihn nur vorgeschoben und im Herzen wollt' ich dich behalten; als ich aber vor dem Altar stand, ist's schwer auf mich gefallen, als ob der Segen mir zum Fluch werden müßte. Gott helfe mir nur, daß ich ihn noch abwenden mag!“

Matthes Zorn war weggeschmolzen vor Mitleid und Gram. „Lise!“ rief er, „sag' was ich thun soll! Es ist mir nichts zu viel, wenn ich dir nur Ruhe schaffe.“ — „Da muß auch ich wollen!“ rief eine neue Stimme, zitternd in unmächtigem Zorn. Jörg stand vor ihnen. Er hatte Verdacht geschöpft, als Weib und Magd sich entfernten, und war ihnen nachgegangen. Verblendet von Aerger und Schaam über seine eigene Stellung, hatte er bei dieser Zusammenkunft an alles andere eher gedacht als an den Zweck, zu dem sie unternommen worden. „Ich muß auch dabei seyn,“ fuhr er fort, „bin ja immer dabei gewesen.“ Und von Wuth gekräftigt, legte er die Faust schwer auf Matthes Schulter.

Jezt schnellte dieser auf und schüttelte ihn ab, Jörg warf sich wieder auf ihn. Alle Wehmuth, alle Weichheit war bei Matthes verschwunden und die alte Wuth schlug in Flammen in ihm auf. Wie Wahnsinn ergriff's ihn, in die Tasche fuhr die Hand und das Messer zuckte in derselben. In diesem Augenblick aber hatte sich Lise zwischen die Männer geworfen: der Stoß, blindlings gegen Jörg geführt, fuhr in ihre Brust. Sie wankte und lehnte sich ohnmächtig an Matthes; das rothe Blut rann über seinen Arm hin. „Gott verzeih' uns allen!“ stöhnte sie und schloß die Augen. Und mitten im wilden Schmerz gemahnte Matthes ihr Anblick, wie damals, als er sie schlummernd auf der Wiese gefunden.

Aller Streit hatte ein Ende. Er und Jörg blickten sich an; es war als ob aller Haß, aller Groll in ihrem Herzen weggewischt wäre. Sie wußten nur noch, wie sie einander von Kindheit auf so lieb gehabt hatten. „O, Jörg!“ rief Matthes mit starrem Blick. „Warum haben wir uns auch angefeindet?“ — „Wir haben's verschuldet!“ jammerte Jörg.

Noch lag die auf den Tod Verwundete bewußtlos in Matthes Armen. Die Männer hatten nicht Besonnenheit zu dem, was jezt zu thun war. Da trat Kathrine hinzu, die Unheil geahnt hatte, als sie zuerst die wilden Stimmen der Streitenden und dann die tiefe Stille vernahm. Es war zur Hülfe zu spät, nur Rath konnte sie noch geben. Sie hob jammernd die Hände empor, aber sie faßte sich mit der ihr eigenen Besonnenheit. „Sie darf hier nicht sterben,“ sagte sie; „ihr müßt sie heimtragen und Matthes muß in der nächsten Stunde noch fort nach Amerika.“

Die Männer trugen die Sterbende nach Hause. Es war Nacht, als sie im Dorf anlangten, und sie gingen durch die Gärten. So gelangten sie ohne Aufsehen in's Haus. Einen reitenden Boten nach dem Arzt in der Stadt schickte Jörg augenblicklich ab, obwohl sie alle wußten, daß es umsonst war. Dann nahm er ein paar Geldrollen — er hatte sie vom lezten Viehmarkt da liegen — und schob sie Matthes in die Tasche. Er und Kathrine drangen sofort in

Digitized by Google

diesen, daß er augenblicklich außer Landes gehe. Matthes selbst hätte sich nicht gerührt, er hätte sich ohne Widerstand vor Gericht führen lassen. Ihren Bitten gab er nach und brach auf, und als er einmal im Freien stand, trieb's ihn wie mit unsichtbarer Macht hinweg vom Orte, wo er das Blut seiner Geliebten vergossen hatte.

Lise verschied, ehe der Morgen tagte. Erst jezt wurde dem Schultheißenamt eine Anzeige gemacht, von wo sie an's Amt befördert wurde. Bis aber das Untersuchungsgericht an Ort und Stelle gelangte, bis das erste Verhör eingeleitet war und die Landjäger nach dem Angeschuldigten ausgeschickt wurden, hatte dieser die Grenze überschritten.

Jörg und Kathrine sagten aus, er habe noch geholfen, die Verwundete heimzutragen, und sey dann verschwunden. Vom Reisegeld aber, womit er ihn unterstüzt, fand Jörg nicht nöthig zu sagen; darum suchte man ihn eher in einem Versteck in der Nähe, und er konnte ohne weitere Verfolgung Havre erreichen, wo er sich einschiffte.

Nach Jahr und Tag kam ein Brief von ihm an seine Mutter und an Jörg. Er war nach manchem Umherwandern zu einer Farmersfamilie im Westen gelangt, die einer der strengen religiösen Sekten Amerikas angehörte, vor deren, wenn auch schwärmerisch gefärbten Religiosität auch der nüchternste Europäer Achtung fühlt, bei der strengen Sittlichkeit ihres Wandels und der praktischen Besonnenheit in ihrem Berufe. Dort hatte Matthes gequältes Herz Frieden gefunden. Einige Jahre später kam die Nachricht, daß er an einem klimatischen Fieber gestorben sey. Zuvor noch war seine Mutter, die Jörg treulich unterstüzt hatte, auf dem Kirchhofe der Heimath schlafen gegangen, getröstet durch ihres Sohnes ersten Brief.

Jörg war durch Kathrinens Zeugniß von allem Verdacht eines Schuldantheils entlastet worden, sein Wesen aber hatte eine große Veränderung erlitten. Es war, als ob durch das erschütternde Erlebniß die Fesseln der Stumpfheit und der Schüchternheit, die seine Willenskräfte niedergehalten, gesprengt worden wären. Er war und blieb immer ein stiller, zurückgezogener Mann, aber sonst nicht viel anders als andere Leute. Ja er hätte, als nach Jahr und Tag die grauenhafte Geschichte in Vergessenheit gekommen war, noch Gemeinderath werden können, wenn er nur sich hätte darum bemühen wollen.

Er hatte auch eine ganz andere Stellung im Haus bekommen; der alte Schulzenbauer, sein Vater, war vom Ausgang dieser durch ihn erzwungenen Heirath in seiner stolzen Härtigkeit so erschüttert worden, daß er Jörgs Selbstständigkeit nicht weiter unterdrückte. Jörg mußte zwar des Gutes wegen wieder heirathen, doch sah er dabei nicht mehr auf das Eingebrachte, sondern nahm Kathrine, deren besonnenes, stilles Wesen für ihn taugte. Durch ihre Mildthätigkeit namentlich brachte sie das Haus in das Ansehen, in dem eine rechte Bauernfamilie weit und breit stehen soll. Mit den Vögeln mochte Jörg nicht mehr umgehen; sie erweckten ihm düstere Erinnerungen. Statt dieser Liebhaberei legte er sich in spätern Jahren auf die Zucht der Bienen, deren leises Treiben seinem eigenen Sinne entsprach. Auch sein Viehstand war der schönste im Dorfe. — So schwand beim stillen, frommen Wandel der Ehegatten allmählig das Grauen, das nach der Unglücksthat für die Dauer von Jahren am Hause gehaftet hatte.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

VIII.

Der reinste südliche Himmel lacht uns an, als wir die Läden der dumpfen Stube öffnen, die wir weislich gegen die freilich frische, aber sehr gefährliche italienische Nachtluft geschlossen haben. Nun die Sonne wieder ihre Macht gewonnen, soll es wochenlang nicht mehr an blauem Himmel und hellstem Lichte in Venedig fehlen. Die Hitze aber ist ja hier immer durch das nahe Meer und die Lagunen gemäßigt, so daß die reicheren Bewohner des umliegenden festen Landes in dem staub-, mücken- und hundstaglosen Venedig ihre Sommerfrische halten.

Wer in kurzer Zeit leicht und heiter und gründlich die Herrlichkeiten Venedigs kennen lernen will, für den gibts einen Helfer in aller Noth, dessen Namen alle Reisebücher nennen, an dessen schwarze Augen, kluges Gesicht und unterhaltendes Wort sich tausend und aber tausend deutsche Besucher gerne erinnern. Nikolo Bulgari ist in der That durch seine Bildung und Kenntniß der venetianischen Geschichte der befähigtste von allen Stadtführern; er spricht alle für den deutschen Weltbürger nur möglichen Sprachen bis auf walachisch und bulgarisch, er führt die sich ihm anschließenden Gesellschaften auf eine für ein systematisches deutsches Herz doppelt löbliche Weise durch die einzelnen Kreise von Sehenswürdigkeiten, so daß jede Tagereise um einen Hauptpunkt entsprechend reiht. Er schließt die Verträge mit Gondelführern, legt die Trinkgelder und Gebühren aus und ist in jeder Weise gefällig, brauchbar und billig. Ich löse gern mein Versprechen, auch hier ihn bestens zu empfehlen.

Schon gestern Abend, als wir im deutschen Kaffeehaus unter den Arkaden des Markusplatzes unsern nicht besonders guten Kaffee und unsere gute Allgemeine Zeitung genoßen, sahen wir ein paar weiße Beinkleider, einen blauen Rock und einen schief auf dem schwarzen Kopf sitzenden Hut, dem Diogenes gleich, nach blonden deutschen Menschen suchen; ohne ihn zu kennen, beschlossen wir, der müsse unser erkorener, wenn auch nicht gerade heiliger Nikolo seyn. Es war es und nahm uns treulich für vier Zwanziger unter seine Flügel; heitere Gesellschaft schloß sich an, ein junges schwäbisches, ein gestandenes fränkisches Ehepaar und ein freundlicher älterer Kaufherr aus Sachsen; so war die heilige Sieben unserer Heiligen voll und der Feldzug begann nach wohlvollbrachtem Frühstück beim deutschen Café zum Kaiser von Oesterreich.

Am westlichen Ende des Markusplatzes haben wir links die alten Prokuratien. Das ist ein Bau von fast 600 Fuß Länge; die drei Stockwerke bilden drei über einander gesetzte Arkadenreihen; Pfeiler, Rundbogen, Gesimse und Zinnenbekrönung, Alles ist in den schönsten Verhältnissen. Mastro Bartolommeo Buono Bergamosko hat damit am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sein Meisterstück gemacht im großen, edeln Baustyl, nach florentinischer Weise mit eben so viel Glück wie Geschmack, nach antiken Formen. Die Fenster der zwei obern Arkadenreihen, Privatwohnungen jetzt, ursprünglich die Räume für die „Prokuratoren" der Republik enthaltend, sind mit Vorhängen, Jalousien und Läden verschlossen. Die untere Arkadenreihe bietet einen freien, gewölbten Gang für jedermann; dahinter sind die schönsten Kaffeehäuser, die Gold-, Kunst- und Kaufläden der Stadt. Es ist das Palais royal Venedigs, geringer, was modernen Glanz und Luxus betrifft, an Größe und Schönheit des Bauwerks aber schöner, viel schöner als das Pariser.

Dem gegenüber uns zur Rechten stehen die neuen Prokuratien, zu gleichem Zwecke ähnlich angelegt in drei Arkadenreihen übereinander. Vincenzio Scamozzi erbaute dieselben in dem nüchternen und schweren römischen Style des sechzehnten Jahrhunderts nach Palladios Vorbild. Halbsäulen an den Arkadenpfeilern tragen das schwere Gesimse, flache Steinbildwerke füllen die Zwickel neben den Arkadenbögen, der obere Stock aber mit seinen viereckigen, von einem Kreisbogen nur äußerlich überschlagenen Fenstern ist nichts weniger als passend aufgesetzt. So erreicht dieser spätere Bau, dessen obere Räume jetzt zum Königspalast, zur Residenz des Kaisers bestimmt sind, weit nicht die poetische Anmuth und Einfalt der um hundert Jahre älteren Prokuratien.

Hinter unserm Rücken, denn wir stehen noch immer gegen Osten gewandt, am Westende des Platzes, ist das Atrio del Palazzo reale, unter Napoleonischer Herrschaft 1810 von Cav. Soli aus Modena an der Stelle einer frühern Kirche aufgeführt, um so westlich den Markusplatz gleichförmig abzuschließen. Dieses

Digitized by Google

Bauwerk, wieder volle hundert Jahre später, Nachahmung der neuen Prokuratien, ist bedeutend geringer als diese selbst, und der Gegensatz zweier Jahrhunderte, das Pfuschwerk vollends des französisch-römischen Kaiserstyls fällt recht grell in die Augen. Hinter dem untern Arkadengang ist unter anderem die deutsche Buchhandlung von Münster. In den obern Gemächern ist mannigfaches Kunstgerümpel aufgehängt. Das schönste am Ganzen ist der prächtige Blick auf den Platz.

Nun schreiten wir auf dem Platze vor. Links am Ende der alten Prokuratien steht der Uhrthurm von Pietro Lombardi, 1496 in schönen Verhältnissen und Formen der Renaissance erbaut. Die untern zwei Stockwerke sind mitten durch einen hohen Thorbogen getheilt, durch welchen man in die Merceria, den engen Platz voll Kaufläden geht. In der Mitte der zwei nächsten Stockwerke prangt in goldenen Ziffern die Uhrtafel mit ihren vierundzwanzig italienischen Stunden. Darüber erhebt sich ein zweistockiger, viereckiger Aufbau, der eigentliche Thurm, oben mit einem steinernen Geländer abgeschlossen. An der Vorderseite thront eine schöne vergoldete Madonna, darüber im obersten Stocke schreitet golden auf blauem Grunde der geflügelte Löwe des heiligen Markus. Auf dem platten Dache hängt hoch in Eisen die große Glocke; recht und links schlägt auf dem Fuße sich drehend und so mit dem in beiden Händen gefaßten Hammer gemessen aushotend, je ein eherner Mohr die Stunden an.

Rechts vom Uhrthurm gegen das Ende des Platzes mitten vor der Markuskirche ragen drei hohe Masten, von denen wir gestern schon dem heiligen Johannes zu Ehren drei mächtige Fahnen wallen sahen, auf hohe eherne Füße gestellt. Alessandro Leopardo hat leztere im schönsten Renaissancestyl geformt und gegossen im Jahre 1505; ein glänzendes Werk, ein Siegesdenkmal für die Eroberung der drei Königreiche Candia, Cypern und Morea. Die bronzenen Piedestale sind in Form eines reichen römischen Säulenfußes nach oben hin kandelaberartig verjüngt; Seeweiber, Sirenen, Flußpferde, die Gestalten der Ceres, der Gerechtigkeit u. s. f., vor allem der Markuslöwe mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopfe, das Evangelium in der Tatze mit der Aufschrift: pax tibi, S. Marce Evangelista; nach unten geht der Löwenkörper anmuthig in einen Fischschweif aus. Löwenkopf, Adlerflügel, Fischschweif: das ist das königliche, auf Beute fliegende, meerebeherrschende Venedig in der Fülle seiner Macht und seines Glückes.

Die Markuskirche, vor der wir stehen, lassen wir noch und wenden uns vorher weiter rechts über den Platz hinüber zu dem frei neben dem Ende der neuen Prokuratien stehenden Glockenthurm. Es ist ein starker und schlanker viereckiger Bau aus Backstein, 335 Fuß hoch. Bis zu zwei Drittheilen der Höhe gehen an jeder Seite hinauf fünf kleine Wandpfeiler (Lissenen), die durch Rundbögen oben miteinander verbunden sind; dann kommt ein Stockwerk von Quadern; das ist die Glockenstube, auf den vier Seiten mit vier neben einander stehenden Rundbogenfenstern durchbrochen. Dieses Stockwerk krönt ein freier Umgang mit durchbrochener steinerner Brüstung. Daraus erhebt sich noch ein schmaleres Stockwerk, und das Dach bildet eine vierseitige spitzige Steinpyramide, deren vier Kanten, mit vergoldetem Kupfer beschlagen, über das Meer hinüber bis Istrien glänzen. Auf der Spitze steht ein kolossaler vergoldeter Engel aus Holz, der sich zur Windfahne hergibt. An diesem Bau hat eine ganze Reihe von Baumeistern volle 680 Jahre gebaut, von 911—1591. Seine Gründung fällt noch vor die der Markuskirche. Was für eine ungeheure Arbeit mußte eben die Grundlegung auf der Laguneninsel für solch ein unermeßliches Gewicht seyn, denn der Thurm ist außerordentlich dick und ein massiver, zu Pferd zu ersteigender Treppenaufgang windet sich innen von einer Seite zur andern empor; Heinrich III. von Frankreich ritt in der That hinauf. Diesen, vielleicht ursprünglich zu einem Wart- und Leuchtthurm über die Lagunen und die ferne See hinaus bestimmten Thurm zu besteigen und wieder zu besteigen, ist die dankbarste Arbeit. Es gibt keine bessere und großartigere Uebersicht über die Stadt, die wie ein großes lateinisches Y so ruhig in dem blauen Spiegel der Lagunen schwimmt, dann rings über die andern Inseln der Lagunen, östlich in die Adria hinaus, nördlich zu den Alpen hinauf, westlich auf's Festland nach Mestre bis Padua hin, südwestlich nach den euganeischen Hügeln hinüber. An diesem Rundgemälde kann sich das Auge nicht satt trinken. Zur Zurechtfindung in der Stadt selbst dient der Thurm auch, doch lassen sich bei der Enge der Gassen und Kanäle durchaus nicht einzelne Gruppen messen; aus dem unendlichen Häusergewimmel tritt nicht einmal der Canale grande hervor. Dagegen ist der Vogelblick auf den Platz und den Dom von San Marko, auf den Dogenpalast und seine Umgebung eine werthvolle Einweihung in die Geheimnisse der architektonischen Anlage derselben.

Unten am Fuße des Glockenthurmes (campanile, in ganz Italien bekanntlich am liebsten und sehr unorganisch, unbaukünstlerisch frei neben die Kirchen gestellt) ist westlich die ungestalte Thürmerwohnung, auf der vordern östlichen Seite aber die Loggetta angebaut, 1540 von Jacopo Sansovino aus Florenz, dem großen Schüler Michel Angelos, der dessen Geist und Kraft mit Zartheit und liebenswürdiger Anmuth zu mischen verstand und dazu in Venedig gerade den geeigneten Boden und Antrieb fand. Nach der Plünderung Roms durch die Franzosen (1527) zog er hieher und schuf im Dienste der Republik mit

Digitized by Google

seinen zahlreichen Schülern eine große Anzahl ausgezeichneter Werke. Unter diesen glänzt eben unsere Loggetta, die Halle, im Abendscheine hellenischer Schönheit. Wenn der Doge im Namen des Staates, d. h. der Nobili und des aus ihnen genommenen Senates zum Volke sprach, in jener Sprache, die nach Talleyrand den Menschen gegeben ist, um die Gedanken zu verbergen, dann bestieg er diese kleine Halle. Sansovino und seine Schüler schmückten sie auch mit Bildwerken in Marmor und Erz: Merkur, Apoll, Minerva (der Handel, die Kunst, die Wissenschaft) und die Friedensgöttin auswärts, die heilige Madonna im Innern. Zwei niedere Thürme mit schönen Verzierungen aus Erz verschließen den Treppengang in die Loggetta.

Blicken wir nun um die Ecke des großen Markusplatzes auf den kleinen, so begegnet uns rechts die alte Markusbibliothek, begründet durch die Bücherschenkungen des Petrarka, Kardinals Bessarion, Grimanis u. a., im Jahr 1536 von Sansovino erbaut. Vor den Rundbogenpfeilern stehen im untern dorische Wandsäulen, im obern Stockwerke jonische. Oben auf der durchbrochenen Galerie des Kranzgesimses stehen leicht und heiter, wenn auch, gleich allen solchen nachgeahmten, aus keinem lebenden Bewußtseyn herausgeborenen Kunstwerken, etwas gelangweilte steinerne Götterbilder — Götterbilder gegenüber der Markuskirche. Jacopo Sansovino, der solche ja auch an der Loggetta anbrachte, hat in diesem Bibliothekbau eines der schönsten Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts geschaffen. Strenge Composition und Formenbildung, prächtige und malerische Ausführung treffen nach dem Urtheile der Kenner selten in diesem Grade zusammen, und doch sind es lauter nachgemachte, den Römern nachgeäffte Formen. Mag solches für Venedig gut seyn, das überhaupt nicht wesentlich selbstschöpferisch war und seinen Ehrgeiz befriedigt heißen mochte, so man es nur das zweite Rom, das Rom des Meeres nannte. Hier auf italienischem Boden lassen wir uns die Nachahmung der römischen Antike gefallen — aber auf deutschem, auf deutschem auch heute immer noch?

Es ist der Mühe werth, den Saal zu beschauen, in welchem sonst das Museum war; Scamozzi hat ihn ausgebaut und Titian hat die gekrönte Weisheit hineingemalt. Der große Saal sodann ist von Sansovino und Scamozzi, die Decken und Wandgemälde darin von verschiedenen Meistern; von Paolo Veronese sind insbesondere die Allegorien der Geometrie, Arithmetik, Musik und der Ehre. Der Doge Mocenigo hatte einen Preis auf das beste Gemälde im Saale gesezt, Titian sollte der Preisrichter seyn. Als Paolo die Musik gemalt hatte, zwei Lautenspielerinnen, zwischen ihnen ein Kind von etwa sechs Jahren, darüber in der Mauerecke ein Eilen, im prächtigen Helldunkel mit meisterhaftem Pinsel, da sezte Titian dem großen Nachfolger neidlos den Lorbeer auf, der Senat der Republik aber fügte reichliches Gold und eine goldene Ehrenkette hinzu. Und dieser prächtige Saal, zu was wurde er in unserem Jahrhundert eine Zeit lang verwendet? — zur Messung und Untersuchung der Rekruten.

An die südliche, dem Canale grande zugewandte Schmalseite des Bibliothekgebäudes stößt nun, die Hauptseite zum Canale wendend, die Münze, la Zecca, die alte Zechinenstätte, ein dreistockiger Bau, ganz aus Marmor, Backstein und Eisen ohne Holz, unten Rundbogenarkaden auf schweren Pfeilern, mitten und oben viereckige Fenster, an den Zwischenpfeilern außen Halbsäulen in der Weise, daß immer eine dickere Trommel über einer dünneren sich aufbaut, ein Werk, das seinen Meister, J. Sansovino, nicht sehr lobt, so widerwärtig, gesucht, schwer und plump ist sein Styl, gerade im Gegensatz zu dem prächtigen Bibliothekgebäude.

Wenden wir uns nun gegen Morgen, am Steinwege des Ufers hin, so kommen wir nahe an den zwei hohen steinernen Säulen vorbei, worauf die zwei Schutzgötter Venedigs stehen, der abgedankte heilige Theodor auf der westlichen Seite zur Stadt gerichtet, der mit sammt der Republik nun freilich auch quiescirte Markuslöwe auf der östlichen zum Meer gewendet. Aus Syrien stammen die zwei kolossalen Säulen. Beim Ausschiffen war aber die eine in's Meer gefallen, so daß nach dem Muster der glücklich gelandeten die andere aus europäischem Marmor neu gehauen werden mußte. Als Niccolo Barattieri im Jahr 1381 sie aufrichten sollte, hatte er sich ausgebeten als Lohn, auf dem Raume zwischen denselben ein Glücksspiel mit Würfeln errichten und halten zu dürfen. Die Spielwuth, die auf dem öffentlichen Platze sich erhob, richtete eine Menge edler Familien zu Grunde, da verbot die hohe Polizei das Spiel? — Nein, Meister Niccolo hatte seinen Freibrief in der Tasche wohl verwahrt und gesiegelt. Aber der Senat dieser Republik war nie um Mittel zum Zwecke verlegen. Eines schönen Morgens baumelte ein gemeiner Verbrecher inmitten beider Säulen am Stricke; von Stunde an ging kein ehrlicher Venetianer mehr zwischen dieselben und das Spiel hatte ein Ende. Erst als Kaiser Franz im Jahr 1816 eine der Säulen berührte, erschien die Ehre der Säulen wieder hergestellt; von da an ging hohes und niederes Volk wieder guten Gewissens zwischen ihnen hindurch.

Nun weiter jenseits dieser Säulen und des Dogenpalastes an dem Strande der Slavonier, zum großen Kanal gewandt, steht ein zweistockiges Gebäude, Rundbogenarkaden unten, hohe viereckige Fenster oben, blind mit einem flachen Bogen oder stumpfen Dreiecke überschlagen, dorische Wandsäulen zwischen den Pfeilern; troz der Bekleidung der Mauern mit starkem Rustico

(hervortretenden, polsterartig behauenen Quadern) hat das Bauwerk, das Antonio da Ponte 1589 errichtete, etwas leichtes, ja heiteres. Niemand ahnt, daß das die Schauseite des Staatsgefängnisses der Republik war, und daß oben hinter diesen bleigedeckten Dächern und drunten in der feuchten Tiefe die Opfer der Staatsinquisition zu schmachten hatten. Ja auch was man die Seufzerbrücke nennt, dieser schmale flache Bogen, hoch über den Seitenkanal hinübergesprengt, mit der leichtgeschnörkelten Architektur daran, wer würde ahnen, daß über ihn so manche Schuld und Unschuld auf Nimmeewiederkehr geschritten ist! Herrscht ja doch auch jezt wieder die holde Sitte, Zuchthäuser und Landesgefängnisse so einladend als möglich zu bauen.

Das Best' zulezt! Das mag den Dogenpalast und Markusdom dafür trösten, daß wir sie einstweilen übergangen haben. Ja, diese herzogliche Burg (Palazzo ducale) — Doge ist die venetianische Form für duce, Herzog — wo hat er seines Gleichen und wo seine Deutung? Immer und immer mag das Auge ihn messen, ganz begreifen kann es ihn nicht. Groß und massig an die Ecke der Piazzetta, mit der einen Hauptseite an das Ufer gepflanzt, ist er das eigentliche Hauptwerk Venedigs und sein eigenthümlichstes; in ihm erscheint fast noch mehr als in San Marko das Wesen Venedigs im Lapidarstyl beschrieben. Der ganze Doppelcharakter, der tiefe Widerspruch des venetianischen Geistes und Lebens ist in dem Doppelantlize des Palastes, dieser seltsam zwieschlächtigen Façade ausgeprägt. Auf stämmigen Rundsäulen mit köstlich gemeißelten Kapitälen ruht eine starke, wohlerwogene Spizbogenreihe. Ueber diesem freien, gewölbten Bogengang erhebt sich eine im reinsten germanischen Styl gehaltene zweite offene Galerie. Ihre Spizbogen sind von schlanken Säulen getragen, zwischen und über je zwei Spizbogen reiht sich eine vierblätterige Rosette an die andere. Diese zwei Umgänge, zwei Stockwerken entsprechend, bilden die eine untere Hälfte der Façade. Im edelsten Styl, in klarsten und schönsten Formen bis auf die kleinsten Verzierungen und Durchbrechungen gehalten, ist sie ein Bild der Klarheit und Wahrheit, der Reinheit und Freiheit. Nur Eines: wie wundervoll ist am Kapitäl der nördlichsten Grundsäule das Bild der beim Kaiser Recht suchenden und Recht findenden Wittwe gemeißelt, recht eine Titelvignette für den Palast, wo ein hoher Rath im Namen der Freiheit und des Rechts thronen sollte.

Während nun dieser untere Theil der Façade die Stärke, die offene Muth, die Treue und der Adel des Löwen, zu dem Venedig schwur, selber ist, starrt die obere Hälfte als eine hohe, breite, massige Wand mit ihren fast maurischen Zinnen, nur von weitentlegenen, breiten, schweren Spizbogen und Fenstern durchbrochen (je das Mittelfenster ist erkerartig mit gothischen Spizthürmchen überhöht) und ganz oben am Dache von je acht runden, dunkeln Löchern durchbohrt. Das ist so schwer, troz der kreuzweise die hellmarmorne Mauerfläche durchschneidenden Mosaiklinien aus rothem Marmor, es lastet so dumpf und unheimlich, ist so verschlossen wie Staatsgeheimniß, Verrath und Despotismus. Unten die Freiheit des Abendlandes, oben die starre Gebundenheit des Morgenlandes, ja Morgenland auf Abendland gestellt, und beides mit phantastischen Farben und Formen überwoben, übermalt, nicht innerlich verbunden: so erscheint der Dogenpalast als ein steinernes Urbild der Amphibien-, Chamäleon- und Sphinxnatur des alten Venedig.

Zum gegenwärtigen Bau wurde auf den Trümmern des um 1110 mit einem Drittheil der Stadt in Asche gesunkenen älteren Palastes in der schönsten Zeit Venedigs der Grund gelegt. Michieli I. hatte Pisa gedemüthigt, Smyrna, Jaffa, Ascalon erobert; Ordelapho Falieri sezte sein Werk fort; Domeniko Michieli zog, über die Saracenen siegreich, in Jerusalem ein und züchtigte den griechischen Kaiser; Ziani schlug 1177 Barbarossas Flotte; der vom griechischen Kaiser geblendete Henrico Dandolo eroberte Zara und Constantinopel; Candia, Corfu, Modon und Koron auf Morea wurden von Pietro Ziani erobert; Genua wurde besiegt und Venedig zur Weltmacht erhoben. Je mehr es sich nach außen erweiterte, desto mehr mußte Ehrgeiz und Herrschsucht es im Innern zusammenschnüren. 1275 wurde die monarchische Gewalt der Dogen gebrochen, unter welcher Venedig fast noch freier war als unter der anfänglichen Demokratie, die von 420 bis 697 bestand. In Demokratien und Aristokratien ist ja immer am wenigsten wirkliche Freiheit. Unter dem Dogen Gradenigo 1297 wurde die Erbaristokratie festgestellt, Venedig zu einem tyrannischen Aristokratenstaate gemacht. Kein Bürger durfte mehr Mitglied des großen Rathes werden, dessen Familie nicht seit 1172 zu demselben gehörte; die Zahl der Nobili belief sich auf 1200 Familien (Venedig hat aber 15,000 Häuser); sie wurden in fünf Rangklassen getheilt und ihre Namen prangten im goldenen Buche der „Republik.“ Während in die erste Klasse die ältesten Häuser kamen, die schon den allerersten Dogen (697) mitgewählt hatten, und in der vierten Klasse die Edeln aus den Provinzen und die Bürger, die sich das Patriciat gekauft hatten, standen, mußten sich mit der fünften die auswärtigen Fürsten und Prinzen begnügen. Nicht bloß Braunschweig-Lüneburger geizten nach diesem Adelstitel, sondern selbst ein Heinrich IV. von Frankreich erbat sich die Ehre, in's Register dieser königlichen Kaufleute eingetragen zu werden. Ihre Tracht war ein schwarzes Kleid von Wolle und ein gleicher Mantel — würdig und ernst, aber die Farbe des Todes! Kein Nobile durfte von einem fremden Fürsten ein Geschenk annehmen oder

(bei Todesstrafe) mit fremden Ministern verkehren. Jeder, der von der Regierung Uebles sprach, wurde zweimal gewarnt, beim drittenmal mit dem Tode bestraft. Staatsangelegenheiten und Wahlen durften nie privatim, nur öffentlich unter den Hallen von St. Marko besprochen werden. Das Volk hatte keinen Theil an der Verwaltung und Berathung, es hatte nur das Recht zu schweigen, zu gehorchen, reich zu werden und zu genießen. Panem et Circenses, Brod und Spiele, wie im kaiserlichen Rom. Volksfreuden genug boten die jährliche Vermählung des Dogen mit dem Meere und die daran sich knüpfenden Festlichkeiten, der Carneval, die Spielhäuser, die Wasserwettrennen und Fischerstechen. Am Carneval in Venedig war alles los, selbst Mönche und Nonnen kamen aus ihren Klöstern, die berühmtesten Buhlerinnen und alle Lüstlinge Europas eilten zu diesen Saturnalien. Alles, auch der päpstliche Gesandte, ging in Masken, selbst in die Sitzungen des großen Rathes, an die Geschäfte wie an die Vergnügungsörter ging man maskirt. Sechs bis sieben Opernhäuser standen der entzügelten Lust offen. In den Spielhäusern wurde von Männern und Frauen aus den höchsten und niedrigsten Ständen an fünfzig, sechzig Tafeln gespielt; alle waren maskirt, strengste Strafe war auf Beleidigung einer Maske gesezt. Außer dem Fasching war es still in Venedig, nur tragbare Theater mit dem Policinello auf den öffentlichen Plätzen unterbrachen die Eintönigkeit. Still trieb sich jeder am andern vorüber und verschloß sich in nützliches Schweigen. Im schweigsamen Dunkel hatten alle böse Geister sicheres Spiel.

An der Spitze des Staates stand der Herzog, der Doge, nun auf Lebenszeit ernannt, seit 1268 von neun aus dreißig Mitgliedern des großen Raths gewählten Wählmännern. Seine Amtstracht war von Alters her das Corno, das Horn, eine goldgewirkte, hinten mit einem stumpfen Horn überhöhte Mütze, die in einer Krone von zwölf oben mit Perlen gezierten Zacken stand. Fünf Eidesprüfer mußten nach seinem Tode Gericht über ihn halten, ob er seinen Eid gehalten. Fanden sie Fehler, so mußten die Erben eine Geldstrafe zahlen. Der Doge durfte Briefe von fremden Staaten nur in Gegenwart der ihm zugetheilten Räthe öffnen, ohne diese keine Botschaft absenden, keine Audienz ertheilen; er konnte Venedig nicht ohne Erlaubniß verlassen, keine Güter außer Landes besitzen. Er hatte gar keinen Einfluß auf die Rathsverhandlungen, seine Verwandten durften denselben gar nicht anwohnen. Auch seine Söhne durften das Gebiet der „Republik" nicht verlassen, keinen Handel treiben, keine Geschenke von fremden Fürsten nehmen. Ja nicht einmal aus seinem Palaste durfte er ohne seine Räthe gehen, und zu jeder Stunde konnten diese ihn in seinem Wohnzimmer besuchen. Noch nicht genug, auch den drei Staatsinquisitoren war er unterworfen und hatte nur das Vorrecht, nicht vor ihrem Gerichte erscheinen zu müssen, sondern die Verweise in seinem Palaste zu empfangen und dort die Haft zu erstehen, zu der die drei Höllenrichter ihn zuweilen in Gnaden verurtheilten. Der arme Mann, die Strohpuppe, der Figurant des Staates, im Grunde nur der erste Staatsgefangene, der bestumlauerte, der bestgewarnte, bestbeherrschte Herrscher Venedigs, ist das lebendige Sinnbild dieser nur unter Schloß und Riegel, nur durch Geheimniß und schweigenden Verrath sich erhaltenden Aristokratenfreiheit. Daß sich nur immer ein Mann zu einer solchen Einpuppung finden ließ! denn die äußern Ehrenbezeugungen, mit denen der Doge überhäuft wurde, das, daß z. B. der Sekretär ihm die Beschlüsse der Versammlungen knieend zur Unterschrift überreichte, war doch nichts, um einen Mann zu beglücken.

Nächst dem Dogen waren die höchsten Würdenträger des Staats die Prokuratoren von St. Marko, große Namen und kleine Aemter: gesetzliche Vormünder der Waisen, Administratoren der Markuskirche, so eine Art von Oberküster, das war ihr alles, und dafür hatten sie einen geringen Gehalt und durften den Rathsversammlungen nicht beiwohnen, im Senat keine Vorschläge machen, waren mundtodt wie der Herzog, wie das Volk, wie die Freiheit dieses „Freistaates."

Gesetzgeber und Alleinherrscher war der große Rath der 1200 Nobili; in ihm war alle Macht, alles Recht, alle Polizei, alle Verwaltung und alle Gnade beschlossen. Die Signoria, der geheime Rath, war die vollziehende Behörde. Der Rath der Zehn bildete das oberste Gericht. Wenn er die Anzeige eines Verbrechens erhielt, so ließ einer seiner drei Vorsitzenden den Angeklagten verhaften, vernahm die Zeugen und ihn selbst. Einen Vertheidiger erhielt er nicht, seine Zeugen wurden ihm nicht gegenüber gestellt, kein Verwandter durfte ihn besuchen. Der Verurtheilte wurde gehängt, ersäuft oder im Gefängniß erdrosselt — kurz und gut!

Aber auch diese Zehn waren noch zu viele für geheime und rasche That. Seit 1454 wurden aus ihnen zwei und einer aus der Signoria gewählt, um die Staatsinquisition zu handhaben. Die Personen, auf welche die Wahl fiel, blieben ein Geheimniß. Sie waren an nichts gebunden als an ihre Einstimmigkeit. Aber damit auch sie vor einander nicht sicher seyen, so ernannte der Rath der Zehn noch einen überzähligen Inquisitor, der sich jeden Augenblick mit zwei derselben zum Gericht über den Dritten vereinigen konnte. Zahllose Spione aus allen Klassen standen der Inquisition zu Gebot, kein Haus blieb ihnen verschlossen, kein Geheimniß verborgen. Heimlich umlauert, heimlich verhaftet, heimlich gerichtet,

Digitized by Google

heimlich eingekerkert oder getödtet, so war diese Justiz. Traf ihr Arm einen Beamten, so ließ sie dem großen Rathe bloß sagen, das und das Amt sey erledigt. Das übrige verstand sich von selbst.

In allem aber, was nicht die Staatspolitik berührte, huldigte man in Venedig dem Leben und Lebenlassen; reichlichst wurde für Brod und Schauspiel gesorgt; Schauspielhäuser und Gondeln (nicht Kirchen, wie sonst) waren Freiorte für jedes sonstige Verbrechen; aber der geringste Verstoß gegen die öffentliche Ruhe wurde furchtbar bestraft. Das Volk mochte essen und trinken und spielen und alle Gebote der „kleinen" Moral, alle zehn Gebote Gottes übertreten; die Justiz hatte die Binde vor den Augen, das Volk mußte ja auch „seine Freiheit" haben; nur die große Moral des Staates, die Alleinherrschaft der Erdaristokratie, mußte unangetastet bleiben. Vergehen gegen sie, gegen die „Republik" wurden in den schauerlichen Gefängnissen der Bleidächer oder der Brunnen gebüßt.

Die Begründung dieser furchtbar despotischen Erdaristokratie geschah, wie die ganze Entwicklung Venedigs zur Weltmacht, nicht ohne Ströme von Blut. Nicht weniger als zwanzig Dogen waren, bis die Stadt ihren Höhepunkt erreicht hatte, entweder verjagt oder zur Abdankung gezwungen, oder in's Kloster gesteckt, oder geblendet, oder hingerichtet worden. Die großen Dogen waren bis dahin die wirklichen Herzoge, die mit meist siegreichem Schwerte vor dem Volke herzogen. Die Eifersucht der Großen war mißmuthig gefolgt und hatte oft genug das Volk gegen das Oberhaupt des Staates gehezt; jezt mußten sie gewärtig seyn, mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Gleich nachdem unter Gradenigo die Adelskaste sich fest zur Staatsallmacht zusammengezogen, wurden Verschwörungen gezettelt; als dazu Venedig gerade mehrfaches Unglück zur See hatte, brach ein allgemeines Mißvergnügen unter der Bürgerschaft aus, und der 15. Mai 1310 sollte der Tag des Umsturzes seyn. Aber die Verschwörung wurde entdeckt und zehn Männer bekamen auf zwei Monate diktatorische Gewalt. Sie handhabten dieselbe so gut, daß sie sechsmal und dann wieder auf fünf Monate verlängert wurde; dann mundete sie den neuen Gewalthabern so sehr, daß sie von 1335 an für immer festgesezt wurde. Der Rath der zehn machte den Dogen vollends zur Null, wie das Volk schon durch das goldene Buch zur Null gemacht war. Je mehr aber die Macht des Dogen beschränkt wurde, desto mehr eilte Venedig dem innern Verfall entgegen, zu dem äußerlich Erdbeben, Pest und öffentliches Unglück sich mitten zwischen all den großen und kleinen, fortwährend errungenen Handels- und Kriegserfolgen zu verschwören begann. Unter Francesko Dandolo (1328—39) wurde dem Dogen untersagt, die Würde ohne Erlaubniß des Senats niederzulegen, und unter Andrea Contareno (1367), der unter Androhung der Einziehung seiner Güter mit Gewalt Doge werden mußte, wurde das Gesez gegeben, daß der Doge nie anderer Meinung als die ihm beigegebenen Avegadori seyn dürfe! Je mächtiger die Aristokratie wurde, desto zügelloser wurde sie.

Im Jahre 1354 wurde Marino Falieri, ein fast achtzigjähriger Mann, vom Gesandtenposten in Rom zum Dogen befördert. Michael Steno unterhielt mit dem jungen schönen Weibe des Dogen ein Einverständniß; das war der Funke in die gefüllte Pulvertonne. Der alte Marino Falieri fühlte sich jung genug, der Hydra dieser verrotteten Aristokratie den Kopf zu zertreten; entweder der große Rath und die ganze Erdaristokratie oder er selbst mußte fallen. — Blicken wir wieder hin auf den Dogenpalast.

Der architektonische Gedanke des Palastes, der Plan und die Grundlegung fiel noch in die freiere monarchische Zeit. In jenen Jahrzehnten, als der Kölner Dom sich aus dem Boden zu heben begann, 1248—1290, wuchsen auch diese Säulen und Spitzbogen des untern Geschosses aus dem durch Pfähle wohlbefestigten Grunde hervor. Während des Baus trat die Verfassungsänderung ein, und es ist kaum ein Zweifel, daß mit ihr auch der Bauplan verändert wurde. In der Verfassung wie im Baurisse war zu viel Freiheit, zu viel offenes Licht. Wie die Aristokratie sich in eine undurchdringliche Kaste zusammenschloß, alles Recht, alle Freiheit in sich barg und das Staatsgeheimniß nur in zwanzig, ja nur in sechs Augen, mehr sich verbergen als offenbaren ließ, so mußte auch der Oberbau des Palastes ein geschlossenes Viereck, ein nur in wenigen Fenstern geöffneter Kasten werden. Und wie über dieses eiserne Regiment die Volkslust, das Volksvergnügen, selbst das Volkslaster lustig dahin spielen durfte, so mochte außen über die todte, weiß marmorne Fläche des Oberbaus röthlicher Marmor in heitern Linien sich kreuzen, so lustig als er konnte; durchbrechen, freien Fluß und freies Leben hinein bringen — davor war ihm wie dem Volke gethan. Doge Marino Falieri fand in dem zu seiner Zeit (1342—1354) den Dogenpalast vollendenden Baumeister Filippo Calendario den wahlverwandten Geist, der sich nicht in den Bann zu finden wußte, in den die Erdaristokratie den Dogen, seinen Palast und sein Volk zu schlagen gewußt hatte. Mehr Luft, mehr Licht, mehr Freiheit, mehr Bewegung sollte hinein kommen, darüber waren sie einig. Aber der in die Verfassung eine Gasse für das Volksrecht und für die Volksfreiheit, in der die des Dogen wurzeln konnte, brechen wollte, der mußte sein Unternehmen mit dem Kopfe büßen, und der mit ihm einige Fenster weiter in die starre, kastenförmige Mauer brechen wollte, bezahlte an demselben Tage mit seinem Halse das Wagniß. Der Doge Marino Falieri ward geköpft, der Baumeister Filippo Calendario ward gehängt oben an

Digitized by Google

eine der schönen freien Säulen des zweiten Spitzbogenumgangs, und 450 Mitverschworene erdrosselt, weil sie versucht hatten die Verfassung des „Freistaates“ anzutasten. In Einer Nacht war das Urtheil gesprochen und gefällt; am Morgen des 15. Aprils 1355 sah das vor Schreck erstarrte Volk das blutige Haupt seines Freundes auf dem steinernen Tische vor der Markuskirche liegen, den Leichnam seines Befreiers am steinernen Bogen hängen, und für immer war es gethan um Venedigs Freiheit und Heil. Zwar entfaltete sich sein Glück, seine Macht und seine Pracht nun erst vollends zur höchsten Spitze; die aristokratische Kaste rückte mit dem ganzen Aufgebot ihrer vereinten Kräfte in's Feld und in die Welt, aber in dieser schönsten Blüthe war der giftigste Wurm. Fäulniß, sittliche und politische Fäulniß mußte die Folge der Unfreiheit und der fürchterlichen Selbstsucht seyn, womit die wenigen Bevorzugten in gegenseitigem Argwohn ohne Glauben, ohne Treue, ohne Liebe, durch Furcht und Verrath, durch Gold und Mord die Republik verwalteten und vergrößerten. Dieses Staatswesen, dieses Volksthum, dieses öffentliche und häusliche Leben mußte gleich werden den Todtengräbern, die auswendig übertüncht sind, aber inwendig voll Moder und Modergeruch. — Auch im Gebiete des Geistes konnte diese „Republik,“ die durch und durch Heuchelei und Lüge war, nichts Wahres, Freies, Selbstständiges, Großes leisten. Venedig pflügte in Kunst und Wissenschaft nur mit fremdem Kalbe, schmückte sich fast nur mit fremden Federn, so gut als es seine Flotten gutentheils mit erkauften Sklaven bemannte, und selbst die Oelfarbe zu den Prachtgemälden seiner Maler eben so aus den Niederlanden wie die Maler selbst aus allen Orten Italiens zusammenholte. Die einzige Erfindung, die in Venedig gemacht wurde, war die geheime Polizei. Vergiß es nicht, dankbares Europa, woher dir das Heil gekommen!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Fest vom 15. August.

Was sind denn zwei Millionen Franken?
Wer lebt, sey dankbar alle Zeit;
Dem Todten habt ihr es zu danken,
Daß ihr noch all' am Leben seyd!

Mit diesem Troste begnügte sich die französische Nation, als man die Asche des großen Soldaten von St. Helena an die Ufer der Seine versezte, und das Grab des Eroberers dadurch des poetischen Zaubers entkleidete, der es mitten im weiten Meere umgab. Wie an Napoleons ehernem Willen sich die Sturmfluthen der aufgeregten Völker brachen, denen er den Fuß auf den Nacken sezte, so nagen, schäumend vor unmächtigem Groll, die Wogen des wild bewegten Ozeans an der granitenen Stirn jenes Felsen. Die Geschichte selbst hatte die Wiege wie das Grab des Giganten in ihren Schuz genommen und ihm ein würdiges Denkmal in jenem hafenlosen Eilande gesezt, das sich einsam in der weiten Oede erhebt, allein und gleich dem Kaiser die Arme fest um die Brust geschlossen, welche keinen Raum für einen andern barg. Welche wunderbare Mähr würde sich an die Inseln knüpfen, von wo dieses Meteor ausging und wo es erlosch, wenn das moderne Pygmäengeschlecht der Versuchung, auch diese Erinnerung zu profaniren, widerstanden hätte? Jezt ist, nachdem die Nation die Asche von den Engländern erbettelt und gern zurückerhalten, da sie willig zu dieser Entweihung die Hand boten, der eigene Neffe bemüht, auch den lezten Lichtschein des Kaiserreichs zu zerstören, indem er denselben zur Beleuchtung und zum Theatertand bei einer Gaukelei benuzt.

Des Kaisers Ruhm war mit dem Frankreichs so innig verknüpft, daß er seinen Geburtstag auf den 15. August 1769 verlegte, obgleich er am 5. Februar 1768 * das Licht der Welt erblickt hatte, um als Franzose geboren zu seyn. Seiner Abstammung, seinem Geburtsort, seinem Charakter, seiner Muttersprache nach war er aber ein Corse, ein Italiener, und wenn die Geschichte Angesichts der Großthaten seines Lebens so kleinliche Mittel der Täuschung verzieh, so hat sie dieselben darum nicht vergessen, und erinnert sich dieser Schwächen, wenn man sie benutzen will, um kleinlichen und egoistischen Zwecken zu dienen.

Nationalfeste kann nur die Nation selbst schaffen, und troz der Ordonnanz vom 16. Februar 1852 wird der 15. August weder ein Nationalfest überhaupt, noch viel weniger „das einzige des französischen Volkes" werden. Es ist eine alte Erfahrung, die fast die Bedeutung eines historischen Gesetzes erlangt hat, daß nie wieder auf der Bühne der Welt etwas mit voller naturwüchsiger Lebenskraft erscheint, was einmal von der Geschichte überholt ist; troz der geschicktesten Escamotage bleibt es leere Form und übertünchte Coulisse. — Dieses Schicksal ist auch dem 15. August und in so auffallender Weise geworden, daß mir kein öffentliches Schauspiel einen überzeugenderen Beweis verschafft hat, wie der ganze Bonapartismus der Gegenwart im Gefühl der Massen auch nicht die geringsten Sympathien besizt, sondern nur ein auf das Interesse der Einzelnen künstlich gegründetes und dadurch unterhaltenes Strohfeuer ist.

Alle Journale, mit Ausnahme der im Solde der Regierung stehenden Blätter, sind darin einig, daß die Aufnahme des so glänzend ausgestatteten Festes überaus lau war, und die Regierung, welche sonst die Presse so streng überwacht und maßregelt, wagt nicht den Zeitungen eine Warnung zukommen zu lassen, weil die Erscheinung zu deutlich und zu vielfach bestätigt ist, um selbst von den Behörden geläugnet werden zu können. Wenn der innere Impuls fehlt, dann ist es selbst bei den durch äußere Dinge vergleichsweise so leicht zu gewinnenden Parisern schwer, irgend einen auch nur vorübergehenden Enthusiasmus zu erzeugen, weil sie verwöhnt und mit großartigen Schauspielen so bekannt sind, daß sie ihrem Auge selbst im Riesenmaßstabe nicht mehr auffallend erscheinen. An äußerer Ausstattung hat es dem Feste vom 15. August durchaus nicht gefehlt, es bleibt aber ein großartiges Kinderfest, weil ihm ein Grundcharakter mangelte. Namentlich an den Platz de la Concorde und die Champs elysées waren Hunderttausende verschwendet, um ihnen einen festlichen Charakter zu verleihen. Statuen, Blumen, Kränze, Lampen, bald in geschmackvoller, bald in sinnloser Anordnung schmückten dieses Centrum des Pariser Volkslebens. Seit einer Woche war die Brücke de la Concorde gesperrt, und am linken Seineufer erhoben sich am Ende derselben pappene Coulissen, um dem ebenfalls pappenen Bilde des Kaisers als Piedestal zu dienen. Seit vielen Tagen waren hunderte von Matrosen thätig, um ein als Uebungsschiff für zukünftige Seeleute bestimmtes Fahrzeug fregattenmäßig aufzutakeln und anzustreichen. Statuen des Kaisers in Gips, Adler aus Holz und Pappe an den öffentlichen Gebäuden, angekrönte, oder mit einem Lorbeerkranze umgebene LN und von einer Krone hoch überragte N waren überall vertheilt. Der Blick vom Fuß des Obelisken von Luxor, eines Steins, der mir als einer der schlagendsten Beweise der Eitelkeit der Franzosen erscheint, nach der Madeleine, dem Triumphbogen

* Nach einer Angabe des Generals Duchafault, der mit Napoleon als Knabe im Colleg war, ist auch diese Angabe falsch, denn ersterer war der jüngste und im Januar 1768 geboren.

Digitized by Google

de l'Etoile und nach dem Gebäude der ehemaligen Deputirtenkammer und späteren Nationalversammlung zeigte einen kolossalen Aufwand von Kräften und Mitteln zur Verherrlichung des Tages. Lampen, Festons, Blumenparquets, bunte Wimpel und dreifarbige Fahnen, Kronleuchter von farbigen Papierlampen, zu Insignien, Chiffern und Guirlanden gebogene Gasröhren, Glasglocken, mächtige Blumenvasen von Gips u. s. w. zierten den weiten Platz, der damit fast überladen war. — Morgens um eilf Uhr war die ganze Nationalgarde von Paris auf demselben in zwei Reihen bis zum Triumphbogen de l'Etoile aufgestellt, um in Erinnerung des großen Mannes dem Neffen ihre Hingebung kund zu thun. Die Gensdarmerie mobile, welche die Bärenmützen der alten Garde zur Feier des Tages statt der leichten praktischen Kepis erhalten hatte, war neben einer Menge von Linientruppen vorzugsweise zur Aufrechthaltung der Ordnung bestimmt. Nachdem der Prinzpräsident die Kirche Madelaine, in welcher die neuen Fahnen der Nationalgarde geweiht worden, verlassen, ritt er in langsamem Trab und schnellem Schritt die Front der Spaliere der Nationalgarde auf und nieder. Eine Menge von Arbeitern oder wenigstens in Blousen gekleideten Männer folgten ihm außerhalb dieser Linien eben so rasch unter dem fortwährenden Geschrei: »Vive l'empereur! vive Napoléon!« Der Eifer dieses schmucklosen Gefolges mit seinen bewundernswürdigen Lungen war unermüdlich, und es liegt nicht an ihnen, wenn der Ruf nicht allgemeiner ertönte, sondern die Nationalgarde in ihrer überwiegenden Mehrheit den Präsidenten still und lautlos passiren ließ. Die Aufforderung wurde fortwährend gegeben, aber sie fand keinen Anklang. — Nach dem Defiliren zerstreute sich gegen Mittag das Volk von Paris in den Champs elysées, die mit Possenreißern, Seiltänzern, Phänomenen allerlei Art, Restaurants, Cafétiers, Eisverkäufern, kurz allen Sorten von Anziehungspunkten für die Menge fast überfüllt waren. Auf dem großen freien Platz innerhalb derselben waren zwei Theater abwechselnd bemüht, Scenen aus den siegreichen Kriegen der französischen Armeen in der Kaiserzeit und in der Gegenwart (in Afrika) vorzustellen und so diese leztere mit der Vergangenheit zu vermählen. Dazwischen waren Klettermasten errichtet, die den Gamin zu verzweifelten Anstrengungen bewogen. Russische Schaukeln, Caroussels, Athleten und Akrobaten, eine Menge Wunderdoktoren und Quacksalber zogen wechselseitig die unabsehbaren Volksmassen an, die den weiten Raum füllten und am Kai dicht gedrängt standen, um dem Fischerstechen auf der Seine und dem später (um vier Uhr) der allgemeinen Schaulust gebotenen Seegefechte zuzusehen. — Die Taktlosigkeit in der Wahl der Vergnügungen konnte sich nicht auffallender dokumentiren, als indem man die See- und Landmacht auf diese Weise zu Schauspielern bei einer Farce verwendete. Das Seetreffen, welches vielleicht die Schlachten von Abukir und Trafalgar in das Gedächtniß des Volkes zurückrufen sollte, ist den Zeitungen zufolge bis zur Uebergabe des Degens von Seiten des einen kommandirenden Offiziers durchgeführt worden; ein dicker Pulverdampf hatte diese Abgeschmacktheit den Augen der Zuschauer entzogen, aber die Presse hat dafür gesorgt, daß sie ihnen nicht verschwiegen blieb. Außer einer Menge von Booten griffen die zwei kleinen Seinedampfer die Uebungsfregatte an und gaben bei ihren Manövern Beweise von auffallender Ungeschicklichkeit in der Führung. Das größere der Fahrzeuge, Calisto, konnte auf dem schmalen Flusse seine Wendungen nur mittelst Ausbringen von Ankern und in äußerst schwerfälliger Weise ausführen, während die gewöhnliche Bemannung dieses Manöver mit großer Leichtigkeit macht. Ein um so reichlicheres Kleingewehr- und Geschützfeuer, Becken- und Trommelschlag suchten die Zuschauer dafür zu entschädigen, ein Versuch, der zum Theil wenigstens gelang, da Auge und Ohr zulezt davon gleich ermüdet waren.

Am Abend sollte dieses seltsamste der Feste, das eine merkwürdige Vereinigung aller Mittel bot, um große ungebildete Massen zu betäuben, durch eine im großartigsten Maßstabe von Seiten der Regierung unternommene Illumination schließen, bei der aber die Einwohnerschaft der guten Stadt Paris bis auf ein kaum nennenswerthes Minimum theilnahmlos blieb. Der Platz de la Concorde war zum Centralpunkte derselben gewählt, und allerdings hatte man nichts gespart, um den Anblick so prächtig wie möglich zu machen. Aber leider erloschen unter dem Windhauch eine Menge Flammen, die den Gasröhren entströmten, und nur von der Frontseite des Marineministeriums, welche gegen den Wind geschüzt war, sah man die Lichter und Flammen in ununterbrochenen Reihen leuchten, obgleich man auch dort nicht gewagt hatte, die Kronleuchter von Lampen aus Oelpapier anzustecken, welche sich pendelartig über der langen Terrasse schwangen. Von dort aus mag der Platz troz seiner nur theilweise durchgeführten Erleuchtung einen prächtigen Anblick geboten haben, und der Präsident nahm von dort herab die Akklamationen in Empfang, welche eine unter dem Ministerium in auffallender Weise stundenlang ausharrende Menge, wie von einem Commando belebt, ihm darbrachten, so oft er sich zeigte. Der Wind hatte auch die Vollendung des aus Coulissen gebildeten kleinen St. Bernhard verhindert, und man sah unter den Spitzen und Zacken der Felsen die unbekleideten Masten, die das hölzerne Gerippe bildeten, in trauriger Armuth in die Höhe steigen. Dort

„Wo die Felsen jach versinken,
Wo verschwunden ist der Pfad,“

drehte sich auf einmal mitten im Spiel der Leuchtkugeln und Raketen, zwischen Feuerrädern und bengalischen Fackeln ein Rad, wie bei einer Laterna magica, und man sah das Bild des Kaisers, wie es David gemalt, auf wildem Roß den St. Bernhard hinauf sprengen. Ich will nicht versuchen, den Eindruck zu schildern, den dieses unwürdige Schauspiel auf mich machte, aber nur jemand, der jedes Gefühles baar, kann an solchem Gebahren Gefallen finden. Wenn der Dichter, einen vaterländischen Helden verherrlichend, diesen im Trauerspiel auf die Bühne bringt, so ist es die Weihe der Kunst, welche den Ort heiligt; wenn man aber so nahe liegende Persönlichkeiten bei Feuerwerken eine Rolle spielen läßt und dieß bis zum Adler mit ausgebreiteten Schwingen durchführt, den ein Ballon in die Lüfte führt, so kann die Kritik nur schweigen.

Digitized by Google

Wien, August.

Kunstausstellung.

Selten erscheint eine Monatausstellung des neuen Kunstvereins, worin nicht wenigstens eines der Werke zugelassen würde aus jener seltsamen Richtung, welche der Schlendrian als altdeutsche Schule bezeichnet, ohne zu bedenken, daß von einer Schule durchaus nicht die Rede seyn kann, wo der Schüler die Fortschritte und Errungenschaften seiner Zeit mit aller Gewalt verleugnet, um zu einem längst überwundenen Standpunkt zurückzukehren. Ein solches Bestreben ist keine Schule, sondern Manier in des Wortes übler Bedeutung, und derlei altdeutsche Bilder, die einen gewaltsamen Rückschritt bezeichnen, sollten die Thüre der Ausstellung unbedingt verschlossen finden. Wir hegen darum fürwahr nicht mindere Achtung für den großen Albrecht Dürer, für Lucas Kranach u. a. m. Diese Meister aber waren Kinder ihrer Zeit, sie malten, wie sie es verstanden, nach den Anforderungen ihrer Mitlebenden in ihrem Vaterlande, und wenn Dürer in seinen reiferen Mannesjahren sagte: „Ich will nicht wälsch malen, sondern deutsch," so war er eben in dem Wahn befangen, daß er mit den dürren Beinen und den eckigen Bewegungen seiner Gestalten zugleich seine Nationalität aufgeben müßte. Dieser Ausspruch gibt den Enkeln nach drei Jahrhunderten kein Recht, die Mängel der Dürer'schen Zeit für die eigentlichen Merkmale der deutschen Kunst zu erklären, und deßhalb müßte ein Maler, welcher die Fortschritte der Kunst seit drei Jahrhunderten plötzlich über Bord wirft, mit seinen Mißgeburten nicht da zugelassen werden, wo es sich darum handelt, den strebsamen Künstlern der neuen Zeit die Rennbahn zu öffnen. Nachteulen und Käuzlein gehören bei Tag in Mauerlöcher und hohle Bäume und dürfen sich im hellen Sonnenschein unter andern Vögeln nicht sehen lassen. — Wir erblicken dießmal in der Ausstellung zwei solche Käuzlein, und nehmen um so mehr Anstoß daran, als kein großartiges Kunstwerk von überwältigender Bedeutung die Aufmerksamkeit fesselt und die Zahl der Bilder über dem Nullpunkt ziemlich beschränkt ist. In Führichs Bild „Ruth und Boas" findet sich allerdings noch manches, was den Beschauer anzieht, besonders wenn er, jedem Anspruch geschichtlicher Anschauung zu Gunsten des Malers entsagend, die kindische Auffassung gelten läßt. Die Gestalten sind richtig gezeichnet, von leichter lebendiger Bewegung, mit ausdrucksvollen Gesichtern; die Landschaft gefällt, Farbe und Licht sind verständig angewendet. Und vollends ist das Bild ein Meisterwerk im Vergleich zum „Pfingstfest" von L. Schnorr von Karolsfeld (welchen der Leser nicht mit dem berühmten Schnorr verwechseln möge). Dieses Pfingstfest überbietet alles, was in dieser Art noch jemals geleistet ward, und hoffentlich hat es der Prüfungsausschuß nur darum zugelassen, um an einem lebendigen Beispiel zu zeigen, wie weit auch ein ursprünglich begabter Künstler sich verirren kann, wenn er den Pfad der Natur und der Wahrheit verläßt, um die Fehler und Unvollkommenheiten der Vorfahren nachzuahmen. Gebe Gott, daß dieses Beispiel auf die Jüngeren wirke, von denen mancher nicht wissen mag, daß Schnorr vor etwa drei Jahrzehnten ein tüchtiger Meister war und zu Großem bestimmt schien. Vor allem aber dürfte der Ausschuß fürderhin die Nachsicht nicht mehr bis zum Aergerniß treiben. Für heute möge es mit diesen Andeutungen genug seyn. Jezt erhalen wir uns mit der Betrachtung einiger mehr oder minder gelungenen Gemälde, die uns in irgend einer Weise durch den Gegenstand selbst oder um der Ausführung willen ansprechen. Die Erinnerung geht hier an der Hand des gedruckten Verzeichnisses und trifft gleich auf die „Bilderstürmer" von Herbsthoffer in Paris. Eine Rotte von wilden Gesellen, gutgetroffene Freischärler aus dem Jahr 1848, ist mit der Verwüstung und Plünderung einer Kirche beschäftigt. Die Tracht der Rotte versezt uns in das sechzehnte Jahrhundert, doch erscheinen leider die Gewandstücke zu sauber und neu und erinnern dadurch an die Studien vor dem Gliedermann, welchen der Theaterschneider aus den Vorräthen der Garderobe versehen. Rahls Wahrsagerin; eine italienische Gruppe voll von Leben und Wahrheit. Vater und Mutter lassen ihrem Kind von einer alten Hexe aus der Hand wahrsagen. Der Künstler mag das so gesehen haben und hat es glücklich wiedergegeben. „Nach dem Hagelwetter," von Heckel in München; eine gut erzählte Dorfgeschichte. Eine Bauernfamilie betrachtet die Verwüstung, welche der Hagel eben angerichtet hat, und die verschiedenen Abstufungen des Schmerzes sind dem Maler auszudrücken wohl gelungen, von dem sorgenvollen Kummer des Hausvaters und der lauten Verzweiflung des jungen Weibes bis zu der unbefangenen Sorglosigkeit des kleinen Mädchens, das barfuß und im Hemd neben dem verwüsteten Kornfeld an einem großen Stück Brod nagt. Das Haus der Lords im neuen Parlamentsgebäude zu London; ausgezeichnete Architekturmalerei von Genisson in Löwen, und als Zugabe noch dazu eine niedliche Darstellung der Eröffnungsfeier durch die Königin. Die Figuren halten gerade das rechte Maß; sie beleben den Bau, ohne die Aufmerksamkeit vom Hauptgegenstand abzuziehen. Das „Forsthaus im Walde," von Klein in Düsseldorf; grüne Romantik. In einem hübschen Waldthal steht unter den Bäumen halb versteckt das alterthümliche Gebäude, und wer es sieht, möchte dort einkehren. Eine „Marine" (zu deutsch: ein Seestück), von Meyer im Haag, gehört zu den vorzüglichsten Stücken der Augustausstellung, vor allem durch die Durchsichtigkeit und die lebendige Bewegung der smaragdenen Wogen. Von dem Genfer Calame treffen wir noch ein paar meisterhafte Landschaften, die schon im Juli ausgestellt waren. Gisbert Flüggen in München versezt uns in das Innere eines Waldschlößchens. Ein junger Forstmann hält vergnügt

sein Kind vor sich hin, und an seine Schulter lehnt sich die glückliche, vom Wochenbett noch schwache Mutter. Das Bild heißt „Vaterfreude," aber die Mutter freut sich noch mehr und glücklich ist der Gegensatz der väterlichen und mütterlichen Liebe wiedergegeben. Die Gestalten sind vortrefflich, namentlich rührend aber die schöne junge Mutter in der Verklärung ihrer Liebe und ihrer körperlichen Schwäche. Glücklich ist auch das Beiwerk ausgeführt, nur hat darin der Maler einen kleinen Bock geschossen; er gibt nämlich seinem Förster die Tracht unserer Großväter, oder wenigstens versucht er im Schnitt des Gewandes eine Annäherung an den Rococostyl; aber der Kopf des Mannes mit dem modernen Vollbart gehört den jüngsten Jahren. Das ist eigens zu erwähnen, weil sehr viele Maler unserer Zeit in denselben Fehler verfallen. Zum Schlusse sey noch „die Ruhe der Schnitterin" von Ranftl, einem Wiener, erwähnt. Das Bild ist eines der weniger bedeutenden dieses Künstlers, aber Ranftl ist der Maler des niederösterreichischen Bauernthums in seiner anmuthigen Form, welche durch das weibliche Geschlecht vertreten wird. Das handsame Deandl in seiner ganzen naturgeschichtlichen Mischung von Anmuth und Derbheit stellt euch keiner dar wie Ranftl, und wir reden gelegentlich wohl mehr von ihm, wenn er einmal wieder ein tüchtiges Werk vom Stapel gelassen hat.

Digitized by Google

Aus der Westschweiz, August.

II.

Das schweizerische Sängerfest zu Basel.

Das schweizerische Sängerfest ist der demokratische Zwillingsbruder unseres als eingefleischter Aristokrat stark verschrieenen schweizerischen Musikfestes. Es ist aber dem eidgenössischen Gesangfest begegnet, was so manchem andern glücklichen Demokraten. Kaum erfreut es sich seiner Popularität, so wird ihm auch schon zugerufen: „selber Aristokrat!“ Und die singenden Schulmeister meinen, das Liederfest mit seinem Prunk, welches bald an diesem, bald an jenem Ende der Schweiz gefeiert wird, sey schon gut für den reichen Städter, der zu Wagen hinzufahren vermöge; der wahre demokratische Volksgesang gedeihe aber eigentlich bloß bei den Dorf-, bei den Bezirks- oder höchstens bei den Kantonalgesangfesten.

Der Festzug der vereinigten Sänger, welcher sich Sonntags den 11. Juli vom Münsterplatz zu Basel in Bewegung setzte, um die Straßen der Stadt zu durchziehen, war gegen zweitausend Mann stark und führte fünfunddreißig verschiedene Fahnen. Bis die Sänger am eigentlichen Festorte, dem Petersplatz, angelangt sind, will ich Ihnen mit kurzen Worten den Mechanismus eines solchen eidgenössischen Sängerfestes deutlich zu machen suchen. Ist einmal der Vorort bestimmt, dessen Sänger die Rolle der Wirthe beim nächsten Feste übernommen haben, so wird vor allem ein regierendes, verantwortliches, mit ausgedehnten Vollmachten versehenes Comité gewählt. Dieses Comité beginnt damit, die Gesangvereine in der Nähe und Ferne zur Theilnahme am bevorstehenden Fest einzuladen. Jene „Liedertafeln,“ „Männerchöre,“ „Sängerbünde“ u. s. w., welche am „Wettgesange“ theilzunehmen wünschen, haben dem Comité ihre Absicht bei Zeiten anzuzeigen und das Gesangstück zu bezeichnen, welches sie zu ihrem Vortrag ausgewählt haben. Nach den „Wettgesängen,“ gewöhnlich am zweiten Tage des Festes, werden die „Chorgesänge“ aufgeführt. Diese werden vom Centralcomité bestimmt, den theilnehmenden Vereinen angezeigt und von ihnen zu Hause eingeübt. Unterdessen hat das Centralcomité sich in eine Menge von Zweigcomité's getheilt. Dem einen liegt ab, die Festbauten zu leiten und den Festplatz zu dekoriren; das Wirthschaftscomité muß für gehörige Speisung und Tränkung der erwarteten Gäste sorgen; das Quartiercomité soll zusehen, daß jeder sein anständiges Bett bekomme; das Polizeicomité ist zur Handhabung der guten Ordnung und des Anstandes bestellt. Doch genug hievon. Lassen wir die Herrn Comitémitglieder in ihren schwarzen Fräcken und den bunten Bändern um den linken Arm im Schweiße ihres Angesichts hin- und herrennen und kehren zur Peterskirche zurück, wo sich bereits vierzehn Gesangvereine zum Wettgesange aufgestellt haben. Ihr angewiesener Platz ist im Chor der Kirche. Das Schiff ist mit zuhörendem Publikum gefüllt. Im Hintergrund auf der Emporkirche sitzen die Kampfrichter. Das Loos hat zum voraus die Reihenfolge bestimmt, in welcher die wettkämpfenden Vereine auftreten sollen. — „Harmonie von Zürich“ — ruft eine Heroldsstimme und die „Harmonie“ von Zürich tritt vor, stellt sich auf und beginnt ihren Gesang. Ungesehen und ungestört lauschen hinten die Merker, fünf gesangkundige Männer, Karte und Stift in der Hand. Beim leisesten Fehler, welchen das geübte Ohr der Kampfrichter erlauscht, setzen dieselben dem Namen des wettsingenden Vereins einen Punkt bei. — Die Harmonie von Zürich ist mit ihrem Lied zu Ende und tritt ab; der Herold ruft: „Liedertafel von Bern,“ und wieder spitzen die fünf Merker ihre Ohren und nicht minder ihre Stifte, um die fatalen Punkte zu zeichnen. So geht es fort unter fortwährend gespannter Aufmerksamkeit des Publikums, bis sämmtliche vierzehn wettkämpfende Vereine die Probe bestanden haben. Schließlich werden die Punkte, welche je einer der konkurrirenden Sängervereine von jedem der Kampfrichter erhalten hat, zusammengezählt. Wer die wenigsten hat, erhält den ersten Preis, wer mit den meisten gesegnet ist, muß hintenan stehen. Das solchermaßen erzielte Urtheil der fünf Kampfrichter wird nicht motivirt und ist inappellabel; es gilt gleich dem Wahrspruch einer Jury.

Daß es bei der Preisvertheilung auch lange Gesichter gab, kann man sich denken. Die Künstler und insbesondere die Tonkünstler sind eben ein besonderes Völkchen, welches sich nicht gern einem andern Marschallsstab als dem Taktstock unterordnet. Zum Glück war die Zahl der Preise jener der wettkämpfenden Vereine gleich; es waren nämlich sechs „gekrönte“ Preise, vier „Ehrenpreise“ und vier „Ehrengaben zur Aufmunterung.“ Der „Harmonie“ von Zürich mochte zwar jedermann den ersten Preis als wohlverdient von Herzen gönnen; sie wählte sich eine prachtvolle Sängerfahne aus, welche die gesangfreundlichen Damen von Basel mit eigenen schönen Händen gestickt hatten und der das Gastgeschenk des schwäbischen Sängerbundes, ein schöner silberner Pokal, beigegeben war. Aber mancher, der sich mit einem „Ehrenpreis“ begnügen mußte, glaubte sich um einen wohlverdienten „gekrönten“ verkürzt. Da wurde denn im ersten Aerger manche spitze Rede laut. Die Kampfrichter, sagten die einen — in ihrer Mehrzahl Deutsche — hätten jene Gesangvereine begünstigt, welche von deutschen Direktoren geleitet würden. Es hätten, wollten die andern wissen, einem gewissen Vereine

vier Preisrichter nicht mehr als je einen Punkt gegeben, der fünfte Merker habe dann aber denselben Verein mit einer vollen Lage von sechsundzwanzig Punkten in den Grund gebohrt. Erstere Behauptung widerspricht schon dem deutschen Nationalcharakter, auf welchen das Sprüchwort, es hacke keine Krähe der andern die Augen aus, keineswegs paßt; leztere klingt nicht minder unwahrscheinlich. Frauenzimmer und Künstler sind eben im Punkte der Eitelkeit äußerst kitzliche Erdenkinder.

In aller Schnelligkeit ward am ersten Festtag dann noch eine Hauptprobe der „Chorgesänge" gehalten. Die Aufführung derselben fand am zweiten Festtage ebenfalls in der Peterskirche statt. Es ist von tief ergreifender Wirkung, zweitausend schöne, volle, kräftige Männerstimmen zu einer einzigen Tonmasse vereinigt in rhythmischer und melodischer Strömung über sich wegbrausen zu lassen. Musikdirektor Reiter in Basel erwarb sich durch seine sachverständige Leitung dieser Chorgesänge, was kein leichtes Stück Arbeit war, die allgemeinste Anerkennung. — Der Löwe des Festes war unser Sängernestor, Schnyder von Wartensee, welcher troz des Novemberschnees auf seinem Haupte doch stets noch in freundlichster Mailaune lächelt, wo Schweizersöhne im Namen der edlen Musika versammelt sind. Die launig gemüthliche Rede, mit welcher er das Urtheil des Kampfgerichts eröffnete, brach schon von vornherein dem Stachel die Spitze, an welcher sich die Eitelkeit dieser oder jener sich zurückgesezt glaubender Sänger hätte ritzen können. Er begrüßte in derselben die Wettsänger als Krieger, die aus der Schlacht zurückkommen. Ihre Feinde seyen die Noten gewesen. Aber nicht jene, welche deren recht viele umgebracht, würden hier als Sieger gekrönt, sondern umgekehrt: wer sie alle am Leben gelassen, der sey hier der erste Held; wer aber die meisten in den Sand gestreckt, der sey der geschlagene. Es solle jedoch deßhalb keiner empfindlich oder verdrießlich werden. Man rede den Musikern sonst schon nach, sie hätten gern „Händel." Deßhalb sollen sich die Sänger die Sprüche wahl zu Herzen nehmen: Wir wollen seyn ein einig Volk von Brüdern, — und wollen auch bleiben ein einig Volk in Liedern.

Wäre troz dem noch irgend ein Mißklang in den Herzen geblieben, er hätte sich unter den Bäumen des Petersplatzes lösen müssen, wo die Festhütte erbaut war, in welcher sich die Sänger zum Bankette versammelten; er hätte sich nothwendig im allgemeinen Einklang lösen müssen, welchen das tausendfältige Aneinanderstoßen der Gläser hervorbrachte, die von den gastfreundlichen Baslern mit keineswegs verächtlichem Naß gefüllt wurden. Im Vorbeigehen gesagt, besitzen die Basler äußerst werthvolle Flaschenbibliotheken, in welchen sich als besonders erwähnenswerth sehr alte Originalausgaben des geistreichen und blumenreichen Autors, der unter den Gelehrten unter dem Namen „Markgräfler" bekannt ist, befinden — wahre Incunabeln! Auch sind sie, da sie sehr viele Doubletten besitzen, durchaus nicht zurückhaltend damit, wenn es gilt, die Ehre ihrer Stadt zu retten. Wir können deßhalb nicht glauben, daß sich Schnyder eine spitzige Anspielung auf den periodischen Trommlerwahnsinn der Basler erlaubt habe, als er sprach, es habe sich auch an diesem Feste bewährt, daß die Schweizer mehr Sinn für den Rhythmus und Takt hätten als für die Harmonie. Dieser Ausspruch trifft nicht nur die Basler, sondern die Schweizer überhaupt. Redet man ihnen ja nach, sie seyen die Erfinder der Trommel, und wie mancher Sohn unserer Berge folgte schon dem rhythmischen Schalle dieses schweizerischen Lieblingsinstruments, um seine Knochen in irgend eines fremden Herren Lande bleichen zu lassen! — Daß aber die edle Kunst des Gesangs durch unsere Liebhaberei für die Trommel nicht völlig erdrückt wird, das haben denn doch wieder die Schweizersänger in Basel bewiesen, wovon Ihnen die Repräsentanten des schwäbischen Sängerbundes, deren Fahne als willkommener Gast in Mitte der Schweizerfahnen flatterte, unparteiisches Zeugniß ablegen mögen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 37. 12. September 1852.

— Amor patriae laudumque immensa cupido.
Virgil.

Aus Irland.

I.

Eine meiner Dubliner Freundinnen, welche ihre Jugendjahre an dem Fuße der Collonhöhen hingebracht hatte, sprach wiederholt mit so vielem Interesse von der Mellifont-Abtei, daß ich eines schönen Tages beschloß, einen Ausflug in jene Gegend zu machen. Drogheda, das ein »jaunting car,« dieses alt nationale Fuhrwerk, noch vor zwanzig Jahren mit Mühe und Noth in drei Tagen erreichte, ist jezt, um in dem Geiste eines ächten Erinsohnes zu sprechen, der gern mit grellen Farben malt und dessen lebhafte Phantasie sich in die weiteste Ferne goldene Brücken baut, fast eine der Vorstädte Dublins zu nennen, und da ich das Glück hatte, ansprechende Reisegefährten zu finden, hatten die Stunden, mit Hamlet zu reden, »wings as swift as meditation or the thoughts of love.«

Neben mir saß ein Kaufherr aus Cork, der in Geschäften nach Armagh eilte; uns gegenüber hatten zwei Schottländer Platz genommen, welche der Hauptstadt der smaragdgrünen Insel einen kurzen Besuch abgestattet hatten und jezt auf der Heimreise begriffen waren. Sie sprachen mit Entzücken von ihrem Aufenthalt in Dublin, glaubten aber doch, Edinburg verdiene den Vorzug vor der alten Dublona, und da auch London mit in die Vergleichung hereingezogen wurde, fehlte es der Unterhaltung weder an Mannigfaltigkeit noch an Interesse. Der Irländer gab zu, daß die Hauptstadt seines Vaterlandes „einiges" zu wünschen übrig lasse, dessen London und Edinburg sich rühmen könnten. „London," sagte er, „strozt von Leben und Thätigkeit; es ist der Elephant der Städte, das Geschäftsbüreau der alten und neuen Welt, und in der verhältnißmäßig kleinen, winklichen, verräucherten, unscheinbaren City wohnt eine Macht, deren Einfluß sich über die fünf Theile unseres Erdballs ausdehnt. Edinburg ist eine prachtvolle, in einen eigenthümlichen romantischen Zauber gehüllte Stadt; der Reiz der irischen Hauptstadt aber ist vorzüglich in seiner wundervollen Umgebung zu suchen. London ist ein buntes Genrebild, dessen reiches Detail den Blick verwirrt, ermüdet; Edinburg ist ein schönes altes Gemälde mit neuer glänzender Staffage; Dublin ist ein Bild von weit einfacherem Charakter als London, von weit prunkloserer Art als Edinburg, harmonischer in seinen Theilen, sanfter in seiner Färbung, wohlthuender, behaglicher, wenn ich so sagen darf, in seinem Gesammteindruck; der Hauptreiz von Dublin ist jedoch in seinem Rahmen zu suchen. Es gibt kaum eine Stadt in der Welt, welche sich der Mannigfaltigkeit und

Digitized by Google

Schönheit der Scenerie, die Dublin umgibt, rühmen könnte."

Die Schottländer haschten nach einer Gelegenheit, um ihre Salisbury Crags und die lieblichen Landschaftsgemälde am Firth of Forth in die Wagschale zu legen; auch ich gedachte Richmond und Highgate und dem Zigeunerdörfchen Norwood und so manchem schönen Fleck in der Nähe von London das Wort zu reden; allein die Beredtsamkeit eines Irländers ist reißend, rauschend, unerschöpflich, wie der Niagarafall, und die Lunge unseres Reisegenossen arbeitete mit vierundzwanzig Pferdekraft. Er fuhr fort: „Sind Sie Freunde von Flußsceneríen? Da ist der Liffey, der Bray, der Dodder, der Tolca, das Nanny-Water — alle unendlich verschieden und alle gleich schön. Lieben Sie einsame Bergthäler? O, eilen Sie nach Glen-Cullen, nach Glen-dubh, nach Glen-asmol; Theokrits Arkadien bietet nichts idyllischeres, als diese Glens mit ihren rauschenden Quellen, ihren harfenirenden Wasserfällen, ihren smaragdenen Wiesenstreifen und den malerisch übereinander geworfenen Felsstücken. Aber Sie ziehen vielleicht einen stillen Bergsee vor, welcher da von duftigem Gebüsch eingefaßt, dort von Eichen und Lärchen umschattet ist, und in dem der tiefblaue Himmel sich spiegelt: nun, da ist Lough Bray zur Hand, dieser irische Nemisee, dieses hibernische Bad der Diana. Vielleicht ergehen Sie sich gern in den kühlen Schatten der Waldbäume, in deren Kronen sich die Winde wiegen, in deren dunkeln Laub die Waldgeister ihre Aeolsharfen hören lassen? Wohlan, wo immer Sie die südlichen Stadttheile verlassen, winken die wogenden Waldwipfel Sie zu sich heran und laden Sie in ihre Schatten ein. Wollen Sie die freie, frische Luft aus erster Hand in sich athmen, wollen Sie Ihr Auge auf dem glänzenden Grün der weiten Au, in fernster Ferne von dem blauen Meer und den blauen Bergen umkränzt, ergehen lassen, dann durchstreifen Sie die „heerdennährenden" Ebenen von Fingal nördlich von Dublin. Wahrhaft prachtvoll sind die Küstensceneríen in der unmittelbaren Nähe unserer Hauptstadt, das mit Villen besäete Uferland der schönen Bai, das Gestade von Howth und Killiney, die malerischen Inselklippen von Dalley und Irelands Eye."

In dieser Weise führte uns der redselige Herr von einem anziehenden und charakteristischen Punkte in den Umgebungen Dublins zu den andern; er ließ uns hier ein Boot besteigen, um die romantische Küste von Howth mit ihren Klippenvorsprüngen, ihren einsamen Buchten, ihren nadelartig emporsteigenden Felsenpartien näher in das Auge zu fassen; dort jagten wir in einem »jaunting car« hügelauf, hügelab, um den zauberreichen Bergsee Lough Bray, oder die sonnige Höhe des „Zuckerhutes," oder einen der drei Gipfel des Vorgebirgs von Killiney zu erreichen. Dann ging es im Flug in die Stadt zurück, durch die Vorstädte, über die Brücken, in den Phönixpark, von dem aus Dublin mit der irischen Rialto- (Sarah-) Brücke im Vordergrunde sich allerdings sehr zu seinem Vortheil ausnimmt, und durch die belebten Straßen, unter denen Sackvillestreet den Redner am längsten fesselte, und zwar mit vollem Rechte, denn es dürfte kaum in irgend einer Stadt der Welt eine glänzendere Straße gefunden werden. Zunächst kamen die merkwürdigsten Gebäude der Stadt an die Reihe, und wir hatten eben die düstern, klosterartigen Gänge von Trinity College betreten, als der Wagen hielt, der Schlag sich öffnete, und die Worte: „Drogheda, Sir," mit einem so beeilten Ungestüm an mein Ohr schlugen, daß ich fast vergessen hätte, meinen Reisegenossen Lebewohl zu sagen, und dem redseligen Herrn für seine eben so interessanten als graphischen Mittheilungen, von denen mir einzelne später sehr zu statten kamen, auf das herzlichste zu danken.

Nachdem ich Regenschirm und Reisetasche in dem neuen Gasthause am „Sonntagsthor" abgegeben hatte, nahm ich eben so rasch wie Cromwell zweihundert Jahre früher Drogheda im Sturm. In dem ersten Laden, welchen ich betrat, um mir ein Bleistift zu kaufen, überzeugte ich mich sogleich, daß Macauley seine Nachrichten über den Charakter Cromwells nicht aus dem Munde der Bewohner von Drogheda geschöpft hat, denn mein Schreibmaterialienhändler schilderte mir den Mann ungefähr so, wie der »rugged Pyrrhus« im Hamlet erscheint. Ich glaubte anfangs, der Mann, der überhaupt kein „Sachsenfreund" zu seyn schien, male nach irischer Weise mit grellen Farben; ich überzeugte mich jedoch später, daß der Protektor hier „blutiges Spiel" getrieben, und wie mein Gewährsmann sich ausdrückte, »the bab in his motther's womb« nicht verschont hatte. Der Mann schilderte die Greuelthaten der Cromwell'schen „Heidenschaar" so lebendig, als wäre er dabei gewesen. „Wir hatten," schloß er seinen Bericht, „das Sündenvolk zweimal zurückgeworfen, da trat der Antichrist selbst an die Spitze seiner Teufelsbande und warf, was er nicht mordete, oder in der Kirche von St. Mary verbrannte, in die Wellen des Boyne, welcher an diesem Tage tausend und tausend christliche Leichen in die See spülte. Der Herr kann heute noch Spuren von der Anwesenheit unseres Erzfeindes in der unmittelbaren Nähe der Stadt sehen. Die starken Mauern, welche Drogheda umgürteten, die prachtvollen Thore, welche in die Stadt führten — wo sind sie? Von jenen sieht man da und dort noch epheuumranktes Getrümmer, von diesen ist nur das von St. Laurenz übrig, und wir halten dieses Denkmal heilig, da es eines der wenigen ist, die aus einer Zeit stammen, wo Irland frei und glücklich war und die Künste und Wissenschaften pflegte, während England noch einer Wildniß glich."

Digitized by Google

Ich drückte dem feurigen Iren mein Bedauern aus, so unerfreuliche Erinnerungen in ihm geweckt zu haben, bezahlte mein Bleistückchen und war im Begriff mich zu entfernen, als er, zwei Worte in das anstoßende Stübchen flüsternd, seinen Hut aufstülpte und mir mit der gutmüthigen Höflichkeit, die den ächten Celten charakterisirt, ankündigte, er wolle mich ein kleines Stündchen durch die Straßen seiner Vaterstadt begleiten. „Mehr werden wir," sezte er hinzu, während wir der zur Brücke führenden Hauptstraße entgegen schritten, „nicht brauchen, um die Merkwürdigkeiten Drogheda's in Augenschein zu nehmen." Da ich in der sehr eleganten und belebten Hauptstraße fast ausschließlich irisch reden hörte, mein Begleiter auch seine Bekannten in der Landessprache begrüßte und eben so von ihnen begrüßt wurde, drückte ich mein Erstaunen aus, in so geringer Entfernung von Dublin, wo ich in den Straßen fast nur englisch sprechen hörte, und in einer Stadt, welche in unmittelbarem Verkehr mit der Westküste von England steht, die Nationalmundart zu vernehmen. „Drum ist der Herr," sagte mein Führer, „hier auch in Irland, während er zu Dublin in England ist. Der Dubliner will ein Engländer seyn; er schämt sich seiner armen Brüder und ihrer Sprache; er blickt auf seine Landsleute wie auf Knechte und Sklaven nieder, während er sich vor dem hochmüthigen, selbstsüchtigen Sachsen demüthig beugt und um seine Gunst buhlt. England wäre nicht, so fern dieß überhaupt der Fall ist, Herr der grünen Insel, wenn nicht tausende ihrer Söhne Verrath an dem Vaterlande geübt hätten; unsere schöne Muttersprache würde nicht aus Kirchen und Schulen, aus Gerichtshöfen und öffentlichen Versammlungen verdrängt worden seyn, hätten nicht Kinder unseres heiligen Landes, von Ehrgeiz geblendet, von der Gunst des Sachsenhofes berauscht, die Sprache unserer Väter, unserer Könige, unserer Dichter und unserer Heiligen für ein gemeines Bauernidiom erklärt und sie aus den reichen Küstenstädten in die einsamen Thäler, aus den Palästen in die Hütten gedrängt, um sie zulezt mit den ächten Iren über unsere Berge, über unsere Ströme, über unsere Seen auf das rauhe, felsige Westgestade der Insel und von da über das Meer zu treiben. Die Sachsen haben uns unsere Selbstständigkeit, unsere Sprache, unsere Religion verkümmert, unsern Handel an sich gerissen, unsere fruchtbaren Gefilde geraubt oder erschachert, und wir sollen demüthig den Fuß küssen, der uns in den Abgrund stößt!"

Mein Begleiter hätte ohne Zweifel seinem Eifer gegen die „Sachsen" noch länger die Zügel gelassen, wären wir nicht in den Schatten eines Thores mit einem riesenhaften Ueberbau getreten, dessen Anblick ihn an das Amt erinnerte, welches er zu übernehmen sich erboten hatte. „Dieß ist das Thor von St. Laurenz," sagte er, „eines der wenigen Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit, deren unsere arme Stadt sich rühmen kann." Ein Thor dieser Art, ein solche originelle Steinmasse war mir noch nie zu Gesicht gekommen. Wer das antike Thor zu Falerone in der Mark Ancona oder den Bogen Trajans zu Benevent gesehen hat und sich jenes zu seiner ursprünglichen Höhe aufgebaut, diesen seines Bildhauerschmucks entkleidet denkt, der macht sich eine entfernte Vorstellung von dem St. Laurenzthor zu Drogheda. Die Durchfahrt ist hoch genug, um bei einstiger Anlage einer Eisenbahn der Dampfmaschine kein Hinderniß entgegen zu stellen; als Wächter stehen ihm zwei Thürme zur Seite, welche bis zur Höhe des Thores gehen und gerade durch ihre Massenhaftigkeit dem nicht minder massenhaften Gewölbe einen Anstrich von leichter Anmuth geben; schwere Quadersteine decken, in Gestalt von Zinnen, diesen, wenn ich so sagen darf, ersten Stock des Thorbaus und dienen zugleich als eine Art cyklopischen Balkongeländers. Auf dieser, den alltäglichen Zwecken dienenden und, aus der Ferne gesehen, einem altmodischen Parkthore nicht unähnlichen Unterlage erhebt sich ernst und düster bis zu einer Höhe von mehr denn siebzig Fuß der aus massiven Quadern aufgeführte und vollkommen erhaltene Ueberbau, welcher zum Schuz des Thores selbst nicht nur, sondern zur Vertheidigung der Stadt und des Flusses bestimmt gewesen zu seyn scheint. Es besteht aus zwei mächtigen runden Thürmen und einem zurücktretenden Mittelstück, welches die Breite des Thorweges, drei schmale Oeffnungen und in der Höhe einen vorspringenden Bogen hat, welcher den der Durchfahrt vollkommen nachahmt. Die Zinnen, welche das Ganze abschließen, sind denen über dem Thorweg ganz ähnlich und zeichnen sich aus der Ferne fast arabeskenartig am blauen Himmel ab. Wenn etwas den großartigen Eindruck dieses edeln Ueberbleibsels aus der Vorzeit stört, so sind es die winzigen Häuser, die wie Zwerge um diesen Riesen kriechen; das Auge muß sich jedoch in Irland an solche Extreme gewöhnen, denn sie treten ihm leider fast bei jedem Schritt entgegen. Neben den Trümmern des Erhabenen, das die Vorzeit geschaffen, Angesichts des prunkenden Schlosses eines Günstlings des Glücks, inmitten eines vom Segen des Himmels überschütteten Thalgrundes stehen die Hütten der Armuth und fahle Gesichter, zerlumpte Gestalten zeigen sich an der Thüre dem einzigen Aus- und Eingang für Rauch, Wind, Regen und Kälte, so wie für die Unerbittlichkeit der Gerichtsdiener.

„Drogheda und seine Umgebungen sind reich an alten Denkmälern dieser Art," sagte mein Führer, als wir dem nördlichen Theile der Stadt wieder entgegen schritten; „sie gehen aber alle ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Da spielt die Zeit ihre verwüstende Rolle,

Digitized by Google

dort tragen Nachlässigkeit, Mangel an Aufsicht, Eigennutz und Barbarei die Schuld. Viele unserer stolzesten Burgen und Klöster werden bald bloße Schutthaufen seyn, da man sich nicht scheut, die prachtvollen Steinhauerarbeiten wegzuschleppen und zu Neubauten zu verwenden. — Ach, sehen Sie, Herr, da erhebt sich der St. Magdalenenthurm oder vielmehr die Ruine desselben vor uns. Die Häuser, welche dieses edle Denkmal umgeben, erreichen nicht einmal ein Drittheil der Höhe des Portals, oder richtiger, des Durchgangs, denn wahrscheinlich stieg der Thurm in der Mitte der Kirche empor, welche in der Gestalt eines Kreuzes gebaut war und zu dem anstoßenden Dominikanerkloster gehörte. Von der Kirche, von dem Kloster ist keine Spur mehr übrig; alles wurde bis auf die Fundamente zerstört und umgewühlt; nur der Thurm blieb unversehrt und sieht düster auf die alte Stadt und den Boyne und die Umgegend nieder, als zürnte er dem feigen Volke, das sich sein Heiligstes von fremden Eindringlingen rauben ließ. Sehen Sie, Herr, die Stürme von sechs Jahrhunderten haben, wenn Sie den obern Bau ausnehmen, keinen Stein aus seiner Lage gebracht und die Sculpturarbeiten sind so gut erhalten, als kämen sie eben aus der Werkstätte der Künstler, denn so kann man mit Recht die Männer nennen, welche z. B. die Cherubköpfe an den Gurten jener gewölbten Decke gebildet haben."

In dieser Weise perorirte mein sprachseliger Führer, indem er mich auf sehr bedenklichen Stufen bis zu dem Treppenanbau empor führte, welcher auf den zweiten Absatz des Thurmes leitet. Hier setzten wir uns auf das Gesims der hohen Fensteröffnung und mein Auge schweifte über die weite, fruchtbare, nördlich von einem Kranze malerischer Höhen, östlich von einem silbernen, aus dem irischen Kanale emporsteigenden Duftgürtel begrenzte Ebene, durch welche der Boyne seine vom Abendgold überhauchten Wellen dahin wälzte. Tief unter uns spannte die Brücke ihre Arme aus, um die zwei durch den Fluß getrennten Stadttheile zu vereinigen, während jenseits der Brücke bis weit gegen die See hin Schiffe und Boote jeder Größe und Form den schönen Boyne belebten und sich auf seinen „goldenen Wellen" wiegten. Der Irländer, der meinen Blicken folgte, wollte eben, Angesichts der kaum eine Stunde entfernten flachen Ufer des Boyne, auf denen die berühmte, nach dem Flusse benannte Schlacht gekämpft wurde, welche über das Schicksal der smaragdnen Insel entschied, sich in neue jacobitische, antiorangistische Ergießungen verlieren, als ich die sehr prosaische Frage an ihn richtete, ob in Drogheda außer den steinernen Ueberbleibseln und den wilden Sagen von Kampf und Blutbad nichts aus der alten Zeit übrig geblieben sey, das Erwähnung verdiene. Mein Begleiter begann sofort, auf die Brücke deutend, sich ungefähr in folgender Weise hören zu lassen.

„Wir haben ein altes Sprüchwort, das heißt: gan oileamhain, gan mhodh, oder, wer ohne Erziehung ist, der ist auch ohne gute Sitten. Dieses Sprüchwort galt lange von dem jenseitigen Theile der Stadt, der von einer streit-, rauf- und blutsüchtigen Menschenmasse bewohnt war, welche die ganze Umgegend, besonders aber das „mönchische Stadtviertel," wie sie diesen Theil von Drogheda nannten, in steter Aufregung erhielt. Die alte Brücke war sehr oft der Tummelplatz der Raufbolde, und da es diesseits auch nicht an Hitzköpfen fehlte, waren Mord und Todschlag nicht seltene Vorkommnisse. Die gegenseitige Erbitterung hatte sich zu einer bedenklichen Höhe gesteigert, als ein Mönch aus dem Kloster zur h. Maria Magdalena, von dem jezt nur noch dieser Thurm übrig ist, am Frohnleichnamsfeste die Bewohner beider Stadttheile in die Stiftskirche von St. Peter einlud und eine so eindringliche Predigt hielt, daß eine vollständige Versöhnung und Verbrüderung der Bürger von diesseits und jenseits erfolgte; der Erzbischof von Armagh, welcher seine Residenz hier hatte, war über dieses Ereigniß so erfreut, daß er am 12. December 1412 die ganze Bevölkerung von Drogheda zusammenrief und den neuen Bund feierlich einsegnete. Von dieser Zeit her schreibt sich die eigentliche Verbindung der zwei Stadttheile, denn früher hatte jeder derselben seine eigenen Behörden und nahm die Bezeichnung „Stadt" für sich allein in Anspruch. Die Erinnerung an diesen Zwist und diese Verbrüderung nun wird bis heute an jedem Fastendienstag durch einen burlesken Maskenzug lebendig erhalten. Der Mayor von Flea-lane, eines der ärmlichsten Gäßchen in der Vorstadt drüben, kommt auf einem bunt herausgeputzten Esel, von seinen Sheriffs, Bailiffs und andern städtischen Bediensteten umgeben, welche sämmtlich die Insignien ihrer Würde tragen, über die Brücke; voran schreitet eine Musikbande, von vermummten Burschen umschwärmt, welche große Blasen an fünf bis sechs Ellen langen Stangen gebunden haben und dem Zuge den Weg bahnen, die Zuschauer auch nöthigen, dem „gnädigen Herrn Mayor" die gebührende Achtung zu beweisen; dann folgt »the bough,« eine Art Thronhimmel von Fichtenzweigen, in welchen künstliche Blumen verflochten sind und in dessen Schatten der angebliche Mayor reitet; den Schluß des Zugs bildet die lärmselige Jugend, welche um Millmount wohnt, theils in Stroh, theils in Altweiberlappen gehüllt. Während dieser Zug die Hauptstraßen durchwandert und in den bessern Häusern klingende Beisteuer zu dem Feste erhebt, kommt der diesseitige Mayor mit gleichem Geleite durch das St. Laurenzthor in die Stadt, läßt durch seine in abgelegte Soldatenkleider gehüllte Garde die herkömmliche Steuer erheben

Digitized by Google

und zieht dann seinem „Bruder Mayor“ entgegen, wo die Blasenbursche zum Ergötzen der Müssiggänger und Kinder ein Scherzgefecht aufführen, sich dann auf das „Chordfeld“ außerhalb des St. Laurenzthors begeben und mit Hülfe des gesammelten Geldes den Abend in Lust und Wonne hinbringen.“

Die Sonne lehnte ihre glühheiße Wange an den Rand einer Felsklippe, die plötzlich in Flammen aufzugehen schien, sich aber eben so rasch dunkler und dunkler färbte, als die Purpurkugel hinter ihren Zacken verschwunden war — ein Wink, daß es hohe Zeit sey, von dem Thurme niederzusteigen. Auch hatten wir den Treppenanbau kaum hinter uns, als wir uns da, wo der gefährlichere Theil des Absteigs begann, bereits von Schatten eingehüllt sahen und an einigen bedenklichen Stellen statt der Augen die Hände brauchen mußten. Da die Erfindung der Straßenbeleuchtung noch nicht in den Theil der Stadt, in welchem wir uns befanden, vorgedrungen war, nahm ich das Geleit meines freundlichen Führers bis zu dem übrigens ganz nahen „Sonntagsthor“ mit Vergnügen an und brachte ihm am Thore meines „Hotels“ — man ist mit diesem Namen in Irland ziemlich verschwenderisch — meinen aufrichtigen Dank und mein herzliches Lebewohl dar.

Es währte lange, bis die Sonne am nächsten Morgen sich aus den grauen Nebeldünsten, die der dampfende Kanal emporschickte, zu erheben vermochte, und dann kamen von Westen her fliegende Nebelstreifen, welche bald den ganzen Himmel in einen halb durchsichtigen, feuchten, kalten Schleier hüllten. Feuchte Luft ist eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des irländischen Klimas, während in England die Luft vergleichsweise weit trockener und elastischer ist; dagegen sind Regengüsse in England viel häufiger als in Irland; Erscheinungen, für welche die Naturforscher eine solche Menge Gründe anführen, daß man sich fast der Ansicht hingibt, es fehle nur noch einer, und zwar der richtige. Ungeachtet der verhängten Sonne und der feuchten Luft beschloß ich Drogheda nicht zu verlassen, ohne das Schlachtfeld gesehen zu haben, welches über das Schicksal dieses Landes entschieden hat. Ich ging zuerst an die Brücke hinab, besah mir die schönen Kaien, die bis zu hundert fünfzig Tonnen lastigen Seeschiffe, welche gegen die Ausfuhr lebhaft protestirende Schweine, Getreide, Butter und andere Landesprodukte einnahmen, während andere sich der tausendfachen Artikel entluden, mit welchen die englische Industrie alle Theile der Erde überschwemmt. Ich zählte achtzehn Küstenschiffe von größerem oder geringerem Tonnengehalt, einer Menge kleiner Boote nicht zu gedenken, welche wie Seemöven um jene schwarzen Ungethüme flatterten oder pfeilschnell von Kai zu Kai, von Schiff zu Schiff oder durch die hohen Brückenbogen ruderten. Man ist in Drogheda mit Recht stolz auf den von Jahr zu Jahr sich steigernden Verkehr mit den Hafenplätzen auf der Westküste von England und Schottland. „Was finge John Bull an, wenn ihm Paddy von Drogheda keine Lebensmittel mehr lieferte?“ fragte ein feister Viehhändler auf dem Kai den Schiffsmeister eines segelfertigen Bootes. „Wahrhaftig,“ versezte der Mann an Bord lachend, „er müßte Sheffielder Messer, Birminghamer Schiffsnägel und irdenes Geschirr von Worcester essen, Dinge, die er troz seines guten Magens schwerlich verdauen würde.“ Die betheerte Zuhörerschaft auf dem Deck und im Tauwerk begrüßte den Einfall mit schallendem Gelächter.

Eine halbe Stunde später war es einsam um mich her und nur das Rauschen der Wellen des Boyne unterbrach die Stille, welche ringsum herrschte. Der Boyne ist ein so launenhaftes Ding wie alle andern irländischen Flüsse, um nicht zu sagen wie eine große Anzahl der Bewohner dieses Landes. Ich war schon an verschiedenen Punkten seine Ufer entlang gewandert und hatte mich von seinen Wellen schaukeln lassen, stets aber schien er ein anderer zu seyn. Weit droben, in der Nähe von Dangan, dem Familiensitze des Herzogs von Wellington, schleicht er träg und schlaff zwischen Binsen und hohem Riedgras dahin; wie aus einem Moorsumpf tretend war sein Wasser, mit Dante zu reden, an dessen ächt poetische Schilderung des Styx man hier lebhaft erinnert wird, »buja molto più che persa.« Auch die nächsten Umgebungen sind im Einklang mit dem »tristo ruscello«: auf dem rechten Ufer die Trümmer eines Edelsitzes, von den Flammen schwarz gefärbt, wie der Boyne, und gegenüber eine Lehmhütte mit einem von Stachelbeerhecken eingefaßten Kartoffelläppchen, das eine Familie höchstens vierzehn Tage nährt. Es gibt kaum einen grelleren Gegensatz als der Boyne bei Dangan und der Boyne, welcher seine sonnenhellen, laut singenden Wellen die bald mit duftigem, buntgefärbtem Gesträuch, bald mit stolzen schattigen Waldbäumen besezten Ufer von Beaupark entlang rollt, oder sich in den zierlichsten Windungen um die Kalkfelsen von Slane schlängelt, oder das stolze Schloß des Marquis von Conyngham zurückspiegelt, oder endlich hier in der Nähe von Drogheda, wo der duftige Hauch des Meeres seine klare Welle zuerst berührt, wo die Flut ihm zuerst entgegen schwillt und die Ebbe ihn im Geleite von Schiffen, Booten, Delphinen und Möven der blauen See rascher zuführt, oder, wie es in dem nun vergessenen Volksliede von der Schlacht am Boyne heißt:

— — — »At Newbridge town,
Where war a glorious battle,
Where James and William staked a crown
And cannons they did rattle.«

Digitized by Google

Es ist nicht möglich, auf dem Schlachtfelde, welches sich, von dem Boyne durchschnitten, vor mir ausdehnte, den Gedanken an Culloden Muir von sich abzuwehren. So ähnlich beide Schlachten hinsichtlich der Raschheit des Angriffs und des eben so stürmischen als glänzenden Sieges der englischen Waffen nicht nur sondern auch in Betracht ihrer Folgen für Schottland und Irland sind, eben so sehr gleichen sich die Gefühle, mit welchen der Schotte je nach seinem politischen und der Irländer je nach seinem politischen „und" religiösen Glauben auf diese Schlachtfelder blickt; äußerlich jedoch haben diese beiden blutgetränkten Gefilde durchaus keine Aehnlichkeit mit einander. Wenn man Culloden-field überschaut, gibt man sich leicht der Täuschung hin, als sey die Schlacht erst in den letzten Jahren geschlagen worden; man glaubt da und dort Grabhügel, selbst noch Blutspuren zu sehen, und der alte einsame Thurm Dalcroß im Hintergrunde des Moors scheint für alle Zeiten Zeugniß von den Gräuelthaten des Herzogs von Cumberland geben zu wollen; hier wölbt sich frisches üppiges Grün — Grün, wie man es nur in Irland sieht — von Abhang zu Abhag, Newbridge tritt freundlich in das Gemälde herein und mit der eben eintretenden Ebbe jagt eine Menge Boote, über denen die irischen Farben flattern, thalab. Dort leben in den Herzen der Verwandten wie in dem Munde des Volks noch hundert und hundert Namen von Männern, die ihr Herzblut auf dem „Muir" geopfert haben; hier haben hundert und sechzig Jahre mit ihren tausendfachen Wechselfällen und den aufregenden Schicksalen dieses Landes fast jede Spur solcher Andenken aus dem Gedächtniß des Volks verwischt. Boote, Mühlen, Badehäuser, weidende Rinderheerden, ausgedehnte Hafer- und Kartoffelfelder, von Laubgrün fast verhüllte Dörfchen und Cottages und nach Osten hin einige Hochöfen, deren schwarzer Dunst sich mit dem darüber hinfliegenden Nebel vereinigt — dieß alles deutet darauf hin, daß man hier mit der Vergangenheit abzuschließen gewillt ist, während die Schwermuth über „Drumossiemuir" düster brütet und nur dann und wann eine Schafheerde über die braune Heide zieht.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, als ich das Sonntagsthor und mein Gasthaus wieder zu Gesicht bekam. Das sehr einfache »luncheon« war schnell eingenommen, die fast zu billige Rechnung berichtigt und meine Reisetasche zur Hand, als der Wirth, von einer Geschäftsreise zurückkehrend, in das Gastzimmer trat und mit der gutmüthigen Neugierde der großen und kleinen Kinder Erins nach dem Woher und Wohin fragte. Als er hörte, daß ich Mellifont zu besuchen im Begriffe sey, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Fast zu spät, Herr, um heute noch alles dort zu sehen und wieder hieher zurückzukehren," sagte er kurzab. „Ich bin nicht beeilt, Herr," erwiederte ich, „und werde, wenn es zur Rückkehr zu spät ist, in der Umgegend der Abtei ein Nachtlager finden." — „Im besten Fall auf Haferstroh. Nein, Herr, ich rathe Ihnen, morgen früh aufzubrechen, zu Tullgallen einen Knaben mitzunehmen, welcher Ihnen den nächsten Weg zu dem alten Gemäuer zeigt, und nur so lange in den Ruinen zu verweilen, als nöthig ist, um bei guter Tageszeit wieder hier einzutreffen. Es ist nicht sehr ruhig in unserm Lande, die Zeit scheint noch nicht fern, wo man dieß von Irland wird sagen können, und wenn Hauptmann Nelkenblüthe schläft, so wacht Hauptmann Mondschein, der Ribbandboys nicht zu gedenken, welche eine auffallende Vorliebe für die Grenzorte unserer Grafschaften haben und zu Mellifont, wie der Herr wahrscheinlich weiß, mit einem Sprunge aus der Grafschaft Louth in die Grafschaft Meath gelangen können."

Da ich bereits aus Erfahrung wußte, daß man auf irländischem Haferstroh ungemein gut schläft, wenn man sich vom Morgen bis zum Abend herumgetrieben hat; da ich ferner weder mittelbar noch unmittelbar einen armen Pächter um die Mittel sein jammervolles Daseyn zu fristen oder um eine Zuflucht gegen Sturm und Regen gebracht hatte, und folglich ein Zusammentreffen mit dem Hauptmann Mondschein nichts sehr fürchterliches für mich haben konnte, da ich endlich, was die „Bandbuben" betraf, keinen ihrer Freunde verrathen und gegen keinen vor dem Richter Zeugniß abgelegt hatte, warf ich meine leichte Reisetasche weit rascher und sorgloser, als meinem Wirthe lieb zu seyn schien, über und trat meine Wanderung nach Mellifontabtei an.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

VI.

Welchen Weg die Kunst einschlug, um sich stylistisch zu entfalten, welchen geschichtlichen Fortgang ihre Entwicklung hatte, dieß erfahren wir allein an der Hand der allgemeinen Kulturgeschichte. „Alle Entwicklungen, schreibt A. Böckh (Antiquarische Briefe), bilden sich in Stylen, was die alten Kritiker Ideen (Formen der Darstellung) nennen; diese sind ein Ergebniß des jedesmaligen Zeitgeistes in seinem Einfluß auf den eigenthümlichen Charakter jeder Gattung, und allerdings zugleich Ergebniß kräftiger Gestalten, welche den Ton angegeben haben, dem viele andere dann folgen." Hier entsteht die Frage, ob die uns bekannten Kunstleistungen nicht mit den verschiedenen Racen des Menschengeschlechts in Verbindung gebracht und darnach in Gruppen eingetheilt werden können. Allein hiezu reicht das was an Ueberresten alter Denkmale und durch schriftliche Ueberlieferung auf uns gekommen, lange nicht aus. An sich schon stellen sich der genaueren Bestimmung der physischen Charaktere der einzelnen Menschenarten die größten Schwierigkeiten entgegen; dann aber können doch nur die eigentlichen Kulturvölker in Betracht kommen, deren Zahl in Vergleich zu den Racenbevölkerungen verhältnißmäßig nur gering ist. Auch darauf wird man von vornherein verzichten müssen, die Entwicklung der Kunst nach dem Alter der noch vorhandenen Kunstdenkmäler zu bemessen und nach Jahreszahlen den Einfluß früherer Style auf spätere abzuwägen; denn gerade über diesen Punkt läßt sich am wenigsten etwas mit Sicherheit ermitteln, und bei manchen Kunstepochen, wie die egyptische und die indische, handelt es sich nicht bloß um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende. Professor Roß hat sogar die griechische Vasenmalerei um Jahrhunderte älter gemacht, als die Archäologen bisher allgemein annahmen; ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben. Darum scheint es am angemessensten, die Entwicklung als solche zum Maßstab zu nehmen, wobei es nicht einmal auf die wunderbar verschlungenen Fäden ankommt, welche einen Welttheil an den andern, eine Nation an die andere knüpfen, deren Entwirrung uns auch dann nicht möglich werden dürfte, wenn die Erde mit noch größerer Freigebigkeit als bisher ihren Schooß aufthut und vergrabene Kunstschätze zu Tage fördert.

Ueber die Anfänge der Kunst läßt sich streiten, da selbst wilde Völkerschaften hin und wieder in Stein, Ton und Sprache Erscheinungen zu Stande bringen, welche der Lebensidee nicht geradezu widersprechen. Wirkliche Kunst kann man dieß jedoch nicht nennen. Der geräumige Saal des British Museum zu London, der verschiedenartige Bildwerke von allerlei Völkerschaften enthält, welche erst auf der Grenzscheide einer freien Geistesbildung stehen und das Instinktleben noch nicht hinter sich haben, liefert den unzweideutigsten Beweis, daß man hier noch keine Darstellung wirklichen Lebens, sondern mehr oder weniger Carrikaturen vor sich hat. Gelang es diesen wunderlichen Meistern auch, einem einzelnen Körpertheil, namentlich dem Kopf, einen gewissen Ausdruck von Leben zu geben, so ist in der Regel das übrige so völlig naturwidrig, daß selbst die gewöhnlichste Nachahmung des äußern Objekts als gänzlich verfehlt erscheint. Was die Reisenden uns, leider sehr unvollständig, über die Musik der Wilden berichten, ist weiter nichts als eine monotone und jämmerliche Reihenfolge von unmelodischen Tönen, die für das sinnliche Ohr einen gewissen physischen Reiz haben muß, den wir aber nur voraussetzen und nicht erklären können. Der Genuß läuft am Ende auf dasselbe hinaus mit den räthselhaften Verirrungen des menschlichen Gaumens, der Ratten und Spinnen schmackhaft findet. Am gelungensten ist die Mimik kulturloser Völker, als ein frischer und unmittelbarer Ausdruck ihrer sinnlichen Empfindungen. Jener nordamerikanische Häuptling, der die Lola Montez in New-York tanzen sah und sie durchaus als Gemahlin in seinen Wigwam einführen wollte, weil sie den Schlachtentanz so vortrefflich tanze, hatte wenigstens Sinn für organische Bewegung. — Die Rede der Wilden nimmt einen bilderreichen und poetischen Ton an, ist aber darum noch keine wirkliche Poesie, weil es ihr an jedem einheitlichen Gedanken und stofflichen Zusammenfassen der bunten Anschauungen und Vorstellungen gebricht. Es ist als hätte man ein Bilderbuch für Kinder vor sich. Ein absoluter Maßstab läßt sich indessen auch hiefür nicht aufstellen, und namentlich zeigen Nationen, die schon einen gewissen Grad von Geisteskultur erlangt haben, im pantomimischen Tanz eine Feinheit und zugleich eine Würde, man möchte fast sagen einen Adel des künstlerischen Sinnes, daß man nur wünschen möchte, wir Kulturmenschen hätten uns dieselbe Keuschheit und Reinheit des Sinnes bewahrt. Die Eingeborenen auf

Digitized by Google

Java, dadurch auf das Vortheilhafteste von den eingewanderten Chinesen sich unterscheidend, lassen durch liebliche Mädchen Tänze und Pantomimen voll reiner Empfindung und ergreifender Wahrheit ausführen, und dabei wissen sie den Klängen ihres Gamalang oder Glockenspiels einen so herzergreifenden Zauber einzuhauchen, daß der Europäer, obwohl außer Stand, den rothen Faden einer Melodie in unserer Bedeutung des Worts darin zu finden, sich einer mächtigen Erregung seines Gefühls nicht erwehren kann.

Ein einziges Kulturvolk hat Amerika aufzuweisen. Gleichzeitig mit den Mongolen in Asien tritt uns in der neuen Welt die Blüthe zweier, mit einander nicht verbundenen, dennoch einander sehr ähnlichen Völker entgegen — der Peruaner und der Mexikaner. Die Ynkas in Peru und die Azteken in Mexiko waren keine Aborigener, vielmehr nach geschichtlich beglaubigten Nachrichten eingewandert, und zwar, wie neuere Gelehrte behaupten, aus Ostasien, so wunderbar dieß auch bei der großen Entfernung beider Welttheile von einander klingen mag. Nachdem A. v. Humboldt, der auch auf diesem Gebiete die Bahn gebrochen, die ersten Vermuthungen aufgestellt, haben von Braunschweig (über die altamerikanischen Denkmäler, 1840) und A. Wuttke (Geschichte des Heidenthums, 1852) alle Wahrscheinlichkeitsgründe zusammengestellt, die es glaubhaft machen sollen, daß wir es hier mit Asiaten zu thun haben. Selbst die Gesichtsbildung der mexikanischen Azteken soll an die Völker Mittelasiens erinnern, deren einige auch die hervorragende Nase und die platt gedrückte Stirne mit den Mexikanern gemein hätten, wobei übrigens bemerkt werden muß, daß man noch heutzutage bei den Eingebornen Guyana's nicht selten ähnlichen Gesichtern mit schön gebogener Adlernase begegnet. Ueberdieß hat man allen Grund, gerade die Plattköpfe zu den Ureinwohnern Amerikas zu zählen. Meines Erachtens müßte vor allem erst der überaus wichtige Punkt aufgeklärt seyn, ob die Azteken und Ynkas, wie behauptet wird, zu den Geradzähnern gehörten, und nicht, wie die zahlreichen Indianerstämme Amerikas, zu den Schiefzähnern. Dem mag übrigens seyn wie ihm will; so sehr auch gewisse bildliche Darstellungen auf den Ruinen von Mexiko an Asien erinnern, so kann uns doch, alles genau erwogen, nichts abhalten, bei diesen mittelamerikanischen Völkerschaften einen selbstständigen, von äußern Einflüssen unabhängigen Kunststyl anzunehmen, da das angeblich anderswoher überkommene sich auf Vorstellungen zurückführen läßt, auf die der Mensch unter den verschiedensten Himmelsstrichen verfallen kann. Das Wenige, was an Denkmalen in Südamerika erhalten und untersucht ist, steht im Allgemeinen auf einer niedrigen Stufe der Kunst. Die peruanischen Bauten erheben sich selten über vierzehn Fuß, und wenn sie auch nicht aller und jeder Gliederung und stylistischen Anordnung entbehren, so sind die rhythmischen Verhältnisse doch außerordentlich roh: einfach massive viereckige Mauern mit pyramidalen Thüren und Fensteröffnungen. Das Kloster von Santo Domingo in Cuzco ist auf den Ueberresten cyklopischer Mauern eines Sonnentempels mit einem halbkreisförmig vorspringenden Vorbau errichtet, und auch sonst stößt man in Peru auf cyklopische Mauern, die überraschend an ähnliche Constructionen in Griechenland und Italien erinnern (Juan Diego de Tschudi, Antiguëdades Peruanas, 1851).

Die widerwärtige Habgier der europäischen Eroberer ließ auch nicht ein einziges von den Tausenden goldener Gefäße übrig, die sie daselbst vorfanden. Die noch vorhandenen Thonfiguren lassen allen und jeden Sinn für eine richtige Auffassung der organischen Gestalt vermissen, eben so die Reliefskulpturen, obgleich eingeräumt werden muß, daß einzelne gelungene Ansätze einer künstlerischen Behandlung sich bemerklich machen.

Einen bessern Ein- und Ueberblick gewähren die mexikanischen Baudenkmale, welche sich auf die einfachste Form des Tempels, wie das religiöse Bedürfniß ihn verlangt, zurückführen lassen. Es sind riesenhafte Altäre in Gestalt vierseitiger Pyramiden, manchmal in Terrassen abgetheilt, wofür sich in der assyrischen Kunst eine merkwürdige Parallele findet. Auf dem obern Plateau der Pyramiden erhoben sich Kapellen, Tempel und Hallen mit geräumigen Höfen. An diesen Gebäuden sowohl als an andern großartigen Baudenkmalen erkennt man ein allgemeines architektonisches Verständniß in der Anordnung und Gliederung, jedoch nur erst in einzelnen Ansätzen. Indem das Ganze nicht auf einen concreten Mittelpunkt, wie die Cella des griechischen Tempels, bezogen, vielmehr nach Ort und Umständen aus einzelnen Theilen von geradlinigem Profil zusammengesezt ist, vermißt man überall eine geistige Ordnung und die harmonische Bewegung, welche die todten Lineamente in wirkliche Kunstgebilde verwandelt. Haupt- und Mittelglieder sondern sich nicht gehörig, der Fries erdrückt geradezu die untere Wand und die Symmetrie erscheint nicht als Mittel, sondern als Zweck. Es ist der lineare Styl, der ausschließlich vorherrscht und in regelmäßig gezogenen Linien, welche ihren dekorativen Charakter gar oft verläugnen und als selbstständige Glieder viel zu stark betont sind, ganze Wandflächen bedeckt.

Einen höheren künstlerischen Werth dürften einzelne Werke der mexikanischen Skulptur beanspruchen. Ohne daß die Nachbildungen der menschlichen Gestalt sich als Werke eines feineren plastischen Sinns erweisen, erfreuen sie doch manchmal durch ein gewisses Verständniß der organischen Form, durch die ersten Anklänge eines seelenhaften Ausdrucks und namentlich

Digitized by Google

durch die Sicherheit der Zeichnung, so wie durch richtige Proportionen, was man zuverlässig den alle Lebensordnungen nach einem bestimmten Typus regelnden Vorschriften einer geschlossenen Priesterzunft zu danken hat. Aber auch dieser Genuß wird verkümmert durch den schwülstigen Ungeschmack im überladenen Schmuck der Tracht, auf welcher derselbe lineare, steife, verschrobene, schnörkelhafte Habitus wiederkehrt, der den merikanischen Baudenkmalen eigen ist. Uebrigens kommen hier lediglich die Skulpturen von Palenque in Betracht, da die vielen merikanischen Idole von gebranntem Thon, Basalt und Metall (zahlreich vertreten in der werthvollen Sammlung des Herrn Uhde in Handschuchsheim bei Heidelberg) in der Regel von Carrikaturen sich wenig unterscheiden. Das Bessere in dieser Kunstentwicklung wird man am richtigsten einen glücklichen Wurf, vielleicht das Werk eines einzelnen Priesterstaates nennen; im andern Fall müßten die vielen Hieroglyphen, die in merikanischen Manuscripten nach Europa gelangt sind, wenigstens einige stylistische Behandlung verrathen, während sie weiter nichts sind als eine schwerfällige und formlose Zusammenstellung von Lineamenten, von denen W. v. Humboldt mit Recht sagen konnte, man vermisse daran auch jede Spur stylistischer Behandlung (s. das Prachtwerk von Lord Kingsborough, Antiquities of Mexico). Die Schrift der Peruaner, der sogenannte Quipus, bestand aus einer Reihe von Schnüren von verschiedener Farbe. Jede Schnur hat eine gewisse Menge Knoten, die verschieden geschürzt sind, und in der Combination dieser Schnüre und Knoten liegt das Geheimniß. Zur Lesung dieser Schriften waren eigene Leute bestellt, Quipucana, die das Geheimniß besaßen, leider aber ausgestorben sind.

Die Kunst der Peruaner und Merikaner steht in der neuen Welt als vereinzelte, nicht näher zu erklärende Thatsache da; eine eigentliche Kunstentwicklung beginnt erst in Asien, dieser Wiege des Menschengeschlechts, die offenbar auch als die Wiege der Kunst angesehen werden muß. Von wo dieselbe ihren Ausgang nahm, läßt sich freilich nicht nachweisen; doch macht sich in der Richtung dieses Welttheils von Osten nach Westen, eine Richtung, welche den allgemeinen Gang der Cultur bezeichnet, eine merkwürdige Stufenfolge einer zur freien Selbstbestimmung fortschreitenden Geistesthätigkeit bemerklich.

Auf der Ostküste Asiens sehen wir die mongolische Race, deren Schamanenthum in den Steppen und Wildnissen des Nordens auch in seinen bildlichen Darstellungen einen grausigen Charakter annahm, sich zu einem rein praktischen Culturleben abschließen, dem aller und jeder ideelle Schwung, selbst der leiseste Anflug künstlerischen Blüthenstaubes abgeht. In Japan wie in China hat die mechanische Gewerbethätigkeit, das handwerksmäßige Geschick der Finger einen außergewöhnlichen Grad von Vollkommenheit erreicht; ein freies Walten des Geistes, wie es für die höheren Leistungen in Wissenschaft und Kunst erfordert wird, ist daselbst unbekannt. Zum Schreiben gebrauchen die Japaner Pinsel; Briefe werden auf aneinander geklebte schmale Streifen Papier geschrieben, die oft über fünf Ellen lang sind. Dem entspricht alles, was man daselbst von Kunstgegenständen trifft. Es gibt in Japan Bildsäulen aus Stein und Metall, sie sind aber ungestalt und häßlich. Dagegen zeichnete ein japanischer Künstler rasch und genau europäische Geräthschaften. Oelmalerei und Perspektive sind unbekannt. Die Japaner singen viel bei der Arbeit und die Frauen begleiten ihren Gesang häufig mit der Samsie (einer Art Guitarre); doch wird ganz allgemein bezeugt, die Musik sey herzlich schlecht und die Instrumente sehr unvollkommen. Die Richtigkeit dieser bei der hermetischen Abgeschlossenheit des Landes nur durch wenige Zeugen beglaubigten Angaben findet ihre volle Bestätigung durch die stammverwandten Chinesen. Ihnen gebricht es ganz und gar an derjenigen Eigenschaft, welche dem Künstler seinen Beruf, der Kunst ihre Weihe ertheilt: wir meinen an der schöpferischen Einbildungskraft, die typische Formen der Lebensidee in's Daseyn ruft und selbst als nachahmend das ureigene Vermögen sich bewahrt, dem Leben einen nicht bloß äußerlichen, sondern auch einen innerlichen, die Einheit eines seelischen Princips herauskehrenden Ausdruck zu geben.

Wenn man überhaupt von einem chinesischen Kunststyl reden will oder darf, so muß man denselben definiren als die verständige Technik der äußern Form, somit als ein Abstraktum, das weder der Anschauung einen einheitlichen Gedanken, noch dem Gefühl einen positiven Inhalt zu geben weiß. Die ursprüngliche Religion der Chinesen ist eine abgezogene und begriffliche Hypostasirung der Natur, ohne anschauliche und pathologische Elemente. Aus einer so dürren Heide konnte nur kümmerlich ein Kunststreben hervorwachsen, das in der Stylmäßigkeit der äußern Formen sich allein gefällt und den Formalismus für Leben hält. So weit es die Chinesen in der Bodenkultur und einzelnen Handarbeiten gebracht haben, so wenig konnte ihr prosaischer, hausbackener Verstand sich mit der frei geschwungenen Linie der Schönheit befreunden. Ihre Kunst ist im Grunde nur ihre in's Große auseinander gezogene Linearschrift, ein Conglomerat mühsam zusammengefügter Striche, denen einerseits das Bequeme und Leichtverständliche unserer Schriftzeichen, und andererseits doch auch wieder der Reiz der in den Hieroglyphen sich kund gebenden Naturnachahmung abgeht.

Was die Chinesen in der Architektur als ihre eigene Erfindung beanspruchen können, sind die verstorbenen Personen errichteten Ehrensäulen, bestehend

Digitized by Google

aus zwei oder vier Pfosten, die oberwärts durch verschiedene Querbalken verbunden werden, ganz ähnlich einem chinesischen Schriftzeichen. Alles andere haben die Chinesen von den Indiern entlehnt, von wo sie zugleich mit der Buddalehre den sogenannten Dagop erhielten, eine Masse von der Form einer etwas überhöheten Halbkugel, auf einem breiten cylinderförmigen Untersatz ruhend und meist als Reliquienschrein dienend. Allein gerade das charakteristische Merkmal der Dagops haben die chinesischen Architekten fallen lassen, indem sie allein die stufenförmige Spitze beibehielten und daraus einen Thurm mit zahlreichen, sich nach oben verjüngenden Geschossen und buntgeschweiften Dächern bildeten. Dieses zwecklos Ausgeschweifte, das selbst größere Raumverhältnisse in's Kleinliche zusammenzieht und sich in dekorative Aeußerlichkeiten verläuft, hinter denen man vergebens nach Massen und Gliederungen sucht, bezeichnet am deutlichsten das Leere und Nichtige dieser Kunst. Auch die Säulen, welche die Chinesen in ihren Tempeln und Wohnungen anwenden, scheinen aus Indien entlehnt: sie entbehren gänzlich der Eurythmie und eines stylistischen Gedankens und dienen lediglich der Bequemlichkeit. Weil die Weltanschauung dieses wunderlichen Volkes es zu keiner Personifikation des Göttlichen, sondern bloß zu einer dürftigen Hypostasirung der in der Natur wirksamen Lebenskräfte bringt, fehlt es an einem ideellen und einheitlichen Punkt, um den die Gebilde der Kunst sich gruppiren. Diese können selbststrebend nichts anderes seyn als Gegenstände des Schmucks und des Prunks.

Was wir von plastischen Arbeiten der Chinesen kennen, namentlich die in nicht unbeträchtlicher Menge in Londoner Sammlungen zur Ansicht ausgestellten, gehören ihrem Kunstwerth nach in die Rubrik jener zahllosen Götzenbilder, an denen es im Reich der Mitte selbst in der ärmlichsten Hütte nicht fehlt, denen aber ein nur sehr geringer Grad von Verehrung bewiesen wird. Der Chinese prügelt wohl seinen Hausgötzen, wenn er mit ihm nicht zufrieden ist; ein Beweis mehr, wie es dieser Religion ganz und gar an einem tieferen und seelenvollen Verhältniß zu dem Göttlichen fehlt. Sind die Götzen keine Verzerrungen und abscheulichen Mißgestalten, so bekommt man wenigstens auch nicht mehr zu sehen als kalte, steife, leblose Nachbildungen eines kalten, steifen, langweiligen Chinesen, ein Eindruck, der noch wesentlich gesteigert wird durch den sehr häufigen Gebrauch der Porzellanerde. Die sinn- und zwecklose Beigabe mehrerer Arme und Köpfe erscheint nicht als Reichthum, sondern als Dürftigkeit einer trockenen Einbildungskraft. In Zeichnungen und Malereien derselbe unerquickliche Zug: ein ängstliches Copiren der Natur, ohne eigentliches Verständniß derselben, da Schatten und Perspektive auf's sorgfältigste vermieden werden und auch die Farben des Glanzes, der Sättigung und einer harmonischen Zusammenstellung ermangeln. Man begreift, daß ein so wenig entwickelter Kunstsinn es am allerwenigsten verstand, die bildenden Künste für gemeinsame Zwecke zusammenwirken zu lassen.

Schwer hält es, ein richtiges Urtheil über die chinesische Musik zu fällen. Man hat bisher angenommen, die Eintheilungen der Tonleiter und die Tonarten der Chinesen seyen wesentlich von den unsrigen verschieden. Wer Gelegenheit hatte, während der Londoner Ausstellung in Chinese House die kleinfüßige Dame — the small footed lady — und ihren Begleiter singen zu hören, der kann keinen Augenblick im Zweifel darüber seyn, daß die Eintheilung der Töne dieselbe ist wie in Europa. Die junge Dame, mit einem erträglichen mezzo soprano ausgestattet, sang eine Melodie nicht in Viertel- oder Achteltönen, wohl aber in den einfachsten Reihen ganzer und halber Töne, jedoch in dem sonderbarsten, willkürlichsten Rhythmus, ungefähr wie bei uns eine schlechtgeschulte Köchin am Spüleimer ihr „Holder Mond“ oder: „Jezt geh' i“ mit näselnder Stimme und grotesken Ausschmückungen zu singen pflegt. Der Mann begleitete die Dame auf einer langen Flöte in demselben Ton. Ganz gräulich und ähnlich dem Miauen eines Katers nahm sich der Gesang des chinesischen Gentleman aus, den derselbe mit einer schlecht fabricirten Mandoline begleitete. Seine Arie endete auf der Tonica und änderte niemals die anfängliche Tonart. Das Instrument sollte dem Gesang einen lebhaften, sich stets gleich bleibenden Rhythmus verleihen, ohne mit den Stimmnoten auch nur im entferntesten zu harmoniren. Um den Reiz des sonderbaren Concerts noch zu erhöhen, kratzte die kleinfüßige Dame mit ihren Nägeln auf einem ähnlichen Instrument, wie es ihr gerade in die Finger kam, nach Art unserer Kinder, die auf den Tasten eines Claviers trommeln. Von einer solchen Musik Harmonie verlangen zu wollen, wäre widersinnig. Europäer, die den Feierlichkeiten einer chinesischen Hochzeit beiwohnten, schildern den Lärm, den die dabei mitwirkenden Musikanten mit Pfeife, Guitarre, Tam-Tam und andern ohrzerreißenden Instrumenten machten, als einen wahren Höllenspektakel, indem jeder darauf los bläst, kratzt, quickt, als wenn er ganz allein auf der Welt und noch dazu taub wäre. Der Tanz der Chinesen ist steif und abgemessen, ohne rhythmische und organische Bewegung, ohne Grazie und ohne Feuer. Bei Männertänzen wird die dem Volke eigene Listigkeit durch schleichende Bewegungen, durch vorsichtiges Hin- und Hertappen mit lang vorgestrecktem Leibe ausgedrückt.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit der chinesischen Poesie. Zwar hat Abel Rémusat behauptet, die chinesische Literatur sey durch Anzahl, Wichtigkeit und Authenticität ihrer Denkmale die erste in ganz Asien;

Digitized by Google

es kann sich dieß jedoch nur auf die mehr wissenschaftlichen und praktischen, namentlich geographischen Werke beziehen, an denen allerdings Ueberfluß ist. Als Dichter vermag der Chinese bloß in der beschreibenden Poesie und in der Satire Mittelmäßiges zu leisten, da es dazu der Einbildungskraft nicht bedarf und der trockene Verstand ausreicht. Ein einheitliches Ganze mit künstlerischer Durchbildung bringt er nicht zu Stande, daher in den chinesischen Dramen wie in Chroniken äußerlich Scene an Scene sich reiht und gewöhnlich die ganze Biographie des Helden von der Wiege bis zum Grabe durchgemacht wird. Die Reflexion vertritt überall die Stelle der Kunst.

Merklich davon verschieden ist das Volk der Indier. Despotisch und darum der Kunstentwicklung nachtheilig war von jeher auch das Reichsregiment in Indien; doch hat man es nicht gering anzuschlagen, daß dieser Despotismus von Hause aus kein monarchischer war, vielmehr eine drückende Kastenherrschaft, welche in der den natürlichen Ordnungen nachgeahmten Sonderung der Stände das Volk wenigstens nicht zu einer rechtlosen Masse zusammenballte, sondern vermittelst einer vor den übrigen wesentlich bevorzugten Kaste zahlreiche und mannigfaltige Antriebe zu einer freieren Geistesentwicklung enthielt. Ist das chinesische Reich dem bei weitem größeren Theile nach eintöniges Flachland, das durch Dämme gegen die Ueberschwemmungen gewaltiger Flüsse geschützt werden muß und sich allein für die Anpflanzung des Thees und des Reises besonders eignet, so ist Indien das Land der Gegensätze. Nirgends zeigt sich die Natur in größerer Schönheit, in sanfteren Formen, in bunterer Mannigfaltigkeit und reicherer Produktionskraft. Von den Schneegipfeln des Himalaya senkt sich der Boden durch alle Abstufungen bis zum feuchten Flachland an den Mündungen des Indus und des Ganges, während auf der südlichen Halbinsel (Dekan) die Contraste noch näher zusammengerückt sind, unmittelbar hinter den flachen Küstenstreifen, auf welchen die Niederlassungen der Europäer liegen, das Gebirge sich hoch empor hebt und kühle Alpenthäler nahe an die Striche glühender Hitze stoßen.

In solchen Naturumgebungen hatte die Einbildungskraft eines aus den Gebirgen herabsteigenden kräftigen Kriegervolkes reichen Spielraum. Allein wie sich auf der einen Seite die Phantasie zu reicher Farbenpracht entfaltete, so wurde durch den freigebigen Segen einer üppigen Natur und unter dem Zwang eines den Kastenherrschaften eigenen Ritualgesetzes die Charakterkraft gelähmt. So streng die Zucht des äußern Menschen, so zuchtlos wurde das Verfahren des innern, dessen Phantasie den unerschöpflichen Reichthum der ihn umgebenden Naturerscheinungen auf das barockste in und durch einander bildete. In dieser Welt von Naturwundern begegnet man auf jedem Schritt und Tritt einer Welt von Phantasiewundern, und es hängt lediglich von dem Standpunkt ab, den der Betrachter einnimmt, um die Leistungen des indischen Geistes auf den verschiedenen Gebieten der Kunst entweder außerordentlich gelungen, oder außerordentlich mißrathen zu finden. In produktiver Beziehung hat die Phantasie des Indiers Größeres geleistet, als alle übrigen asiatischen Völker zusammen; allein es fehlt ihr der ordnende und gliedernde Maßbegriff, daher ihr schöpferischer Reichthum in maßlose Ueppigkeit zerfällt und überall eines sichern Anhaltspunktes entbehrt.

Die ältesten Religionsbücher der Indier mögen bis in's fünfzehnte Jahrhundert vor Christus zurückreichen, ihre beiden berühmten Heldengedichte etwa ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung verfaßt seyn. Aber wie verhält es sich mit den wunderbaren Felsentempeln, von denen die einen behaupten, sie seyen schon in uralten Zeiten erbaut, während andere damit bis in's christliche Zeitalter herabsteigen und wohl gar an Einflüsse der griechischen Architektur, namentlich des korinthischen Capitäls denken? Die Erbauung der vom Brahmanismus herrührenden Tempel dieser Art wird man mit der meisten Wahrscheinlichkeit in die erste Hälfte des letzten Jahrtausend vor Christus, zum Theil wohl auch noch in eine spätere Zeit zu verlegen haben. Ihr künstlerischer Werth beruht lediglich auf einer reichen, zuweilen auch geschmackvollen Detailbildung; im Großen und Ganzen fehlt es ihnen an Einheit und Maß. Um freilich ein sicheres und vollständiges Urtheil zu fällen, müßte man durch die unermeßlichen Hülfsmittel der Engländer, die Jahr um Jahr viele Millionen aus Indien ziehen und für Abbildungen weit weniger interessanter Monumente schon schwere Summen ausgegeben haben, eine möglichst umfassende Sammlung der Ueberreste indischer Architektur, mit Einem Wort ein Prachtwerk besitzen, wie Lord Kingsborough eines für die merikanische Kunst geliefert hat. Bis jetzt ist im Ganzen noch wenig in dieser Richtung geschehen. Die glänzenden Schilderungen, die C. Ritter von der Erhabenheit und Pracht der indischen Felsentempel entwirft, sind meist den Angaben von Laien entnommen, denen die großartigen und massenhaften Verhältnisse imponirten, und nicht geeignet, darnach den Kunstwerth der Construktionen und ihrer Ausschmückungen zu bemessen.

Es bleibt ewig wahr, daß die selbstständige Entwicklung eines nationalen Kunststyls in direktem Verhältniß steht zu der Entwicklung der unter einem Volke gangbaren religiösen Ideen. Da es der Brahmareligion bei aller feinen Ausbildung ihres mythologischen Gehalts an concreten, festen, nicht bloß abstrakten und verschwimmenden Vorstellungen gebricht, und mehr noch an einem sinnbildlichen Mittelpunkt, um den die religiösen Handlungen sich gruppiren, so

Digitized by Google

kann auch das indische Gotteshaus keinen festgeschlossenen Kern aufweisen, zu dem die übrigen Räumlichkeiten sich als sach- und naturgemäße Glieder verhalten. Ein Hauptraum ist allerdings da, an den sich das Sanctuarium mit dem Bild oder Symbol des Gottes anschließt, bald als besondere Kammer davon geschieden, bald durch einen rings um dasselbe laufenden Gang damit verbunden; allein es fehlt dieser Anordnung eben so wohl an einer festen Regel, als an einer harmonischen Durchbildung. Die Verbindung ist lose und willkürlich und namentlich auch die größere oder geringere Anzahl anderer Kammern dem Hauptraum wie angeheftet. Einer planmäßigen Ausführung widerstrebte allerdings schon das Material, die schwere Aufgabe, sich in riesige Felsenmassen einzuwühlen, daher auch die Felsengräber Egyptens, gleich den späteren christlichen Katakomben, durchaus willkürlich angelegt sind. Indessen war diese Schwierigkeit zu überwinden, sobald die religiöse Tradition und das künstlerische Bedürfniß es erheischten. Die Pfeiler, welche die Decke des Hauptraums stützen und das einzige wiederkehrende architektonische Glied bilden, sind eben so wenig nach einer festen Regel entworfen. Meist erhebt sich aus einem Untersatz von würfelartiger Form ein kurzer, sich verjüngender runder Schaft, der durch einige Zwischenglieder in das wulstige Capitäl übergeht. Ueber dem Capitäl liegt ein viereckiger Aufsatz, an den sich zwei Consolen anlehnen. Wie Kugler sagen kann, die ganze Composition zeuge von entschieden künstlerischem Sinn und es dürfte für Säulen, die eine übergewaltige Last zu tragen haben, schwerlich eine andere organisch gegliederte Gestalt von ähnlicher Schönheit zu erfinden seyn, klingt wirklich räthselhaft, da bei den indischen Pfeilern überhaupt nicht von Gliederung die Rede seyn kann. Die Verhältnisse sind von der Art, daß sich kein idealer Zweck darin kund gibt. Den insgemein rechtwinkelig sich durchschneidenden Säulenreihen korrespondiren Pfeiler, die an der Wand hervorspringen und Nischen bilden. Das Ganze hat eine um so gedrücktere Form, als die Höhe des Baues gewöhnlich die unserer Wohnzimmer nicht übersteigt. Schwerfällig und willkürlich sind auch die Thiergestalten, namentlich Elephanten und Löwen, die als Zierden dienen und manchmal ganze Felsentempel tragen. Ohne innere Vermittlung erscheinen sie dem Bau eingefügt.

Mehr Einheit und eine festere Gliederung verrathen die b u d d h i s t i s c h e n Grottentempel. Im Grunde des Mittelraums befindet sich der Dagop, das eigentliche Sanctuarium, eine pyramidale Masse mit halbkugelförmiger Kuppel, auf welcher noch ein Aufsatz in Gestalt eines Schirms sich befindet, was die Veranlassung gewesen seyn mag, daß die Decke des Hauptraums die Gestalt eines Tonnengewölbes und ein leichteres, gefälligeres, freieres Aussehen erhielt, als die horizontale Decke in den Brahmatempeln. Auch sind die Pfeiler meist schlanker und schöner, der Grundriß regelmäßiger, die Verzierungen einfacher. Die freistehenden Tempel Indiens, denen wir den entstellten Namen Pagoden beilegen, bestehen aus einem oder mehreren viereckigen Höfen, von einer Mauer eingefaßt, mit Thürmen auf den Ecken. Die Eingangsthore haben im Innern Säulenhallen und sind von einer gewaltigen, in mehreren Absätzen aufsteigenden Pyramide überdeckt. Es läßt sich nicht verkennen, daß dadurch ein bedeutungsvolles Glied der ermüdenden Regelmäßigkeit des Quadratbaus angefügt wurde, entsprechend den imposanten Pylonen des egyptischen Tempels; indessen wird die Wirkung durch groteske Ueberladungen geschwächt, indem die Pyramide in Absätzen aufsteigt, deren Uebergänge durch ein gewölbeartiges Dach überdeckt nnd durch Reihen kleiner Kuppeln überladen und verunstaltet sind. Ueberall hat hier die Phantasie ihren Antheil an mannigfaltigen Erfindungen, aber nirgends erscheint sie gezügelt, sondern nur üppig, reich, aber regellos.

Eben so verhält es sich mit der bildenden Kunst der Indier. Die Bildwerke, die massenhaft in ihren Tempeln angebracht sind, haben leider an Ort und Stelle selbst nur ausnahmsweise sachkundige Beschreiber und Darsteller gefunden; nach Europa sind verhältnißmäßig wenige solcher Werke gelangt. Um so mehr ist es zu verwundern, daß die reichste Sammlung dieser Art, die im East India House zu London, bisher so wenig Beachtung gefunden hat. Die Hindus gehören zu den schönen Menschen in Gesichts- und Körperbildung, jedoch ist diese Schönheit von weicher und sinnlicher Art, zierlich, aber nicht charaktervoll, von sanften und schwellenden Lineamenten, aber ohne festen und kernigen Ausdruck, ganz wie es einem nicht durch die ernste Arbeit des Gedankens gezügelten Phantasieleben entspricht. Nach dem zu urtheilen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, sind die indischen Bildwerke in der Regel von richtigen und fließenden Verhältnissen und verrathen ein feines Verständniß der organischen Gestalt; nichts an ihnen beurkundet jedoch ein kräftiges Gemüthsleben, weder in der Form, noch im Ausdruck, noch in der Bewegung. Fast möchte man sagen, der Bildner lege den Hauptaccent in die Hüften, so sehr sind bloß die weichen Körpertheile berücksichtigt und das Charakteristische darüber vernachlässigt. Diese Gleichgültigkeit gegen die eigentliche Aufgabe der Plastik macht es der üppigen Einbildungskraft dann auch leicht, die natürliche Körpergestalt willkürlich zu verunstalten, so zwar, daß keineswegs bloß nach den durch die Götterlehre festgestellten mythologischen Vorstellungen Menschengestalt und Thiergestalt rücksichtslos zusammengesetzt, sondern namentlich auch aus bloßer phantastischer Laune die

Digitized by Google

einzelnen Körpertheile, wie Kopf und Arm, vervielfältigt werden. Was den Skulpturarbeiten zu besonderem Nachtheil gereicht, kommt der Malerei in so fern zu statten, als bei einiger Selbstbeschränkung anmuthige Darstellungen entstehen, die nicht selten auf ein reines ästhetisches Gefühl schließen lassen.

Aus vielen gelehrten indischen Werken, die Nachrichten über die Musik des Volks enthalten, hat man den Beweis zu liefern gesucht, daß die altindische Musik aus nicht weniger als 36 verschiedenen Tonweisen, mit bizarren Intervallen und so unharmonisch als nur möglich, bestand (F. T. Fétis, Biographie universelle des Musiciens, T. I.). Es wird schwer seyn, den gelehrten englischen Uebersetzern volles Vertrauen zu schenken, und nur die Ausrede, durch die Portugiesen und Engländer haben sich manche Elemente der europäischen Musik in die altindische eingeschmuggelt, könnten der Sache einigen Schein von Wahrscheinlichkeit geben. Will man sich darauf nicht berufen, so verliert die Vermuthung vollends allen positiven Anhalt, wenn man die musikalischen Instrumente betrachtet, die im Glaspalast in London ausgestellt waren — Mandolinen, tonnenförmige Trommeln, ein unserer Hoboe ähnliches Blasinstrument, Querpfeifen, eine enorme Trompete, unsern Kindergeigen nahe kommende Saiteninstrumente, eine Art Cymbel, eine kleine Harfe, ein Rad mit Gongs und Tamtams, die klingen wie die Glöckchen an den Halftern unserer Fuhrmannspferde. Ist es möglich, mit solchen Instrumenten überhaupt Musik und nicht bloß Lärm zu machen, so kann die indische Musik von der unsrigen sich nicht wesentlich unterscheiden (H. Berlioz, im Feuilleton des Journal des Débats, 31. Mai 1851). Richtiger indessen dürfte die in Sanskritwerken enthaltene Eintheilung der Musik in Gesang, Stoß und Tanz seyn, weil darin der Satz seine Bestätigung findet, daß ursprünglich Gesang und Tanz, unter Begleitung eines Schlaginstruments, als zusammengehörend betrachtet wurden und einen integrirenden Bestandtheil des Kultus bildeten. Aehnlich war noch das Lied des deutschen Mittelalters nach der Vortragsart in Sang- und Tanzweise unterschieden. Tanzweisen wurden wohl nie ohne Begleitung auf der Geige gesungen.

Der Tanz der Bajaderen ist, wenn auch nur aus Goethes Ballade, bekannt. Es liegt darin mehr Phantasie als Leidenschaft, mehr kunstvolle Körperverrenkung als organische Plastik. Die Bajaderen, die sich in den dreißiger Jahren auf europäischen Theatern sehen ließen und für die der Sanskritkenner A. W. Schlegel sich besonders interessirte, führten hauptsächlich heilige Tänze auf, bei denen die Pantomime das Wesentliche, der eigentliche Tanz aber Nebensache war. Die uralten Hymnen der Vedas mögen so schon in unvordenklichen Zeiten drastisch dargestellt worden seyn. Besonders anschaulich machte eine der Bajaderen den Ritus, wie das Bild des Gottes Wischnu gebadet wird. Eine zweite, während sie sich auf einem Beine im Kreis herumdrehte, bildete aus einem langen Streifen Zeug die Gestalt einer Taube. Zu nicht geringer Belustigung der Berliner wurde ein Bajaderengalopp in Musik gesetzt. Durch Freiheit geadelt wird man diese Tanzbewegungen nicht nennen wollen und eben so wenig eine frische und lebendige Empfindung, überhaupt etwas Unmittelbares darin finden.

Bei einem so phantastischen Volke ist es nicht zu verwundern, daß ganz besonders auch die Dichtkunst die entgegengesetztesten Beurtheilungen erfährt. Während Fr. Schlegel in der freudigen Begeisterung über die neuentdeckten und unverhofften Schätze der Sanskritliteratur von den Heldengedichten Ramayana und Mahabharata urtheilt: „Es ist, als ob hier Homer und Parmenides, Hesiod und Solon, Moses und Salomon in einem Gedicht vereinigt wären," bemerkt Fr. v. Raumer offenbar weit richtiger, bei aller theilnehmenden Anerkenntniß des im Einzelnen Vortrefflichen müsse man doch sagen, es fehle ihnen im Ganzen künstlerische Anordnung und Schönheit, Anschaulichkeit und Fortschritt, wahrhafte Personen und Charaktere. Besonders gelungen und nennenswerth ist Calidasa's Sakuntala, nicht bloß wegen der glücklichen Erfindung des dramatischen Stoffs, sondern mehr noch wegen der eben so zarten als tiefempfundenen Ausdrucksweise. Uebrigens aber wird niemand mehr das indische Drama im Allgemeinen, mit seinen Vorspielen, Dolmetschern, Possenreißern, Dialekten, ein ächtes Kunstwerk nennen wollen.

Digitized by Google

Nordamerikanische Bilder.

Yankee-Humbug.

Es war am 8. September 1851, und ich befand mich nun gerade eine Woche auf dem Boden der langersehnten Atlantis. Durch Newyork war ich, die Besichtigung seines Broadway und seiner Five Points auf später verschiebend, wie ein Pistolenschuß gegangen, und schon lag es mehr als sechshundert Meilen hinter mir. Ich hatte Urwald, Wurmfencen, brennende Klärungen, Maisfelder, die wie Spazierstockpflanzungen aussehen, niedliche Yankeecottages, plumpe, schweinskobenähnliche Blockhütten und anderes Zubehör amerikanischer Landschaften zur Genüge geschaut, hatte hie und da das Lob, hin und wider den Tadel, den andere Reisende über Uncle Sams Kinder ausgesprochen haben, bestätigt, noch öfter aber das Gegentheil gefunden, war am Susquehanna, wo Coopers Mohikans sich getummelt, vorübergefahren, hatte bereits Hinterwäldlergerichte, wie heiße Biscuits und gekochte Maiskolben, gespeist, hatte zweimal schon in dem reizend klaren Eriesee gebadet, und saß nun mit einer Bekanntschaft aus dem Dampfwagen auf dem Balkon des American Hotel zu Dunkirk, um das Abendessen zu verdauen, das Dampfboot, das uns über den See nach Cleveland bringen sollte, zu erwarten und nebenbei eine Probe zu machen, ob sich's denn wirklich bequemer sitze, wenn man die Füße in gleicher Richtung mit dem Kopfe vor sich hinstreckt und mit dem Stuhle schaukelt.

Zu lezterem Behufe war das Geländer des Balkons so gut geeignet wie die Fenstersimse, die ich in den Gasthäusern Gothams von den Stiefelabsätzen der Gentlemen belagert gesehen hatte, und so genoß ich eben in ächt amerikanischer Lage des behaglichsten dolce far niente, bald mich an der blauen Wasserfläche vor mir und den weißen Segelschwänen auf ihr weidend, bald mich an dem geschäftigen Getümmel von Schiffern, Auswanderern, Kaufleuten und weißen und schwarzen Ausladern auf der Straße unten ergötzend, bald mit meinem Doctor Fürster und einem Farmer von Wabash mich unterhaltend, als sich plötzlich drunten an der Ecke zu unserer Linken eine Stimme vernehmen ließ, laut, feierlich, salbungsvoll wie die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Neugierig beugte ich mich über das Geländer und erblickte, umgeben von einem Dutzend Arbeitern in breitrandigen Strohhüten, zu denen sich bald mehrere gesellten, einen einspännigen Buggy, in welchem ein wohlgekleideter junger Mann stand und mit lebhaften Geberden zum Volke redete. Noch vermochte ich nur einzelne Worte zu verstehen, aber es war augenscheinlich eine Sache von ungemeiner Wichtigkeit, die der Redner den Leuten an's Herz zu legen gekommen war. Sein Auge blizte, warnend erhob er den Zeigefinger. Bald war seine Stimme gedämpft wie zur Trauer um geschiedene Tage und Menschen, bald rollte sie gleich dem Donner eines Strafgerichts, bald flüsterte sie wie Zephyr im Rosenbusche, bald fuhr sie schneidend aus seinem Munde wie das Schwert Alexandri Magni, als es den gordischen Knoten zerhieb. Der Mann sprach aus Ueberzeugung, das lag auf der Hand; er sprach mit hoher Begeisterung, dafür legte sein ganzes Wesen vom Kopfe, der eine Imperatorenhaltung hatte, bis zu den Füßen, welche gelegentlich Widersprüche zu zerstampfen schienen, unwiderlegliches Zeugniß ab. Ohne Zweifel hatte er eine Angelegenheit von ergreifendster Bedeutung zu eröffnen; allein was war diese Angelegenheit, und wer war er selbst, der geheimnißvolle Jüngling mit dem schneeweißen Halskragen und dem funkelnden Ringe am Finger? — Ich hielt die Hand an's Ohr, um nichts von dem kostbaren Vortrage zu verlieren, und da vernahm ich der wunderbaren Dinge wunderbarste. Seine Eloquenz versezte Berge, seine Einbildungskraft ließ alle Großartigkeiten der Geographie vor uns erscheinen, sein Gegenstand schien es zu erfordern, daß alle Erstaunlichkeiten der Geschichte heraufbeschworen und um ihn gruppirt wurden. Er zeigte uns die Schneegipfel der Alleghanies, das fernher schimmernde Goldland Californien, die dunkeln Riesenforsten Oregons, die sonnebestrahlten, vom Fittich des Westwinds gekräuselten Spiegelflächen der nördlichen Seen. Von dem weißen Hause zu Washington und dem heiligen Grabe des »father of his country« schwang sein Genius sich mit kühner Wendung zurück in das graue Alterthum unter die weisen Togaträger des Senats der Quiriten, und ein anderer mächtiger Ausflug seiner Phantasie hob ihn mitten unter das Volk Athens, das des unsterblichen Demosthenes Rede für die Krone anhörte. — Auch er hielt seine Rede für die Krone, nämlich „für den Beifall seiner Mitbürger zu dem, was er ihnen zu empfehlen, ihnen dringend an's Herz zu legen, ihnen aus tiefinnerlichstem Drange, mit

Digitized by Google

aller Kraft seiner Seele, mit aller Wucht der Thatsachen zu Gemüthe zu führen erschienen sey."

Mein Doctor schüttelte erst lange ungläubig den Kopf, denn er war in Paris gewesen; aber allmählig änderte sich seine Miene, und jezt war auch er von der Größe des Moments ergriffen. Nein, das war kein Fall der Hyperbelsucht, von welcher die Yankees wie von der Gewinnsucht, der Reisesucht und der Schwindsucht geplagt seyn sollten. Das war die Sprache edelster Inspiration, das war das Ueberquellen ächtester Empfindung. Niemand konnte das verkennen, am wenigsten ich, der ich einen derartigen Gedankenflug kaum unter den Ciceronen deutscher Vaterlandsvereine gefunden, geschweige denn hier, unter dem Volke trockenster Geschäftsthätigkeit zu erleben gemeint hatte.

Aber noch einmal: wer war der redegewaltige Jüngling? was war der Zweck, der „weltbeglückende Zweck," den er verfolgte? was das „große Räthsel," dessen Lösung er sich vorgenommen? welcher Art das „Evangelium, als dessen Apostel" er sich darstellte. — Seltsam, schon hatte er eine reichliche Viertelstunde die Wißbegier des Kranzes von Stroh- und Filzhüten um seinen Wagen auf's höchste gespannt, und ich glaube nicht, daß einer von der ganzen Versammlung auch nur im entferntesten eine klarere Idee von dem, was er seine Aufgabe nannte, gewonnen hatte, als ich, troz aller Anstrengung meines Scharfsinns.

War er ein Methodistenprediger, gekommen, dem Volke die Flucht aus dem Schooße der Sünde zum Kreuze des Heilandes anzurathen? War er ein Sendbote William Millers, des „Widderhorn-Propheten," erschienen, der bösen Welt die demnächstige Ausschüttung der apokalyptischen Zornesschalen und das baldige Erscheinen des Reiters auf dem fahlen Rosse zu verkündigen? Oder war er gar einer der zwölf Apostel der Mormonen, hergewandert vom großen Salzsee in den Felsengebirgen, um noch einen lezten Versuch zu machen zur Brechung des Trozes der „Heiden," die gegen Joseph Smiths neues Jerusalem wütheten? — Er konnte alle diese Rollen, eine so gut wie die andere, in sich bergen, obwohl er bis jezt ziemlich weltlich gesprochen und zuweilen sogar gezeigt hatte, daß er Humor besaß.

Oder war das Ziel, auf das er lossteuerte, ein politisches? Er hatte von Vaterland und Freiheit, von der einstigen Zerschmetterung aller Tyrannen, von dem aller Unterdrückung todtfeindlichen Sinne seiner Landsleute mit Eliaseifer geredet. Wie, wenn er aus Tammany-Hall abgeschickt war, um unter dem Kernvolke des Westens Rekruten zu einer dritten Lopezexpedition zu werben, oder, woran es den Patrioten noch mehr mangelte, Gelder einzukassiren zu dem Rachezuge für „die fünfzig von den spanischen Henkern grausam gemordeten amerikanischen Bürger," welche acht Tage vorher in allen demokratischen Wards von Newyork so tief betrauert worden waren? Oder sollte er etwa für die nahenden Wahlen mit der Karthaune seiner Beredsamkeit Bresche schießen in whiggistische Vorurtheile? Die Sklavenfrage endlich war wieder einmal im Vordergrunde der Zeitungswelt; hatte er vielleicht, in stiller Stube sinnend, das langvermißte Arcanum entdeckt, mit welchem dieser verhängnißvolle Schaden am Leibe des amerikanischen Riesen zu heilen war, ohne weder den Grimm der Sklavenhalter zu wecken, noch die Sentimentalität der Herren Abolitionisten in die Augen zu schlagen? — Auch diese Bilder konnten hinter dem buntgestickten und anmuthig drapirten Vorhange stehen, den die bisherige Rede des Mysteriösen gewoben hatte.

Es war aber noch weit mehr Spielraum zu Vermuthungen. In dem bei uns für so nüchtern gehaltenen Amerika herrscht dreimal so viel Glauben an die Nachtseite der Natur, als wir uns träumen lassen, und der Mann im Buggy konnte, um nur einige Branchen der hier modischen Magie zu erwähnen, ein Geisterklopfer von Rochester, ein Wahrsager, wie sie sich im Newyork-Herald fast alle Tage zur Auskunft de omnibus rebus et quibusdam aliis empfehlen, ein Schüler Mesmers, ein Physiognomiker, ein Phrenolog seyn. Er hatte vielleicht ein Elirir zu verkaufen, geschöpft aus dem Mährchenbrunnen ewigen Lebens, heilend jedwedes Siechthum, verjüngend den Greis, wehrend dem Tode in allen Gestalten, tief in den Schatten stellend die Pillenspenden des großen Morrison, des Schmerzentödters Townshend, des Allhelfers Brandroth. Kam er, uns zu verkünden, daß er die Kunst zu fliegen erfunden? Oder hatte er das perpetuum mobile entdeckt, das sicherlich, wenn überhaupt einmal, von den Yankees herausgeklügelt wird, die an sich schon perpetua mobilia sind? Hatte er die Idee zu einer Riesenpetarde gefaßt, um das verhaßte England in die Luft zu sprengen, und war er jezt ausgezogen, um eine Nationalsubscription zur Beschaffung des nöthigen Materials für diesen menschenfreundlichen Zweck zu veranstalten? Oder endlich, war der Grund seines Auftretens und das Thema seiner Predigt nur die Kleinigkeit, daß es ihm geglückt, die Quadratur des Cirkels zu entdecken?

Meine Vermuthungen waren zu Ende, meine Neugier hatte den Gipfel erreicht und noch immer redete der oratorische Magus in Räthseln. Von einer glühenden Ansprache an das Herz der Zuhörer ging er zu der Bemerkung über, daß bald die Stunde schlagen werde, an ihren Verstand zu appelliren. Von Kossuth, dem „erhabenen Märtyrer des Patriotismus," schwenkte er mit einer vollendet schönen Redepirouette ab, um der nordischen Nachtigall (bald hätte ich gesagt: „der nordischen Biene"), der unvergleichlichen Königin des Gesanges, Jenny Lind, das Brandopfer seines Enthusiasmus darzubringen. Jezt schilderte er

die Blumenpracht der westlichen Prairien, jetzt irrte er auf den empörten Wellen des Golfstroms herum, jetzt wieder beschrieb er einen Sonnenaufgang auf den grünen Bergen Vermonts, seiner geliebten Heimath. Wie geschickt war in diese hochpoetischen Tableaux eine Episode eingeflochten, in welcher er die beherzigenswerthesten Winke über den Einfluß der Reinlichkeit auf den menschlichen Körper ertheilte, und mit welcher Kühnheit wurde der ehodische Sprung von diesem medicinischen Thema mitten in die Schlacht ausgeführt, welche der Redner unter dem „alten Jack" bei Buena Vista hatte gewinnen helfen!

Meine Geduld wollte hier eben reißen, als der Vortrag eine Wendung nahm, welche die endliche Aufkläung der mystischen Wolke und das Hervortreten der dahinter verborgenen Sonne verhieß. — Unser Demosthenes kam geradewegs von Präsident Fillmore, dem er „eine Erfindung, weit wichtiger als die des Pulvers," vorgelegt, und der eine Probe derselben huldvoll entgegen genommen hatte. Es war eine Erfindung, welche nichts weniger als alles, was die Menschheit entbehrt und ersehnt, und noch ein gut Theil mehr leistete; eine Erfindung, die sich mit Fug den Wundern und Metamorphosen der Mythologie, wenn auch, wie der Redner mit lobenswerther Demuth hinzufügte, nicht ganz den gesegneten Wundern der biblischen Offenbarung anreihen ließ; eine Erfindung, die den „erhabenen Grundsatz der Väter amerikanischer Unabhängigkeit: all men are equal, in all seiner Glorie erfüllte, indem sie sich in ihren segensreichen Folgen auf das lockenumwallte Kind wie auf den kahlen Greis, auf den starkmüthigen Mann wie auf das zarte Frauengeschlecht, auf den Reichen im Marmorpalaste wie auf den armen Bewohner der Blockhütte erstrecke." — „Alle, euch alle umfasse ich mit liebenden Armen!" rief trunken von Inbrunst der Mann, der Schillers Millionenumschlungenheit gewiß nicht kannte. „Alle, alle heiße ich willkommen zur Theilnahme, und niemand soll sagen, daß es um schnöden Gewinnes willen geschieht!"

Mit diesen Worten bückte er sich, öffnete einen Schubkasten unter dem Rücksitze des Wagens und zog verschiedene in weißes Papier geschlagene Pakete hervor, von denen er sodann eines mit einer Geberde, welche die ganze Bedeutung des inhaltschweren Moments ausdrückte, emporhielt. Auf's neue regte sich unser Divinationstrieb. Der Inhalt des Päckchens konnte ein kleines Buch seyn. War es am Ende doch eine neue goldene Bibel? Er konnte aber auch in einem eckigen Fläschchen bestehen. Und wer wußte, ob darin nicht hinter einem Salomonischen Siegel ein Theil von jener Kraft gefangen saß, die stets das Böse will und doch das Gute schafft? Es konnte endlich ein Kästchen oder Schächtelchen seyn. Und wie, wenn darin ein „Tischchen decke dich," oder gar ein Miniaturfüllen von jenem braven Eselein lag, welches im glücklichen Zeitalter des Mährchens seinem Herrn alle Morgen einen Beutel voll Dukaten sch—enkte?

„Mit dieser Panacee," apostrophirte der Jüngling den aufmerksam lauschenden Zuhörerkreis, „heile ich alle Gebrechen unserer Tage, alle Leiden, an denen die Menschheit krankt, von der Wurzel aus. Laut tönt ihr Preis bereits im Süden wie im Westen. Mit Erfolg bedienen sich ihrer unsere Senatoren, Repräsentanten, Gouverneure, Oberrichter und Generale, und über'm Ocean drüben beginnt schon die Ahnung zu grauen, daß in ihr, dieser epochemachenden Erfindung, das Heil der Welt liegt, so weit sie bis jetzt als sterblich galt. Schaut her! —" Damit enthüllte er nach einem Blicke auf die Damen, welche in beiden Etagen des Hotels alle Fenster besetzt hatten, eines der köstlichen Pakete, und eine milchweiße Masse von der Gestalt eines kleinen Marmortäfelchens kam zum Vorschein.

„Aus der reinsten Liebe zu meinen Schwestern und Brüdern," fuhr er fort, „unternahm ich es, die wundersamen Stoffe zu sammeln, aus deren Mischung dieses Zaubertäfelchen, dieser Krankheitsvertilger, dieser unerbittliche Feind alles dem Menschenthum anhangenden Unraths, dieses Amulet gegen alle Geister aus Pandoras Büchse, entstand. Lange Jahre ernsten Studiums hat es mich gekostet, ehe mir Licht über seine Zusammensetzung ward; aber fern sey es von mir, diesen göttlichen Lichtstrahl zu meiner Bereicherung zu benutzen. Monate lang wagte ich mein Leben unter den rothen Männern der westlichen Prairiewildniß und auf den Klippen der mövenumschwärmten Ostküste, um die Kräuter zu pflücken, welche die geheime Wissenschaft zur Bereitung vorschreibt; aber nimmer nahte mir der Gedanke, mich für meine Mühen und Wagnisse bezahlt zu machen. Wie Simonie, meine Freunde, wie Tempelraub würde es mir erscheinen, wenn ich anders handelte. Darum denn tretet herzu, ihr Männer mit rauhem Barte, und ihr, wackere Bursche von der irischen Smaragdinsel, tretet heran und empfangt ohne Entgeld und Lohn aus meiner Hand eine Spende dieses durch seinen Kaufpreis in Wahrheit die ganze Welt beglückenden Mittels, eine Probe meiner —" Nun, liebster Leser, was war wohl des Pudels Kern, den der Prophet im einspännigen Buggy mit solcher Ueberzeugungsglut gepriesen? — „eine Probe meiner vortrefflichen Neuengland-Seife!"

Wenn ich je einen kreisenden Berg gesehen gehabt hätte, der eine Maus geboren, so wäre es hier das zweitemal gewesen, und gewiß nicht das weniger interessante. „Puh!" stöhnte der Doktor „das geht über die Hutschnur." — »I'm rumfuzzied if this don't beat everything,« brummte selbst der

Digitized by Google

Phlegmatikus von Wabash, den Mund zu einem vergnügten Grinsen verziehend. — Die Lösung des mystischen Räthsels ein Stück Seife! Der Demosthenes am Schlusse seiner Rede für die Krone nichts als der Commis eines Parfümeriefabrikanten! Beim Zopfe des Doktor Eisenbart, das war mehr als einer gemeinen Einbildungskraft beigefallen wäre! Mir war vollkommen „gerumfusselt“ zu Muthe, obwohl mir schwerlich ein Lexikon den Hinterwäldlerausdruck verdeutscht hätte. Ja, „gerumfusselt,“ das war das Wort, welches allein den Grad meiner Verblüfftheit bezeichnete; gerumfusselt, wie das Publikum des Hofburgtheaters sich fühlen würde, wenn statt des Dies irae, dies illa in der Kirchenscene des Faust der Chor plötzlich: „Lott' ist todt! Lott' ist todt! Julchen liegt in Sterben“ ertönen ließe. Aber dem ungeachtet, wer hätte ihm gram seyn können, dem pfiffigen Burschen, der uns mit seiner Suada ganze Dreiviertelstunden in Spannung zu halten verstanden hatte? Wer hätte sich nicht geneigt fühlen sollen, die Zahl derer zu verstärken, die ihm unten, wo nicht für seine Seife, doch für seine Rede Beifall klatschten und die Hände drückten? Und wer wäre nicht begierig gewesen, eine Probe des wunderbaren Reinigungsmittels zu erhalten, zumal sie umsonst gespendet wurde?

Ich ging hinunter, um mir eines der Täfelchen zum Andenken geben zu lassen, aber siehe da, eine abermalige Ueberraschung! Der Vorrath an Gratispaketen war vergriffen, und mit dem Ende derselben hatte der großmüthige, schnödem Gewinne abholde Prophet des Seifenevangeliums sich in einen gewandten Verkäufer verwandelt, der ganz „smart“ Massen seines Fabrikats zu den besten Preisen absetzte und nicht einmal Ohiobanknoten zum vollen Werthe annahm. Das war vielleicht der ächteste und ergötzlichste Yankee-Humbug, den der alte Eriesee seit dem Tage, wo das erste Bleichgesicht sich in ihm spiegelte, gesehen hat, und unser Farmer aus Illinois hatte gewiß nicht unrecht, wenn er meinte, der Genius im Buggy sey ein Kerl, der es zu etwas bringen werde.

Aber nicht bloß die Muse der Beredtsamkeit war eine Gönnerin des jungenfertigen Tausendsasa, auch die Göttinnen des Gesanges und der Dichtkunst waren ihm dienstbar. Er hatte den vorläufigen Panegyrikus auf sein nun entschleiertes Geheimniß durch Beispiele und Beweise zu rechtfertigen, er fühlte die Nothwendigkeit derselben, als die Menge sich allmählig zu verlaufen anfing, und er entsprach dieser Nothwendigkeit, nachdem er die ermüdeten Redewerkzeuge mit einem Mint-Julep gebadet, in einem langen Gedichte voll baucherschütternder Witze, welches er nach der volksthümlichen Negermelodie: »I come from Alabama,« mit einer recht klangvollen Stimme absang.

Unter den vielen staunenswerthen Thaten, die der in seiner Seife steckende Zaubergeist verrichtet hatte, nenne ich nur zwei der besten. In Boston hatte ein Matrose sich ein Täfelchen der kostbaren New England Soap gekauft, nicht zu eigenem Gebrauche, sondern für seinen Schatz. Glücklicherweise aber hatte er bei der Eile, mit der er auf sein Schiff zurück gerufen wurde, das Geschenk abzugeben vergessen, und so nahm er es in der Tasche mit auf der Fahrt nach der Südsee, wo seine Brigg Wallfische fangen sollte. Beim Cap Horn erhob sich ein entsetzlicher Sturm, die Masten brachen, die Segel rissen, das Fahrzeug stieß auf einen Eisberg, rauschend stürzte das Wasser durch den Leck herein. Die zur Rettung ausgesetzten Boote wurden von der Brandung umgeworfen oder an den Klippen zerschellt, und wer kein Schwimmer war, ertrank im unbarmherzigen Meere. Jack war ein Schwimmer, der Gedanke an sein Leben verlieh ihm Kraft, der Gedanke an seine Liebste verdoppelte diese Kraft; ohne die in seiner Brusttasche ruhende Seife aber wäre er gewiß nicht entronnen. Diese jedoch erfüllte jetzt ihre Bestimmung, d. h. sie wusch, während er schwamm, wusch und wusch, „bis sie ihn sicher an's Ufer gewaschen hatte“ (wash hier in der Doppelbedeutung von waschen und spülen gebraucht), von wo er mit Hülfe eines andern Schiffes nach dem Yankeelande heimkehrte, um seiner Susy mit seiner Hand auch das wunderbare Seifentäfelchen zu reichen, welches von den dankbaren Eheleuten noch heutigen Tages unter Glas und Rahmen verwahrt wird.

Die andere Legende war noch besser, auch gehörte sie der allerneuesten Zeit an. Auf seiner Wanderung nämlich von Washington nach dem Norden hatte der Sänger in den finstern Wäldern Pennsylvaniens einen wilden Menschen angetroffen, der, von einem Jäger in der Einöde gefangen, wegen seiner Unzähmbarkeit in einer Art Hundehütte an der Kette gehalten werden mußte. Das Ungethüm hatte, vor seiner Gefangennahme in Morästen lebend, sich nie gewaschen und die Nägel zu Krallen, Bart und Haar zu einer vollkommenen Büffelmähne wachsen lassen. Niemand hatte seinen Trotz und seinen Geschmack an Unflath so weit zu beugen vermocht, daß es diese übeln Gewohnheiten mit Menschensitten vertauschte, und schon war der Jäger im Begriffe gewesen, es wieder in sein Sumpfloch laufen zu lassen, als ein glücklicher Zufall oder die Vorsehung unsern Wundermann zur Stelle geführt hatte. Mitleidig und mildthätig hatte dieser dem Scheusal, das auf allen Vieren lief und Gras fraß wie Nebukadnezar, ein Stück seiner Seife geboten, und als der Halbmensch, diese Spende für eßbar haltend, sie ohne Besinnen verspeist, war sie zum Mittel geworden, seine Seele von aller Unreinigkeit, seine Triebe von allem Schmutze

Digitized by Google

rein zu waschen. Stracks war diese glückliche Sinnesänderung sichtbar geworden; denn geduldig hatte der Kothstarrende sich darein gefügt, daß die Panacee jezt auch äußerlich angewendet wurde, und „siehe da," schloß das Gedicht und das ganze ergötzliche Schauspiel:

„Es schwand der Schmutz, die Mähne fiel, der Popanz ward zur Stell'
Ein unvergleichlich Exemplar von einem Broadway-Swell. *

* Swell, Stutzer, Geck. Der Paradeplatz dieser jungen Herrn ist in Newyork der Broadway, und zwar die Trottoirs auf der Westseite desselben, bei Leibe nicht die gegenüberliegende „ungenteele" Seite.

Das reichste Mädchen in Newyork trug sich ihm an zur Braut,
Und stirbt er nicht noch heute Nacht, wird morgen er getraut."

Wir fürchteten die Abfahrt des Dampfbootes zu versäumen, wenn wir warteten, ob der jezt eintretenden Pause, in welcher der Sänger dieser Seifenballade zahlreiche Nachfrage nach seinem Artikel zu befriedigen hatte, eine weitere Scene folgen werde. Das Boot fuhr jedoch, statt um neun Uhr, erst um Mitternacht ab, und so hörten wir von später eintreffenden Passagieren, daß unser unermüdlicher Humbugmacher noch gegen zehn Uhr eine Vorstellung, und zwar bei Fackellicht gegeben und dabei allen seinen Vorrath von der Wunderseife bis auf das lezte Täfelchen abgesezt habe.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Reisekarten. — Sommerliche Auswanderung. — Kriminalfälle.

Aus Berlin läßt sich im Sommer nicht korrespondiren, vor allem nicht in einem Sommer wie dieser, wenn das Thermometer im Schatten 27 Grad zeigt und die Sonne in einem Areal, dessen Ringmauern zwei deutsche Meilen umfassen, von den Pflastersteinen abprallt. Aus dieser afrikanischen Hitze flieht, wer die Freiheit dazu hat und die Mittel gewinnen kann; Familien und Einzelwesen, selbst die Gerichte machen außergewöhnliche Ferien. Wer auch hätte eher das Anrecht in's Grüne und in's Wehen freierer Luft sich aus der glühenden und verpesteten Atmosphäre zu retten, als ein preußischer Beamter! Der Aktenstaub von ehemals ist seit den Märztagen noch erstickender geworden, die Aktenberge werden noch höher troz der Oeffentlichkeit. Dem Volke fängt man an Circenses zu geben, gönne man sie doch auch der jezt in unserm Staate geplagtesten Menschenklasse. Aber man will auch das Reisen erschweren, verlautet es, wenigstens das Reisen in's Ausland. Kaum daß man ein erträgliches Auskunftsmittel für das unerträgliche Paßwesen ersonnen, die Paßkarten, will man wieder Pässe mit hoher Besteuerung einführen. Unsere Pässe stammen aus Frankreich, in ihrer Ausbildung waren sie mehr oder minder ein Produkt der Revolution; in der guten alten patriarchalischen Zeit brauchte der Mensch doch keinen Beweis, daß er ehrlich sey, kein Stück Papier zwischen ihm und der Polizei. Man glaubte ihm und gewärtigte den Gegenbeweis, daß er ein Schuft sey. Die Pässe, mit einem ungeheuern Steuerstempel darauf gedrückt, stammen aus Rußland. Wir glückliche Deutsche, wenn wir beide Erfindungen zur Kräftigung unserer selbsteigenen Entwicklung, zur Herausbildung aus unserm Innern, uns aneignen! Es heißt, es sey dabei, wie bei der Zeitungssteuer, kein politischer Hintergedanke, es sey nur eine ökonomische Maßregel. Im Grunde genommen glaube ich beides; weder die besteuerten Zeitungen noch die besteuerten Pässe werden die Communikation der Gedanken und der Bildung aufhalten; aber es deutet auf einen andern, einen geistigen Bankeratt, wenn wir auch im Finanzsystem zu einer vergangenen Zeit zurückkehren, und aus allen Winkeln der Zopf- und Perückenperiode nach Partikularsteuern suchen, die nur Einzelne heimsuchen, und wo die Erhebungskosten so oft den geringen Erlös aufzehren. Aber die Rückstauung ist nun einmal eine allgemeine; auch Magistrat und Gemeinderath wollen sich durch keine vernünftigen Vorstellungen davon zurückbringen lassen, eine Steuer auf importirte fremde Biere zu legen. Ich glaube in der That nicht, daß russisch-staatsökonomische Rücksichten bei der projektirten Paßsteuer im Hintergrunde liegen; was sich aber bei dem Absperrungssystem dieser Weltmonarchie, die nach der Idee leben kann, sich selbst genug zu seyn, rechtfertigen läßt, mit welchem rationellen Grunde will man es für das weit hingestreckte, zersprenkelte, preußische Reich vertheidigen, das, vom politischen ganz zu geschweigen, industriell, commerciell, lokal auf den innigsten und lebendigsten Wechselverkehr mit seinen Nachbarn hingewiesen ist? Man baut Eisenbahnen und elektrische Telegraphen, um Menschen und Gedanken fliegen zu lassen, auf Kosten aller, und mit Recht, um denen die Kosten zu ersparen, welche für die trägere Masse spekuliren und handeln, und doch will man von ihnen wieder einen hohen Zoll erheben für die Erlaubniß dazu! Man sagt zwar: es soll nur die Begüterten treffen, welche zu ihrem Vergnügen reisen. Ach, wie gering wird dann die Einnahme werden, und welcher Vorschub wird dem Betruge geleistet, der jeder Vergnügungsreise, und wahrscheinlich oft mit Grund, einen andern Zweck unterlegen kann. Es ist mir daher noch sehr zweifelhaft, ob das Ministerium sich nicht eines bessern besinnt; denn der kleine Rückgedanke einer bessern politischen Controle, den wir troz allem annehmen müssen, ist doch kaum stichhaltig, obgleich es gerade in diesem Frühjahr sich gezeigt hat, daß man in der Ausfertigung der Paßkarten und Ertheilung von Pässen in einer Art ängstlich gewesen, wie es in der preußischen Monarchie, außer in Kriegszeiten, nie vorgekommen. Mancher will auch auf den ertheilten Paßkarten gewisse Merkmale entdecken, welche auf die politische Gesinnung des Inhabers Bezug haben, Assignationen an auswärtige Polizeibehörden.

Lebensgefährtinnen sich durch die Zeitungen aufzusuchen, ist, wie wir täglich in ihnen lesen, „ein nicht mehr ungewöhnlicher Weg.“ Ein Mädchen von dreißig Jahren, gesund, robust, von Bildung und mit 6000 Thalern suchte sich sogar jüngst einen passenden, soliden Ehemann. Aber daß auch Gymnasiasten auf demselben Wege sich Reisegefährten zu Vergnügungsreisen suchen, kam bisher nicht vor. Sonst meinte man, die Jugend auf Schulen und Universitäten sey darauf angewiesen, überall Freunde zu finden, so viele, daß ihre Begleiterschaft durchs Leben oft unbequem würde; neulich aber erklärte ein Primaner in der Zeitung: „Ich bin gesonnen, eine Fußreise durch den Harz zu machen und suche Reisegefährten, die sich zur weitern Besprechung bei mir melden wollen.“ Das ist allerdings keine Rückkehr zu patriarchalischen Zuständen, sondern ein Fortschritt zu einem neuen Weltverkehr, den wir aus der alten nicht ganz begreifen. Wird es einmal in der Zeitung heißen: „Nachdem ich eingesehen, daß ich eines Freundes im Leben bedarf, suche ich einen auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege?“

Den im Sommer auswandernden Einwohnern unserer Residenz als Chronist zu folgen, wäre nicht uninteressant. Es sind Colonistenschaaren, die nach dem Meeresstrand und in die Gebirge ihre Art, ihr Geld, ihre Anschauungsweise und ihre Urtheile austragen. Dort bleibt wenigstens ihr Geld zurück; was mehr, will ich unentschieden lassen. Was sie von daher zurückbringen, ist wenigstens physische Gesundheit, selten moralische, nämlich Zufriedenheit; aber für die Zurückgebliebenen bringen sie einen gehörigen Vorrath von angepriesener fremden Art und Weise. Draußen ist's überall zu Hause besser, zu Hause aber wird das Fremde angepriesen. Das ist eine alte Krankheit, von der keine politische Revolution kurirt. Sie kurirt ja überall nicht, wo keine sittliche vorangegangen. In's Ausland führt das Bedürfniß, aber die Mode ist die Führerin. Wir reden nicht von den auf große Reisen gehenden, nach den Alpen, dem Rhein, in die Schweiz, nach Italien, sondern hier nur von den Auszüglern, die mit Weib und Kind, oder oft nur Weib und Kind ohne Mann sich ein anderes Sommervaterland suchen. Man kennt die Berliner in Süd und Nord, in Ost und West; wie sollte man nicht, da viele Badeorte fast allein von ihnen bevölkert werden, durch sie bekannt geworden sind? Sie sind willkommen, belobt und gemieden. Wer geht gern mit solchen um, die alles besser wissen, zu allem die Nase rümpfen, was ist ändern wollen, und was sich nicht ändern läßt, kritisiren? Aber weil sie doch manches besser wissen, manches sich ändern läßt und besser wird, hört man auf ihre Vorschläge. Man preist sie sogar hie und da als die umgänglichsten Gäste, weil sie, in der Regel wenigstens, mehr Weltbildung mitbringen als andere, und eine allgemeine Bildung schützt vor Idiotenstolz, vor der einseitigen Schroffheit, die die am meisten verletzt, welche auch nur eine einseitige Richtung ihr entgegen zu bieten haben. Der Berliner möchte alles korrigiren, aber er fügt sich auch in vieles, was ihm fremd ist; er kajolirt es sogar bis zur Liebhaberei und Leidenschaft; denn Berlin ist ja darin mit dem alten Rom verwandt, welches alle Götter der eroberten Länder gelten ließ, und ihre Altäre und Bilder in sein eigenes Weichbild versetzte, weil es Rom für großartig genug hielt, um alle Religionen in sich aufzunehmen. Das fängt man an zu begreifen, aber unbegreiflich ist es für viele Orte, wo die Schwärme aus der Spreestadt sich ansetzen, daß die Familien und Einzelnen aus derselben sich unter einander fremd bleiben, ja absichtlich isoliren. Sie müßten sich doch freuen, meint der Eingeborene, Landsleuten zu begegnen, und sie machen kehrt und weichen sich aus auf den einsamen Spaziergängen. Man will sich ja, wenn man auszieht, selbst vergessen und nicht in andern wiederfinden. Dieses Jahr ist schwer zu bestimmen, ob die Seeküsten oder die Gebirge mehr Auswanderer angelockt haben. Die Bäder an der Ostsee sind bis tief hinein in Pommern überfüllt, aber im Harz und Thüringen wimmeln die Wirthshäuser, die Privatwohnungen und die Straßen ebenfalls von Auszüglern aus den Marken.

Sie ließen zu Hause wirklich nicht viel zurück. Oder sollte sie das wiederholte Gastspiel der Rachel oder des Sängers Roger zurückhalten? Man sah, horchte, staunte, bewunderte — nach der Chablone. Beide müssen noch bewundert werden, weil sie noch von keinen neueren Erscheinungen abgelöst sind. Sonst fehlt es nicht an Würdigungen der Rachel, die den Zauber, der über ihre Erscheinung gebreitet worden, längst gelöst haben; aber in Ermangelung von Etwas, das man bewundern kann, gab man dem Impuls sein Recht und hielt sich an das Aufblitzen des Genius, der denn doch unbestritten da ist. — Die Sommertheater blühen, eine der gebliebenen Errungenschaften der Revolution. Man findet begreiflicherweise keinen Grund gegen sie einzuschreiten. Dafür ist längst gesorgt, daß Dichter und Schauspieler ausschreiten über die Schnur, die immer straffer gezogen worden. Auch die kirchlichen Mächte, die ihre Arme nach allen Seiten hin verlängern, halten es zur Zeit wenigstens für nicht angemessen, auf dieses Gebiet ihre schwere Hand zu legen. Es ist kein Fortschritt, noch weniger Erkenntniß, nur kluge Vorsicht, die Circenses nicht zu verkümmern, welche man dem Volke so gern läßt.

Wir sagen nichts vom Oberkirchenrath und seinen Verordnungen. Auch sie werden, wenn ihre Zeit um, einer andern Temperatur Platz machen, wie es die Hundstagshitze schon gethan hat. In derselben hat sich eine arme alte Frau aus dem Fenster gestürzt, ich glaube drei Stock hoch; sie brach das Genick; in der Hand hielt sie einen Beutel mit tausend Thalern. Wäre nicht die Romantik außer der Zeit, und auch schon ihr Hoffmannscher Nachspuk, welch ein Stoff das für sie, welche Motive ließen sich suchen! Es kam freilich schon oft vor, daß eine arme Frau, die von Almosen gelebt, starb und man in ihrem Strohsack, unter ihren Lumpen Geld die Fülle fand. Aber welcher Dämon konnte das seyn, der jenes Weib mit seinen Schätzen antrieb, sich selbstmörderisch aus dieser Welt zu retten? Etwa weil nichts mehr sicher ist, auch nicht die Heuchelei und Verstellung? — Man schlägt die tollen Hunde todt, man fahndet auch eifrig auf die, welche frei umlaufen und toll seyn könnten. Nicht mehr als billig. Aber man macht jetzt auch den Vorschlag, daß alle straßengängerischen Hunde, ohne Ausnahme, einen Maulkorb tragen sollen, widrigenfalls sie als verdächtig aufgegriffen und getödtet würden. Einige wenden ein, dann sähe man ja ihre Tollheit nicht, andere, eine solche Maßregel, allgemein angewandt, könnte bei einer Race, bisher an ungebundene Freiheit gewohnt, einen Krankheitszustand hervorrufen, welcher der Tollheit nahe verwandt sey; auch sey der Vorschlag früher und schon oft gemacht, aber immer wieder aus diesen und verwandten Gründen abgelehnt worden. Damit wird man nicht aufkommen; der ruhige Bürger hat eine zu entsetzliche Furcht vor jeder Exaltation, und zur Zeit noch ist ihm jedes Mittel recht, durch welches man sie zu bändigen meint, auch wenn man mathematisch ihm bewiese, daß die Maulkörbe die wahren und rechten Beförderer der Tollheit sind. Es ist indeß möglich, daß, weil man auch in Paris die Maulkörbe gegen das Kläffen und Beißen eingeführt, man deßhalb hier davon absteht.

Die Gefängnisse sind und waren in dem heißesten Sommer dermaßen überfüllt, daß man die Gefangenen, wohin es immer zuläßig, abführte, und solche, die sich freiwillig zum Absitzen der ihnen zuerkannten Freiheitsstrafen meldeten, abweisen und höflich bitten mußte, noch etwas

Digitized by Google

zu warten. Alles das genügte nicht. Doch ist glücklicherweise keine ansteckende Krankheit in den Verschlüssen ausgebrochen. Nur Ein Mann ward abgeführt dahin, von wo keiner wiederkehrt. Der Raubmörder Lamm wurde, der erste hier, nach den Bestimmungen des neuen Strafgesetzes hingerichtet. Seine vor mehreren Jahren begangene Mordthat und die Entdeckung derselben sind, wenn auch noch keine cause celèbre, doch kriminalistisch und psychologisch merkwürdig genug. Ein Bauergutsbesitzer hatte er seinen auf dem Altentheil sitzenden Vorgänger und Oheim, um ihn nicht ferner ernähren zu dürfen, umgebracht, und auf eine so schlau berechnete Weise, daß kein Verdacht gegen ihn aufkam und man den Tod einem Zufall beimaß. Ein seiner Meinung nach zu gering belohnter Mitwisser und Thäter ward zum Verräther, doch erst nach Jahren. Die Schlauheit des Mörders war nur dumpfer Instinkt gewesen. Sie verließ ihn vom Augenblick der Verhaftung an und man fand in ihm einen fast blödsinnigen Menschen, als welcher er auch, ohne Reue und Zagen, aber auch ohne Trotz das Schaffot bestieg. Er hatte sich nicht vertheidigt, nicht appellirt und nicht um Gnade gefleht, und doch war sein Zustand auch wieder nicht so, um eine Blödsinnigkeitserklärung, die ihn als unzurechnungsfähig darstellte, zu motiviren, da er sich durch Trunksucht in diese viehische Apathie versetzt. Merkwürdig aber ist, daß er im Gefängniß plötzlich eines Morgens freiwillig ein Geständniß ablegte, weil ihm in der Nacht ein Gespenst erschienen, das ihn dazu ermahnt hatte. Die Hinrichtung erfolgte im verschlossenen Raume des Gefängnißhofes, nicht ganz nach der Art, wie jener Amerikaner sie zur Erweckung von Schauer und Ehrfurcht vorschreibt, aber würdiger und eindrucksvoller als jene öffentlichen Schauakte, die so oft in ihrer nächsten Wirkung beweisen, daß alle moralische Wirkung verfehlt war. Zwölf zuverlässige Männer aus dem Ort mußten außer den Polizei- und Gerichtspersonen der Handlung beiwohnen, um sie im Namen des Volks zu attestiren. Wieder eine neue Bürgerpflicht, über welche die Erwählten sich beklagen mögen, als über eine Errungenschaft, nach der sie nicht gestrebt.

Einen gräßlichen Eindruck verursachte die Ermordung des jungen Gutsbesitzers in der Nähe von Freienwalde. Im heitern Frieden eines heißen Sommermittags geht er aus, um den Segen seiner reifenden Felder zu betrachten — und bleibt spurlos verschwunden. Man muß diese Gegenden kennen, weite, baum- und schluchtlose Ebenen, mit nichts als dem Meer von wogenden Aehren bedeckt; allerdings zum Versteck geeignet, aber nicht um verloren zu gehen. Seine Familie erwartet ihn auf einem benachbarten Gute zum Mittagstisch vergebens. Endlich rückt der Bruder mit noch jemand aus, um ihn zu suchen. Keine Spur, keine Antwort auf ihr Rufen. Auf einer Höhe sehen sie eine Vertiefung im Korn. Herumtreiber pflegen wohl solche Verwüstungen im Aehrenfelde anzurichten. Sie blicken ohne Argwohn hinein und finden einen blutigen Schlachtplatz und darauf die gräßlich zerschlagene und verstümmelte Leiche des Vermißten, in der zerfleischten Hand noch ein Büschel Haare eines seiner Mörder. Umhergestreute Effekten, die von einem in vergangener Nacht verübten Einbruch herrühren, erlauben den naheliegenden Schluß, daß der Verunglückte aus Zufall den Versteck der Diebe entdeckt, von ihnen erkannt worden, und wohl als Einer, der sie kennt und verrathen konnte, daß also der Akt zu einem der Nothwehr geworden, um sich selbst vor der Entdeckung zu schützen. Der junge Mann war ohne Waffen. Welcher Landmann in unsern gesicherten Gegenden denkt auch sich zu bewaffnen, wenn er seine Felder besieht! Diese Vorstellung vermehrt die Schrecken der an sich schon schreckenvollen That. Die ganze Umgegend des Oderbruchs war bald in Allarm, und man glaubt in einem der aufgefangenen Herumtreiber und vielfach gestraften Taugenichtse einen der Thäter gefaßt zu haben.

Einen Schrecken anderer Art, aber gewiß einen großen Schrecken, hat die erhobene Kriminalklage des Staatsanwalts gegen eine Dame in Preußen unter der ganzen Damenwelt verbreitet. Eine Anklage wegen Meineids! Die Dame war, wir glauben als Zeugin, wenigstens unbetheiligt an einer schlimmen Sache, eidlich vor Gericht vernommen worden. Unter den üblichen Fragen ad generalia hatte sie auch ihr Alter angeben müssen. Auch dieses hatte mit der Sache nichts zu thun, die Dame glaubte also keinen Verstoß gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit zu begehen, wenn sie dasjenige Alter, welches sie in der Gesellschaft debitirte, auch dem Gericht vorsetzte. Aber irgend ein böser Kritiker rechnete ihr nach, daß sie dabei zwölf Jahre vergessen. Es kam zur Cognition des Staatsanwalts und dieser erhebt unbarmherzig gegen sie die Kriminalklage. Auch das scheint eine Errungenschaft der Revolution; vor dem März ist so etwas nie vorgekommen, die Galanterie erlaubte den Richtern darüber ein Auge zuzudrücken. Wenn jede Dame, die sich einmal in der Angabe ihres Alters geirrt hat, wegen Meineids in's Gefängniß wandern muß, wie soll dann die Welt bestehen, wenn ihre eine Hälfte, die schönere, hinter Schloß und Riegeln sitzt?

Digitized by Google

Aus der Westschweiz, August.

(Schluß.)

Die Bundesversammlung.

Von den fröhlichen Sängern auf dem Petersplatze in Basel wendet sich mein Blick unwillkürlich noch Bern, wo zur selben Zeit die Herrn Nationol- und Ständeräthe über dem Wohle des Vaterlandes tagten, wobei es noch öfters Mißklänge, Taktfehler und falsch intonirte Noten gab, als selbst beim Wettsingen am Sängerfeste. Freilich waren da keine offiziellen Merker, welche bei jedem leisesten Mißton ihren verhängnißvollen Punkt mochten. Dafür paßte aber das gesammte Schweizervolk nicht auf die, sondern auf das Stimmen der Herren in Bern und notirte sich seine Punkte. Es hatte die Bundesversammlung in ihrer heurigen Sitzung einige harte Nüsse zu knacken. Do war vor allem dos on so viele Partikulor- und Ortsinteressen anstreifende Eisenbohngesetz, wobei die feindlichen Grundsätze des Staotsbaus und Privatbaus hart an einonder geriethen; da tönte vor ihren Schronken als wie ein unheimlicher Grobesruf das Klagegeschrei des zur größern Ehre der Volkssouveränität an Hand und Fuß geknebelten Freiburger Walks; da handelte es sich, ab das Schweizer Valk brüderlicher Eintrocht zu lieb seine drittehalb Millionen Guthaben bei den ehemaligen Sanderbundskantonen mit dem nossen Finger auswischen walle. Ihre Leser, welche an gesalzenen und gepfefferten parlamentarischen Debatten Geschmack finden, mögen dieselben in politischen Blättern nachlesen. Ich für mein Theil will sie damit nicht behelligen, sondern dieselben blaß einen roschen Blick in die Berothungssäle unseres Cangresses werfen lassen, um wo möglich eine flüchtige Photographie der äußern Erscheinung and charokteristischen Physiognomie der schweizerischen Bundesversammlung zu erhaschen.

Bis zur Vollendung des Bundespalostes, dessen Grundstein vor wenigen Wochen gelegt warden ist, sitzt der Nationolrath im Großrathssaol des Bernischen Rathhauses. Wir dürfen ohne Umstände in den Saal treten und uns entweder an eine der Säulen lehnen, welche die Zuhörertribüne trogen, oder uns in den Winkel einer Fensterbrüstung setzen. Das erste, was uns auffällt, ist eine gewisse Nonchalence, ein, zwar durchaus innerhalb der Grenzen des Anstandes verbleibendes, aber dennoch zwongloses, bequemes Sichgehenlassen der Versommlung. Von Costüm ist keine Rede. Nicht einmal der Frack, diese toga virilis der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, hat seine wohlerworbenen Rechte behaupten können; das Reglement verlongt weiter nichts als „schwarze Kleidung." Wir sehen uns umsanst noch einer Rednerbühne um; wer das Wart hat, spricht van seinem Platze aus. Kaum haben wir einige Voten gehört, so bemerken wir, daß weder von rechter aber linker Seite, weder von Centrum nach von einem Berg hier die Rede ist, mindestens was die Plätze betrifft, auf welchen die Nationolräthe sitzen. Alles ist bunt durch einonder. Den Socialisten Treichler erblicken wir gemüthlich im linken Centrum niedergelassen und etliche der „urchigsten" Radikalen auf der äußersten Rechten, während die Deputirten van Uri und Unterwalden durchaus kein Bedenken tragen, sich's auf den Sitzen der äußersten Linken bequem zu machen.

Sehen wir uns nun die Leute im Einzelnen an. Welche Mannigfaltigkeit van nationalen Typen! Der erste Blick auf unsern Nationalrath zeigt uns schon, aus wie vielen Notionen die schweizerische Nationalität zusammengesezt ist. Wenden Sie Ihr Auge nach jenem heftig gestikulirenden Mann mit der dunkelbraunen Gesichtsfarbe und dem in's graue schillernden Negerhoar; man würde darouf schwören, einen Monn aus dem tiefen Süden vor sich zu haben: es ist der Genfer Deputirte Camperio. Nicht weit davan sitzt der bereits erwähnte Auserwählte des Zürcherschen Fabrikpraletariats, Treichler, mit den blaßblauen Augen, den flachsfarbenen Locken und dem schlesischen Weberteint, den man seinem äußern Menschen nach eher für einen Isländer ols für einen gewesenen Zürcherschen Schullehrer halten könnte. Suchen Sie nach intelligenten Physiognomien, geistreichen Prasilen, versprechenden Stirnbildungen, so werden Sie dieselben varzugsweise unter den Abgeordneten der östlichen Kautane finden. Jenes interessant geschnittene Prasil mit dem geistreichen Mund gehört Hrn. Peyer-im-Haf aus Schaffhausen, einem unserer renammirteren Notionalökanomen; die hohe Stirn dort auf dem Präsidentenstuhl dem Regierungsrath Hungerbühler ous St. Gallen; dos Paar Augen, welches über eine scharfe, etwos geröthete Nase seine funkelnden Blitze sprüht, dem Hrn. Hofmann, ebenfalls aus St. Gallen. Es sind dieß äußerst gefährliche Leute mit spitzen, gut eingehängten und sehr beweglichen Zungen, welche sie zwar in der Regel im Dienst des eidgenässischen Budgets verwenden (sie zwickten schon manchem eidgenässischen Kanzlisten hundert Franken von seiner Besoldung vermittelst ihrer Beredtsamkeit), troß dem ober dürften sie leicht der Eidgenassenschaft mehr austragen als eintragen, da nach der Berechnung eines müßigen Kopfes jede Minute Sitzung des Nationalraths die Bundeskasse auf nicht viel weniger als fünf Franken zu stehen kammt. Den diametralsten Gegensatz zu diesen Ostschweizern bilden die kalten, äußerlich ruhigen, phlegmatischen und meistens schweigsamen Berner. Wir wallen zwei davon etwas näher in's Auge fassen. Sehen Sie jene Telegraphenstangengestalt, an welcher schulterlas ein Poar langer Arme häugen; auf dem langen Hals sitzt ein Kapf mit dunklem straffem Haor. Der Mann mit dem wenig

Digitized by Google

aussprechenden Aeußern hat das Wort. Ruhig beginnt er; wie ein tiefer krystallheller Strom fließt seine Rede dahin, da beleben sich nach und nach sein Auge, seine Züge, seine Stimme — der Unschöne wird fast schön; selbst seine erbittertsten Gegner hängen aufmerksam an seinem Munde; er belehrt und überzeugt. Das ist Regierungspräsident Blösch in Bern, der gute Geist und beste Redner der Conservativen, nicht nur seines Heimathskantons, sondern der ganzen Schweiz. Nicht sehr weit von ihm sehen wir ein kleines, noch ziemlich jugendliches Männchen mit blondem Schnurrbart und gut entwickelter Stirn; seine Physiognomie wäre versprechend, wenn nicht sein Blick etwas Stechendes, sein Ausdruck etwas abstoßend Hartes hätte. Es ist Blöschs Gegner, der Abgott der „Urchigen," der gefallene Berner Diktator Stämpfli. Er ergreift das Wort, um den Präopinanten zu widerlegen. Scharf, logisch ist seine Rede; er ist Meister in der dialektischen Kunst. Haben Blösch und Stämpfli eine Frage erörtert, so ist der Gegenstand erschöpft; aber was hilft's? es sind noch Leute genug da, welche sich gern reden hören, und schließlich stimmt dann doch jeder nach seinen Sympathien. — Schauen Sie sich jetzt gefälligst nach dem Tische um, welcher zur Linken des erhöhten Präsidentenstuhls steht. Es haben dort etliche Mitglieder der Versammlung Platz genommen, welche während der Debatten ihre Korrespondenzen besorgen wollen. Bemerken Sie hinter dem Tische den Mann von gedrungener Gestalt, über dessen schwarze Atlasweste eine schwere goldene Kette herunter hängt; sein breiter, kurzer Nacken, sein runder Kopf, der Ausdruck seiner Gesichtszüge deuten auf eine starke Willenskraft. Es ist dieß einer unserer einflußreichsten Staatsmänner der jüngern Schule, Alfred Escher aus Zürich, welcher trotzdem, daß er nicht viel über dreißig Sommer zählt, doch bereits seinen Heimathkanton in der einen Tasche hat, und, wie böse Zungen sagen, die gesammte Eidgenossenschaft gern in die andere schieben möchte. — Den ersten Preis in der schönen Bartkultur verdienen die Abgeordneten des Tessins, während die Herrn Tourte und Almeras aus Genf sich hauptsächlich durch den untadelhaften Pariser Schnitt ihrer Garderobe auszeichnen, was freilich stark gegen den Habitus verschiedener Nationalräthe aus Aargau, Baselland, Luzern und dem bernischen Emmenthal contrastirt, deren breite, haarigte Hände keineswegs eine intime Bekanntschaft mit Glacéhandschuhen verrathen. Es thut mir leid, daß ich Ihnen unsern eidgenössischen Diplomaten, Achilles Bischoff aus Basel, nicht zeigen kann, welchem die gütige Hand der Vorsehung eine so rosenrothe lächelnde Physiognomie bescheert hat, als sie sich ein politischer Unterhändler und Vermittler nur wünschen kann; — er ist eben abwesend, um mit irgend einem unserer Nachbarn einen Zoll-, Eisenbahn- oder Telegraphenvertrag zu bereden. Dafür kann ich Ihnen aber, wenn Sie etwa Zeichner sind und eine Scene aus dem Leben des biedern Ritters Don Quixote de la Mancha zu malen wünschen, mit einem trefflichen Modelle dienen, welches nicht weit von uns auf der grünen Banquette sitzt. Die magere Gestalt, die kahle Stirne, die eckigen, winklichten Gliedmaßen — nichts fehlt. So eben erhebt er sich und ruft zum Schrecken der Versammlung: »je demande la parole.« Den Namen des Mannes, welcher so viele Aehnlichkeit mit dem Ritter hat, der die glorreichen Kämpfe gegen die Windmühlen bestanden, darf ich freilich nicht ausschreiben.

Wir kommen zu spät, um unsern Senat, den Ständerath, noch versammelt zu finden. Es sind ihrer nicht mehr als vierundvierzig, wogegen der Nationalrath hundert und zwanzig Mitglieder zählt. Auch sind die Herren des Ständeraths um ein merkliches minder redselig und thun ihre Geschäfte bündiger ab. Da nun, um die nämlichen Traktanden abzuspielen, beide Räthe am selben Tag eröffnet und wieder geschlossen werden, so kommt es, daß der Ständerath weniger und nicht so lange Sitzungen hat, als der Nationalrath. Gehen wir deßhalb zum neuen Gasthof „bei Pfistern," wo wir, zwar nicht à l'anglaise, aber doch ganz gut schweizerisch zu Mittag speisen. Nach Tische lade ich Sie zu einer Tasse Kaffee ein, die wir uns auf der Münsterterrasse, und zwar im Pavillon links geben lassen wollen. Dort wird sich uns die beste Gelegenheit darbieten, mit etlichen interessanten Persönlichkeiten aus dem Ständerath Bekanntschaft zu machen. Bereits sehen wir eine rundlichte, germanisch blonde Gestalt hinter der rauchenden Tasse sitzen; wir erkennen in ihr den letztjährigen Präsidenten des Ständeraths, Herrn Obergerichtspräsidenten Kappeler aus Thurgau, einen behaglichen geistreichen Juristen, der das »fiat justitia,« keineswegs aber das »pereat mundus« zu seinem Wahlspruch erkoren hat. Jetzt kommt, die Cigarre im Mund, eine stattliche Gestalt daher geschlendert; der lebhafte sichere Blick, die gebräunten kräftigen Züge lassen uns auf einen Forstmann rathen; auch der Schnurrbart weist auf einen Mann, der sich auf die Waldkultur versteht; es ist wohl der bestbestockte in der ganzen Bundesversammlung. Der Ankömmling ist Regierungsrath Briatte aus Waadt, Chef des dortigen Forstdepartements und Kappelers Nachfolger auf dem Präsidentenstuhl des Staatenhauses, so wie er bereits schon dessen Vorgänger war. Wir kennen ihn als einen Erzfeind langer Reden und geschraubter Phrasen, — eine vortreffliche Empfehlung für den Vorsitzenden einer berathenden Versammlung! — Der stattliche Mann, der Herrn Briatte auf dem Fuße folgt, muß ein politischer Löwe seyn; denn bei seinem Nahen stecken die meisten der bereits anwesenden Herrn die Köpfe zusammen — ich glaube den Namen „Fazy" zu hören. Also James Fazy, der Diktator von Genf! Seine äußere Erscheinung macht einen guten Eindruck. Hochgewachsen und wohlgebaut, trägt er seine sechzig Jahre noch aufrecht genug. Der Lebenswinter hat zwar bereits einigen Reif in seinem Haupt- und Lippenhaar angesetzt; dafür blickt sein Auge lebhaft und geistreich durch die elegante Brille. Die runde Gesichtsform und der Schnitt des Mundes beurkunden einen Lebemann. In seinem eigenthümlich geformten, mit besondern Bewegungsmuskeln versehenen Kinn aber sitzt der Schalk und schaut bald zu diesem, bald zu jenem Mundwinkel heraus. Man drängt sich in seine Nähe, man gruppirt sich um ihn; die Herren von der Aar und der Thur bemühen sich, ihm zu Gefallen, möglichst feine französische Phrasen zu drechseln. Scherzend, sprudelnd von Bonmots und geistreichen Anspielungen nimmt der Genfer'sche Diktator die seinem Genie dargebrachten

Digitized by Google

Huldigungen an; dazu aber treibt das Kinn fort und fort sein bewegliches Spiel und zum Mundwinkel heraus ruft der Schalk: »qu'elles m'embêtent, ces têtes quarrées allemandes!« worunter er keineswegs etwa Hinterpommern oder Uckermärker versteht, sondern seine Herrn Collegen und Bundesbrüder aus der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Unser Kaffee ist getrunken, unsere Cigarren sind Asche geworden. Es wäre unbescheiden, die in camera caritatis beisammen sitzenden Herren, deren höchst schwierige Aufgabe darin besteht, in der keineswegs amüsanten Bundesstadt die zweite Tageshälfte todtzuschlagen, noch länger zu belauschen.

Ich hatte mir vorgenommen, die Circenses zum dießmaligen Thema meines Berichts zu machen; auf welchem Abweg ich dann noch zur ordentlichen Sommersitzung unserer Bundesversammlung gerieth, wüßte ich selber nicht zu sagen. Sit venia. — Vom panis, d. h. von den Touristen, um welche unsere Gastwirthe, Führer und Pferdehalter allemal zu Gott bitten, wenn sie das „gib uns unser tägliches Brod" zum Himmel schicken, davon will ich Ihnen in meinem Nächsten schreiben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 38. 19. September 1852.

> Glück auf! Glück auf in der ewigen Nacht,
> Glück auf in dem furchtbaren Schlunde!
> Wir klettern herab durch den felsigen Schacht
> Zum erzgeschwängerten Grunde.
>
> Theodor Körner.

Unter der Erde.

Jene Bergmassen, die sich unter dem Namen des Erzgebirges zwischen der Elster und Elbe in der Richtung von Südwest nach Nordwest aufthürmen und das böhmische Kesselland von den sächsischen Ebenen scheiden, werden wohl nur selten ihrer landschaftlichen Schönheit wegen besucht; mancher aber durchkreuzt das Land, der in den am Fuße seines Südabhanges sprudelnden Heilquellen von Töpliz und Carlsbad seine Gesundheit zu festigen oder wiederherzustellen versucht. Die Masse, welche das Erzgebirge bildet, ist eine Platte, welche nur nach Süden zu schroff, nach Norden sehr langsam abfällt; sie ist vergleichsweise wenig zerklüftet, nur hie und da von einzelnen tiefeingeschnittenen Thälern, in welchen die Mulde, Zschopau u. s. w. ihre Rinnsale gefunden, durchfurcht, daher man auf ihrer Oberfläche, die plötzlicher, auffallender Bodenerhebungen baar ist, kaum vermuthet, daß man sich auf einem mächtigen Gebirgsstock befindet.

Fast nirgends reicht der Horizont so weit, um die allgemeine Erhebung über die anliegenden Ebenen wahrnehmen zu können. Nur wenn man auf der Carlsbader Straße bei Gottesgabe, auf der Töplitzer bei Nollendorf hinabsteigt, bemerkt man, daß man einen Rücken überschritten hat, dessen mittlere Erhebung mehr als 1500 Fuß über Böhmen beträgt. Die wenig fruchtbare und spärlich angebaute, des Schmucks der grünen Wälder jetzt fast ganz beraubte Oberfläche trägt aber doch einige Merkmale, welche auch dem flüchtigsten Auge auf der Stelle verrathen, daß das Gebirge mit der äußern Form nicht seinen innern Bau eingebüßt hat und sein Name ein charakteristischer ist.

Fast überall finden sich mächtige Schuttmassen von Bruchsteinen zerstreut, Halden genannt, auf denen kleine Zechenhäuser über dem Mund der Schachte erbaut sind. Wem ihr Zweck und Ursprung fremd seyn sollte, dem würden denselben bald die zahlreichen Bergleute enträthseln, die im schwarzen Grubenkittel und Leder, mit der Blende im Gürtel, bei Tag und Nacht über die dürftigen Kornfelder im Sommer, über die weiten öden Schneeflächen im Winter nach und von der Grube eilen, wenn die Glocke sie „zur Schicht" ruft, oder ihnen das Ende ihrer Arbeitszeit verkündet.

Ehe ich den Leser bitte, die Anfahrenden in die Teufe zu begleiten, ersuche ich ihn, mir einen Augenblick zu gestatten, wenigstens flüchtig die Entstehung

Digitized by Google

dieser Bergmassen und ihrer Erze zu berühren, ehe ich die Aufmerksamkeit für den Abbau derselben in den Gruben in Anspruch nehme.

Wenn wir die Wirkungen der Kräfte, deren Walten auf dem Erdball wir aus seinem gegenwärtigen Zustand erkennen, rückwärts verfolgen und so uns die Veränderungen klar machen, welche ihrer Natur nach früher mit der Erde vorgegangen seyn müssen, damit der gegenwärtige Zustand derselben daraus hervorgehen konnte, so gelangen wir zu einer Epoche, in der unser Planet feurigflüssig seyn mußte. Wir schließen dieß aus der krystallinischen Natur vieler Gesteine, die also aus flüssigem Zustand erstarrt sind, für die aber kein anderes Auflösungsmittel existirt als die Wärme, aus dem Zunehmen der Erdtemperatur mit der Tiefe und noch manchen andern Umständen. Bei der allmähligen Abkühlung im Laufe von Milliarden von Jahren bildeten sich Krusten auf der glühenden Masse, die vielfach zerrissen, aufgerichtet, wieder umgestürzt und umgewandelt wurden. Welch ungeheuern Zeitraum unsere widerstrebende Einbildungskraft für die gesammte Erdbildung verwilligen muß, geht gleich daraus hervor, daß seit zweitausend Jahren die Erde sich noch nicht um den 170sten Theil eines Centesimalgrades abgekühlt hat, weil sonst die Umdrehungsgeschwindigkeit des Erdballs sich geändert haben müßte.

Die unterste der nachweisbaren festen Erdkrusten, welche jedoch höchst wahrscheinlich nur ein Umwandlungsprodukt anderer wieder zerstörtee oder veränderter ist, bildet die Grundfeste des heutigen Erzgebirges, das also zu den ältesten Höhenbildungen unseres Weltkörpers gehört. Gneis- und Glimmerschiefer sind die herrschenden Gesteine desselben, und da sie zwar nicht als die absolut, doch als die relativ ältesten unter den festen Theilen der Erde auch von der neueren Forschung erkannt sind, so hatte der Vater der Geognosie, Gottlieb Werner, ein gewisses Recht, diese Gebilde als das „Urgebirge" zu bezeichnen. Lange Zeit nach ihrer ersten Erstarrung ist diese Gneis- und Glimmerschieferkruste zuerst aus ihrer ursprünglichen Lage verrückt und emporgehoben worden, was sich oft wiederholt hat durch das Empordringen jener, der heutigen Lava verwandten, plutonischen Gesteine, die wir Granite, Syenite, Porphyre, Basalte u. s. w. nennen. Da alle Körper beim Abkühlen sich zusammenziehen, übte die erstarrte Erdkruste einen immer stärkeren Druck auf das flüssige Erdinnere aus, bis die Reaktion zu mächtig wurde, den spannenden Ring durchbrach und Theile desselben dabei hob und verschob. Da die Größe der Spannung, der Druck mit der Dicke der festen Erdkruste nothwendig zunahm, so ist klar, daß die höchsten Gebirge nicht die ältesten, sondern die jüngsten seyn müssen. Das niederrheinische Gebirge und der Harz bestanden schon, als zwischen diesen Strichen Deutschlands und Italien nur eine weite Ebene lag, und auch als das Erzgebirge längst gehoben war, waren die Alpen noch nicht aufgethürmt. Die Wogen des Ukmeeres flutheten noch weit über den Stellen, wo sich heute starre Eisfirnen hoch in die Wolken erheben.

Die Erzgänge des Erzgebirges sind also Spaltenausfüllungen im Gneis- und Glimmerschiefer, die in ihrer Längenrichtung, dem sogenannten Streichen, gruppenweise parallel laufen. Ihre Neigung gegen den Horizont, das Fallen, ist dagegen sehr verschieden; sie stehen theils senkrecht, „saiger" in der Sprache des Bergmannes, finden sich aber in allen Uebergängen bis zu den flachliegenden, sogenannten schwebenden Gängen. Nicht überall sind die Gänge bauwürdig, was freilich ein nach dem Stande der Technik wechselnder, mit der Entwicklung derselben allmählig sich erweiternder Begriff ist.

Am Rathhausberge bei Gastein in Tirol arbeitet der Bergmann an der Grenze des ewigen Schnees, und im ersoffenen Eselsschacht zu Kuttenberg in Böhmen hat er seine Baue dreitausend Fuß tief „unter Tag" getrieben, um die kostbaren Stufen zu brechen. Innerhalb dieser Höhen und Tiefen ist der Reichthum der Gänge ein äußerst wechselnder und unbestimmter, und bis jezt hat die Wissenschaft keinerlei Gesetz gefunden, wonach sich der Gehalt in den Gängen zum voraus bestimmen ließe. Der Reichthum und die Bauwürdigkeit hängt nicht bloß von der Qualität, sondern auch von der Quantität der Erzmittel ab. Die so berühmten Erzgänge von Guanaxuato in Mexiko gründen ihren Silberreichthum auf die Mächtigkeit ihrer Gänge, die vom Hangenden, dem obern Gestein, bis zum Liegenden, dem untern, wohl 16—22 Fuß stark sind; obgleich absolut viel ärmer als manche Freiberger Erzmittel sind sie somit doch viel lohnender, da im Erzgebirge die Gänge selten mehr als einige Zoll mächtig gefunden werden.

Da mit dem Umfang der Arbeit — und nur arme Erze finden sich in Massen — die Stätigkeit und Nachhaltigkeit derselben, also die nationalökonomischen Interessen wesentlich gefördert werden, so ist es durch geschickte Verbindung armer Erze mit reichern heutzutage möglich geworden, Erzmittel zu verhütten, deren Bearbeitung man noch vor kurzem für nicht lohnend hielt. In Freiberg bearbeitet man durch außerordentlich intelligente Behandlung noch mit Vortheil Erzmittel, welche nur $^1/_3$ Loth Silber vom Centner abwerfen. Der erzgebirgische Bergbau hat in Folge davon ziemlich stätig zugenommen und in Deutschland ist der Silberbergbau dieses Gebirgs bei weitem der bedeutendste. Das Ausbringen hat sich gegenwärtig bis zu 100,000 Mark jährlich gesteigert, und da diese Produktion nicht eine Folge zufälliger

Digitized by Google

reicher Gänge ist, sondern auf der Möglichkeit beruht, auch sehr arme Erze zu verhütten, so ist kein Rückgang des Betriebs zu fürchten. Allerdings ist die Gesammtproduktion nicht eigentlich lohnend, und ohne Unterstützung der Regierung und der Kurinhaber würde der Bergbau vielleicht zum Erliegen kommen; es sind aber auch nicht reine Spekulationsinteressen, welche man dabei verfolgt, sondern wesentlich allgemeine nationalökonomische. Die ersteren führen zum sogenannten System des Raubbaus, wie in den ehemaligen spanischen Provinzen in Amerika, was bekanntlich jenen Ländern keinen Segen gebracht hat; letztere machen den Bergbau zu einer äußerst wohlthätigen, naturwüchsigen Industrie, wobei die größte Schattenseite dieser, die Schwankung im Verkehr, glücklich vermieden ist. Durch die verständige Combination der Arbeit ist der Betrieb ein stätiger geworden, unabhängig von Nachfrage und Angebot, da das Produkt, das Silber, ein unmittelbares Werthmittel ist.

Doch wenden wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen zur Betrachtung des umfangreichsten Grubengebäudes, „Himmelfahrt," welches kaum einen Büchsenschuß weit von der Stadt Freiberg auf dem linken Thalrande der Mulde seinen Hauptschacht hat. Eine ganze Reihe von Gebäuden auf dem wohl 50 Fuß hohen Haldensturz auf dem Rücken des kahlen Höhenzuges fällt sofort in die Augen.

Himmelfahrt ist der Altvater der Freiberger Gruben. Nicht lange, nachdem im Harz am Rammelsberg der Silberbergbau eröffnet worden, als noch das Erzgebirge weithin mit jenen mächtigen Edeltannen bedeckt war, von denen sich bei Olbernau einige sieben Fuß im Durchmesser haltende Riesenstämme bis heute erhalten haben, stießen wahrscheinlich Jäger oder Fuhrleute auf das Ausgehende eines Erzgangs, der zufällig aus reichen Stufen bestand. An diese gelegentliche Entdeckung vor fast siebenhundert Jahren knüpft sich der Bergbau dieses ganzen Reviers, dessen reicher Ertrag die Veranlassung zur Gründung der Bergstadt Freiberg wurde, die lange Zeit die Haupt- und Residenzstadt der sächsischen Churfürsten war. Der Reichthum ihrer jetzt ziemlich verarmten Bürger war einst fast sprüchwörtlich geworden, so groß war der Ertrag der Bergwerke, wegen des ungemein hohen Silberwerthes. Seit jener Zeit hat der erzgebirgische Bergbau gegen 90,000 Centner Silber zu Tag gefördert.

Da das Erz sich nur sehr selten gediegen findet, so ist eine lange und mühselige Bearbeitung nöthig, bis aus der rohen, vielfach verunreinigten Erzstufe der blanke Silberblick geworden ist. Das lehren schon die Massen von Abfällen, welche die Halden bilden, obgleich die Erze vorläufig bereits in der Grube und dann über Tag unmittelbar mechanisch gesondert werden. Zahlreiche kleine, oft nur zwölfjährige Pochjungen sind auf Himmelfahrt mit dem Ausschlagen und Anschütten des tauben Gesteins beschäftigt und lassen auf eine große Masse von Arbeitern schließen, die über Tag bei der Aufbereitung der Erze und in den Teufen der Grube ihr mühseliges Tagewerk verrichten. In der That fahren an 1500 Knappen auf diesem Einen Gebäude an, welches das ausgedehnteste im ganzen Gebiege ist. Von je acht zu acht Stunden ruft eine helle, weit schallende Glocke die Knappen zur Schicht, und dann sieht man es selbst in dunkelster, stürmischster Nacht lebendig werden. Ueberall tauchen in schwarze Bergkittel gekleidete Männer aus den niedern Hütten auf; aber es sind keine finstern Gnomen, denn sie eilen zum Gebet nach dem Zechenhaus, ehe sie ihre Arbeit beginnen, die jetzt zwar noch eben so mühsam, aber weit weniger gefährlich ist, als ehedem. Wenn auch heutzutage der Bergmann kaum etwas anderes ist als ein Arbeiter im Dienste der Industrie, so hat sich doch sein Gewerbe ein historisches Kleid bewahrt. Fast alle seine Sitten, Benennungen und Gebräuche sind Jahrhunderte alt und unveränderlich wie seine Tracht, die man nirgends findet, als wo der Bergbau auf deutschen Schultern ruht oder ruhte. Den schwarzen Bergkittel und den Schachthut sah man im Harz schon zu Heinrich des Finklers Zeit, als der Kaiser den Grundstein zur alten deutschen Bergstadt Goslar legte. Fahrkappe und Leder trägt man, so lange die Knappschaft Fäustel und Eisen führt, die man noch heute als Devise auf Knöpfen und Wappen braucht, als die ersten einfachen Werkzeuge, mit denen man den Bergbau betrieben und die jetzt schon seit Jahrhunderten durch Bohrer und Pulver ersetzt sind. Das „Glückauf" des einfahrenden Knappen und das „Komm gesund wieder" des Dankenden, der über Tag bleibt, das „Macht gesund Schicht" des von der Arbeit Abgelösten und der Wunsch des Andern: „Fahr gesund aus," finden sich überall in den deutschen Bergrevieren.

Doch treten wir in das thurmähnliche Gebäude, welches den Schacht überbaut. Die mehr oder weniger gesenkte Oeffnung von prismatischer Gestalt, etwa 18 Fuß lang und 6' breit, ist das Mundloch des Schachtes, der auf dem Ausstreichenden des Erzganges zunächst begonnen und dann längs dem Fallen des Ganges abgesenkt ist. Da dieses Fallen, wie gesagt, unter den verschiedensten Neigungen stattfindet, so gibt es denn auch alle Uebergänge vom senkrechten, „saigern Schacht" zum flachgehenden „Schleppschacht." Der Schacht ist die große Kommunikationsstraße des Bergwerkverkehrs; die Knappen fahren auf ihm ein und aus; neben ihrem Wege fördern mächtige Tonnen die Erze aus der Grube und schütten sich oben von selbst aus; aus der Tiefe schallt lautes Rauschen herauf und es tönt wie ein mächtiger Wasserfall, der sich wild über Felsen stürzt. Weit und breit

Digitized by Google

auf der ganzen Oberfläche des Gebirgs sammelt man jeden Tropfen des flüssigen Elements, das als Regen zur Erde fällt oder als Schneewasser die kleinen Bäche speist, in umfangreichen Teichen. Von diesen führen lange Leitungen die streng regulirten Wassermassen nach den Gruben, wo sie als Aufschlagwasser auf die vielen Räder stürzen, die unten im Bergwerk in den Radstuben hängen, und die außer den Fördertonnen die Pumpen treiben, welche die Grubenwasser aus der untersten Tiefe heben. So werden die einen Wasser aus der Tiefe bis auf den Stollen gezogen, die andern fallen von Rad zu Rad von oben bis auf den Stollen hinab, einen wenig geneigten, fast horizontalen Gang, der von den Gruben nach oft Meilen weit entfernten tiefen Thälern des Gebirges führt, in denen dann Gruben- und Aufschlagwasser vereint zum Meer abfließen. Je tiefer der Stollen liegt, desto größer ist die Macht der Aufschlagwasser, aus desto größern Tiefen kann man damit die Grubenwasser heben. Von der Tiefe der Stollen und dem Maaß der Wasserkraft hängt also der leichtere oder schwierigere Betrieb der Gruben ab, so daß, scheinbar ein seltsamer Widerspruch, diese aus Mangel an Wasser ersaufen können.

Der königliche tiefe Fürstenstollen, der mit einem andern, dem Thelersberger Stollen in der Nähe von Freiberg zusammenstößt, ist mit diesem zusammen gegen 22 deutsche Meilen lang und das Werk von fast sechs Jahrhunderten. Projektirt und in Angriff genommen ist zur Hebung des ganzen erzgebirgischen Bergbaus in diesem Augenblick ein Stollen, der vier Meilen lang unmittelbar bis zum Flußthal der Elbe führen soll und fünfzig Jahre zu seiner Ausführung bedarf.

In neuester Zeit hat man mit der Entwicklung der Technik, neben den alten einfachen Wasserrädern, Turbinen, Wassersäulen und Dampfmaschinen angewendet, um die Kräfte zum Betrieb zu steigern; doch nur die lezteren können vom Stollen unabhängig machen und die Grubenwasser unmittelbar bis an den Tag heben. Das Wesen der stehenden Dampfmaschine ist bekannt genug; weniger ist die Kenntniß von den Turbinen und Wassersäulenmaschinen verbreitet. Bei beiden ist das Wesentlichste, daß im Gegensatz zum Wasserrad, wo ein geringes Gefälle bei größerer Wassermasse wirkt, eine geringere Wassermasse mit größerem Gefälle benuzt wird. Bei der Turbine tritt das Wasser aus einer eisernen Röhre in die senkrecht stehende Achse eines Rades, und von dort in die Zellenwände der horizontal liegenden Radscheibe, welche in Folge des Drucks mit größerer oder geringerer Schnelligkeit umgedreht wird. Es gibt Turbinen, welche tausend Umdrehungen in einer Minute machen. Man sieht aber sofort, daß eine solche Kraft direkt fast gar nicht zu benutzen ist, sondern erst durch Uebertragung brauchbar wird. Den Gegensatz bildet die Wassersäulenmaschine, die gewöhnlich direkt das Pumpengestänge treibt, indem dieses unmittelbar an einen Stempel gehängt ist, der durch den Druck des Wassers von unten nach oben in einer Röhre gehoben und von der durch veränderte Steuerung von oben auf ihn wirkenden Wassersäule wieder nach unten gepreßt wird. Zwischen beiden Maschinen steht das Wasserrad in der Mitte, welches bei schneller Umdrehung gewöhnlich direkt angreift, bei langsamer erst durch Uebertragung wirkt. Die einfachste Maschine ist offenbar die leztere, weil sie beim verschiedensten Wechsel des vorhandenen Wasserreichthums fast immer gleich günstig arbeitet, während die Turbine nur unter ganz bestimmten Verhältnissen die größte Kraft äußert und eine viel weniger plastische Natur hat. Bei der Wahl der Maschine kommt es also darauf an, wie weit sie sich dem Schwanken der Verhältnisse anzuschmiegen im Stande ist, und daß die Kraft des Wassers unter allen Umständen ganz ausgenuzt wird, d. h. dieselbe gleich Null ist, wenn das Wasser die Maschine verläßt.

Tag und Nacht arbeiten diese Räder und Stempel, die Lebensorgane der Grube. Wie die Zusammenziehungen des Herzens das Leben desselben verrathen, so klingt bei jedem Umgang am Kunstgezeug ein Glöckchen wieder, aber es ist nicht das Sterbe-, sondern das Lebensglöckchen des Bergwerks. Wenn das Abbrechen seines melancholischen, weit durch die Felder hallenden, einförmig wiederkehrenden Tons eine Unordnung in der Maschinerie verräth, dann ist Gefahr im Verzuge und das in der Grube arbeitende Leben bedroht. Der Regulator hat seine Thätigkeit eingestellt, die Wetterlotten führen den in der Tiefe schaffenden Knappen nicht mehr frische Luft zu und böse Wetter und Grubenluft bedrohen sie. Die Wasser heben sich nicht mehr und fließen nicht mehr ab, sondern füllen die Strecken und Schächte, alles unter ihrer Fluth begrabend. Dergleichen Unglücksfälle treten allerdings sehr selten und meist nur in Folge großer Sorglosigkeit ein; häufiger dagegen geschieht es, daß die verfügbaren Kräfte überhaupt nicht mehr hinreichen, um die Macht der Grubenwasser zu bewältigen; da tritt dann dieselbe Wirkung ein, bis durch einen tiefer getriebenen Stollen die Kräfte vermehrt werden und die Grube dadurch gelöst wird.

Neben dem Förderschacht, in dem die Tonnen laufen, liegt auf Himmelfahrt der Fahrschacht, in dem man einfährt. Der Ausdruck ist hier eine seltsame Anomalie, denn man steigt langsam auf einzelnen Leitern hinab, welche die Stockwerke, die in den Schacht eingebaut sind, unter einander verbinden; jedes derselben (ein Abtritt) liegt etwa zwanzig Fuß tiefer als das andere, und bei geeigneter Stellung der Leitern ist der Weg dadurch ein gefahrloser, aber auch ein mühsamer. Da wo man sogenannte Richtschächte

Digitized by Google

angelegt hat, welche ganz faiger erst in größerer Tiefe den Erzgang durchsenken, fährt man wohl auf „Fahrkünsten" aus und ein, was dann allerdings dem ursprünglichen Sinne des Ausdrucks mehr entspricht. Man tritt nämlich auf den Kopf der Pumpenstöcke und sinkt mit diesen hinab oder steigt mit ihnen. Solche Einrichtungen, durch welche viele Kräfte der Mannschaft gespart werden, finden sich noch nirgends im Erzgebirge, und der einzige Weg in die Tiefe führt auf den schmalen, vom Wasser stets benetzten Leitern.

Wir nehmen an, der Leser habe sich mit dem Grubenkittel bekleidet, in dessen Knopfloch vor der Brust die angezündete Blende gehängt ist, das Leder umgegürtet, über die das Haar schützende Fahrkappe den Schachthut gesetzt, und er folge uns nun über die beschmuzten Sprossen. In einer Tiefe von etwa dreißig Lachtern kommt man zur Radstube. Das dürftige Licht der Blende erhellt nur matt den weiten Raum und spiegelt sich an den feuchten Gesteinswänden, alles übrige in desto tieferes Dunkel hüllend. Ein Frostschauer durchrieselt den Körper, denn die Temperatur ist unangenehm niedrig und im Sommer ist es hier viel kälter als über Tag. — In der Brunnenstube hängt ein Wasserrad, das 50 Fuß im Durchmesser hat und auf dessen Schaufeln die Tagewasser aufschlagen. Auf seiner Axe stecken zwei mächtige Krummzapfen, welche das Gestänge anheben, an dem alle Pumpen bis zu den untersten Teufen angeschlossen sind. Jede der über einander gestellten Saug-, Hub- oder Druckpumpen hebt das Wasser etwa achtzehn Fuß in einen Wasserbehälter, von welchem es die nächst höhere Pumpe weiter nach oben fördert. Dicht neben diesem kolossalen Rade hängen zwei gleich große verbundene, mit verkehrter Schaufelstellung, auf welche das Wasser beliebig wechselnd geleitet werden kann, um damit Drehungen im entgegengesetzten Sinne hervorzubringen. Sie dienen, um die Fördertonnen vom Füll- bis zum Mundloch zu heben und hinab zu lassen.

Jeder Tropfen des Aufschlagewassers und jeder Zoll des Gefälles ist also von großem Werth für den Betrieb und die Wasserökonomie eine sehr ausgebildete. Eine Grube führt der andern das Aufschlagewasser zu, welches von einem Rade auf das andere stürzen muß, bis es endlich am Mundloch des Stollens wieder an's Licht tritt. Es ist dieß immer eine noch wohlfeilere Förderung als die durch Dampf. Eine Pferdekraft des leztern kostet etwa 150 Thaler, während die durch Wasser nur auf ungefähr 120 Thaler kommt.

Doch verweilen wir einen Augenblick beim ästhetischen Eindruck. Es ist ein für das Ohr des Laien höchst seltsames Tonmeer, das hier von allen Seiten im engen Schachte auf- und abwärts wogt. In das laute Brausen der Aufschlagewasser mischt sich das Stöhnen der Pumpen und der dumpfe Ton der arbeitenden Maschinen, und von Zeit zu Zeit das Geräusch der vorübergezogenen Fördertonnen. Erst wenn man mehrere Fahrten weiter hinabgekommen ist, verliert sich allmählig dieses Getöse und läßt das leise Plätschern des Tropfenfalls und feinen Gesickers mehr und mehr laut werden.

Es ist dieß der Niederschlag von der Oberfläche, der sich durch das festeste Gestein zieht, wenn man auch noch so sorgfältig alle Spalten und Risse verstopft. Selbst der anscheinend trockenste Fels läßt immer einige Feuchtigkeit durch, wenn auch nur sehr langsam. So fallen die wasserreichsten Monate in der Grube um sechs Monate später als auf der Oberfläche, und manche Wasserquellen treten im Grubengebäude von unten aus viel größerer Tiefe, als dieses erreicht, in die Höhe. So hat ein Quell der Grube Churprinz, eine Stunde von Freiberg, eine Temperatur von 24° Reaumur, während das umgebende Gestein nur 18° warm ist. Die von der Sonne ausgehende Wärme durchdringt nur langsam eine sehr geringe Bodenschicht; bei mäßig fester Erde ist in einer Tiefe von nur $1\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß schon kein Unterschied mehr zwischen Nacht und Tag, und erst nach sechs Monaten ist die Temperaturerhöhung durch den Sommer in der Breite des Erzgebirgs in einer Tiefe von 36 Fuß bemerkbar. In größerer Tiefe, schon bei 60 Fuß, verschwindet jeder Unterschied zwischen den Jahreszeiten oder in Folge derselben, und es tritt sofort eine stetige Temperaturzunahme von einem Grad der hunderttheiligen Scala auf je 100 Fuß ein; daher die Wärme den Arbeitern, wenn sie tiefer als die siebte Gezeugstrecke arbeiten, schon recht lästig wird. Aus der Stätigkeit dieser Temperaturzunahme an allen Orten, wo man durch Schachte oder artesische Brunnen sich das Erdinnere erschlossen hat, folgert man, wie gesagt, mit gutem Recht die Feuerflüssigkeit des Erdballs in der Tiefe.

Unter einer Gezeugstrecke versteht man jene in der Richtung des Streichens des Erzganges vom Schacht aus horizontal fortgetriebenen Galerien von etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und 4 Fuß Breite. Es sind reine Versuchsbauten, um die Stellen zu finden, wo der Erzgang abbauwürdig ist. Solcher Gänge finden sich von zwanzig zu zwanzig Lachtern, je nach der Tiefe des Schachtes, bald mehr bald weniger unter einander. Auf Himmelfahrt steigt die Zahl bis eilf.

Hat der Bergmann am Ende (vor Ort) einer Strecke abbauwürdige Erze gefunden, so folgt er ihnen, indem er sich von unten nach oben aus einer Gezeugstrecke in die andere hinauf arbeitet. Mit Fäustel und Bohrer schlägt er in horizontaler Richtung etwa zwei Fuß tiefe, einen Zoll im Durchschnitt haltende Löcher in das Gestein, die mit Pulver geladen und

Digitized by Google

gesprengt, das Gestein müheloser fortschaffen, als es mit Fäustel und Eisen allein geschehen könnte. Auf den ersten Blick erscheint es unvortheilhafter, wenn man von unten nach oben arbeitet, aber bei näherer Betrachtung erklärt sich die größere Einfachheit und Wohlfeilheit dieses Verfahrens. Früher baute man von oben nach unten ab; es ist dieß der sogenannte Strossenbau, der den Nachtheil hat, daß die tauben Berge, d. h. der Theil des losgesprengten Gesteins, der nicht nach oben gefördert wird, über dem Kopf des Arbeiters auf zwischengespreizte Hölzer gethürmt werden muß, sowohl um das Zusammenbrechen des ausgearbeiteten Ganges zu verhindern, als um den Boden zu Füßen klar zu halten. Der Durchschnitt eines durch Strossenbau abgetriebenen Theils erscheint als eine Art Gitterwerk aus wechselnden Lagen von Steinen und Holz. Diese viel mühsamere Methode, bei der man nur den unbedeutenden Vortheil hat, daß das Gewicht das Losreißen unterstützt, ist als zu kostbar jezt ganz verlassen und überall der Firstenbau eingeführt. Derselbe besteht darin, daß der Bergmann sich eine Art Treppe von unten nach oben, mit dem Gesicht gegen den Schacht, fortsprengt. Da nur ein kleiner Theil des Gesteins als brauchbares Erz nach oben gefördert wird, so ist er im Stande, mit dem übrigen fortwährend die rohen Stufen der Treppe aufzumauern und so allmählig vorwärts dringend bis zum Schacht das ganze Erz zwischen zwei Gezeugstrecken zu gewinnen. In Freiberg finden sich bauwürdige Oerter meist erst in den tieferen Strecken, aber nicht als ein allgemeines Gesetz, sondern nur als lokale Erfahrung. Das Ausgehen eines Erzganges nach unten ist noch nirgends gefunden worden, sondern „er keilt erst in der ewigen Teufe aus.“

Diese Steinmassen, zwischen denen der Bergmann sich mühsam vorwärts bohrt, scheinen beim ersten Anblick so fest wie die Berge, in denen die Baue getrieben werden. Aber der Knappe kennt aus tausend bittern Erfahrungen das Trügerische der Wände, welche ihn umgeben, er weiß, daß sie fortwährend drohen über ihm zusammenzubrechen, wenn er nicht unausgesezt dagegen Vorkehrungen trifft. Nicht bloß füllt er daher die abgebauten Oerter mit dem tauben Gestein wieder aus, sondern wo nur irgend auf Stollen und Strecken das Gestein sich mürbe oder zerklüftet zeigt, da unterstützt er es bald durch Mauerwerk, bald durch Zimmerung. Da aber das Holz in der Grubenluft sehr leicht verdirbt, so zieht er gewöhnlich das erstere vor. Nirgends findet man eine sorgfältigere Arbeit, als die der „Bergmäurer“ ausführt, denn er muß meist des Mörtels dabei entbehren.

Wenn der Laie die kleinen Modelle eines Bergwerks sieht, welche wandernde Bergleute häufig auf den Jahrmärkten zeigen, so meint er wohl, es sey in Wirklichkeit solch reges Leben da unten im Reiche der Gnomen; ringsum in den Bauen Picken und Hauen, Bohren und Sprengen. Aber selbst viele Hunderte von Arbeitern verlieren sich in den weiten Strecken, wo die Oerter oft sehr entfernt von einander liegen. Nur dann und wann sieht man das Licht einer Blende sich auf dem Krystall des silbergrauen Bleiglanzes oder des weißen Quarzes brechen, und nur zuweilen verräth weithallender Donner, der seltsam dumpf in den Bauen widerhallt, daß thätiges Leben in den Tiefen ist. Selbst auf den Eingewohnten macht das einsame Schaffen, so ganz verschieden von dem am Sonnenlicht, und die seltsame Tonwelt der Baue einen eigenthümlichen Eindruck, der sehr wohl die zahllosen Mährchen von den Kobolden und Berggeistern erklärt, die dort ihr Wesen treiben sollen. Nur auf den Strecken, wo die von den angegriffenen Oertern gewonnenen Erze nach dem Schacht zu den Fördertonnen gebracht werden, herrscht regerer Verkehr. Da sieht man von Zeit zu Zeit in kleinen vierräderigen Wagen, Hunde genannt, oder in Handkarren die reichen Stufen nach dem Füllloch fahren. Am Harz im Rammelsberg laufen sogar die Hunde schon seit Jahrhunderten auf Eisenbahnen dem Schacht zu, denn die Strecken bilden wegen des Wasserabflusses etwas geneigte Ebenen. Aber „auf der Wasserfaige“ im Erzgebirge schiebt der Knappe mühsam selber den Hund, und nur ein schmaler Raum bleibt in den Gängen zum Ausweichen, wenn man ihm begegnet.

Nicht gering ist die Masse von Glaserz, Rothgültigerz, von Kupferglanz und selbst von gediegenem Silber, welche der erzgebirgische Bergmann dem Schooße der Erde abgewinnt; aber er, der so reiche Schätze fördert, hat nur einen kärglichen Lohn davon. Immer in edeln Metallen wühlend, verdient selbst der „Gänghäuer“ kaum $1/3$ Thaler täglich, wenn er auch zwölf Stunden in der Grube das Gezähe führt. Das Leben des Bergmanns ist dabei natürlich ein kärgliches und seine Bedürfnisse hat er auf das Geringste herabschrauben müssen. Von der Einfachheit und Genügsamkeit des Lebens auf diesen kahlen Höhen hat der Fremde des Tieflandes kaum einen Begriff. „Arm wie ein Bergmann“ ist fast sprüchwörtlich geworden. Immerhin aber ist derselbe noch reich zu nennen neben dem Weber und Klöppler, der nachbarlich mit ihm auf dem Gebirge wohnt. Wenn das Roggenmehl über einen gewissen Preis steigt, so wird es dem Bergmann aus den Magazinen zu einer bestimmten Taxe verabreicht. Doch ist das Mehl schon ein Gegenstand des Luxus, die Nahrung der größten Mehrheit besteht nur in Kartoffeln und einem dünnen Cichorienwasser, das sich vom Kaffee den Namen geborgt hat. Ist es aber nicht seltsam, daß mitten im alten Europa viele Tausende von Produkten leben, die uns das ferne Amerika gebracht hat? Es ist nicht zu grell, wenn man behauptet, daß ohne die Kartoffeln

Digitized by Google

ein großer Theil der Erzgebirger verhungern würde; leider zeugt die Noth, welche die geringste Mißernte hervorruft, nur zu deutlich für die Wahrheit dieses Satzes.

Weit über die Berge zerstreut stehen der Bergleute einsame Hütten, bald dicht an den Zechenhäusern, bald fern ab in den zerstreuten Dörfern am Wege; in Freiberg selbst nehmen sie ein ganzes Stadtviertel ein. Das eigentliche Haus des Bergmanns ist seine Grube; dort bringt er den größten Theil seines Lebens zu, und oft findet er in ihr sein Grab. Da hat er sein Stockwerk, in dem er wohnt, die Strecke, in der er arbeitet, da kennt er die Geschichte jedes Balkens, jedes reichen Ortes, wo er vielleicht selbst einst eine köstliche Stufe gefunden. Was für den Fremden nichts ist als ein System von parallel laufenden, 120 Fuß von einander entfernten Galerien, die allen Biegungen des Erzganges folgen und unter sich durch einen oder mehrere Schächte verbunden sind, die gleichsam einen Rost mit den Strecken bilden, das ist für den Bergmann fast ein organisches Wesen. Er hält den Wechsel des Reichthums in den Teufen, den zu enträthseln die Wissenschaft bis jezt vergeblich sich bemüht, für abhängig vom Willen der Kobolde und Berggeister, die dort ihr heimliches Wesen treiben. Aber sie sind ihm nur muthwillige, nicht böse Gesellen, denen es meist mehr um Schalksstreiche als um Unheil zu thun ist, die aber doch zuweilen in sehr üble Laune gerathen. Und kann man es diesen Geistern verargen, daß sie denen zürnen, die mehr als tausend Fuß hinabdringen, um sie in ihrer friedlichen Ruhe zu stören, daß sie böse Wetter ausbrechen lassen und Wasser schicken und die Wände zusammen werfen, um endlich Ruhe zu haben vor dem Schlage des Fäustels, der hell vom Eisen des Bohrers wiederklingt, vor dem Hauchen der Wetterlotten, vor dem Rauschen der Wasserräder und dem Stöhnen und Seufzen der Pumpen und Gestänge?

Nur wer sich nicht scheut, stundenlang die Strecken dieser unterirdischen Welt zu durchfahren, erhält eine Vorstellung von ihrem Umfang, begreift den Reichthum ihres Lebens, ihrer Geschichte; der erst ist im Stande die Last und Arbeit der schlichten Knappen zu ermessen, die Jahr aus Jahr ein thätig sind, das edle Metall aus den Teufen der Erde an das Licht des Tages zu schaffen. Aber wenn auch das Erz endlich aus dem Kübel gestürzt und dem Poch- und Klaubejungen überwiesen ist, muß es noch manche Wandlung über sich ergehen lassen, ehe ihm der gediegene Silberglanz wird, ehe es gesondert ist von allem Unreinen und Schlackenhaften. Dann rollt es durch Tausende von Händen, das Ziel und der Gegenstand des Neides und der Habgier für die Welt im Thal, ein todtes, aber dennoch mächtiges Werkzeug in der Hand dessen, der es zu gebrauchen weiß. Aber wenige von denen, die an seinen Besitz die ganze Kraft ihres Lebens setzen, denken an den Schweiß, den der arme Bergmann vergossen, um es dem Schooße der Erde abzugewinnen, und wenige von denen, die es leichtsinnig verschleudern, wissen, wie viel Noth und Elend sie mit einigen Thalern dort oben auf dem kahlen Gebirg lindern könnten.

Digitized by Google

Nordamerikanische Bilder.

Ein Besuch bei den Geisterklopfern.

Verschiedene male hatte ich im Westen Gelegenheil gehabt, mich mit den Gewalten des „Zwischenreichs" in Verbindung zu setzen, welche in den letzten zehn Jahren in Amerika beträchtliche Eroberungen gemacht und hin und wieder selbst unter gescheidten Leuten ihren Spuck zu treiben begonnen haben. Ich sage, ich hatte Gelegenheit gehabt, aber immer war mein Glück mir entweder unter den Händen zu Wasser geworden, oder ich hatte es versäumt, mich seiner zu bedienen. In Dayton hatte ein Geistlicher mich zu einer Hellseherin führen wollen, deren Seele mit Hülfe eines mystischen Hufeisens nicht bloß außerhalb ihres Körpers herumwanderte und den Leuten in die Schubkasten und Töpfe guckte, sondern selbst auf dem Wasser gehen konnte und vermittelst dieser Geschicklichkeit erst Tags vorher auf Verlangen eine Reise nach Schottland unternommen, wodurch briefliche Nachfrage nach dem Befinden von Verwandten erspart worden war. In Wright's Hotel zu Indianopolis hatte ein alter „Professor," der hier sein Hauptquartier auf einem Feldzuge für das geheimnißvolle „Od" aufgeschlagen, mich beinahe überredet, mir gegen einen Dollar Eintrittsgeld von ihm jene »mysterious regions never before trodden by mortal feet« aufschließen zu lassen, wo George Washington sich von Zacharias Taylor jezt seine Operationen während des mexikanischen Feldzugs berichten läßt. In Defiance endlich war die ganze Stadt voll gewesen von den eben eingetroffenen berühmten Misses Fox, die auf einer Kunstreise durch Ohio und Indiana sich bemühten, dem Volke des Hinterwaldes einen Begriff von den Segnungen der in Rochester erfundenen spiritual rappings beizubringen.

Die Befriedigung, welche mir ein Besuch bei der Somnambule und ein Bericht derselben vom Befinden meiner sechstausend Meilen entfernten Gemahlin gewährt haben müßte, fiel durch eine telegraphische Depesche, die mich nach Cincinnati rief, in den Brunnen. Die Ehre, dem unsterblichen Helden des Unabhängigkeitskriegs vorgestellt zu werden, schnitt der Postillon durch zu zeitiges Vorfahren vor die Freitreppe des Hotels ab. Die Geisterklopferinnen aber versäumte ich über einer Bowle trefflichen Punsches von schottischem Whiskey. So war ich nach Newyork zurückgekehrt, ohne Bekanntschaft mit dem Reiche gemacht zu haben, wo Hamlets Vater wohnt, und hätte der strenge Winter unser Paketschiff nicht bis zum Februar durch Eis am Auslaufen verhindert, so würde ich um diese Erfahrung überhaupt und um eines der ergötzlichsten Abenteuer der ganzen Reise, der Leser aber um die Schilderung der folgenden Scene gekommen seyn. Ich theile dieselbe im Wesentlichen genau so mit, wie ich sie eine Stunde nach dem Schluß des heitern Schauspiels in mein Tagebuch eintrug.

Es war am 27. Januar in der Dämmerstunde, als ich von einer Tour, die ich die sechste Avenue hinauf zum Reservoir der großen Wasserleitung unternommen, nach meinem Gasthof zurück schlenderte, wenig ahnend, daß ich diesen Abend noch etwas Bemerkenswerthes erleben werde. Eben hatte ich eine Lücke in der unabsehbaren Schlittenreihe, die sich den Broadway auf und ab bewegte, zum Hinüberhuschen auf die fashionable Seite benuzt, da kam mir unerwartet, ja unerwünscht, der Bekannte entgegen, welcher mein Cicerone durch die Sehenswürdigkeiten und Schrecken der Five Points gewesen war.

„Gut, daß ich Sie treffe, Sie ewiger Ueberall und Nirgends!" rief er mir launig zu. „Ich habe Sie an allen Ecken und Enden gesucht und Sie müssen unverweilt mit mir gehen." — Ich machte eine zweifelhafte Miene. Die Sphären, in denen er mir Führer seyn konnte, kannte ich mehr als zur Genüge. — „Keine Weigerung, Doktor! 's hilft Ihnen nichts!" fuhr er fort. „Ich habe etwas ausgegattert, wofür Sie mir gewiß danken werden. Sie sollen einen Spaß haben, der Sie nicht gereuen wird. Weiter verrath' ich nichts. Weiß wohl, Sie haben manche wunderliche Pflanze hier gesammelt, aber glauben Sie mir und dem Prinzen von Dänemark:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio."

Ich wollte dem ungeachtet noch remonstriren, wenigstens parlamentiren, von müdem Gebein, von leerem Magen, von halb erfrorenen Gliedmaßen reden; aber er hing sich an meinen Arm und zog mich fort, um die Ecke, am Park hinauf, Centrestreet entlang, Walkerstreet hinab, Mulberrystreet hindurch, um endlich — ich weiß nicht ob auf Hesterstreet oder Grandstreet — an eine Hausthür zu klopfen, die uns bald darauf von einem schwarzen Knaben geöffnet wurde. — „Verbeißen Sie nun das Lachen," sagte mein Freund,

mit dem einen Auge blinzelnd, auf deutsch. „Sonst aber machen Sie sich durchaus keine Sorge. Wir werden unter respektablen Leuten seyn."

Ein schmaler, schwach erleuchteter Gang, dessen Diele mit einem Teppich belegt war, brachte uns an eine zweite Thür, die sich nach einem kleinen Hofe öffnete. Aus diesem stiegen wir eine helle Treppe in ein geräumiges Zimmer hinauf, in welchem sich etwa ein Dutzend Farbige und etliche Weiße befanden. Einer der letzteren ging, als er unser ansichtig wurde, sogleich auf uns zu, um zunächst meinem Begleiter, der auch schlechthin „Charley" hieß, und dann mir die Hand zu schütteln. Die Farbigen verhielten sich still, schienen uns indessen mit Mißtrauen, oder doch mit Mißbehagen zu betrachten. Sie gehörten ihrer Kleidung nach sämmtlich der wohlhabenden Klasse an, und es waren drei ältere Frauen und ein Mädchen von etwa zwölf Jahren unter ihnen. Im Kamin flackerte ein lustiges Feuer. Die Fenster waren mit den nationalen blau, roth und weiß gestreiften Papierrouleaux verhängt. Ueber einem runden Tisch, der in der Mitte der Stube stand und nebst einigen Stühlen deren gesammtes Möblement bildete, schwebte eine Hängelampe, und in einer Ecke des Gemachs verhüllte ein Vorhang von geblümtem Stoffe entweder einen Ausgang oder eine Nische.

Noch wußte ich nicht, was für eine Ueberraschung mich hier erwartete; denn mein Freund hatte den Weg daher auf alle meine Fragen mit Ausflüchten geantwortet und mich auf den „schönen Spaß" selbst vertröstet. Da schlug es draußen auf einer Wanduhr Sieben, und gleich darauf schritt ein kleiner breitschulteriger Mulatte von etwa fünfzig Jahren in Begleitung von noch fünf oder sechs Haidafrikanern herein. Er warf einen Blick auf die Versammlung, stellte sich hinter den Tisch, strich sich die Fülle der schwarzen Locken aus der Stirn und begann nun allerhand confuse Weisheit vom Jenseits auszukramen, wobei ihm die Bibel und — wer hätte den hier erwartet? — selbst Homer Anhaltpunkte und Beispiele liefern mußten. Nachdem er zum Schlusse seines Sermons auf das Interesse hingewiesen hatte, welches der Umgang mit den Abgeschiedenen für jedes fühlende Herz haben müsse, ersuchte er die Gesellschaft, sich schleunigst in den üblichen zwei Kreisen um den Tisch zu ordnen, da er fühle, wie jezt die Stunde gekommen sey, die Geister zu rufen und Rede stehen zu lassen.

Mein Freund nickte mir jezt ein „Hab' ich's recht gemacht?" zu, und ich konnte nicht umhin, ihm durch ein freundliches Gesicht mit Ja zu antworten. Wir waren bei einem Meeting der Geisterklopfer und es stand in der That ein „schöner Spaß" in Aussicht.

Die „üblichen" zwei Kreise waren so gemeint, daß der innere der beiden Ringe in der Entfernung von ungefähr drei Fuß um den Tisch laufen und aus den Stühlen derer bestehen sollte, die an die Fähigkeit der Geister, sich mit uns in Rapport zu setzen, glaubten, während diejenigen, denen dieser Glaube abging, eingeladen wurden, den äußern Ring zu bilden. Es versteht sich, daß wir unter den »outsiders« Platz nahmen, wie denn von den Weißen überhaupt nur einer, der Sprache nach ein Abkömmling des grünen Erin, zu den »believers« gezählt seyn wollte.

Nachdem sich in der angegebenen Weise die Böcke von den Schafen geschieden und (ganz wie daheim des Küsters Klingelbeutel zwischen Einleitung und Predigt) das Mädchen mit einem Teller die Einsammlung der Eintrittsgelder bewerkstelligt, entfernte sich der Redner vom Tische und trat in den freien Raum zwischen demselben und dem innern Kreise. Eine Pause von etlichen Minuten folgte, dann fragte er gemessen und feierlich: „Sind heute Abend Geister hier?"

Wieder eine Pause, während welcher die Schwarzen mit gesperrten Naslöchern, hängenden Unterkiefern und weitaufgerissenen Augen nach dem Tische stierten. Alles schwieg; weder ein Rascheln noch ein Flüstern, weder ein Aechzen noch jenes grauenvolle Kettengeklirr, womit die Gespenster in deutschen Spukgeschichten sich anzukündigen pflegen, ließ sich vernehmen. — „Befinden sich heute Abend Geister hier?" wiederholte der Beschwörer in eben so feierlichem Tone. — Abermals die tiefste Stille. Münchhausen hätte die Wolle auf den Schädeln der Neger wachsen hören, so ruhig blieb es im Zimmer. — „Wenn sich hier Geister befinden, so sind sie gebeten, ihre Anwesenheit dadurch kundzugeben, daß sie, jeder einmal, auf diesen Tisch klopfen, und zwar dahin, wo sie stehen." — Noch eine Pause, da klopft es — poch — poch — poch — deutlich wie ein Auktionshammer, auf die bezeichnete Stelle. Und horch! — poch — poch — poch — poch — folgen andere vier Schläge, und poch — poch — noch zwei. Der Tisch ist unverhängt, er hat keinen Schublasten, worin ein natürliches Klopfteufelchen sitzen könnte, der Beschwörer steht eine reichliche Elle von dem Orte des Spuks entfernt; kein Taschenspieler hätte mich, der ihn nach den ersten drei Schlägen scharf beobachtete, täuschen können — höchstens ein Bauchredner.

Der Zauber der Erwartung war bei dem innern Cirkel gebrochen. „Da sind sie!" flüsterte, halb erfreut, halb ängstlich, wie es schien, eine der vor mir sitzenden Negerinnen ihrer Nachbarin zu. — „Freilich sind sie da! Mir ist's fast, als säh' ich sie," war die Antwort.

Der Beschwörer kehrte sich jezt wieder der Gesellschaft zu und forderte zunächst die Damen auf, sich mit Fragen an die Geister zu wenden. Da diese jedoch nicht den Muth dazu hatten, so lud er einen vier-

Digitized by Google

schrötigen Mulatten ein, den Anfang zu machen. Dieser zeigte sich sogleich bereit, und nun gab es eine Unterhaltung, die im Negerdialekte, in dem sie geführt wurde, von so unwiderstehlicher Komik war, daß ich, der weder über die tanzenden Shaker noch über die in Zungen redenden Mormonen gelacht hatte, mich kaum enthalten konnte, laut herauszuplatzen.

„Sind hier Geister vorhanden, die was mit mir zu reden haben?" fragte barschen Tones der dicke Mulatte. — Keine Antwort. — „Na, ich heiße Salomon Brown, Materialwaarenhändler von Brooklyn." — Keine Antwort. — „Nun, ich meine, wenn solche Geister da sind, so sollen sie so gut seyn und auf den Tisch klopfen." — Es schlug zweimal vor ihm auf die Tischplatte. — „Was ist das für ein Geist?" — Alles blieb still.

„Sie dürfen nicht so fragen, Master Brown," sagte jezt der Beschwörer. „Das ist nicht die rechte Art. Sie antworten nur, wenn man sich so zu sagen direkt an Sie wendet." — „Direkt? Was der Teufel ist direkt?" — „Nun so, daß Sie mit Klopfen darauf Auskunft geben können. Zum Beispiel, wenn Sie fragten, ob es der Geist von der oder der Person sey." — „Schon gut, ich weiß jezt. Ist das der Geist von der oder der Person?" — „O Sie unvernünftige Kreatur, was schwatzen Sie für Unsinn! Können Sie denn nicht fragen, ob es der Geist von Vater, Mutter oder Bruder ist?" — „Aha, so ist das Ding! Nun denn, ist das der Geist von Vater, Mutter oder Bruder?" — „By Golly! Hören Sie einmal, ich glaube, Sie haben sich mit den Geistern im Schnapshause vorn an der Ecke unterhalten, ehe Sie hieher kamen." — Master Brown brummte: „Wahrscheinlich. Aber woher er das nur wissen mag?"

Der wackere Materialienhändler von Brooklyn sah sich genöthigt, die weitere Unterredung mit den Klopfgeistern aufzugeben, und die Reihe kam jezt an den Irländer, der seine Sache ganz geschickt machte. Er fragte, ob der Geist seiner Mutter da sey, und es klopfte. Er erkundigte sich, ob sie drüben seine Schwester gesehen habe, und es klopfte wieder; ob seinen Verwandten die lezte Seelenmesse in der Jesuitenkirche Erleichterung gebracht? — Dieselbe Antwort. — Ob sie das kleine Kind bei sich hätten, welches vor vierzehn Tagen gestorben sey? — Es schwieg. — Ob kleine Kinder auch in's Fegefeuer müßten? — Es blieb still.

So fragte er noch nach einigen dogmatischen Punkten, ohne Antwort zu bekommen, bis sich ein verdrießliches Gemurmel unter den übrigen erhob und ein Schwarzer sich die Freiheit nahm, ihm rundweg zu bemerken, daß er auf solchen verdammten Humbug vom Fegefeuer und dergleichen keine Auskunft hoffen dürfe. Paddy schien geneigt, darauf mit einem Faustschlage zu erwidern, mochte aber doch einsehen, daß hier keine Lorbeern zu ernten waren, wenn er eine Lanze für den römischen Katechismus bräche, und verschluckte seinen Aerger.

Es fragten nun noch verschiedene Gläubige und erhielten mehr oder weniger befriedigende Aufschlüsse. Einer der „Darkies" wollte belehrt seyn, ob die Methodisten im Himmel eben so gute Plätze hätten wie die Mitglieder der Episcopalkirche, und der Geist klopfte. — Ein anderer erkundigte sich bei seinem seligen Vater, ob sich droben auch Seelen von weißen Leuten befänden, was durch lautes, kräftiges Klopfen bejaht wurde, wogegen auf die hieran geknüpfte Frage, ob auch der grauköpfige Gentleman mit dem harten Barte, den der Selige so lange barbirt habe, droben sey, keine Antwort erfolgte. — Ein dritter Farbiger wollte von seiner verstorbenen Frau wissen, ob sie glücklich sey. — Dreimaliges Pochen. — Ob man im Himmel auch zu essen kriege? — Pochen. — Zu trinken? — Pochen. — Auch Bittern? — Der Geist schwieg — die gute Frau war jedenfalls noch nicht vor der rechten Schmiede gewesen.

Die Komödie mochte ungefähr eine Stunde gedauert haben, als der weiße Gentleman, der uns beim Eintritt bewillkommt hatte, sich erhob und den Nekromanten ersuchte, ihm doch, wenn es anginge, von einem der anwesenden Jenseitigen seinen ehemaligen Hauswirth, den alten Sam Dyer, vulgo Whiskey-Täufer, diesen „runzligen Veteranen der Schurkenhaftigkeit," herholen zu lassen. Er habe ihm einige interessante Neuigkeiten zu erzählen.

Alsbald fragte der Beschwörer: „Ist unter den Geistern hier jemand, der den alten Sam Dyer, auch Whiskey-Täufer genannt, kennt?" — Lautes Klopfen. — „Will dieser Geist die Gefälligkeit haben, diesem alten Sam Dyer zu melden, ein Gentleman wünsche ihn zu sprechen, und er möge seine Ankunft durch einen Schlag auf den Tisch gegenüber besagtem Gentleman anzeigen?" — Kurze Pause, dann klopft es wie verlangt, und der weiland Miethsmann des Veteranen der Schurkenhaftigkeit beginnt: „Halloh! Bist du da, Samuel?" — Klopfen. — „Na, wie geht's, Alter, in Abrahams Schooß, he?" — Alles still. — „So, also in der Hölle, wohin dich die ganze Nachbarschaft gewünscht hat? Ist's heiß dort?" — Klopfen. — „Wohl sehr heiß?" — Es klopft schnell und häufig, wie das Zähneklappern eines Verdammten. — „Na, alter Junge, tröste dich mit dem reichen Manne im Evangelium. Aber weißt du wohl, Samuel, daß dein Haus lezte Woche niedergebrannt ist?" — Es klopft. — „Und daß sie dabei den Geldtopf gefunden haben, den du in der Ecke neben der Küche vergraben hattest?" — Abermaliges schnelles Klopfen. — „Und daß dein Aeltester in Missouri gehenkt worden ist?" — Dieselbe Antwort. — „Und nun sag einmal, du fetter Sünder, ob du dich besinnst, wie du deinen Schwager

Digitized by Google

um den Vierteldollar Commissionsgebühren geprellt, den du ihm für jeden in deine Kneipe gelockten Master Greenhorn * versprochen hattest?" — Keine Antwort. — „Ja ja, alter Spitzbube, davon willst du freilich nichts wissen. Aber daran erinnerst du dich wohl, wie deine Frau den großen Zank mit Jim Cobby, dem Fleischhauer hatte? Weißt du, über die Sülzenwurst, die sie von ihm gekauft, und woraus sie beim Essen die vier Stücke rothes Wollenband zog?" — Lebhaftes Pochen, das die Stelle eines herzlichen Gelächters vertreten konnte. — „Wohlan denn, alter Schnapphahn, meinst du nicht, daß dieses Band ganz dem Halsbande glich, welches eure Hauskatze getragen, die euch acht Tage zuvor weggekommen war?" — Bejahendes Klopfen. — „Gut, daß du's weißt. Ich meine auch, daß ihr damals eure eigene Katze gegessen und noch dazu bezahlt habt."

Das Gespräch nahm hier ein Ende, indem die Mitglieder des einen Cirkels endlich gewahr wurden, daß der Outsidee sie aufziehen wollte, und ihr Mißvergnügen durch drohendes Murren zu erkennen gaben. — Master Brown, der sich, durch den oben mitgetheilten Streit mit dem Nekromanten beleidigt, aus dem Kreise der Gläubigen in den unsern verfügt hatte, fragte jetzt, um seine fünfundzwanzig Cents nicht umsonst ausgegeben zu haben, ob sein Neffe hier zugegen sey, und als dieß von dem Geiste desselben bejaht wurde, verlangte er, der Selige solle ihn dadurch von seinem wirklichen Hierseyn überzeugen, daß er den Tisch hinwegschiebe. — Pause. Der Tisch rührte sich nicht. Die Gläubigen schienen wankend zu werden; der Ring der Ungläubigen lächelte. Da fragte der Beschwörer, wie denn der selige Neffe beschaffen gewesen sey. — „Ungefähr hundert Pfund schwer," erwiederte Master Brown. — „O ich meine, wie viel Schuh er hatte, als er starb." — „Schuh? Was soll das? — Ich glaube, er hatte immer nur ein Paar." — „Mein lieber Herr, ich hoffe nicht, daß Sie mich schrauben wollen. Ich frage, ob er groß genug gewesen ist, der Neffe, auf so einen Tisch hinaufzulangen und ihn fortschieben zu können." — „Freilich war er das!" — „Nun, da weiß ich wahrhaftig nicht — vermuthlich hat er gemerkt, daß Sie was im Kopfe haben, und aus Furcht vor Prügeln sich davon gemacht."

Diese Hinterthür, durch welche der Nekromant dem Verlangen des allerdings unläugbar angetrunkenen Materialwaarenhändlers entschlüpft zu seyn meinte, gefiel dem äußern Kreise so ungemein wenig, daß er, um seinen Ruf als Geisterklopfer nicht zu verlieren, sich genöthigt sah, den Geist seines Vaters zu rufen und ihn zu ersuchen, das von Master Browns Neffen geforderte Zeichen zu thun. Ja noch mehr, der Geist sollte den Tisch nicht bloß fortschieben, sondern umwerfen und dabei — entsetzliche Aussicht für zaghafte Seelen! — der Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten.

Lange Pause — ungeheuerste Spannung auf allen Gesichtern — auf den Stirnen und Nasen perlt der Angstschweiß wie Thautropfen auf Kressenblättern — eine Rauchwolke schwebt (wahrscheinlich von der Nische her) durch das Zimmer — der Tisch wackelt — die Gläubigen fahren erschrocken in ihre Bonnets und hinter ihre hohen Vatermörder — der Tisch wankt — ein Mann und zwei Weiber fallen in Ohnmacht, und pauz — schlägt der Tisch nach der Seite um.

Mit triumphirender Miene rief der Beschwörer: „Nun, was denken Sie jetzt von unsern Geistern, he?" — „Daß sie Fleisch und Bein haben," antwortete kurz besonnen die Stimme des Bekannten von Sam Dyer, und das war auch die Meinung des Erzählers dieser Geschichte, dessen scharfer Beobachtung der Fuß nicht entgangen war, welcher, die Consternation der Gesellschaft über die Erscheinung der gespenstischen Rauchwolke gewandt benützend, den Tisch zu Falle gebracht hatte.

* Mit diesem Spitznamen bezeichnet man gute Bäuerlein, die zur Stadt kommen, um sich aus Unkenntniß der Verhältnisse rupfen zu lassen, besonders aber Einwanderer, die dazu noch besser taugen.

Digitized by Google

Aphorismen über den Kunststyl.

VII.

Haben in Ostasien die Thäler des Indus und Ganges, wie für die Kulturgeschichte überhaupt, so namentlich auch für die Kunst und ihre Entwicklung ein höheres Interesse, so hat unter demselben Gesichtspunkt in Westasien das Mittelland zwischen Euphrat und Tigris, durch die Ausgrabungen von Chorsabad und Nimrud, ganz besondern Anspruch auf Beachtung erlangt. Wir wissen nunmehr durch die werthvollen, in Paris und London aufgestellten Denkmale, welche Bewandtniß es mit der Kunst des Despotenreiches Assyrien hatte.

Die Elemente des assyrischen Baustyls erweisen sich nach den neuesten Entdeckungen, in Uebereinstimmung mit Herodots Beschreibung, als ein kolossaler pyramidalischer, quadratischer Unterbau, umgeben von Mauern mit Thürmen, Thoren und Freitreppen. Innerhalb lagerten die Knechte in Zelten. Auf einem Plateau erhob sich ein zweiter Peribolus. So steigerte sich in mehreren Umwallungen und Absätzen der Bau bis zu der eigentlichen Residenz des Dynasten, bis zu jenen bedrutungsvollen, von mystischen Thierkolossen bewachten „Pforten,“ die, wie heutzutag noch bei den Türken, die Residenz und den Regierungssitz bezeichneten. Hier war der große Gerichtshof, ein oft hundert- und mehrsäuliger hypostyler Saal mit dem erhabenen Thron, von Vorhallen und Nebenräumen umschlossen. Von ihm ging es wieder terrassenförmig aufwärts zu den Privatpavillons des Fürsten, die in vereinzelten Massen in schattigen Gartenanlagen standen. Und über alles dieses erhob sich als krönendes Werk die hohe Pyramide mit den baumbepflanzten Terrassen und den hinauf sich windenden Freitreppen. Oben war das Grabmal des Stammherrn, der dem unterjochten Volk zum Gott aufgedrängt war. Wir sehen aus dem Ganzen, wie südlicher Hofbau mit mancherlei Anklängen nordischen Thurmbaus und Erinnerungen an eine waldige Gebirgsheimath der Kulturträger sich verwischen (Semper, über Polychromie und ihren Ursprung). Aus solchen Elementen wurden auf fürstlichen Befehl plötzlich Städte geschaffen. Die Stadt in der Gesammtheit war eine Wiederholung desselben Grundgedankens; alles Staatsleben vereinigte sich in der königlichen Burg, diesem Typus einer despotischen Zwingburg und eines despotischen Kunststyls. Während in Egypten das ungestört Entstandene unter dem System einheimischer Aristokraten in hierarchischen Formen versteinerte, war Assyrien von ältester Zeit der Kampfpreis fremder Eroberer, die das Land unter ihre Kampfgenossen theilten. Wie sich in Egypten die Grundidee der Bauformen an den Wallfahrtsorten und ihrer allmähligen Erweiterung entwickeln ließ, so knüpft sich diese Idee in Assyrien an die Hofburg, welche sowohl aufwärts für die um sie geschaffenen kolossalen Städte, als abwärts für die Burgen der Vasallen und Untervasallen bis zu den kleinsten Einzelheiten als Vorbild diente.

Eine höhere stylistische Entwicklung wird man für diese sonderbare Bauweise nicht beanspruchen wollen; es lag jedoch Styl darin und beziehungsweise mehr als bei den indischen Tempeln, deren phantastische Construktionen der Regelmäßigkeit der Form und der Anlage widerstrebten. Der praktische Zweck, dem die assyrische Baukunst ihren Ursprung verdankt, gab ihren Werken eine gewisse Sicherheit und Rundung; freilich waren sie zugleich mit dem wesentlichen Mangel behaftet, daß die Verhältnisse sich nicht von selbst aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entwickelten, sondern in Folge des durch das reale Bedürfniß gebotenen Einschachtelungssystems über einander zu stehen kamen.

Die plastischen Arbeiten der Assyrier zeichnen sich durch einen charaktervollen Ausdruck in Gesichtsbildung und Stellung zu ihrem Vortheil aus; ja es finden sich Darstellungen historischer Ereignisse, die an Frische und Lebendigkeit der Auffassung, an tüchtiger Anordnung und Gruppirung der Personen den egyptischen Styl hinter sich lassen. Indessen, da es der Sitte des Volks widerstrebte, die menschliche Gestalt unbekleidet darzustellen, und überdieß der Stoff der Kleidung, anstatt sich den Körperformen anzuschmiegen, steif war wie Sackleinwand, wenigstens so sich ausnimmt, ergab sich mit Nothwendigkeit das Mißverhältniß, daß die nackten Theile, wie Gesicht, Hände und Füße, nach der Natur richtig gezeichnet

Digitized by Google

wurden, der bekleidete Rumpf dagegen, ohne alle Rücksicht auf seine natürliche Beschaffenheit, nur nach der Gewandung gebildet wurde. Es kommt Einem vor, als wären Gesicht, Hände und Füße an den langen Rock befestigt, so nothwendig ist es, daß die Skulptur einem unverkümmerten Studium des Nackten sich zuwendet. Um so mehr muß es gerühmt werden, daß der assyrische Bildhauer die Knochen und die Sehnen überaus scharf betonte, weil dieß allein zu einer naturgetreuen Erfassung der organischen Form führte, während sie bei den Indiern unter der weichen und fließenden Masse des Fleisches sich verbirgt. Einen überraschenden Anblick von Kraft und Majestät gewähren die geflügelten, mit Menschenköpfen versehenen Stierkolosse, deren großartige Verhältnisse durchaus nichts Widerwärtiges haben. Wesentlich verstärkt wird dieses günstige Vorurtheil noch durch die meisterhafte Sauberkeit der Keilschrift, die, trotz dem daß sie nur in Linien zeichnete, diese außerordentlich geschmackvoll und gefällig an einander zu reihen verstand. Eben so lassen die wenigen Gefäße und Schmucksachen, darunter ein Fläschchen aus Glas, auf einen nicht unbedeutenden Grad von Kunstfertigkeit schließen. Nimmt man hinzu, daß der Architektur und Plastik die Malerei mit glänzenden Farben zu Hülfe kam — man vergleiche das Titelkupfer zu Layard's Monuments of Nineveh (1849) — so wird man bekennen müssen, daß wir es hier bereits mit mehr als den bloßen Anfängen einer stylistischen Kunstentwicklung zu thun haben.

Die Kunst der Perser scheint aus derselben Quelle geflossen wie die der Assyrer, oder nur eine Fortsetzung von dieser. Oestlich vom Tigris bis zum Indus waren die Meder, Baktrer und Perser ansäßig, die man unter dem Namen des Zendvolkes, der Arier oder Iranier zusammenfaßt und denen in früherer Zeit wahrscheinlich auch jene Stämme angehörten, die aus dem Pendjab in Indien als Eroberer einzogen und Träger der dort einheimischen Kultur wurden. Die den Ariern eigene Religionslehre, ein großartiger Lichtkultus, gab den natürlichen Potenzen eine unmittelbare Richtung auf das Sittliche und enthielt darum keine eigentlichen Antriebe zu künstlerischem Schaffen. Man ist versucht anzunehmen, daß die Kunst in Persien sich erst unter der Herrschaft der Meder und hauptsächlich nach dem Sturz derselben durch Cyrus unter den persischen Dynasten zu einiger Bedeutung entfaltete. Dann aber hat es den Anschein, als ob dieselbe, gleich der assyrischen Kunst, auf jene nördlichen Gebirgsvölker zurückzuführen wäre, die zu wiederholten malen in diesen Binnenländern als Eroberer einzogen. Jedenfalls kann ich nicht glauben, daß es semitische Elemente waren, die dabei mitwirkten, obschon zwischen dem Kunstfleiß der Babylonier und der Phönizier erhebliche Berührungspunkte stattfanden. Die Kunstentwicklung in Mesopotamien gehört einem andern Volke an als die chaldäische Sprache, auch wenn diese daselbst gesprochen wurde und es sich bestätigen sollte, was der Scharfsinn eines deutschen Gelehrten herausbrachte, daß die Inschriften auf den in Nimrud gefundenen Geräthen keine Keilschrift, sondern entstellte chaldäische Schriftzeichen sind.

Wie dem auch seyn mag, die Reste des großen Palastes von Persepolis, dessen Säulen aus weißem Marmor und das übrige Mauerwerk aus dem schwarzen Stein des Berges aufgeführt waren (Flandin et Coste, Voyage en Perse), erinnern durchgehends an die babylonisch-assyrischen Anlagen und deren terrassenartig aufsteigende Pyramidalform. Die Säulen sind von eigenthümlich schlanker und leichter Gestalt, das Kapitäl manchmal schwer und verworren, jedoch meist, wie auch bei den Halbsäulen der persischen Felsengräber und deren Balkenwerk, nicht ohne einige Aehnlichkeit mit der ionischen Säule. Der Hauptbalken ist ganz wie der ionische Architrav in drei überspringende Streifen eingetheilt, und auch der Fries deutet auf dieselbe Grundform. Die Figuren, die auf den Wänden wahrhaft verschwenderisch angebracht sind, folgen in der Hauptsache den Gesetzen der perspektivischen Verkürzung, verrathen jedoch bereits im Vergleich zu den assyrischen Bildwerken einen Rückgang der Kunst.

Ueberschreiten wie in westlicher Richtung den Euphrat, so gelangen wir zu dem semitischen Volksstamm und dem aramäischen Idiom. Man hat nach den uns überlieferten Beschreibungen, in Ermanglung wirklicher Ueberreste, zunächst in der phönizischen Kunst Anklänge an den mesopotamischen und egyptischen Styl herausfinden wollen. Etwas davon mag wahr seyn und auf zufälligen Aehnlichkeiten beruhen. Alles wohl erwogen, wird man jedoch der Ueberzeugung Raum geben müssen, daß der semitische Stamm mit seinen in dem Küstenlande ausgebildeten Eigenthümlichkeiten eine spezifische Kunstbegabung und darum eine spezifische Kunstentwicklung niemals hatte. Der Semite ist von Haus aus Nomade; es gehörte die strenge Zucht des alttestamentlichen Gesetzes dazu, um aus den Israeliten ein Ackerbau treibendes Volk zu machen. Was den allgemeinen Stammcharakter anbelangt, so hat offenbar Horace Vernet ganz Recht, wenn er in den heutigen Arabern bis in die kleinsten Züge, z. B. das Schöpfen des Wassers an dem Brunnen, die Juden des Moses wieder findet. Selbst die Phönizier, das erste Volk, das die Nautik systematisch betrieb und sich auf die offene See wagte, waren ungeachtet ihres ausgedehnten Schifffahrtsverkehrs doch nur Nomaden, Beduinen des Meeres, wie die Araber Beduinen der Wüste sind. Jene Beduinen der Wüste,

Digitized by Google

die auf ihren milchweißen und rabenschwarzen Hengsten unter Muhameds Fahne die halbe Welt eroberten, verehrten zu Hause die geheim wirkenden Kräfte des Naturgeistes in heiligen, vom Himmel gefallenen Steinen, und während sie mit ihren Heerden über den brennenden Sand zogen und auf einsamer Oase sich lagerten, fing ihre Einbildungskraft unter den Gluten der Tagessonne und der glänzenden Sternenpracht ihrer Nächte zu glühen und zu flammen an. So war der Semite, und er ist es geblieben bis zu dieser Stunde. Bei einem solchen Stamme Kunstanlage zu suchen und das Bedürfniß, das Leben durch Erzeugnisse der Kunst zu verschönern, wäre widersinnig. Die Einbildungskraft des Semiten ist nicht die des Indiers: letztere wandte sich unter den Umgebungen einer unerschöpflichen Naturfülle dem Sinnlichen und der buntesten Ausschmückung desselben zu; der Semite dagegen, auf weit dürftigerem Boden, flog mit seiner Phantasie über die Aermlichkeiten der sichtbaren Welt hinweg, um in das Uebersinnliche sich zu versenken.

Die Kunst des Juden war die Nomadenhütte, die Kunst des Phöniziers das schwimmende Zelt, das Schiff. Bei diesen ursprünglichsten und einfachsten Formen blieben beide Völkerschaften stehen; selbst der Tempel zu Jerusalem, so wie der prachtvolle Tempel auf der Burg zu Karthago waren nur Erweiterungen und Ausschmückungen dieses Grundgedankens. Sieht man überhaupt näher zu, so hat die Kunst der Semiten einen rein dekorativen Charakter; alle Leistungen beabsichtigen Verzierung und Ausschmückung der dem Göttlichen geweihten Räume. Es ist darum auch nichts Zufälliges und erst durch die Religionslehre Muhameds Entstandenes, daß die spätere Kunst der Araber, in Spanien wie in Persien, die Darstellung des Uebersinnlichen verschmähend, dieser vorherrschend dekorativen Richtung treu blieb. Der den Semiten eigene Zug nach dem Transcendenten, der in voller Uebereinstimmung mit den menschlichen Naturanlagen, zumal in südlichen Klimaten, eben so rasch in sein Gegentheil, ich meine den widerwärtigsten Kultus der rohen Sinnlichkeit und orgiastischer Abgötterei umschlug, war jeder selbstständigen Kunstentwicklung entgegen und begnügte sich damit, durch eine glänzende Ausstattung und Symbolisirung weniger die unmittelbare Gegenwart des Göttlichen anzudeuten, als auf seine Nähe hinzuweisen. Phönizier und Juden bauten aus Cedernholz und kostbaren Metallen; Goldblech, Elfenbein, Bernstein dienten der bildenden Kunst, die sich dieser Stoffe weniger zu Götterbildern als zu Prachtgeräthen bediente. Auch ist es ausgemacht, daß die semitische Musik durch dekorative Ueberladung, der Gesang insbesondere durch einen widerlichen Nasenton zu allen Zeiten gezeichnet war (Villoteau. Etat actuel de la musique en Egypte). Die altebräische Composition eines Psalms (Estro poetico-armonico. Parafrasi sopra li primi venticinque Salmi, musica da Benedetto Marcello. T. II.) bildet eine einfache Melodie im Umfang weniger Töne, wobei es zweifelhaft bleibt, inwiefern bei dem Vortrag die Noten durch willkürliches Schnörkelwerk entstellt wurden. So viel ist gewiß, daß im ganzen Orient eine reine Intonation nirgends und niemals anzutreffen war. Eben so wenig ist es der semitischen Poesie um organische Ineinsbildung des Gedankens und der Form zu thun, sondern nur um möglichste Häufung von Tropen und Metaphern, vorausgesetzt, daß das Didaktische darin nicht vorschlägt.

Das merkwürdigste von allen Kulturthälern ist der schmale, langgedehnte Streifen, der einen Saum bildet zwischen Asien und Afrika, und von Sand- und Felswüsten begrenzt, an den Seiten des Nilstroms von Süden nach Norden sich hinzieht. Egypten ist das Land der Wunder und Räthsel, eine zwischen nackte Felsen und brennenden Wüstensand eingeklemmte Oase, mit den Denkmalen einer vielleicht viertausendjährigen Geschichte überdeckt. Durch die neuesten Untersuchungen von Lepsius scheint so viel festzustehen, daß die Kultur nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, von Süden nach Norden vordrang, sondern in umgekehrter Richtung sich immer weiter von Norden nach Süden verbreitete. Die Pyramiden von Memphis und die Monumente des hunderttkorigen Theben sind als Knotenpunkte des egyptischen Kulturlebens zu betrachten. Ihre zum Theil riesigen Dimensionen sind bekannt. Die zertrümmerte Statue des stolzen Königs Osymandyas maß von der einen Schulter zur andern 21 Fuß, und von dem am Mörissee gelegenen Labyrinth rühmten die alten Griechen, es sey das größte Gebäude der Welt und von so außerordentlichem Umfang, daß alle Bauwerke Griechenlands zusammengenommen ihm nicht gleich kommen. Und nicht die Größe allein ist es, was den Werken der egyptischen Kunst ihren Werth verleiht, sondern in demselben Grad das feste und unwandelbare Gepräge eines nationalen Styls, der Jahrtausende lang in demselben Bette dahinfloß, wie der Nilstrom, dem die Anwohner ihr Daseyn verdanken.

Auch die egyptische Kunst, wie überhaupt alles was egyptisch heißt, ist so innig mit dem Wesen und der Eigenthümlichkeit dieses Stromes verwachsen, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, nicht bloß das Land, sondern eben so auch das Volk sey ein Werk des Nils. Zu ihm stehen alle Vorstellungen der alten Egypter in einer unmittelbaren, unauflöslichen Beziehung; ihre religiösen Ideen sind weiter nichts als ein Kultus des Nils. Der Nil mit seinen alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen, die nach allen Seiten hin bis an den Saum der Küste Segen verbreiten, war für die Egypter von jeher der Inbegriff

Digitized by Google

alles Lebens. Wenn die Sonnengluth am stärksten brennt, hat der wachsende Strom die Höhe seiner Ufer erreicht; dann werden die Dämme durchstochen, die Kanäle geöffnet, das ganze Land ist ein See, und das Volk in zahllosen Nachen, von dem wohlthätigen Element getragen, jauchzend und festlich geschmückt, feiert den Segen, der dem Land zu Theil wird. Sind die Wasser verlaufen, so quillt eine herrliche Pflanzenwelt gleichsam über Nacht aus dem Schlamme hervor. Diese Regelmäßigkeit der zeugenden Naturkräfte mußte auf die Egypter einen bewältigenden Eindruck machen; indem sie die Fülle des Lebens anbeteten, wurden sie von selbst auf dessen regelmäßige Entwicklung geleitet.

Egypten kann füglich eine Mischung aus chinesischem und indischem Boden heißen; die allgewaltige, die Phantasie erfassende Fruchtbarkeit Indiens auf der einen Seite, auf der andern Seite der geregelte, geordnete und berechnete Gang der Bodenkultur vermittelst Kanälen und Schleußen, wie er in China zu Hause ist. Daher finden wir auch bei den Egyptern die Eigenthümlichkeiten beider, der Indier und der Chinesen, lebendige Phantasie, aber geregelt und eingeschränkt durch den berechnenden Verstand, einen schwellenden Trieb, Lebendiges zu schaffen, jedoch mit dem melancholischen Zug des Todes auf der Stirne. Wie die Natur auf so fruchtbarem Boden die zahllosen Kreise ihrer lebendigen Geschöpfe fortwährend erneuert und des Todes spottet, so ließ es der Egypter sein hauptsächlichstes Bemühen seyn, indem er die fort und fort schaffende Naturkraft idealistisch in den Glauben an die Seelenwanderung umwandelte, nichts was einmal geathmet und gelebt hatte, der Verwesung preiszugeben. Wie die Natur vorwärts über den Tod zum Leben schreitet, so ging die Sorge des Egypters rückwärts, um das Todte dem Leben zu erhalten.

Aus diesem Gesichtspunkt will auch die egyptische Kunst beurtheilt seyn. Sie ist durchweg ein Erzeugniß der überall vorwaltenden Lebensidee und wesentlich bedingt durch die in Egypten heimische eigenthümliche Weise des Despotismus. Die unbeschränkte Gewalt, welche in Indien das Kastenwesen, richtiger die herrschende Kaste der Brahmanen, in Mesopotamien und Persien die fürstliche Despotie ausübte, und die sich leicht erkennbar auch den Kunstbestrebungen dieser Völker einprägte, schmolz in Egypten zu einem wunderbaren System priesterlicher und königlicher Tyrannei zusammen, wobei das Priesterthum die Satzung, das Königthum die Macht hergab. Der egyptische Kunststyl ist offenbar das Werk der Priester, oder, was dasselbe, eines strengen Ceremonialgesetzes; die riesenhaften Kunstwerke dagegen, die dem Styl eigenen Proportionen sind das Werk despotischer Herrscher, welche nach der priesterlichen Regel oder Tradition willkürlich die Hände ihrer Unterthanen in Thätigkeit setzten.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß die fortwährende Beschäftigung des Egypters mit lebenden Wesen, sey es in deren Pflege und Verehrung, sey es in der Erhaltung derselben durch Einbalsamiren, sein Auge absonderlich schärfte für den Bau des Organischen und die Verhältnisse seiner Bestandtheile. Daher die Sicherheit, womit der egyptische Künstler den charakteristischen Ausdruck eines Lebendigen wiederzugeben verstand, und gewiß auch die durch das Ceremoniengesetz veranlaßte Strenge der Umrisse. Schon im Gebiete der Baukunst, bei den Pyramiden, wird man diesen Vorzug gewahr.

Ueber den Zweck der Pyramiden kann eigentlich kein Zweifel seyn; es waren weder künstliche Wasserbehältnisse, noch auch Schutzmittel gegen den andrängenden Wüstensand, vielmehr einfache Grab- oder auch nur Erinnerungsmale, die den Beherrschern eines Volks, dessen ganze Anschauungsweise auf's innigste verwachsen war mit dem in regelmäßigen Phasen verlaufenden Lebensproceß der Natur, ganz besonders am Herzen liegen mußten. Ihre architektonische Bedeutung liegt nicht in der Form, sondern in der Regelmäßigkeit und äußern Ausschmückung dieser primitiven Gestalt. Sie waren mit kostbaren Steinen bekleidet und darauf Skulpturen eingehauen, wovon kaum noch kümmerliche Spuren erhalten sind, wogegen schon die Strenge und Reinheit in den Umrissen der Massen gefällig sich ausnimmt. Freier schon strebt der Obelisk von seiner Basis empor, ein Gedenkstein und keine Todtenkammer. Er vermittelt den Uebergang zum eigentlichen Tempel, dem er in der Regel als Glied eingefügt ist.

Der egyptische Tempel, so abweichend er auch im Einzelnen ausgeführt wurde, folgt überall der sachgemäßen Gliederung eines der Verehrung des Göttlichen geweihten Gebäudes. Die Cella ist der Schlußpunkt, auf den alles hinleitet, und zwar mit der nicht zu übersehenden Eigenthümlichkeit, daß die Verhältnisse der damit zusammenhängenden Bestandtheile nach Höhe und Breite aus dem Kolossalen immer mehr zum Wohnlichen sich verjüngen, gleichsam die Vertrautheit bezeichnend, in welcher der Vorwärtsschreitende zur Gottheit steht. Der Tempel bei den alten Egyptern, bemerkt Schnaase nicht uneben, ist ganz Procession, ganz Wallfahrt, durchweg auf die Erweckung und Verstärkung der andächtigen, staunenden, ehrfurchtsvollen Stimmung, auf Ernst und Schweigen berechnet, womit das Volk oder die Priester, jeder wie weit es ihm gebührt, den heiligen Stellen nahen sollten. Raum fügt sich an Raum bis zu dem hintersten, nur den Geweihten zugänglichen Gemach des Gottes, das in schweigender Einsamkeit das Ganze abschließt. Bei großen Tempeln führen lange Alleen von Sphinxkolossen zu dem Heiligthum; dann folgen häufig Obelisken und Gedächtnißstatuen

unmittelbar vor einem oder mehreren freistehenden Eingangsthoren, die keinen andern Zweck haben, als zum Eintritt in den Tempel vorzubereiten, gleichsam den Pilger durch den sich verengenden und überdeckten Raum daran zu erinnern, daß er dem Hause des Gottes sich nähert und seine Gedanken zu sammeln hat. Die schräg gerichteten Außenwände sind Nachklänge des festen und gedrungenen Pyramidenstyls; was aber die schwere Masse sogleich belebt und bedeutungsvoll macht, ist die eigentliche Durchgangsthüre, zu deren Seite thurmartige Flügelgebäude emporragen, sogenannte Pylonen, deren Fundamente ein längliches Viereck von geringer Tiefe bilden und die gleichfalls pyramidalisch emporstreben. Daran schließt sich ein offener Säulenhof, durch den man zu der eigentlichen Vorhalle gelangt, und zwar aufwärts gehend, während die Seitenwände sich nähern und das Heiligthum sich enger und enger zusammenschließt. Die Halle besteht aus drei oder vier auf einander folgenden Säulenreihen, welche die Decke tragen, und wobei die im Mittelgang meist größer sind als die übrigen. Eine zweite schmalere Vorhalle, gleichfalls von Säulen getragen, und dann ein oder zwei Vorsäle führen zu der Thüre des Allerheiligsten, das häufig aus einem einzigen Felsblock gemeißelt ist.

Man wird dieser Anordnung eine architektonische Gliederung nicht abstreiten wollen: sie gleicht der Pflanze, deren Blätter nach oben zu immer kleiner werden, bis zuletzt die Blumenkrone den Bau abschließt. Indessen läßt sich eben so wenig verkennen, daß die Gliederung nur erst ein äußeres Aneinanderfügen von Theilen und noch nicht zu einer organisch ausgebreiteten Entwicklung fortgeschritten ist. Feierlich und imposant sind die Massen, ohne den Eindruck des Schönen hervorzubringen. Die egyptische Säule ahmt augenscheinlich die Form der Pflanze nach. Auf einer einfachen kreisrunden Scheibe erhebt sie sich in cylindrischer Gestalt oder als ein Bündel von Rohrstäben, nach oben sich verjüngend und mit einem der Blumenglocke oder der Palme entsprechenden Kapitäl abschließend. Ueber dem Kapitäl befindet sich ein Würfel, auf dem die Steinbalken liegen.

Mauern, Säulen, Thürpfosten, Gesimse, Decken, alles ist verziert und bemalt. Was aber die architektonische Wirkung noch besonders hebt, das sind die mächtigen Menschen- und Thiergestalten, die in wirklich monumentalem, von dem feinsten Naturgefühl beseelten Styl ausgeführt sind. Man kann die egyptische Plastik nicht genug bewundern und nicht hoch genug stellen; indem sie alle Mittel eines täuschenden Scheins verschmähte und auf die einfachsten und nothwendigsten Bedingungen des Organischen zurück ging, lernte sie die Thiergestalt und das Thierische am Menschen mit einer Meisterschaft behandeln, die uns um so wunderbarer vorkommt, je einfacher die Umrisse sind. Die Sphinxe, Widder, Löwen — ich erinnere hier nur an die vatikanischen — bei denen die Einzelnheiten oft mit wenigen Linien angedeutet sind, haben den vollendeten Ausdruck individuellen Lebens, oder richtiger, sie sind der vollkommen wiedergegebene Artbegriff. Ein liebevolles Eingehen auf das Leben und Weben der Natur, die fromme Scheu, womit der Egypter jede Profanation derselben vermied, setzten ihn in den Stand, die ganze Wahrheit der organischen Gesetze zu ergründen.

Von dieser Seite angesehen, d. h. mit Rücksicht auf den charakteristischen Ausdruck der sinnlichen Erscheinung, ist auch die menschliche Gestalt dem egyptischen Bildhauer wunderbar gelungen. Er gibt die Quintessenz des Physischen am Menschen nach derselben festen, unwandelbaren Regel, welche die Natur ihren Werken zu Grunde legt. Selbst die Kolossalfiguren sind in dieser Beziehung tadellos; nur suche man in ihnen nicht den geistigen Ausdruck und das Charakteristische der Freiheit. Wie der Knochenbau bei allen Menschen mit geringen Abweichungen einer und derselbe ist und das eine Skelett sich für den Laien in der Wissenschaft nur nach den Größenverhältnissen vom andern unterscheidet, so sind die egyptischen Menschenbildungen, die größten wie die kleinsten, dieselben, und was das Gesicht betrifft, so sollte augenscheinlich weiter nichts als das Eigenthümliche der egyptischen Kopfbildung wiedergegeben werden. Schwache Versuche von Porträtähnlichkeit können nicht in Betracht kommen. Andere und höhere Lebensregungen blieben dieser Kunst fremd, und so kann man mit Fug und Recht sagen, daß es nur Mumien sind, die man zu schauen bekommt. Ueber den physischen Typus hinaus reicht der Meißel nicht. Eben darum hat es aber auch gar nichts Widerwärtiges, wenn auf einen Menschenleib ein Thierkopf gesetzt wird. An dem Menschen wird ja nur die thierische Seite hervorgekehrt. Selbst das thierische Leben in seiner ausschreitenden Bewegung erscheint nur auf den Reliefs. Anders in der Malerei. Die Färbung ist frisch, ihr Material übrigens sehr beschränkt und gleichfalls von typischem Gebrauch. Gleichwohl überrascht und erfreut nicht selten eine ausdrucksvolle, oft launige und geistreiche Darstellung des thierischen Lebens, und bei allem Mangelhaften in der Zeichnung sind wohl auch geschichtliche Ereignisse nicht ohne Geschick wiedergegeben. Das wahrhaft Individuelle, wie es die Aufgabe der Malerei ausmacht, bleibt allerdings ausgeschlossen.

Die Musik konnte den Egyptern nicht unbekannt seyn. Wir finden bei ihnen allerhand Arten von Blase- und Saiteninstrumenten abgebildet, gerade und Querflöten, Doppelflöten, Trompeten, deren Ton Plutarch mit dem Eselsgeschrei vergleicht, und namentlich Harfen von mannigfacher Gestaltung. Was

Digitized by Google

den Gesang betrifft, so vermuthe ich, daß ein unbefangener Beurtheiler schon vor Jahrtausenden in Egypten bestätigt gefunden hätte, was Lepsius (Briefe aus Egypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, 1852) von den Fellahs erzählt, die er zu seinen Ausgrabungen gebrauchte: „Die Melodien, die sie sangen, waren von größter Monotonie und wurden mit unbarmherziger Ausdauer und gellender Stimme Stunden lang gesungen. Im Vortrag der zweizeiligen Strophen ist die einzige Abwechslung die, daß die erste Zeile von einer Stimme, die zweite vom ganzen Chor gesungen wird, während man mit jedem Vierteltakt in die Hände klatscht." Von Poesie kann natürlich bei einem Volke nicht die Rede seyn, dem die Regel alles, die Freiheit nichts galt.

Ihre weltgeschichtliche Bedeutung erhielt übrigens die egyptische Kunst zumeist durch den Einfluß, den sie auf die Hellenen ausübte. Zu einem Gang durch Griechenland findet sich wohl ein andermal Gelegenheit.

Adolph Helfferich.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

George Sands Démon du foyer.

Gestern Abend wurde eine Neuigkeit aus der Feder der Madame George Sand im Gymnase dramatique aufgeführt und sehr günstig aufgenommen. Schon um des Namens der Verfasserin willen verdient das Stück — le démon du foyer, comédie en deux actes — besondere Erwähnung, um so mehr, da es sich zur Uebersetzung eignet, wenn eine gewandte Feder dieselbe übernimmt und die Aufführung Schauspielern anheimfällt, die — was in Deutschland freilich nicht zu häufig der Fall ist — mit den Sitten und Formen der guten Gesellschaft nicht bloß bekannt, sondern auch vertraut sind.

Mad. Dudevant hat folgende einfachen Verhältnisse zum Knoten geschürzt. Ein italienischer Maestro in Mailand, der nur in und für die Kunst lebt, ein Charakter, der uns an die verwandte Figur im Consuelo erinnert, ein französirter Miller, das heißt mit eleganteren Formen als der deutsche Musikus, aber immer noch so derb und naturwüchsig, als man einem Tonkünstler auf einer französischen Bühne gestattet, mit jener kindlichen Einfalt des Gemüths, die man in Frankreich verzeiht, wenn man ihr im Theater, und die man in Deutschland bewundert, wenn man ihr im Leben begegnet, hat von einer Sängerin, die mittellos in der Blüthe ihrer Jahre gestorben, drei Töchter zu erziehen erhalten, von denen aber nur eine, Camilla, zur Hebung der Erbschaft des Talents gekommen ist, auf welches die Mutter ihnen eine Anwartschaft als einzigen Reichthum hinterlassen. Die älteste der drei Schwestern, Nina, vertritt Mutterstelle bei den beiden jüngeren, und sonnt sich ohne jeden persönlichen Anspruch im Schein derselben, während sie dem Hauswesen vorsteht. Die begabte Camilla ist der Abgott ihres Lehrers und Pflegevaters und deßhalb ein Gegenstand des Neides für ihre Schwester Fiora, die bequem, talentlos, aber schön, sie, den Maestro und Nina haßt, sich überall verkannt und zurückgesezt glaubt, obgleich gerade die mit dem weichsten Herzen fühlende Camilla an ihr mit der größten Zärtlichkeit hängt und, um Floras Eifersucht nicht zu reizen, willig jedes Opfer bringt.

Ein junger Marquis, der eine Art Pflegesohn des Maestro gewesen, sucht denselben in Mailand auf und wird von ihm in sein Haus eingeführt. Er ist voll Schwärmerei für Camillas glänzendes Talent, welches er am Abend im Theater kennen gelernt hat, wobei er aber von seinem Platze aus die Künstlerin nicht hatte sehen können. Mit dem Eintritt des Marquis in den Salon des Hauses, an der Hand des Maestro, beginnt das Stück, welches uns in den ersten Scenen rasch in das Leben und die Verhältnisse desselben in ungesuchter Weise einführt. Zuerst lernt der Marquis Fiora — in sehr gesuchter Toilette — kennen und nimmt sie um so mehr für die bewunderte Künstlerin, da sie alles thut, um ihn in seinem Irrthum zu bestärken, und die später eintretende Camilla nichts, um ihn aus demselben zu reißen. Er bemerkt die Täuschung erst, als er mit Fiora von einem einsamen Spaziergang, auf dem er sie mit Liebenswürdigkeiten überschüttet und ihre Koketterie und Eitelkeit angeregt hat, zurückgekehrt ist. Da er nur zufällig seinen Irrthum erkennt, so richtet er auch während des Frühstücks, welches er mit der Familie einnimmt, erst allmählig seine Huldigungen auf immer deutlichere Weise an Camilla die dieselben nicht ungern aufzunehmen scheint und deren Bescheidenheit ihn vollends bezaubert. Nach dem Frühstück verlassen alle den Salon bis auf Flora, die, da sie am Abend vorher gleichzeitig mit der Schwester beschäftigt war und an die Bewunderung des Marquis wirklich geglaubt hat, gekränkt und tief verlezt zurück bleibt. In dieser Stimmung überrascht sie der Besuch eines ihrer Freunde, eines Fürsten in reiferen Jahren, der ihren früher halb im Uebermuth, halb im Unmuth ausgesprochenen Wunsch, dieses Haus zu verlassen, in welchem ihr nur Kränkungen zu Theil werden, sofort zu genügen verspricht, da er im Begriff steht, über Genua nach Neapel abzureisen, an dessen San Carlo-Theater er ihr eine Stelle zusagt, die er zu vergeben habe. Unter dem Einfluß seiner Worte und ihrer Stimmung folgt sie diesem Rath und verläßt das Haus des Maestro, wie sie geht und steht, der beneideten Schwester ihren Entschluß mit kalten, bittern Worten in einem Briefchen mittheilend, das sie auf dem Tisch zurückläßt. Dieses findet Camilla, als sie mit den übrigen zurück eilt, um die vermißte Schwester im Salon zu suchen. — Die Gefahr, in welcher Flora schwebt, erkennend, fordert die tief erschütterte Camilla sofort vom Maestro, daß er unverweilt die Flüchtige verfolge. Dieser, gleichgültig oder erbittert gegen Fiora, weigert sich jedoch anfänglich, worauf Camilla mit der ganzen Energie und Entschlossenheit eines zärtlich liebenden Frauenherzens erklärt, dann mit Nina allein den Versuch auf jede Gefahr hin machen zu wollen. — Der Marquis, Zeuge dieser Scene, hat sich sofort ein Pferd satteln lassen und erklärt nun in leidenschaftlichster Weise, alles an die Erfüllung von Camillas Willen setzen zu wollen.

Damit schließt der erste Akt. Der zweite führt uns nach Genua, im Augenblick, wo das flüchtige Paar dort in einem Hotel ankommt. Der Fürst bespricht mit Flora, ehe sich dieselbe aus seinem Zimmer in ihre Gemächer zurückzieht, die Plane für die Zukunft und zunächst für den Abend, wobei er, wie im ersten Akt, die ganze kalte, vornehme Blasirtheit des modernen Cavaliers zur Schau

Digitized by Google

trägt. Kaum hat er die leichtsinnige, in ihren Entschlüssen schwankende, seine Theilnahme für uninteressirte Freundschaft nehmende Signora bis zu ihrem Zimmer geleitet, als auch der Marquis, ein früherer Bekannter des Fürsten, eintritt. Derselbe fordert vom lezteren, nach einem kurzen, indifferenten Wortwechsel, die entführte Signora auf's bestimmteste zurück, wobei er die Verhältnisse, welche ihn zu diesem Schritt veranlassen, dem Fürsten auseinander sezt und dessen Spott auf sich zieht. Die Scene endet natürlich mit einer Herausforderung, nachdem beide ziemlich reichlich Gefühl einerseits, Blasirtheit andererseits entwickelt haben. Der Fürst wünscht das Rencontre sofort abzumachen, da er am Abend Flora in's Theater zu begleiten denkt. Der Marquis ist um so mehr damit einverstanden, da er dem Fürsten nicht gestatten will, die Signora vorher wiederzusehen. Kaum sind sie abgegangen, so tritt Flora und gleich darauf Camilla ein. Nach leidenschaftlichem Freudenerguß bietet leztere alles auf, um Flora zur Rückkehr zu bewegen, wozu sich diese aber erst entschließt, nachdem Camilla ihr versprochen, den Marquis, dessen Huldigungen und Liebe Flora für sich in Anspruch nimmt, niemals wiederzusehen. Auch diesem Verlangen entspricht Camilla nach einigem Kampfe, ehe Nina und der Maestro erscheinen. Lezterer macht Floras Entschluß fast wieder wankend, da er, empört über ihre Undankbarkeit, in heftigen Unmuth gegen sein Pflegekind ausbricht. Camilla gelingt es den aufgebrachten Mann zu versöhnen, doch beruhigt er sich erst, als der eintretende Marquis, welcher auffallend verstört aussieht, ihm versichert, der Fürst habe vor Zeugen über Signora Flora eine vollständige Ehrenerklärung und die Versicherung gegeben, weder ein Anrecht auf dieselbe zu haben, noch eine fernere Verbindung mit ihr unterhalten zu wollen. Der Ausdruck des innigsten Dankes für diesen Ritterdienst von Seiten Camillas bricht das Schweigen des Marquis, er gesteht ihr seine Liebe und bittet in den leidenschaftlichsten Ausdrücken, zu Floras größtem Aerger und Erstaunen, um ihre Hand. Sie ist im Begriff den Antrag des heimlich Geliebten anzunehmen, da erinnert sie Flora an ihr Versprechen, und treu demselben, weist Camilla nach hartem Kampf die Hand des Marquis zurück, weil sie nicht mehr frei über sich verfügen könne. Der Marquis, dadurch in seinen süßesten Hoffnungen betrogen, wird einer Ohnmacht nahe von dem eben hinzukommenden Fürsten und dem Maestro in's Nebenzimmer geschafft, wobei ersterer den Zustand des Kranken beiläufig aus einer eben von ihm im Duell erhaltenen, aber nicht gefährlichen Wunde erklärt. — Camilla bringt dieser neue Beweis der Hingebung ihres Geliebten der Verzweiflung nahe, und Flora, die jezt den ganzen Umfang der Schwesterliebe und der eigenen Engherzigkeit zu begreifen beginnt, entschließt sich durch Zurückgabe des Versprechens und eine Erklärung an den Maestro, der im Begriff ist seinem Liebling zu fluchen, weil Camilla ohne sein Wissen über sich verfügt und seinen besten Freund dem Tode nahe gebracht habe, die Verwicklung zu lösen und den Pflegevater zu versöhnen. Mitten in die Scene des Entzückens, welche hierauf folgt, tritt der Marquis, um zwar gebrochenen Herzens, aber mit unveränderter Liebe und Verehrung dem Maestro und Camilla für immer Lebewohl zu sagen. Seine Trauer verwandelt sich natürlich, da Flora auch ihm, wenn auch mit Ueberwindung, die nöthigen Erklärungen gibt, in den größten Jubel, die allgemeine Verzweiflung wird zur glücklichsten Harmonie, die der Fürst schweigend und ohne Bewegung beobachtet. — Damit fällt der Vorhang.

Das Schauspiel ist, wie aus dieser Skizze hervorgeht, ziemlich einfach und natürlich, und doch nicht ohne Spannung in seinen Verwicklungen, wie in der Lösung derselben; im Vergleich zur sonstigen Abgeschmacktheit moderner Produktionen kann man mit dem Inhalt sehr wohl zufrieden seyn. Dem Werke der Sand müssen natürlich, wie allen Stücken aus der Gesellschaft, vorzugsweise die Darsteller die richtige Farbe und das Interesse, so wie Charakter verleihen. Die Ausführung überwiegt in Conceptionen solcher Art meist die Idee. Die Hauptrolle der Camilla war in der Hand der Perle des Gymnose, der Mad. Rose Chéri, den besten Kräften anvertraut, und die geniale Künstlerin, die erst vor kurzem nach längerer Krankheit die Bühne wieder betreten hatte, löste ihre Aufgabe mit der ihr eigenthümlichen, fast naiven Einfachheit, in der tiefe Leidenschaft sich mit vollendeter Anmuth vereint. Diese Freiheit von aller Unnatürlichkeit und Affektation, bei der höchsten Eleganz und dem sprechendsten Ausdruck der Bewegungen, bildet den eigenthümlichen Reiz der im Umfang ihrer Mittel beschränkten Künstlerin, und das Maß im Gebrauch derselben berührt den Deutschen bei der sonstigen französischen Gefühlsaffektation vorzugsweise angenehm. Nur einige kleine Präludien auf dem Piano, die halb abgewendet mit Lißzt'scher Koketterie vorgetragen wurden, fielen etwas aus dem Charakter der Rolle.

Da unsere deutschen Künstlerinnen nicht übel thun würden, wenn sie die Toiletten und kleinen Toilettenkünste der französischen Schauspielerinnen etwas näher studieren, um statt durch den Reichthum ihres Anzugs, wie Fräulein v. Hagen oder Fräulein Wilhelmy, lieber durch den Geschmack desselben aufzufallen, will ich nebenbei der vortrefflichen Toilette der Mad. Rose Chéri gedenken. Sie trug ein ganz einfach en gilet au basque gemachtes Kleid von milchchokoladenfarbigem Velours ottoman, das anschließend, hoch an den Hals hinauf gehend, den feinen Wuchs in seiner vollen Schönheit zeigte und vortrefflich zu der Rolle und dem noch etwas bleichen und angegriffenen Oval des ausdrucksvollen, en rideau koiffirten Köpfchens paßte. Rose Chéri liebt (wie Frau Beier-Bürk), ob absichtlich oder aus Gewohnheit, viel schelmische Naivetät in den Ausdruck ihres Mundes durch leichtes Auf- und Seitwärtsziehen der Winkel zu legen. Es ist gerade die Beweglichkeit desselben und der feinen, kirschrothen (stark geschminkten) Lippen, was ihrem Gesicht einen so wechselnden Ausdruck leiht, zu dessen Leidenschaftlichkeit ein leichtes Roth der Nasenöffnungen nicht wenig beiträgt; nur muß man Maß damit halten und es nicht wie die Rachel übertreiben. — Im Conversationsstück, besonders aus der höhern Gesellschaft, kann eine Dame nie genug Aufmerksamkeit auf diese Kleinigkeiten verwenden, die erst werthlos werden, wo die Leidenschaft an die Stelle der Passion tritt. — Die Rolle der Flora war Fräulein Luther zugefallen, die den wenig ansprechenden Charakter

Digitized by Google

nicht übel zeichnete, ohne ihn jedoch widerwärtig zu machen; nur zuweilen ging sie in diesem Bestreben zu weit und ließ zu sehr das eigensinnige Kind über die eifersüchtige Kokette dominiren. Dem lezten Theil der Rolle war die schöne Blondine mit vollem, goldigem Haar nicht gewachsen, besonders da sie schwerlich, wie bei den Conversationsstücken leider gebräuchlich ist, besondern Fleiß auf das Studium verwendet hatte, nach der Annahme, daß sich solche Rollen ja von selbst spielen. Fräulein Luther schminkt sehr stark die Augenlieder, was ihrem Blick einen besondern Glanz verleiht, und Blondinen auf der Bühne empfohlen werden kann. — Die Rolle des Prinzen wurde von Dupuis zum Theil vortrefflich gegeben, mit der vollendeten Kälte und Sicherheit des Cavaliers aus der guten Gesellschaft, der eben so sehr aus System als aus Sättigung blasirt ist, und der demnach vom Charakter des historischen Roué der Regentschaft abweicht. Das reservirte Wesen, die nur halb auf Berechnung beruhende Gleichgültigkeit war z. B. in der ersten Scene vortrefflich wiedergegeben, als er Claras schöne Hand, ohne sie zu küssen, kritisch und indifferent untersuchte und mit der feinen tätschelte. Der Dampf der Cigarre hob in dieser Scene sehr gut die vollständige Apathie und deutete gleichzeitig die Ungenirtheit und Herablassung des vornehmen Mannes an. Daß dieses Mittel in der Herausforderungsscene von neuem angewendet wurde, war des Guten zuviel. Nicht bloß stumpfte es sich durch die Wiederholung ab, sondern es war dort übertrieben und ungehörig. Die Lösung des Ganzen in mephistophelischer Stellung mit dem Klemmer im Auge zu beobachten, war nicht bloß zu gesucht für einen Blasirten in reiferen Jahren aus jenen Schichten der Gesellschaft, sondern entschieden unfein. — Neben diesem Typus aus der modernen Gesellschaft war der Charakter des Maestro um so deutlicher markirt, mit seinem gutmüthigen Poltern und Toben, mit seiner Unkenntniß der geselligen Formen. Geoffroy gab denselben nicht ohne Geschick, mit viel feiner Zeichnung; doch wir Deutschen sind im Punkt des Conversationsstücks so wenig an gute Kost gewöhnt, daß wir leicht zu befriedigen sind. — Dem Liebhaber war natürlich die undankbarste Aufgabe zugefallen, denn die sentimentale Passion in moderner Tracht will uns nicht munden, weil wir sie in der Wirklichkeit nicht finden. Die lezte Scene zumal fiel in's Weinerliche; sie war aus dem Bühnenleben, aber nicht aus dem der Welt.

George Sands Begabung für Stoffe aus der Gesellschaft ist anerkannt. Sie hat uns dieses mal etwas leichte Waare gegeben, aber ohne Prätension. Man muß auch mit wenigem zufrieden seyn, denn in die socialen Verhältnisse der genannten Sphäre Poesie zu bringen, wahre, dem ächt Dramatischen sich nähernde Entwicklung ist fast eine unmögliche Aufgabe. Die weiblichen Charaktere sind mit vielem Geschick behandelt und auseinander gehalten, dagegen die männlichen etwas zu schroff gezeichnet; aber lezteres ist ein Fehler, der sich fast bei allen weiblichen Autoren findet, und der dadurch entschuldigt wird, daß ihnen der Stoff doch nicht ganz klar und gefügig ist.

Hamburg, August.

Das sommerliche Hamburg.

Man könnte sich eher in Calabrien als hoch im Norden glauben. Schwer lastet seit ein paar Wochen die Atmosphäre auf diesen Mauern, alle Geschöpfe seufzen nach erquickendem Regen. Die Bäume an den Straßen sind eingepudert und zuweilen gegen Abend scheint der Staub, gleich einem röthlichen Nebel, alles umhüllen zu wollen. Einige Kühlung brachte zwar immer noch das frischere Wehen der Abende und Morgen. Ueberhaupt, wenn man in irgend einer großen Stadt es leicht auszuhalten vermag zur Sommerzeit, so dürfte es Hamburg seyn wegen der Flüsse, der Gärten, des herrlichen Grüns, der duftenden Baumgänge rings um den Wall. Hammonia ist überhaupt prächtig, prächtiger als Paris und London und irgend ein Ort der Welt.

So stolz und schön erweist sich die Stadt gleich beim ersten Eindruck. Vorüber an der Jakobikirche, der Markthalle, dem Thaliatheater, öffnet sich uns eine Straße breit auf das Alsterbassin, gerade im Angesicht der niedergehenden Sonne. Die ganze Stadt, ein Venedig des Nordens, schwimmt im wolkenlosen, verklärten Aether. Vor uns liegt das dunkelblaue, wallende Wasser voll Schwänen. Wir sind auf der Mitte des Alsterdamms und wenden uns links zu der Reihe pomphafter Hotels, „Alster“, „Europa,“ „Belvedere“ u. s. w. Ueber die mit Asphalt gepflasterte Brücke, von der man den Kanal, die Börse, die zu den Wellen herabsteigenden Terrassen und Stufen überblickt, zu dem alten Jungfernstieg; vorbei an den Alsterarkaden, den großartigen Häusern und Hotels — lauter Paläste. Rechts der Alsterpavillon, links der Bazar, ein Mährchenkolaß aus tausend und einer Nacht. Gerade ihm gegenüber, jenseits des Quadrats, die Lombardsbrücke, durch welche die Alster in das Becken fließt; ein tableau mouvant mit Wagen, Reitern und Fußgängern, und unten durch die Bogen eine Perspektive auf die blaue Fluth, auf welcher Segel gleiten, das äußere Alsterbecken. Mitten auf der Brücke steht die riesige Windmühle. Wir wenden uns jezt zu der dritten Linie des Bassins, seiner Westseite, dem neuen Jungfernstieg, eine lange Zeile schöner, stiller, fast klösterlich verschlossener Häuser hinter blühenden Linden. Oben schließt über der Lombardsbrücke mit dem Mühlenungeheuer das Viereck ab und entrollt zur Linken vor unsern Augen, mitten im Grün der Wallanlagen, der Lindenwipfel und Rosenbüsche, die silberwogende Strömung, von hundert Kähnen und weißen Segeln zauberisch durchflogen, während zur Rechten, über dem innern Bassin und der Stadt, ihre dunkeln Thurmspitzen auf Goldgrund ragen, Michaeliskirche, Katharinenkirche, Petrikirche, deren Thurm noch ehrwürdige Ruine ist, Jakobikirche u. s. w., und sich überall Perspektiven in neue, imposante Straßenreihen erschließen. Zulezt durchmessen wir die andere Hälfte des Alsterdammes, welche wir vorhin zur Rechten gelassen; Häuser, die ihre edlen Façaden mit verführerischer Koketterie oder stolz hinter Gärten verbergen, Gärten voll Rosen, den Rosen des Abendroths gegenüber, und wir befinden uns wieder an unserem ersten Ausgangspunkte. — Der Norden ist zum Süden geworden in diesen Tagen. Worte können dieses Gemälde nicht wiedergeben. Wir müssen es aber doch noch einmal genauer betrachten.

Auch das innere Alsterbassin ist von Fahrzeugen durchkreuzt, die kommen und gehen; darunter zahllose „Enten,“ ganz kleine Kähne, die wie Pfeile schießen, aber leicht umschlagen und mit Geschick regiert werden müssen. Wie flink und lustig durchschneiden jene Boote die Wellen! Junge Leute vom Ruderklub, die sich Abends üben, artig gekleidet, blau und roth, mit Strohhüten, wie Matrosen in Ballet- oder Opernaufzügen. Mit einer Art Courtoisie halten die sich nahe Begegnenden ihre Nachen aus einander. „Das wäre ignabel, wenn sie anstießen,“ sagen die Damen. Längs der Hotels lange Droschkenzüge, die Nomadenhorden einer großen Stadt, aufgepflanzt. Aus allen Restaurationen, die Wimpel ausgesteckt haben und Flaggen wie Festschiffe, dem Alster- und Mühlenpavillon, der Wall-Halle schallt Musik, aber nicht Musik wegen der Musik, sondern nur als fröhliche Paukenschlägerin. Her und hin unter Bäumen und Häuserkolossen wogt die gaffende Menge. Seltener in jetziger Saison rollen die Equipagen. Unter dem hochgewölbten Porticus der Hotels nisten Kellner, gleich Gasthausschwalben, die neugierigen Köpfe vorsteckend. Auf den Marmorstufen aller dieser Paläste haben die Vierländer Mädchen, die karmin- oder violetbestrumpften Kinder der vier Kirchspiele Corslock, Ober- und Unter-Gamme und Kirchwerder, in denen es ganz holländisch hergeht, ihre duftende Waare ausgebreitet; ein Berg von Blumen, aus dem sie ihre Sträuße binden. Fein blickt das Gesicht aus den eng anschließenden schwarzen Bändern des Strohhuts, wenn diese Dirnen mit blendenden Hemdermeln und anmuthiger Miene den Vorübergehenden ihre Rosenbüschel zum Verkauf hinhalten.

Stolz schaut jenseits des Kanals vom Rathhausplatze die Rückseite der Börse herüber, in deren Nachbarschaft sich

alles drängt, wie anderswo um das Fürstenschloß. Auf den Alsterarkaden, längs dem Kanal hinab, Galerien und Terrassen mit Orangenbäumen. Ueber ihnen thronen auch wieder prunkende Hotels, z. B. das Petersburger. In dem eigentlichen Bogengange entfalten die Magazine ihren Reichthum. Die Juwelierläden stellen allen Schmuck, wie sanft auf Sammt in Futteralen, auf Alabasterplättchen aus. Elfenbeinschnitzereien, zum Theil kunstreiche; Napoleon, der Papst, alles, von der Venus bis zum Vierländer Sträußermädchen. Dieses spielt überhaupt eine Rolle, auch unter den zahlreichen Puppen aller Art, groß und klein, zierlich costümirt. Die Modistenläden sind voll von jenen vielfachen, buntglitzernden Bauernmützchen, durch welche ihre Trägerinnen besuchte Orte in eine Art Blumenbeet verwandeln, Gold- oder Silberstoff, mit Blüthen durchwebt, mit schwarzem Sammt eingefaßt. Alle Gegenstände der Frauentoilette so frisch, unberührt, ganz anders als auf Graben und Kohlmarkt zu Wien. Verhältnißmäßig aber nur wenig Damenputz, mehr Porcellan, Silber, Kostbarkeiten jeder Art. Man scheint weniger auf den Anzug als auf die Einrichtung zu halten, umgekehrt wie in der Kaiserstadt, wo jener überwiegt. Nur recht viele Krystalle, Schalen und Schüsseln; man schmaust bekanntlich hier noch lieber und besser als dort, liebt nach mehr Aufwand und Bequemlichkeit.

Am auffallendsten glänzt der Luxus im Bazar, in der grandiosen Perspektive der Bogenwölbungen, des feenhaften, glasgedeckten Transepts mit seinem Steinmosaik, seinen Kronleuchtern, den Wänden von weiß und grauem Marmor, den Götterbildern hoch oben ringsum auf dem Balkon unter Blumen. Abends, wenn die Gasflammen brennen, nehmen sich diese Hallen sehr blendend aus; dann blickt man vom runden Sitz im Pavillon beim Kronleuchter hinunter in eine geheimnißvolle Tiefe; aber statt der Undinen, der Gnomen, welche da unten ihr Wesen treiben dürften, erkennt das Auge einen Teppich von Zeitungen, auf dem Mahagonitische eines eleganten „Kellers“ ausgebreitet, und liest geläufig die groß gedruckten Namen französischer, brittischer, amerikanischer Journale.

Was blitzt und flimmert und lacht und duftet uns nicht alles aus den Gewölben zu beiden Seiten der Galerie und rund im Pavillon entgegen! Näschereien, Lebkuchen in den kühnsten phantastischen Formen, getrocknete Früchte aller Zonen, Parfümerien in's Unendliche; »Bouquet du Mogador, dédié au prince de Joinville.« In den kleinen Krystallkugeln zum Papierbeschweren Polleinelle, Nonnen, Eremiten und ihre Siedelei; alles was sich von Reisematerial, von Säcken und Taschen nur ersinnen läßt; eine ganze Bevölkerung von Puppen; ich glaube es sind deren in Hamburg an allen Ecken so viele als Menschen. Hier darf auch wieder die Vierländerin nicht fehlen mit ihrem gestickten Brustlatz und ihrem Zwillingskorb voll Blumen. Hier Kornelius Suhrs „Reise um die Welt,“ deren Besitzer nicht verschmäht, selbst an die Glasthüre zu kommen, uns dazu einzuladen; dort „Backenbärte in drei Minuten schwarz und braun gefärbt, für vier Schillinge;“ zahllose durchsichtige Seifenkugeln wie Seifenblasen, kokette Strumpfbänder, auf allen die gedruckte Widmung: „Aus Achtung und Liebe.“ Von den obligat darunter stehenden Strophen sey uns vergönnt zwei zu copiren, um eine Probe dieser Gattung von Hamburger Lyrik zu liefern:

Lebe froh und bau' auf meine Treue,
Nimm dieß Angebinde fröhlich hin;
Bis ich einst den lezten Blick dir weihe,
Steht unwandelbar mein treuer Sinn.

Ewig segne ich die schöne Stunde,
Da mein Herz das deine fand,
Und die Liebe zu dem schönen Bunde
Uns mit Rosenketten band.

Unter vielen kleinen Büsten bemerken wir besonders häufig die Klopstocks in der ihm heimathlichen Stadt. Daß dicht neben dem deutschen Dichter die Büste der Rachel steht, gehört zu den Ironien des Zufalls. Nicht weit davon die leichten graciösen Blumen von Menschenhand, gegen die man hier doppelt streng ist, weil überall lebendige in seltener Fülle prangen. Vom Myrthenkranze und der Todtenkrone aus weißen Rosen bis zum koketten Salonaufsatz finden wir hinter diesen Scheiben alle Blüthenschicksale und Phantasien ausgestellt. Weiter hinab die Zauberwelt der Muscheln und Korallen, alle Wunder der Tiefe, größtentheils heraufgefischt, um dem Luxus zu dienen: Lampen von Muscheln und Korallen, Flacons, Schreibzeuge, Thermometer; zu allem muß die Muschel sich hergeben.

Weit außen in der Perspektive des Portals gegen den alten Jungfernstieg sieht man die blaue wallende Fluth, und all das strahlende Silber in den Läden längs dieser Straßenzeile hat vollauf zu thun, wenn es mit dem Alsterbassin wetteifern will. Dort fällt auch ein sehr merkwürdiges, reiches Gewölbe auf mit den Schätzen Chinas; mächtige Vasen, kunstreiche Kästchen u. s. w.; unfern davon ein Magazin von ostindischen Shawls, was bei jedem auf einem eigenen Zettel bemerkt steht; Gewebe, luftig und farbenüppig wie ein Mährchen vom Indus; auch andere gestickte, ächt orientalische Zenge, so zart und weich geschmiegt. Schwere fremde Stoffe hängen von oben nieder an den Fenstern, groß wie Kirchenfenster, aus Einer Scheibe.

Statt uns in Betrachtungen zu ergehen über die ultrarealistische Tendenz, welcher hier im Allgemeinen die Literatur huldigt, mag es für das Ganze bezeichnender seyn, wenn wir Thatsachen summarisch reden lassen, und kurzweg die Titel der an den Fenstern in und um den Bazar ausgestellten Bücher, wie sie uns gerade in das fallen, copiren. Da lesen wir in der Glasgalerie: „Ganz Hamburg für 20 Schillinge.“ — „Briefsteller für Liebende.“ — „Amor und Hymen.“ — „Nieritzs Volkskalender.“ — »La Marseillaise,« in hübsch gedruckten einzelnen Blättern. — „Handbuch des Frankfurter Vereins zum Schutz der Auswanderer.“ — „Der Galanthomme oder der Gesellschafter wie er seyn soll.“ — „Maria Monk, die schwarze Nonne. Aus dem Englischen von Alvensleben (1852).“ — „Helgoland als Seebad.“ — „Bosko, der Kartenkünstler.“ — »Le postillon d'amour.« — Ferner außen am Bazar: „Das Buch von den Küssen.“ — „Der Huf des Pferdes, dessen fehlerfreie Erhaltung &c.“ — „Der ächte

Digitized by Google

kleine Däne oder die Kunst, die dänische Sprache in acht Tagen zu lernen." — „Die kleine Hamburger Köchin." — „Der unübertreffliche Hexenmeister." — „Was kochen wir heute?" — „Die radikale Heilung der Muttermahle." — „Der Schweizer Zuckerbäckermeister." — „Keine Hautkrankheiten mehr!" — „Das Weißhäckelbuch." — Bei Perthes, Besser und Mauke begegnen wir, unter allen möglichen „rothen Büchern" mit Goldschnitt und Unterweisungen im Englischen, Französischen, Dänischen, Italienischen, Spanischen u. s. w.: „Durch!" Antwort auf: „Wohin?" — „Illustrirter Fremdenführer nach und auf Helgoland, von Feodor Wehl." — „Geld und Geist, von Jeremias Gotthelf." — »Histoire de la restauration,« von Lamartine. — „Lord Palmerston, England und der Continent" u. s. w. — An den wenigen Kunstläden treten uns fast ausschließlich Hamburger Fischweiber, Vierländer Blumenmädchen, Hamburger Dienst- und Buttermädchen, Ansichten von London, Newyork und der Hansestadt selbst entgegen. Eigentlich lebt man durchweg hier schon halb in Amerika. Kaum daß ein paar Daguerreotypen sich zeigen. Ein Einziger hat auf diesem Weltmarkte ein Porträt ausgestellt, ein Oelgemälde in Goldrahmen, das Bildniß eines jungen Mannes, in einem Laden, mitten unter Cigarrenkistchen. Wo sich hier auch die Kunst blicken lassen sollte, wird sie überall nur als Sklavin des Luxus, nie um ihrer selbst willen erscheinen. Wir staunen zwar diesen Glanz der prächtigsten Stadt Europas an, aber sie läßt uns doch zulezt kalt, eben weil jene Weihe der Kunst fehlt. Gleich Goldpalästen funkelt es am Alsterdamme in den lezten Sonnenstrahlen. Dieses Alsterbassin ist eine Welt für sich, aber eine Welt ohne Erinnerungen. Wie anders, wenn man etwa zu Berlin von den Linden her gegen das Schloß und das Museum geht!

Von dem Fahren und Rennen, den Menschenwirbeln, wie in Wien, keine Spur in Hamburg. Die Hansestadt ist minder fieberhaft, das Blut jagt ihr nicht so rasch durch die Adern; es pulsirt gleichmäßiger. Der Hamburger ist klug, besonnen, rechnend und berechnet. Sehr einfach wandeln gewöhnlich auch die Leute einher auf diesem kosmopolitischen Korso: nicht Eine Erscheinung, es sey Mann oder Frau, von jener eigenthümlichen aristokratischen Auszeichnung des Geistes oder der Verhältnisse, von romantischem Anflug überhaupt. Alles ist gerade, bürgerlich, derb, schlicht. Wie sehr wir auch den Werth dieser Elemente anerkennen, sie lieben und achten, so wenig stehen sie doch in Einklang mit dem sie hier umgebenden Aufwand, mit der unglaublichen Großartigkeit des Prunks. Die neue Hammonia ist eine Stadt für Könige, aber nur voll von Kaufleuten. Alles andere verliert sich in der Menge. Nur Gestalten der Börse treffen wir unter den Bäumen, in den Pavillons und Restaurationen.

Verfolgen wir unsern Weg. Vor der Conditorei, dort an der Ecke zwischen altem und neuem Jungfernstieg, liegt ein Schiff voll Weibern mit appetitlichen weißen Hauben, plätschernd und waschend, selbst bei dieser Arbeit gleichsam einen gewissen Luxus entfaltend. Weiter hinauf gegen die Mühle wiegt sich ein „Ewer," ein Boot, welches die Waaren in die „Fleeten" oder Kanäle bringt, malerisch vor allen übrigen Fahrzeugen, voll unzähliger Wimpel, ganz lachend und bunt. Da flattern kleine und große Fahnen, alle nur ersinnlichen Wappenbilder und Farben: es ist „ein Hochzeitschiff." Vermuthlich wohnt das junge Paar auf dem Damme, in der Richtung, nach welcher das Schiff deutet. Stehen beide Familien oder Mitglieder der einen und andern mit der Schifffahrt in Verbindung, so fragt der Ewernfahrer sofort an, ob er sein Boot schmücken, die Wimpel aufhissen dürfe für die neue Ehe, die junge Flagge. Wenn man es nicht besonders ablehnt, steckt er alle Fahnen aus, die er besizt und vermag, und erhält dafür vier bis sechs Thaler. — Hamburger Cavallerie mit wehenden weißen Büschen, treffliche Pferde, wackere Reiter, sprengt über die Lombardsbrücke. Vor dem Staube flüchtend ruht man jenseits derselben gern in den rasenreichen Anlagen am äußern, mit Fahrzeugen und Schwänen übersäeten Alsterbecken. Bekanntlich gehören leztere nicht nur durch ihr schlankes, schneeiges Wesen und vornehmes Thun und Lassen, sondern auch durch den Besiz zu der Aristokratie, der Geldaristokratie unserer Hansestadt, und mancher arme Jüngling soll schon in spekulativen Träumen darüber gesonnen haben, welche annehmbaren Partien das wären, obgleich wir in einer Zeit leben, welche keine Prinzessin mehr in einen Schwan verzaubert. Unsere Tage vielmehr machen den Schwan zur Prinzessin, indem sie Kapital zu Kapital schlagen vom jährlichen Ueberschusse des reichen Vermögens, das ein seltsamer Testator diesen Vögeln der Leda vermacht hat. Wie mancher fahrende Schüler, der mit seinen lezten Brosamen am Ufer die strozenden Erbinnen füttert, möchte gern Schwanenritter werden, um sich in Eckhoffs Keller Champagner und Austern geben zu lassen! Zu bemerken bleibt, daß die Schwäne, wunderlich genug, unter dem Kriegsdepartement stehen, und zwar weil dieses allein über Hafer u. d. m. verfügt, als Subsistenz für dieses fliegende Corps eigenthümlicher Art. — Wie schön und frei der blaue See fluthet! Wie die Schwäne blendend da und dort auftauchen, sich mit den Wogen schaukeln auf und nieder, sich bald in ihnen begraben, bald wieder weiter schiffen! Und jene andern, riesigen Schwäne, die weißen Segel, wie sie kommen und gehen, hinschweben im Tanze, wie nach einer Musik, im Rhythmus des silberblizenden Elements! Der Blick kann sich nicht losmachen von diesem Finden und Suchen, Erscheinen und Schwinden. Mancher kleine Kahn, in dem sich die Menschen drängen, erscheint wie ein Korb voll Blumen, der auf dem abendrothen Wasser hintanzt. Welch Treiben am Gestade her und hin! Wer nicht mit seinem Boote über die Alster streicht, läßt wenigstens seinen riesigen Newfoundländer im Strome apportiren, der unermüdlich zurückkehrt, um mit immer neuen Illusionen und immer alter Treue heldenmüthig wieder hinein zu schwimmen. — Die ganze Scenerie will an diesen herrlichen Abenden wirklich an die Markusstadt erinnern. Nur die Gestalten sind nicht die phantastischen des Lido, und mehr wie von Rubens gemalt. Betäubend schwillt das Gewühl an Sonntagen. Das ist ein Rennen und Fahren, ein Summen und Schreien! Von allen Seiten bringen die mächtigen, hohen holsteiner Wagen, meist mit vier kräftigen Pferden bespannt, die Bewohner rasch nach der Stadt zurück, die am Sonntagmorgen wie auf der Flucht

Digitized by Google

und Völkerwanderung verlassen worden. Alles jagt, man will durchaus noch vor der Thorsperre, welche sich durch ein grelles, fünf Minuten langes Läuten todtenglockenartig anmeldet, den innern Umkreis erreichen.

Nur langsam ist in Westen die Glorie verblichen über den rothen und silbernen Wogen. Ein Zauber weiter, womit uns diese Nächte des Nordens bestricken — denn man muß Hamburg überhaupt im Sommer sehen, um es in seinem Glanze zu kennen — liegt darin, daß in ihnen die Sonne eigentlich nie ganz vom Horizonte scheidet, daß der Mensch das königliche Gestirn des Lebens nie ganz verliert. Unser Auge kann die ganze Nacht hindurch dem Kreise am Himmel folgen, den Helios uns unsichtbar beschreibt. Wie oft habe ich an meinem Fenster lange diesen rosendämmernden, verheißungsvollen Schein betrachtet, dieses Abendroth, das zum Morgenroth wird! Man mochte es nicht leicht in einem Jahre so vollkommen und rein genießen wie im gegenwärtigen, bei dem stets unbewölkten Firmamente des Julius. Mit diesem aber erloschen die „hellen Nächte,“ deren Magie uns fast zugleich an die Glut der Tropenländer und den äußersten Nordpol gemahnen wollte, in wundersamem Gemisch; die hellen Nächte, welche bekanntlich ein Viertheil des Jahres umfassen, und leise zu- und abnehmend an Schimmer, vom Mai bis zum Juli reichen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 39. 26. September 1852.

— Zürnst du, wenn trunken ein Dichter dir
Ausgießt des Lobes Weihungen? Zwar es sind
Nur Tropfen Thau's, doch deine Sonne
Macht sie zu farbigen Regenbögen.

Platen

Verse von Justinus Kerner.

1. Nach Edenkoben in der Rheinpfalz an König Ludwig von Bayern.

Könnt' ich aus des Körpers Weh
Eine Lerche frei mich schwingen,
Hell ob deiner sonnigen Höh',
Königlicher Aar, zu singen,

O dann säng' ich zu dem Rhein,
Wie zur Isar ich gesungen:
Hört! o hört! Er ist's allein,
Dem das hohe Werk gelungen,

Ob farbloser, banger Zeit,
Die uns thränenschwer umzogen,
Auszubreiten hoch und weit
Einen farb'gen Regenbogen;

Daß gedrückte Poesie,
Müde Kunst auf deutscher Erden
Wieder frisch erblühend wie
In vergangnen Tagen werden.

Blicke froh hinab zum Rhein!
Horch! dir jubeln seine Wogen!
Ueber ihm im goldnen Schein
Wölbt sich deiner Liebe Bogen.

Köln und Spey'r bezeugen das,
Farben sprechen's aus und Steine,
Und hellklingend manch ein Glas,
Das ein Hoch dir bringt am Rheine.

2. Im December 1851 in München.

Wer mich in Winters schlimmer Zeit
Jezt in der Isarstadt wird sehen,
Denkt wohl: wie konnte der so weit
Nach Winterfrost und Nebel gehen?

Ja, Nebel birgt des Himmels Licht,
Läßt sich auf all die Wunder nieder,
Nordstürme brausen, Schnee fällt dicht
Auf der Bavaria Riesenglieder.

Ich bin mir keines Frost's bewußt,
Ich fühle warm die Pulse pochen,
Und was ich sprech' aus offner Brust,
Von Herzen warm ist es gesprochen.

Erlösch' des Himmels Wärm' und Licht,
Hier fühlte man doch Wärm' und Wonne.
Aus Herzen und aus Bildern bricht
Zu München eine eigne Sonne.

Digitized by Google

Die Hausliteratur in England.

I.

1. Die Hausliteratur im Allgemeinen.

Man glaube ja nicht, daß Sonntags aller Handel und Wandel todt ist in London. Freilich der geräuschvolle Handel, der Handel, der Mann und Wagen, Geld und Gut in Bewegung setzt, verschwindet von der Straße an Sonn- und Feiertagen. Dagegen geht ein ganz stiller, harm- und geräuschloser Handel vor sich: das ist der Handel mit der Sonntagsliteratur, in England cheap literature, wohlfeile oder Pennyliteratur genannt. Unter dieser Benennung begreifen wir alle diejenigen Publikationen, die meist wöchentlich, einige alle vierzehn Tage, in Quart oder Oktav, 16 bis 32 Seiten stark, regelmäßig erscheinen und zu dem Preise von einem Penny oder höchstens zwei Pence in allen Ecken und Winkeln Englands ausgegeben werden. Sie richten sich alle ohne Ausnahme an das Haus, an die Familie, an die Million, d. h. an die Millionen Häuser, in welche sie alles, was sich auf das Haus oder die Familie bezieht, geistig reflektirt in der Gestalt eines eng gedruckten Bogens, niedlich zusammen gefaltet, hineinzubringen beabsichtigen.

Diese Blätter sind jeder Intelligenz, jeder Börse, jedem Hause angepaßt: materiell durch Druck, Preis und mehr oder minder angemessene Illustration; geistig in Bezug auf Gehalt und Darstellungsweise. Sie sind geschrieben für jedermann, jede Frau, jedes Kind. Es ist schwer zu sagen, was sich nicht abgehandelt findet in diesen literarischen Produktionen, von denen nur wenige von literarischem Werthe, manche aber von wirklich praktischem Nutzen sind für die Million, an die sie sich wenden. Sie handeln über alles und de quibusdam aliis, über alles und jegliches und noch über etwas, das über alles hinausgeht. Es ist ihnen nicht genug, in alle Zweige des menschlichen Wissens, der Literatur und Kunst (die Kochkunst mit einbegriffen) einzugehen; sie geben noch etwas, das außerhalb dieser Grenzen liegt; sie lassen sich nämlich mit dem Leser in eine förmliche Korrespondenz ein, beantworten in einer eigenen Columne alle Fragen, welche an die Redaktion über jeden beliebigen Gegenstand gestellt werden mögen. Dem Leser ist es freigestellt, sich an den Autor schriftlich zu wenden, und weitere Belehrung über die in seiner Publikation abgehandelten oder nicht abgehandelten Gegenstände zu verlangen. Der Autor fordert den Leser förmlich auf zu einer solchen Korrespondenz. Und nicht zufrieden mit dieser Privatunterhandlung, gehen viele dieser Blätter noch weiter und wollen den Leser belohnen, wenn er zeigt, daß er mit Frucht gelesen hat; und so schreiben sie Preise aus für die beste historische oder geographische Abhandlung, für die beste Uebersetzung einer bestimmten Stelle aus einem lateinischen oder griechischen Klassiker, für die beste Lösung eines gegebenen Räthsels, Schachproblems ꝛc. — Gemeinnütziges und Amüsantes sollen in diesen Blättern Hand in Hand gehen, und so werden Anekdoten und Charaden mit derselben Wichtigkeit behandelt, als ernstere Gegenstände, philosophische Abhandlungen, Erzählungen, Romane ꝛc.

Home, house and family — das ist das gemeinsame Band, wodurch alle diese Blätter im Zusammenhang miteinander stehen. Alle suchen dieses Band sogleich durch den Namen, den sie angenommen, anzudeuten, und so haben wir den family friend, family herald, family economist, family tutor (Familienunterweiser), oder den home circle, home companion, household words, household magazine, household friend, und noch eine Menge anderer Titel der Art. So wie nur eine neue Combination von home oder house oder family aufgefunden wird, kann man sicher seyn, daß am folgenden Tage eine neue Zeitschrift auskommt mit neuen Ansprüchen, und darauf sich stützend, daß sie das Meiste und Beste enthalte, was dem home, dem house, der Familie geistig dargeboten werden kann — — für Einen Penny. Erst in den lezten Jahren hat diese wohlfeile Literatur diesen ungemeinen Aufschwung genommen, in Folge von Umständen, die wir später entwickeln werden, und sie ist heute in beständigem Zunehmen begriffen.

Der Sonntag ist der Tag, wo der Handel mit der Pennyliteratur am stärksten vor sich geht. Nicht als wenn gerade an diesem Tage der Woche die Wochenschriften alle ausgegeben würden. Im Gegentheil, die meisten erscheinen während der Woche selbst; aber am Sonntag, wenn aller andere Handel ruht, hat der Engländer Zeit und Muße, sich sein „Gemeinnütziges und Amüsantes“ auszuwählen, einzukaufen und durchzulesen. Während alle andern Läden gesetzlich geschlossen sind, genießen die »periodicals«

Digitized by Google

die Zuckerkuchen und Cigarren das Vorrecht, zum öffentlichen Verkaufe ausliegen zu dürfen. Und nicht allein haben die periodicals ihre eigenen Kaufläden, stationer shops genannt, sondern sie liegen gewöhnlich auch in allen Läden zum Verkaufe aus, welche Kuchen oder Cigarren feil haben. Man kauft sich seine Pennybogen ein, gerade wie man eine Cigarre oder einen Kuchen kaufen würde. Für den Penny hat man die Wahl zwischen diesen drei Artikeln und die Versuchung ist keine geringe. Der Absatz der Pennyliteratur scheint jedoch am stärksten, und dieser ungeheure Absatz allein macht es erklärlich, wie für einen Penny so ungeheuer viel gedrucktes Papier verabreicht werden kann, trotz der starken Papiersteuer, die auf englischem Papier lastet. Der family herald zahlt wöchentlich an sechzig Pfund Sterling Papiersteuer, und es setzt dieß einen wöchentlichen Absatz von wenigstens 160,000 Nummern voraus. Die Papiersteuer beträgt 1½ Penny auf jedes Pfund Papier.

Die Engländer haben keinen Ueberfluß an öffentlichen Bibliotheken; wenigstens sind dieselben nicht leicht zugänglich, und wären sie es wirklich, so würden sie nicht in dem Maße besucht werden, wie die deutschen und französischen. Der Engländer will seine Literatur zu Hause haben; er will gemüthlich sitzen in seinem eigenen Hause und lesen. Das Lesen an seinem Feuerherde gehört zu seinen „Comforts," und diesen Comfort allen zugänglich zu machen, das ist der Hauptzweck dieser wohlfeilen Literatur.

2. Das Haus.

Um die Hausliteratur in England gehörig würdigen zu können, muß man das Haus in England mehr in dem allgemeinen Sinne von »home« nehmen, und das »home« wiederum, insofern es im Gegensatze mit »abroad« steht. Für den Engländer ist das »abroad« nicht allein der Continent. Wenn der Engländer von abroad spricht, so denkt er meist an das Weltmeer, an seine Colonien. Kein Engländer, der nicht einen seiner Angehörigen auf einer tief im Weltmeere begrabenen Colonie angesiedelt hat. Sie alle haben Freunde abroad, die dort wohnen, oder von dort zurückgekommen sind. An der friedlichen Feuerseite erinnert man sich der überstandenen Gefahren auf entlegener Küste, und so wird die Feuerseite, das »home,« doppelt angenehm und theuer. Ein großer Theil der Hausliteratur besteht aus Erzählungen vom abroad. Das home des Engländers ist somit innigst mit dem abroad verbunden, sowohl mit dem abroad, das die friedliche Feuerseite im Gegensatz von Sturm und Gefahr hervorhebt, als mit dem, von woher er seinen Kaffee und Zucker und Thee, d. h. alles, was das home comfortable, gemüthlich macht, bezieht. Die Hausliteratur bringt ihm alle diese Verhältnisse zum Bewußtseyn, und indem sie in alle Häuser eindringt, hat sie unendlichen Einfluß auf die socialen Zustände, während die frühere, die theure Literatur, höchstens der Ausdruck dieser socialen Zustände war. Und mag man noch so sehr diese Volksliteratur angreifen, der Volksappetit muß, wie der Engländer sagt, seine Befriedigung haben. »Let it be for good or for evil,« mag Gutes oder Böses daraus entstehen (da allerdings dieser Literaturzweig sehr viel Unkraut erzeugt), die Pennyliteratur ist nun einmal einer der stärksten Handelsartikel, und »trade must be supplied,« die Fabrik kann nicht, darf nicht still stehen, da die Nachfrage so stark ist.

Das Haus, an welches sich diese Literatur richtet, ist die Verwirklichung der deutschen Gemüthlichkeit; das deutsche Sehnen nach allem, was gemüthlich, findet sich im englischen Hause verwirklicht vor. Der Vereinigungspunkt aller Häuser auf dem Continent ist das Stadthaus; das Stadthaus stellt im Kleinen die Stadt in allen ihren Beziehungen dar, und die Architektur des Mittelalters hat in der äußern und innern Ausstattung eines Stadthauses diesen Punkt beständig im Auge gehabt. Sieht man dagegen in London und in England im Allgemeinen die fortlaufende Reihe der Häuser, alle gleich klein, gleich niedrig, und jedes doch so getrennt dastehend, mit seiner eigenen Schwelle und geschlossenen Thüre, so hat man überall das Dorf vor sich, die Landschaft. Kommt nun noch das Gärtchen vor dem Hause hinzu, so ist die Illusion vollständig und man geht zwischen diesen beiden Reihen von Häusern spazieren, so friedfertig, so ungenirt, wie die Hühner, welche über die Straße laufen, und die Hausliteratur findet so leicht ihren Weg zum Hause. In Paris fängt die Straße erst im Hause, oben auf dem Korridor an, wo die Behausungen der einzelnen Familien ausmünden. Um den Weg zu diesem Haus, das oft Dutzende von Familien in sich schließt, zu finden, muß man sich erst durchwinden durch die allmächtige porte-cochère und am mürrischen Portier vorbei. Dabei stehen die Häuser kreuz und quer durcheinander und die Stadt selbst steht in so schlechter Verbindung mit dem Land, daß schon die Bauern gänzlich von der Hausliteratur ausgeschlossen wären, wenn es eine solche in Paris geben könnte. In England stehen Land und Stadt in engster Verbindung; ein Haus ist wie das andere, allen Häusern liegt dieselbe sociale sowohl als architektonische Idee zu Grunde, und die Eisenbahn verbindet sie unter sich in den verschiedensten Richtungen. In Deutschland, wo die einzelnen Häuser schon durch Zollbarrieren so furchtbar geschieden sind — anderer Barrieren nicht zu gedenken — ist die Hausliteratur nicht zu Hause.

Digitized by Google

In England hat das Haus der Hausliteratur den Weg geöffnet. Das englische Haus, dem Abschein nach so abgeschlossen und mit eisernem Gitter von der zu nahen Berührung mit der Straße geschieden, steht mit den entferntesten Häusern Englands und einem großen Theile der Colonien vermittelst eines Penny (mehr betragen die Postgebühren für Briefe nicht) in Verbindung. In diesem Hause, in das am Ende jeder Woche die Provision für die ganze Woche gebracht wird, gehört die Hausliteratur mit zu den wöchentlichen Provisionen.

Indem wir hier von dem Hause im Allgemeinen sprechen, meinen wir jedoch vorzugsweise das Haus des Arbeiters. In England hat die Concentrirung des Kapitals eine Arbeiterklasse geschaffen, die an Ausdehnung und Bedeutung die aller andern Länder bei weitem übertrifft. Hiemit ist aber keineswegs gesagt, daß die Pennyliteratur sich ausschließlich an den Arbeiter und das Haus des Arbeiters richtet. Im Gegentheil, die meisten dieser Blätter beanspruchen den Vorzug, für alle Häuser und für alle Stände geschrieben zu seyn. „Ein willkommener Gast für jedes Haus, allen gleich nützlich und niemanden Anstoß gebend," so kündigt sich der family herald an. „Ein gemüthlicher Gesellschafter an der Feuerseite ist er für alle Klassen, für alle Stände, für jedes Alter und jegtichen Geschmack berechnet, für den Reichen sowohl als für den Armen, für den Frohen sowohl als für den Traurigen. „Er enthält etwas über Jegliches und für Jeglichen: Thatsachen und Philosophie für den Mann, Unterhaltung und Kurzweil für die Frau, Fragen und Probleme für die Jugend; interessante Erzählungen, außerordentliche Abenteuer, wundervolle Ereignisse, moralische und historische Skizzen, ausgewählte Poesie, lehrreiche Biographien, komische Skizzen, sinnreiche Allegorien; alles, was die Weisesten der Männer Weises ausgesprochen; nützlichen Rath, heilsame Warnungen, wissenschaftliche Entdeckungen, neue Erfindungen, Winke für Hausfrauen, praktische Recepte, merkwürdige Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, puzzles und riddles (kurzweilige Spiele, Räthsel), Sprüchwörter scherzhafter sowohl als ernster Natur, humoristische Einfälle, überhaupt alles was für die verschiedenen Glieder der Familie eine nützliche und harmlose Unterhaltung gewähren kann." So spricht der family herald.

Der »family friend« seinerseits behauptet mehr als alle andern Publikationen der Art ein Magazin für die Familie zu seyn. „Keine Klasse der Gesellschaft ist vergessen, kein Glied des häuslichen Kreises übersehen. Es ist ein Gentlemans-Magazin, ein Magazin für den Hausherrn und die Hausfrau sowohl als für die Hausmagd und den Hausknecht, ein Freund des Arbeiters, ein Schatz für die Mutter, eine Bildungsanstalt für die Jugend, ein Gesellschafter für das Kind. Es ist, wie der Titel bereits besagt, ein Magazin für häusliche Oekonomie, häusliche Unterhaltung, häuslichen Unterricht und praktische Wissenschaft."

Der »family economist« schreibt obenan in seiner Ankündigung: „Ein Magazin für „Alle." Es hat zum Hauptzweck: Belehrung für Alle. Es handelt über alle Gegenstände, die mit dem Hause zusammenhängen. Alles was den häuslichen Comfort zu vermehren beitragen kann, wird mit Sorgfalt in dieser Publikation abgehandelt und besprochen."

3. Classifikation.

Um eine Uebersicht über die verschiedenen hieher gehörigen Blätter zu gewinnen, ist es vor allem nothwenig, dieselben zweckmäßig zu classificiren. Da alle behaupten, an alle gerichtet zu seyn und über alles zu schreiben, so möchte man geneigt seyn, jeden Versuch einer Classifikation nach dem Inhalt oder nach der jedesmaligen Classe von Lesern, welche vom fraglichen Blatte in Anspruch genommen wird, aufzugeben und sich einfach an die chronologische Ordnung zu halten, in welcher die verschiedenen Unternehmungen nacheinander aufgetaucht sind. Aber auch hier stellen sich Schwierigkeiten in den Weg, da die meisten derselben in den lezten vier Jahren so schnell nach einander in's Leben getreten sind, daß die rein chronologische Unterscheidung ebenfalls von keiner Bedeutung scheint. Wir müssen uns daher darauf beschränken, im einzelnen Blatte nachzuweisen, welcher Stoff vorzugsweise darin behandelt worden ist. Denn wenn auch Alle Alles in's Haus zu bringen und Etwas über Jegliches Jeglichem darzubringen vorgeben, so ist doch dieses „Etwas" immer ein etwas „mehr oder weniger," je nachdem dieser oder jener Gegenstand der Hausliteratur mit mehr oder weniger Sorgfalt bearbeitet, je nachdem diese oder jene Classe der Gesellschaft mehr oder weniger im Auge behalten ist. Das „mehr oder weniger" der „Miscellaneous," womit diese Pfennigliteratur so reichlich durchsäet ist, die mehr oder minder angenehme „Kurzweil," wie Räthsel, Charaden, so wie die guten Lehren und Maximen, Auszüge aus Classikern, und überhaupt das mehr oder minder „Weise, welches die weisesten aller Männer gesagt haben," und das der Pennyliteratur so gut zu statten kommt, um die weißen Stellen und Lücken zwischen größern Artikeln auszufüllen — dieses mehr oder minder kann hier nicht in Betracht kommen.

Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß Weisheit und Moral, Sentenzen und Maximen, Kurzweil und Ernst, Gemeinnütziges und Unterhaltendes nie so offen auf der Straße gelegen, den Leuten nie so oft in die Hände gefallen und dann wieder so leicht den Händen entronnen, als heutigen Tages geschieht,

Digitized by Google

gerade in Folge der allenthalben verbreiteten Hausliteratur. Die Weisheit, welche Sonntags so wohlfeil erkauft und mit so großer Wonne gelesen worden, eignet sich so gut am folgenden Tage zum Einpacken, und da das gedruckte Papier beinahe so wohlfeil ist als das weiße, so versäumt die sorgsame Hausfrau nie, dem ersteren den Vorzug zu geben und ihre Einkäufe mit „Geist und Gemüth" zu umwickeln. So zerbröckeln und zerstäuben sich alle die guten Gedanken und schönen Maximen, laufen beschmuzt und zerfezt bei dem Lumpenhändler ein, um nachher wieder frischer und glänzender, in schönerer Form oder gar als „Diamantenstaub" (wie bei Eliza Cook) zum Vorschein zu kommen. Es ist der alte Rock, der gewaschen und in Folge chemischer Operationen wieder ein ganz neues Aussehen gewonnen hat. Wenn dieser alte Rock, der neu geworden, abermals alt wird, dann bleibt auch kein Fetzen gut an ihm.

Es ist merkwürdig, mit welcher Raschheit diese Blätter in den lezten Jahren auf einander gefolgt sind und wie die beständigen Bestrebungen, diesem Theile der Presse einen besseren, gehaltvolleren Charakter zu geben, wieder von concurrirenden Bestrebungen durchkreuzt wurden, welche bloß die gänzliche Ignoranz des Publikums auszubeuten im Auge hatten. Zu den älteren Erscheinungen, obwohl nicht über neun Jahre hinaus reichend, gehören der family herald und das London Journal. Dann tauchten wie mit einem male Reynolds's Miscellany, der family friend, family economist und family tutor und der home circle auf. Diese alle können auf literarischen Werth und Originalität keinen Anspruch machen, obgleich sie alle tief in's Publikum eingedrungen sind und einen ungeheuern Absatz haben. Nun trat Charles Dickens mit seinen household words auf und hob unstreitig die wohlfeile Literatur. Dasselbe war früher von Eliza Cook's Journal in einer niedrigeren Sphäre versucht und durch Chambers Publikationen in einem weit ausgedehnteren Kreise wirklich erreicht worden. Da kam aber wieder eine wahre Sündfluth von cheap literature, die das, was die eben genannten mit 1½ oder 2 Pfennigen zu bewirken beabsichtigten, für Einen zu leisten versprachen. Hieher gehören household magazine, der home companion und eine Menge anderer desselben Schlags. Eine Gegenwirkung wurde versucht von leisure hour (Mußestunde), dem popular educator und dem true Briton. Aber gleichzeitig traten wieder andere Blätter in's Leben, die auf geradem Wege in's Haus zu dringen und die bereits ansäßigen zu verdrängen suchten. Zu dieser Klasse gehört z. B. das Cabinet, das nicht allein eine Korrespondenz mit dem Leser anknüpft, sondern auch die Leser veranlaßt, unter sich in Korrespondenz zu treten (natürlich in eine wissenschaftliche), sich gegenseitig Fragen zu stellen und Antworten zu geben, ihren Scharfsinn gegenseitig zu üben und ihre Bedenken durch gegenseitige Mittheilungen zu beseitigen. Das »English Woman's magazine« wendet sich an die Hausfrau und sucht sie durch glänzende Versprechungen zu bestechen. Es hat 25 goldene Uhren eigens für seine Leserinnen anfertigen lassen; der Uhrmacher selbst legt Zeugniß ab über die richtige Ablieferung der Uhren, und die Leserinnen brauchen sie bloß abzuholen im Zeitungsbureau, natürlich nachdem sie dieselben verdient haben. Und wie kann man eine goldene Uhr verdienen? Durch fleißiges Studiren des Magazins, durch Lösung der Fragen, die gestellt werden — lauter Dinge, die voraussetzen, daß man vorläufig das Magazin gekauft hat.

Fassen wir nun diese Literatur näher in's Auge, so müssen wir vorab die Blätter unterscheiden, in denen die Novelle, die Erzählung, der Roman mehr vorherrschend ist. Zu dieser Klasse gehören vorzugsweise der family herald, das London Journal, Reynolds's Miscellany, der home companion und in gewisser Beziehung Eliza Cook's Journal.

Der Roman des family herald unterscheidet sich vor dem anderer Blätter dadurch, daß in demselben das Leben von der heitern Seite dargestellt wird. Kommen Widerwärtigkeiten vor, so sind diese leicht überwunden und die Tugend siegt zulezt. Die Intrigue ist mehr oder weniger vermieden. Der Held darf sich weder erstechen noch vergiften; er darf nie verzweifeln, sondern muß durch Arbeit die Braut gewinnen, und sollte er sich zu Tode arbeiten. Die Geschichte läuft gewöhnlich darauf hinaus, daß er sich eine sociale Stellung im Leben verschafft, eine „Situation." Diese „Situation" ist gemeiniglich commercieller Natur. Entweder wird der Held des Romans erster Kassier, erster Clerk, oder er bekömmt sogar einen Antheil an der „Firm;" wesentlich verschieden von der französischen Novelle, wo der Held immer ein angehender Künstler oder Literat ist, der mit der Noth des Lebens sowohl als mit den Schwierigkeiten seiner Kunst oder Wissenschaft zu kämpfen hat, hat die Hausnovelle des family herald es gewöhnlich mit Helden zu thun, die auf dem Comptoir oder in der „City" thätig sind, und welche im französischen Feuilleton unter dem Namen Calicots (Ladenschwengel) die komischen Figuren abgeben würden. Das business oder Geschäft ist im family herald die Hauptsache; dieses Feld ist das eigentliche Schlachtfeld, wo seine Heroen ihre Tapferkeit zu bewähren haben. Das Geschäft ist hier von seiner schönen Seite dargestellt. Der Roman »of real life,« d. h. der Roman, der aus dem Leben gegriffen, ist gerade derjenige, welcher aus dem Handel gegriffen ist, und da der family herald zu Lesern gewöhnlich solche hat, die entweder ein »comfortable home« errungen oder im Ringen nach einem

Digitized by Google

solchen begriffen sind, so muß er, um die ersteren zu befriedigen und die lezteren nicht zu entmuthigen, seinen Helden damit endigen lassen, daß er der englischen Glückseligkeit theilhaftig wird und den Antheil an der Firma erlangt. Sind die zu überwindenden Schwierigkeiten zur Erlangung einer Situation zu groß, dann spielt der Roman nach den Colonien oder nach Australien hinüber; der Held wandert aus; es entspinnt sich zwischen den Zurückbleibenden und dem Auswanderer ein sentimentales Verhältniß, das weiter ausgesponnen die Fabel des Romans bildet, bis die Vereinigung durch Heirath u. s. w. stattfindet. Von Verführung, von Ehebruch oder sonstigen nicht legalen Liebesverhältnissen darf im family herald keine Rede seyn.

Das London Journal ist in dieser Hinsicht weit weniger bedenklich; auch spielt hier die Schattenseite des Lebens eine bedeutende Rolle im Roman. Das Verbrechen wird uns in seinen verschiedenen Formen vorgeführt. Vergiften und Erstechen sind nichts Ungewöhnliches in den Romanen des London Journal, und fällt auch der Unschuldige manchmal als Opfer, so wird doch der Schuldige und Schuldbewußte niemals happy und comfortable. Das leztere ist gleichsam ein Zugeständniß, welches das Journal der sogenannten »respectability,« dem englischen Schicklichkeitsgefühle zu machen gezwungen ist. Die Fatalität, von welcher der harmlose family herald nichts wissen will, tritt im London Journal entweder in der Form von Jesuiten auf, die die Wege des Helden durchkreuzen, oder in der Form von Enterbung, die seine Plane von Glück und Ehrgeiz zerstört. Der Held im London Journal hat als leztes Ziel, ein „Gentleman" im englischen Sinne des Wortes zu seyn und zu bleiben; da aber ein Gentleman außerdem eines gewissen Estate, d. h. eines Grundbesitzes bedarf, um die Rolle des Gentleman auch äußerlich durchführen zu können, so wird sein Ehrgeiz angespannt, nach solcher Unabhängigkeit zu streben, wenn er dieselbe nicht etwa als zweitgeborner Sohn einer reichen Familie von Hause aus besizt. Oder aber durch Großmuth, Edelsinn, oder sonstige fatalistische Umstände kommt er um sein Vermögen, um seine Unabhängigkeit. Dann sucht er, troz aller widerwärtigen Umstände, die Rolle des Gentleman zu behaupten und wird dann schließlich für seinen Edelsinn belohnt, indem ihm der „Estate" in der Form von Erbschaft oder Heirath zufällt.

In Eliza Cooks Erzählungen ist das Leben mehr von der Seite aufgefaßt, wo es das Mitgefühl anderer in Anspruch nimmt. Die Heldin der Erzählung ist z. B. eine Nähterin; sie arbeitet in einer der finstern Werkstuben, wo die Mädchen zusammengedrängt sitzen ohne Luft und Licht und ihr Leben stichweise verdienen müssen — jeder Stich ein Stich in die Zeit. Allem Mangel und Elend preisgegeben, werden die Mädchen zulezt Opfer der Verführung. Die Heldin entgeht gewöhnlich dem Untergang durch irgend einen glücklichen Zufall. Dieser Zufall führt zur rechten Zeit die Eltern oder Freundinnen herbei und sie wird gerettet. Was aus den tausend andern Geschöpfen wird, die keine Eltern, keine Freundinnen haben, davon schweigt die Geschichte. Aber durch Eliza Cooks Erzählungen öffnet sich uns doch manchmal ein Blick in das real life derjenigen, die keine commercielle Stelle in der City beanspruchen können.

Reynolds Miscellany spekulirt auf den Schreck. In seinen Erzählungen ist das Phantastische vorherrschend. Alles, was Furcht, Schrecken, Entsetzen einjagt, ist im reichlichen Maße dem Leser geboten. Geister und Gespenster, das sind die Haupthelden. Reynolds Hauptvorbild ist der Dumas'sche Monte-Christo; aber er gibt diesen Charakter nur in einer Carrikatur wieder. Die übernatürlichen Eigenschaften, welche Monte-Christo durch übernatürliches Leiden erlangt, werden den Helden Reynolds auf eine unnatürliche Weise verliehen, durch einen Bund mit Dämonen. Reynolds Helden haben alle den fascinirenden, die Menschen fesselnden und beherrschenden Blick, den die französischen Romantiker ihren Helden so gern verleihen, als das Resultat „tiefer Weltanschauung", was zu der wirklichen englischen Welt wie eine Faust auf das Auge paßt. Reynolds hat förmlich tiefer gegraben in die seichte Tiefe der modernen französischen Literatur. In jedem andern Lande als England, dem Reiche des wirklichen Lebens, würde das Reich der Fiktionen, das Reynolds geschaffen, als höchst abgeschmackt erscheinen. Aber gerade durch den Gegensatz mit dem wirklichen Leben hat das Gespensterreich in England Anklang gefunden, jedoch immer nur bei der niedern Klasse des Volks. Das respektable Haus ist für Reynolds Blatt immer verschlossen geblieben. Zu dem bessern Theile desselben gehören die kleinen Novellen und Erzählungen, die offenbar einen deutschen Charakter haben, und die erst seit den lezten sechs Monaten erscheinen.

Unterhaltung und Belehrung sind, wie gesagt, die Hauptpunkte, welche die Pennyliteratur im Auge hat. In den obengenannten und andern ähnlichen Blättern erscheint die Unterhaltung in der Form von Erzählung und Roman. Aber damit ist die Unterhaltung in denselben keineswegs abgethan. Die Erzählung ist, so zu sagen, bloß der Leitartikel, dem die »petits faits« in der größten Mannigfaltigkeit folgen. Anekdoten und Charaden, Musikstücke und Stickmuster rc. das alles fällt unter die Rubrik von Unterhaltung. Die Belehrung begreift dann philosophische und moralische Abhandlungen, Auszüge aus Klassikern, statistische Nachrichten, biographische

Digitized by Google

Notizen u. s. w. in sich, jedoch immer in untergeordnetem Maße, so daß die Erzählung, der Roman, welcher die Nummer eröffnet, die Hauptsache bleibt.

Wir kommen nun auf die Blätter zu sprechen, in denen die Erzählung mehr in den Hintergrund tritt, um dem raisonnirenden, belehrenden, auseinandersetzenden Stoff den ersten Platz einzuräumen. Zu dieser Klasse gehören vorzugsweise household words, Chambers Edinbourgh Journal, leisure hour, und theilweise Eliza Cooks Journal und der true Briton. In household words und Chambers Edinbourgh Journal werden besonders Erscheinungen aus dem wirklichen Leben als Ergebnisse der socialen Zustände besprochen. Skizzen, philosophisch moralische Abhandlungen, Reisescenen, das alles fällt in ihr Gebiet. In household words wird alles, was die bürgerliche Gesellschaft als normal erzeugt, wie Bank, Börse 2c. von der anomalen Seite dargestellt. An jedem Gegenstande weiß Dickens, unter dessen Leitung die household words erscheinen, die verkehrte, die lächerliche Seite herauszufinden und sie mit Witz hervorzuheben. In Chambers Journal dagegen wird das Anomale in der Gesellschaft, wie Orgelspieler, Seiltänzer, Straßenfeger 2c. ganz normal behandelt; die Orgelspieler werden geordnet, klassificirt und auf ihren Wallfahrten durch London begleitet und beschrieben. In household words wird uns das entfernt Liegende näher gebracht dadurch, daß dasselbe auf uns nahe liegende Gegenstände reducirt wird. So erscheint die kolossale Bank Englands mit ihren Banknoten als eine alte Dame, die eine Leihbibliothek hält. Die Stöße von Banknoten, die immer wieder in die Bank zurückfließen, werden den ausgeliehenen Büchern verglichen, die alle zehn Jahre als Makulatur beseitigt oder verbrannt und durch neue ersetzt werden. In Chambers dagegen wird das nahe Liegende uns noch weiter entrückt, indem er an allen Gegenständen, an allen bürgerlichen Institutionen darzuthun sucht, daß das, was uns so einfach erscheint, seinem Wesen nach keineswegs so einfach ist. So wird uns das Postinstitut mit allen seinen Verwicklungen auseinandergesetzt, und der Brief, bevor er an uns gelangt, wird auf allen Wegen verfolgt, die er durch die verschiedenen Postbüreaux hindurch zu machen hat. Um das Lächerliche von Reiseschilderungen und deren ewiges Einerlei hervorzuheben, zeigt uns Dickens, wie die Städte, welche der Leser nur in ihren Sonntagskleidern zu sehen gewohnt ist, in ihren Werktagsanzügen aussehen, d. h. statt uns sofort die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, führt er uns durch die schmutzigen Wege und Gassen, welche zu diesen Merkwürdigkeiten führen.

Zu der dritten Klasse von Blättern rechnen wir alle diejenigen, in denen das Haus im engern Sinne, die Haushaltung, Garten und Küche die Hauptrolle spielen, ohne daß deßhalb das übrige „Unterhaltende und Gemeinnützige“ völlig ausgeschlossen würde. Hierher gehören der family economist, der family friend etc. Der family economist hat es besonders mit der Küche, dem Garten, der Kleidung und sonstigen zur innern Haushaltung gehörigen Gegenständen zu thun. Alle seine Erzählungen, die in keiner Nummer fehlen dürfen, laufen darauf hinaus, nachzuweisen, wie man mit der geringsten Summe das home comfortabel machen kann. Die Hausmedicin, Hygiäne und Diätetik sind trefflich behandelt, besonders wenn man bedenkt, für welche Klassen von Lesern alles das bestimmt ist.

Der family friend behandelt dieselben Gegenstände mit größerer Affektation und sucht besonders der Eigenliebe des Handwerks und seinem Durste nach Wissenschaft zu schmeicheln. Technische Kunstgriffe werden als Wissenschaft dargestellt, Definitionen von Phrasen, Wörtern 2c., Lösung von Charaden werden als Gelehrsamkeit ausgegeben.

Zu den mehr rein didaktischen Blättern gehören der family tutor, familiar things, popular educator und the working man's friend. Alle diese behandeln mehr oder weniger Abschnitte aus der Geographie, Geologie, Geschichte, technische Gegenstände, Kunstgegenstände 2c. die einen bruchstückweise, die andern in der Form einer wissenschaftlichen Blumenlese; andere wieder geben in einer geordneten wissenschaftlichen Form jede Woche einen Abschnitt aus der Grammatik, einen andern aus der Geschichte u. s. w.

Zunächst müssen wir nun noch ein Moment hervorheben, das allen eigen ist und das diese englische Hauslitteratur wesentlich von allen andern literarischen Erzeugnissen sowohl innerhalb als außerhalb Englands unterscheidet. Wir meinen die Notices to Correspondents.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

IX.

Will man die Geschichte Venedigs in ihren Glanzpunkten und dazu den ganzen Geist und Sinn der Venetianer sehen, so muß man wiederholte Gänge durch das Innere des weitläufigen Dogenpalastes machen.

Treten wir durch das gothische Portal Foskari links am Ende der großen Westfronte, da wo die Markuskirche anstößt, ein, so finden wir den großen Hofraum auf der westlichen, südlichen und östlichen Seite von den drei Flügeln des Palastes umschlossen; auf der nördlichen steht der Markusdom, in welchen der Doge durch eine eigene Treppe gehen konnte. In der Mitte des Hofes sind zwei große Brunnen, aus denen halb Venedig mit süßem Trinkwasser versorgt wird. Die Regierung konnte die Brunnen verschließen, wenn das Volk nicht folgen wollte. Aus den Cisternen, zu deren schöngemeißelter oberer Umfassung etliche Stufen führen, holen die hübschen Wasserträgerinnen das Trinkwasser, das sie verkaufen, mit einem Eimer heraus und füllen damit zwei kleinere kupferne Eimer, die sie schwebenden Gangs dahin eilend auf einem schmalen, schwanken, vorn und hinten sich überbiegenden Holze über der Schulter tragen. Diese Wasserträgerinnen haben neben den Gondelführleuten und neben den Schiff- und Fischweibern, welche Kopf und Oberleib in ein großes weißes, von hinten nach vorn heraufgeschlagenes Tuch hüllen, allein noch eine besondere Tracht in Venedig. Rock, Schürze, Mieder in entschiedenen, rothen oder blauen Farben, weiße Hemdermel, keck auf dem Scheitel ein ziemlich spitzer schwarzer Filzhut mit schmaler Krämpe und sammtnem Bande, unter demselben die rabenschwarzen Haare mit großen hellschimmernden Nadeln aufgesteckt — das nimmt sich wirklich hübsch aus.

Im östlichen Flügel ist der Aufgang zum Palast durch die sogenannte Riesentreppe. Antonio Rizzo baute dieselbe; in die marmornen Stufen und Geländer sind schöne schwarze Arabesken eingelegt. Oben auf der Treppe stehen die „Riesen," d. h. die großen Bildsäulen des Mars und des Neptun, des Kriegs- und des Meergottes, aus Marmor gemeißelt von dem großen Hofbildhauer der Republik Jak. Sansovino. Eben derselbe hat die „goldene Treppe," die 1793 neu geschmückt wurde, angelegt und verziert. Die goldene heißt sie, weil hier oben die Nobili sich in das goldene Buch einschreiben lassen mußten. Unten seitwärts an der Treppe im Corridor ist noch die schmale Oeffnung in der Mauer, in welche wie bei einer Postbrieflade durch einen (von den Franzosen herabgeschlagenen) Löwenrachen die geheimen Anklagen und Angaben geworfen wurden, welche den Staatsinquisitoren die staatsgefährlichen Vorgänge, Reden, Plane und Personen im Gebiete der Republik verriethen. Da war kein Nachbar vor seinem Nachbar, kein Bruder vor seinem Bruder sicher. Ein Zettel in dieses Loch geworfen — welch eine furchtbare Waffe war das in der Hand der Selbstsucht, des Hasses, des Neides! Zwar sollte der Angeber seinen Namen unterzeichnen, um für seine Angaben zu haften, aber was war schon ein durch falsche oder gar nicht unterschriebene Namen bei der geheimen Justiz erweckter Argwohn werth für ein Herz voll Rache und Treulosigkeit! Wenn eine Anzeige gemacht war, wurde in der Regel die Person nicht sogleich gefaßt, sondern erst durch einen andern, der von der Anklage und dem Inhalte derselben nichts wußte, umlauert, und wenn dessen Angabe, die er in eine andere Maueröffnung weiter oben einzuwerfen hatte, mit der Anzeige übereinstimmte, oder sonst gefährlich lautete, wurde der Verbrecher verhaftet und vor das geheime Gericht gezogen. Wurde von diesem ein Angeklagter für unschuldig befunden, so wurde der Angeber davon zu seiner Warnung benachrichtigt, denn diese fromme und gerechte Republik konnte falsche Ankläger und ungerechte Anklagen ja nur mit Wehmuth und Abscheu in ihrem Reiche wissen.

Oben am Treppenportal halten Herkules und Atlas die venetianische Welt; sie sind über zwei Säulen von Tizian Aspetti gemalt und tragen noch heute rüstig diese längst zusammengesunkene Macht. Durch die Bibliothekzimmer tritt man in den großen Rathssaal der 1200 venetianischen Untergötter, der Nobili. An der östlichen Wand hängt das Paradies (der Ort der Seligen) von Tintoretto, das größte Gemälde der Welt, 74 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Es enthält nicht weniger als 16,000 Köpfe — ein Engländer hat sie gezählt. Das heißt den Pinsel führen Jacopo Robusti, so hieß eigentlich dieser Maler, dessen Bildern wir so oft in Kirchen und Sammlungen begegnen, war kein gewöhnliches Talent, ein leidenschaftlich bewegter Geist voll Kraft, zu rascher Wirkung äußerlicher Schaustellung; mit dem breiten Pinsel

Digitized by Google

tauchte er in die dunkeln Farben, die er liebte, nicht als ob er sie auf der Palette hätte, sondern als ob er am Farbleffel seines Vetters, der ein Färber war, arbeitete. Tintoretto hieß man ihn, „den Färber,“ der es von einer hohen Stufe der Ehren auch bis zum Sudler herabzubringen wußte, so daß sein alter Meister Tizian im Zorn ihn einmal an der Kehle packte und die Treppe hinunter warf. Aber gerade diese nicht eben höfliche Entlassung aus der Schule, dazu die liebe Armuth machten den Schüler zum Meister. Er zeichnete nach Michel Angelo und den Antiken Tag und Nacht; den Kopf des Kaisers Vitellius zeichnete er immer auf's neue; Tizians Werke copirte er um des Kolorits willen unermüdlich; er zeichnete die Modelle bei Laternenlicht, um ein sehr starkes Helldunkel sich anzubilden; er machte sich Modelle aus Kreide und Wachs, bekleidete sie sorgfältig und sezte sie in Häuschen von Pappe und Holz, brachte in den Fenstern kleine Lampen an für grelle Lichter und Schatten; er hing große Gliederpuppen mit Fäden an die Decke und zeichnete sie in verschiedenen Stellungen, um die selbst einem Tizian noch nicht geläufigen Gesetze der Perspektive zu lernen; er trieb Anatomie, er übte sich an nackten Gestalten in allen Bewegungen und Verkürzungen, um seinen Bildern reichstes Leben leihen zu können; er zeichnete lebendige Modelle durch ein Drahtgitter, damit ihm ja die Natur nicht um ein Haarbreit entschlüpfe. So gewann er einen Reichthum an künstlerischen Mitteln, mit denen er auch prahlerisch, unbesonnen, ruhelos verschwenderisch hauste. Massenweise für die Massen wollte er wirken; er malte auf Schattengrund in blauen und grauen Tinten eine Fleischfarbe wie rothen Wein; alles schnell, gewaltig, stürmisch bewegt, fabrikmäßig zugleich, immer ohne höhere Weihe, oft verworren, ja wüst, aber nie schwächlich. Nur in seinen prächtigen Porträtköpfen blieb er eben so der geniale Schüler seines großen Meisters, als der würdige Sohn wahrer, gediegener Kunst. Tintoretto hatte auch einen Sohn Domenico und eine Tochter Marietta, welche malten. König Philipp II. lud leztere nach Madrid ein, sie starb aber in früher Jugend, ehe sie nach Spanien kam.

Der große Rathssaal, in welchem Tintoretto seinen mächtigen Pinsel am mächtigsten, obschon nicht zum besten geschwungen, bot noch Raums genug für ein halb Dutzend rüstige Hände. Diese großen Wandflächen waren dazu gemacht, die Thaten Venedigs zu verherrlichen. An der Decke ließ Paolo Veronese die Dame Venezia vom Ruhm gekrönt, von der Ehre und den Frieden und der Freiheit zu Juno und Ceres, den Göttinnen der Größe und des Glücks, geführt werden. Tintoretto versezte sie mit dem Dogen da Ponte unter die Götter selbst. Palma ließ ihr vom Siege die Krone aufsetzen und umgab sie mit all den Tugenden, die sie nicht hatte. An der nördlichen Wand ist die Geschichte von Papst Alexander und Kaiser Barbarossa dargestellt: wie der Doge Sebastiani den Papst in Venedig mit einem Besuch überrascht; wie die zwei Gesandten des Raths den Papst fragen, was man dem Kaiser für eine Antwort geben solle; wie der Papst dem Dogen eine geweihte Kerze überreicht; wie Friedrich I. den Gesandten Audienz in Pavia gibt; wie der Papst dem Dogen ein Schwert übergibt zum Kampfe gegen des Kaisers Sohn bei Pirano; wie der Papst die absegelnde Flotte segnet; wie der Sohn des Kaisers, Admiral Otto, in der Schlacht von Pirano gefangen genommen wird — des Kaisers Sohn von einem Nachfolger der Dogen, die bis zu Kaiser Otto III. Vasallen des deutschen Reichs waren und dem Kaiser einen Mantel aus Goldstoff als Tribut senden mußten — wie ferner der gefangene Otto vor den Papst gebracht wird, welcher dem siegreichen Dogen seinen lezten Ring zusendet; wie Otto den Papst um Erlaubniß bittet, nach Pavia zu seinem Vater gehen zu dürfen; wie der Kaiser Barbarossa vom Papste, der ihm den Fuß auf den Nacken sezt, Absolution erhält; wie der Papst nach Ancona begleitet wird und endlich wieder im Vatikan ankommt. Das sind keine freudigen Erinnerungen für eine deutsche, eine schwäbische Seele, und man möchte nur dreinfahren, wenn so ein lumpiger Cicerone diese Siege über die Tedeschi in aller Welt Zungen vor aller Welt Augen und Ohren auslegt. Nun, Curtatone, Custozza, Novara und schließlich Malghera sind auch etwas, aber des Papstes Fuß auf des Kaisers Nacken — ist er schon heimgegeben?

Behaglicher betrachten wir die Rückkehr des Dogen Andrea Contarini nach dem Sieg über die Genueser bei Chioggia; die Erstürmung Constantinopels durch den 98jährigen blinden Enrico Dandolo; die Audienz, in welcher der Sohn des Kaisers Isaak um Befreiung seines eingekerkerten Vaters bittet; die Krönung Balduins zum Kaiser des Orients durch den Dogen Dandolo. Deß mögen sich die Venediger rühmen, wenn es ein Ruhm ist für verkommene Enkel, nur von der Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter zu zehren.

Ganz oben am Saale ringsum ziehen sich in einer Reihe die Bildnisse sämmtlicher Dogen von dem ersten, Paoluccio Anafesto, bis Lodovico Manin mit der gepuderten Perrücke, dem lezten Dogen. Das sind 120 großentheils kraft- und ausdrucksvolle Köpfe. Den Zeitraum von 697 bis 1797, volle tausend Jahre füllen ihre Namen aus, und was für einen Namen haben sie sich und ihrer Stadt gemacht! Nur des Dogen Marino Faliero Bildniß fehlt; seine Stelle ist leer, decapitatus pro criminibus, „enthauptet als Staatsverbrecher,“ steht unter seinem Namen.

Der Wahlsaal der Dogen ist wieder voll von Schlachtenbildern. Die Erstürmung der Dardanellen

Digitized by Google

durch Giustiniano, die Schlachten und Siege von Lepanto, Acre, Zara schmücken die Decke. An der nördlichen Wand steht der Triumphbogen des Dogen Morosini, der das Königreich Cypern, Morea und Cefalonia in einem Jahre eroberte. Dazu malte Palma ein jüngstes Gericht, in dem er seine Geliebte erst unter die Seligen, und als sie ihm untreu wurde, unter die Teufel sezte. „Das ist des Malers Fluch.“

Aus dem Saal führt ein breiter Spitzbogen hinaus auf den westlichen Altan, von wo zum Volke gesprochen, die Wahl der Dogen verkündet und der Gewählte selbst dem Volke vorgestellt wurde. Wenn das geschah, so fuhr dem neuen Dogen der Ring, das Zeichen seiner Herrschaft, vom Markusthurme an einer Schnur herab, ohne Zweifel als von der himmlischen Braut ihm zugesandt, der er sich dann jährlich feierlich anzutrauen hatte. Der Name der Maria, der Gottesmutter, der Himmelskönigin, der Weltbeherrscherin, wurde in der römischen Kirche von jeher gern mit dem lateinischen Wort mare, in der Mehrzahl maria, die Meere, zusammengestellt, und wenn es bei der Schöpfungsgeschichte in der lateinischen Bibel heißt: die „Sammlung der Wasser“ nannte Gott maria, so konnte man ja nicht anders als an Maria denken, diese „Sammlung aller Gnaden.“ Gleicherweise wurde die Maria mit dem aus dem Meere aufsteigenden lieblichen Morgen- und Abendstern verglichen; in dem Festgesange auf die heilige Jungfrau wird sie gegrüßt als des Meeres Stern, die hohe Mutter, die immer jungfräuliche, die selige Pforte des Himmels. In dem für das Concil zu Constanz gedichteten Gesange soll sie, der lichte Stern des Meeres, arge Stürme stillen, das Schifflein Petri vor dem Riß behüten und als ein sicherer Hafen für die Schiffer die Bitten ihrer Kinder gnädig hören. So wurde sie als die Schutzgöttin der Schiffer selbst verehrt und der goldene Ring, den der Doge von Venedig zum Andenken an den Seesieg über Barbarossa seit 1177 an jedem Himmelfahrtstag als Sinnbild der Vermählung seiner Stadt mit der Adria, d. h. der Herrschaft Venedigs über sie, vom Bucentoro aus in das adriatische Meer werfen mußte, war nichts als ein der heiligen Jungfrau, der die maria, die Meere beherrschenden Maria geopferter Brautring.

Dieses herrliche Meer und diese herrliche Stadt darin — ein prachtvollerer Blick in dieselben kann sich nirgends eröffnen als an einem solchen Sonnentage wie heute vom südlichen Balkon des Dogenpalastes. Die Inseln, der Lido, draußen die Reihe der Küstenschiffe gleich weißen Schwänen, hier innen über dem Kanale drüben San Giorgio, die Giudecca, die prächtigen Kuppeln der gegenüberstehenden Kirchen, dann gerade hinunter linkwärts die Menge der Gondeln und Schiffe am Ufergang bis hinab zu dem Napoleonsgarten — wie das unter dem klarsten Himmel im blauen blanken Wasserspiegel schwimmt und schimmert, strahlt und wiederstrahlt — ein Anblick, über alle Beschreibung reich, groß und herrlich!

Füllen wir nur das Auge mit Licht und Duft, denn ein anderer, ganz anderer Anblick thut sich sofort uns auf. Vom obern Stockwerk aus übersieht das Auge die bleigedeckten Kerkerlucken auf dem Dache des östlichen und südlichen Flügels, nächstdem tritt der Fuß über die Schwelle des Vorzimmers der drei Staatsinquisitoren. Hier geht durch die Mauer das Loch, in welches die Bestätigungen der Anklagen durch die verordneten Auflaurer eingeworfen wurden. Dann kommt das geheime Rathszimmer der furchtbaren Drei und aus ihm führt eine Thüre für die Freigesprochenen hinab in's Freie, ein anderes Pförtlein, die porta fatale aber für die Verurtheilten hinüber zu der Seufzerbrücke und hinunter oder hinauf in die Kerker, von denen es keinen Rückweg gab. — Ehe wir unserem Nikolo dahin folgen, müssen wir vorher den Saal der Senatoren (der lezte Senator, Pisani Moretto, starb vor vier Jahren) und darin den Ruhm und sogar auch die Heiligkeit Venedigs, so wie den Kampf des (Markus-) Löwen gegen die auf dem Stiere fliehende Europa sehen; dann den Thron- oder Audienzsaal, in welchem, von Paolo gemalt, der siegreiche Admiral für die Schlacht bei Lepanto dankt, wie der Doge Mocenigo für die Errettung Venedigs von der Pest. Frömmigkeit, nirgends verabsäumt, das sey die Hüterin der Freiheit, die Grundmauer des Freistaats, schrieben die alten Räuber und Heuchler mit goldenen Buchstaben neben das allerdings prachtvolle Bild von Paolo Veronese, das den Raub der Europa durch den Vater der Götter als sprechendes Sinnbild der kühnen Griffe des frommen Löwen darstellt. Nun ja, auch der alte Götz von Berlichingen, auch der italienische Bandite wußte frommen Dank zu sagen dem Gotte, „unter dessen Schutze“ er ein paar Reisende mitten im Walde niedergeworfen und ausgeplündert.

In dem Saale der Zehn kommt wieder Alexander III., wie er dem vom Sieg über Kaiser Rothbart bei Bassano zurückkehrenden Dogen Sebastiano entgegengeht, und dann nochmals das fromme Venedig, das „von Altersher fromme“ Venedig, wie es zwischen Italien und Karl V. Frieden schließen hilft. »Ad Italiae securitatem firmandum accessit prisca Venetorum pietas!«

Im Schlafzimmer des Dogen, dessen Tonnengewölbe mit goldenen Rosetten in den Füllungen geschmückt ist, und dessen prachtvollen Kamin von Sansovino in feinster Renaissancesculptur wir bewundern, ist jezt eine kleine Sammlung von Antiken, worunter ein Ganymed, eine Leda und andere alte Bildhauerarbeiten von großer Schönheit sind. Ein Zwischenzimmer enthält einen alten Plan von Venedig,

Digitized by Google

angeblich von Albrecht Dürer, eine früheste Landkarte von Europa, Afrika und Asien von der Hand eines Mönchs Mauro vom Jahr 1460, dazu einige arabische Karten, so wie die Landkarten des berühmten venetianischen Weltdurchwanderers Marko Polo.

Aber wer will alles sehen, alles merken? Ernüchtern wir uns von der Masse des Gesehenen und Genossenen zum Schluß auf eine recht gründliche Weise mit einem Gang dahin, wo das fromme Venedig dem Himmel die Sorge für sein Wohl und seine „Freiheit" abzunehmen pflegte, auf die Bleikammern hinauf, in die Kerker hinab. Die Bleidächer — da ist die Zelle, in welcher Graf Silvio Pellico in unsern Tagen saß, der Dogenkapelle gegenüber; dort in der andern Ecke ist eine der Behausungen Casanovas. Diese berüchtigten Dachkammern, außen mit Blei gedeckt, sind innen meist mit Brettern gedielt, ziemlich geräumig, allerdings sehr hoch oben für Fluchtversuche, aber an dem heißen Junitage fanden wir sie luftiger, kühler, als zum Theil die bisher durchschrittenen Gänge und Säle; doch werden Juli und August schon einheizen. Diese piombi waren für Leute von Auszeichnung, welche Verbrechen begangen hatten, die niemand errathen durfte, „auch sie selbst oft nicht."

Dagegen sieht man in dem Gewirre von Gängen, Stiegen und Schluchten enge, fast luftdicht verschlossene Löcher, eben groß genug zu einem Sarg für Lebendige. Durch Maueröffnungen wurde den von allem Lichte abgeschlossenen Unglücklichen Wasser und Brod hineingeschoben. Die feuchten Wände waren übrigens mit Holz gefüttert und belegt. Als die Franzosen kamen und die Freiheit in diese von der dahingesiechten Republik lange nicht mehr benuzten Schauerstätten bringen wollten, fanden sie nur Einen Gefangenen, einen alten Raubmörder; die Unschuld, die man befreien wollte, war entweder längst in diesen steinernen Gräbern gestorben oder überhaupt in der edeln Republik nicht mehr aufzutreiben gewesen. Die Befreier legten Feuer an die hölzerne Verkleidung der Kerker, das Holz brannte weg, und Kohle und Ruß umrahmen noch die Oeffnungen, die wie ausgebrannte Cyklopenaugen uns anstarren. „Gefängnisse der aristokratischen Barbarei, zerstört im ersten Jahre der italienischen Freiheit," schrieben die Franzosen am 25. Mai 1797 über den Eingang zu den Kerkern.

Einige derselben waren dreieckig gebaut mit schrägen Seitenwänden, so daß der Gefangene auf seinen Spazlergängen von sechs Schuh Länge nur mitten im Gemach aufrecht wandeln konnte, rechts und links sich stoßen oder kriechen mußte. Die eigentlichen rechten Strafplätze aber waren erst unten in der Tiefe, die sogenannten Brunnen, in die man die Fremden nicht mehr führt. Bei Fluthzeit konnte das Meerwasser, sagt man, von außen hereindringen. Unseres Führers venetianischer Patriotismus will das nicht zugeben; aber hat man nicht auch Huß zu Constanz in ein solches Loch tief im Wasserthurme geworfen, daß der Rhein es durchnäßte und überschwemmte? Die allertiefften dieser Rattenlöcher hat man vor der wehmüthigen Gegenwart geradezu vermauert. Lord Byron soll sich einen Tag lang in ein solches Gewölbe haben einsperren lassen, um seine Schauer recht durchzugenießen.

Wenn man auf dem Kanal unter der Seufzerbrücke, über die wir sehr nachdenklichen Fußes hin- und zurückschritten, in der Gondel hinfährt zwischen Dogenpalast und Staatsgefängniß, so zeigen sich an lezterem die übereinanderstehenden Reihen der Kerkerlöcher mit armdicken Eisenstäben vergittert. Aber was thut nicht die Lust zur Freiheit und die menschliche Geduld? Konnte Casanova neben seinem Mitgefangenen sich schlafend stellen, und während jener wirklich schlief, mit einem Sponton, den er zu verbergen wußte, gleich einer Ratte die dicke Diele unter und hinter seiner hölzernen Schlafstelle durchritzen, bis er nahe am Ende der Arbeit entdeckt und strenger verwahrt wurde, so konnte mit unhörbarer Feile selbst eine solche faustdicke Eisenstange durchsägt werden. In der That sieht man an mehr als einem jener Gitter breite Spuren solcher Versuche, und dicke eiserne Ringe mußten zur Unschädlichmachung derselben an solche angenagte Gitterstäbe angeschweißt werden.

Nun aber hervor und hinaus an's lichte, freie Tageslicht! Vom reinsten Himmel brennt die Sonne auf die Lagunen, auf die Mauern und Quadern, still ist's über den heitern Markusplatz hin, wir eilen die schattigen Arkaden entlang in's gastliche Haus zu einem saftigen Bissen und sezen auf das treffliche Mahl unter der kühlen Veranda unserer von einem Schweizer musterhaft gehaltenen Restauration ein Glas edelsten Cyperweins zur gerechten Belohnung für alle die Leiden und Freuden, die wir vor und in den unvergeßlichen Räumen des Dogenpalastes genossen haben, dieses Palastes, den nach Marino Faliero's blutigem Ende kein Doge mehr bewohnen wollte und in welchem alle leuchtendsten Farben und glänzendsten Bilder die blutigen Spuren, die daran kleben, die dunkeln Geister, die darin umgingen, und die finstern Schauer, die darin verschlossen sind, nicht hinwegzaubern können.

Um zwei Uhr beim deutschen Kaffeehause! Gesagt, gethan! Wie wir uns so zusammenfinden und unsere Tasse trinken, welch ein Wunder begibt sich? Eine, zwei Minuten vor zwei Uhr sehen wir eine und die andere Taube über den Platz herfliegen und auf den Dächern sich niederlassen. Immer mehrere der traulichen Vögel rücken heran. „Passen's auf, jezt kriegen Sie was zu seh'n!" Aller Augen richten sich auf das zu erwartende Schauspiel. Da holen die Mohren des Uhrthurms feierlich aus mit dem großen Hammer

Digitized by Google

— Eins! und ein allgemeines Geflatter erhebt sich, Zwei! und es rauscht über den Markusplatz, über die Dächer her vom Flügelschlage von hundert und aberhundert Tauben, die sich an ein Fenster des dritten Stocks der alten Prokuratien stürzen. Der verschlossene Laden geht auf, eine Duenna schüttet ein Maß Gerste auf das breite Gesimse. Das ist nun ein Picken und Ticken, bis nach wenigen Minuten die wohlgefütterte Schaar lustig wieder in alle Winde fliegt, um morgen, übermorgen, jeden Tag zurückzukehren zu der milden Hand, die sich einer Stiftung gemäß getreulich und täglich zur selben Minute aus demselben Fenster heraus aufthut mit freundlicher Atzung. Und wirklich war es uns jeden Tag ein neues Behagen, mit dem Schlag zwei Uhr, nicht früher und nicht später, den ungezählten Schwarm der lieben klugen Thiere zur Tafel eilen zu sehen. Die Freiheitshelden von 1848 u. s. w. aber mußten natürlich auch den Frieden dieser armen Tauben stören, und so viele sie treffen konnten, vom Dache wegschießen.

Der Mittag ist heiß, die Kirche ist kühl. Also hinüber zum heiligen Markus, dem uns allein noch übrigen Wunder an diesem Platze der Wunder! San Marko schließt den Platz gegen Osten ab und ist der stetige Augpunkt desselben. Wie der Dogenpalast, so bleibt auch er dem Beschauer ein schweres Räthsel und Auge und Gemüth hat immer neu zu arbeiten, sich den Geist, der in diese Bogen und Kuppeln und Spitzen hinein gebaut ist, anzuempfinden und durchzuschauen. Man könnte diesen Bau als den umgekehrten Dogenpalast bezeichnen. Auch er ist ein zwieschlächtiges Wesen, ein kolossaler Widerspruch, eine erzwungene Vereinigung von Morgenland und Abendland, von starrer Gebundenheit und freier Bewegung. Am Palast ist die Freiheit, das aufgeschlossene Leben und Weben unten, die todte, unfreie Masse oben; an der Kirche ist das schwer lastende Unfreie unten, das Freie und Leichte oben aufgesezt. Der ernste, abgemessene Rundbogen nämlich ist die Grundform, und auf denselben ist die gothische Spitze gepfropft. Dieser Doppelcharakter spielt nun zwar, wie auch am Dogenpalaste, durch das Element der Farbe und der Lichter und Schatten immerhin in einander über, aber zu einer ruhigen, klaren Einheit kommt es nicht; es ist das Spiel der Romantik, welche, je nachdem die Licht- und Seelenstimmung wechselt, bald feenartig heiter, bald gespenstig trübe über diesen steinernen Widerspruch hinschwebt.

Wie das ganze Venedig und seine ganze Geschichte ist denn auch dieser Bau voll Lust und Last, voll Heiterkeit und Wehmuth, wie Tod und Leben, anziehend und abstoßend, erhebend und niederdrückend zugleich; es gibt keinen Ausdruck dafür in der Sprache, weil es keinen einigen Eindruck davon in der Seele gibt. Bei aller Pracht dieser Erscheinung, die für mondbeglänzte Zaubernächte wie geschaffen ist, bleibt eine Unbefriedigung für den wachen, Klarheit, Entschiedenheit und Harmonie verlangenden Geist, und es bleibt dabei: den Venetianern fehlte sichtlich die Tiefe und der Reichthum des Geistes, „der Geist des Gemüthes," um Orient und Occident, in deren Mitte sie gestellt waren, anders als eben äußerlich zu vermitteln. Es war ein glänzender Verstand, ein Staat, der, was er hatte und ergreifen konnte, nur für einen Raub hielt, nicht zu einer neuen, selbsteigenen Schöpfung verarbeiten konnte durch die zeugende Kraft der selbstlos sich hingebenden Liebe. Venedig hatte alles, versuchte und suchte alles Größte und Schönste, suchte in allem aber nur sich selbst.

Siamo Venetiani, poi Christiani — zuerst Venetianer, dann erst Christen — so hat keine Nation und keine Stadt ihre Selbstsucht zum erklärten Wahlspruch zu machen gewagt. Der Menschheit hat Venedig so gut wie nichts gegeben, dem Himmel wenig genug. In der That, wie sein geistiges, so war sein religiöses Bedürfniß und Vermögen ein ziemlich mittelmäßiges. Nachdem es seinen heiligen Markus an sich gerissen, hatte es damit seinen Gott, und ob auch noch eine Reihe anderer Heiligen mit Kirchen bedacht wurde, so sind doch die dreißig Kirchen der Stadt für eine Bevölkerung von früher 200,000 Köpfen, so wie für die gegenwärtige von 120,000 wahrlich nicht zu viel; eine Kirche auf 4000 Seelen, das ist kein Luxus, und wie klein sind diese Kirchen zum großen Theil!

Zu allen Zeiten war der kirchliche Sinn dieser fürstlichen Kaufleute und Diebe, zumal die Gesinnung gegen die römische Kirche, sehr kühl und zurückhaltend. Kam ein Profit dabei heraus, wie im Kampfe gegen die Saracenen, gegen die Hohenstaufen und gegen Frankreich, da hielt Venedig zum Nachfolger Petri, im übrigen aber genügte ihm San Marko, und die Bannstrahlen des Vaticans fürchtete es weniger als Könige und Kaiser. Ließ sich das erst kluge, dann fromme Venedig die katholische Kirche immerhin gefallen, das Papstthum hielt sich der Löwe gründlich vom Leibe. Venedig war nie ghibellinisch, nie welfisch, immer Venedig. Als Innocenz III. Frankreich mit dem Interdikt belegte, Johann von England und Kaiser Otto IV. excommunicirte, trozte ihm allein der blinde vierundneunzigjährige Dandolo. Obwohl dieser bei Gefahr von Bann und Interdikt zu einem Kreuzzug nach Palästina verpflichtet war, überzog er den christlichen König von Ungarn mit Krieg, belagerte Zara, eroberte Constantinopel, bat den Papst nicht einmal um Zurücknahme des Banns. Wiederum schleuderte Sixtus IV. später seinen Fluch auf die Stadt, die sich weigerte, mit Ferrara, das sie mit einander befehdet hatten, Frieden zu schließen. Aller Handel mit Venedig wurde verboten, aller Gottesdienst

Digitized by Google

untersagt, die ganze Geistlichkeit abberufen, alles venezianische Eigenthum eingezogen, die Stadt sollte recht-, ehr- und gebetlos seyn. Da untersagte der Rath der Zehn die Bekanntmachung der Bulle, rief die landesflüchtigen Geistlichen zurück, belohnte die folgsamen, drohte den trotzigen mit Verlust der Klostergüter, befahl im Gottesdienst fortzufahren. San Marko sey mächtig auch ohne Rom, Venedig habe seinen Heiligen im Himmel, wie jedes Volk den seinigen. Der Krieg gegen Ferrara wurde fortgeführt, der Friede nach eigenem Ermessen geschlossen. Papst Sixtus starb aus Aerger über seine Ohnmacht, sein Nachfolger nahm den wirkungslosen Fluch zurück.

Hatte aber die Welt, hatte Europa etwas von diesem Auftreten gegen die Papstmacht? Venedig sorgte nur für sich, es war nicht so romantisch, auch für andere sich zu opfern, wie das deutsche Kaiserthum. Siamo Venetiani! So mußten alle Geistlichen auch Venetianer seyn, der römische Stuhl durfte im weiten Gebiet der Republik kein Bisthum besetzen ohne den Senat. „Empfange Ring und Stab von Gott und dem heiligen Markus!“ mit diesen Worten belehnte der Doge in frühern Zeiten. Als im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach langem Frieden die Kunst und die Kirche zumal die Flügel heben wollten, da verbot der Senat jeden kirchlichen Neubau, jede Schenkung an die geistlichen Anstalten und zog verbrecherische Geistliche vor das weltliche Gericht. Papst Paul V. drohte, der Senat erneuerte und verstärkte seine Beschlüsse. Da wurden 1616 Doge und Senat in den Bann gethan, und wofern nicht in drei Tagen willfahrt werde, sollten in ganz Venedig die Kirchen geschlossen werden. Wieder verbot der Senat die Bekanntmachung der Bulle, zog die heimlich verbreiteten Exemplare ein, drohte dem päpstlichen Gesandten mit Lossagung der Republik von Rom. Der berühmte Paul Sarpi vertheidigte auf Begehren den Staat gegen die Kirche, trotz den gegen ihn gedungenen Meuchlern. Als der Generalvikar von Padua erklärte, er wolle thun was ihm der heilige Geist eingeben werde, erwiederte der Podesta, der heilige Geist habe dem Rathe der Zehn bereits eingegeben, die Ungehorsamen hängen zu lassen. Die Geistlichkeit sah ein, daß hier Gehorsam besser sey denn Opfer. Nur die Jesuiten wollten nicht Messe lesen. Da packte der Senat die ganze Gesellschaft zusammen auf Schiffe ein und ließ sie unter dem Freudengeschrei der Menge in die Verbannung segeln. Franciskaner und Kapuziner, die sich ebenfalls unwillig bewiesen, wurden nachspedirt. Später vermittelte Frankreich; aus Gefälligkeit für König Heinrich IV., der früher der Republik eine Rüstung geschenkt, wolle man zwei geistliche Verbrecher dem französischen Gesandten überliefern, hieß es. Dieser gab sie dem päpstlichen Abgeordneten und dieser, „weil er sie als weltliche Verbrecher erfand,“ gab sie scheinbar freiwillig dem Rathe der Zehn zurück. Der Papst hob den Kirchenbann auf; die Jesuiten kehrten zurück, mußten aber wie die Juden alle drei Jahre um Verlängerung ihres Aufenthalts einkommen.

So gut katholisch war Venetia »la dominante.« Selbst Jesuitin durch und durch hatte sie für die Jesuiten keinen Raum; selbst mit der besteingerichteten Inquisition versehen, bedurfte sie der päpstlichen Inquisition nicht und ließ sie nicht zu.

Das nächstemal betrachten wir den Markusdom näher von außen und von innen.

Digitized by Google

Feuerfühler. *

Der geistvolle Verfasser der odisch magnetischen Briefe hat uns neulich in der Allgemeinen Zeitung eine Welt erschlossen, die noch vor wenigen Jahren kaum irgend jemand ahnte. Schon jezt wird der Mann der Wissenschaft und gewissenhaften Forschung nicht mehr zweifeln, daß auf der Basis jener Mittheilungen eine ganz neue Weltauffassung sich entwickeln dürfte, und daß, wenn nicht alles, so doch das meiste von dem, was bisher als thöricht entweder verlacht oder als unerklärlich mit geheimnißvoller Scheu betrachtet wurde, sich auf einfache Naturgesetze zurückführen läßt, die man bisher nur noch nicht hinlänglich kannte, um sie eben als Gesetze hinstellen zu können. Es ist dieß nur ein Gewinn für die Wissenschaft, wie für die Fortbildung der Menschheit zu einer naturgemäßeren und darum höheren Weltanschauung. Gewiß nun hängen mit jener Urkraft, welche der Verfassee der erwähnten Briefe „Od" nennt, auch noch andere Erscheinungen zusammen, und vielleicht ließe sich dahin die Begabung der Hochschotten und der Bewohner mancher andern Länder zählen, theils ihr eigenes, theils anderer Schicksal genau in der Gestalt vorauszusehen, wie es sie bald früher bald später wirklich erreicht. Betrug kann bei solchen Sehern nicht im Spiele seyn, da gar zu viele Beispiele dagegen sprechen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine eigenthümliche Fähigkeit bei solchen Personen anzunehmen, die doch nur in ihrer erhöhten Sensitivität ruhen kann.

Wer vermag die Zahl derer zu nennen, die mit so fein fühlenden Nerven begabt auf Erden wandeln! Der Gebildete, der sich selbst zu beobachten pflegt und dem etwas daran gelegen ist, Erscheinungen, die Anfangs überraschen, natürlich zu erklären, spricht sich gegen andere aus, wird mithin früher oder später als ein eigenthümlich Begabter erkannt. Seltener ist dieß der Fall bei dem gemeinen Manne. Dieser spricht von dem, was er sieht, was ihm „vorkommt," was als unklare Ahnung ihn beunruhigt, höchstens vorübergehend mit seines Gleichen, wodurch er entweder in den Ruf eines klugen, d. h. ungewöhnlich begabten Mannes kommt, oder als Geisterseher mehr gefürchtet als geachtet wird. Dem Gebildeten ist er schwer zugänglich, am wenigsten enthüllt er einem solchen sein innerstes Heiligthum, weil er stillschweigend voraussezt, daß man ihn als närrischen, eingebildeten Kauz verlachen würde, wenn er alles haarklein erzählen wollte, was ihm schon zugestoßen ist in seinem Leben, was er noch täglich sieht, während es den Augen anderer verborgen bleibt.

Das sogenannte zweite Gesicht, vorzugsweise heimisch in den unwirthlichen Gebirgsschluchten des schottischen Hochlandes, zeigt sich bekanntlich in anderer Form auch auf dem deutschen Festlande, wie in Westphalen und in den rauhen Gebirgen Mitteldeutschlands. Eben dahin müssen die an den Küsten der Nordsee, besonders auf den friesischen Inseln vorkommenden Erscheinungen gerechnet werden, die man dort mit dem Namen „Vorspuk" bezeichnet. Ob diese Gabe des Voraussehens verwandt seyn mag mit dem odisch magnetischen Fluidum, wäre vielleicht einer gründlicheren Untersuchung werth. Es ist ferner häufig die Rede gewesen von Personen, welche mit Leichtigkeit, auch ohne das Hocuspocus der Wünschelruthe, in der Erde verborgene Quellen entdecken. Man hat solche Personen Wasserfühler genannt, und der Verfasser der genannten Briefe hat dargethan, daß dieselben nur stark sensitive Naturen, daß sie Odträger sind.

Haben Sie auch schon von **Feuerfühlern** gehört? Erlauben Sie dem Schreiber dieser Zeilen, daß er Ihnen schildern darf, was man unter einem Feuerfühler oder Feuerahner, oder wie ein solches Individuum zu nennen seyn möchte, versteht.

Es ist mir nur eine einzige Person bekannt, die sich dieser wunderlichen Begabung nicht bloß rühmt, die sie auch wirklich in einem so merkwürdigen Grade

---

* Wir geben diesen Artikel, ohne eine Bemerkung dazu zu machen, da in einer kleinen Abhandlung, die wir in Kurzem geben zu können hoffen, diese und verwandte Erscheinungen zur Sprache kommen werden.

D. Red.

Digitized by Google

besitzt, daß sie in Folge derselben schon höchst unangenehme Verwickelungen zu überstehen gehabt hat. Man könnte allerdings veranlaßt werden, die ganze Sache für Täuschung, vielleicht sogar für böswillige Täuschung zu erklären, spräche nicht eine sehr große Menge von Beispielen für das Unbestreitbare ihrer Angaben. Gesezt aber auch, es liefe Täuschung mitunter, so läßt sich doch nicht behaupten, daß diese Täuschung eine absichtliche sey.

Die erwähnte Person ist eine hoch bejahrte, aber noch immer sehr rüstige Frau, die sich ihr Brod als Bötin verdient. Ihr Aeußeres ist ernst, fast streng, ihre Sprache salbungsvoll. Auch liebt sie es, in die gewöhnlichsten Erzählungen eine Menge Sprüche der heiligen Schrift einzuflechten, wie sie denn überhaupt voll von dem Worte Gottes ist. Dieß empfiehlt gerade nicht, auch spricht es weder für Offenheit noch Geradheit des Charakters. Indeß kann ihr niemand mit Grund etwas Schlechtes oder nur Unredliches nachsagen. Diese sonderbare Frau nun behauptet, das Feuer, mag es nahe oder fern auflodern, ein paar Tage, wenigstens aber einen Tag vorher zu fühlen, zu sehen, zu hören.

Zu einer Zeit, wo theils in dem Wohnorte dieser Frau, theils in der Umgegend sehr häufig Feuersbrünste entstanden, die höchst wahrscheinlich von frevler Hand herrührten, glaubte sich die Behörde berechtigt, die unselige Prophetin gefänglich einzuziehen, denn es ward weit und breit ruchbar, daß die allbekannte Botenfrau aus .... jeden Brand vorausgesagt, ja bei einzelnen sogar die Häuser bezeichnet hatte, die demnächst von den Flammen verzehrt werden würden. Was lag näher als die Vermuthung, daß die schwatzhafte Alte wohl selbst bei diesen Unglücksfällen betheiligt seyn möge, daß sie wenigstens Kunde davon haben müsse? Man sperrte sie also ein und verhörte, verhörte sie wiederholt und scharf, und noch heute kann man ihre zu den Akten gegebenen Aussagen lesen.

Das Gericht sah sich genöthigt, die Alte nach einiger Zeit wieder zu entlassen, denn die sonderbare Person erklärte unumwunden, daß man sie einsperren und in Ketten und Banden legen könne, wie man wolle, die Gabe des Feuerfühlens würde man ihr damit eben so wenig rauben als es verhindern können, daß heute da, morgen dort, jezt nahe, dann wieder in weiter Ferne der Widerschein eines Brandes den Himmel röthe. Es kam sogar mehr wie einmal vor, daß die Feuerfühlerin ihrem Verhörrichter erzählte, es werde nun bald da oder dort brennen, denn sie sehe so eben die Feuerwolke, höre das Rauschen des Feuerwindes. Man achtete darauf, ließ die bezeichnete Gegend bewachen, um versichert zu seyn, daß kein Bösewicht Ursache einer Feuersbrunst werden könne; allein es half nichts, die Flammen brachen doch aus und verzehrten die bezeichneten Gebäude.

Es ist Thatsache, daß die genannte Person im Jahre 1842 den großen Hamburger Brand drei Tage vor seinem Ausbruch voraussagte, obwohl sie kaum wissen mochte, daß es ein Hamburg gab, noch weniger wo es lag. Die Feuerwolke allein, die nur ihr Auge sah, zeigte ihr an, daß in weiter weiter Ferne eine ganze Stadt in Flammen stehen müsse. Aehnliches sagte sie voraus bei andern großen Bränden, die fünfzig und mehr Meilen von ihrem Wohnorte entfernt entstanden. In der Nähe, d. h. in einem Umkreise von mehreren Meilen, behauptet sie jedes Feuer, mag es noch so klein seyn, voraus zu wissen, zu „fühlen," wie sie sagt, und zwar ist es ganz gleich, ob die betreffende Feuersbrunst böswilliger Brandlegung, bloßer Unvorsichtigkeit oder einem Naturereigniß, wie dem Zünden eines Blitzschlages ihre Entstehung verdankt.

Als gewöhnliches Zeichen eines nahe bevorstehenden Feuers nennt die eigenthümliche Seherin das Aufleuchten einer Wolke, der „Feuerwolke," wie sie spricht. Meistentheils zeigt sich dieses Phänomen ihrem Auge gegen Abend, gleichviel ob der Himmel klar oder bewölkt ist. Sie beschreibt sie als ein brandroth gefärbtes Wolkengebild, das entweder über dem Gebäude, welches den Flammen verfallen soll, unmittelbar sichtbar wird, oder sich gegen dasselbe hinzieht. Entsteht das Feuer in größerer Entfernung, so zeigt die Feuerwolke nur die Richtung an, wo der Brand aufleuchten wird.

Ungewöhnlicher ist die zweite Form der Erscheinung, welche der Seherin sagt, daß eine Feuersbrunst nahe bevorstehe. Dieß ist der „Feuerwind." Hört die Seherin diesen Wind, so zeigt sich die beschriebene Wolke nicht. Der Feuerwind springt auf bei tiefer Windstille, am Tage wie bei Nacht, und ist der begabten Person eben so wohl hörbar als sichtbar. Derselbe entsteht in dem Wipfel irgend eines der Seherin sichtbaren Baumes, schüttelt und rüttelt dessen Aeste wild durch einander, unterscheidet sich aber von jedem andern Winde dadurch, daß sein Rauschen genau dem Knistern, Knattern und pfeifenden Sausen verzehrender Flammen gleicht. Der Feuerwind zeigt der Seherin auch nur den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst an, nicht deren Richtung oder den Ort, wo sie zu gewärtigen ist.

Etwas weiteres war bis jezt von der seltsamen Frau nicht zu erfahren. Obige Mittheilungen habe ich zum Theil aus ihrem eigenen Munde. Sie brüstet sich nicht damit, sondern sucht sich vielmehr durch die Aeußerung zu entschuldigen: „Ich kann nichts dafür. Wenn's irgendwo brennen soll, seh' oder hör' ich's eben, und dann läßt's mir keine Ruhe, ich muß den Leuten sagen, daß es wieder einmal brennen wird."

Digitized by Google

Das prophetische Wesen wie der prophetische Ton ist ihr übrigens stark zur andern Natur geworden. Sie prophezeit gern und unaufgefordert, doch hat sie bei andern Prophezeiungen, namentlich bei den Voraussagungen der Witterung, nicht so viel Glück wie bei ihren unglücklichen Feuergesichten.

Ist dieß nun Täuschung oder Begabung? Gehört dieses Feuerfühlen zum second sight oder ruht es auf odisch magnetischem Grund? Ist vielleicht alles Vorahnen, Vorfühlen und Vorsehen nur der Ausfluß einer odisch magnetischen Kraft? Diese Fragen liegen so nahe, daß man sie kaum von der Hand weisen kann. Höchst wahrscheinlich wäre auch bei jenen Begabten, welche das zweite Gesicht haben, die Sehergabe auf vollkommen natürliche Ursachen zurückzuführen, gäbe man sich die Mühe, solche Individuen genauerer Prüfung und Beobachtung zu unterwerfen. Und da es mir scheinen will, als sey das beschriebene Feuerfühlen nur eine Abart oder Unterart des zweiten Gesichts, indem es ja ganz bestimmt etwas später Geschehendes voraussagt, so würde wohl auch diese wunderliche Sehergabe auf ähnlichem Grunde ruhen, auf ähnliche Weise natürlich gedeutet werden können; eine Aufgabe, deren Lösung Befähigteren überlassen bleiben muß.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Das australische Gold.

Ganz England ist im wahren Sinne des Wortes in zwei Hälften getheilt, in solche, die auswandern, um Gold zu graben, und in solche, die zurückbleiben, um Gold zu verdienen. „Was sollen wir länger in England bleiben und uns für ein paar Silberschillinge zu Tode arbeiten? Auf nach Australien! In Australien liegt das Gold auf der Straße!“ So sprechen die einen, die Goldgräber, und schicken sich zu Tausenden an, den Tausenden nachzufolgen, die bereits nach Australien ausgewandert sind. „Ganz recht, geht nach Australien!“ sagen die andern, die Zurückbleibenden. „Aber was ihr thut, nehmt nur kein Gold mit. Das Gold laßt uns hier, wir geben euch dafür Kleider, Stiefeln und Werkzeuge zum Goldgraben, lauter Sachen, die ihr in Australien nicht findet. In Australien findet ihr nichts als Gold.“ Und so geht ein ungeheurer Handel vor sich zwischen den Auswanderern und den »outfitters,« d. h. denjenigen, welche die Auswanderer equipiren. Alles, was nur feil geboten werden mag, wird den Emigranten als Artikel angepriesen, die zum Goldgraben und Goldfinden unentbehrlich sind, mögen dieselben auch nicht im mindesten Zusammenhange mit den Goldgruben stehen. Von zehn Annoncen fangen sieben damit an: To the emigrants. Alle Bücher, alle Zeitschriften handeln hauptsächlich von Australien. Compagnien bilden sich von allen Seiten, unter dem Vorwande, die Leute nach dem Goldlande zu expediren, während sie vorläufig den Leuten das Gold aus der Tasche escamotiren. Es gibt ein förmliches Emigrationskostüm, ganz im Einklange mit dem abentheuerlichen Charakter des Emigranten und seinem abentheuerlichen Ziele. Wir haben Emigrantenpfeifen, Emigrantenhosen und Emigrantenröcke. Am merkwürdigsten sind die Emigrantenhüte, wahrhafte Freischärlerhüte mit breiten Rändern und spitz zulaufend. Man nennt sie im Englischen »wide-awake-« Hüte, weil sie für diejenigen gemacht sind, welche die Augen weit offen zum Sehen und die Hände bereit zum Greifen haben, zum Sehen und Greifen nach dem Golde. Zu dem Hute passen nun ganz die kurzen Röcke, die „Moses und Sohn“ als besonders geeignet zum Goldgraben anpreisen, weil sie bei der Arbeit am wenigsten hinderlich sind. Dazu kommen schließlich die weißen leinenen Hosen, um recht im Koth und im Golde herumwühlen zu können. Ja, der Freischärler ist complet; es fehlt ihm nichts als die Freiheit und Gleichheit, und die findet er in Australien, wo alle gleich und frei sind vor dem Kothe, alle gleich berechtigt, aus Koth Gold zu machen. Recht auf Arbeit! Diese socialistische Phrase hat ihren Sinn verloren in Australien; von Exploitirung der Arbeit kann ebenfalls keine Rede mehr seyn, da die Arbeitgeber wegfallen, und die Exploitirung des Arbeiters durch das Kapital unmöglich geworden. Im Gegentheile, es ist hier die Arbeit, welche das Kapital exploitirt. „Gehe doch hin und hole mir meine Pfeife,“ sagte ein ehemaliger Gentleman, der neben seinem ehemaligen Bedienten mit Goldwaschen beschäftigt war und in der Emsigkeit seiner Arbeit vergessen hatte, daß das ehemalige Verhältniß durch die neue Beschäftigung aufgehört hatte. Da der Bediente auf seines Meisters Worte nicht zu achten schien, wiederholte lezterer sein Gesuch mit dem nachdrücklichen Zusatze: „Gehe schnell hin, da du doch nichts weiter zu thun hast; ich gebe dir einen Schilling.“ Der Bediente aber hatte ganz andere Dinge zu thun, als einen Schilling zu verdienen. Er hielt einen Augenblick inne, stopfte sich eine Pfeife, und mit der Pfeife im Munde und der Schaufel in der Hand wandte er sich zu seinem Herrn und sprach: „Da du doch nichts weiter zu thun hast, gehe du hin und zünde mir meine Pfeife an; ich gebe dir ein Pfund Sterling.“

Sonderbar, daß das Land der Verbrecher auserlesen war, das gelobte Land zu werden. Das Land, welches Tausende von Verurtheilten zu Colonisten hat, wird jezt heimgesucht mit Leidenschaft von allen denen, die durch die glänzendsten Aussichten nicht bewogen werden konnten, die alte Heimath, »old England,« zu verlassen. Schon geraume Zeit lag Australien da mit seinen unendlichen Weiden, seinen fruchtbaren Ebenen, und obgleich England nur spärliche Aussichten für Kapitallose bot, konnten doch verhältnißmäßig nur wenige zur Auswanderung bewogen werden. Seit der Auffindung des Goldes wird kein Mittel unversucht gelassen, das freie Ueberfahrt verschaffen kann. Tausende wandern aus auf Kosten der Regierung, und bereuen fast, nicht früher auf Kosten der Regierung dahin gesandt worden zu seyn, als — verurtheilte Verbrecher. Sie würden jezt in glänzenden Equipagen dahin rollen und mit ihrem Golde der alten Schande Troz bieten. Hat nicht ein ehemaliges Dienstmädchen, das wegen Diebstahls früher nach Australien transportirt worden, ihrer alten Herrin in London ihre Dienste, ihren Wagen und ihre Pferde anbieten lassen, und ihr zugleich einen zehnfachen Ersaz für den Schaden gesendet, den sie ihr damals zugefügt hat? Laufen nicht tagtäglich junge Lehrbursche mit ihres Meisters Kasse davon, um schnell in Australien frisches Gold zu graben und dieses frischgegrabene Gold für das gestohlene zurückzusenden?

Die Transportirten, wenn sie ihre Zeit überstanden hatten, oder in Folge ihrer guten Aufführung freigelassen worden waren, bildeten in Australien eine Klasse für sich; man mied sie in der Gesellschaft, man scheute sie als Menschen, die einen schwarzen Fleck im Blute hatten. Es hieß von einem solchen in Freiheit gesezten Züchtling: „das ist eine alte Hand,“ und man traute dieser alten Hand nicht, die gewaltige Eingriffe in's Eigenthum gethan und die in eiserne Bande hat geschlagen werden müssen, um sie von fernerem Thor- und Thüreinbrechen abzuhalten. Und doch war es gerade diese alte Hand, die in Australien Wunder verrichtete, wenn sie ihrer Fessel entledigt war. Viele von diesen Transportirten entfalteten nach Erlangung ihrer Freiheit eine solche Energie, daß sie in kurzer Zeit zu Besitz gelangten. Es schien, als wenn dieser schwarze Fleck ihr ganzes Blut in Gährung gesezt hätte, und da in diesem neuen Welttheile ihrer Thätigkeit ein unendlicher Spielraum gegeben war, so warf sich dieselbe nothgedrungen auf irgend eine der vielfältigen bürgerlichen Beschäftigungen. Aber immer blieb ein gewisser Unterschied bestehen zwischen den Kolonisten von reinem Blute und den ehemaligen Transportirten, den Leuten mit dem schwarzen Fleck im Blute. Diese Grenzscheide fiel auch dann nicht weg, wenn der Mann mit „verurtheiltem“ Blute, der sogenannte »convict,« es durch seine Anstrengungen so weit gebracht hatte, daß er in seinen äußern Verhältnissen, d. h. mit seinem Vermögen ꝛc. dem Manne von reinem Blute den Vorrang streitig machen konnte. Ja, es vererbte sich dieser Fleck auf die Kinder und Kindeskinder des Transportirten, und wenn sie auch in Geschäften mit den Unbefleckten zusammen trafen, so hörte doch jede Gemeinschaft auf, sobald das Geschäft abgemacht war. Die Goldgruben, durch welche allerlei Hände und allerlei Blut nach Australien gezogen werden, haben diesen Unterschied verwischt. Die „alte“ ungewaschene Hand ist eben so gut zum Goldwaschen geeignet und vielleicht besser als die reine, unbefleckte, die nie im Koth herumgewühlt hat, und unter den tausend und abermals tausend Händen, die alle im Kothe wühlen, „vergnügt und bedreckt,“ wie Freiligrath sagt, kann die einzelne „reine“ Hand nicht mehr unterschieden werden.

Die Goldzuschüsse, welche von Australien nach England gesendet werden, müssen natürlicherweise ernstliche Besorgnisse in allen denjenigen hervorrufen, welche von anderer Seite her in Besitz von Gold gekommen sind. Jeder Zuschuß von neuem Gold ist eine Beeinträchtigung für das alte vorhandene Gold, und jeder neue Auswanderer ist von vornherein ein natürlicher Concurrent eines jeden Millionärs. Die Zahl der Auswanderer nimmt wöchentlich zu; wenn nun alle Welt auf dem Sprunge steht, Millionär zu werden, was soll dann aus denen werden, welche ihre Millionen auf dem alten Wege, durch Verdienen gewonnen haben? Wer am meisten bei dieser Frage interessirt ist, das sind die Inhaber von Staatspapieren, so wie überhaupt alle Staats- und Privatgläubiger, d. h. alle diejenigen, welche ihr Geld auf Hypothek oder gegen sonstige Sicherheit ausgeliehen haben. Es ist leicht voraus zu sehen, daß im Maaße, als das Gold weniger selten wird, dasselbe als Tauschmedium im Werthe verlieren muß. Nichts ist geeigneter, uns diesen Proceß anschaulich zu machen, als die Operationen in den Goldgruben, mittelst welcher Gold gewonnen wird. Das Goldwaschen in den Goldgruben dispensirt keineswegs vom Waschen des Leinens. Im Gegentheil, das Wühlen im Unrath macht reine Wäsche zu einem dringenderen Bedürfnisse als je. Wer wird aber jezt für Andere Hemden waschen wollen, wenn das Goldwaschen so tausendfach einträglicher ist? Um also ein Hemd von einem andern gewaschen zu erhalten, müßte ich diesem andern gerade so viel rein gewaschenes Gold geben, als er in derselben Zeit selbst erwerben könnte, wenn er statt Leinen Gold waschen würde. So lange von Europa aus ganz neue Hemden zu den alten Preisen ankamen, war es natürlich profitabler, das Hemdenwaschen ganz einzustellen, die schmutzigen, abgelegten Hemden auf dem Goldsande vermodern zu lassen und jedesmal ein neugemachtes Hemd statt eines frisch gewaschenen anzulegen. Das konnte nur so lange währen, als die frischen Hemden aus Europa wohlfeiler waren als der Wascherlohn für ein altes Hemd. Die vermehrte Nachfrage nach frischen Hemden mußte natürlicherweise ein Steigen des Preises derselben zu Folge haben; man kehrte zum Hemdenwaschen zurück, und so wurde zulezt die reine Wäsche von den Goldwühlern mit Gold aufgewogen. Wenn es aber so vortheilhaft ist, Hemden zu waschen, fangen nun die Nähterinnen in England an zu sagen, so stellen wir besser das Nähen ganz ein und gehen nach Australien und werden Wäscherinnen. Von den Nähterinnen geht diese Denkungsweise über auf die Spinnerinnen u. s. w., und so kommen wir zulezt dahin, daß jeder mit seiner specifischen Arbeit so viel verdienen will, als er mit Goldgraben verdienen könnte. Dieß muß ein gleichmäßiges Steigen des Arbeitslohns und der durch die Arbeit gewonnenen Waaren in allen Zweigen der Industrie zur Folge haben. Im Grund also wird mit dem vermehrten Golde weiter nichts gewonnen als eine Verringerung des Goldwerthes. Wenn die Nationalökonomen sagen, daß Dienstleistungen gegen Dienstleistungen ausgetauscht werden, so heißt dieß nichts anderes, als daß die zur Producirung eines Dinges angewandte Zeit der eigentliche Maßstab ist, nach welchem der Austausch vor sich geht.

Für den Fabrikanten und Arbeiter kann daher die Vermehrung des Goldes weiter von keinen Folgen seyn. Eine andere Bewandtniß hat es mit den Staatsgläubigern und allen denen, welche Geld, d. h. Gold auf Hypothek oder gegen sonstige Garantien ausgeliehen haben. Diese Classe von Kapitalisten ist es, welche anfängt jeder neuen Ankunft von frischem Golde aus Australien und jeder neuen Abfahrt von Goldgräbern nach Australien ängstlich zuzusehen. Diese Besorgnisse thun sich in allerlei Arten von Vorschlägen kund, welche alle darauf berechnet sind, die Staatsgläubiger vor den nachtheiligen Folgen der Vermehrung des Goldes sicher zu stellen. „Was wir euch geliehen haben,“ sagen sie in einem der Vorschläge, der dem neuen Parlamente vorgelegt werden soll, „ist nicht Gold, sondern Goldeswerth. Zur Zeit, da wir es euch geliehen, konntet ihr mit diesem Golde so viel Hemden und so viel Korn u. s. w. kaufen. Was wir an euch zu fordern haben, ist nicht Gold, sondern Hemden und

Korn, und zwar so viele Hemden und so viel Korn, als ihr damals mit unserem Golde angeschafft habt." Wir sehen hieraus, daß diese Kapitalisten darauf bestehen, daß in Zukunft nicht Gold, sondern der Kornpreis der allgemeine Werthmesser seyn soll. Aber die Fabrikanten und Landeigenthümer erwiedern: „Ein Handel ist ein Handel. Als das Korn wohlfeil war, habt ihr von eurem Golde dieselben Interessen bezogen wie in Zeiten, wo es hoch stand. Wir Landeigenthümer, wir haben selbst manchmal Land angekauft, als das Land sehr theuer war. Fanden wir uns nachher in Schwierigkeiten und hatten wir Geldzahlungen zu machen, so würden wir schön angekommen seyn, wenn wir unsern Gläubigern statt Geld Land angeboten hätten, das im Preise so sehr gefallen war. Ihr waret damals unsere Gläubiger, wie ihr es jezt seyd. Wir Landeigenthümer und Fabrikanten müssen Taxen und Contributionen an den Staat bezahlen, damit der Staat euch die Interessen für das geliehene Geld bezahlen kann. Ihr habt Gold ausgeliehen und Gold sollt ihr zurückerhalten." Wer also vorläufig am meisten bei dem Goldgraben gewinnt, das sind die Besteuerten, die in dem vermehrten Golde ein Mittel sehen, die Nationalschuld, wenn nicht zu tilgen, doch einigermaßen zu entwerthen. Man weiß, wie furchtbar die Nationalschuld auf England lastet, und wie man auf allerlei Mittel sann, sich derselben zu entledigen. Was weder politische Oekonomie noch menschlicher Scharfsinn im Allgemeinen zu Wege bringen konnte, das scheint die Natur jezt vollbringen zu wollen. Die Nationalschuld war ein naturwidriges Produkt, ein Auswuchs, der die besten Kräfte des Staats verzehrte; das naturwüchsige Gold in Australien scheint gerade zur rechten Zeit an's Tageslicht getreten zu seyn, um die Nationalkrankheit, die Schuld, zu tilgen.

Digitized by Google

Paris, September.

Le voyage à Pontoise. — Molière's Avare.

Fräulein Rachel hat, unmittelbar nach Ablauf ihres Urlaubs, die Bühne des Théâtre français zu wiederholten malen betreten. Leider war es mir unmöglich, den beiden Vorstellungen beizuwohnen, und so gebe ich Ihnen zunächst nur einen Bericht von einem weniger interessanten Abend, an welchem Molière's „Avare" aufgeführt wurde, und, denn klassische Namen verläugnen ihre Wirkung nie, ein zahlreiches Publikum nach der Rue Richelieu geführt hatte. Vorher wurde zur Ausfüllung des Abends ein Lückenbüßerstück gegeben, aus dem Sie erkennen werden, mit welchem Geschmiere sich selbst das Théâtre français begnügt.

Es war ein Lustspiel in drei Akten: »Le voyage à Pontoise.« Es ist der Liebesroman eines armen, aber talentvollen jungen Architekten und Ingenieurs, Albert, der sterblich verliebt ist in die Tochter eines reichen Fabrikanten, die sich im Hause ihres Oheims, eines baronisirten Bankiers in Paris, aufhält. Alberts Bruder, Leonard, ein Mittelding zwischen Literat und Componist, ist Musiklehrer der Mademoiselle Lucile und benuzt eine Lehrstunde, um sie von der Leidenschaft seines Bruders zu unterrichten, eine Eröffnung, die der jungen Dame nicht unangenehm zu seyn scheint. Ein Cavalier Florestan aus einem vornehmen Hause ist der erklärte Bewerber um ihre Hand, und die Tante und der Oheim begünstigen denselben, da er ein moderner Angiofranzose ist, und sein Vermögen, welches aus engagirten Wetten und Rennpferden besteht, von ihnen weit überschäzt wird. — Albert, ein offener, gerader Charakter, macht den Versuch, den Baron-Bankier zur Ausführung eines Eisenbahnprojektes zu bewegen, auf welches der junge Mann die ganze Hoffnung für seine Zukunft baut. Den armen Ingenieur weist der Bankier ab, geht aber darauf ein, als der Bruder eine reiche Erbschaft in Rußland fingirt, zu deren Hebung die Brüder sofort abreisen zu müssen behaupten. — Nur schwer läßt sich Albert bewegen, statt nach Rußland bloß nach Pontoise zu gehen und dort einige Monate ganz zurückgezogen mit dem Bruder in einem einsamen Gartenhause zu leben, wo der leztere seine Reise nach Rußland während der Mußezeit beschreibt und mit dem Honorar nach Paris zurückkehren will, um kurze Zeit die Rolle eines reichen Erben durchzuführen. — Am Tage vor der Rückkehr erwartet er, in Abwesenheit Alberts, den Buchhändler, und nimmt dafür den zufällig erscheinenden Besizer des Gartens, der zugleich der Vater des Fräuleins ist. Da derselbe den Schriftsteller in seinem Irrthum läßt, so wird er zum Vertrauten gemacht und in das Geheimniß der Intrigue eingeweiht. In denselben Garten flüchtet sich während dieses Tete à Tete auch der ganz ruinirte Florestan, da er von Huissiers wegen Wechselschulden verfolgt wird. Der allgemeine Schwiegerpapa kommt auf diese Weise in seinem Incognito auch hinter die Verhältnisse dieses Liebhabers. Nach des Cavaliers Entfernung erscheint die Baronin mit Lucile im Garten, wo diese ihren Vater aufsuchen will. Leonard erklärt seine Anwesenheit dadurch, daß auf der Rückkehr von Rußland sein Wagen eine halbe Meile von Pontoise zerbrochen sey, wobei sein Bruder Albert schwer verlezt worden. Das Erscheinen dieses leztern, welches seine Schwindeleien offenkundig zu machen scheint, weiß er durch neue Lügen zu erklären, und da die Damen sich entfernt haben, beseitigt er den Vater des Fräuleins, welcher im Begriff ist die Intriganten zu entlarven, indem er ihn den eintretenden Huissiers als den verfolgten Florestan bezeichnet, die ihn sofort in's Schuldgefängniß abliefern. — Die Brüder kehren nach Paris zurück, und wir finden sie auf einem Ball im Hause des Bankiers wieder, der durch Leonard von der finanziellen Lage Florestans unterrichtet worden ist. Als Florestan erscheint, findet er sich aus dem Sattel gehoben, und beschließt Gleiches mit Gleichem zu vergelten; der Bankier aber, noch im Glauben an die reiche Erbschaft, sezt auf dem Ball sämmtliche Aktien von Alberts Eisenbahn ab. Albert will jedoch keinen Vortheil aus dem Betruge ziehen, wenigstens dem Mädchen offenen Aufschluß über seine Verhältnisse geben, in einem Briefe, bei dessen Ueberreichung er der Geliebten für immer Lebewohl sagt. — Gleichzeitig ist aber auch der Vater, der sich aus seiner Schuldhaft frei zu machen gewußt hat, auf dem Ball angekommen und von Florestan, der ihn noch für den Buchhändler hält, mit seinen neuen Planen bekannt gemacht; er will nämlich gegen Abtretung eines Viertels der Mitgift 15.000 Franken geborgt haben. — Die Lösung erfolgt natürlich durch die Ablegung des Incognito; beide Liebhaber werden abgewiesen, Albert aber, in Betracht seines offenen Geständnisses in dem Briefe, und in Folge der Bitten der Tochter und des Widerspruchs des Bankiers, wieder zu Gnaden angenommen. Mit der Heirath fällt der Vorhang.

Ich würde ein so grenzenlos oberflächliches Produkt, eine solche Armuth der Erfindung, eine solche Abgeschmacktheit der Intrigue gar nicht zu erwähnen wagen, wenn man nicht daraus nur zu deutlich erkennen könnte, mit welchen Fabrikerzeugnissen sich selbst das Théâtre français heut zu Tage abgibt. Le voyage à Pontoise ist natürlich wieder von zwei Compagnons in Dutzendarbeit gefertigt. Der eine gab die Idee, der andere führte sie aus. Da ist natürlich von einer Correktur während der Arbeit nicht mehr die Rede und jede Selbstkritik des Autors fällt weg. Sollte es denn, wenigstens in großen Hauptstädten, unter so vielen Theatern, die über so bedeutende Fonds zu verfügen haben, nicht möglich seyn, doch auch

Digitized by Google

Eine Bühne zu einem Kunsttempel umzuschaffen und von der Beschmutzung durch solche zusammengeleimte Stücke frei zu erhalten? — Wenn ein Theater principiell nur Musterwerke zur Aufführung brächte, ich bin überzeugt, es würde sich bald, zuerst aus Affektation, später aus Geschmack daran, ein großes Publikum finden, das den Kern zur Entwicklung einer neuen Richtung bilden könnte. Wenn man aber systematisch Magen und Zunge mit solchen bunten Eierschaumschüsseln verderbt, wenn man die absurdesten Mittel nicht verschmäht, sobald sie nur den Gaumen kitzeln, dann darf man sich natürlich über den Erfolg nicht mehr wundern, und man erntet nur was man gesäet hat.

Molières Avare hatte in seinem Inhalt wenigstens noch ein historisches Interesse, indem er uns die Anfänge der modernen französischen Komödie vergegenwärtigt. In der That sind aber die damals noch neuen Mittel für uns heutzutage zu derb, zu breit angelegt, und doch dürften wahre Charaktergemälde eigentlich nie veralten, weil ja die Laster und Thorheiten, welche sie geißeln, dieselben geblieben sind. Aber wie sein Tartüffe, so ist auch sein Geiziger nicht mehr zeitgemäß. Wäre die Ausführung nicht so ungemein gedehnt und gründlich, so würden die Fehler nicht so sehr hervortreten, aber fünf Akte hindurch können wir uns nicht mehr mit der bloßen Geschichte der Komödie beschäftigen. Anselme, der im vorigen Stück den Vater spielte, gab in diesem den Harpagan. Sein volles, gutmüthiges Gesicht eignet sich wie sein Organ sehr wohl für die Väter; er war aber dieser Aufgabe nicht gewachsen, und namentlich im vierten Akt, wo er sich auf der Bühne herumwälzte und im Schreien und Brüllen den Effekt suchte, trat er fast der Koulissenreißerei nahe. Bei der Form des Stücks ist allerdings das Individualisiren, die feine Ausarbeitung schwer, aber er zeigte das Bild des Geizigen höchstens im lächerlichen, durchaus nicht im satirischen Lichte, was doch wohl eine zu schülerhafte Auffassung ist. — Regnier's Talent, als Maître Jacques, konnte nicht recht zur Erscheinung kommen, obgleich er unter den Charakterdarstellern des Théâtre français zu den ersten gehört. Ich hoffe Ihnen nächstens eine Skizze seines Spiels und seiner Persönlichkeit nach einer für ihn dankbareren Rolle zu liefern. — Mirecour, Valère, hat in Spiel und Sprache viel von Francisque, dem feinen, beliebten Komiker der früheren französischen Truppe zu Berlin. Die Unbeweglichkeit der Gesichtszüge, während die Worte ohne Absatz herauspoltern, und ein eigenthümlich insipider Ausdruck stehen ihm vortrefflich zu Gebote.

Ueberhaupt ist viel Typisches in den heutigen französischen Schauspielern; man findet überall dieselben Formen, Mittel und Auffassungen wieder. Die außerordentliche Einfachheit, die Gemessenheit und das Gleichgewicht im Spiel, was durch das moderne Leben mit seinem reservirten Wesen und durch das Ueberwiegen des Conversationsstücks in der französischen Kunst selbst von den kleinsten Bühnen Frankreichs die grellen Töne und Zerrbilder verjagt hat, denen wir in Deutschland gelegentlich noch auf den ersten Hoftheatern begegnen, verleugneten sich dieses mal etwas auf der sonst gerade dadurch berühmten Bühne des Théâtre français. Es wurden im ersten wie im zweiten Stück Mittel in Bewegung gesezt, die dem feineren Lustspiel der Gegenwart fremd bleiben sollten.

Lübeck, August.

Vergangenheit und Gegenwart.

Die lezten Tage des varigen Monats brachten ungewähnliches Leben in die Hansestadt, durch die Feier eines 1848 eingesezten Volksfestes, des Vogelschießens, welches zwei Tage währte und große Massen von Menschen, Leute aus allen Landen herbeizog. Van den altehrwürdigen Giebelhäusern wehten die deutschen Flaggen, tausende von Fahnen bedeckten den Festplaz var dem Burgthor, der größern Raum einnimmt als ganz Lübeck selbst und bis spät nach Mitternacht illuminirt blieb, die wimmelnde Menge phantastisch beleuchtend. — Die seit dem 15. Oktober varigen Jahrs eröffnete, für den Handelsverkehr und die Zukunft dieser Stadt so wichtige Eisenbahn, mit welcher hier eine neue Epache beginnt, da nun „Olden Lubecke," lange vereinsamt an der Ostsee, mit dem innern Deutschland eng verknüpft ist, hat solches an der Trave bisher unbekannte Zuströmen van Menschen begünstigt und zum erstenmal hervargerufen. Gegenwärtig muß nach ein pravisorischer Bahnhaf dienen bis zur Vallendung des eigentlichen Gebäudes, das stattlich emparsteigt zwischen zwei Wasserbecken, welche für tiefgehende Seeschiffe zugänglich gemacht werden. Es sind dieß die Trave und der von ihr genährte Wallgraben, über den eine maderne Brücke voll weißer Statuen führt, wegen dieser vom Valke sehr bezeichnend „Puppenbrücke" genannt. Gleich van da überblickt man das ganze Prafil Lübecks. Ernst zeichnet es sich am Himmel mit allen seinen Thurmpyramiden, die sich jahrhundertmüde, trauernd, sämmtlich etwas senken, wie um die Neuzeit nicht mehr zu schauen. Fast einer steinernen Flotte gleich liegt die alte Stadt da, höchst ariginell; hinter den wie ein Schleiergewebe bildenden Masten und Tauen, die auch Schiffen ähnlichen kühn aufsteigenden Häusergiebel, und noch weiter hinauf, als riesigste Mastbäume, die Zwillingsthürme der Kirchen; zuerst links die Jakobikirche, dann die alle überragende Marienkirche, die Petrikirche, bemerkenswerth durch ihre fünf Schiffe, hinter ihr die Aegidienkirche, mehr im Vargrunde die zwei dicken Thürme vom Holstenthar; zulezt rechts der Dom, dessen Spitzen sich fast bedenklich neigen.

Dieses Holstenthor, zum Gegensaz mit dem neuen, ebenfalls mit Bildsäulen gezierten an der „Puppenbrücke," auch das dunkle Thar geheißen, führt uns sagleich auf den noch immer unverändert alterthümlichen Schauplaz vergangener Größe. Alte dichte Kastanienbäume beschatten die charakteristischen Bogenreihen, die Skulpturen dieses massenhaften Doppelpartals. Ueber die Travebrücke, zu deren beiden Seiten ein Wald von Masten sich hinzieht, abwohl sich der Stram erst tiefer unten erweitert, um die größten Schiffe aufzunehmen, gelangt man in die Holstenstraße, welche nächst der breiten als die lebhafteste erscheint. An der Stirne eines uns zur Linken bleibenden Hauses stehen in großen goldenen Buchstaben die Warte: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gatt gedachte es gut zu machen." Es gehört einem Manne, Sievers, der var vielen Jahren hieher kam, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber großes Glück machte. Lauter Giebel, aft ganz pyramidenartig, fast wie riesige Grabsteine gen Himmel ragend, darüber die alten, spitzen, etwas schwerfälligen Thürme, die schlanken, zierlich durchbrochenen Glockenthürmlein, Blumenkelchen ähnlich — eine sa ächt mittelalterliche Scenerie, daß man sich beinahe wundert, wenn auch einmal ein Magazin mit französischem Modetand kammt, wie z. B. der „Pariser Laden." Dazu das ganz reichsstädtische Spezereiarom, mit Schiffsduft vermischt, schöner frischer Schiff- und Wassergeruch. Man kann eine Stadt schan nach ihrem Geruche kennen und beurtheilen, wie nach ihren Tänen; denn jede hat auch eine besondere Stimme.

Vor den Häusern beim „Bürgerstieg" stehen häufig zwei Bäume, aber rund ader eckig geschnitten; überall behagliche Bänke; an Gasthösen und andern Häusern Glasschirme, welche die Sitze var dem Hause gleich einer Terrasse abgrenzen; nicht selten Woebuden mit allerlei Waaren an den Erdgeschaffen, hier z. B. eine mit Schwarzwälderuhren, ader var den Thüren bewegliche Kaufmannsschilde, gleich Ofenschirmen, auf Beinen, dort z. B. einer eines Schuhmachers mit gemalten Stiefeln. An jener Kunsthandlung sieht man nichts als Seestücke, Fischerscenen, Wasseransichten, fromme Kinder- und Schutzgeistköpfe ausgestellt. Gefährlich gähnen uns die weiten, wahlversehenen Kellergewölbe mit affenen Fallthüren an. Porcellanene Blumentöpfe stehen überall hinter den Scheiben. Van Haus zu Haus ist ein Blick gestattet in die eigenthümlichen „Deelen" mit fabelhaftem Gelasse, und dach so traulich, auf welchen sich nach heute der Familienvater Abends mit den Seinen patriarchalisch vereint. Es sind Säle, oft durch das ganze Gebäude sich erstreckend und hinten an den Garten stoßend, zugleich Vorplaz und Gartensaal. —

Sobald wir rechts um die Ecke gewendet haben, wird es immer stiller, ein Anflug von Gras bedeckt das Pflaster. Wir erreichen die Rasendecke des übergrünten „Friedhafs," der seinen Namen aus der Varzeit bewahrt hat und den prächtige Linden beschatten bis vor die Thare des Doms. Durch die Aeste schimmern die hübschen friedlichen Häuser der varmaligen Domherrn. Da und dart lagert eine Gruppe Pickelhauben vom hanseatischen Militär. Wir mußten an gar manche Pforte klopfen, ehe wir den Eingang fanden in die Hallen Heinrichs des Löwen. Das byzantinische Hauptpartal voll Ranken, Knaspen, Thiergebilden verschlaß ein hölzernes Gitter,

Digitized by Google

Dem Klange eines Hotels folgend gelangten wir endlich in eine zur Tischlerwerkstätte verwandelte Kapelle, wo eben ein Armensarg gefertigt wurde für das angrenzende Krankenhaus. Fortwährend, bis zur Stunde, freilich langsam genug, baut man in diesen Wölbungen (gegründet 1170), welche die Chronisten als die ältesten in „Olden Lubeke" bezeichnen. Jede der zahlreichen Kapellen scheint aber in eine andere Rumpelkammer umgeschaffen. Hier hat man Cattundecken ausgebreitet, dort zerbröckelte Steine aufgehäuft; in einer Ecke lehnt unter dem Geschütte ein dunkler Stein, darauf eine Madonna mit dem Kinde, die, im Staube vergessen, uns das holdseligste Bildwerk im Dome erschien, inmitten gräßlicher Spuren von Zopfsgeschmacklosigkeit: alles getüncht, die schönsten Domherrngrabsteine, die herrlich geschnizten Kirchenstühle mit gelber Oelfarbe angestrichen. Darf man so mit den heiligen Erbstücken der Vorzeit verfahren? Eine solche Kirche möchte man König Ludwig von Bayern zu Weihnachten schenken können.

Der Küster mit dem schwarzen Sammetmützchen auf zitterndem Haupte schlich mit starren Mienen über die ausgetretenen Leichensteine, um den Fremden alles zu zeigen, was er unter Schloß und Riegel hat. Der Junge, der ihm den Schlüsselbund nachtrug, glich mehr einem Hotelkellner als einem Sakristan. Er sperrte alle die Kästchen ringsum auf und zu, in welchen man jedes merkwürdige Bild gefangen hält, jede Leinwand, welche nur irgendwie zu einer Notiz Anlaß gibt: das große Altarwerk von Memling, die Passionsgeschichte Christi in der Greveradenkapelle; im Chor das lebensgroß hingestreckte Erzbild des Bischofs Heinrich von Bockholt, an welchem man noch Kugelspuren von der französischen Invasion her bemerkt; die Gitter zu den Grabkapellen der Fürstbischöfe und Domherrn mit ihren frei in der Kirche an einander gereihten Marmorsärgen und prächtigen Erztruhen. Das herrliche deutsche Chörlein dort mit den vielen Steinbildern konnte man doch nicht einschließen, so wenig als die große künstliche Uhr, in deren riesigem Goldsonnengesichte die Augen sich beständig drehen und wo jeden Mittag der Tod heraus tritt, von vielen angestaunt, um die Sanduhr zu wenden und zwölf Schläge mit dem Hammer zu thun.

Die Marienkirche, zweifelsohne eine der edelsten Deutschlands, liegt ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, welche so recht in ihrem Herzen die Hauptsceneríe zusammen drängt. Verweilen wir am Rathhause. Welch wundersamer Bau voll Phantasie und Räthsel, ein Zögling der verschiedensten Jahrhunderte, das launigste Gewebe von Stylen, und doch zum mährchenhaften Ganzen in Eine Harmonie verschlungen. Diesem dunkeln, orientalisch prachtvoll mit seinen rothen und schwarzen Glasursteinen in der Sonne glitzernden Rathhause, welches mit seinen vielen Thürmchen sammt goldenen Wimpeln selbst etwas von einem Schiffe hat, sieht man es an, daß Lübeck durch die Schifffahrt so groß geworden. Erker und Treppen sind mit reichem Bildwerk bedeckt. Die „breite Straße" vor dem Haupteingange — die Rückseite geht nach dem Markte, welchen die nicht minder wunderliche Börse und die Thürme der Marienkirche überragen — gleicht mit ihren dicken, in Theer gekochten Tannenbohlen einem Schiffsverdecke; ein ächtes Seemannspflaster, seit ein paar Jahren vor dem Rathhause gelegt, um das störende Wagengerassel zu vermeiden. Die alten Rathsherrn, die Europa Krieg oder Frieden diktirten und Gesandtschaften empfingen, nahmen es nicht so genau. Durch die Fenster im Erdgeschosse gewahrt man die Stukkaturen, die purpurnen Vorhänge mit schweren gelbseidenen Fransen des von Stephano Torelli in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts modernisirten Audienzsaales, in welchem die Senatssitzungen stattfinden. Den altberühmten Hansasaal hat man zu Büreaux und andern Gemächern verbaut.

Wie gefielen wir uns in den grauen Wölbungen, wie behaglich genossen wir auf den Steinsitzen der Gastfreundschaft der Hansa! Köstliche Schiffergestalten, weit edler als Adrian v. Ostade sie zu malen verstand, der in seiner Vaterstadt Studien hätte machen können, gehen aus und ein oder warten in den Gängen. „Oberes Stadtbuch" steht über einer der offenen Stuben; auf Tischen liegen große, messingbeschlagene Bücher. Durch jene braune geschnizte Thüre am Ende des Corridors blickt man zu einer zweiten, und in dieser wieder durch ein alterthümliches Fensterlein mit geheimnißvollem rothem Vorhang in ein Gerichtszimmer voll ehrwürdiger Stühle, Tische, Gläser; im Hintergrunde eine Ogive mit runden kleinen Scheiben. Durch breite Spitzenbogenfenster schauen wir hinab auf den Stein am Markte unter dem viereckigten Pfeiler, die Stelle, wo der Admiral Mark Meyer enthauptet ward: „wegen schimpflicher Flucht vor den Dänen." Wollen wir hinuntersteigen, um das Denkmal genauer in Augenschein zu nehmen? Auf dem Würfel liegen — wie auf jüdischen Leichenmalen als Gedächtnißzeichen — kleine Trümmer von Steinchen, mit denen Kinder gespielt, auch Feldblumen, zu Sträußen gebunden, wahrscheinlich weggeworfen, aber doch noch frisch. Von zwei Seiten, von der Börse und dem Rathhause, die mit einander wenigstens eilf Thürme zählen, schauen auf Goldgrund bunte Wappenschilder zu uns nieder, drei verschiedene, die sich immer wiederholen. Auf unser Befragen bedeutete uns ein vorübergehender Schiffer mit stolzem Blicke: „Das ist unser, das Lübecker Wappen. Das dort ist das Fischernetz, weil einmal die Schiffer das belagerte Lübeck befreit, das zweite ist der Adler Lübecks, das roth und weiße, das ist unsere Fahne."

Oder treten wir hier unter den Bogen in den Stadtweinkeller? Leider ist er nicht wie zu Bremen Eigenthum der Stadt, sondern seit Napoleon an Privatleute vergeben. Die andere Seite des mächtigen Gewölbes hat ein Schlächter gemiethet. Man leuchtet uns mit Kerzen umher in dieser Unterwelt, in der man fünfundsiebzig Kreuzgewölbe zählt. Jenes hübsch geschnittene messingbeschlagene Faß von 1780 enthält alten Franzwein. Dieser Raum heißt „die Rose," ein anderer „die Lilie," von den Gesellschaften, die sich da versammeln. Auf einem holländischen Kamine steht die Inschrift, welche aus dem Plattdeutschen übersezt etwa heißen dürfte: „Mancher Mann laut singet, wenn man ihm die Braut bringet. Wüßte er was man ihm brächte, daß er wohl weinen möchte." Hier wurden nämlich die jungen Ehepaare nach der Trauung von Priestern eingeführt. Unfern davon ist die Pforte eines verschütteten unterirdischen Ganges, durch

Digitized by Google

welchen, wie man behaupten will, die geistlichen Herrn von der Marienkirche hieher gelangten und zechten. Was ist aber alles das gegen die Admiralstafel in gar trautem Raume, wo die Schiffer sizen und trinken! Die Tafel ist aus den Planken des lezten Admiralsschiffs des alten Lübeck gefertigt (1563—1570). Noch heute zeigt man den Ort, wo Jürgen Wullenweber und Alexander von Saltwedel ihre Humpen leerten, indem sie über die Größe der Hansastadt sannen. Wie eigenthümlich und heimisch diese Kellerstuben, wo kein anderer Sonnenstrahl leuchtet, als der noch im Rebenblute funkelnde!

Auch an der Marienkirche baut man bedeutend; an allen Gotteshäusern wird hier, so scheint es, gezimmert, als wären es Schiffe, um gegen die Dänen zu fliegen. Am erwähnten herrlichen Münster, welches lebhaft den Dom zu Köln und den von Prag auf dem Hradschin vergegenwärtigt, arbeitet man außen am Chor. Im Innern wird die Orgel gebaut von einem Thüringer aus dem Harz, einem Meister von bedeutendem Ruf. Bekanntlich gehört das mächtige Denkmal der lezten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an. Gleich die Vorhalle, die von zwei schlanken Monolithen getragene „Briefkapelle“ ist ein Wunder der Architektur. In der Kirche selbst, welch herrliche Verhältnisse! das reinste Aufstreben! Abgeschmackte, schwere, rococoprächtige Grabmäler hängen wie Stigmata an den erhabenen Pfeilern, vermögen sie jedoch nicht in die Tiefe zu ziehen. Blicken wir weg von diesen grausen Pastorenbildern — lauter Perrücken und weiße Halsschüsseln — nach den trefflich geschnizten Betstühlen mit Baldachin und Galerie von Filigranarbeit. In der Mitte vor der Kanzel schaaren sich alterthümliche Stühle zu einer Musterkarte, lauter kleine originelle Size, die meist gleichfalls etwas Schiffmäßiges haben. Die große berühmte Uhr (1405), welche sich aber mit der astronomischen zu Straßburg nicht vergleichen läßt, will wohl jeder gesehen haben, wo möglich Mittags Schlag zwölf Uhr, wenn der Kaiser und sämmtliche Kurfürsten dem Heilande ihre Aufwartung machen und mit einer Verbeugung an ihm vorbeischreiten. — Nahebei befindet sich die Beichtkapelle mit ihren am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Italiener Lioi zusammengesezten Mosaikfenstern aus der abgetragenen Burgkirche und Overbeks Einzug in Jerusalem. Ein anderes Werk, das der Meister für seine Vaterstadt gemalt, den Abschied von dem Leichnam Christi, müssen wir in der restaurirten Gallineakapelle suchen: ein paar Betstühle seitwärts, spiegelndes Steinmosaik, Spizbogenfenster mit engen Gittern, dahinter, wie hinter einem Neze, grüne Bäume des Marienfriedhofs. In der Todtenkapelle fesseln uns die Gestalten des bekannten Todtentanzes. Den Hintergrund des Gemäldes bildet Lübeck mit seinen Thürmen, die Travemündung, das Meer mit seinen Schiffen. Wie hold und zart ist das Jungfräulein! der Junggeselle blickt noch nach ihr um, während der Knochenmann zwischen beide tritt. Lezterer trennt auch Kaiser und Kaiserin; diese zeichnet sich durch den hohen Bau ihres seltsamen Kränleins aus und führt den Spruch:

„Ist Zeit und Stunde da, so geb ich mich darein,
Und will auch sterbend dir, mein Kaiser, ähnlich seyn.“

Leider daß, wie die Bilder übermalt, so auch die Reime modernisirt sind. Wie naiv sind z. B. die plattdeutschen Zeilen, die man zu Füßen des Wickelkindes überpinselt hat:

„O Dot, wie sal ick dat vorstan?
Ick sal dannsen unde kan nich ghan!“

Eigentlich hätte Emanuel Geibel die hochdeutschen Sprüche für diese Kapelle seiner Vaterstadt dichten müssen, die er jezt mit dem Süden von Deutschland vertauscht hat. Man versteht einen Dichter erst ganz, wenn man seine Heimath kennt. — Unterlassen wir nicht, die eroberte dänische Fahne zu betrachten, welche in der Marienkirche aufgehängt ist. Hier ist alles Geschichte, deutsche Größe. Kaiser Rothbart schirmte Lübeck gegen die Dänen; jezt schüzt uns kein Barbarossa vor ihnen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 40. 3. Oktober 1852.

— O God!
How weary, stale, flat, and unprofitable
Seem to me all the uses of this world!
Fye on't! O fye! 'tis an unweeded garden,
That grows to seeds.

Shakespeare.

Pariser Bilder.

I. Vanity fair.

Wer sich in die Vergangenheit zurückträumen will, der sucht den Osten, der sucht Italien auf, die Länder der Erinnerung und der Ruinen. Rom ist die Hauptstadt derselben, die Capitale der klassischen Welt; es ist die eingesargte Geschichte, ein Riesenleib, aus dem das Leben entflohen ist. Tausende zieht es jährlich über die Alpen, um jene Wunderbauten anzustaunen, die selbst in Trümmern nichts von ihrem Zauber verloren haben. — Drüben, jenseits des Oceans, im Westen, in der neuen Welt, da winkt uns die Zukunft aus der frischen jungfräulichen Natur, aus der Ursprünglichkeit der Armuth und der Fülle. Wir ahnen die werdenden Tage an der Wiege, im Kindesalter des wachsenden Geschlechts. Und Millionen wandern heute, wie einst die sonnenanbetenden Völker, der Sonne nach; nicht das Vergangene, sondern das Kommende zieht sie an.

Die Geschichte hat einen langen Lauf zu machen von jenen Ruinen bis zu dieser Zukunft. Zwischen diesen beiden Extremen liegen wir selbst, unsere Gegenwart, unser Leben. Mag das alte Europa im Mannes- oder im Greisenalter stehen, es pulsirt noch immer kräftig genug, um noch eines langen Abends gewiß zu seyn. Erst wenn die Völker die Aufgabe erfüllt oder verkannt haben, welche ihnen die Geschichte gestellt, ist der Zweck ihres Daseyns erreicht und sie werden von derselben überschritten. Das erste können wir nicht annehmen, das lezte wollen wir nicht hoffen, und da jeder ein wenn auch nur unendlich kleines Theilchen dieses Daseyns, dieses Lebens bildet, so lockt es uns stets zu den großen Centralpunkten des europäischen Lebens, wo wir den Herzschlag deutlicher fühlen. Nicht die Ruinen, nicht die Natur verlangt uns zu sehen, sondern die Menschen und ihr Treiben, die Personen, nicht die Dinge. Wir möchten die Fäden aufsuchen, die das Ganze zusammenhalten, den Impulsen nachspüren, welche dasselbe bewegen.

Daß Paris ein Herz ist, dessen Pulsschlag Europa in seinen fernsten Gliedern erzittern macht, das wissen wir aus neuester Erfahrung. Eine Art Geheimniß umgibt diese wunderbare Stadt, in der heute tiefe Ruhe und Stille, morgen vollstes Leben und Bewegung herrscht. Welch plastische, und doch wieder so elastische, welch energische, und doch wieder so unstäte Natur! Der eigenthümliche Reiz, welcher in diesem Wechsel liegt, zieht jährlich Schaaren von Reisenden über die Ardennen und Vogesen. Nehmen

Digitized by Google

Sie mich für einen dieser Touristen und lassen Sie mich nach „daheim" plaudern von diesem Gewoge an der Seine. — Alles im Leben, auch das Nichtigste, hat seine ernste Seite, auch im Kleinsten spiegeln sich die großen Gesetze der Welt; aber nicht gleich dem Professor vom Katheder mit doktrinärer Breite und systematischer Anordnung will ich von Paris und den Parisern schreiben, sondern als ein Flaneur, der sich treiben läßt, wohin ihn die Welle führt.

Der Flaneur ist kein Cicerone, der dem Reisenden, welcher sich seiner Führung einmal anvertraut hat, nichts schenkt, der alles erzählt, was sich ereignet hat und sich hätte ereignen können, von dem Augenblick, wo der Grundstein gelegt wurde, bis auf den heutigen Tag, obgleich das alles viel systematischer und gründlicher im handbook for travellers steht; es sey denn daß Mylord — bekanntlich gibt es keinen Engländer, der nicht einige Aussicht auf die Peerage hätte, wie ein Deutscher auf den Geheimerath — den Redefluß dadurch abbricht, daß er mit seinem Namen irgend ein noch freies Fleckchen des Monuments bekritzelt. So vollgemessene Dienste erwarten und verlangen Sie nicht von mir. Ich denke man kann eine Sammlung gesehen haben, ohne daß hinter jeder Nummer des Katalogs ein Kreuz als Vidi steht.

Auch verwechsle man nicht den Flaneur mit einem „Bummler." Der leztere ist ein Flaneur in's Berlinische übersezt, während dieser eine ausschließliche Pariser Spezies ist. Jeder Fremde wird hier unwillkürlich zum Flaneur, denn dieser ist keine Zugabe zum Straßenleben an der Seine, sondern eine Nothwendigkeit, er ist kein Parasit, sondern ein ganz naturwüchsiges Produkt. Bummeln kann jeder von Natur und man kann es überall; flaniren muß erlernt werden und man kann es nur in einer Hauptstadt, wo es ein ausgebildetes großartiges Straßenleben gibt, wo die Gasse die Stadt ist. Ist in diesem Leben nichts mehr zu errathen, wie im Süden, dann hört auch das Flaniren auf; aber hier, wo das volle Tageslicht das Leben und die Oeffentlichkeit bescheint, birgt es sich gleichwohl hinter einer Maske und spielt Verstecken mit uns. Dem Norden fehlt dieses alles und somit auch der Flaneur. Dieser kommt der Neugierde höchstens entgegen, der Bummler läuft ihr nach; der erstere will sich unterhalten, der leztere will unterhalten seyn; jener ist stets beschäftigt, aber nicht was und wo, sondern wie er sieht, unterscheidet ihn von diesem, der unbeschäftigt und zwecklos sich durch die Menge treibt. Die besten Flaneurs sind die Deutschen, weil sie gehen, um zu sehen, die schlechtesten die Engländer, weil sie gehen, um gegangen zu seyn. Doch flaniren wir, das ist besser als jede Definition.

Wenn ein Fremder in einem Hause bekannt werden will und nicht bloß seine Karte mit der eingeknickten Ecke abzugeben beabsichtigt, so muß er zum ersten Besuch die Visitenstunde wählen und zufrieden seyn, wenn man ihn zunächst bloß im Salon empfängt. Auch mit Paris und der Gegenwart, die es bewohnt, hält man es am besten so, denn was hätte man davon, wenn sich Madame entschuldigen ließe, bloß aus Aerger darüber, daß man sich ohne Grund von der althergebrachten Sitte emancipirt hat? Sind wir erst vertraut geworden und haben uns durch die nöthigen Egards dieser Huld würdig gezeigt, dann empfängt sie uns später wohl im Boudoir oder gar nach französischer Weise im Schlafgemach. Haben die Französinnen auch den Fiesko nicht gelesen, so wissen sie doch alles, was sich über den Werth der Negligétoilette darin gesagt findet oder sagen ließe.

Gleich allen Hauptstädten hat auch Paris seine Frontseite, wie Berlin die Friedrichstadt, London sein Westend. Auf der Seite der elysäischen Felder liegt der Triumphbogen de l'Etoile gleich dem großen Portal eines Palastes, durch welches man einfährt, wenn man einen feierlichen Besuch beabsichtigt, oder zu einer ceremoniellen Gesellschaft eingeladen ist. Zu beiden hat der Fremde ein Recht, wenn er mit guten Empfehlungsbriefen in Gestalt vollgültiger Wechsel versehen ist; durch die andern Pforten des Hauses schlüpft, wer als Client erscheint; die Dienerschaft verkehrt dort und die vertrauten Freunde gehen dort aus und ein. Im strenggegliederten Paris vertreten die Boulevards offenbar die Beletage, wo der Reichthum, der Luxus sich zusammengedrängt hat, und diese laufen in die Champs elysées aus, die im Corps de Logis die Staatsgemächer bilden.

Wohl keine Stadt der Welt hat solch prächtige Räume wie die vom Platze de la Concorde bis zum Triumphbogen, von der Seine bis zum Garde-meuble. Hunderttausende können sie aufnehmen, und es gibt Tage, wo es hier so voll ist wie auf einem englischen Rout, wo selbst der langjährige Freund des Hauses nicht mehr die Gäste kennt und diese auseinander gehen, ohne sich näher gekommen zu seyn. Von den beiden Pferdebändigern, die am Eingange der elysäischen Felder Portiersdienste thun, bis zum Triumphbogen des Kaisers ist es mehr als eine englische Meile, und eine breite Allee, die Avenue des Champs élysées, verbindet diese beiden äußersten Punkte. Bis zu ihrer Mitte dehnt sich rechts und links ein Wäldchen von Ulmen und Linden aus, aber vom Rondpoint an treten die Häuser wieder bis dicht an die Avenue heran. Der rechte Theil dieses Wäldchens ist der kleinere und elegantere, der linke, wohl dreimal größere hat mehr ein volksthümliches Gepräge.

Wenn man die Hausfrau und die Gäste kennen lernen will und doch in der Gesellschaft ein Fremder ist, so hält man sich am besten zunächst an die Ausstattung des Salons; sie verräth oft mehr vom innern

Digitized by Google

Wesen und Treiben als eine lange Bekanntschaft. Welche Fülle von Folgerungen kann man aus steifgezupften Rückenkissen ziehen, die so prächtig mit Perlen gestickt, aber so unbequem wie glänzend sind, besonders wenn eines in der Mitte, eines in der rechten, eines in der linken Ecke prangt, wie die Points eines Regiments, das man einrichten will! Welch steifer, kleinlicher Geist spricht aus einer Mahagoniplatte, auf der um die Urne in der Mitte die Albums so regelrecht geordnet sind wie die Fächer einer Windrose! Liest man wohl in einer Büchersammlung, deren Bände wie nach dem Lineal gestellt sind, oder schreibt man an einem kokett mit allen Utensilien versehenen Schreibtische, auf dem selbst das Löschpapier ohne Flecken und die Federn ohne Dinte sind? Welche Dokumente enthalten die Mobilien, wenn sie symmetrisch geordnet einander gegenüber stehen wie in einer Française, und wenn eine wahre Verzweiflung aus einem Lehnstuhl oder einer Etagère spricht, die kein Visavis gefunden haben? Es wird uns unwohl in solchen Salons, die nur zum Ansehen bestimmt zu seyn scheinen, und hungrig wie in den Küchen von Broek, in denen nie Feuer brennt. Die ganze Hohlheit des modernen Lebens spricht aus diesen Divans, die nicht zum Ruhen, diesen Albums, die nicht zum Blättern, diesen Büchern, die nicht zum Lesen sind. Auf dem Parket solcher Räume trillern sich denn nun die Gesellschaftskreisel der Gegenwart, und man rechnet in ihnen auf die Abendbeleuchtung, welche das Rouge und Blanc der Wangen verdecken soll und die äußern Chiffons glänzen läßt, unter welchen man die innern Lumpen verbirgt.

Vergebens sucht man in den Champs elysées nach Denkmälern, nach Kunstwerken, nach prächtigen Palästen, nach glänzenden Gebäuden; nur die Dimension ist großartig, nicht die Einrichtung. Vom Triumphbogen bis zum Rondpoint, auf dem eine Fontaine gelegentlich springt, sind es meist Werkstätten von Wagenbauern, Pferdehändlern, Cafés zweiten und dritten Rangs und zum Vermiethen gebaute Häuser, welche die Avenue einschließen, aber sie bleiben in ihrem Aeußern, mit geringen Ausnahmen, hinter dem Durchschnittswerth der Pariser Neubauten zurück. Und doch, wer bei Nacht vom Fuße des Obelisken auf dem Platz de la Concorde bis zum Arc de l'Etoile hinab schaut, auf den machen diese prächtigen Gemächer in der vollen Beleuchtung der Hunderte von Gaskandelabern einen unbeschreiblichen Eindruck; noch mehr aber an einem schönen Sommerabend, wenn die glänzende Gesellschaft, welche die Welt der Champs elysées bildet, länger als gewöhnlich geblieben ist und über diesem bunten Gewimmel allmählig die volle Mondscheibe hinter dem Dome von Notredame empor steigt. Die tiefen Schatten, welche die üppig belaubten Bäume werfen, die glänzenden Lichter, die auf und durch die grünen Blätter fallen, und dazwischen Tausende von eleganten Damen im Lustre einer Pariser Toilette, umschwärmt von Männern, die sie bewundern oder zu bewundern scheinen, eine lange Reihe von Equipagen, die ohne abzubrechen rechts hinauf und links hinunter fahren, daneben Amazonen zu Pferde und Cavaliere, die sie geleiten oder verfolgen. Aber dieses Leben beim Lampenschein ist etwas Außergewöhnliches, die eigentliche Empfangsstunde der Champs elysées liegt dicht vor dem Untergange der Sonne und dem Beginn der Theater, vor einer späten und nach einer frühen Dinerzeit. Von dem Reiz des bunten Treibens geht vieles verloren beim Tageslicht, und auch der sonst so großartige Eintrachtsplatz erscheint uns weniger glänzend. Der Obelisk von Luxor, dieser seltsame Beweis egyptischer Kraftvergeudung und finnloser Verschwendung, paßt nicht zum Rococo, das ihn umgibt, zu dem Marineministerium nördlich und dem großen politischen Komödienhause südlich vom Platz. Die Gaskandelaber, ähnlich denen auf der Piazza Navona zu Rom, die unschönen Pferdegruppen Coustons wollen nicht mit den prächtigen Springbrunnen harmoniren. Man fühlt es unwillkürlich, daß das Ameublement aus allen Enden der Welt zusammengeborgt ist, daß der Geschmack der verschiedensten Zeitalter zur Ausschmückung des Platzes beigetragen hat.

Dieser Schmuck ist in den Champs elysées außerordentlich dürftig. Unter dem Laubdach der Bäume finden sich eine Menge kleiner, leicht gebauter Erfrischungslokale, zu beiden Seiten der Avenue ein Café chantant, nur links eine größere Restauration, aber so weit abgerückt, daß sie kaum zum elysäischen Leben gehört. Der Circus Franconi ist das einzige Gebäude, dessen Aeußeres einen stabileren Charakter trägt und von größerem Umfang ist; aber selbst bei diesem ist die Außenseite schmucklos und einfach, und man würde kaum errathen, daß gegen zweitausend Personen in demselben Platz haben. Diese Etablissements sind nach Größe und Ausstattung kaum mehr als Präsentirteller oder Büffets, an die man im Laufe des Abends flüchtig herantritt; sie bilden keinen Mittelpunkt für die Gesellschaft wie eine besetzte Tafel. Sie bieten auch nur die einfachsten, leichtesten Erfrischungen, und außer einem Glas Limonade, Gefrorenem oder einer Tasse Kaffee findet man fast nichts.

Die Cafés chantants sind eine Einrichtung neuer Erfindung, erst in den letzten Jahren entstanden. Sie bieten der Gesellschaft musikalische Genüsse, Vokalsachen mit schwacher Begleitung. Die Künstlerinnen sind meist Damen in außerordentlich eleganter Kleidung; die Musik besteht aus Arien von Verdi und den verwandten Componisten. Wie im Salonleben der Gegenwart löffelt zu den italienischen Solfeggien das Publikum seinen Kaffee und macht eine mehr

oder weniger laute Conversation. — Die glänzende Toilette der Sängerinnen soll, nebenbei bemerkt, meist dem Wirth gehören und die armen Mädchen oft nichts ihr eigen nennen können, nicht einmal eine Stimme. Wie die Compositionen und Stimmen ihre Armuth nur dürftig unter den Coloraturen und Schnörkeleien verdecken, so verbergen die mit Bändern und Spitzen besetzten Kleider das Elend der decolletirten Damen. Die lustigen Stoffe hüllen sie nur wie in eine Wolke ein, und es macht einen fast traurigen Eindruck, diese oft schönen Gestalten an einem feuchten, kalten Abend eine glühende italienische Arie abfrösteln zu hören. — Die Musik ist im Café chantant eine Zugabe wie im Salon, um die gelangweilten Gäste besser zu unterhalten; man interessirt sich nicht dafür, man ist nicht deßhalb gekommen, aber es gehört zum guten Ton, sie zu machen und anzuhören.

Der Circus Franconi, von dem aus der Welt ganze Generationen von Kunstreitern und Jongleurs zugeschickt werden, ist die Pflanzschule aller Clowns und Harlekins, die Wiege aller Amazonen und das große Erziehungsinstitut der Seiltänzerinnen. Auriol, fast ein Greis, wenigstens über sechzig Jahre, treibt dort sein Wesen und biegt allabendlich zum Entzücken der Pariser seine Knochen in den widernatürlichsten Richtungen, als hätte er tausend oder vielmehr gar keine Gelenke. Aber die tollsten seiner Verrenkungen werden von einem armen Krüppel überboten, der am Fuße der Julisäule von seiner Mißbildung das tägliche Brod erwartet. An diesen Verdrehungen ist natürlich nur das Unnatürliche zu verwundern, und gerade darauf ist der „Künstler" stolz. Wie aus dem Tanz der modernen Gesellschaft, so ist selbst aus den Geschicklichkeitsproben des Jongleurs Kraft und Anmuth verbannt.

Das moderne Virtuosenthum der Seiltänzerei ist nur eine Abart des allgemeinen, das gleich ihm auf einer Saite tanzt. Die erstaunliche Leistung liegt lediglich in der Schwierigkeit. Trotz der ausdauerndsten Uebungen würde selbst das Geschlecht der Auriols solche Unnatur nie ausführen können, wenn nicht schon in frühester Jugend die Gelenke gereckt und die Bänder gedehnt worden wären; aber wie der Acrobat des Circus Franconi, so findet auch jedes Wunderkind seinen Meister, denn es wird stets Eltern geben, die noch früher als die andern die armen Wesen in's Mistbeet pflanzen, um desto rascher ernten zu können. Und die siebzigjährige Madame Saqui, die greise Aeltermutter der Seiltänzerinnen, das Pendant zu den Wunderkindern, gehört sie nicht auch zu der modernen Salonwelt, nicht ihrer Erscheinung, aber ihrem Wesen nach?

Außer den genannten Unterhaltungen bieten die elysäischen Felder nur wenige, es sey denn man rechnete die gelehrigen Hunde, einen Ballonschläger und sonst der „Blague" von Paris angehörige Dinge dazu. Aber diese sind nicht specifisch, sie speculiren nicht auf die elegante Welt, die Welt der Champs elysées.

Wenn man am Morgen oder den Tag über dieselben besucht, findet man außer dem gewöhnlichen Verkehr, der seinen Weg hindurch nimmt, alles todt und öde. Nur zu den Besuchstunden öffnet sich der Salon und seine Räume sind dann stets voll. Die Gesellschaft bleibt, nur die Personen wechseln. Was man aus den kleinen Zügen seiner Ausstattung erkennt, das bestätigt ein Blick auf die Besucher. Die Champs elysées sind dem eigentlichen Volksleben von Paris fremd, sie sind der kosmopolitischen Gesellschaft gewidmet, welche durch die Civilisation gebildet worden ist. Dem offenen, freien Wesen des Südländers entgegen, bewegt sich die Gesellschaft in den reservirten Formen der Gegenwart. Selbst der Epicier, wenn er mit Frau und Hund (eine Vereinigung, welche bei weitem häufiger ist als die mit Frau und Kind) die Avenue abpromenirt, bestrebt sich die Sitten und Bräuche dieser in grau getuschten Welt anzunehmen. Der Ouvrier mit der Blouse, der Soldat in Uniform, kurz jedes äußere Standesabzeichen fehlt oder verschwindet wenigstens in der allgemeinen Gleichfarbigkeit. Es ist nicht genteel, zu früh zu kommen, noch auch über die Zeit zu bleiben, und da jeder diese Regel kennt, so sieht man binnen wenigen Minuten die Champs elysées sich füllen und wieder sich leeren, als regierte alle ein gemeinsamer Impuls, als bewegte sie eine gemeinschaftliche Idee. — Selbst die Polizei scheint den Charakter dieser Gesellschaft, welche sich täglich versammelt, anzuerkennen. Die Polizei weiß, daß sie sich selbst regelt und ordnet und des äußern Eingreifens nicht bedarf, und daß sie doch nicht organisirt ist. Sie verbirgt keine Verschwörungen, sie schmiedet keine Plane, sie ist die einzige ungefährliche, unbeobachtete in ganz Paris. In den elysäischen Feldern gibt es auch keine heimlichen Ecken, wo man sich ausplaudern, keine Fensternischen, in die man sich zurückziehen könnte; alles ist frei, offen, selbst die Bänke haben keine Rücklehne, und die Strohsessel, auf welchen ein Theil der Gesellschaft Platz nimmt, werden nur im großen Tanzsaale hart an der Avenue vermiethet.

Die Champs elysées bergen wie kein anderer Ort der Welt das Modeleben. Es amusirt sich dort eigentlich keiner, es weiß niemand, warum er gekommen, warum er gegangen, wie auf einem Rout kennt man seinen Nachbar nicht. Es gehört aber einmal zum guten Ton, eingeladen, es gehört zum guten Ton, dagewesen zu seyn. Der Schwerpunkt dieses ganzen Lebens ist derselbe, welcher der Reunion der modernen Gesellschaft überhaupt zum Mittelpunkt dient: es ist die Eitelkeit. Die Gäste sind gekommen, um zu sehen

Digitized by Google

und gesehen zu werden; die Eitelkeit ist die einzige Schüssel, auf welche sie eingeladen sind. Die einen naschen nur heimlich davon, die andern essen mit vollen Löffeln, aber ganz verschmäht sie keiner.

In der ganzen modernen civilisirten Welt ist die Eitelkeit ein allgemeines Tauschmittel, aber vorzugsweise hoch steht sie bei den Franzosen im Preise. Ich kenne keine Nation, die sie in so hohem Grade besitzt, und sollte ich ein Charakteristikon für dieses Volk angeben, ich wüßte kein bezeichnenderes als eben die Eitelkeit. Sie ist ihm so eigenthümlich als den Britten die Selbstachtung. Und was bleibt dem Deutschen, wenn diese beiden sich einander gegenüberstehenden Elemente das Wesen der modernen Gesellschaft begründen? Ist es denn nöthig, daß ihm überhaupt etwas bleibt? und spielt er denn in dieser Gesellschaft eine Rolle? Aber auch die Nationalität verschwindet im Leben der Champs elysées, denn selbst jeder Fremde beugt sich willig unter das Gesetz der Mode.

Die bunte Menge, welche an uns vorübertreibt, bietet selbst dem erfahrenen Auge keine großen Unterschiede dar; die Geschichte hat alle Klassen so bunt durcheinander gerührt, die Formen und Sitten haben sich so vermischt, die Industrie hat die Abstufungen des Vermögens äußerlich so auszugleichen verstanden, daß nur noch die Individualität sich deutlich abhebt, und die Bedeutung des innern Werthes dadurch gestiegen ist. — Der persische Gesandte, ein Greis mit schwarzer Spitzmütze und langem, ehrwürdigem weißen Barte, fährt in einem bescheidenen Einspänner; seine Tracht verräth ihn, aber außer ihm kann man nur an wenigen in die Augen fallenden Zeichen die verschiedenen Klassen erkennen. Die Miethequipagen sind nicht minder elegant als die eigenen, die Livréebedienten mit Phantasiewappenknöpfen tragen ihr zweifarbiges Tuch mit demselben Stolz wie die Diener des Quartier St. Germain, und die Lionne, die Lorette, die femme entretenue stehen in ihrer Toilette gewiß nicht, in der Feinheit ihres Benehmens nur selten hinter der vornehmsten Dame zurück. — Die einheimischen und fremden Industrieritter, die Banquiers, die Lions der Gesellschaft sind so abgeschliffen, daß sie in ihrem Aeußern und nach ihren Formen nicht zu unterscheiden sind.

Die Anglomanie ist die Mode des Tages; sie verlangt Vorliebe für Pferde und Sports, welche den Franzosen sonst nicht natürlich ist. Da treibt ein Herr ein Tandem im raschen Trabe durch die Menge; wenn man nicht am Pferde und an der Führung das Gegentheil sähe, man müßte glauben einen Engländer vor sich zu haben, so hoch stehen die steif gestärkten Hemdkragen, so gesucht nachlässig ist die Kleidung, so unverschämt recken sich die beiden Diener auf dem Rücksitz. Der Pariser unterwirft sich dieser Narrheit contre coeur, aber niemand würde dieß an seinem Wesen errathen, so nothwendig ist es augenblicklich für den Lion, die Anglomanie zu theilen. — Wie die Röcke der Bedienten, Paletots mit blanken Knöpfen, auf eine bestimmte Weise vom Kutschbock fallen müssen, so ist auch die Haltung, in welcher die Modedame die Champs elysées besuchen muß, streng vorgeschrieben. Man sieht dieselbe stets zurückgelehnt, tief in den Fond des Wagens gedrückt, dahin rollen, als nähme sie keinen Theil am Leben, das sie umgibt.

Man ist blasirt nicht aus Ueberſättigung, sondern aus Mode, und daß sich dieser jeder fügt, der in der Besuchstunde die Champs elysées betritt, das ist es gerade, was das Leben in denselben so eigenthümlich macht. Niemand will außerhalb der Mode stehen, jeder zu dem Kreise gehören, welchen die Mode bewegt. Je weniger die Individualität sich erhält und bemerkbar macht, je weniger sie auffällt, desto besser ist der Geschmack und desto mehr findet er Bewunderung. Die Besucher der Champs elysées kritisiren sich, ohne sich zu kennen, ohne sich mitzutheilen; nur das Aeußere kann natürlich dazu den Stoff liefern, und daher kommt es, daß die höchste Vollendung in der Form liegt, von welcher sich gerade nichts sagen läßt. Man sieht es den einzelnen Personen oft deutlich an, daß sie wissen, wie vollständig sie à la mode sind, wie genau die Form ihres Benehmens wie ihrer Kleidung dem momentanen Zeitbegriff von dem, was elegant ist, entspricht.

Mit dieser Verallgemeinerung der Form geht der Mangel an Originalität des Charakters in der Gegenwart Hand in Hand, und nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Champs elysées geben davon täglich die Beweise. Es gibt nichts, was diese Welt zusammenhält und verbindet, und doch findet sie sich zusammen. Indifferentismus gegen alles außer gegen sich selbst, das ist ihr Gepräge.

In der Gegenwart, und besonders in Frankreich, wo die „Gleichheit" der Individuen mehr als je zur Geltung kommt, ist es natürlich, daß auch die Volksfeste im Salon von Paris gegeben werden. Aber schon die größeren Räume der linken Seite werden Veranlassung, daß dieses dem sonstigen Charakter der elysäischen Felder fremde Leben sich links gezogen hat. Das genügt, um die rechte, die Nordseite zur genteelen zu machen. Das Modeleben haßt alles, was den Charakter der Ursprünglichkeit trägt, was irgend Anspruch auf Lebensfrische macht. Links findet man auch an den Wochentagen Ballschläger und Boulespieler, und unter den kleinen Kaffeehäusern sogar eines, in welchem Straßburger Bier verkauft wird. Links liegen einzelne kleine Schießstände, wo die Gamins und Arbeiter um einen Sou nach der Scheibe schießen können. Links liegt aber auch die Wache, welche sich überall findet, wo das Volk auch nur gelegentlich

Digitized by Google

einen Vereinigungpunkt finden könnte. — Rechts, unter den eleganten Herrn und Damen, die im Empfangszimmer der Modewelt nur erscheinen, um wissen zu lassen, daß sie erschienen sind, bedarf es solcher Vorsichtsmaßregeln nicht.

Dieses Treiben verändert sich aber vom Rondpoint bis zum Triumphbogen de l'Etoile; denn die Spaziergänger verlossen nur selten die schattige Partie, und die Equipogen und Reiter scheinen, wie die Tänzer im Ballsaal, des zuschauenden Publikums zu bedürfen. Die Sportsmen, auch diejenigen, welche im Auftrage der Pferdehändler dort die Pferde derselben sehen lassen, die Amozonen, welche eine etwas freiere Arena lieben, ziehen sich gelegentlich dahin zurück. Das Château des fleurs, der Wintergarten, Herrn Charles Menagerie verkünden, daß der Charakter der Avenue sich ändert, je mehr sie sich dem Triumphbogen nähert. In ähnlicher Weise laufen die Champs elysées seitwärts aus, nach der Seine wie nach der Straße St. Honoré zu.

Man pflegt von der eigentlichen eleganten Welt zu sogen, sie amüsire sich nie, sie langweile sich nur weniger, und die Welt der Champs elysées macht diesen Eindruck überall, selbst da wo sie ausschließlich dem Vergnügen nachgeht. Es ist dieses für sie kein Genuß, sondern ein Geschäft, und die Rastlosigkeit, mit dem sie demselben obliegt, läßt zuweilen fast glauben, sie komme einer Berufspflicht nach. Viele Equipagen erscheinen ganz regelmäßig in den Champs elysées, denn ihre Besitzer wissen nicht, wie sie die Stunde anders hinbringen sollen, welche in ihrem Zeitbudget dazu ausgeworfen ist. Der Umfang dieser Classe, welche nur dem Vergnügen lebt, ist wohl in keiner Stadt so groß als in Paris. In gewissem Sinne ist sogar „Vergnügen" der einzige Lebenszweck der ganzen Bevölkerung, und plaisir à tout prix die Devise ihres Lebens. Aber die Mode hat dieses Vergnügen vorgeschrieben, sie hat die Speisekarte aufgesezt und geordnet, von der ein homme comme il faut nun einmal nicht abweichen darf, und an der er durchaus Geschmack finden muß. Es ist nicht möglich einen genauen Bericht davon zu geben, aber das Wesen derselben ist in jeder Richtung dasselbe. Man hat sich den Magen verdorben und wundert sich, daß nichts mehr schmecken will. Aber anstatt sich durch gesunde Diät zu heilen, hat man die erschlafften Nerven durch das Pikante von neuem zu reizen gesucht und ist beinahe dahin gekommen, die Gesundheit selbst darüber einzubüßen. Die vollkommenste Apathie ist eine natürliche Folge der Ueberreizung, um so mehr da sie System geworden ist.

Wenn die Volksfeste die Champs elysées auf einmal fast fieberhaft beleben, wenn man dann die ganze Lebensfrische, die Genügsamkeit, die Elasticität der großen Massen unmittelbar an dem Orte sieht, an welchem man am Tage zuvor die elegante Welt sich in ihrer gewohnten Weise bewegen sah, dann ermißt man erst, welch ungeheure Kluft diese beiden Extreme trennt, eine Kluft, die fast unmöglich auszufüllen ist; man begreift warum die sogenannten gebildeten Schichten der Gesellschaft die Zügel der Herrschaft verloren haben.

Wenn die elegante Welt ganz das allgemeine, kosmopolitische Gepräge trägt, so ist umgekehrt das Volksleben der Champs elysées ausgesprochen und specifisch parisisch. Aus jedem seiner Züge spricht diese seltsame Verbindung von Beschränktheit, die der Bildungsstufe entspricht, und von Universalität, die durch die vielseitigen Eindrücke eines so concentrirten und ausgebildeten Lebens hervorgebracht wird.

Der Gamin von Paris, von Jugend auf an die großartigsten Schauspiele, an den erschütterndsten Wechsel gewöhnt, ist gleichwohl mit wenigem zufrieden, wenn es ihm nur in einer neuen Form geboten wird. Genügsam in seinen persönlichen Bedürfnissen, sucht er den Genuß im Austausch; er spielt überall mit und weiß in der Rolle des Zuschauers einen Reiz zu finden, der dem blasirten Lion unbegreiflich ist. — Das Volk staunt nichts an, es bewundert nichts, aber es übt die Kritik des Muthwillens und des Scherzes; je mehr es zu demselben angeregt wird, desto mehr ist es befriedigt.

Ich bin Stunden lang den treibenden Massen gefolgt, welche an den großen Volksfesten der lezten Zeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Champs elysées belebten. Aber keine Blague war zu erbärmlich, keine Aufschneiderei zu grell, um sie nicht auf einige Minuten zu fesseln. Das bärtige Mädchen, der Herkules, eine Mißgeburt, ein wildes Thier, ein Taschenspieler, alles dieß speculirt nie vergebens auf die Sous des Volks, obgleich diese Art von Unterhaltung ihm täglich geboten wird. Wenn die elegante Welt sich des Vergnügens, des Ausdrucks der Erregung schämt, die Individualität unter der allgemeinen hergebrachten Form zu verbergen strebt, so läßt sich das Volk, die Masse, frei gehen und gibt sich dem ersten Eindruck weit rückhaltsloser hin als irgend anderswo in der Welt. Für jedes Gefühl liegt das Wort auf der Zunge, für jeden Gedanken ist der Ausdruck sofort gefunden. Diese Bewegung mag vorübergehend, der Eindruck oberflächlich seyn, aber im Augenblick, wo sie vorhanden, sind die Gefühle wahr und lebhaft.

Und doch sind auch für diese den Gebildeten so fern stehenden Volksklassen die elysäischen Felder nichts als der große vanity fair, der Markt der Eitelkeit. Nur ist es nicht die individuelle, sondern die nationale Eitelkeit, die dort Befriedigung sucht. Nur was der Nation schmeichelt, spricht an, und der tollste Possenreißer,

der albernste Harlekin wird Gehör finden, wenn er auf die nationale Eitelkeit zu speculiren versteht. Die regelmäßige Corsofahrt in den Champs elysées entspricht den individuellen Schwächen eben so sehr, als die Volksfeste den nationalen; durch beide geht derselbe Grundton. Dort wie hier ist das „gesehen werden“ nächst dem sehen das Wichtigste. Ohne die Zuschauer würden die elysäischen Felder keinen Reiz besitzen. Der Lion bezweifelt nicht, daß er die Blicke aller auf sich zieht, gerade weil er sie zu ignoriren scheint; die Menge ist überzeugt, daß ganz Europa vom Feste sprechen wird, obgleich sich Frankreich über das Urtheil der ganzen Welt erhaben dünkt.

Für die Gesellschaft hat der Prinzpräsident Orden und neue Uniformen, für die Massen Fahnen, Adler, Illuminationen und St. Bernhardsübergänge. Beide verachten vielleicht den Geber, aber nicht die Gaben. Honneur und gloire im individuellen wie nationalen Sinne sind die Angelpunkte, um welche sich das Leben der Franzosen, vorzüglich der Pariser dreht; es sind die einzigen Springfedern, welche sie noch anzuregen im Stande, die einzigen Genüsse, in deren Befriedigung sie nicht zu ersättigen sind. Aus vielen einzelnen Zügen in ihrer Geschichte wie in ihrem Gebahren kann man dieß erkennen, aber nirgends spricht es sich deutlicher aus als im Leben der Champs elysées.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

X.

Wenn Winkelmann die Kirchen Venedigs für interessanter hielt als die Kirchen Roms, so mag er an den Markusdom gedacht haben, dieses für den forschenden Geist so anziehende Räthsel, dieses in das Abendland herein geheimnißte Stück Morgenland; er mag auch gedacht haben an die Menge von geschichtlichen Denkmalen in diesen Kirchen, wo die großen Dogen mit ihren großen Thaten ruhen; aber an und für sich kann Venedig mit Rom keinen Vergleich aushalten in Bezug auf Kirchenbau. Gerade das Werden, das sich Entfalten vom Keime bis zur Frucht, macht den Mittelpunkt der christlichen Welt so interessant: eine Geschichte, eine selbstständige Baugeschichte, eine neue, eigenthümliche Stylentwicklung hat die christliche Kirche in Venedig nicht gefunden. San Marko ist A und O, an ihm hat fast ein Jahrtausend fortgebaut, fast alle Zeiten der Kunst vom neunten bis zum achtzehnten Jahrhundert haben sich daran beschäftigt. Die Gründung fällt in das Dogat des Pietro Orsiolo I. 977, vollendet wurde er 1071, eingeweiht 1083 unter dem Dogen Vitale Falier. Die Ausschmückung der Giebel mit gothischen Spitzen geschah im vierzehnten Jahrhundert, der Mosaikschmuck geht fort bis in die modernen Zeiten.

Treten wir in die Mitte des Platzes vor die drei hohen Flaggenstangen. Da zeigt sich uns die westliche Hauptseite 148 Fuß breit, bis zur Spitze der Kuppel 110 Fuß hoch. Ueberragt vom freistehenden Glockenthurm und selbst von dem massigen Dogenpalaste, erscheint die Kirche nichts weniger als großartig. Hunderte von gothischen Hauptkirchen sind viel, viel größer, und was bedeuten diese 148 Fuß Breite, was bedeuten diese 110 Fuß Höhe und diese 220 Fuß Länge gegen die 161 Fuß Höhe nur des Mittelschiffes und 532 Fuß Länge (und Thurmhöhe) des Kölner Doms! Auch das Ulmer Münster hat 486 Fuß Länge, 205 Fuß Breite und sein Thurm wäre 520 Fuß hoch geworden. Das ist freilich ein Flug des germanischen Geistes, den das knechtische Byzanz nimmer auch nur ahnen konnte. Von der Sophienkirche in Byzanz aber ist die Grundform der Markuskirche entlehnt. Wenn jene größer ist und originaler, so ist diese dafür, namentlich an der äußern Schauseite, reicher und prächtiger: venetianische Aeußerlichkeit, heitere Verbrämung, leichtes Licht- und Farbenspiel über die gebundene, drückende Schwere des Ganzen hin!

Der eigentlichen Kirche baut sich eine Vorhalle an, die sich an der Nord- und Südseite als Seitenumgang fortsezt. Diese gewölbte Vorhalle öffnet sich nach außen mit sieben hohen Rundbogen, wovon die zwei äußersten, dem Seitenumgang gehörig, schmaler sind, der mittlere aber, als Hauptportal, etwas höher ist. Diese sieben Eingänge sind überreich mit Säulen und Säulchen umstellt. Die Halle krönt sich mit einem ganz wagrechten steinernen, durchbrochenen Geländer. Hinter demselben erhebt sich die eigentliche Kirchenfaçade in fünf gleichsam auf die untern gestellten Rundbogengiebeln; je die zwei äußern rechts und links sind gleich groß und undurchbrochen, Mosaikbilder glänzen auf goldenem Grunde. Der mittlere ist wieder etwas höher und mit einem Fenster versehen. Das Massige, Ungefüge und Unorganische dieser Façade entgeht keinem Auge. Was an innerem Leben, an freiem Wuchse fehlt, das suchte man zu ersetzen durch äußerlich hinzugefügten Reichthum an Säulen, Skulpturen und Mosaiken. Das Gold der Mosaikstifte in den fünf untern und den vier obern Rundbogenfeldern wurde nicht gespart; Säule an Säule, Säule über Säule aus allen Stylen und Ländern zu einem ganzen Wald wurde an die Zwischenpfeiler gestellt. Fünf weiß gedeckte Kuppeln, die mittlere natürlich höher als die vier Nebenkuppeln, überragen die Rundgiebel und das flache Dach dahinter. Troß ihrer schönen Verhältnisse sind diese Kuppeln zu massig und niedrig, als daß sie dem Ganzen Schwung, Streben und freien Abschluß gewährten. Das Ganze ist und bleibt eine Uebereinanderaufdrückung von Halbrund auf Halbrund und die unlebendige, schwere Halbkugelform bleibt der Grundcharakter des mehr lauernd sich hindrückenden als frei aufstrebenden Baus. Dieser byzantinische Kuppeln- und Rundbogenstyl ist gewiß ein sehr bestimmter Ausdruck des byzantinischen Despotismus, über welchen die venetianische Staatsverfassung nie ganz hinaus kam und welcher im russischen Popen- und Czarenthum seinen festen Bestand erhielt. Die Markuskirche und der Kreml in Moskau stellen sich im Geiste immer wieder neben einander.

Als der germanische Geist und Styl sich auch in Venedig Bahn brach, fand man diese schwere Façade unerträglich. Wie man den Dogenpalast, der in Freiheit volksthümlich begonnen, in Unfreiheit kasten-

mäßig vollendet wurde, am Ende wenigstens noch mit spitzen Eckthürmchen und am obern Gesimse herum mit Zinnen versah, so hat man im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf die obern fünf Rundbogen der Kirchenfaçade gothische Spitzbogenenden und zwischen sie hinein gothische Spitzthürmchen aufgesezt, Krappen, Fialen, Kreuzblumen und Steinfiguren hingepfropft. Das macht nun den Abschluß belebter, kantiger und heiterer, ist aber eben nur Aufsaz und Aufpuz, unruhig, unklar und unwahr, unharmonisch und unorganisch, gründlich mehr verwirrend als verschönernd.

Das äußerlich zusammenraffende, nicht innerlich vermittelnde im venetianischen Wesen zeigt sich recht offenbar an diesem Kirchenbau. Treten wir näher und beschauen dieses Räuberhandwerk und Diebssystem der altvenetianischen Hamsternatur genauer. Nur vorher noch ein Blick hinüber zu den zwei Riesensäulen am Ende der Piazzetta. Wie sie dastehen auf mächtigem achteckigtem Staffelfuße, der granitene Schaft aus Einem Stück, an den vier Seiten des Capitäls innerhalb der Randverzierungen je ein ausgehauenes Kreuz! Der Doge Michael hat sie um 1120 aus Syrien als Siegesbeute heimgeschleppt. Auf der westlichen Säule steht der heilige Theodor mit dem Drachen zu seinen Füßen; dieses Standbild soll aus Constantinopel geholt seyn. Auf der östlichen steht der Löwe, stracks zum Sprunge gen Osten in's Meer hinaus gerichtet. Der heilige Markus, dessen altes Sinnbild der Löwe ist, galt als zu Alexandrien bestattet. Unter dem Dogen Agnello Partenipazio wurde sein Leichnam (828 nach Chr.) zu Alexandrien gestohlen und, nach Venedig gebracht, als Heiligthum des Staates betrachtet. Dem mußte eine würdige Behausung erbaut werden. Dazu entlehnte man das Muster der Kuppelkirchen zu Constantinopel, zog die nöthigen byzantinischen Künstler herbei und schleppte Material aus dem ganzen Orient zusammen. Fünfhundert Säulen aus Granit, Porphyr, Basalt u. s. w. aus Kirchen und Alterthümern stehen jezt ohne viel Wahl und Gewissen neben und über einander, außer- und innerhalb der Kirche; so an der Südseite zwei viereckige Marmorsäulen, aus einer der ältesten christlichen Kirchen, S. Saba in Ptolemais geholt, wie die vier daneben stehenden räthselhaften Figuren aus Porphyr.

Auf dem mittleren Hauptbogen der Portalseite sind seltsamen Anblicks vier große schwere Rosse aus vergoldeter Bronze aufgestellt, die ursprünglich im alten Athen gestanden haben sollen, nach dem Orient entführt waren und durch den Podesta Marino Zeno nach der Eroberung Constantinopels 1206 aus der dortigen Rennbahn nach Venedig mitgenommen wurden. Im Jahr 1797 nach Paris geführt, kamen sie nach dem Frieden von 1815 auf ihre jetzige Stelle zurück. Ueber den Außenpfeilern der Vorhalle ringsum ist eine Menge zusammengeraffter griechischer Marmorreliefs eingelassen, z. B. Herkules mit der Haut des erymantischen Ebers, derselbe mit dem nemäischen Löwen, Bacchus auf dem Panther reitend, die Chimäre, einen Hirsch zerreißend, eine Ceres und so weiter. In solcher gut heidnischen Umgebung stehen dann wieder die zwölf Lämmer (Apostel) um das Lamm Gottes geschaart, oder Christus, von Maria und Johannes umgeben.

Auch das Innere enthält eine Anzahl zusammengebeuteter Kunstwerke. Im Baptisterium sind ältere Skulpturen hinter dem Altar in die Wand gemauert, eben daselbst steht ein steinerner alter Bischofsstuhl aus Alexandrien mit altchristlichen Sinnbildern, den sich Venedig von dem Kaiser Heraklius „schenken" ließ. In der Zenokapelle ist ein byzantinisches Madonnenbild, ehemals ein Brunnenschmuck in Constantinopel. Die acht Säulen an dem großen Eingangsthore sind ebenfalls eine Beute aus dem eroberten Constantinopel. Die vier Marmorsäulen über dem Hochaltar hat der Doge Dandolo aus der Sophienkirche entführt. Vier Säulen von orientalischem Alabaster dahinter seyen gar „aus dem Tempel Salomos," jedenfalls auch gute Beute. Die alten Opferleuchter sind aus Athen; eine Schale aus Porphyr, nun Weihwasserbecken, ist aus Akre. Der Altarstein selbst ist vom Berge Sinai. Vierhundert Jahre lang wurde kein Schiff in den Hafen eingelassen, bevor es angab, was es an Beute oder Beitrag für San Marko mitgebracht. So baute sich Venedig seine Sophienkirche.

Wie in dieser, so besteht auch an und in San Marko der wesentliche Hauptschmuck in den kostbaren Steinen und in den Mosaikgemälden. Sie sind mehr und weniger glänzend, aus allen Zeiten der Kunst. Diese Mosaikmalerei besteht aus lauter kleinen Glasstiften, deren eingebrannter Farben- und Goldglanz der feuchten Seeluft und dem Zahne der Zeit Troz bietet. Statt des milden Oels und des geschmeidigen Pinsels hat hier Stift an Stift, Punkt an Punkt sich scharf und eckig in unendlicher Geduld geübt; nur aus einiger Ferne fließen die Linien und Farben in einander, und wenn die uralten Mosaiken, mit denen das Innere überfäet ist, allerdings in abschreckendst byzantinischer Dürre, Steifheit und Häßlichkeit mumienartig — man kann nicht anders sagen als — herunterglozen, zeigen die Meister des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wie der wirklichen Kunst keine Schwierigkeit unüberwindlich ist. In den halbmondförmigen Giebelnischen der westlichen Schauseite sieht man den Leichnam des Markus stehlen, einschiffen, festlich einholen und in die Markuskirche tragen, welche denn auf diesem Mosaik in ihrer ursprünglichen Gestalt ohne die gothischen Aufsäze zu sehen ist.

Treten wir in die Vorhalle, die sich, wie gesagt,

Digitized by Google

um die nördliche, westliche und südliche Seite der Kirche umher zieht, so stößt unser Fuß zunächst still vor einem kleinen, rautenförmigen, in den Fußboden eingelassenen Marmorsteine. Das sey die Stelle gewesen, an der Kaiser Rothbart vor Alexander III. gekniet. Der triumphirende Papst habe dem mächtigen Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt und die Worte des Psalms mißbraucht: also werde ich treten auf die Schlange und den Basilisk und gehen auf Löwen und Drachen. Der Hohenstaufe habe darauf trotzig sein Haupt erhoben: „Vor dem heiligen Petrus werfe ich mich nieder, nicht vor dir, Alexander!" Der Papst habe ihm entgegnet: „Vor mir, wie vor Sankt Petrus!" — Nach anderer Erzählung freilich habe der Statthalter Gottes, der geistliche Schwertträger, den vor ihm knieenden Träger des weltlichen Schwertes weinend aufgehoben und geküßt mit dem Kusse des Friedens zwischen Staat und Kirche. Welche Darstellung ist wahrer?

Heben wir nun die Augen auf und schauen rings umher. An dem Hauptportal der Vorhalle sind zum Theil hübsche Skulpturen, darunter Bilder aus dem menschlichen Kleinleben, wie sie oft an späteren Kirchenportalen vorkommen: ein Mann spaltet Holz, ein anderer wärmt sich die Füße am Feuer u. s. f. In dem Bogenfelde über der Hauptthüre in's Innere ist das prächtigste Mosaikbild der ganzen Kirche: der heilige Markus im Priesterornat schwebt segnend in die Höhe, nach einer Zeichnung Tizians. Hier hat sich das Handwerk mit der Kunst vermählt; das braune Antlitz, die leuchtende Wärme des dunkeln Auges, der Schwung und das Leben in der ganzen Gestalt, die Frische und der Zauber der rothen und blauen Farben im Gewande, die sich prachtvoll vom Goldgrunde abheben, feiern einen wahren Triumph über den todten Stoff und ziehen immer auf's neue an.

Die ganze Vorhalle ist in kleinen Kuppeln gewölbt und diese, so wie die Gurtbogen, Zwickel und Halbmondfelder sind voll alter Mosaiken, die in zum Theil sinnigsten Motiven die Geschichten der ersten Bücher Mosis darstellen. Zuerst die Schöpfung (Gott beseelt im Paradiese, dessen vier Ströme durch vier Flußgötter dargestellt sind, den aus einem Erdenkloß gebildeten Adam durch eine Psyche; Adam gibt den Thieren ihren Namen, die Eva wird aus Adams Rippe geschaffen), dann der Sündenfall (Eva verführt den Adam zum Essen von der süßen Frucht; sie bekleiden sich mit Feigenblättern, fliehen vor Gott; dieser zieht ihnen Hemden an, läßt sie aus dem Paradies treiben; Adam führt tapfer die Haue). Hierauf sehr, sehr naiv das eheliche Leben der ersten Eltern, die Geburt des ersten Kindes, Kain's und Abels Opfer (Kain verstellt sein Antlitz, Abel wird durch eine Hand aus den Wolken gesegnet); Brudermord und Fluch Kain's. Dann die Geschichte Noahs und der Sündfluth; die Arche wird gezimmert, paarweise zieht das Thierreich, Männlein und Fräulein, hinein; der Rabe, die Taube fliegen aus (beim Ausgang aus der Arche geht natürlich allen Thieren der Löwe voran). Hierauf Noah's Opfer, Trunkenheit, Verspottung durch Ham u. s. w. Sodann die Geschichte Abrahams. Besonders lebendig ist Josephs Geschichte geschildert in allen ihren Einzelnheiten, und eben so die Geschichte Mosis. Das Urtheil Salomos, von Bianchini im sechzehnten Jahrhundert gefertigt, hebt sich aus allen als ein Werk völlig erneuerter Kunst trefflich hervor. Es ist unmöglich, alles Einzelne zu nennen. Aber ein Stück Bibel hat das Volkan diesen Bildern, und ich war wiederholt Zeuge, wie aufmerksam namentlich das Landvolk sie betrachtete.

Der Umgang auf der Südseite ist zu besondern Kapellen verwendet, in die man aus dem Innern der Kirche kommt. Betreten wir dieses durch den Haupteingang, oder durch eine der vier Nebenthüren. Da stellt sich der Grundplan der Kirche dar in Gestalt eines griechischen (gleicharmigen) Kreuzes. Ueber der Kreuzung ist die große Kuppel gewölbt. Ueber den vier Kreuzarmen erheben sich die vier Nebenkuppeln. Die sechs Hauptpfeiler bestehen selbst wieder je aus vier Pfeilern, die oben durch Rundbogen verbunden eine kleine Kuppel tragen und darüber erst einen massiven Pfeiler bilden. Von diesen Hauptpfeilern aus schlagen sich breite Gurtbogen zu einander und an die Wände hinüber; auf diesen Gurtbogen ruhen die fünf Hauptkuppeln. Der Chor schließt mit einer großen, halbkreisrunden, halbkuppelförmig gewölbten Altarnische und zur Seite mit zwei kleinen ähnlichen Nebennischen. Der westliche Kreuzarm ist durch einen von je drei Säulen getragenen Bogengang, auf dem sich die Frauengalerie befand, in drei Schiffe getheilt. Ohne Zeichnung ist es indessen schwer, sich eine Vorstellung von diesem an und für sich sehr einfachen System von Kuppeln, Bogen und Pfeilern zu machen.

Der Fußboden der Kirche ist durchaus in künstlichen Marmormosaikmustern ausgelegt; unangenehm ist nur, daß der Boden durch vielfache Senkungen und Hebungen theilweise ganz wellenförmig geworden ist. Man erzählt, zu den Zeiten der Republik habe ein Verbot bestanden, grobes Geschütz auf dem Platze vor der Kirche abzuschießen; die Franzosen kümmerten sich nichts darum, kanonirten im Namen der Freiheit frischweg in die Luft, und verderbten durch die Erschütterung den herrlichen Fußboden der Kirche.

Die Wände des Innern sind mit dunkeln Marmor- und Porphyrplatten von unten bis oben bekleidet; die sechs Säulen, welche die drei Schiffe trennen, sind aus derselben Steinart gehauen, ihre viereckigen, korinthisirenden Kapitäle ursprünglich vergoldet. Die Laibungen der darüber gestellten Rundbogen, so wie

Digitized by Google

sämmtlicher Gurtbogen, dazu die fünf großen und die sechs kleinen Pfeilerkuppeln, die drei Chornischen endlich haben alle Mosaikgoldgrund und auf diesem entweder Verzierungen oder Mosaikbilder aus der biblischen und Heiligengeschichte: Erzväter, Apostel, Märtyrer, die himmlischen Heerschaaren füllen alle diese Wölbungen. In der großen Mittelkuppel stehen die heiligen zwölf Boten im Kreise zwischen den Fenstern herum, die vier Evangelisten sind in den Zwickeln darunter, Erzengel schweben über den Fenstern. In der Chornischenwölbung sitzt Christus als Richter mit dem Buch des Lebens und Todes auf dem Schooße, die rechte Hand zum Segnen emporstreckend, ein großes, schauerlich starres, finsteres Riesenbild nicht der Gnade, sondern des Schreckens und der Verdammniß. Der blutrothe Glanz des Goldes umspielt diese düstern Gestalten einer völlig erstorbenen Kunst, die dem Despotismus von Byzanz und von Venedig wohl anstand, wie Widerschein des höllischen Feuers, nicht wie Abglanz des lichten seligen Himmels.

Einiges Licht fällt in die Kirche aus vier kleinen und dem großen Mittelfenster der Westseite und aus drei Fenstern der Chornische; das Hauptlicht kommt von oben aus den Rundbogenfenstern der großen Kuppeln. Eben gießt die Abendsonne ihre Strahlen durch dieselben, von den goldenen Kuppeln und Bogen leuchtet es herab in die untern, durch die dunkle Steinbekleidung das Licht stark abdämpfenden Räume. Ein dumpfer Ernst, eine drückende, verwirrende Pracht des Goldes, die in dunkelm Glanze das Auge beunruhigt, eine starre Schönheit umgibt uns; die gemessene Ruhe dieser an sich so schönen Rundbogen, der ebenmäßige Abschluß dieser Kuppelwölbungen, diese nur runden oder geraden Linien, diese gedämpften Farbentöne und diese herben, starren Figuren, diese kostbaren fremden Steine (Verde antiko, Porphyr, Lapis Lazuli, Jaspis) an Kanzel und Baldachin; — die Grundform des griechischen Kreuzes selbst mit den gleichlangen Armen, die dem Auge keinen Vor- und Hintergrund, nirgends den Eindruck des Wachsens und Sichentwickelns, und nicht die einfache, heitere Einladung, die geöffnete Bahn zum Tische des Herrn bietet; die im Ganzen sehr mäßige Höhe und Weite des überall so bestimmt und selbstgenügsam, so fertig abgeschlossenen Raumes — alles läßt das Herz nicht weit und warm und weich werden; es staunt, es bewundert, aber es geht nicht auf, es wird nicht heimisch und wird nicht erhoben; der Geist ist durch Form und Farbe gebannt, nicht emporgezogen, nicht hingerissen in Ahnungen des Himmlischen und Ueberhimmlischen. Im Markusdome fühlt man recht, was der germanische Geist mit seinen Spitzbogen und Glasgemälden für einen unendlichen Fortschritt in der Entwicklung des orientalischen Christenthums errungen hat. Dieser byzantinische Bau aber ist gleich weit entfernt von der heitern Freiheit, mit der die griechische Säule ihren Tempel trägt, und von dem hohen, mächtigen Schwung, mit dem sich der Spitzbogen über dem reichgegliederten Pfeiler zum Himmel hebt. Die byzantinische Baukunst ist der volle Ausdruck des seit mehr denn tausend Jahren in der griechischen Kirche ohne alle Entwicklung, ohne alles freie Leben vertrockneten und erstarrten Geistes.

Es wird bald Abend werden, das Volk eilt herein zur Vesper, die Frauen knien und beten, die Männer sitzen bequem und spielen mit ihren Stöcken, da sie doch einmal zum heutigen Kirchenfeste in die Kirche gehen mußten. Während dem gehen wir links unter die Kuppel des nördlichen Seitenschiffes und erfreuen uns an den einzigen heitern und zierlichen Mosaiken, mit denen Michael San Buono (1430) die Kapelle dei Maskoli ausgeschmückt hat in germanisch gemüthlicher Weise. Es sind Bilder aus dem Leben Jesu und seiner Mutter. Mariä Verkündigung; Besuch bei Elisabeth; Christi Geburt (die Magd wascht das Kind, eine andere spinnt im Hintergrunde, ein Pfau wiegt sich auf dem Geländer und wirft seinen Schatten an die helle Wand); dann die Darstellung im Tempel; auf der andern Seite der Tod der Maria. Diese Bilder wirken in der That versöhnend auf das von den übrigen Eindrücken der Kirche dumpf gedrückte und gespannte Gefühl. Der Chor ist vom Schiffe geschieden durch eine im Renaissancestyl geschmückte Wand, über welcher auf Sockeln die zwölf Apostel, in der Mitte ein prächtiges vergoldetes Kreuz mit dem Gekreuzigten, Maria und Markus zur Seite in dem edeln germanischen Style von 1393 stehen. Dahinter hat Sansovino das Leben Jesu in sechs Bronzereliefs dargestellt. An den Säulen, welche den Baldachin über dem Hochaltar tragen, winden sich Reliefs aus dem Leben Jesu im romanischen Style hinauf. Die Hauptaltartafel ist ein kunst- und juwelenreiches byzantinisches Heiligthum, voll von alt- und neutestamentlichen und Heiligengeschichten, von 1205 bis 1209 glänzend wiederhergestellt.

Aus dem auch am hellsten Tage dämmerigen Chor gehen wir in die zwei Kapellen des südlichen Seitenumgangs. Sie sind voll Mosaiken aus dem dreizehnten Jahrhundert mit bereits sichtbaren Spuren der wiederauflebenden Kunst. In der Taufkapelle, wo den Taufstein ein bronzener Deckel mit Darstellungen der Taufe Christi und mit der Statue des Täufers deckt, wurden die vornehmen Kinder getauft; in das goldene Buch eingetragen wurden sie, sobald sie das vierundzwanzigste Jahr erreicht und über 5000 Dukaten zu verfügen hatten. Da konnten sie als Zuhörer den Senatssitzungen beiwohnen; vom dreißigsten Jahre an durften sie mitstimmen. — In der Kapelle des heiligen Zeno liegt der Heilige in Erz von Pietro Lombardo

Digitized by Google

und von Campane 1515 gegossen; auf dem Altare thront neben den Erzfiguren des Täufers und Petrus die Madonna mit dem goldenen Vorschuh * von Antonio und Pietro Lombardi und von Alessandro Leopardi (1516) — das anmuthsvollste Werk dieser Künstlerfamilie, das schönste der Markuskirche. Maria ist von einer stillen Anmuth, einer ernsten Lieblichkeit, der Faltenwurf der Gewänder ernst und großartig. Dieses einzige Bildwerk gibt reichen Ersatz für die ganze unheimliche Todtenwelt, die von den Wölbungen der Kirche herabstarrt, und die wir ganz froh sind nicht mehr sehen zu können vor den in der Kirche sich lagernden Schatten des herandämmernden Abends.

Noch einen lezten, einzig erhebenden Eindruck aus der eigentlichen Kirche nehmen wir mit beim Weggang in die freie frische Luft. Von der Kuppel des westlichen Kreuzarmes hängt ein, in Form eines Sterns ineinandergestecktes Kreuz, ein großes Kreuz mit sechs gleichgroßen, in Herzform geschlossenen Doppelarmen. An den zwei senkrechten und an den vier Querbalken sind dichtgedrängt Lämpchen an Lämpchen, und dieser prachtvoll leuchtende Kreuzstern entsendet sein Brillantfeuer durch die indessen nach dem Verlöschen der Altarlichter ganz dunkel gewordenen Räume zu den goldenen Wölbungen hinauf, an die vergoldeten Säulenkapitäle hinüber, über die Häupter der aus der Kirche Wallenden hinab, beleuchtet magisch die in ziemlicher Anzahl darunter befindlichen weiblichen Schönheiten, und hängt endlich in der leeren, stillen, dunkeln Kirche in stolzer Ruhe, wie Himmelslicht in Erdennacht.

Aus einem schönen Abend auf dem, wie kein anderer Ort zu nichtsthuendem Schlaraffenleben geschaffenen Markusplatze und aus einem schönen prächtigen Morgenbade draußen am Meeresstrande des Lido ward ein anderer, in der Erinnerung unverlöschlich strahlender Tag. Venedig ist wahrlich eine Welt für sich, und eine Welt von Eindrücken geht gewiß nicht bloß dem Wanderer aus Süddeutschland in dieser Königin der Adria auf. Mit jedem Tage, mit jedem Schritte, wenn der Geist einmal in dieser Wunderfremde Fuß gefaßt und sich wenigstens ein Schlüsselloch in ihre Räthsel erbohrt hat, wird man heimischer und es bewährt sich das Wort, daß, wer im Anfang am betroffensten hier war, am Ende am unliebsten von hier fortgeht. „Freund, du kennst Venedig nicht“ erwiederte gestern Abend unter dem Zelte unserer Restauration ein österreichischer Offizier seinem als Neuling in Venedig über dieses „unheimliche Nest“ ergrimmten Waffengefährten; „Venedig muß man kennen lernen, die Liebe gibt sich dann von selbst.“

Und schöner kann man es kaum kennen lernen, liebreizender kann man diese Schöne kaum finden, als wir heute auf unserer Doppelfahrt. Die Stadt schlief noch, als wir über den immer sonnigen Markusplatz zwischen dem heiligen Theodor und dem Markuslöwen hindurch zur großen Ufertreppe eilten, um die erste beste Gondel zu besteigen. Diese Gondeln, sehr lang und schmal, vorne und hinten anmuthig geschnäbelt, am vordern Schnabel zur Sicherheit mit einem breiten, scharfen, beilähnlichen Eisen versehen, das dem Ganzen die Gestalt einer mit aufgerichtetem Halse über die See hinschnellenden Schlange gibt, bieten dem Auge eine immer neue Freude, so wie man sich einmal mit ihnen befreundet hat. Während der Fährmann auf der hintern Brücke, und weil wir bei unserer größeren und schwereren Fahrt zum Lido zwei Gondoliere haben, der andere auf der vordern Brücke der Gondel mit ganzer Kraft sich gegen das in einem Krummzapfen laufende, spiralförmig bewegte Ruder stemmt, lehnen wir behaglichst auf prächtig schwellenden Kissen in unserem Sarge. Ja ganz wie ein Sarg nimmt sich die schwarze Gondel aus, über deren Mitte ein viereckiger, vorne mit einer kleinen Thüre, beiderseits mit Schiebfenstern und Vorhängen versehener, oben engerer Kasten gestürzt ist, der gegen Wind und Sonne schüzt. Dieser Kasten gibt gerade zwei gegenübersitzenden Personen Raum und sichern Versteck. Außen ist er mit schwarzem Tuch überzogen, an den Kanten und Ecken ist er mit schwarzen Quasten und Knöpfen besezt. Förster in seinem trefflichen Reisehandbuche durch Italien sagt: damals, als noch der Doge von allen Gesandten und Räthen umgeben auf dem Bucentauro in's adriatische Meer den Brautring warf, seyen alle Barken bunt gedeckt gewesen; allein seit dem Falle der Republik haben sie Trauer angelegt und bis jezt behalten. Dem widerspricht jedoch ein altes Bild in der Akademie zu Venedig, wo bereits in den noch guten Zeiten der Republik die Fahrzeuge sich in solch dunkler Farbe zeigen. Ein anderer gibt an, der Luxus habe einst in Gold- und Farbenschmuck der Gondeln einreißen wollen, da habe der Senat die urcommunistische Farbe des alle gleichmacheuden Todes für dieselben geboten. Vielleicht sey auch das Schwarz nach einer allgemeinen Staatstrauer einfach beibehalten worden. Am wahrscheinlichsten aber ist, daß das vornehme Schwarz, in welches die Nobili für den schweigsam finstern Dienst „der Republik“ sich hüllten, auf die Gondeln, die im pferdelosen Venedig einzigen Karossen der Reichen überging; denn das geringere Volk machte, wie noch jezt, seine Wege und Umwege zu Fuß durch die Gassen oder

* Vergleiche Justinus Kerners Gedicht: „Der Geiger von Gmünd,“ wo auch der goldene Schuh der Maria eine Rolle spielt.

Digitized by Google

ließ sich um ein Geringstes in Fähren und offenen Barken übersetzen.

Sanfter als in einer Sänfte, ruhiger als in einer Wiege geht's pfeilschnell der Morgensonne entgegen, die ihr goldenes Licht, vom frischen Hauche des Meeres begleitet, in unser Kutschenfenster hereinwirft. Die Gondelführer kennen genau die Wasserstraßen durch die seichten Lagunen, die zur Ebbezeit theilweise als große Schlammfelder zu Tage liegen. Die schwellende Fluth führt getreulich fort und fort frisches Wasser in die stehenden Kanäle und nimmt im Zurückweichen den Unrath der großen Stadt mit hinaus an den Lido, dessen alte Fruchtbarkeit dadurch bedingt ist. Mit prächtigen Südfrüchten und mit dem wundersüßen, braundicken Cyprowein, mit herrlichem Obst, das in der Seeluft gezeitigt nicht leicht faul wird, stattet die vier Stunden lange Insel ihren feurigen Dank dafür ab.

Wir sind am Ufer, die Gondler suchen das Laubdach der nahen Herberge, wir aber gehen inseleinwärts den schmalen Weg über den mit moosigen Grabsteinen bezeichneten Judenkirchhof, über die Sanddüne hinüber zum flachen, sandbelegten, muschelreichen Strande. Da ist das große freie Meer, endlos schweift das Auge über die tiefblaue Fläche hin, weiße Segel glänzen, die Wogen rollen schäumend zu unsern Füßen. Das ist ein Leben, ein Suchen und Fliehen, ein Werden und Vergehen, ein Murmeln und Donnern. Aug und Ohr und bald auch der entkleidete Körper im jubelnden Kampfe mit dem mächtigen und doch so weichen Elemente sind dahingenommen von einem Wohlgefühl, daß das volle Herz in den seligen Morgen hinausjauchzt und in den brausenden Chor der Wogen hinein mit dem heiligen Sänger ruft: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte!

Was ist doch das ein anderes Bad, als das Brettergerüste in der faulen Lagune! Die faulen Venetianer! Das halbe Stündchen zum Lido ist ihnen zu weit, um frische Kraft zu frischer That von dort in täglichem Bade zu holen. Ein kleines Dampfboot Morgens und Abends zu bestimmten Stunden für die Badefahrt, würde es sich nicht bezahlen? ließe sich das nicht auftreiben, wenn die Gondeln zu langsam und zu theuer wären? Gewiß jede andere Stadt würde diesen gottgewiesenen Ostrand des Lido mit Zwanzigern pflastern, wenn sie eine solche Quelle der Gesundheit und reinster Körperfreude, solch einen Ort leiblicher Erfrischung und geistiger Erhebung in solcher Nähe haben könnte. Aber Venedig muß Morgens schlafen, Abends auf dem Platze lungern, Nachts in den Theatern buhlen. Außer einigen österreichischen Offizieren vom nahen Fort mochte niemand mit uns diesen Hochgenuß theilen, die wir gern die ganze Welt hieher zu einem Morgenlied im höhern Chor eingeladen hätten. Wir armen Landratten „ob und unter der Steig," was entbehren wir in unsern Ebenen und Thälern gegen die glücklichen Meergebornen, Meerumrauschten! Es bleibt dabei, das hohe Meer und die hohen Berge, das sind die zwei einzigen Wunder der Schöpfung, die keine Menschenhand entweihen, das einzig Erhabene, das kein elendes Menschenpack in Staub und Schmutz zu ziehen vermag.

Digitized by Google

Die Hausliteratur in England.

II.

4. Notices to Correspondents.

In den meisten Pfennigblättern findet sich eine mehr in den Hintergrund zurückgedrängte Seite, die in vielen Fällen das ganze Geheimniß ihrer Prosperität enthält. Diese Seite lüftet sogar manchmal den Schleier, welcher über den Ursprung dieser oder jener Zeitschrift geworfen ist. In den verschiedenen »Periodicals« ist diese Seite verschiedenartig betitelt. Ursprünglich begnügte man sich mit dem allgemeinen Namen: »Notices to Correspondents« (Aufschlüsse für die Korrespondenten). Später wählte man pompösere Namen, wie letterbox (Briefkasten), Editor's note book (Notizenbuch des Autors). Es war nicht genug, daß die Hausliteratur alles, was das Haus und das häusliche Glück und den häuslichen Comfort betrifft, in der Gestalt eines Druckbogens für einen Penny in das Haus hineinbrachte, daß sie Gemeinnütziges und Unterhaltendes dem Leser zum billigsten Preise und in der zugänglichsten Form verabreichte. Der Herausgeber hatte ein besonderes Interesse, daß dieses Gemeinnützige und Amusante jedem seiner Leser wirklich zum Nutzen und zum Vergnügen gereiche, und um sich dessen zu vergewissern, eröffnet er eine Korrespondenz mit allen seinen Lesern. Meine Zweifel, meine Bedenken, wenn dieselben sich auf einen im Periodical abgehandelten Artikel auch nur entfernterweise beziehen — ich kann sie mit vollem Vertrauen dem Herausgeber vortragen und gewiß seyn, in der nächsten Nummer die gewünschte Auskunft zu finden. Ja ich brauche mich sogar nicht zu scheuen, mich über alle Vorkommnisse im Leben bei ihm Raths zu erholen. Er dringt selbst darauf; er gibt seine Adresse groß gedruckt an und ersucht die Leser, sich an ihn zu wenden. Medicinische, juristische und literarische Fragen — alles beantwortet der Editor. Er ist Arzt, Gesetzgeber, Richter und Tröster. Er gibt Bescheid, wie gelbe Flecken von der Haut zu vertreiben sind, was blasse Mädchen zu thun haben, um rothwangig zu werden; er belehrt mich, welche Schritte ich in meinem Erbschaftsprocesse zu thun habe, gibt sein Urtheil ab über meine literarischen Produktionen, Prosa und Poesie, die ich ihm einzusenden für gut finde, und hält es keineswegs unter seiner Würde, seine Meinungsäußerung abzugeben über meine Handschrift, in wiefern dieselbe mich zu dieser oder jener Stelle, die ich im Auge habe, befähigt. Wer möchte sich da nicht an den Editor wenden, oder wenigstens sich sein Blatt wöchentlich anschaffen, um das Recht zu haben, sich an ihn im vorkommenden Falle wenden zu können?

Die Antwort wird in den Notices to Correspondents abgedruckt; in dieser Erwiederung ist die Fragestellung abgekürzt und vereinfacht wiedergegeben mit den Initialen des Fragestellers, so daß derselbe die auf ihn sich beziehende Stelle leicht herausfinden kann. Gewiß, der Herausgeber ist sehr diskret und so dienstfertig — dienstfertig über alle Maßen. Sogar in Herzensangelegenheiten steht er seinen Lesern und Leserinnen treulich zur Seite, und dieses Kapitel bildet in mehreren Pfennigblättern einen besondern Roman neben dem Roman, der in der Nummer selbst sich findet. Ganze Seiten sind gewidmet den Beschreibungen von Mädchen, die nach Männern seufzen, und von jungen Männern, die in ihrer Großherzigkeit und ihrem Sehnen nach häuslichem Glück bereit sind, ihr Herz und ihr Vermögen mit würdigen Gefährtinnen zu theilen. Die resp. Adressen können ohne Gefahr in dem Bureau des Pfennigblattes niedergelegt werden, von wo aus dann der wirkliche Roman sich weiter entspinnen und zum Denouement gebracht werden mag. Dem Autor war es nicht genug, auf den ersten Seiten seiner Nummer das häusliche Glück ideal ausgemalt zu haben; er will dieses Glück für seine Leser praktisch begründet wissen; es war ihm nicht genug, im weitern Verlaufe seines Periodicals neue technische Erfindungen aufgezeichnet und beschrieben zu haben; er will sie für seine Leser und von seinen Lesern ausgebeutet sehen. Wer daher in dieser Hinsicht des Beistands des Autors bedarf, hat sich bloß schriftlich an ihn zu wenden, und da die Grundlagen alles englisch bürgerlichen Glücks darin bestehen, eine „Situation" zu haben, so ist er bereit, allen Situationslosen mit seinem Rath beizustehen. Die That hängt dann von ihnen selbst ab; aber jedenfalls haben sie bereits viel gethan, wenn sie das Pennyblatt kaufen und lesen.

Da wir bei Besprechung der einzelnen Periodicals genöthigt sind, noch speziell auf die in denselben enthaltenen Notices to Correspondents zurückzukommen, um den speziellen Charakter dieser Korrespondenzen als im Einklang mit dem jedesmaligen Pennyblatt stehend nachzuweisen, so können wir uns hier mit

Digitized by Google

einer allgemeinen Charakteristik dieses Theils der Hausliteratur begnügen.

Wie bereits oben gesagt, verdankt ein großer Theil dieser wohlfeilen Zeitschriften die ungeheure Verbreitung, die sie in neuester Zeit gefunden, derjenigen Blattseite, auf welcher der Leser in direkte Verbindung mit dem Autor tritt. Diese Verbindung ist aber erst möglich geworden durch die Pennypost, und so sehen wir, daß der außerordentliche Aufschwung, den die Hausliteratur genommen, mit der allgemeinen Postreform zusammen fällt. Mittelst eines einzigen Penny kann ich Briefe von einem Ende Englands zum andern befördern; die Beförderung selbst ist ungeheuer rasch, die Austheilung noch rascher. Es kostet dem Leser somit nur Einen Penny, um sich mit dem Redakteur in Verbindung zu setzen. Letzterer hat dem Leser für Einen Penny bereits so viel Unterhaltendes und Nützliches gegeben; für Einen Penny weiter kann der Leser vom Autor weitere Auskunft erhalten. Und wer ist geeigneter, solche dem Leser zu geben, als gerade der Redakteur, der es unternommen, den geistigen Bedürfnissen des Hauses und der Familie Befriedigung zu verschaffen?

Die Anfragen haben nicht immer einen ausschließlich individuellen Charakter. Bei dem praktischen Sinne, der allen Engländern eigen ist, fällt das Individuelle größtentheils weg. Daneben weiß der Herausgeber diesen Anfragen, obgleich von Einzelnen ausgehend, immer einen allgemeinen Charakter zu geben. Es liegt in seinem eigenen Vortheil, was den Einzelnen interessirt, allgemein interessant zu machen. Der Leser schreibt einen Privatbrief und erhält eine gedruckte, folglich öffentliche Antwort. Das Briefschreiben ist öffentlich gemacht, der Briefkasten ist geöffnet und die Mysterien desselben liegen entschleiert allen Lesern vor. Der einzelne Briefschreiber muß die ihn betreffende Antwort unter allen übrigen Antworten heraussuchen, und die übrigen Leser finden eine Masse Antworten auf Anfragen und Bedürfnisse Einzelner, die mit ihren eigenen Bedürfnissen im genauesten Zusammenhange stehen. Nun die Freude dazu, in anderer Herzens- und Gewissensangelegenheiten lesen zu können, zu sehen, über was alles Aufklärung verlangt und welche Aufklärung in bestimmten Fällen gegeben wird!

Es läßt sich zwar keineswegs leugnen, daß der Herausgeber sehr oft diese Angelegenheiten einem Korrespondenten unterschiebt, daß er demselben die Frage in die Feder diktirt, um Gelegenheit zu haben, Fragen zu beantworten, die von andern Lesern mit Vergnügen gelesen werden möchten. Aber was liegt daran? Die Frage hätte ja doch aufgeworfen werden können und die Antwort ist bloß anticipirt, bloß dem Bedürfnisse vorgegriffen. So treten in diesen Korrespondenzen junge Mädchen auf, welche die schönsten Augen und Hände haben und denen weiter nichts fehlt als Geld und ein Mann. Das Mädchen wendet sich an den Herausgeber und gibt ihm eine Beschreibung ihrer Person und ihrer geistigen Vorzüge. Die Schöne hat in dem ersten Theil des Blattes, im Roman, von uneigennützigen Liebhabern gelesen, welche unbemittelte, aber mit Geist begabte Bräute heimgeführt; sie, die Leserin, ist selbst gerade in der Lage, in der sich die Heldin befand; sie wendet sich an den Verfasser und bringt auf Verwirklichung des Romans in ihrer Person. Auf der andern Seite wieder läßt der Autor in den Notices to Correspondents eine Schaar von Hagestolzen auftreten, die ihm zu wissen thun, daß sie bereit sind, ganz wie im Roman, von Geld und materiellen Rücksichten abzusehen, wenn sie ein Mädchen finden können nach ihrem Sinn und Geschmack, ganz wie es im Roman beschrieben ist. In wie fern der junge Mann und das junge Mädchen, die beiderseits ihre Adresse an die Redaktion zu schicken bereit sind, durch den Autor in ein glückliches Paar verwandelt werden, haben wir hier nicht weiter zu untersuchen. Aber in wie fern dieser Liebeshandel, zum Theil wirklich, zum Theil fingirt, den literarischen Handel befördert, das ist ein Gegenstand, den wir später noch besonders zu besprechen Gelegenheit haben werden.

Unter solchen Anfragen finden sich dann wieder andere, die für den Fragesteller sowohl als für den Leser von allgemeinem Interesse und aus dem Leben selbst gegriffen sind, z. B. die Anfragen über Auswanderung, über die speciellen Bedingungen dieser oder jener Auswanderungscompagnie, die Tauglichkeit des Auswandernden für diesen oder jenen Stand 2c. Andere Anfragen betreffen die rechtliche Gültigkeit einer Ehe — Ehen werden in England so leicht geschlossen und aufgehoben —; andere wieder beziehen sich auf Erbschaftsstreitigkeiten u. s. w. Fragen der Art haben, wie gesagt, ein unmittelbares Interesse für den Fragesteller sowohl, der auf dem Wege des Journalismus und mittelst eines Penny die sonst so theuer zu erkaufende Consultation erhält, als auch für die übrigen Leser, die, durch das Beispiel belehrt, aufmerksam gemacht werden, an wen sie sich in ähnlichen Fällen zu wenden haben. Dem Journalisten selbst wird Stoff geboten, gemeinnützige Kenntnisse zu seinem speciellen Nutzen auf sehr wohlfeile Weise zu verbreiten. Mit weit größerem Interesse als die Annoncen werden diese notices gelesen. Die Leser, wie gesagt, lernen hier, was sie alles für Einen Penny kaufen können; sie werden an ihre eigenen Angelegenheiten erinnert und über dieselben aufgeklärt. Wer anfragt, ist ein sicherer Käufer der Pennynummer, und da er die Beantwortung seiner Frage in der folgenden

Digitized by Google

Nummer erwartet, so wird er nothgedrungen auch ein Käufer dieser letzteren.

Die besseren unter den Periodicals haben keine solche »notices to correspondents;« dagegen haben die minder guten in denselben einen mächtigen Anhaltspunkt gefunden, um ihrer „Unterhaltung und Belehrung" eine ausgedehnte Verbreitung zu sichern. Hiemit ist aber keineswegs gesagt, daß alle Blätter, welche »notices to correspondents« haben, schlecht sind. In der letzten Zeit sind diese Notizen ein solches Bedürfniß geworden, und das Volk hat sich dermaßen daran gewöhnt, daß keine neue Zeitschrift auskommen kann, wenn sie nicht wenigstens eine Seite denselben widmet. Diese besondere Seite ist meist vollkommen hinreichend, um daraus den ganzen Charakter des Blattes zu construiren.

5. Family herald.

Nachdem wir die Hausliteratur in allgemeinen Zügen charakterisirt haben, können wir nunmehr die einzelnen Blätter etwas näher betrachten.

Der family herald erscheint wöchentlich auf sechzehn großen Quartseiten, zu Einem Penny die Nummer. Er eröffnet seine Columnen regelmäßig mit einer Idylle. In England besteht die Idylle in nichts anders als in einem Lobgesang auf das Haus, den Herd, die Familie. Der family herald wehrt sich eifrig gegen die Vorwürfe, die gewöhnlich der wohlfeilen Literatur, und mit Recht, gemacht werden, und behauptet seinerseits „ein Samenkorn für Kenntniß und ein Schößling des Frohsinns" zu seyn. Wie er auf die verschiedenen Klassen der Gesellschaft einzuwirken sucht, ergibt sich aus folgender Stelle: „Um von nichts anderem zu sprechen, als von unsern wissenschaftlichen Notizen, Recepten u. s. w., so sind dieselben allein schon von unverkennbar praktischem Nutzen für den Fabrikanten, den Handwerker, den Krämer, den Landmann, den Haushälter. Viele Personen haben von einem einzigen technischen Verfahren mehr profitirt, als der family herald ihnen in sieben Jahren gekostet hat." Der family herald beschränkt sich aber nicht auf diese Klassen von Lesern; er will auch das weibliche Geschlecht für sich gewinnen, und er sagt deßhalb ausdrücklich in seiner Ankündigung: „Manche junge Person, die geistig nicht sehr aufgeweckt schien, hat, nachdem sie dieses heitere und anziehende Magazin nur kurze Zeit gehalten, Proben gegeben von ihrer größeren geistigen Befähigung, zur Freude ihrer Eltern und ihrer häuslichen Umgebung."

Sucht nun gleich der family herald auf diese Weise das Herz und den Penny des Mädchens zu gewinnen (und er gewinnt 160,000 Pfennige wöchentlich), so muß von der andern Seite zugestanden werden, daß in dem Texte selbst die strengste bürgerliche Moral und jungfräuliche Keuschheit beobachtet ist. Er geht nicht weiter, als die Mädchen hoffen zu lassen, daß sie durch die Lektüre des family herald die gehörige Bildung erlangen, um einen Mann zu bekommen. „Es ist eine Thatsache," heißt es an einem andern Orte, „daß junge Mädchen, die den family herald regelmäßig lesen, sich allenthalben durch einnehmende Manieren und liebenswürdige Eigenschaften auszeichnen. Man hat ferner beobachtet, daß die Leserinnen des family herald gemeiniglich gute Hausweiber abgeben und ihre Männer gut zu wählen wissen." Wollte man hieraus schließen, daß das Blatt sich bloß Zugang verschafft zu Mädchen, die auf nichts denken, als gute Manieren und gute Männer zu bekommen, so würde man ihm großes Unrecht thun. Es dringt fast in alle Familienkreise Englands und findet seinen Weg sogar zu den sogenannten „Ladies," das heißt zu den Mädchen höhern Standes, die bereits feine Manieren besitzen, ohne deßhalb immer gute Hausweiber abzugeben, im Sinn des family herald. Man kann dieses Blatt förmlich als den Typus der Hausliteratur betrachten, und dasselbe ist auch, wenn nicht gelesen, doch zugelassen und gekannt von allen Ständen.

Die erste Hälfte des Blattes ist, wie bereits gesagt, mit Erzählungen, Novellen ꝛc. gefüllt, die alle auf das kleinbürgerliche Leben Englands Bezug haben. Wir finden gemeiniglich eine kleinere Novelle auf drei bis vier Seiten, und eine größere Erzählung, die in mehreren aufeinander folgenden Nummern fortläuft. In neuester Zeit hat sich der Herausgeber veranlaßt gefunden, diese Erzählungen mehr als früher in's Abenteuerliche hinüber spielen zu lassen, ohne sie deßhalb ihres allgemeinen Charakters, der durchgängig ein sentimental moralischer ist, zu berauben. Offenbar hat die Goldsucht, welche durch die in Australien gefundenen Minen rege gemacht worden, und in Folge davon die Sucht nach dem Abenteuerlichen auch auf die harmloseste Pennyliteratur und den Pennyhandel ihre Wirkungen geäußert.

Auf die Erzählung folgt ein kleines Gedicht, in demselben lyrischen oder sentimentalen Tone gehalten, und wenn dann noch ein weißer Raum auf der Seite sich findet, ist derselbe mit kurzen Denksprüchen, Anekdoten, „schönen Gedanken" u. s. w. ausgefüllt. Beispiel: „Das Meer. Der größte aller Gottesäcker, die stillste aller Ruhestätten ist das Meer. Die dort entschlummert sind, haben keine Denkmale. Auf allen andern Gottesäckern kann man eine gewisse Unterscheidung wahrnehmen zwischen dem Hohen und dem Niedern, dem Reichen und dem Armen. Aber im Meeresgrabe liegen sie alle ohne Unterschied, König und Hofnarr, Prinz und Bauer. Dieselben Wogen rollen über alle, derselbe Grabgesang begleitet sie alle zu dieser letzten

Digitized by Google

Wohnung. Ueber ihrer irdischen Hülle wüthet derselbe Sturm, scheint dieselbe Sonne. Im Wassergrabe schlafen sie alle den gleichen Schlaf bis zum Tage des jüngsten Gerichts, wenn die Trompete zum Wiedererwachen bläst und das Meer seine Todten zurückgibt."

Der Kreis von Gedanken, der sich hier in Denksprüchen ausspricht, ist derselbe, worin sich der Roman, die Erzählung, „das Gemeinnützige und Amusante" bewegt. Ist noch Platz vorhanden, so wird derselbe mit Reisenotizen ausgefüllt, und da fast jeder Kapitän, wenn er von einer fernen Expedition zurückgekehrt, solche Notizen mitzutheilen hat, so kann man sich leicht denken, daß die Pennyliteratur in dieser Hinsicht keinen Mangel leidet. In wie weit der family herald dieses Gebiet mit Rücksicht auf seine Leser und Leserinnen auszubeuten versteht, mag aus folgender Stelle erhellen: „Wie junge vornehme Bräute in Tunis fett gemacht werden. — Sobald ein Mädchen in Tunis getraut worden, wird sie in einen engen Raum, wie in ein Hühnerhaus, eingesperrt, mit goldenen und silbernen Ringketten um ihre Hand- und Fußgelenke. Heirathet sie einen Mann, der sein voriges Weib verabschiedet oder verloren hat, so werden dieselben Ketten, die das frühere Weib getragen, für ihre Gliedmaßen gebraucht und sie wird so lange gemästet, bis die Ketten ihre Glieder völlig umspannen. Das zu diesem Behufe gebräuchliche Futter wird »drougk« genannt. Mit dieser Nahrung wird die Braut im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und viele sterben unter dem — Löffel."

Mit solchen Auszügen, welche meistens an den schöneren Theil des menschlichen Geschlechts gerichtet sind, geht die patriarchalische Gelehrsamkeit für die ernstere, andere Hälfte Hand in Hand. — „Ursprung gewisser Worte. — Das Wort Bajonnet zeigt zur Genüge an, daß es zuerst als Waffe in Bayonne fabricirt worden. „Damask" kommt von Damaskus, Corinthe (Frucht) von Corinth ꝛc. Guinea (Münze) deutet darauf hin, daß diese Münze zuerst aus Gold, das von der afrikanischen Küste gleichen Namens gekommen, geprägt worden ist. So groß ist der Fortschritt des Fabrikwesens in England, daß wir unsere Calicos und Musseline jetzt nach Indien und dem ganzen Osten senden, obgleich die beiden Namen fortwährend den Beweis liefern, daß wir ehedem diese Waaren aus eben diesen Ländern bezogen haben."

Alle diese Gemeinplätze, die übrigens im family herald auf die mannigfaltigste Weise variirt werden, gehören noch zum ersten Theile, zu demjenigen, der die Unterhaltung, das „Amusante" in sich begreift. Der zweite, der „belehrende" Theil beginnt jedesmal mit einer moralisch philosophischen Abhandlung, die zuweilen in die allgemeine Politik hinüberstreift. Es kann hier weder von einer bestimmten Parteipolitik, noch von einer bestimmten, diesem oder jenem Systeme angehörigen philosophischen Anschauungsweise die Rede seyn. Der family herald muß bei seiner ungeheuern Verbreitung darauf bedacht seyn, keiner Partei, keiner Sekte offen entgegen zu treten. Väterliche Ermahnungen, Zurechtweisungen, die an alle gerichtet sind — weiter darf er nicht gehen. Handelt es sich von anerkannten socialen Uebelständen, so weist er darauf hin, daß diesen allgemeinen Uebeln nur durch die Tugend des Einzelnen abgeholfen werden kann. „Ihr sprecht von Reform? Seht nur, was man vor zwanzig Jahren für Erwartungen von John Russels Reformbill gehegt hat! Und was ist das Resultat gewesen? Dieselben Klagen, wie wir sie vor zwanzig Jahren gehört, hören wir noch heute, dieselben Uebelstände bestehen noch immer. Eine neue Reformbill ist der Gegenstand allgemeiner Besprechung. Was kann daraus werden? Nichts, wenn nicht vor allen Dingen die Individuen sich zu reformiren anfangen. Die eine Partei will immer die andere, der eine Mensch den andern reformiren. Warum fängt man nicht damit an sich selbst zu reformiren? Und das kann bloß geschehen, indem man an die Stelle der jetzt allenthalben herrschenden Heuchelei Offenheit und Aufrichtigkeit setzt. Der äußern Reform muß die innere vorangehen, und der Anfang aller innern Reform ist Redlichkeit."

Dieß ist ungefähr die Sprache, welche der family herald in allen politischen Angelegenheiten führt. Statt sich an die Partei zu wenden, richtet er sich immer an den Menschen, und so hat er immer 160,000 Individuen von allen Parteien, denen seine Sprache gleich angemessen ist. Als die letzten Wahlen vor sich gingen und jede Partei nur darauf bedacht war, ihre Kandidaten durchzusetzen, stellte der family herald allgemeine Betrachtungen über das Unmoralische der Wahlmanöver überhaupt an. Da diese Manöver, von allen Parteien gleichzeitig unternommen, in ihren Resultaten sich gegenseitig neutralisiren, während sie auf der andern Seite ungeheure Kosten verursachen, so kann man sich leicht denken, daß Betrachtungen der Art, die, von der Moral ausgehend, am Ende auf Geldersparniß hinaus laufen, von allen Parteien gleich günstig aufgenommen werden. „Welche Fehler auch immer dem Wahlsystem und dem Wahlmodus anhaften mögen, der Hauptfehler bleibt immer ein moralischer u. s. w." Redlichkeit in allen Dingen, im öffentlichen sowohl als im Privatleben — das ist für den family herald die Hauptsache. Und so schließen gewöhnlich alle seine politischen, ökonomischen, philosophischen oder religiösen Abhandlungen mit dem alten Liede: Ueb' immer Treu und Redlichkeit.

Aber eben diese Redlichkeit, eben diese Offenheit, die der family herald allgemein beobachtet wissen will, bringt ihn manchmal in Verlegenheit. Z. B. wie

Digitized by Google

ist es mit den Wahrheiten zu halten, die nicht für alle Ohren passen? Sollen sie ebenfalls offen und treuherzig allen mitgetheilt werden? Dann müßten wir z. B. auch mit den Kindern dieselbe Sprache reden wie mit Erwachsenen. „Stilpo, der auf der Straße befragt wurde, was er von den Göttern halte, erwiederte, von diesem Gegenstande könne er nicht an einem Orte sprechen, wo er Gefahr laufe, vom Volke gehört zu werden. — Die Platoniker und Pythagoräer hielten es nicht allein für recht, sondern sogar für preiswürdig, zu einer Unwahrheit seine Zuflucht zu nehmen, wenn es sich darum handelt, die Sache der Wahrheit im Allgemeinen zu fördern.“ — Wir sehen, in welche kritische Lage der family herald sich durch Aufwerfung einer solchen Frage gesetzt hat. Und warum hat er diese Frage überhaupt aufgeworfen? Um seine eigene Wahrheitsliebe kund zu thun, um seinen Kunden zu zeigen, daß er für Alle gleich wahr ist. Deßhalb geht er in seiner Entwicklung noch weiter. „Im Kampfe der gegenseitigen Interessen scheint es wirklich, als wäre die trockene Wahrheit nicht mehr hinreichend, als müßte die Verstellung zu Hülfe genommen werden. Ueberall finden wir Wahrheiten verhehlt; die Eltern verhehlen Wahrheiten vor ihren Kindern, die Kaufleute den wirklichen Werth ihrer Waaren vor ihren Kunden.“ — Wie löst er nun diesen Widerspruch, ohne weder den Kaufleuten noch den Kunden, weder den Eltern noch den Kindern — und er schreibt ja für sie alle ohne Ausnahme — zu nahe zu treten? „Die Gesellschaft strebt nach Vervollkommnung. Die Vollkommenheit besteht im freien Austausch, im Austausch im weitesten Sinne des Worts, im freien Austausch von Gedanken, der etwas mehr und etwas Besseres ist als bloßer freier Austausch von Waaren. Es wird eine Zeit kommen, wo die Geheimnisse aller Herzen vor aller Augen aufgeschlossen daliegen dürfen.“

So weit über die Moral und die moralisch philosophischen Abhandlungen des family herald, die wir hier als Typus desselben Abschnitts in der Hausliteratur überhaupt etwas ausführlicher betrachtet haben. An die philosophische Abhandlung schließt sich das Kapitel der family matters an, worin alles, was das Haus und die Küche näher angeht, wie Küchenrecepte u. s. w. besprochen wird. Dann folgt ein Kapitel, überschrieben »scientific and useful,« Wissenschaftliches und Gemeinnütziges. Hier wird von Ackerbau, von technischen Kunstgriffen, von den neuesten Erfindungen und von nützlichen Entdeckungen, Experimenten, von Physik und Chemie, in Absätzen von zehn bis zwanzig Linien gehandelt. Beschreibung einer elektrischen Uhr, einer Lokomotive mit condensirter Luft, eine kurze Abhandlung über Aether, als bewegende Kraft gebraucht, über das neue Patentgesetz, eine neue Dinte um Linnen zu zeichnen, die Art und Weise, Pariser Gyps zu bereiten, über Spinnerei und Weberei — das alles gehört zum Wissenschaftlichen und Gemeinnützigen.

Die statistischen Nachrichten, die diesem Kapitel unmittelbar folgen, sind den größern Tageblättern entlehnt. Wie viel Fleisch und Brod die Woche hindurch verzehrt, wie viel Obst und Eier aus Frankreich oder Belgien in England eingeführt worden, das alles wird gewissenhaft in Ziffern angegeben. — Das Kapitel „Mancherlei“ enthält in der That so Manches und so Mannigfaltiges, daß es unmöglich ist, es im Ganzen zu charakterisiren. Hand in Hand damit gehen die »random readings,« d. h. Allerlei, was rechts und links aufgegriffen und hier in der Form von witzigen Einfällen, humoristischen Antworten u. s. w. dem Leser als Lesefrucht mitgetheilt wird. Nun aber folgt ein Abschnitt, dem wir besondere Aufmerksamkeit schenken müssen, da derselbe vorzugsweise darauf berechnet ist, der Hausliteratur Absatz und Verbreitung zu verschaffen.

Im »Riddler,« wie dieser Abschnitt betitelt ist, werden Räthsel, Charaden, arithmetische Probleme u. s. w. aufgegeben. Die Leser werden ersucht, ihre respectiven Lösungen innerhalb acht bis vierzehn Tagen einzusenden, damit ihre respectiven Namen zur gehörigen Zeit veröffentlicht werden können. In der Nummer, welche die Lösungen enthält, finden wir dann die Namen der Glücklichen angemerkt, denen es gelungen ist, eine Charade, ein Rebus oder gar ein arithmetisches Problem zu lösen. Wir sehen manchmal eine Liste von Hunderten von Namen, und der Redakteur ist so gewissenhaft, daß er in einer folgenden Nummer nachträglich die Namen aller derjenigen gibt, die wegen zu später Einsendung die ihrigen in der vorigen Nummer vermissen sollten. Welch ein weites Feld ist da dem Ehrgeiz geöffnet! Und welche Freude muß es dem entfernten Leser machen, wenn er als Lohn seines Nachdenkens und seines Scharfsinns seinen Namen in einem Blatte gedruckt sieht, das in allen Ecken und Winkeln Englands gelesen und in seiner eigenen Heimath, in seinem eigenen Flecken verschlungen wird, da es dort als höchster Ausdruck alles Schönen und Wissenswürdigen gilt! Und das alles für Einen Penny! Und für Einen Penny steht er da, mitten unter seinen Freunden und Landsleuten, als ein angehender Schriftsteller, vielleicht gar als ein großer Denker! Wer einmal die Nummer gekauft hat, in dem das Räthsel rc. enthalten ist, und wer einmal dessen Lösung versucht hat, wird von selbst ein Käufer der Nummer, in der die Auflösung sich befindet, sey es, um sich zu vergewissern, daß seine Auflösung die richtige ist, sey es, um nach fruchtlosem Sinnen seinem Wissensdrange Genüge zu leisten. Wer vollends eine schriftliche

Digitized by Google

Lösung eingesendet hat, die ihm bereits an Briefporto einen Penny gekostet, wie kann dee der Versuchung widerstehen, einen weitern Penny zu spenden, um seine Eitelkeit gekrönt und seinen Namen gedruckt zu sehen! Dazu laufen die Aufgaben in den folgenden Nummern fort; immer wird der Scharfsinn zu neuen Exercitien und die Eitelkeit zu neuer Ausgabe von Pfennigen gereizt. Der family herald — wir müssen es ihm zum Lobe nachsagen — hat dieses Wesen nicht zum Aeußersten getrieben. Er hat auf die „Kurzweil" nicht mehr Wichtigkeit gelegt, als nöthig war, um sein Blatt im Gang zu erhalten. Aber seine Nachfolger haben diesen Theil der Hausliteratur, die Kurzweil, bis zur Langeweile getrieben, Preise auf die Lösung von Charaden ausgesezt, einen Staatsrath von Schiedsrichtern eingesezt ꝛc., um auf diesem Wege der neuen Unternehmung Eingang in's Publikum zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Molière's Tartuffe und femmes savantes.

Madame Desmoussaux, die schan lange van der Bühne abgetreten war, wallte ihr Gedächtniß beim Publikum des Théâtre français auffrischen, und sa brachte uns denn der gestrige Abend zwei Molièeesche Stücke: Tartuffe und les femmes savantes. Zehn Akte in einem Abend, das ist eine reichliche, sogar eine überreiche Nahrung selbst für einen deutschen Magen, dem man doch immer nachsagt, daß er auch im Gebiete der geistigen Verdauung Ungewöhnliches leiste. Für die nächste Zukunft habe ich mich an Malières Muse satt und müde gesehen, denn nach einem stündigen Queuemachen nach van 7½ Uhr bis Mitternacht Augen und Ohren in unausgesezter, angespannter Thätigkeit erhalten zu müssen. verderbt doch etwas den Appetit.

Tartuffe und die Blaustrümpfe umschliessen fast den Kreis der Molièee'schen Poesie: die ernste und die heitere Satire. In iheer Vereinigung gaben sie ein sehr gut abgerundetes, klares Biid vam Uebergange der feanzösischen Kunst aus der klassischen in die romantische Periade. — Ich habe einst van nnserem kezlen graßen Mimen, Carl Seydekmann, den Tartuffe varlesen hören; im Laufe der Jahre hat sich der Eindruck etwas verwischt, aber selbst in der Erinnerung war er noch immer weit graßartiger und weit lebendiger als der, welchen die gestrige Aufführung der Molière'schen Stücke im Théâtre français auf mich machte. Bei der Armuth der Mittel, welche dem Vaeleser zu Gebate standen, beim Reichthum des ersten Theaters Feankreichs kann ich den Effekt nue durch die Genialität der Seydelmann'schen and die Nüchternheit der französischen Auffassung und Ausführung erkläeen. — Namentlich die Rollen des Tartuffe und Organ waren gestern Kräften anveetraut, denen es entweder an Verständniß aber an Mitteln fehlte. — An den Schauspieler werden allerdings in den Malière'schen Stücken graße Anfarderungen gemacht, deßwegen, weil der Dichter immer nur Charaktere, aber nicht im individuellen Gewande gegeben hat. Ich möchte sagen, der Dichter lieferte nur die Farben zum Gemälde, aber nicht die Zeichnung, und je ferner die Zeit liegt, welcher diese Camödien angehöeen, desta schwerer wird eine Aufführung derselben werden, welche befriedigt. Das beste Kalarit, die treffendste Farbe aftert und veewischt sich und es bleibt zulezt nichts übrig als unbestimmte, nirgends scharf begrenzte Töne. Wie deutlich wird das, wenn man Shakespeares Schöpfungen damit vergleicht, die ewig mit gleich voller, ergreifender Lebendigkeit aus ihren alten Rahmen schauen! Der große Dichter hai nur die Skizze, die Federzeichnung geliefert, kalariren muß sie der Schauspieler; sie gleichen vortrefflichen Kupferstichen, die zu allen Zeiten ihren Werth behalten. Wie nimmt sich neben dem Shakespeare'schen das Mokière'sche Lustspiel aus! Man sieht es schan den Namen Orgon, Cléante, Damis an, wo Malière seine Ideen sich geholt hat. Terenz und Plautus können sich über seine Mißachtung wahrlich nicht beschweren, man erkennt auf der Stelle, daß nicht das Leben, sandern die Idee, das Todte, Canstruirte den Anstaß zu diesen Schöpfungen gegeben hat. Die Charaktere sind weniger empfunden als gedacht; es ist die schaffende Kraft des Verstandes, nicht die des Dichters, die aus ihnen spricht. Der Reichthum des Lebens, die Fülle des Körpers muß solchen Gestaltungen fehlen.

Aber wenn ich auch den Einfluß der Dichtung in Abrechnung bringe, glaube ich mich dach zum Urtheil berechtigt, daß dießmal die Leistungen des Théâtre français höchstens den billigen, nicht aber den geeechten Ansprüchen genügten. Die deutsche Bühne steht waheliсh nicht in iheer Blüthe, aber man wüede z. B. in Berlin der Rolle des Tartuffe mehr Ehre angethan haben. Geffroy war, um es mit Einem Wart zu sagen, die gewöhnliche Alltagskast. Das Stereotype seiner Mimik, die dick aufgetragenen Farben des Ausdrucks, der vallständige Mangel an Uebergängen und Nüancirung erinnerte dach zu sehr an die Provinzialbühne. Weder in seinem Wesen nach in seiner Sprache lag der einschmeichelnde Ausdruck eines vallendeten, in seiner Ralle festen, unerschütterlichen Heuchkers. Im Benehmen gegen die verschiedenen Mitglieder der Familie waren durchaus keine Unterschiede; das war ein Tartuffe, der nur einen Narren täuschen kaunte. Geffray war nichts als eine gewöhnliche Capie der histarischen Auffassung der Rolle, an welche sich die Schauspieler zwar sämmtlich, varzüglich aber Geffray und Anselme als Oegan und Madame Desmaussaux als Pernelle zu halten schienen. Diese drei Mitglieder des Théâtre français litten in Falge dessen an demselben Fehler: ihee Darstellung war, um im Biide zu bleiben, duchaus getüpfelt; abgesehen davon, daß Anselme der palternde Vater, Madame Desmoussaux die keifende Alte, Geffray der Intrigant nach der allgemeinen Theaterschablane war. Eine salche Pietät gegen die Manen Malièees mag ihre achtungswerthen Seiten haben, aber der Fremde kann denselben keine Rechnung tragen. — Van einer Bühne ersten Rangs kann man außerdem unter allen Umständen Maaß im Tan und Gleichmäßigkeit im Ensemble bis zu den durch die Ralle gebatenen Grenzen verlangen, eine Farderung, die, wie neulich im Geizigen, sa auch dießmal van Anselme durchaus nicht beachtet wurde. In seinem Spiel war außerdem durchaus nichts von dem gutmüthigen, vertrauenden und deßhalb gegen Aegwahn sich ereifernden

Digitized by Google

schlichten Charakter Orgons. Er gab einen einfältigen Menschen im dummen, statt im kindlichen Sinne. Es kann durchaus nicht Molières Absicht gewesen seyn, einen Pinsel auf die Bühne zu bringen, der es verdiente tüchtig angeführt zu werden; es ist nicht Orgons Aufgabe, so sich selbst lächerlich zu machen. Aber Anselme nahm es so. Sein Zorn ging daher nicht aus dem verlezten Gefühl eines rechtschaffenen, ehrlichen Charakters hervor, sondern nahm den Ausdruck eines eigensinnigen Kindes an. Anselmes Orgon ist ein vollständiger Simpel, der mit strafbarem Leichtsinn, in blind dummem Vertrauen sein Kind und Gut fremden Händen überliefert. Das kann unmöglich die Molière'sche Auffassung gewesen seyn.

Madame Desmoussaux übertrieb in ihrem Spiel außerordentlich im Aufsetzen der Schatten und Lichter, oder vielmehr es waren lauter Lichter, und statt reich, wurde das Bild dadurch monoton. Sie gab zu viel; durch das ewige Pointiren, den fortwährenden Wechsel des Accents machte sie zulezt den entgegengesezten Eindruck dessen, den sie hervorbringen wollte. Die physische Lebendigkeit, das leicht Aigrirte war auch in der Seydelmann'schen Auffassung der Madame Pernelle in gleich starker Weise zu finden; mir individuell ist diese Lebendigkeit der Bewegungen und der Sprache im Vergleich mit der sonstigen Hinfälligkeit allerdings zu stark, aber ich kann nicht läugnen, daß das Komische der Rolle allerdings durch diese Contraste gehoben wird.

Madame Denain gab dagegen die Elmire vortrefflich, und der Effekt ihres ruhigen, gewiegten Spiels würde noch größer seyn, wenn nicht derselbe in den Hauptpartien, den Scenen mit Tartuffe, dadurch litte, daß die Verführung sich wiederholt, und das Mittel so an Spannung und Wirkung verliert. Madame Denain zeigte in ihrer Toilette, in Wahl der Farben und des Schnittes einen ausgezeichneten Geschmack. Es war durchaus die Toilette einer Frau in der Reife der Schönheit, für einen Mann wie Tartuffe jedenfalls lockender als die der Marianne, obgleich oder weil Madame Denain nicht vermieden hatte die Altersunterschiede deutlich zu markiren, wozu sich deutsche Schauspielerinnen häufig nicht entschließen können. Die Toilette war aber, und das scheint mir ein Fehler, viel zu reich und ich versöhnte mich nur damit, weil Madame Denain sich durchaus nicht mit derselben beschäftigte, obgleich ein nichts weniger als sparsamer Perlenschmuck dazu verführerischen Anlaß bot.

So unbedeutend die Rolle des Loyal ist, so wußte doch Monrose sich in derselben geltend zu machen. In seinem bestimmten und doch so devoten Ton und Accent, in der unterwürfigen und doch so sichern Geberde, in der schurkischen Einfalt seiner ganzen Erscheinung lag der volle Inhalt eines klar gedachten und deutlich ausgeführten Charakters. Monrose erinnert in diesen Rollen lebhaft an den alten Weiß der Berliner Bühne, eine jener Ruinen aus der großen Zeit des deutschen Schauspiels. Monrose in seinem langen, etwas gelockten, spärlichen, grauen Haar, mit dem hellgrauen Radmantel, dem gleichmäßig, mit etwas Fettglanz geschminkten Gesicht war das einzige bemerkenswerthe Costüm; es war vollständig zur Rolle berechnet.

Die Blaustrümpfe waren mit den besten Kräften des Théâtre français besezt. Das Spiel war daher auch bis zu einem gewissen Grade vollendet, und besonders das Zusammenspiel ließ nichts zu wünschen übrig. Wie schlecht hat aber der Dichter zum Theil die Schauspieler bedacht! Welche Armuth ist in diesem Stücke! Für alle drei femmes savantes hat Molière, obgleich sie im verschiedensten Alter stehen, nur Eine Form gefunden. Vorzüglich kommt dieß in der Scene mit Trissotin zur Erscheinung, wo dieser den Damen seine Verse vorliest. Wie nah lag da die Nüancirung! aber sie sind gleichwohl alle drei aus Einem Guß, alle drei über Einen Leisten geformt; hätte Molière statt Philaminte, Armande, Belise immer „Chor" gesezt, es würde in der Dichtung nichts geändert haben. Wie monoton ist das alles und wie steif die Gruppirung! Vergleichsweise zur Unnatur des französischen Cothurns machte das natürlich erscheinen, nur ist es fast eine Unnatur von Einfachheit geworden.

Provost als Chrysale ließ allerdings diese Fehler der Anlage fast vergessen, so viel Individualität lag in seiner Laune, in seiner Gutmüthigkeit, in seiner Schwäche, so viel verständige Abwechslung brachte er in die Einfachheit, so viel durchdachte Uebergänge in die Extreme. Samson, der Lehrer der Rachel Felix, hatte leider als Vadius keine Gelegenheit, sein reiches Talent zu entfalten, doch leistete er das Mögliche, und jedenfalls viel mehr als Regnier, sein Nebenbuhler in der Versedrechselei. Derselbe war nur in einer einzigen Scene auf der Höhe seiner Rolle, als er den blaustrumpfigen Damen seine Verse vorgelesen hatte. Sein Spiel war vortrefflich, als er in dieser Scene, nachlässig im Lehnstuhl zurückgeworfen, die Complimente seiner Zuhörerinnen — und sie verstanden vortrefflich zuzuhören — erwartete. Der Ausdruck in seinem Spiel, troz der Einfachheit desselben, war ausgezeichnet, es war eine frappante Mischung von Unruhe und Sicherheit, Gleichgültigkeit und Spannung, das sich in demselben ausdrückte. — Leroux (Clitandre) hat die trefflichste Aussprache unter den männlichen Mitgliedern des Théâtre français. Die Worte perlen ihm nur von den Lippen, ohne daß er sie zu bewegen scheint, und dabei sind sie so deutlich, daß sie selbst das fremde, ungeübte Ohr im entferntesten Winkel des Théâtre français klar unterscheidet. Dasselbe kann man von Madame Desmoussaux nicht mehr sagen, durch deren Zahnlücken manches Wort entschlüpft. Sie gab auch in der Rolle der Belise im Styl wie im Spiel zu viel. So wollten die Variationen im Lachen, welche anfangs beklatscht wurden (im zweiten Akt, als sie Clitandre's Liebe den erstaunten Zuhörern eröffnet) gar kein Ende nehmen. Gerade bei solchen Mitteln thut Maß Noth, wenn es nicht eitel Possenreißerei werden soll. — Madame Denain als Armande spielte wieder ausgezeichnet verständig, auch deßhalb, weil sie, nicht deutlicher aus dem Hintergrund hervortrat als es im Charakter ihrer Nebenrolle lag.

In den Costümen war nichts weder im guten noch schlechten Sinne auffallend; nur will ich eines Punkts im Kapitel des Schminkens erwähnen, so fern es systematisch ist. Alle Schauspieler setzen nämlich das Roth unmittelbar unter dem Augliede auf und beseitigen dadurch den Ausdruck des Schattens, welcher in Folge der Beleuchtung von unten entsteht. — Das Spiel im Théâtre

Digitized by Google

français hat einen Grundton, von dem sich keines der Mitglieder zu emancipiren wagt. Ich rechne dazu nicht die ruhigen Abgänge, das Vermeiden alles ungehörigen Spreizens u. s. w., denn das versteht sich auf einer Bühne ersten Ranges von selbst, sondern z. B. das völlige Nichtsprechen zum Parterre, das vortreffliche Zuhören, und die gute Vertheilung der Schauspieler auf das Bühne. — Die deutschen Schauspieler könnten sich namentlich an der Darstellung der ceremoniösen Gesellschaftsformen der Rococozeit ein Muster nehmen. Auf den deutschen Bühnen wird aus dieser Uebersetzung der Sitten der Chevalerie gewöhnlich eine Carrikatur. Für unser Auge haben diese weitläuftigen Verbeugungen, diese geschnörkelten Wellenbewegungen etwas Lächerliches, auch wenn sie nicht übertrieben werden, sondern streng in den Grenzen der historischen Treue bleiben. Aber gerade weil dieser Eindruck nicht zu vermeiden ist, wird diese Rococoform auf dem Théâtre français überall, wo sie nicht charakteristisch, sondern nur eine historische Zugabe ist, mit großem Takt so weit modificirt, daß sie den beabsichtigten Eindruck nicht stört. Dieser modernisirte Rococostyl macht, ohne daß sein Wesen geändert wird, durchaus den Eindruck der gefälligen Eleganz und ungezwungener Höflichkeit.

Was mir von neuem selbst auf dem klassischen Boden des Théâtre français als ächt französisch und nicht gerade als ein Vorzug auffiel, das war das Markiren aller Zweideutigkeiten, und zwar gerade von Seiten der Damen. Mad. Desmaussaux, wie nicht minder Madame Denain verschmähten nicht, wo nur irgend möglich, die nicht immer zarten Doppelsinnigkeiten in einer Art herauszuheben, bei der jeder Zweifel verschwinden mußte. Das Pausiren und geflissentliche Verweilen, dazu das sprechende Heraufziehen der Mundwinkel, kurz kein Mittel wurde verschmäht, um den Beifall zu erringen, ein Bemühen, welches stets mehr als reichlich belohnt wurde. Ein italienisches Sprichwort hat doch so unrecht nicht, wenn es sagt:

— Perque paga il volgo sciocco e giusto,
Scioccamente cantaoe per dar gli gusta.

Das Publikum ließ es aber auch außerdem nicht an Zeichen des Beifalls und des Dankes für Molière fehlen. Ein alter Herr neben mir sprach Wort für Wort der Stücke mit, und rund herum konnte man erfahren, daß die gebildeten Franzosen nicht bloß ihren Molière, sondern auch ihren Racine und Corneille auswendig wissen. Freilich thront auch Voltaire am Eingang der ersten Bühne Frankreichs und im Foyer des Théâtre français fehlt die Büste keines nur irgend bedeutenden französischen Dichters der Vergangenheit. Man erinnert sich täglich daran, was man ihnen verdankt und schuldet; in Deutschland gilt aber noch heute, und vielleicht galt nie mehr als heute das Epigramm, mit dem Lessing seine Sinngedichte einleitet:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn Jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen seyn.“

Lübeck, August.

(Schluß.)

Vergangenheit und Gegenwart.

Von der Marienkirche münden die Fischer- und die Alfstraße nach der Trave, mit den allerschönsten Häusern, langgestreckt. Wenn man so duech die herrlichen Perspektiven schaut, welche sa ganz eigenthümlich erscheinen, schmal und bach hell, wähnt man fast Schiffe zu sehen, hachbewimpelte; all die lustigen schlanken Giebel mit galdenen aber silbernen Flaggen und die Stangen, mit welchen jene wie mit Tauen in schwindelnder Höhe gehalten werden, verstärken den Eindruck. Ohne salche lange Eisenstangen darf man hier gar keine Giebel bauen. Auf diesen höchsten Zinnen gewahrt man zuweilen nach eine kleine Kajüte, Fenster an Fenster, ein seemännisches Belvedere, welches den Giebel mit seinen Eisentauen vallends zu einem im Aether fliegenden Schiffe macht. Die abenteuerlichsten Thürmchen richten sich überall empar; selbst die Kamine sind zu salchen benüzt. Auf vielen Giebeln schwebt hach in freier Luft ein Adler van Stein aber Eisen.

Lübeck ist unnennbar reich an künstlerischen Ansichten: man wied nicht so bald damit fertig. Und dazu die wackeru, gemüthlichen Leute, sa bieder und treuherzig, nach viel von der alten Tüchtigkeit und Kraft. Nicht nur Lübeck, auch der Lübecker hat etwas Histaeisches, zumal dem Hambueger gegenüber. Wie freundlich steht jener uns in den Gassen an, wenn wir seine Alterthümer betrachten! Man blickt in lauter gute, mitunter sehr schöne Gesichter. Selbst die schwarzen Cyklapengestalten, die eine gute Staffage abgeben, haben etwas Mildes in den Zügen. Gar hübsch sind schan die kleinsten Mädchen. Es liegt auf Allem noch ein Schmelz, ein Duft von mittelalterlichem Stilleben. Lübeck ist das Nürnberg der See.

Wenn man vom Marienfriedhaf zurückbiegt in die breite Straße, fällt das Auge auf die Jakabikirche, deren weißes Glackenthürmchen wie eine Mähechenblume im blauen Himmel blüht. Dieses Gatteshaus umschließt u. a. die Brömserkapelle, van dem Büegermeister Brömser gestiftet, einem der größten Männer der Hansestadt, welcher dem Christiern die Auslieferung Gustav Wasas verweigerte. Noch bewahrt man hier die Kleider, welche Wasa auf der ramantischen Flucht getragen. — Vergessen wir nicht das merkwürdige Schifferhaus gegenüber der Jakabikirche, an der Ecke der Engelgrube. Auf seiner großen Diele hält die Schiffergesellschaft noch jezt ihre Berathungen, die früher allerdings viel wichtiger waren. Dritthalb Jahehunderte haben in diesen Räumen nichts verändern dürfen, in welchen noch heute dem Wanderer alles affen steht. Ringsum die alterthümlichen Size, an der Decke hängen vielleicht zwölf alte Schiffsmadelle, lang, schmal, wie die Fahrzeuge früher gewesen, beinahe als hätte man sie aus mächtigen Fischen gemacht. Auch an Muscheln ist kein Mangel und an allerlei wunderlicher Zier. Beim Eingang steht ein Schiffsmann aus Halz, welcher den Hut hinbietet. Nicht blaß diese Campagnie der Schiffer, der Seefahrer, vertreten durch die vielen einheimischen Schiffskapitäne, sondern jedes der sechs bürgerlichen Kallegien der Großhändler, „die Junker- oder Cirkelcampagnie, Schonenfahrer, Nawgaradfahrer, Bergenfahrer, Rigafahrer und Stockhalmsfahrer," hat ein eigenes Versammlungshaus, nicht minder jede Zunft ihr Amthaus. Die Zünfte nämlich heißen „Aemter." Manches ist ein geschlassenes, andeee vergännen den Eintritt van „Freimeistern." Jedem Amte veeleiht der Senat eine „Ralle" mit Gerechtsamen, welche van dem „Wettgericht" vermehrt oder vermindert werden kännen. Sechs Arbeiterkarporationen, vam Handelsstande lebend, stehen in einem bestimmten Dienstverhältnisse zu den sechs Kaufmannscampagnien, welche das Recht besitzen, Graßhandel zu treiben. Der Kleinhandel spaltet sich in die Gewandschneider- und Krämercampagnie. Die zahlreichen Beauer bilden eine besandere Innung.

Alle jene Denkmale, die ganze Scenerie Lübecks, hat E. Willkomm küezlich im Feuilletan der Hamburger Nachrichten geschildert und die verwandte Seestadt den Hamburgern sehr genau keunen gelehrt. Kein Wunder, daß sie jezt mit eigenen Augen sehen wallen. Die nach nicht lang vallendete Eisenbahn und das Vagelschießen baten erwünschten Anlaß, die Wanderung zu versuchen. Schaarenweise strömten die Nachbarn van der Elbe herbei, liefen schaulustig umher und fanden varzüglich die Kirchen gar schön. Auch sind ja gerade diese alten ehrwürdigen Gotteshäuser dem Bewahner des Alsterbassins etwas ganz neues. Selbst Kinder, vierteljährige sagar, mit silberner Klapper am schwarzen Sammtbande, machten den Weg nach Lübeck mit den Eltern; abermals ein Beleg für den Familiensinn des Hamburgers.

Die Fahrt ist auch eine kurze und angenehme, kaum über drei Stunden. Eine halbe Stunde, bevar die Uhren im Wartsaal des schönen Berliner Bahnhafs zu Hamburg den Mament der Abreise — $7\frac{1}{2}$ Uhr — anzeigen, öffnen sich recht human die Glasthüren und Wagen. Rasch sind leztere vallgepfrapft. Zwei Kinder und eine Puppe auf Einem Plaze. Lebhafte Berlinerinnen haben uns gegenüber Platz genammen, Elemente, die ganz wahl thun, versezt mit dem etwas schweefälligen Hambueger Leben. In Bergedarf erscheinen Vierländermädchen mit zieelichen Frucht- und Blumenkörben. Es klingt sanderbar für Süddeutsche, wenn die Leute hier sagen: „Die Gegend ist sehr schän," aber wenn es von einem Hause am Walde heißt: „Wunderhübsch! ramantisch!" z. B. van Reinbeck, wohin die Hamburger ihre Landpartien machen, so wie nach

Digitized by Google

Friedrichsruh, einem Vergnügungsort im Forste mit recht artigen Anlagen. Mittwoch und Sonntag finden wohlfeile Extrafahrten hieher statt; in einer Stunde ist man da. — In Büchen verläßt man den Berliner Zug. Hier muß man, besonders wer Abends mit dem um 5½ Uhr von Lübeck kommenden Convoi dahin zurück fährt, den Kopf beisammen haben. Vier Züge gehen dann nach einigem Harren unmittelbar nach einander ab. Viermal wird man aufgerufen: Nach Schwerin, Wittenberg, Berlin — Lübeck — Lauenburg, zuletzt Hamburg." — Goldene Häubchen mit weißen Bändern kündigen uns bald das Lauenburgische an. Der Möllnersee schillert schlangenartig in allen Farben zur Rechten der Eisenbahn, welche mitten durch das Wasser zu gehen scheint, weil links sich ein Teich anschmiegt. Das Städtchen Mölln drängt sich mit vielen kleinen rothen Häusern wie Küchlein um Kirche und Friedhof. Auf letzterem liegt Till Eulenspiegel begraben. Wie grell sind hier alle Farben, das Roth, das Silber des Wassers, der blaue Himmel und das satte Grün der Ufer! — Der Dom und die ihn zunächst umringenden Häuser von Ratzeburg gehören noch zu Mecklenburg-Strelitz. Dunkelblau, in Hügelreihen gefaßt, wogt der See. Aus ihm fließt, wie aus dem Möllnersee die mit Hamburg durch einen Kanal von dreizehn Schleußen zum Gütertransport verbundene Stecknitz, die Wockenitz nach Lübeck, auf welcher Dampfschiffe gehen könnten, wenn sie sich bezahlten. Im Vorgrunde weidende Heerden; ein Regenbogen wölbt sich über ihnen. Er bleibt uns immer zur Seite; die Regenbogenbahn geht noch schneller als die Eisenbahn. Wenn wir erst mit Regenbogenschnelle reisen, aber wenn unsere Luftschiffe die Irisbrücke passiren! Woher man auch komme, die Thürme der Hansestadt an der Travemündung sieht man vier Meilen weit. Der kleinste Finger Lübecks, eines seiner vielen Glockenthürmchen ist, was poetischen und künstlerischen Eindruck betrifft, mehr werth als ganz Hamburg.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 41. 10. Oktober 1852.

> This is the prettiest low-born lass, that ever
> Ran on the green-sward; nothing she does, or seems,
> But smacks of something greater than herself.
>
> Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

I.

Das Ries ist ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau. Der größte Theil gehört zu Bayern, der nordwestliche Strich zu Württemberg. Man braucht in diesem Gau nicht geboren zu seyn, sondern nur in guter Jahreszeit darin verweilt zu haben, um ihn für einen der anmuthigsten und gesegnetsten in unserem Vaterlande zu halten. Wer an einem schönen Juniabend auf einer der westlichen Anhöhen steht und die von bewaldeten Hügeln umschlossene Ebene erblickt in dem glänzenden Reichthum ihrer Feldfrüchte, die alte Reichsstadt Nördlingen mit dem hohen Thurm, die fürstliche Residenz Wallerstein mit dem grauen Felsen, der früher die Burg der Grafen von Wallerstein trug, hier und da ein wohlerhaltenes Schloß oder ehemaliges Klostergebäude und die Menge schmucker Dörfer, den wird ein freudiges Gefühl überkommen: er hat nicht nur eine schöne, fröhliche Landschaft vor sich, sondern er fühlt zugleich, daß ihre Bewohner begünstigte Menschen waren und sind.

Das Ries ist eine kleine Welt und birgt eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen in sich. Daß es theils bayrisch, theils württembergisch ist, scheint zu seinem Wesen zu gehören. Die Bewohner zerfallen in Protestanten und Katholiken, die zerstreut durcheinander wohnen. Im protestantischen Theile und namentlich unter den Geistlichen fanden sich vor zwei Jahrzehnten die Extreme der frommgläubigen und rationalistisch aufgeklärten Anschauung vertreten, von denen die erstere eine sehr rege Thätigkeit entwickelte. Auch Juden fehlen nicht in dem wohlhäbigen Landstrich. Sie sitzen an einzelnen Orten, hauptsächlich in Wallerstein, in verschiedenen Abstufungen des Vermögens und Ansehens, vom reichen Kaufmann und Geldverleiher an bis herab zum Schmuser, der sich auf Märkten durch leidenschaftliche Verständigungsversuche seinen Bedarf erkämpft. Der Dialekt ist schwäbisch in besonderer Ausbildung, an einzelnen Punkten von Alters her eigenthümlich modificirt. Nördlingen und Wallerstein liegen kaum eine Stunde auseinander, und doch ist der ächte Nördlinger von dem ächten Wallersteiner an Mundart und Betonung sogleich zu unterscheiden. In Oettingen, wie überhaupt an der nordöstlichen Grenze, herrscht der fränkische Dialekt. Der Menschenschlag ist arbeitsam, gewerbthätig und von gemüthlichem, vergnügtem Wesen, sehr geneigt zu Scherz und Neckerei. Man findet darunter noch viele Exemplare

von jenem angenehm drolligen und komischen Gepräge, das der verständigen Ernsthaftigkeit unserer Zeit immer mehr weichen zu wollen scheint. Das schöne Geschlecht macht seinem Namen alle Ehre; auf den Dörfern begegnet man nicht nur stattlichen und tüchtigen, sondern auch gar feinen und zierlichen Gestalten. Die Landestracht ist kleidsam, wenn sie mit Geschmack behandelt und von den Frauen in der Zahl der Röcke ein gewisses Maaß eingehalten wird. Uebrigens greift auch hier die französische Tracht um sich, und in dem Anzug der Frauen und Töchter wohlhabender Landleute findet sich Einzelnes derselben mehr oder minder glücklich mit der Landestracht verbunden.

Der Verfasser hängt an diesem Gau mit begreiflicher Liebe. Er ist darin geboren und hat in ihm die schöne Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student verbrachte er hier die glücklichsten Ferientage. In dem Alter, wo man um so reicher an poetischer Empfindung und Anschauung ist, je weniger man sie noch kunstmäßig auszudrücken vermag, lebte er das fröhliche Rieserleben mit und nahm mit nie versiegender Freude seine Eigenthümlichkeiten in sich auf. Die Landschaft, von dem Duft seiner Jugendgefühle übergossen, hat für ihn einen poetischen Reiz wie keine andere.

Schon einmal, in dem ländlichen Gedicht: „Wilhelm und Rosina," das 1835 erschien und eine Dorfgeschichte in Hexametern genannt werden kann, hat Schreiber dieses seiner Heimath in Schilderung ihres Dorflebens seinen poetischen Dank abgetragen. Er versucht es zum zweitenmal in einer Erzählung. Nach den ächten Darstellungen von Immermann und Berthold Auerbach ist das Genre der Dorfgeschichten durch Nachahmungen bei uns in die Mode und wieder aus der Mode gekommen. Aber das kann eine getreue Schilderung wirklicher Lebensverhältnisse nicht berühren. Im deutschen Volke sind noch Schätze zu heben von eigenthümlicher Art und Sitte, von eigenthümlichen Freuden und Leiden, von besondern Verbindungen der überlieferten Stammesbildung mit der neuen Zeitbildung. Wer von einem so bestimmten Leben ein dichterisch treues Abbild zu geben weiß, der wird empfänglichen Menschen immer Freude und Nutzen gewähren können. Das Aechte wie das Ewige hat immer seine Zeit; und auch Annäherungen an das höchste Ziel, wie sie dem frischen Streben gelingen, werden nicht unwillkommen seyn.

Nun zu unserer Geschichte. Sie hat sich vor einer Reihe von Jahren zugetragen, wo durch die Ebene noch nicht der Dampfwagen brauste und das Leben überhaupt noch ein idyllisches Gepräge trug, wie es jetzt nicht mehr so ganz der Fall seyn mag.

Der Geistliche eines Dorfes in der Nähe von Nördlingen wandelte an einem schönen Sommermorgen in seinem Garten, der hinter dem wohlgebauten, zweistockigen Pfarrhause lag. Er hatte schon eine Zeitlang gearbeitet und wollte nun einen Gang in freier Luft machen und nach den Fortschritten der Gewächse sehen. Da dieser Mann in den spätern Verlauf unserer Geschichte bedeutend eingreift, so wollen wir den Leser schon jetzt näher mit ihm bekannt machen. Er war ein Sechziger, bei mittlerer Größe von stattlichem Ansehen und offenbar im Besitz einer stetigen Gesundheit. Aus den regelmäßigen Gesichtszügen sprach Erfahrung, Verstand und eine heitere Freiheit des Geistes. Er hatte auf der Universität neben den theologischen allgemein bildende Studien getrieben, als Hofmeister in vornehmen Cirkeln und auf Reisen die Welt kennen gelernt und die Laufbahn eines Geistlichen von unten auf gemacht, bis er die einträgliche Stelle erhielt, wo er nun seit zehn Jahren ein ruhig glückliches Leben führte. Der Glaube an die Grundlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber sein Christenthum war liebevoller und freundlicher Art. Die Natur mit Feuer und Schwert austreiben zu wollen, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen und die Gemüther durch übertriebene Forderungen zu verwirren, war nicht seinem Charakter gemäß. Er rügte streng, wo es ihm klare Einsicht gebot, aber lieber schilderte er das höhere Leben in einer Weise, daß es durch seine eigene Schönheit die empfänglichen Herzen gewann. Er war milde, weil er zu unterscheiden wußte und das Gute in der Natur und in dem Gebahren des Volks erkannte. Als Seelsorger und im sonstigen Verkehr mit den Gliedern seiner Gemeinde freute er sich, jene brave Klugheit anzuwenden, welche die Menschen mit leichten Mitteln zu lenken versteht. Er war dem Scherz nicht abhold, und aus dem anmuthigen Ausdruck seines Mundes konnte man schließen, daß er freundschaftliches Gespräch selber damit zu würzen verstand.

Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Dieß hielt den Pfarrer nicht ab, den Schatten der Kastanienbäume am Hause zu verlassen und geschützt durch ein schwarzes Käppchen, unter dem rechts und links ein silbergrauer Haarbüschel hervordrang, erst die Blumenbeete, dann auf dem grasigen Platz die reifenden Kirschen zu betrachten. Aus einem Gesicht, dessen bräunliches Roth sich von dem anderer Landbewohner durch einen feineren, geistigeren Ton unterschied, sah eine innere Freudigkeit, die mit der Schönheit des Sommertags ganz in Harmonie war.

Als er sich eben anschickte, unter die Kastanienbäume zurückzukehren, wurde die Thüre, die vom Pfarrhaus in den Garten führte, rasch aufgemacht und ein schlanker, blonder junger Mensch von etwa sechzehn Jahren ging eilig auf ihn zu. Es war sein Enkel, der Sohn seiner Tochter, die ihren Theodor

Digitized by Google

dem Großvater zur Vorbildung für die lezte Klasse des Gymnasiums zugeschickt hatte. Das sonst gleichmäßig blasse, durch die Sonne nur wenig gebräunte Gesicht war jezt erhizt und geröthet, und man sah aus allem, daß er etwas für ihn sehr Bedeutendes zu berichten hatte.

„Großvater," rief er dem alten Herrn zu, „es ist gut, daß ich dich treffe! Drunten im Dorf — nein, es ist zu arg!" Er hielt inne, um zu verschnaufen. — Der Alte kannte seinen Mann. Er wußte, daß der junge Kopf seine eigenen Ansichten vom Leben hatte, und daß manches, was damit in Widerspruch trat, ihn oft in unverhältnißmäßige Aufregung versetzen konnte. Er war daher nicht erschreckt, sondern fragte ruhig: „Nun, was ist denn schon wieder?" — „Drunten im Dorf," erwiederte Theodor, „beim Angerbauer gibt's Händel, Händel zwischen Vater und Sohn! Ich hab's selber gesehen!" — Der Alte wurde ernsthaft und eine Bewegung seines Kopfes verrieth, daß ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet kam. Er sagte: „Erzähle mir, was du gesehen hast, aber in der Ordnung!"

„Ich wollte in's Dorf hinunter, um hinter den Hecken mein Pensum zu lernen. Da sah ich vor dem Hause des Angerbauers einen Haufen Leute stehen, und wie ich hingehe, hör' ich wüthendes Geschrei aus der Stube. Der Alte schmähte den Sohn und schrie wie rasend. Gott, welche Schimpfworte und Flüche! Wie ist es möglich, daß die Menschen so roh seyn können!" — „Es ist manches möglich, was du noch nicht begreifst, mein Kind," sagte der Pfarrer. — „Und dieser Angerbauer," fuhr der junge Moralist fort, „der immer so gescheidt sprach und sich ein so würdiges Ansehen zu geben wußte — von dem hätt' ich's am wenigsten geglaubt!" — „Der Angerbauer," bemerkte der Alte mit nachdrücklicherem Ton, „ist ein ehrenwerther Mann, und der Sohn deßgleichen. Das wirst du noch einsehen. Aber nun erzähle weiter! Was hat der Bauer seinem Sohn vorgeworfen? Oder hast du das im Eifer vielleicht überhört?" — „Nein, das kann ich dir genau sagen. Ludwig will die Annemarie beim Bäcker heirathen, und der Angerbauer will's nicht zugeben." — „Ich dacht' es mir," sagte der Geistliche. — „Wie ging der Streit aus? Denn du hast doch wohl das Ende abgewartet?" — „Wie der Alte gerast, der Sohn trutzig geantwortet und die Bäurin umsonst sich Mühe gegeben hatte, sie zu begütigen, hörte man ein Knacken wie von einem zerbrochenen Stuhl, und der Vater schrie: „Fort! Geh aus meinem Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!" worauf Ludwig sagte: „Hab' keine Sorg, du wirst mich nie wieder sehen," und aus der Stube ging. Dann wurd's stille und ich lief fort, um dir's zu erzählen."

Der Geistliche schüttelte den Kopf, schien aber von diesem Ausgang doch weniger beunruhigt zu seyn, als sein Enkel erwartete. Er sah eine Zeitlang vor sich hin und nickte dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Der junge Mensch sah ihn an und fragte: „Wirst du hingehen und Frieden stiften?" — Der Geistliche erwiederte mit einem leisen Lächeln über diesen Eifer: „Der Streit ist ja aus, wie du mir sagst!" — „Wenn aber Ludwig auf und davon geht?" — „Daran werd' ich ihn nicht verhindern können." — „Aber, lieber Großvater" —

„Wirst du einen alten Pfarrer lehren, was er zu thun hat, Junge? Komm jezt zur Großmutter!" — Er nahm ihn wohlwollend bei der Hand und führte ihn in's Haus zurück.

Der Angerbauer war nach ländlichen Begriffen ein reicher Mann. Er hatte seiner Tochter, die im Dorfe verheirathet war, sechstausend Gulden mitgegeben, und mehr als das Doppelte hatte er noch am Zins. Sein Sohn Ludwig sollte eben so viel und das jüngste Kind, Andres, nach der bäuerlichen Erbfolgeordnung den Hof erhalten. Die Familie lebte wohl und glücklich zusammen. Der Vater, ein hochgebauter, stattlicher Mann mit schwarzen Augen und Haaren und gelblichbraunem Gesicht, hielt gute Zucht im Hause, ohne jedoch seinen Kindern den herkömmlichen Lebensgenuß zu verkümmern. Er war ein kluger Oekonom und sein Stolz war, die bestbestellten Aecker im Dorfe zu haben. Seine Wohlhabenheit und sein Ansehen in der ganzen Umgegend gaben ihm ein bedeutendes Selbstgefühl, das sich auch in seiner würdigen Haltung ausdrückte. Er sprach wenig, aber bestimmt, und wie gesezt er in der Regel war, so sah man doch, daß er, einmal in Leidenschaft gebracht, gewaltig losbrechen konnte. — Die Mutter war in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, und noch immer machte die schlanke Gestalt einen angenehmen Eindruck. Sie hielt mehr auf zierliche Reinlichkeit im Hause, als es sonst in Bauernfamilien der Fall zu seyn pflegt; in ihren Stuben und Kammern mußte alles wie geleckt seyn, und überdieß alles am rechten Platze stehen. Sonst zeichnete sie sich in der Kunst aus, Backwerk zu verfertigen und namentlich „Küchle" zu liefern, die von den jeweiligen Gästen mit entzückten Lobpreisungen verspeist wurden. Fröhlicher und gutmüthiger als der Vater, hatte sie doch auch ihre Portion Stolz und hielt sehr auf das, was sich ihrer Meinung nach für eine reiche Familie geziemte. — Ludwig schlug der Mutter nach, während der neun Jahre jüngere Andres ein gemildertes Abbild des Vaters zu werden verhieß.

Die Hauptperson unserer Erzählung — man sieht, daß dieß Ludwig ist — war einer der schönsten und angesehensten Bauernsöhne im ganzen Ries. Tänzer und Sänger; wie es nur einen gab, dazu ein

Digitized by Google

lustiger Bursche voll guter Einfälle, hatte er schon in verschiedenen Dörfern Herzen erobert, wenn er bei Verwandten auf Besuch war oder als Gast eine Hochzeit mitmachte. Es war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die Arbeit wie das Vergnügen. Wenn er Sonntags in dunkelgrüner sammtner Juppe (Jacke) mit silbernen Knöpfen, schwarzen, knapp anliegenden Hosen vom schönsten Hirschleder und hohen, über die Knie gezogenen Stiefeln, die Kappe von Fischotter mit grünseidener Trottel auf's rechte Ohr gesezt und den silberbeschlagenen Ulmer Pfeifenkopf im Munde nach der Stadt, d. h. nach Nördlingen wanderte, so hätte er einem ruhigen Beobachter wohl gefallen, den Mädchen aber, die ihm begegneten und die er freundlich grüßte, war sein Anblick ein wahres Labsal, und sie konnten sich selten enthalten, sich umzuwenden und ihm nachzusehen. Dann sagte wohl eine in heiterer Anerkennung: „Des Angerbauers Ludwig ist eben doch der schönste!“ und die andern stimmten ihr bei, vergnügt oder erröthend, je nachdem.

Auf welches Mädchen durfte ein so Begünstigter nicht Anspruch machen? Welche Schönheit wäre fähig gewesen ihn auszuschlagen? Indessen jede Lebensstellung hat ihre Pflichten, und Ludwig durfte nicht unter den Schönheiten des Rieses überhaupt, sondern nur unter denen wählen, die eben so viel mitbekamen als er. Dieser Pflicht kommen die jungen Bursche meist instinktmäßig nach. Der Bauer, am überlieferten Brauche haltend, verliebt sich in der Regel nur standes- oder wenigstens vermögensgemäß. Zu dem Ganzen, das ihn an einem Mädchen bezaubern soll, gehört auch die reiche Ausstattung, die Ehre, die begüterte Verwandtschaft. Das Mädchen muß aus einer Familie seyn, die eben so ästimirt ist wie die seinige, sonst entbehrt ihre Schönheit des rechten Nimbus oder erweckt höchstens eine gönnerhafte Empfindung in ihm. Für unsern Burschen war die Wahl einer Lebensgefährtin noch besonders eingeschränkt. Da das Stammgut an Andres überging, so mußte er sich einen passenden Hof kaufen, was seine Schwierigkeiten hat. Das Beste war daher, eine einzige Tochter, eine Hoferbin, zu heirathen und in eine schon bereitete Stätte als Herr einzuziehen.

Es war keine geringe Vermehrung der Zufriedenheit, welche der Angerbauer und sein Weib ohnehin empfanden, daß sie für ihren Ludwig solch einen „Anstand“ wußten. In der That war dessen Künftige schon gefunden in der einzigen Tochter eines entfernten Verwandten, der im nächsten Dorf einen der stattlichsten Höfe besaß. Die Eltern hatten darüber gesprochen; die Angerbäuerin hatte zur gehörigen Zeit merken lassen, daß die junge Base Eva eine rechte Frau für ihren Ludwig wäre, und im Vorbeigehen die Summe namhaft gemacht, die sie ihrem Sohn mitgeben könnten, worauf man sich verständigte. Ludwig hatte nichts gegen den Plan. Für einen Geschmack, der auf dem Lande viele Vertreter zählt, war Eva eine Art von Schönheit, nämlich eine große, tüchtige Person mit nicht allzukleiner, etwas gebogener Nase und runden rothen Backen, so eine, die der feinere Mann einen „Dragoner,“ die solide Anschauung der Mehrzahl aber „a rechts Mädle“ zu nennen pflegt. Ludwig fand in dem Aussehen seines Bäschens keinen Grund, sich in sie zu verlieben, aber auch keinen, sich der Heirath zu widersezen. Ihr Hof leuchtete ihm ein und warf ein verschönerndes und verfeinerndes Licht auf die Erbin. Er spielte bei Gelegenheit mit Anstand die Rolle eines Verehrers, und die Heirath wäre ohne weiteres vor sich gegangen, wenn der Vater Evas sich hätte entschließen können, seinen Hof so früh zu übergeben. Allein die erste Person im Hause zu seyn, gefiel ihm noch zu sehr, und er wollte wenigstens warten, bis seine Tochter in die Zwanzige getreten wäre. Warum sollte er sich beeilen? Von allen Seiten war man ja einverstanden, und ob früher oder später, sein reicher junger Vetter wurde sein Schwiegersohn.

Kein Projekt der Menschen ist indessen so gesichert, daß nicht noch etwas dazwischen treten könnte. Wenn man ein gewünschtes Gut schon in der Hand zu halten glaubt, kann es noch entschlüpfen, um den Menschen erkennen zu lassen, daß es bei den Dingen dieser Erde noch auf etwas anderes ankommt als auf sein Wollen und Meinen. Als Eva neunzehn, Ludwig dreiundzwanzig Jahre alt war, ereignete sich etwas, das die Fäden, die von den zwei Familien gesponnen waren, zerriß und den Stoff zu unserer Geschichte lieferte.

Dieß war der plötzliche Tod eines braven Zimmermanns im nächsten württembergischen Orte. Die einzige Tochter desselben, ein ungewöhnlich schönes Mädchen, wurde dadurch eine Waise. Da sie erst siebzehn Jahre zählte und auf ihr Erbe nicht heirathen wollte, so machte ihr Vormund, der Bäcker unseres Dorfs, das Haus und die paar Morgen Ackerland zu Geld, legte dieses gut an und nahm das Mädchen zu sich.

Die Ankunft Annmaries brachte die Jugend des Dorfs in großen Alarm. Wenn der Bauer in Bezug auf die Wahl einer Ehehälfte praktisch denkt, so ist er doch keineswegs unempfindlich für Schönheit; ein sehr schönes Mädchen wird auf dem Lande ausgezeichnet wie ein reiches, nur auf andere Weise. Das Dorf, das eine solche Blume hegt, thut sich was darauf zu gute, und es sagt wohl einer mit einem gewissen Triumphgefühl zu einem Freund aus dem nächsten Dorfe: „So eine habt ihr doch nicht!“ Die jungen Leute, bei denen es irgend angeht, sind eifrig, sich bei ihr „wohl dran zu machen;“ denn einen

Digitized by Google

schönen Schatz zu haben, ist, abgesehen von der Freude, auch eine Ehre, und es ist höchst angenehm, ihn von andern loben zu hören und sich darum beneidet zu sehen. Annemarie fand außer einer guten Anzahl von Bewunderern und Neiderinnen rasch auch mehrere entschiedene Anbeter; aber sie hatte eine eigene ruhige Art, die Andringlinge zurückzuhalten oder ablaufen zu lassen. Bald hieß es unter den Mißvergnügten: das sey eine Curiose, die sich sehr viel auf ihre Schönheit einzubilden scheine; und doch sey's gar so arg auch nicht damit.

Wie soll ich aber von dieser Schönheit einen Begriff geben? — Mir ist es manchmal so vorgekommen, als ob man eine kindliche, eine jungfräuliche und eine mütterliche oder frauliche Art der Schönheit unterscheiden könnte. Ein Mädchen von der ersten Art wird auch als Frau und Mutter noch ein kindliches Wesen behalten, während die von der dritten schon in der Zeit des jungfräulichen Aufblühens einen mütterlichen Charakter gewinnt. Annemarie gehörte zu der dritten Gattung. Ihr Aeußeres ist kurz beschrieben. Sie hatte etwas mehr als mittlere Größe und eine natürlich schöne Gestalt. Nichts war dürftig an ihr, alles reich, doch würde auch der strenge Kenner nichts hinweggewünscht haben. Die Farbe ihres Gesichts war nußbräunlich, mit mildem, aber entschiedenem Roth, Haare und Augen dunkelbraun. — Allein die wahre Schönheit liegt in der Seele. Wie diese schon im Mutterschooße auf die Formen des Leibes bildend einwirkt, so veredelt und verfeinert sie ihn fortwährend. Der eigenthümliche Reiz, den Annemarie ausübte, kam von der Güte, die aus ihrem Gesichte sprach. Wenn eine Empfindung der Freude oder des Dankes ihr Herz erfüllte, dann ging ein Glanz über ihre Züge und das schöne innere Leben gab ihr eine Anmuth, daß auch der Stumpfe fühlen mußte, hier sey mehr als ein gewöhnlich hübsches Mädchen.

Als Annemarie zu ihrem Vetter übersiedelte, war Ludwig abwesend; er hatte Getreide nach Augsburg gefahren, wo dermalen der Preis höher stand als auf der berühmten Schranne zu Nördlingen. Nach seiner Rückkehr machte ihn das Lob, welches dem Mädchen von seinen Kameraden gesungen wurde, neugierig und er beschloß sogleich sie zu sehen, was auf dem Dorfe bekanntlich keine Schwierigkeiten hat. Mit der Leichtigkeit, wie sie etwa ein junger Baron zeigt, wenn er sich herabläßt, der hübschen Tochter eines Bürgers den Hof zu machen, begrüßte er Annemarie, sprach seine Freude aus, daß ein so schönes Mädchen in's Dorf gekommen sey, und sagte ihr mehrere Schmeicheleien in der direkten Art, die für ein feineres Gefühl nichts Angenehmes hat. Annemarie wurde ernsthaft und gab ihm kurze Antworten. Da Ludwig gutmüthig war, so ahnte er, worin er gefehlt hatte. Er griff es das nächstemal besser an, zeigte mehr Achtung vor dem Mädchen und sprach sein Wohlgefallen nicht in Worten, sondern in bescheiden zärtlichen Blicken aus. Dieß wirkte. Die Wohlgestalt des jungen Bauers trat nun in ihr Recht ein; dem guten Mädchen ging bei seiner Huldigung das Herz auf und die Freude blickte aus ihrem Gesicht.

Ludwig mußte sich sagen, daß ihm eine solche Schönheit noch nicht vorgekommen sey. Er wiederholte seine Besuche. Bald fing er an eine Unruhe zu spüren, redete hie und da „aus dem Weg naus“ und ließ seine Geschicklichkeit in der Aussprache sehr vermissen, was ihm aber bei Annemarie gar nicht schadete. Die jungen Leute waren glücklich sich zu sehen und zu fühlen, daß eines bei dem andern etwas gelte.

Die erste Zeit einer entstehenden Liebe hat das Schöne, daß man noch nicht fragt, was daraus werden soll. Man hat sich noch kein Ziel gesetzt, darum sieht man auch noch keine Gefahren und Hindernisse. Ein Wohlgefallen an einander haben, darf man ja, man läßt daher seine Empfindung gewähren und freut sich und macht Freude. Diese erste Neigung wird auch noch von andern begünstigt. Die Leute lächeln, wenn sie sehen, wie die beiden sich mit den Augen suchen und wieder zusammenzukommen trachten; sie gefallen sich, sie gemüthlich zu plagen und eines mit dem andern aufzuziehen. Und da es noch nicht zur Erklärung gekommen ist, so kann das Mädchen einem solchen Plagenden mit Wahrheit erwiedern, er irre sich, oder: er sey nicht gescheidt. — Aber in solchem Spiel webt sich aus dem ersten Wohlgefallen nach und nach ein Band, durch das man sich gefesselt fühlt. Es sammelt sich ein Schatz von Gefühlen und mehrt sich täglich, und weß das Herz voll ist, deß muß der Mund übergehen.

Die Gelegenheit zur Erklärung gab eine Hochzeit, die nach Dorfsitte mit Essen und Trinken, Spiel und Tanz im Wirthshause gefeiert wurde. Nach überliefertem Brauche gehört der Tanzboden von Mittag bis Abend den Hochzeitgästen. Hat aber nach der Abendmahlzeit und nach Abgabe der Hochzeitgeschenke der Schullehrer eine Dankrede in Versen gehalten und mit seinen Zöglingen ein geistliches Lied gesungen, dann kündigt ein weltliches Lied, das ein kecker Bursche sich anzustimmen erlaubt, die Herrschaft der jungen Leute des Dorfes an. Die Hochzeitgäste, zumal die aus andern Dörfern, verlieren sich nach und nach, das Brautpaar wird von einem Theil der Musikanten nach Hause begleitet: der zweite Theil der Lustbarkeit, der „Ansing“ hat begonnen und die Jugend des Dorfs nimmt den verlassenen Raum ein.

Ludwig hatte der Hochzeit als Gast beigewohnt, aber wenig getanzt und überhaupt ein nachdenkliches Wesen gezeigt. Als er einmal allein dasaß, kam ein munteres Mädchen auf ihn zu und sagte: „Warum

tanzst du nicht, Ludwig?" Er wußte nichts Gescheidteres zu erwiedern, als daß es ihm nicht recht gut sey. Das Mädchen sah ihn lächelnd an und sagte: „Die rechte Tänzerin ist nicht da! Aber hab' nur Geduld, sie wird heut Abend schon kommen!" Ludwigs Gesicht erheiterte sich; er wußte allerdings, daß er sie erwarten durfte. — Nach dem Abendessen ging er nach Hause, vertauschte den Hochzeitrock mit der Sammtjacke, kehrte in's Wirthshaus zurück und setzte sich zu einem Burschen, der Regine, die Tochter des Bäckers, zum Schatz hatte, und mit dem er daher in der letzten Zeit vertrauter geworden war. Bald erhielten die beiden einen Wink; sie gingen hinaus, und Hans führte Regine, Ludwig Annemarie unter die Tanzenden.

Wer sich den Moment vergegenwärtigt, wo er zum erstenmal die, welche er liebt, in den Arm fassen durfte, um nach dem fröhlichen Takt eines Walzers durch den Saal zu fliegen, der begreift das Glück des jungen Paares. Geflogen wurde hier freilich nicht; der Bauer bleibt beim Tanz mit seinen Füßen mehr auf dem Boden, als der Städter, und kommt langsamer vorwärts; aber die Wirkung ist dieselbe. Es war eine Freude, den beiden zuzusehen. Sie waren ohne Vergleich das schönste Paar und tanzten auch am schönsten. Dabei war Ludwig so vergnügt, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht zusammenbringen konnte, und Annemarie lächelte selig in sich hinein. Jene Muntere, die mit ihrem Liebhaber wieder zum Tanz gekommen war, trat einmal zu ihm und sagte: „Ist dir jetzt wieder gut, Ludwig?" Und dieser hatte den Muth zu erwiedern: „Ja wohl, in meinem Leben wünsch' ich mir's nicht besser!"

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar deren so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbayern „Schnaderhüpfel," im Ries „Schelmenliedle" genannt — und die Musikanten spielen es zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führt der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Diese Sitte verursacht manchmal Streit und die Spielleute kommen in große Noth, wenn zwei tüchtige Bursche verschiedene Lieder singen und jeder verlangt, daß seines aufgespielt werde. In der Regel läßt indeß einer dem andern schon beim Singen den Vorrang und wird auch wohl beim Streite noch zum Nachgeben beredet. — Während man herumging, erklärte Ludwig der Geliebten die Frage jenes Mädchens und seine Antwort; und die Glückliche, die so deutlich sah, wie viel er auf sie hielt und wie ernst es ihm war, konnte sich nicht enthalten, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Nachdem sie sich so ziemlich müde getanzt, führten die beiden Kameraden ihre Tänzerinnen in die Stube und boten ihnen zu trinken, worauf die Mädchen, um mit Goldsmith zu reden, „den Rand des Kruges küßten." Man setzte sich zusammen, um zu plaudern. Ludwig hatte nicht bemerkt, daß während des Tanzes sein Vater auf der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirthshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hatte ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn auch darin sich auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, ihn mit Annemarie tanzen zu sehen, von der man ihm gesagt, daß sein Ludwig ein Aug auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paars. Er ging sehr verstimmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzutheilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein Wörtchen zu reden. — Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortscheeren und eine andere suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe, und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sittigen Haltung Annemarie's und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirne wischte, trat Ludwig zu ihm und sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen." Ohne weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend tanzte er nur einmal mit einer andern, nämlich mit jener Muntern, weil er sicher war, daß sie ihn mit der Geliebten aufziehen und von ihr reden würde. Er kam Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehen, als ob's nie anders gewesen wäre. Beide waren in jener Stimmung, wo man ganz in dem Lichte seliger Empfindungen lebt und das trunkene Auge in den Menschen umher nur Schattengestalten erblickt, die wie in einer andern Welt ihr Wesen treiben. Sie sahen nicht, wie man um sie her sich in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauern, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Vetter da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen Paar vorübergingen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht heran und die gesammte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zu

einem offenen Fenster, und beide blickten in die laue, trübe Mainacht hinaus. Nachdem sie eine kurze Zeit schweigend vor sich hingesehen, sagte Ludwig: „Was ist das für ein schöner Anfing! In meinem Leben bin ich nicht so vergnügt gewesen, wie heut! Aber du," setzte er herzlich hinzu, „bist auch die schönste und liebste Tänzerin, die man finden kann!" — „Mach mich nicht roth," erwiederte sie und wurde roth vor Freude; „du thust mir zu viel Ehr' an!" — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' anthun," rief Ludwig, um sein volles Herz durch Lobpreisung zu erleichtern; „du bist das erste Mädchen im ganzen Ries!"

Annemarie schwieg. Mit einem leisen Seufzer, und als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte sie endlich: „Wenn ich deines Gleichen wäre!" — Sie wollte sagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauern wäre! — Ludwig, den Unterschied ohne weiteres zugebend, erwiederte: „Das ist mir einerlei! Du bist mir die liebste, lieber als alle Bauerntöchter mit einander! In meinem Leben wünsch' ich mir keine Bessere wie dich!" — Und er bekräftigte diese Betheurung mit einem zärtlichen Händedruck. — Das war zu viel für das gute Mädchen. Sie erhob sich und sah ihn an. „Ach, Ludwig," sagte sie mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, und mit einem Ton, als ob sie ihre Worte keineswegs für ganz richtig hielte, „ach, Ludwig, ich bin dich nicht werth!" — Statt aller Antwort faßte Ludwig sie um den Hals und drückte einen herzlichen Schmatz auf die schönen Lippen, die nicht in der Stimmung waren, sich zu weigern, sondern vielmehr gleich darauf das schöne Geschenk dankbar mit Zinsen zurückgaben. Niemand war Zeuge dieses Vorgangs. Es war ganz dunkel geworden. Nur die feuchten Augen der Glücklichen leuchteten gegen einander.

Regine trat aus der Stube, sie zu suchen; Annemarie eilte zu ihr und ging mit ihr zurück. Ludwig kam später nach, strahlend vor Vergnügen. Er ließ in der Freude seines Herzens eine Flasche Wein kommen und auftragen was gut und theuer war. Die beiden Langgewachsenen wurden gelb vor Neid und Aergerniß.

Nachdem in der ganzen Stube die Messer und Gabeln bei Seite gelegt waren, begannen die Spielleute „auf den Tisch hinein zu machen," nämlich Musik. An jedem Tische pflegt der Bursche, der's versteht, ein längeres Lied vorzusingen; die Musikanten setzen einen zinnernen Teller auf den Tisch und spielen das Lied nach. Wenn dieß ein paarmal geschehen, so wirft jeder Bursche mit Art ein Geldstück auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Musikanten treten zu einem andern Tisch, um eine neue Ernte zu halten. Der Meister der jungen Leute ist hier derjenige, der mit einem neuen Lied auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer dasselbe, sondern was Frisches hören und seine Kenntnisse bereichern. Gewisse alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreisen Glück machen, sind bei solchen Gelegenheiten geradezu verpönt; und als dießmal der junge Mensch, der mit Annemarie getanzt hatte, sich ein Ansehen gab und begann:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein —

brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das hast du von dei'm Ehle (Großvater) gelernt!" rief ihm Einer zu und eine runde Dirne an seinem Tisch sagte mit mütterlichem Ausdruck: „Besinn dich auf ein anderes, Jakob; so ein junger Bursch darf kein so altes Lied singen!" Dem verduzten Jungen fiel jedoch nichts ein, so sehr er auch in die Luft hinstarrte, als ob es dort abzulesen wäre. Er mußte es einem andern überlassen, die Ehre des Tisches zu retten.

Die Zeit nach dem Essen ist überhaupt die, wo verschiedene Späße losgelassen werden. Ein anderes Bürschchen, das zum erstenmal bei einer solchen Gelegenheit war, sang ein bekanntes Lied in herzbrechend falschen Tönen; ein geschickter junger Clarinettist copirte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verursachte und dem Musikanten von den „Ausgelernten" großes Lob zuzog. Der junge Bursche kam zum erstenmal über seinen Gesang zur Erkenntniß und wurde roth. Ein alter Musikus mit gemüthlicher Kupfernase, der das Horn blies, sagte schmunzelnd: „Laß dich nicht irre machen, Mathes, und halt's nur immer recht mit den Musikanten, dann erleb ich's noch, daß du die andern alle heruntersingst." Das Bürschchen, das nicht dumm war, verstand den Wink; um sich wenigstens auf eine Art auszuzeichnen, nahm er aus seinem nagelneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was er erst hatte geben wollen, nämlich zwei Sechsbätzner, und warf sie in den Teller, daß es klang. „Siehst du," sagte der geriebene alte Hornbläser, „der Ton ist schon besser!"

Zuletzt kamen die Musici an den kleinen Tisch, wo Ludwig mit Annemarie, Hans und Regine saß, und spielten eine kleine Einleitung. Ueber das Gesicht des jungen Bauers verbreitete sich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigstens für die anwesende Gesellschaft vollkommen neu war, und wollte sich nun gehörig damit zeigen. Als die Musik zu Ende war, setzte er sich in Positur und hub an:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide u. s. w.

Allgemeinste Aufmerksamkeit! Die Musikanten, der Clarinettist voran, fanden sich bald in die einfache Weise und nach einigen Mißtönen ging's. Der Erfolg war außerordentlich. Als unter vollkommener Stille das letzte „O'setz" gesungen war, riefen einige

Mädchen: „Ah, das ist aber schön!" und sahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Bursche kamen herbei und sagten, das müßten sie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen sein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine schöne Nachbarin erröthete auf's neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungfernkranz" und „Freiersmann" und zeigte die liebenswürdigste Freude über den Sieg ihres Tänzers. Dieser wollte nach einem solchen Triumph im Singen keinen neuen Versuch mehr machen. Aber noch blieb etwas übrig, was seinen Effekt nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Tasche und legte, als wär' es ihm nichts, einen Kronenthaler auf den Teller. Der Kamerad mußte nun ein Uebriges thun und legte wenigstens einen halben dazu. Die Gesichter der Musikanten leuchteten. Sie setzten mit Leidenschaft einen Marsch darauf, der wie ein Tusch klang, und der Hornist blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, strich er das Geld ein und sagte mit schelmischem Schmunzeln: „Bleibt gesund, bis ihr's wieder kriegt!"

Es war ein Uhr geworden und die meisten jungen Leute fingen wieder an zu tanzen. Auch Hans zeigte Lust dazu, aber Regine erklärte, sie und Annemarie müßten nach Hause. Die Mädchen nahmen Abschied und Annemarie dankte Ludwig gar schön für die Ehre, die er ihr angethan habe. Sehr gern hätten die Verliebten ihre Mädchen nach Hause geführt, aber die Bäckerstochter bestand darauf, daß sie hier bleiben sollten. Sie durften ihnen nur auf der Treppe noch die Hand geben und gute Nacht sagen.

Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuschlürfen. Er war aber heute zu glücklich gewesen, als daß nicht ein Dämon sich gereizt fühlen sollte, in den Honigtrank einige Tropfen Galle zu mischen; und so trat denn ein solcher in der Gestalt des Vetters der beiden Langgewachsenen zu ihm und sagte: „Du hast dich ja heute recht lustig gemacht, Ludwig. Allen Respekt vor deinem Tanzen und Singen! Dein Vater hat dich mit der schönen Annemarie auch einmal tanzen sehen, aber dem scheints nicht gefallen zu haben, denn er ist gleich wieder fortgegangen." Diese boshaften Worte gaben Ludwig einen Stich in's Herz und jagten ihm das Blut in's Gesicht. „Meinetwegen!" erwiederte er trotzig; der andere, der seinen Zweck erreicht hatte, ging vergnügt auf den Tanzboden. Alles, was mit seinem Glück in Widerspruch trat, stellte sich dem armen Burschen gespenstisch vor die Seele und eine große Unruhe befiel ihn. Allein für heute war der Strom der Freude in ihm noch zu mächtig und die Sorge wurde von ihm hinweggespült. Eine halbe Stunde später ging er nach Hause, glücklich im Nachgefühl des Erlebten.

Digitized by Google

Aus Irland.

(s. Nr. 37.)

II.

Die von Drogheda über Tullyallen nach Nordwesten führende Straße ist, wie fast alle „königlichen" Straßen in Irland, sehr gut angelegt und besser unterhalten als die meisten, welche durch das Innere des Landes führen. So lange ich die Kirchthürme von St. Mary und St. Magdalen im Auge hatte, deutete alles auf die Nähe einer gewerbreichen Stadt mit einer Bevölkerung von 20,000 Seelen; als aber die neblige Luft die Stadt verhüllte und der Silberfaden des Boyne sich verloren hatte, nahm die Gegend einen bei weitem weniger heitern Charakter an; ein nackter Höhenzug, der sich in sehr prosaischen Formen am grauen Himmel abzeichnete, schien fröstelnd auf die fahle, wellige Ebene niederzublicken, welche ihrerseits eben so kalt zu diesen weißgelben Felsrippen emporschaute, die der Frühling nie mit seinem frischen Grün schmückt und in deren Klüftungen sich nur selten einige Ziegen verirren, um an den spärlichen Heidebüscheln, welche da wachsen, zu rupfen. Zu Tullyallen ging es sehr still her und ich glaubte bereits, das ganze Dorf sey nach Canada ausgewandert — im westlichen Irland fand ich mehrere solche „verlassene Dörfchen," — als aus einer der lezten Hütten zwei in Lumpen gehüllte Knaben, barhaupt und barfuß, und ein schwarzbraunes, glühaugiges Mädchen von etwa zwölf Jahren, dessen Toilette im höchsten Grad vernachläßigt war, auf mich zustürzten und ihre fast in allen Theilen dieser Insel gleichlautende »Ljodain« (Litanei) halb in irischer, halb in englischer Sprache herzuleiern begannen. Die Knaben erhielten grundsäzlich nichts als die eindringliche Mahnung sich zu waschen, zu kämmen und bei den nächsten Eisenbahnarbeiten zu betheiligen, das Mädchen aber lud ich ein, mir den Weg nach den Ruinen der Mellifont-Abtei zu zeigen.

Da ich mich sehr ernst und bestimmt ausgesprochen hatte, zogen sich die Knaben ziemlich rasch zurück, das Mädchen aber legte seine schwarzbraunen Hände über der nicht minder dunkel gefärbten Brust zusammen und sah mich mit seinen großen Augen flehend an. Ich wendete ihm den Rücken zu und schritt auf der Straße weiter. Im Nu war es wieder an meiner Seite. „Ein weiter Weg — drei gute Meilen, mein lieber Herr," sagte es, „und ich würde in dunkler Nacht erst unser Dorf wieder erreichen." Ein Sixpencestück, welches ich dem Mädchen in seine schmuzigen Hände legte, beseitigte, wenigstens für den Augenblick, alle Bedenklichkeiten und wir schritten auf der Heerstraße weiter. Jessie — so hieß die kleine braune Hexe — war sehr einsylbig und ich brachte sie nur mit Mühe dazu, mir das Vater unser und das Credo in irischer Sprache herzusagen; auch im Englischen trug sie das Gebet des Herrn sehr geläufig vor, im Credo aber konnte sie über »Phojnt Phiolad« wie sie den Namen des Landpflegers aussprach, nicht wegkommen. Die neue Kirche und das Pfarrhaus von Mellifont, an welche wir nach einer kleinen Viertelstunde gelangten, würdigte sie als gute Katholikin keines Blickes, und als ich sie nach dem Namen des ausgedehnten Gutes, dessen Saum die Straße streift, fragte, mußte sie sich lange besinnen, ehe ihr „Townly Hall" einfiel.

Anfangs glaubte ich, diese scheue Zurückhaltung, dieses starre Schweigen rühre von einer Art milesischen Stolzes her, dessen sich der ärmste Ire dem Fremden gegenüber selten erwehrt; dann gedachte ich der in Irland noch schärfer als in England hervortretenden Scheidelinie zwischen den beiden Geschlechtern, welche selbst in höhern Kreisen dem weiblichen Geschlecht einen Zwang auferlegt, der das gesellige Zusammenseyn nicht nur eines mächtigen Zaubers beraubt, sondern, in den Augen des Ausländers wenigstens, die Würde des weiblichen Geschlechts benachtheiligt; zulezt glaubte ich das angeborene Zartgefühl des Mädchens in Rechnung bringen zu müssen, das sich in einer abgelegenen Gegend mit einem fremden Manne allein sah; ich überzeugte mich jedoch bald, daß meine Spekulationen in der Luft schwebten, und daß sich hinter dieser Sprödigkeit nur die Erbsünde der Kinder des heiligen Patricius, Schlaffheit und Trägheit, zu bergen suchten.

Die hohe, frischgrüne Umfriedigung des zu Townly Hall gehörigen Geländes lag hinter uns, als Jessie von der gerade nach Nordwesten führenden Straße ablenkte und einen rechts abgehenden Weg einschlug, der sich an einem aschgrauen, unfruchtbaren Hügel empor wand. Als die Biegung dieses Weges den etwa eine Meile entfernten Höhepunkt des Hügels gewahren ließ, blieb meine braune Schönheit stehen, deutete auf den Gipfel der Anhöhe und sagte: „Wenn

Digitized by Google

der Herr dort oben ist, sieht er in ein tiefes Thal hinab, in welchem die Ruinen der Mellisont Abtei zerstreut umher liegen. Der Weg ist nicht zu verfehlen." Sprachs, drehte sich auf den nackten Fersen um und schlenderte, ohne mich eines ferneren Blickes zu würdigen, der königlichen Straße zu. Es war mir ganz lieb, das langweilige Geschöpf los zu seyn, selbst für den Fall, daß die Aussage in Betreff der Nähe der Abteiruinen in das Bereich der „milesischen Fabeln" gehören sollte. Jessie hatte jedoch die Wahrheit gesprochen.

Als ich den Gipfel des Hügels erreichte, sah ich in einer tiefen Klüftung zu meiner Linken im Vordergrund das platte Dach eines Hauses, welches sich später als eine erst in den lezten Jahren erbaute Mühle auswies; jenseits dieses Daches schauten zerfallene Thurmzinnen und Mauertrümmer jeder Art aus der Tiefe der Schlucht; zur Linken dehnten sich die Felder und Weideplätze der Gemeinde von Mellisont aus, während die Aussicht vor mir durch den in Wald gehüllten und von einem Thurm gekrönten Slanehügel und die Höhen von Collon abgeschlossen wurde, an deren parkartig angelegtem Abhang ich sogleich das Haus erkannte, welches meine Dubliner Freundin mir als den Feensitz ihrer jugendlichen Erinnerungen geschildert hatte.

Als ich von der Höhe niederstieg, lenkte ich in einen Seitenpfad ein, welcher an das Ufer des Baches Mattock führte, der die Grenze zwischen den Grafschaften Meath und Louth bildet. Das frische, saftige Grün der Wiesen, durch welche das dunkelblaue Wäßserchen dahin murmelte, that dem Auge, das stundenlang nur Sand und Heide gesehen hatte, eben so wohl, wie das Ohr dem Harfenton des Bächleins mit Vergnügen lauschte. Nach wenigen Augenblicken jedoch traten hohe Felsen auf beiden Seiten an den Bach heran und der zarte Harfenton verwandelte sich in vollen Orgelklang, der die Echo der Felsen weckte und in welchen sich die helle Stimme des Windes mischte, der durch das Buschwerk an den Seiten und auf der Höhe der Felsen strich. Der Bach trat, prosaisch zu sprechen, unter wildem Brausen in eine tiefe, dunkle Schlucht, deren östliche oder Louthseite aus rauhem Kalkstein bestand, welcher fast überall nackt hervortrat, während die westliche oder Meathseite, mit herbstlich gefärbten Laubzweigen überhangen, dreißig bis vierzig Fuß hoch senkrecht aus dem Bache emporstieg. Als ich dieses Felsenthor hinter mir hatte, erwartete ich, die Ruinen der Abtei sich vor mir ausbreiten zu sehen, der Pfad entfernte sich jedoch eine kleine Strecke von dem Bache, und als ich sein blaues Wasser wieder ansichtig ward, schien der Weg durch eine Felswand abgeschlossen zu seyn, die bis zum Ufer des Mattock vorsprang. Ich hatte mich geirrt. Bei der ersten Wendung des Pfades sah ich, daß unter einem halbverfallenen Thurme, der mit dem Felsen, wenn ich so sagen darf, zusammen gewachsen war, ein gewölbter Thorweg weiter in das Thal hinab führte. Schon von weitem hörte ich das Klappern einer Mühle und sah, als ich aus dem Thore trat, zur Rechten ein ganz stattliches vierstockiges Haus mit ausgedehnten, in den Schatten von Linden gehüllten Nebengebäuden, vor mir aber eine kleine Welt von Trümmern, malerisch in dem Thale und an dem Abhang einer sanften Anhöhe zerstreut, da von Epheu, dort von flatterndem Gesträuch bedeckt, hier noch von der stolzen Pracht der altirischen Architektur, dort, wie so häufig in diesem unglücklichen Lande, von der Barbarei und der Selbstsucht, dem Fanatismus und dem Eigennutz der Neuzeit Zeugniß ablegend. Zur Linken hob sich eine kahle öde Höhe ziemlich steil und schroff über dieses „Trümmerthal" und auf ihrem Gipfel zeichneten sich die Ueberbleibsel einer alten Kirche an dem fahlen Himmel ab. Das tiefe Schweigen, welches über dieser fast schauerlichen Scene lag, wurde nur durch das ferne Klappern der Mühlräder und das Schreien der um den Eingangsthurm kreisenden Dohlen unterbrochen.

Ich war eben im Begriff in die Mühle zu gehen und nach einem Führer durch diese »valle dolorosa« zu fragen, als ich plötzlich einen ältlichen Mann, der aus der Tiefe des Getrümmers emporgestiegen zu seyn schien, vor mir stehen sah. Kleidung und Sprache schienen auf den „fahrenden Schullehrer" zu deuten, ein Charakter, welcher Irland seit Jahrhunderten eigenthümlich ist und als dessen Prototyp man den irischen Robert Burns, den „rothen Owen," wie man ihn gewöhnlich nannte, betrachten kann. Dieser Owen O'Sullivan, der Farbe seines Haares wegen „der Rothe" genannt, war in der Grafschaft Kerry zu Haus und widmete sich dem geistlichen Stande; seine nicht sehr musterhaften Sitten stellten sich jedoch der Zulassung in das Seminar zu Munster entgegen und er zog eine zeitlang als „wandernder „Kartoffelhacker" im Lande umher. Eines Tags hörte er den Sohn seines zeitlichen Dienstherrn und dessen Lehrer, den alten Dorfpfarrer, über die Erklärung einer Stelle in der Encyopädie in heftigen Streit gerathen; Owen warf sich zum Schiedsrichter auf und blieb eine zeitlang als Lehrer des Lateinischen und Griechischen in dem Dorfe, bis ihn eine leidenschaftliche Neigung zu einer Dorfschönheit, Mary Casey, zu Excentricitäten jeder Art fortriß, so daß er vom Altar als Wüstling bezeichnet ward und ein anderes Dorf im Westen aufsuchen mußte, in welchem es ihm bald erging wie in den früheren. Lässige Sitten, zügelloser Hang zur Satire, maßloser Haß gegen die Sachsen jagten ihn in den Oeden von Kerry umher, „um Kühbuben Griechisch zu lehren," wie sich mein Gewährsmann ausdrückte. „Die Verirrungen des Mannes," sezte er

hinzu, „sind vergessen; aber sein Name lebt noch in dem Munde der Iren und seine zaubervollen Gedichte sind in dem südlichen Irland eben so bekannt und beliebt wie die Robert Burns' in Schottland."

Einen „fahrenden" Charakter hatte ich — um von dieser kurzen Abschweifung zu meinem neuen Führer zurückzukehren — allerdings vor mir; auch rechnete er sich zu dem „gelehrten Stande," wie er naiv bemerkte, aber er war kein fahrender Schulmeister, sondern ein „fahrender Schreiber," d. h. er ging von Dorf zu Dorf, von Pachthof zu Pachthof, um den des Schreibens überhaupt oder des Schreibens in sächsischer Sprache Unbewanderten mit seiner „Wissenschaft" hülfreich zu werden. Es war leicht zu gewahren, daß der alte Bursche sich ziemlich dasselbe Loos bereitet hatte, das den rothen Sullivan getroffen; auch war er auf die katholische Geistlichkeit in dem Süden der Insel nicht gut zu sprechen, fühlte sich überhaupt, wie er sagte, in dem nördlichen, folglich in dem mehr protestantischen Theile Irlands behaglicher als in dem „starr katholischen" Süden. Ueber seinen zeitlichen Beruf äußerte er sich in ächt irischer Weise ungefähr folgendermaßen: „Die Zusammenstellung von Rechnungen, deren Reinschreibung, die Korrespondenz mit Getreidehändlern, die Bittschriften armer Pächter an ihre reichen Gutsherrn und ähnliches — das ist die Prosa meines Berufs; die Poesie aber besteht darin, daß ich das Verbindungsglied zwischen zärtlichen, treuen Herzen bin, die das Schicksal getrennt hat; denn es vergeht selten ein Tag, ohne daß ich in die Geheimnisse einer Dorfschönheit, die Tag und Nacht an einen in Ostindien dienenden Rothrock denkt, eingeweiht und beauftragt werde, ihre Seufzer, ihre Thränen, ihren Schmerz und ihre Hoffnungen in Worte zu kleiden. Die Poesie besteht ferner darin, daß meine Wissenschaft Welttheile mit einander verbindet, welche das weite Meer und seine Tücke, seine Gefahren, seine Stürme, seine Untiefen, seine Felsbänke, seine trügerischen Luftbilder trennen. Seit der massenhaften Auswanderung Irlands nach Amerika, Asien und Australien ist mein Beruf einer der wichtigsten und einflußreichsten im Lande geworden und man hat mir gesagt, ich dürfte dem Augenblick getrost entgegen sehen, wo der Vicekönig von Irland mich an seine Seite beruft, um von meinen Kenntnissen hinsichtlich der Beziehungen der Iren in Irland zu den Iren im Ausland Nutzen zu ziehen."

Ich fand keine Worte, um diese hochfliegenden Erwartungen zu nähren, fragte aber bescheiden, wie er bei diesem Uebermaß von Beschäftigung Zeit finde, in diesem alten Gemäuer herumzulungern. „Herr," versetzte er emphatisch, „ich fühle mich verpflichtet, mit meiner Wissenschaft in jeder Art zu wuchern. Die Geschichte unserer alten Kirchen, Klöster und Abteien ist vielleicht keinem Irländer so bekannt wie mir, und wenn ich meine freien Stunden dazu verwende, diese Denkmäler längst entschwundener Herrlichkeit bis in ihre kleinsten Einzelnheiten zu studiren, steigere ich meine Beschäftigung als Führer der Fremden und darf das Silberstück, das sie mir geben, mit dem stolzen Bewußtseyn annehmen, daß ich es redlich verdient habe. Die Gelegenheiten aber zu einem kleinen Verdienst dieser Art werden täglich häufiger, denn John Bull hat jetzt alle Welttheile bereist und will nun auch einen Blick auf die Insel werfen, deren Ströme und Seen er mit dem Blute der Eingebornen roth gefärbt und deren Thäler er mit den Trümmern ihrer Heiligthümer bedeckt hat."

Da der wortreiche Bursche sah, daß all sein Gerede nur geringen Eindruck auf mich machte, zog er eine augenscheinlich vielgelesene Nummer der Drogheda-Zeitung aus der Tasche und begann mir das gute Zeugniß, welches seinem Führertalent dort gespendet war, vorzulesen. „Gut, Herr!" unterbrach ich ihn, „schreiten wir zur Sache. Das erste Stück Mauerwerk hier war ohne Zweifel eine Art Wart- und Wachtthurm, welcher bestimmt war, die Abtei gegen Ueberraschungen von Seiten der heidnischen Bergbewohner zu schützen?" — „Der Herr ist im Irrthum," sagte der Führer mit Selbstgefühl; „wir stehen hier vor dem Baptisterium der Abtei, einem an sich ehrwürdigen Kunstdenkmal, dessen Berühmtheit aber dadurch gesteigert wurde, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert viele Große und Mächtige dieses Landes in dem großen Marmorbecken, welches, wie das Gebäude selbst, von achteckiger Form war, die heilige Taufe erhielten, die bekanntlich in jener Zeit durch Untertauchen vollzogen ward."

Mit dem Baptisterium von Pisa mochte dieses Gebäude nichts anderes gemein haben, als daß es, was bemerkt zu werden verdient, in demselben Jahrzehnt errichtet wurde, in welchem Dioti Salvi's wundervolles Werk in die blaue Luft emporstieg. Da noch vier Seiten des Gebäudes erhalten waren, konnte man sich leicht eine Vorstellung von dem Ganzen machen. Jede der acht Seiten hatte einen gewölbten Eingang; die Ecken bildeten kannelirte Säulen, welche bis zur halben Höhe des Baus emporliefen und hier ein vorspringendes, um die acht Ecken laufendes Karnieß stützten. Die Eingänge sind mit vier Säulen eingefaßt, welche wie die äußern Säulen kannelirt sind und Halbkreisbogen tragen. Die Bildhauerarbeiten, welche an den noch stehenden Durchgängen angebracht sind, haben sich so gut erhalten, daß man glaubt, der Künstler habe so eben erst die letzte Hand angelegt, und obgleich diese Verzierungen im Ganzen gleichförmig scheinen, herrscht im Detail die größte Mannigfaltigkeit. Die Farben und die Vergoldung, welche diese Arbeiten bedeckten, sind verschwunden

Digitized by Google

und nur da und dort läßt der rothe Granit noch eine Spur der Pracht gewahren, welche diese Taufkapelle einst schmückte. Die Kuppel theilte begreiflich das Schicksal der fehlenden Seiten; doch steht man noch drei von den Tragsteinen, auf welchen die Rippen zu einer Krönung zusammen liefen.

„Was haben wir dort zur Linken, Freund?" fragte ich den Führer, indem ich mich einem Steinhaufen näherte, welcher die schmalen Eingänge in zwei unterirdische Gewölbe fast noch unzugänglicher machte als der Epheu, der sie umrankte. Der Mann that anfangs, als hörte er mich nicht, und deutete auf eine noch ganz gut erhaltene Kapelle, die er als das merkwürdigste Ueberbleibsel der Abtei bezeichnete. Dieses Gehaben reizte natürlich meine Neugierde und ich kletterte über das Getrümmer, beseitigte die Epheuranken des einen Thürchens und sah in ein tiefes dunkles Gewölbe hinab. „Ein Verließ, wie es scheint?" fragte ich den Führer, der mir gefolgt war und mit ziemlich saurer Miene ein kurzes „ja, Herr," hervorbrachte. Ich brach durch die Oeffnung und stieg über das Steingeröll in die Tiefe nieder, indem ich mich an dem triefenden Gewölbe mit beiden Händen stützte. Als ich unten war, folgte der Führer nach und bemühte sich nun, sein anfängliches Widerstreben durch Redseligkeit und Zuvorkommenheit wieder gut zu machen. „Was weiß man von der Bestimmung dieser Gewölbe, Herr?" fragte ich, indem ich mich in dem düstern, dumpfen Gemäuer umsah und eine kleine Nische an der einen Seite, an der andern eine Steinbank entdeckte, unter welcher augenscheinlich ein eiserner Ring aus einem großen Steine ausgemeißelt worden war. — „Die beiden Gewölbe, Herr," erwiederte der Führer, „sehen sich so ähnlich wie Bruder und Schwester und haben als Gefängnisse für Personen der verschiedensten Art gedient, von der schönen Dervorghil an, nach welcher dieses Gewölbe benannt ist, da sie es zuerst bewohnte, bis zu dem unglücklichen Mönch, welcher seiner ketzerischen Lehren wegen hier Pönitenz thun mußte, diese aber durch Selbstmord abkürzte, und daher nach dem Glauben des umwohnenden Volkes noch jetzt in gewissen Nächten hier „feurig" gehen muß."

Ich unterbrach meinen Führer, um mir Auskunft über die „schöne Dervorghil" zu erbitten. „Was ich davon weiß," versetzte er, indem er mit möglichster Eile vor mir her zu dem Eingang emporklomm, „will ich dem Herrn unter freiem Himmel erzählen, denn mir wird, die Wahrheit zu sagen, stets unheimlich, wenn ich in die Nähe einer solchen Marterkammer komme." Während wir der früher von mir bezeichneten Kapelle entgegen schritten, berichtete er mir folgendes: „Die Geschichte von der irischen Helena, wie man die schöne Dervorghil bei uns gewöhnlich nennen hört, fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, also in eine Zeit, wo die Kämpfe der kleinen Könige unserer Insel ihren Höhepunkt erreicht hatten und in Heinrich dem Zweiten von England den Gedanken reifen ließen, sich zum Herrn von Irland aufzuwerfen. Dermot Mac-Murchad, König von Leinster, hatte auf einem seiner Kriegszüge nach dem Norden ein reizendes junges Weib kennen gelernt und ihre Liebe gewonnen. Wie es kam, daß er sie nicht als Gemahlin heimführete und daß Tiernan O'Ruarke, Herr von Breffny im nördlichen Connaught, um ihre Hand warb und diese erhielt, ist unbekannt. Gewiß ist es, daß diese zwei Männer Todfeinde waren und daß sie und ihre Clanschaften sich Jahrelang auf das wildeste bekämpften. O'Ruarke war erst wenige Wochen in dem Besitze seines schönen Weibes, als König Dermot eine wilde Horde im Westen der Insel gegen seinen Nebenbuhler aufstachelte, welcher dieser sofort entgegenzog und sie bis in die Wildniß ihrer Heimath verfolgte. Während O'Ruarke in dem fernen Westen kämpfte, wußte Dermot den Bruder der schönen Dervorghil zu kirren und ihm das Geheimniß zu entlocken, wo O'Ruarke sein junges Weib während seiner Abwesenheit geborgen hatte. Melachlin, so hieß der kupplerische Bruder, führte den König auf eine kleine, keine zehn Meilen von hier entfernte Insel. Die Gewalt der ersten Liebe ließ Dervorghil Pflicht und Ehre vergessen und Dermot entführete seine schöne Beute nach Leinster. Nun standen alle unsere kleinen Könige unter einem Oberhaupte, welches den Titel „König von Gesammtirland" hatte und die kleinen ihm untergebenen Raufbolde zuweilen die Wucht seines Scepters fühlen ließ. Tordelvach, mit welchem diese Würde erlosch, hörte nicht sobald von dem Vorfall, als er sich zum Vermittler aufwarf, und da er weder bei Dermot noch bei Dervorghil Gehör fand, sammelte er ein Heer und zog gegen Leinster. Dermot rief seine Clane, seine nahen und fernen Freunde und Verwandten zu Hülfe, so daß fast ganz Irland eines schönen Weibes wegen unter den Waffen stand. Der wilde Kampf spann sich ein volles Jahr fort, bis Tordelvach endlich siegte. Da unsere neue Helena von Reue und Buße nichts hören wollte, übernahm die Geistlichkeit die Sorge für ihr ewiges Wohl und ließ sie ihr Verbrechen in dem Verließe sühnen, welches wir so eben verlassen haben und in dem sie im Jahre der Gnade 1193, hoffentlich mit dem Himmel versöhnt, gestorben ist."

Der »itinerant scribe« hatte die Aufmerksamkeit, welche ich seiner Mittheilung widmete, und das Labyrinth der von Buschwerk und Mauertrümmern begrenzten Pfade dazu benutzt, mich unmittelbar vor das hohe Gewölbe zu führen, das ehedem den Eingang in die Kapelle bildete. „Hier," sagte er, „erhob sich einst das prachtvolle Thor, welches das Heiligthum gegen die Außenwelt abschloß. Es bestand aus zwölf

Halbsäulen von der kunstvollsten Arbeit und das stolze Bogengewölbe war mit reichen Blumengewinden und Zierrathen aller Art geschmückt, während auf der Höhe des Baus ein betender Engel, der Schutzgeist des Heiligthums, thronte." — Da von diesem Prunkbau keine Spur mehr zu sehen war, fragte ich, was aus ihm geworden sey. „Wenn man darnach fragt, Herr, so sagen die einen, er sey verkauft, die andern, er sey von dem edeln Lord, welcher in den Besitz der Abtei gekommen, im Kartenspiel verloren worden. In einem Schlosse am Boyne, keine zwei Meilen von „Tredagh" (so sprechen die Irländer häufig den Namen Drogheda aus) will man in der stattlichen Säulenhalle, welche die Vorderseite ziert, einen Theil des Raubes aus dem heiligen Thale erkannt haben, und der wunderschöne Kopf des Engels, welcher über dem Bau schwebte, soll sogar in dem Besitz eines sächsischen Lords seyn."

Nach dem, was ich bisher von den Ruinen der Abtei Mellifont gesehen hatte, mußte mich der prachtvolle Anblick überraschen, welcher sich mir darbot, als ich vor der Oeffnung, in welche das Prunkthor eingesetzt war, das Innere der Kapelle des h. Bernhard überschaute. Sie ist theilweise in den Fels gehauen und besteht aus einer Krypte und einem Ueberbau. Von dem Punkte aus, welcher mir vom Führer angewiesen worden, hatte ich ausschließlich die halb unterirdische Kapelle im Auge. Die hochgesprengte Wölbung des mittlern Theils der „heiligen Grotte," wie mein Führer die Krypte nannte, ruht auf sechs Halbsäulenbüscheln, die bei weitem schlanker und stolzer in die Höhe steigen als z. B. die in der Krypte von St. Peter zu Oxford. Die Kapitäle dieser Säulen bestehen aus Laubwerk, das meisterhaft gezeichnet und gearbeitet ist. Zwei Nischen, in welchen wahrscheinlich Altäre angebracht waren, sind von kleineren Säulen flankirt, eben so die drei Fensteröffnungen. Die Sockel dieser kleineren Säulen stellen groteske Thierköpfe vor, deren Züge ein wenig gedrückt und auseinandergezogen erscheinen, als hätte der Künstler dadurch andeuten wollen, daß sie der auf ihnen ruhenden Last nicht ganz gewachsen seyen. Die schönen Bildhauerarbeiten, welche die Fenster schmückten, sind leider zerstört und nur an den obern Bogen gewahrt man noch Spuren von zarter, filigranartiger Arbeit und rautenförmiger Vertirung.

„Ursprünglich soll," bemerkte der Führer, während wir von Fenster zu Fenster gingen, „das Grabmal des Gründers der Abtei, des heiligen Donough, so wie das des Erzbischofs von Armagh, Lucas de Netterville, hier gestanden haben, und einige Mönche, welche in dem Ueberbau wohnten, wechselten Tag und Nacht mit Gesang und Gebet vor der Asche dieser frommen Männer ab. Als die Sachsen in das Land brachen, theilte die Abtei von Mellifont das Schicksal unserer übrigen Heiligthümer und das Ende war, daß Sir Garnett Moore mit den Besitzungen der frommen Brüderschaft belehnt wurde. Die Familie Moore war jedoch dieses Geschenks nicht würdig, denn sie verwandelte diese Hallen, welche einst von dem frommen Gesang der Mönche widertönten, in einen Speisesaal und rohe Zechgelage, Schwelgereien jeder Art entweihten diese Räume. Ein frommer Einsiedler soll, als dieses sündhafte Treiben den Gipfelpunkt erreicht hatte, das Wort ausgesprochen haben, ein Moore werde die Schweine da hüten, wo seine Vorfahren geschwelgt, und die Prophezeiung ist eingetroffen; denn die Spuren, daß Schweine jetzt in diesen schönen Hallen wohnen, werden dem Herrn nicht entgangen seyn, und höre ich recht, so ist die grunzende Schaar im Geleite eines Abkömmlings jener Familie im Anzug, um gemeinsam in diesem Heiligthum die Nacht hinzubringen."

In der That brach, als wir eben aus der Thoröffnung getreten waren, ein halbes Dutzend schreiender Schweine, von einem blassen, verlebt aussehenden, barfüßigen und jammervoll zerlumpten Burschen gefolgt, durch das Buschwerk in die Kapelle. „Alles ächt irisch," dachte ich bei mir; mein Führer aber summte wehmüthig die schönen Worte aus Thomas Moore's Irish Melodies vor sich hin:

»To flies the pride of former days,
To glory's thrill is o'er,
And hearts that once beat high for praise,
Now feel that pulse no more.«

Briefe aus Paris.

(s. Nr. 31.)

II.

Benjamin, der Sohn der Wittwe Richer in Valence, seines Gewerbs ein Tapezierer, kam am sechsten December des vorigen Jahres um ein Uhr Morgens nach Hause. Er findet die Mutter noch wach und setzt sich neben ihr Bett, um mit ihr zu plaudern; sie bittet ihn sich niederzulegen. „Ich muß ausbleiben," sagt er, „denn du weißt, um drei Uhr soll die Revolution ausbrechen." Der junge Mann war Mitglied der geheimen Gesellschaft der jeune montagne. Als die bestimmte Stunde herannaht, will er ausgehen, die Mutter hält ihn voll Angst zurück. „Bleib, Benjamin," sagt sie; „es würde mich zu sehr bangen, mein Kleiner, wenn du fortgingest." Er bleibt bis fünf Uhr, da kann er es nicht länger ertragen und geht aus. Nach einer Stunde kommt er zurück. Er sagt in seinem Geständniß vor Gericht, dem ich wörtlich folge (siehe Sitzung des Lyoner Kriegsgerichts vom 5. April 1852), nicht ausdrücklich, daß der Aufruhr unterblieben, indessen erhellt dieß aus den Umständen. Wie er in's Haus tritt, findet er die Mutter weinend. Da kommt ihm der Gedanke, daß sie es sey, welche das Complott verrathen habe. „Ich sah wohl," spricht er vor Gericht, „daß es Krokodilsthränen waren." Am vorigen Tage hatte er ihr das Geheimniß mitgetheilt unter der mehrmaligen Drohung, daß sie von keiner andern Hand sterben sollte als von seiner eigenen, wenn sie ihn verriethe. Jetzt bittet sie ihn von neuem zu Bett zu gehen. „Hatte ich dir doch gerathen," sagt sie, „dich nicht mit diesen Dingen abzugeben; ich wußte wohl, daß nichts (gutes) daran wäre." Er folgt ihrem Wort und geht in die Küche, wo sein Bett steht; da legt er sich nieder und sagt, er wolle schlafen. Die Mutter benutzt die Zeit, um Milch zu holen; sie kommt zurück, bereitet dem Sohn das Getränk und bringt es ihm an das Bett. Der aber ist voll düstern Argwohns. Er weist es zurück, er fürchtet, sie möchte ihn vergiften. Er will wieder hinaus, die besorgte Wittwe bittet ihn, zu bleiben. Sie wolle ihn für alle Fälle in ihrem Zimmer einschließen, da sey er sicher, was auch vorfalle, sie selbst aber ungestörter in der Küche. Daraus schließt er, daß sie das Complott an die Polizei um eine schwere Summe verkauft habe, und daß wahrscheinlich etwas gegen ihn im Werke sey.

Wie sie hinaus geht, springt er auf, nimmt ein Messer und legt es neben sich in's Bett. „Ich hatte es ungefähr zwei Minuten neben mir liegen," erzählt er, „und war bereits entschlossen, den letzten Augenblick meiner Mutter zu sehen. Sie kam wieder, öffnete die Thür, die sie fest verschlossen hatte, und näherte sich meinem Bett, um frische Ueberzüge aufzulegen. Dabei that sie, als wenn sie weine, und sprach fortwährend mit derselben Verstellung, daß ich mich um meine Arbeit bekümmern sollte und nicht um politische Angelegenheiten. Da sprang ich von meinem Bett auf, das Messer in der Hand. Ich war rasend wie ein Löwe und kann den schrecklichen Kampf nicht erzählen, der stattgefunden hat. Ich gab ihr zuerst einen Stich in den Kopf."

Kurz, er verwundet die Mutter, sie flieht die Treppe hinab, er verfolgt sie, ereilt sie unten, er stößt sie zu wiederholten malen und trifft den Busen, der ihn genährt, mit den Worten: „Du bist Schuld daran, Elende, daß das Complott mißglückt ist!" Auf ihr Geschrei kommen die Nachbarn hinzu, man verhaftet den Verbrecher, gegen den die Mutter, von ihren Wunden genesen, selbst als Zeuge vor Gericht auftritt. Andere Zeugen stellen seiner Entschuldigung, er sey leidenschaftlich aufgeregt gewesen, die Behauptung entgegen, daß er während der That seinen Gleichmuth vollkommen bewahrt habe.

Solchen Beispielen des Wahnsinns gegenüber warf sich das Volk fast einmüthig in die Arme des Retters; denn die Menschen pflegen der Kraft ohne Rechtstitel mehr zu huldigen als dem Rechte ohne Kraft. Wir, von einheimischen Zuständen befangen, wußten nicht, welche Aussichten das Jahr 1852 Frankreich eröffnete. „Das größte Glück, das uns widerfahren konnte," sagte ein geistreicher Franzose, „ist das Unglück des Staatsstreichs." Man höre darüber eine competente Autorität. Proudhon sagt in seinem jüngst erschienenen Buche, die sociale Revolution: „Gegen das Ende des Jahres 1851 war nicht mehr von Reformen, von Schöpfungen, von irgend welchen Verbesserungen die Rede. Es kam vor allem darauf an sich zu schlagen. Alle Parteien waffneten, fabricirten Pulver, bewarben sich um die Gunst der Soldaten u. s. w." Und nicht die Franzosen allein. Das im November 1851 hier entdeckte und im Februar 1852 verhandelte sogenannte fränkisch-deutsche Complott beweist, daß auch Landsleute von uns mit Ungeduld den Termin erwarteten.

Digitized by Google

Es dürfte nicht uninteressant seyn, einen Blick in das Programm dieser Leute zu werfen. Mein Bericht ist aus den hiesigen Gerichtsverhandlungen gezogen, denen bei den Angeklagten vorgefundene Aktenstücke zu Grunde liegen. Aus diesen erhellt, daß das in London residirende demokratische Centralcomité ein Filialcomité in Paris einrichtete, von dem andere in Valenciennes, Metz und Straßburg gestiftet wurden. Was beabsichtigten diese Vereine? Die Statuten sprechen sich darüber folgendermaßen aus: „Zweck der Verbindung ist, dem Proletariat zur Herrschaft zu verhelfen, die alte bürgerliche Gesellschaft, die auf den Gegensatz der Klassen gegründet ist, aufzulösen und eine neue Gesellschaft ohne Beziehung des Eigenthums zu gründen, das heißt die demokratische und sociale Republik.“ Sobald dieser glückliche Zustand herbeigeführt ist, werden consequenter Weise die Reichen vom Wahlrecht ausgeschlossen und die Armen beziehen die Wohnungen jener. Aktenstücke über den im Juli 1851 in London gehaltenen Communistencongreß geben als Verhaltungsmaßregeln während der Revolution: Verbot der Auswanderung, der Ausfuhr der edlen Metalle, Verhaftung aller Volksfeinde, Strafe der Verräther, Confiskation der Domänen und Güter der Vaterlandsfeinde, gezwungene Anleihe bei den Reichen.

Unter andern findet sich ein Brief des Pariser Comité's an das Straßburger, dessen Styl lebhaft an Thomas Münzer erinnert. Darin heißt es: „Fahrt eifrig fort zu wirken, denn es liegt viel daran, für die nächste Revolution, für 1852, wohl vorbereitet zu seyn. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, darum wartet mit Festigkeit und Muth, beharrt bei dem einzigen Princip, Herrschaft der Arbeiter. Bewahrt in eurem Herzen die heilige Flamme, auf daß sie einzig lebe, daß sie den ganzen Erdkreis in ungeheurem Brand entzünde, daß sie roth sey wie das Feuer, roth wie das reine Blut, das in euern Adern fließt. Diese neue Fahne führe euch im Schlafen und Wachen als neuer Jehova in der Wüste der verruchten Gesellschaft unserer Zeit. Seyet die modernen Jesuiten unseres Princips, klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben. Seyet unersättlich in euerm Haß und in eurer Rache wie die Tigerin, der man ihre Jungen geraubt hat. Minirt, stürzt, unterdrückt, vernichtet bis auf den letzten Keim die Herrschaft des Kapitals. Mögen sich alle um diese Fahne sammeln, und wie einst die Türken (soll heißen die Araber) mit dem Kriegsruf: Es gibt nur Einen Gott und Muhamed ist sein Prophet! die halbe Welt eroberten, so laßt uns mit fanatischer Wuth in die Bahn der nächsten Revolution stürzen. Unser Ruf sey: „Es gibt nur Ein Recht, und die Arbeit ist seine Grundlage!“

Sind diese Worte mehr lächerlich oder schrecklich? Lächerlich — denn wer die Grundbedingungen unseres socialen Lebens ändern wollte, müßte erst die Schraube entdeckt haben, an der sich die Welt zurückschrauben läßt, müßte es verstehen die Forderung des Archimedes zu erfüllen. Die Herrschaft aber gehört heut zu Tage nicht mehr der rohen Kraft, sondern der Intelligenz. Jene müßte erbärmlich zu Grunde gehen, wenn sie sich dieser nicht unterordnete. Schrecklich aber ist solcher Fanatismus, nicht weil er der Gesellschaft schadet, die über alle Angriffe erhaben ist, sondern weil er den Staat in Verwirrung setzt, in dem er zum Ausdruck kommt. Und wenn es in einem andern Schriftstücke heißt: der deutsche Arbeiter wird zuerst die rothe Fahne auf die Thürme von Moskau pflanzen, so kann man sich des Bangens nicht erwehren, es möchte sich die unvernünftige Drohung in das furchtbare Gegentheil verkehren.

Diese Theorien waren es, die das französische Volk in den Despotismus hineintrieben. Der gesunde Menschenverstand hat sich wieder einmal als Arznei gegen eingebildete Weisheit bewährt; denn die von den Propheten des Socialismus bedrohte individuelle Freiheit ist den Menschen so theuer, daß sie mit Freuden ihre politischen Rechte für den Augenblick opfern, um durch die concentrirte Staatsgewalt den Irrthum aus dem Leben in die Schranken der Theorie zurückzudrängen. Aber auch nur für den Augenblick. Freilich, wenn neuerdings französische Gelehrte den Socialismus aus dem Protestantismus herleiten, so dürfte es auch nicht schwer fallen durch denselben die Principien von 1789 zu schlagen. Denn die Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts gingen vom Freiheitsprincipe aus, sie unterwarfen die historischen Einrichtungen der Kritik ihres Verstandes und schlossen auf die Faulheit der Zustände in Kirche und Staat. Der Staat und die Gesellschaft mußten also reformirt werden. Und sie wurden es durch eine gewaltige Revolution. Diese ward von den erleuchtetsten Männern der Zeit nicht in Frankreich allein freudig begrüßt; ihre Principien waren Verstandesschlüsse. Man ging auf diesem Wege weiter und baute die Theorie der Negation in größerer Vollendung aus. Wenn die Voltaire und d'Alembert Recht gehabt hatten, die sich dem Bestehenden gegenüber auf ihre souveräne Vernunft stützten, warum sollten die Fourier und Cabet im Unrecht seyn, die doch das Gleiche thaten? Jene hatten das Bewußtseyn ihrer Zeit repräsentirt, diese behaupten die Apostel der Zukunft zu seyn; jene waren Fürsprecher des politisch unterdrückten, aber mächtigsten Standes, auch diese gebärden sich als die Führer eines solchen. Wenn der Staat sein historisches Recht der Vernunft gegenüber nicht behaupten konnte, warum sollte die Gesellschaft dieses Privilegium bewahren? Warum sollten die sechstausend Jahre, die Eigenthum und Familie in die Wage zu werfen haben, schwerer wiegen als die tausend des Feudalstaates?

Das ist der Grundgedanke, aus dem die jetzige

Digitized by Google

Gewaltherrschaft gerechtfertigt wird. Aber die Philosophen der Napoleonischen Autokratie mögen sich vorsehen, daß sie nicht in denselben Fehler verfallen wie ihre Gegner, die Socialisten. Das Raisonnement kann wohl die Thatsachen aufklären, aber nicht ungeschehen machen. Ein durch die Weltgeschichte bestätigtes Princip wird dadurch nicht umgestoßen, daß Thoren es übertreiben. Sonst müßte man Luther für Thomas Münzer, Mirabeau für Proudhon, oder auch Sophokles für Racine verantwortlich machen dürfen. Das heißt die waltende Vorsehung doch gar zu sehr verachten, wenn man das größte Ereigniß, das seit der Reformation die Welt erschütterte, in dessen Nachwehen Frankreich noch jüngst convulsivisch zuckte und Europa vielleicht noch Jahrhunderte zucken wird, wenn man dieses Ereigniß als unnütz oder verderblich betrachtet. Die menschliche Kraft zerbricht, wenn sie die Consequenzen der Dinge zu hindern versucht. Bedenkt diese Partei nicht, daß die Ordnung des Staates eine zeitliche Folge ist, wie ihre Gegner vergaßen, daß die der Gesellschaft ewig durch sich selbst garantirt besteht, so wird sie stürzen gleich jenen.

Die absolute Durchführung eines Princips, ohne Rücksicht auf die Thatsachen, führt stets zu seinem Gegentheil; denn es ist das Wesen der menschlichen Wahrheit, nicht absolut zu seyn, das heißt, ihren berechtigten Gegensatz zu haben. Das ist die große Bedeutung des oben erwähnten Proudhon'schen Werkchens, daß es dem Herrscher mit Kühnheit diese seine Lage vor die Augen führt und zeigt, daß ihm eine nur persönliche Politik, die Negation der Principien von 89, das Schicksal seines Oheims bereiten dürfte; freilich die Bahn, in die der Mann des Widerspruchs ihn ziehen möchte, der Antichrist, der erste Socialist Proudhons zu werden, ist ohne Zweifel noch gefährlicher. Denn man pflegt dem Retter schlecht zu danken, wenn er es ist, der uns an den Feind verräth.

Jetzt sind die geheimen Gesellschaften, das Gift des Landes, vernichtet. Man konnte ihrer habhaft werden, als sie im Decemberkampf ihre Truppen in's Feld schickten. Freilich hat die Regierung, um den constitutionell berechtigten Widerstand zu brechen, ihre Gegner sämmtlich als Socialisten behandelt, und es ist unmöglich, aus ihren einseitigen Berichten die volle Wahrheit zu finden; denn die Kriegsgerichte haben, wie ich unten zeigen werde, das Recht mit Füßen getreten; aber so viel scheint mir aus den eigenen Aussagen der Angeklagten hervorzugehen, daß die geheimen Gesellschaften es allerdings waren, die in den Provinzen die Fahne des Aufruhrs erhoben und die Bauern zur Plünderung der Schlösser und Städte führten. Sie selbst waren in Dekurien und Centurien eingetheilt, an der Spitze eine Executivcommission. Die einzelnen Mitglieder mußten sich bei Todesstrafe dem Aufgebot stellen.

Die französische periodische Presse ist ihrer Macht beraubt, das muß Gegnern und Freunden der Preßfreiheit gleichmäßig als ein Glück erscheinen. Denn diese Journale waren in allem gebunden, worin sie frei, zügellos, worin sie gemäßigt seyn sollten. Sie waren nicht, wie in England und Nordamerika und zum Theil in Deutschland, die Repräsentanten der öffentlichen Meinung, sondern die Herrscher derselben. Die öffentliche Meinung war das Stichwort in Frankreich, und doch existirte sie nicht als Produkt der Nation, sondern als angenommene Parole. Die Journalisten gaben das Feldgeschrei, das im ganzen Lande widerhallte. Die Menge besaß nicht Intelligenz genug, um sich in Ruhe eine eigene Ueberzeugung zu bilden und durch trotziges Festhalten den Journalismus zur Annahme derselben zu zwingen. Hinter der allgemeinen Begeisterung für stereotype Phrasen barg sich die allgemeine Schwäche; während man selbst nicht klar wußte, was man wollte, schämte man sich vor dem Nachbar zurückzubleiben; die Macht und Grundsatzlosigkeit der Presse beruhten auf der Furcht des Franzosen vor dem Schein.

Zu dieser ersten Ursache kamen andere. Die Hauptfragen in der Presse drehten sich nicht um den wahren Vortheil oder Nachtheil der Nation, sondern um die Macht, man suchte also nicht sowohl den Verstand des Bürgers zu belehren als seine Leidenschaft aufzuregen. So war im Jahr 1838 die Anticornligue in England gegründet worden; im Jahr 1845, nachdem schon die ersten Siege derselben gewonnen waren, herrschte noch tiefes Schweigen über sie in Frankreich. Der leider früh verstorbene Bastiat, einer der hellsten Köpfe Frankreichs, drückt sich in seinem Werke: Cobden und die Ligue (Vorrede S. IV) folgendermaßen darüber aus: „Guter Gott, wir hatten andere Dinge zu thun, als uns mit etwas zu beschäftigen, das am Ende nur darauf ausgeht, die Gestalt der Welt zu ändern. Mußte man nicht Herrn Thiers beistehen, die Stelle des Herrn Guizot einzunehmen, und wiederum Guizot, um Thiers zu ersetzen? Und wäre es nicht sehr ärgerlich unsere Aufmerksamkeit, einen Augenblick auf den freien Verkehr der Völker zu richten, während sie durch Nukahiwa, Papeiti und Maskati so nützlich in Anspruch genommen wird?"

Die ganze Politik des Landes drehte sich um „die höchste, die ministerielle Frage." Der Kampfplatz der Parteien war die Presse. Seit der Zeit ward der Name homme de lettres, früher eine Ehre, zur Schande. Das Programm des Parteigeistes war, wie es Bastiat ausdrückt: „Ich strebe nach Macht; ich werde sie erlangen, wenn ich soviel Popularität erwerbe, als ich meinem Gegner entreißen kann: ich muß ihn also dem Auslande verkauft zeigen und mich als den Retter des Vaterlandes darstellen." Die Macht der Presse charakterisirt er so: „Ich weiß,

Digitized by Google

daß es unklug ist, sich in der jetzigen Zeit (1845) an die periodische Presse zu wagen. Sie verfügt souverän über uns alle. Unglücklich, wer sich von ihrem Despotismus befreien will. Unglücklich, wer ihren Zorn erregt und sterblich ist. Ihr die Spitze bieten ist nicht Muth, sondern Wahnsinn, denn der Muth trozt den Zufällen eines Streites, aber der Wahnsinn allein ruft einen hoffnungslosen Kampf hervor. Und welche Hoffnung kann euch vor das Tribunal der öffentlichen Meinung begleiten, wenn ihr selbst, um euch zu vertheidigen, die Stimme eures Gegners borgen müßt, und er euch nach Belieben durch sein Wort oder sein Schweigen vernichten kann?" Dieß das Urtheil eines edlen und geistreichen Franzosen. Die Presse also mußte reformirt werden: nun befindet sich jezt im Zustande der drückendsten Abhängigkeit.

Es scheint nichts schwerer für den Menschen, als dem Feinde gerecht zu werden. Das zeigten besonders die Kriegstribunale im südlichen Frankreich, die den ehrwürdigen Namen des Gerichts nicht verdienen. Wenn ein Angeklagter, dessen Schuld noch nicht erwiesen ist, sich über die unmenschliche Behandlung der Gensdarmen beklagt, so erwiedert der Präsident, er wundere sich nur, daß sie ihn am Leben gelassen hätten (siehe Sitzung des Kriegsgerichts zu Nièvre vom 2. Febr. 1852). In einem andern Falle handelt es sich um den Gürtel eines Angeklagten. Ein Weib wird als Zeuge vernommen. Sie hatte in der Voruntersuchung ausgesagt, sie habe sagen hören, der Gürtel gehöre dem Angeklagten, jezt will sie sich nicht mehr darauf besinnen können. Daraus entspinnt sich folgendes Gespräch: — Präsident: Ja, Sie wissen es. — Zeuge: Gewiß nicht, Herr Präsident. — Präsident: Nehmen Sie sich in Acht. Ich habe Ihre Aussage vor Augen. Ich werde Sie als falschen Zeugen in's Gefängniß bringen lassen, verstehen Sie wohl? Keine lächerliche Angst! Es muß Ihnen einfallen. Besinnen Sie sich, zum Teufel! — Zeuge: (mehr als je verwirrt) Ja, ich habe sagen hören u. s. w. — Präsident: Das ist es ja, was wir wollen. — Andere Zeugen berichten, sie haben die Menge den Angeklagten beschuldigen hören. — „Ja," sagt der Präsident, »vox populi, vox dei.« Wenn die Zeugen günstig aussagen, so meint er: „Sehr gut, Sie sagen Ihre Lektion gut her (ibid. vom 16. Febr. 1852). Besonders empörend ist die Behandlung des wackern Vertheidigers. Aber vor der Befriedigung des ersten Bedürfnisses einer Nation verstummen alle Rechte der Einzelnen. Leben ist die Hauptbedingung eines Volkes, dafür opfert es alles, und zumal das französische. Denn welches ist das Princip dieser Nation, die politisch zerrissen, in merkantiler Beziehung unter dem Druck des Monopols, in moralischer vom Skepticismus durchdrungen ist? Der Spanier glaubt an die Kirche, der Italiener an die Träume der Zukunft, der Deutsche an die Wissenschaft, der Engländer und Nordamerikaner an die individuelle Kraft — der Franzose hat nichts als das Ideal seiner Nationalität. La France heißt das Götzenbild, dem der moderne Franke opfert. Dem Juden mußte nach dem mosaischen Gesetz, wie Spinoza bemerkt, die Vaterlandsliebe zu einem Theil seiner Religion werden, dem Franzosen ist sie alles. Er liebt Frankreich nicht mit dem Kopf, er liebt es mit dem Herzen, wie der Jüngling seine erste Geliebte. Das Vaterland bedroht — und Hunderttausende würden freiwillig zu den Waffen eilen. So denkt der Arbeiter, so der Gelehrte. Der Schluß des erwähnten Proudhon'schen Werkes ist eine Apotheose des Landes. „Beginne ein neues Leben," ruft der Verfasser aus, „Erste der Unsterblichen! Zeige dich in deiner Schönheit, Venus Urania! Verbreite deine Düfte, Blüthe der Menschheit! — Und die Menschheit wird sich wieder verjüngen, und ihre Einheit wird durch dich geschaffen werden, denn die Einheit meines Vaterlandes ist die Einheit des Menschengeschlechts, wie der Geist des Menschengeschlechts nichts ist als der Geist meines Vaterlandes."

Diese Leidenschaft war es, die der Parteigeist benuzte, um sich Popularität zu erwerben. Der Wahn des Ruhms und der Ehre waren bequeme Vorwände, das Volk über seinen wahren Vortheil zu täuschen. So lange der Staat noch nicht fest constituirt ist, bleibt dieser Enthusiasmus eine Bedingung seines Bestehens. Einem normalen Zustande ist nichts schädlicher als diese Leidenschaft. Man werfe nur einen Blick in die historischen Bücher der Franzosen, um zu sehen, wie sie aus Parteilichkeit auf jedem Blatt wider die Wahrheit sündigen.

Wird Frankreich den Weg des Heils, der bedächtigen Reform, fortsetzen, um endlich die Basis eines gesunden Staatslebens zu erlangen? Wird sich die Presse mehr und mehr der Gewissenhaftigkeit, der Parteigeist einer würdigen Uneigennützigkeit befleißigen? Die Umstände, der beste Lehrmeister, sind in voller Thätigkeit. Wird der Ernst des Denkens und der heilige Lohn der Wissenschaft das spöttische Lächeln von der Lippe bannen, die Qual seines eigenen Besitzers? Denn gleich dem unerfahrenen Zauberlehrling steht die Welt dem Ertrinken nahe in dem Elemente, das erst ihre Sehnsucht und Freude war. Der Sieg über den Autoritätenglauben ist theuer erkauft; die französische Experimentalphilosophie ist zusammengebrochen wie ihre stolze Schwester, die deutsche Spekulation, und die Waffe des achtzehnten Jahrhunderts, der Zweifel, hat sich zum Herrn gemacht. Jene Zeit erfreute sich an ihm, als an etwas Positivem, denn er war ihr eine Errungenschaft, die Nachgebornen empfinden nur die Qual der Negation. Und wenn es eine Ehre war, mit einem Voltaire und Friedrich dem Großen gleicher Meinung zu seyn, wen reizte

es heute noch, den esprit fort zu spielen und sich von jedem Gecken an Blasirtheit überbieten zu lassen? Wird die Welt in der Bahn der Ideen mit Muße den Befreiungskampf gegen den schrecklichsten aller Tyrannen fortsetzen? Hier öffnet sich der bereitwillige Schooß der Kirche dem Schwachen, dort der rauhe Weg der Arbeit dem kühnen Forscher. — Aber alle Zeichen deuten auf eine andere als die friedliche Zeit. Das französische Volk ist kriegslustig; die wunderbare Begeisterung für den Präsidenten im Elsaß war zum großen Theil durch die Aussicht auf den Krieg hervorgerufen, denn unter dem Kaiser war die Blüthezeit des Elsasses. Die Schritte Louis Napoleons gegen die ausländische Presse sind nur Vorläufer; das Programm des Augustfestes enthielt ein bedeutungsvolles Ende. Der wiedererstandene Adler könnte, so heißt es im Gedicht,

»songer à St. Helène et venger Waterloo.«

Jetzt freilich gilt es, den jenseits des Rheins waltenden Zwiespalt für sich wirken zu lassen; später wird die dreifarbige Fahne den Franzosen vielleicht zum andern mal den Weg durch Europa zeigen und die Geschichte an das deutsche Volk die Frage stellen, ob es endlich gekräftigt genug sey, die ihm gebührende Stelle unter den Nationen einzunehmen, hinter denen es, geschwächt von den Wunden, die ihm der dreißigjährige Krieg geschlagen, um volle hundert Jahre zurückgeblieben ist.

Der Goethe'sche Faust ist eine Vorempfindung des Schicksals der deutschen Nation; vielleicht wird auch sie in der Stunde der Entscheidung, das Evangelium nach der Weise des tiefsinnigen Doktors übersetzend, das Buch mit den Worten zumachen: Im Anfang war die That.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die todte Jahreszeit.

Wir befinden uns jezt mitten in der „todten Saison" und London ist so »dull,« wie es nur seyn kann. Die Opernmusik ist verstummt, die größern Theater sind geschlossen oder, wie Haymarket, in den Händen untergeordneter Schauspielertruppen, und Dank dem Verein gegen Thierquälerei, müssen wir nun auch die klassisch romantischen Himmelfahrten der Madame Europa-Poitevin entbehren. Es sind doch gutherzige Seelen, diese Engländer! Der stumme Schmerz eines Droschkenpferdes oder die Ohnmacht eines schwachnervigen Ochsen kann ihnen Thränen entlocken; sie setzen Himmel und Erde in Bewegung, um den „Quäler des hülflosen Geschöpfs" zur Strafe zu ziehen, veranstalten eine cause celèbre und legen sich dann zu Bett mit dem Bewußtseyn, die Unschuld gerächt und eine gute That gethan zu haben. Nur Schade, daß man Vierfüßler seyn muß, um ihr Mitleid zu erregen, Schade, daß ihre Humanität, die alles umfaßt, oft gerade den Menschen ausnimmt. Oder gehören die Needlewomen (Nätherinnen), welche dem Morning Chronicle zufolge zu gewissen Zeiten täglich 20 bis 22 Stunden arbeiten, um vier oder sechs Pence zu verdienen, die in feuchten Kellern oder offenen Dachstuben wohnen, ohne Feuer, ohne warme Kleidung, ohne ausreichende Nahrung, gehören sie etwa in den Bereich der Volksmährchen? Und das Elend, das auf den Gassen herum kriecht unter tausend Namen, in tausend Gestalten, und doch immer dasselbe, bleich, zerlumpt, frierend, hungernd, ist es nur eine Täuschung unserer Sinne, vielleicht das Produkt eines unverdauten Stücks Käse, wie Scrooge zu Marleys Geist sagt? Aber zu was diese Tiraden? Was hat das Elend hier zu schaffen? Was gehen die Needlewomen den Verein gegen Thierquälerei an? Hast du nicht gehört, was der würdige Magistrat sagte? „Das unvernünftige Thier kann sich nicht selbst helfen und ist auf uns angewiesen. Der Mensch aber kann sich selbst helfen, er ist vernünftig." Ganz recht; er hat nur vergessen, daß die Vernunft manchmal von einer Brodkruste abhängt. Wir Menschen können uns aber merken: es ist nicht immer vortheilhaft, Gottes Ebenbild zu seyn.

Also London ist dull und uncomfortabel. Mit jedem Abend, ausgenommen wenn es regnet, steigt der graubärtige mürrische König Nebel aus seinem Themsebett empor und sezt sich an die Seite seines langweiligen Bruders, des Kohlenrauchs, um in Gemeinschaft mit ihm die Zuchtruthe über Babylon zu schwingen. Glückliche Aristokratie, glücklicher Reichthum, der diesem traurigen Duumvirate aus dem Wege gehen kann! Auf den Hochebenen Schottlands Haselhühner und Schnepfen zu schießen, oder in einer ländlichen Grafschaft die Ueberreste der country party (der Proteklianisten) zu sammeln, vor gläubigen Zuhörern den Geist der Protection zu beschwören, phantastische Schlösser in die Luft zu bauen — das mag vielleicht unnüz seyn, aber es ist doch tausendmal amusanter, als in Hydepark die gelben Blätter fallen zu sehen, oder sich in Belgrave Square zu Tod zu langweilen. Und die Bankiers, die Krämer der City, die den Staub ihrer engen, finstern Offices von sich geschüttelt haben, wie wohl mögen sie sich fühlen an den Ufern des Rheins, auf den Bergen der Schweiz, Murray's Handbuch vor Augen, nebst der schönen Natur! Wie ihr Herz vor Wonne zittern muß, wenn sie der höfliche Kellner mit „Lord" anredet und wenn ihnen die Nuisance des Markts von Smithfield nur Morgens beim Frühstück in den Times entgegentritt!

Aber der Mangel an fashionablen Vergnügungen und die Abwesenheit der fashionablen Welt sind nicht die alleinigen Ursachen dieser entsetzlichen dullness, die wie eine bleierne Last auf uns liegt. Das Geschäft ist träge, wie fast immer im Herbst, der Geldmarkt, der Handel, die Industrie unbelebt, und was allem die Krone aufsezt, im Gebiete der Politik herrscht vollkommene Windstille. Nicht als ob es an „brennenden Fragen" fehlte, im Gegentheil, aber so lange sie John Bull nicht geradezu auf die Nägel brennen, vermögen sie ihn nicht aus seiner winterlichen Apathie aufzurütteln. Das religiöse Thema ist bis auf die Hefe erschöpft, und es muß erst einiges Gras auf den abgetretenen Wegen wachsen, ehe die journalistische Rabulisterei von neuem beginnen kann. Der Burmesische Krieg ist zu langweilig, um Interesse zu erregen. Die endlose Daumschraube im Kafferland zwickt immer fort, aber man gewöhnt sich zulezt an alles. Die Zerwürfnisse mit Amerika sind widerwärtig, aber die Yankees werden um eines Düngerhaufens willen keinen Krieg anfangen. Das künftige Parlament? die Reform? das fatale Toryministerium? Nun, die Zukunft wird eine Lösung bringen. Nur jezt keinen Lärm! nur jezt keine leidenschaftliche Diskussion! nur keine ernsthafte Agitation! England will Ruhe haben, nicht die Ruhe des französischen Bourgeois, der im Traum rothe Gespenster sieht, und sich vor Schreck unter die Fittiche des Adlers verkriecht, sondern die Ruhe des Geschäftsmanns, der eine gute Spekulatian gemacht hat, und ein paar Minuten ungestört seyn will, um den Profit in goldenen Pfunden, silbernen Schillingen und kupfernen Pencen auszurechnen.

Der Tod des Herzogs von Wellington konnte in keine Zeit größerer Gleichgültigkeit fallen. Es war wie ein Stein, der in einen Sumpf geworfen wird. Ein Klatsch, ein kurzer Wellenschlag, und alles wieder still. Die

Digitized by Google

Zeitungen, welche kaum wissen, wie sie dem Publikum die tägliche Kost vorsetzen sollen, waren frah, ihre längst fertigen Nekrolage anzubringen, hüllten sich, von der Größe des „Natianalunglücks“ übermannt, in schwarze Trauergewänder, beachten den eesten Tag klagende Leitartikel, und stritten sich am zweiten schan über die Hinteelassenschaft des Verstorbenen. Das Publikum blieb kalt, und es unterhält sich jezt über das Schauspiel, welches ihm beim Begräbnisse bevoesteht. Nur ein Theil der Geschäftsleute ist in Bewegung, und zwar weil sie von der Rückkehr der Königin und der Aristokratie gewisse Vartheile erwarten, die nicht immaterieller Natur sind. — Aber freilich, in diesem Falle hat die Indifferenz auch noch besandere Gründe. Wellington gehöete einer Epoche an, die im Jahr 1832 definitiv zu Grabe getragen wurde; seine Wieksamkeit als Staatsmann war nichts weniger als papuläe, und was militärischen Ruhm anbelangt, so gibt es kein Volk, auf das er weniger Zauber ausübte, als auf die Engländer.

Das einzige, was die Gemüther theilweise in Aufregung erhält, ist die Auswanderung nach den Galdfeldern Austealiens. Namentlich die unteren Schichten der Mittelklasse und ein Theil des Proletariats sind wie vom Fieber ergriffen. Wie mächtig der Strom der Emigration ist, eesieht man aus der Thatsache, daß in diesem Augenblick in den aerschiedenen Häfen Geoßbritanniens 64 Schiffe für die Fahrt nach Australien bereit liegen. Die Folgen für das Mutteeland lassen sich jezt schon fühlen. Der Mangel an „Händen“ hat den Lahn in einzelnen Gewerben, namentlich in den Bauhandwerken, bereits merklich in die Hähe geteieben. — Sie erinnern sich vielleicht, daß die Times var kurzem der Armenauswandeeung auf Gemeindekosten das Wort geredet haben. Der Voeschlag fand in der Presse, wie im Publikum die günstigste Aufnahme, und er wird aller Wahrscheinlichkeit nach über kurz ader lang in graßartigem Maßstabe ausgefühet werden. Der Gegenstand ist zu wichtig, als daß er van Seiten der Bürgeeklassen nicht die gehärige Aufmerksamkeit finden müßte. Durch die arganisiete Emigration schlägt England zwei Fliegen mit Einer Klappe. Es gründet das Glück von Menschen, die in der Heimath zu ewigem Elend verdammt sind, und öffnet sich zu gleicher Zeit ein Sicherheitsventil, indem es eine Bevölkerung fartschafft, die im Fall einer Keise gefähelich werden kann. Einstweilen gebührt dem Kiechspiel St. Martin's in the Field das Verdienst, mit gutem Beispiele varangegangen zu seyn. Es handelt sich natürlich nur um die Auswandeeung der able bodied (arbeitsfähigen) Paupers beider Geschlechter.

Die Aebeiten an dem neuen Crystallpalast in Sydenham (sprich Sid — nicht Seidenham) schreiten rasch voran, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Eeöffnung, wie voraus bestimmt, im nächsten Mai stattfinden wird. Die Behauptung der Times, der zufaige sich der uesprüngliche Kastenanschlag von 500,000 Pf. St. als bei weitem zu niedrig erwiesen haben sollte, ist von den Leitern des Unternehmens widerlegt und von den Times selbst für ierthümlich erklärt worden. Gegenwärtig befinden sich die Heren Digby Wyatt und Owen Jones auf dem Continent, um Anschaffungen, besonders für das Kunstdepaetement, zu machen. Sie haben, wie man sagt, Ceeditbriefe zum Betrag van 10,000 Pf. St.

Mannheim, September.

Sommerbegebenheiten.

Ein ganzer Sommer liegt bereits zwischen meinem lezten Brief und dem, den ich so eben beginne. Es ist das nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß den Berichterstattern aus weniger großen Städten nicht jeden Tag oder jede Woche ein Ereigniß vom Himmel fällt, das würdig wäre, alsbald einem Leserkreise, wie der des Morgenblatts, aufgetischt zu werden. Wo die Quellen nicht so reichlich fließen, läßt man die Wasser sich eine zeitlang sammeln, ehe man die Schleußen zieht. Ich gehe, ehe ich das Jüngste berühre, über drei Monde zurück, um gleichsam an mein leztes Schreiben anzuknüpfen. Ich hatte über den rauhen, wonnelosen Mai geklagt, und siehe, er bekehrte sich noch in der Hälfte seiner Tage, so daß nichts mehr an ihm auszusetzen war. Das Schauspiel aber, das uns einer der lezten Tage desselben bot, wollte nicht recht zu dem blauen Himmel und dem goldenen Sonnenlichte passen. Es war eine Hinrichtung, die erste wieder seit vielen Jahren. Auf derselben Stelle vor dem Heidelberger Thore, auf der einst das Haupt des unglücklichen Sand gefallen war, bestieg ein junger Mann, den der Leichtsinn zulezt bis zum Raubmorde geführt hatte, das Schaffot, und ein junger Scharfrichter erntete von viel tausend Zuschauern und besonders Zuschauerinnen das Lob, einen Meisterstreich mit dem Schwerte geführt zu haben. Und doch war es eine Scene, die einem auf Wochen hinaus die lieblichen Sommertage und Nächte verderben konnte. Wie gut, daß bald darauf der kühne Luftschiffer Green mit seinem großen Ballon erschien und den Blicken, Gedanken und Gesprächen eine andere Richtung gab, und daß zu gleicher Zeit die Herren Sigmund und Rhode die Abende mit ihren in der That höchst interessanten und belehrenden geologischen und astronomischen Lichtbildern ausfüllten. Der lange dunkle Schatten, den jener 25. Mai in die Gemüther geworfen, verschwand vor diesen Erscheinungen allmählig und die bittersüßen Freuden, welche einige neuen, elegant eingerichteten Bierkeller boten, thaten das Ihrige mit, die Phantasie wieder in das alte ruhige Geleise zu bringen. Einen neuen, jedoch nur mäßigen, Schrecken brachte die Entwerthung der halben und viertel Kronen und der österreichischen Silbersechser, welch leztere diesen Namen kaum verdienen sollen. Darauf trat die sogenannte Sommerfiesta ein, jene einschläfernde Ruhe, welche sich in dieser Jahreszeit über die meisten Städte legt, die nicht das Glück haben, ein renommirtes Bad zu besitzen. Indessen läßt freilich der Rhein sammt den verschiedenen Eisenbahnen, die hier an seinem Ufer münden, die Sommerstille nicht allzutief werden, namentlich nicht in einem Jahre, das so günstiges Reisewetter bietet, wie das heurige. Es fluthet die reisende Welt in diesem Sommer wieder so recht auf und ab, und wir haben manchen interessanten Besuch gesehen. Hat doch der Großherzog von Sachsen-Weimar längere Zeit im Pfälzer Hofe gewohnt, war doch die vielbesprochene Prinzessin Wasa am Hofe unserer Großherzogin Stephanie, und dieser Tage erst ist König Oscar von Schweden mit seiner Familie von hier weg rheinabwärts gegangen. Die Nähe der pfälzischen Königsvilla Ludwigshöhe hat zur Frequenz aus diesen höchsten Kreisen wesentlich beigetragen. König Ludwig selbst, diese interessante Persönlichkeit, noch im Alter voll Geist und Leben, hat unsere Stadt, in der er zwar nicht geboren ist, in der aber seine Wiege stand, von Ludwigshöhe aus mehrmals besucht. Einmal war er allein, um möglichst unerkannt zu bleiben. Da besuchte er denn das Haus, in dem er seine ersten Kinderjahre verlebt hat, und mit seinem, nicht selten Staunen erregenden Gedächtnisse, stellte er sich die längst nicht mehr betretenen Räume in alter Weise zurecht und bevölkerte sie mit den Personen, die seine Kindheit umgaben, und mit den Scenen, die damals um ihn spielten. Daß dieser Mäcen der Künstler nicht versäumen werde, die rheinische Kunstausstellung, die während des Monats August hier stattfand, zu besuchen, das ließ sich erwarten. Er kam eines Tags herüber und unserem alten Hofmaler Weller ward die Ehre zu Theil, ihn in den Räumen des Kunstvereins zu begleiten. Wie fand sein kunstgeübtes Auge alsbald das Würdige heraus; wie lebhaft äußerten sich Beifall und Mißfallen; wie flammte er gleichsam auf vor Bildern, deren Sujets ihn in das wohlbekannte Land der Kunst jenseit der Alpen versezten! Im Atelier des Bildhauers Hornberger, eines bayerischen Pfälzers und Schülers von Schwanthaler, betrachtete er das eben fertig gewordene Grabmal seines in Landau gestorbenen Generals und Freundes v. Pflummern, verweilte in Wellers Atelier und ließ sich dann durch die Galerie führen. Nach einem und dem andern Bilde, das nicht mehr an der Stelle hing, an der er es in seiner Jugend gesehen, fragte der König sogleich. Kurz, es trat auf die mannigfaltigste Weise heraus, daß ihm die Heimath seiner Kindheit noch sehr wohl bekannt und theuer ist. Von Ludwigshafen aus wollte dem Könige der Anblick Mannheims nicht mehr recht gefallen. „Nicht mehr so schön wie früher,“ äußerte er; „man sieht das Schloß vor Bäumen nicht mehr.“ Und in der That dürfte etwas geschehen, um unsere Stadt gegen die Stromseite etwas mehr herauszuheben, wenn auch eine und die andere Partie des hübschen Schloßgartens eine kleine Aenderung erleiden müßte.

Noch einen Augenblick möchte ich Sie in die Räume des Kunstvereins zurückführen. Schon ehe die Ausstellung begonnen, hatte es der Vorstand des Vereins bei dem dem rheinischen Land entstammten Künstler Schlesinger von Berlin erwirkt, daß dessen Kopie des Raphael'schen Spasimo

Digitized by Google

di Sicilia zur Anschauung des Publikums kommen durfte. Schlesinger war nämlich aus Auftrag des Königs von Preußen nach Madrid gegangen, um dort diese herrliche Kreuztragung des großen Meisters auf das sorgfältigste zu kopiren. Er hat dieß mit der äußersten Treue gethan, und der hohe Auftraggeber dürfte mit der Ausführung vollkommen zufrieden seyn. Was die zur dießjährigen Ausstellung gesandten Gemälde betrifft, so ist deren Zahl größer als im vorigen Jahre, aber es schien so viele Namen von höherem Klange, und wenn neben vielem Mittelmäßigem auch manches recht gute Bild erscheint, so ist es doch als wolle die, soll ich sagen vornehme Nichtbetheiligung bedeutenderer Meister die Theilnahme des Publikums für diese Kunstvereine in etwas ankränkeln, wenn nicht gar deren Fortbestehen ganz in Frage stellen. So viel liegt auf flacher Hand: die Austritte der Mitglieder werden häufiger, die Eintritte neuer aber immer seltener. Mag auch der Grund dieser Erscheinung theilweise darin liegen, daß der Reiz der Neuheit vorüber ist, oder daß die sogenannten Staatszimmer jetzt hinlänglich mit Kunstvereinsblättern dekorirt sind und die Wände für kommende keinen passenden Raum mehr übrig lassen; genug, der Umstand, daß das bis zur thätigen Betheiligung gehende Interesse merklich schwindet, dürfte die Vorstände der Vereine, die ächten Freunde der Kunst und die Künstler selbst zu ernstlichem Nachdenken über den Schaden Josephs und dessen mögliche Heilung veranlassen. Es wäre denn doch recht schade, wenn der rheinische Kunstverein auch nur in einzelnen seiner Zweige verkümmerte und verdarrte.

Die Hoffnung, welche ich bezüglich unseres Theatergebäudes und seiner Erweiterung in meinem letzten Briefe ausgesprochen, ist bis heute ihrer Verwirklichung noch nicht näher gekommen. Es herrscht Streit darüber, ob man die erforderliche Summe dafür aufwenden oder nicht lieber alles beim Alten lassen solle. Einem Theil der Väter der Stadt däucht das Opfer zu groß, der künftige Vortheil zu klein. Und doch ist es wörtlich wahr, daß sehr viele Auswärtige von diesseits und jenseits des Rheins sich häufig vom Theaterbesuche abhalten lassen, weil sie besorgen müssen, keinen Platz mehr zu finden oder doch in unausstehlicher Weise zusammengepreßt zu werden. So wird am Ende doch die Nothwendigkeit noch durchschlagen und sich die Ueberzeugung Geltung verschaffen, daß ein solches Opfer keine nutzlose Vergeudung sey.

In sichererer Aussicht, als die Vergrößerung des Theaters, scheint die des Hafens und seiner nicht mehr zulänglichen Gebäude zu stehen. Die Bedeutung Ludwigshafens tritt täglich mehr hervor, und wenn jüngst auch eines seiner neuen Häuser noch vor der Vollendung zusammengestürzt ist, so kann dieß keineswegs als ein Omen für die neue Stadt betrachtet werden. Ihre Zukunft scheint in der That auf festeren Grundlagen zu ruhen, und ihr Anblick dürfte unserer Verwaltung und Regierung immer ernstlicher zurufen: Caveant consules, ne detrimenti quid capiat respublica! Es wird deßhalb auch ernstlich daran gedacht, unsere Eisenbahn bis an den Hafen zu verlängern, besonders um die Verladung der Güter zu erleichtern und zu beschleunigen. Man hofft um so mehr auf die Realisirung des Projekts, als der Prinzregent für dasselbe günstig gestimmt ist.

Dem Prinzregenten gilt der Kanonendonner, der mir unausgesetzt in die Ohren tönt, während ich hier noch schreibe. Es ist der 9. September, sein Geburtstag, der mit allem Pomp gefeiert wird. Bei vielen ist die Freude um so größer, weil in diesen Tagen endlich der schon über drei Jahre dauernde Kriegszustand aufgehoben worden ist. Wohl haben wir seit lange von einem Drucke desselben nichts mehr verspürt, und was die heilsame Strenge in Handhabung der Gesetze und Verordnungen betrifft, so werden die Zügel kaum irgendwie schlaffer gehalten als bisher, und doch liegt eine Beruhigung darin, daß das Land des Ausnahmezustandes nicht weiter bedarf, weil alles in das Geleise der Ordnung zurückgekehrt ist.

Digitized by Google

Paris, September.

Die Epigonen der Poesie und Kunst. — Nadaud. — Musikalische Bestrebungen.

Die Ersten werden die Lezten, die Lezten die Ersten werden, sagt die heilige Schrift, und so kann man, wenn es erlaubt ist, beim göttlichen Worte des ästhetischen Zeitvertreibs zu gedenken, bei einem Blick auf die Kunstwelt des heutigen Frankreichs, zu dem Ausspruche sich gedrungen fühlen: die Jungen sind die Alten und die Alten die Jungen. In der That, wenn man den französischen Musenklerus der Gegenwart mustert, wird man, in welchem Bereiche des Schönen immer die Umschau statt habe, die tüchtigsten, die rüstigsten, die frischesten und fruchtbarsten Arbeiter unter den bemoasten Häuptern entdecken und die glänzendsten, so wie nachhaltigsten Triumphe von den Veteranen davon getragen sehen, während die aufstrebenden Kräfte nur geringe Hoffnungen auf eine reiche Zukunft geben. Am meisten verspricht der Nachwuchs noch in den Fächern, die nicht in selbstständiger Schöpfung, sondern in treuer und gefälliger Veranschaulichung fremder Erzeugnisse bestehen. So haben unter andern auf den verschiedenen lyrischen Bühnen mehrere junge Talente, deren Leistungen der erfreuliche Ansatz zu einer ruhmvollen Laufbahn scheinen, in den lezten Jahren sich hervorgethan, und auch das recitirende Schauspiel hat manchen Anfänger gesehen, dem es nicht an Fleiß und natürlicher Fähigkeit gebricht. Anders aber steht es in der Poesie, in der Malerei, in den Künsten, wo Verdienst und Ruf auf freiem Gestalten und Hervorbringen beruhen. Hier sehen wir nur ausnahmsweise einen Nachkömmling mit einem glücklichen Wurf die wachsende Lauheit des Publikums überwinden, und fast alle seine Günstlinge auf diesen Gebieten hatten schon vor einem Viertel- oder doch Fünfteljahrhundert durch starke Schläge an die Pforte der Berühmtheit seine Aufmerksamkeit erregt. Im Drama hat es unter den Jüngeren der einzige Emil Augier zu ziemlicher Beliebtheit und dahin gebracht, daß man der Aufführung seiner angekündigten Stücke nicht bloß in den eigentlich belletristischen Kreisen mit einiger Spannung entgegensieht. Im Roman, der unter dem Julikönigthum, im Guten wie im Bösen, zu einer so üppigen Entwicklung gelangt war, in alle denkbaren Verhältnisse sich eingemischt und die Fragen des Tages wie die ewigen Leidenschaften unermüdlich aufgewühlt hatte, ist kein neuer Name aufgetaucht. Georges Sand, Balzac, Sue, Dumas sind nach immer die Matadore dieser Gattung und der einzige unter den Epigonen, der einiges Aufsehen macht, der junge Alexander Dumas, trägt den Namen eines längst schon berühmten Vaters. In der höheren Lyrik, die durch Lamartine's politische Phantasien in den Tagen der Februarrepublik bei der Masse nachgerade um allen Kredit gekommen ist, gelingt es niemanden mehr, sich außer den beharrlichen Freunden der Oden, Cantaten und Elegien, die lange schon dünn gesät waren und ihre Reihen von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat durch zahlreiche Abfälle sich lichten sehen, Leser und Bewunderer zu verschaffen, und man kann es als ein Wunder betrachten, daß der junge Desplanes, der übrigens seinen lyrischen Versuchen ernster Art eine Anzahl von kurzen, niedlichen Tändeleien für minder poetische Gönner beigegeben, eine zweite Auflage seiner Gedichte veranstalten konnte, wenn er auch deßwegen noch lange kein bekannter Autor ist, und sich auch, wie ich höre, es zu seyn durchaus nicht schmeichelt.

Ein in den vierziger Jahren, einige Zeit vor der Februarkatastrophe am Horizont des Pariser Parnasses erschienener Stern vierter Größe hat seitdem, und zumal seit der Widerwille gegen die Politik durch die Verflüchtigung so manche Chimäre den Geschmack an nichtssagender Geselligkeit und seichter Satire sehr befördert, den lebhaften und blendenden, freilich selten nachhaltigen Glanz, den die Mode verleiht, und von dem Publikum, das nach erhitzender Aufregung gerade die leichteste Kost am liebsten hat, den Rang eines Sternes wenigstens zweiter Größe erhalten. Mit diesem Sterne meine ich einen gewissen Nadaud, der früher im Handel sehr kleinbürgerlich beschäftigt war, aber durch recht hübsche Anlagen für den Vortrag munterer und bedeutungsloser Lieder erst unter guten Freunden, dann in weiteren Kreisen Beifall erwarb und daher in Abendgesellschaften, in solchen vorzüglich, von welchen das zartere Geschlecht ausgeschlossen oder doch nur durch freiere Bürgerinnen vertreten war, gern gesehen und viel gesucht ward. Die Lieder, die er vortrug, bezogen sich meist auf die uralten Idole menschlicher Fröhlichkeit und Genußsucht, oder hatten irgend eine Tagesbegebenheit, die für harmlosen Spott sich eignete, zum Gegenstand. Sie waren meist sein eigenes Werk, nach dem alten Muster des französischen „Chanson“ regelrecht zugeschnitten, mit dem herkömmlichen Refrain versehen, aber weder in Reim und Rhythmus sehr ausgesucht, noch durch Feinheit des Tons und sinnige Grazie des Frohsinns ausgezeichnet. Sie paßten ganz für Versammlungen, in denen man sich nicht zu herzlichem Austausch der Gedanken und Gefühle, nicht zu edlem und gemessenem Streit der Ideen und der Leidenschaften, sondern zu träger Abspannung von den Plagen des Tages, zu bunter, geräuschvoller, und vor allem nicht den leisesten Flügelschlag des Geistes erfordernder Kurzweil einfindet. Wie Pierre Dupont, der politische Bänkelsänger, der seinen Ruf jedoch nicht einzig seinen demagogischen Gassenhauern, sondern auch einigen Goldkörnern ächter Poesie, einigen rührenden Nachklängen des reinsten Naturlebens verdankt, hat auch Nadaud zu seinen Versen die Musik erfunden, wenn man einen nach den Bedürfnissen des Sinns mehr oder minder beschleunigten Gang der Worte, eine Art

Hundetrab der Sprachwerkzeuge, ohne melodische Fügung, ohne behagliches Plätschern und plötzliche Flucht der Tonwellen, Musik zu nennen sich unterstehen darf. Es liegt für mich in dieser saft- und reizlosen Zwittergattung, die weder Rede noch Gesang ist, und doch an beide grenzt, etwas Cynisches, das mich anwidert, wie eine wilde Ehe, in der das Glück des Lebens traurig und poesielos, ohne Regel wie ohne Leidenschaft paradirt wird, und es ist beklagenswerth, daß sich dieselbe so zahlreicher Sympathien in Paris erfreut. Nadaud fezt nicht bloß von seinen Gesellschaftsliedern, unter denen einige recht nett und kuflig sind, bei weitem die meisten jedoch von dem Schwung und dem Feuer wahrhaft dichterischen Frohsinns keine Ahnung zeigen, neue und vermehrte Auflagen ab, und er macht auch mit einzelnen Stücken, deren Text er nebst den gestochenen Noten auf Musikpapier verkauft, ganz außerordentliche Geschäfte. Diese Vernarrtheit des Publikums in solches Musenwerk zeugt eben nicht von zartem, empfindlichem Sinn für Dicht- und Tonkunst, und wenn ich auch Grund habe zu glauben, daß mancher Liebhaber dieser Waare auch an feineren, an edleren Schöpfungen Gefallen findet, so ist es immer eine schlimme Sache, daß man dem Flachen und Gemeinen so empfänglich entgegenkommt. Die Franzosen sind der Masse nach eben kein musikalisches Volk und es gibt in Frankreich gewiß viel mehr Menschen als in Deutschland, die an Musik durchaus keine Freude haben und falsche Noten von reinen Tönen schwer oder gar nicht zu unterscheiden wissen. Anlage dafür ist jedoch allenthalben, nicht bloß an den Ufern der Garanne und des Adour vorhanden; Anstalten zur Verbreitung des Geschmacks an dieser Kunst unter dem Volk und zur Entwicklung der natürlichen Fähigkeiten, die für diese Kunst namentlich bei den arbeitenden Klassen anzutreffen sind, bestehen nicht allein in den Gegenden, die, wie französisch Flandern, die Pflege musikalischer Geselligkeit einer alten, in den Stammgewohnheiten wurzelnden Ueberlieferung verdanken, sondern auch an Orten, wo musikalische Uebungen früher nicht volksthümlich waren, und besonders in Paris, wo seit etwa dreißig Jahren mit unausgesetztem Eifer, nie gebeugtem Muth, erfinderischem Geist und immer wachsendem Erfolg unter den Proletariern männlichen Geschlechts der Chorgesang nach deutscher Art zuerst von Wilhem, dem Freunde Berangers, und in der jüngsten Zeit von Chéran heimisch gemacht wurde. Dieser leztere hat zur Erleichterung des Unterrichts eine neue Weise die Noten zu schreiben erfunden, die sich der Buchstabenschrift einigermaßen nähert. Ich habe mich durch persönliche Anschauung überzeugt, wie gelehrig und gehorsam die plebejischen Zöglinge den Erklärungen, Befehlen und Winken ihres Meisters folgen. Daß auch der böse Geist der Charlatanerie von solchen Bestrebungen sich nicht fern hält, das ist kein Wunder; aber obgleich gar manches Unrechte, manches was weder durch die Absicht noch das Ergebniß dem Reiche des Guten angehört, auf diesem Gebiet versucht und vollführt wird, so ist die Summe des wirklich Gediegenen und Gedeihlichen immer noch groß genug, um das Schlechte aufzuwiegen. Auf der andern Seite bleibt die Kirche nicht zurück und sucht ihre heiligen Festlichkeiten durch die Macht und den Reiz einer immer tüchtigeren, dem Geiste der Religion immer angemessenern Musik zu heben. Vor allem zeichnen sich auf dieser Bahn die Pfarreien St. Roch und St. Eustache aus. Die erste dieser Kirchen thut sich besonders durch das treffliche Zusammenwirken ihres musikalischen Personals, die zweite, wiewohl auch in dieser Beziehung sehr gut versehen, durch die wohlwollende Aufmerksamkeit hervor, die sie den Leistungen der Zeitgenossen in der Kirchenmusik schenkt, und öfter als irgendwo anders versammelt sich die musikalische Welt von Paris zu Anhörung einer neuen Messe in ihren schönen Räumen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 42. 17. Oktober 1852.

L'esprit peut-il demeurer froid, tandis que, passant devant chaque boutique, il est stimulé par le cri de l'art qui modifie la nature? Partout la science vous appelle et vous dit, voyez. — Que de tableaux éloquens qui frappent l'oeil dans tous les coins, et quelle galerie d'images, pleine de contrastes frappans pour qui sait voir et entendre!

Mercier.

Le boulevard entre la rue du Montblanc et la rue de Richelieu est proprement la patrie du flaneur.

Livre des Cent-et-un.

Pariser Bilder.

II. Die Boulevards.

Als unsere Altvordern ihre Städte mit Wall und Mauern umgürteten, sich nicht anders wohl fühlend, als wenn zwischen ihnen und der unbekannten Welt draußen ein mächtiges Thor mit schwerem eisenbeschlagenen Fallgatter und einige Fuß Erde und Mauerwerk sich befanden, da ahneten sie nicht, daß ihre Enkel niederreißen würden, was ihnen Schutz und Freiheit gewährte und was sie mit so viel Mühe erbaut. Aber so ändern sich die Zeiten, so wechseln die Bedürfnisse, so verkehren sich Zweck und Mittel, daß die Nachkommen jezt als Lockmittel für die Fremden benutzen, was ihre Vorfahren errichtet, um sie abzuschrecken. Heute ist der Wall abgetragen, der Graben ausgefüllt; heitere Lust herrscht, wo man sich früher zum ernsten Waffengang versammelte; kaum weiß man noch, daß dort einst die Mauern standen, in deren Vertheidigung ganze Generationen kühner Männer fielen. — Wie manchen freien Platzes, wie vieler schattiger Baumgänge würden wir entbehren, hätten nicht unsere Väter Courtinen und Bastionen für den prächtigsten Halsschmuck einer reichen Stadt gehalten, ein Schmuck, der allerdings manches vom Stachelhalsband hat, das man den Rüden zur Wolfsjagd anlegt.

Keine Stadt hat jedoch ein größeres Recht und eine größere Pflicht, den mittelalterlichen Geschmack zu loben, als Paris: die Wälle, vor denen noch Heinrich IV. lange Zeit vergeblich lagerte und unterhandelte mit den guten Bürgern seiner getreuen Stadt, bilden heute die unter den Namen der Boulevards bekannten prächtigen Promenaden. Aber die Zeiten, in welchen sie die Grenzmarken des Verkehrs bezeichneten, sind schon lange vorüber; dieser hat sie weithin überfluthet und sie schließen nur noch das Centrum desselben ein. Am Abend besonders, wenn die Stadt in ihrer Balltoilette erscheint, kann man immerhin diese breiten, von hunderttausenden von Gasflammen eingefaßten Alleen für ein Halsband halten, das den reichsten Schmuck im kostbaren Gepränge bildet, mit welchem sich die Kapitale des Luxus und des Vergnügens umgibt. Der Platz de la Concorde mit den Champs elysées, von denen ich zulezt erzählt habe, bilden das Schloß an diesem Geschmeide, aber dieses Schloß schließt die Enden desselben nicht harmonisch zusammen.

Links am Seineufer liegt das Quartier St. Germain und der Palast der Invaliden; es sind die Ruinen des Namens und des Ruhms, die dicht neben

einander in der Erinnerung vergangener Tage leben. Dort fließen nur still und kaum bemerkbar die Adern des Verkehrs; in diesen absterbenden Generationen pulsirt nicht die Gegenwart.

Es war an einem kalten, feuchten Maiabend, als ich auf der Eisenplatte am Fuße eines Gaskandelabers am Boulevard der Invaliden ausruhte; ich kam ermüdet vom Marsfelde heim, auf dem einige Tage zuvor von Frankreich ein neues Fest gefeiert worden war, von jenem weiten Parket, das stets zur Schaubühne gewählt wird, wenn dieses wankelmüthige Volk eine andere Komödie aufführen will. Da wurde ich auf einmal aus meiner Ruhe durch die Spitze einer Militärkolonne geschreckt, die bestaubt und beschmuzt die Promenade herauf kam und mich zwang bis hart an die Umfassungsmauer zurückzuweichen.

Der Schwadron Lanzenreiter folgte ein Bataillon Infanterie, dann kam eine Doppelreihe von Fußvolk und Reiterei, die eine enge Chaine bildeten, in der Blousenmänner paarweise im müden Schritte vorwärts marschirten. Manche waren besser gekleidet, andere hatten ein kleines Päckchen unter dem Arm, dieser ging barhaupt und jener schleppte sich mit sichtlicher Anstrengung fort. Kein Laut ertönte in der langen Colonne, die vom Kommandowort der Offiziere vorwärts getrieben wurde und an deren Ende eine Reihe mit Militärpferden bespannter Wagen folgte, von deren Inhalt man nichts entdecken konnte. Zuletzt kam wieder eine Schwadron und ein Bataillon, dann eine Nachhut. Es waren Decembergefangene, die nach Brest geführt wurden und die Nacht im Innern der Militärschule am Marsfelde zubringen sollten, wo vier Tage früher die Armee dem Präsidenten einen glänzenden Ball gegeben hatte.

Ich zählte mehrere hundert Paare, die den traurigen Weg nach Cayenne gingen, nach dem Lande, „wo der Pfeffer wächst.“ Der ganze Zug nahm wohl den Raum einer Viertelmeile ein; aber so still ist es am Abend in diesen Theilen der Stadt, daß auch nicht Ein Journal dieser Colonne des Todes und der Verbannung erwähnt hat. Ist es nicht eine seltsame Vereinigung, daß diese Stagnation des Verkehrs gerade hinter den Palästen des Adels und der Invaliden stattfindet? Wie grell contrastirt mit diesem Schweigen und mit dieser Stille der Ausgangspunkt der Boulevards am rechten Seineufer! Dort wogt es vom frühen Morgen bis lange nach Mitternacht, denn die Genießenden haben diesen Punkt zum allgemeinen Rendezvous erwählt.

Aber lassen Sie uns Schritt vor Schritt durch diese breiten Avenuen flaniren, die des Neuen so viel, des Wissenswürdigen so wenig enthalten. Denken Sie, wir sehen zusammen die Rue royale hinunter gewandert und stehen jetzt vor der großen Freitreppe der Madelaine, wo uns zuerst das Wort Boulevard begegnet. Dieses Frontispiz, diese Colonnaden ringsum — würde man das wohl für eine christliche Kirche halten, wenn nicht oben unter'm Giebelfelde, im Fries über dem Eingang ausdrücklich zu lesen wäre, daß dieser heidnische Tempel der Maria Magdalena gewidmet ist?

Gewiß ist die erste Anforderung, welche ein gebildeter Geschmack an ein Gebäude stellt, die, daß es seinen Charakter an der Stirn trage. Eine Kaserne, die wie eine Kirche, ein Palast, der wie ein Museum, ein Wohnhaus, das wie eine Fabrik aussieht, ist unschön, und entsprächen die einzelnen Verhältnisse auch noch so sehr den Anforderungen der Kunst. Form und Inhalt müssen harmoniren, wenn das Ganze uns ästhetisch befriedigen soll. Wenn diese Grundansicht die richtige, dann ist von selbst klar, daß die französische Madelaine, vom Kaiser erbaut, um ein Tempel des Ruhms zu werden, entweder für den christlichen Gottesdienst oder für den heidnischen der Minerva sich schlecht eignet.

Wo nach Napoleons Willen die Statuen der großen Generale stehen sollten, die für seinen und ihren Ruhm in den großen Schlachten des Kaiserreichs gefallen waren, da stehen jetzt Heilige und Kirchenväter. Napoleon wollte das römische Weltreich erneuern; nun sind in den Tempel seines Ruhms statt der Römer von sonst mit Helm und Schwert die Römer der Gegenwart mit Scapulier und Rosenkranz eingezogen. »L'empereur Napoléon aux soldats de la grande armée.« sollte der Tempel zur Inschrift tragen; nun, so ganz hat er seine Bestimmung nicht verfehlt, nur ist es eine andere Art Streiter, die ihn in Besitz genommen haben.

Die seltsame Mischung von Heiligem und Profanem, die sich an der Außenseite der Kirche kund gibt, findet sich auch in ihrem Innern wieder. Es vereint sich der antike Geschmack mit morgenländischer Ueppigkeit und macht einen prächtigen, aber keinen harmonisch befriedigenden Eindruck. Die Kuppel des Chors ist mit Fresken ausgemalt, eine ungeheure Composition, die nichts weniger enthält als die ganze Geschichte des Christenthums. Von Christus selbst, der in der Mitte dieses Kreises die Fäden der ganzen Geschichte vereint, laufen die historischen Gruppen in Radien bis zu Napoleon aus, der aus Pius VII. Händen die Kaiserkrone empfängt. Diese ideale Vereinigung des Stifters der christlichen Kirche mit Constantin und Karl dem Großen, mit Gottfried von Bouillon und Ludwig dem Heiligen, mit dem Dogen Dandolo und Friedrich Barbarossa, Heinrich IV., dem Cardinal Richelieu und Napoleon, ist mir, aufrichtig gesagt, zu prosaisch und erinnert an die Stammbaumbilder der Montmorencys, wo schon die Arche Noäh einen Lakaien mit den Farben des Hauses trägt. Jede Vereinigung so heterogener Begriffe wird stets einen disharmonischen Eindruck machen, und nun gar

diese wunderliche Verbindung in einem griechischen Tempel zu sehen, der dem christlichen Kultus gewidmet, ist wirklich des Widersprechenden und Widersinnigen zu viel.

Es ist seltsam, wie unsere Begriffe und Anschauungen von der Kunst und den Gegenständen, welche ihr zum Vorwurf dienen können, sich auf historischer Basis aufgebaut haben. Mir wenigstens, der ich mich in die Malerei des Heiligen nur schwer finden kann, weil ich dem Künstler nicht nachzudenken vermag, kann mich in die Darstellung verwandter Gegenstände durch die Sculptur noch viel weniger hineinfinden. Im Giebelfelde des Peristyls an der Südseite befindet sich ein ungeheures Hautrelief: „das jüngste Gericht.“ Meine Phantasie ist zu schwach, um mich in eine solche plastisch dargestellte transcendente Welt hineindenken zu können; will mir doch sogar die kolossale Marmorgruppe am Hochaltar, Magdalena von Engelsfittichen gen Himmel getragen, unbegreiflich erscheinen. Federn von Stein und Wolken von Marmor scheinen mir zu widernatürlich; allerdings hat sogar Rauch eine Flora auf steinerne Wolken gestellt; sie sind mir aber immer wie Spritzgebackenes vorgekommen. — Zu der mythologischen Welt, diesem bunten Gemisch von sinnlichen und idealen Vorstellungen paßt die Sculptur vortrefflich, sie ist auch aus ihr hervorgegangen, aber in einem gewissen Sinne ist das Christenthum geradezu der Kunst feindlich. Meine ästhetischen Gefühle hat wenigstens bis jezt jedes Bild beleidigt, welches Christus am Kreuz vorstellt; mag man nun in Silber und Elfenbein, oder in bunten Farben den Gegenstand ausführen, es bleibt ein dem gesunden Gefühl widerstehender Vorwurf. Daß man sich so unendlich oft darüber hinweggesezt hat, kann für mein Urtheil durchaus nicht maßgebend seyn; ich gebe es aber nicht mit dem Anspruch einer objektiven, sondern nur einer subjektiven Berechtigung.

Eines wird aber auch der gebildetste Geschmack nicht läugnen, nämlich, daß die Madelaine der wunderlichste Mischmasch ist, der zusammengehäuft werden konnte, dem alle Einheit und Ursprünglichkeit fehlt, ein Mischmasch, der daher den Eindruck der kolossalsten Armuth der Ideen macht, troz dem Reichthum des Details, das aus allen Enden der Welt zusammengeschleppt ist.

Von der Madelaine beginnt mit dem Boulevard Madelaine die Reihe der prächtigen Avenuen. Der Glanzpunkt derselben ist unbedingt die Ecke der Straße de la Paix und des Boulevards des Capucines. Auf der einen Seite der Blick auf die Madelaine-Kirche, auf der andern in das bunte Getreide des Boulevards des Italiens, rechts und links die reichsten Läden, die prächtigsten Privatgebäude, und außerdem der Blick auf den Platz Vendome, welcher die Bildsäule des Kaisers trägt. Vielleicht gibt es in der ganzen Welt keine zweite so günstig gelegene Ecke als diese, und der Verkaufsladen der Firma Tahan kann von sich sagen, daß er in dieser Beziehung „einzig“ ist. Es ist eine Detailhandlung, in der Casetten und Toiletten, Schminkkasten ꝛc. verkauft werden, welche sich an dieser merkwürdigen Ecke angesiedelt hat. Von hier aus reiht sich nun, mit wenigen Ausnahmen, die ganzen Boulevards entlang Laden an Laden bis zur Brücke von Austerlitz. Kein Privatmann ist, wenigstens an der rechten Seite, reich genug, um ein Haus allein zu bewohnen, selbst im Erdgeschoß der Theater haben sich Cafés und Restaurationen eingenistet.

Alle Pariser Häuser tragen denselben Charakter wie die Stadt. Sie haben nichts von einem individuellen Ausdruck, denn sie entsprechen nur selten der Familie. In ihrer überwiegenden Mehrzahl sind es große Caravanseraien, in denen man aus- und eingeht, ohne sich zu kennen. Trotzdem ist eine unendliche Abwechslung in diesen Steinmassen, die nichts vom eintönigen Charakter englischer Straßen, noch vom regimentirten Wesen deutscher Residenzen haben. In einer großen Gesellschaft ist man oft isolirter als im Verein mit wenigen, und so ist es in Paris. Man wohnt Wand an Wand, dicht gedrängt, über, unter und nebeneinander, aber man lernt sich so wenig kennen, als wäre man tausend Meilen von einander entfernt. Jahrelang benuzt man eine gemeinschaftliche Thür, einen Corridor, und ist den lezten Tag so fremd wie den ersten. Die Isolirung kann in England, wo jede Familie wie hinter Zugbrücke und Graben sich einschließt, nicht größer seyn als in Paris, wo man kaum gehen und kommen kann, ohne unter den Augen von einem Duzend Mitbewohnern zu passiren. Aber die Extreme berühren sich auch hier; bei aller Gefälligkeit der Formen, bei aller anscheinenden Zuvorkommenheit und Offenheit des Wesens, ist der Pariser eben so unzugänglich für den Fremden, sogar unzugänglicher als der Engländer. Bis zu einem gewissen Grade des Bekanntwerdens bringt man es am ersten Tag, aber die Hand bleibt immer im Handschuh, weil den Franzosen das Bedürfniß eines näheren Austausches im germanischen Sinne fehlt. Diesen Charakter tragen auch die Häuser. Sie haben etwas Abgeschliffenes in ihrer Form, was dem Wesen der modernen Gesellschaft entspricht. Anscheinend ist alles mit ungeheurer Raumverschwendung zugeschnitten, „largement“ gebaut; sieht man es aber genauer an, so bemerkt man, wie das kleinste Eckchen in dem sechs- und siebenstockigen Gebäude mit der ängstlichsten Oekonomie ausgenuzt ist. Kein Fleckchen ist vergessen, und hinter der prunkendsten Ueppigkeit verkriecht sich, nur für den ersten Anblick nicht sichtbar, die größte Sparsamkeit.

Das französische, das Pariser Haus ist seinem

Charakter nach dem englischen entgegengesetzt. Das letztere scheint weniger als es ist, das erstere enthält weniger als es scheint. Es gibt wenige Häuser in London mit einer Thoreinfahrt, aber viele Bewohner, welche eine Equipage besitzen. Man kann von Paris fast das Umgekehrte behaupten. Das Aeußere der Londoner Häuser ist schmucklos und unsolid, aber ihre innere Ausstattung reich und haltbar; in Paris ist der Zuschnitt der Häuser durchweg schwer, fast monumental, aber das Ameublement entspricht demselben durchaus nicht. In England ist die erste Bedingung Bequemlichkeit, in Frankreich Glanz. Die englische Gastfreundschaft öffnet nur eine schmale Thüre, aber sie öffnet sie ganz; die französische öffnet für jeden die breite Doppelthür des Salons, aber mit demselben schließt sie sich ab. In England liegen die verschiedenen Räume der Wohnung übereinander, in Frankreich im gleichen Stock. Das Londoner Fenster öffnet sich fast ausnahmslos der Quere nach, das Pariser reicht meist von der Decke des Zimmers bis zum Boden, und öffnet sich eben so ausnahmslos der Länge nach. Der Balkon ist daher ein eben so häufiges Attribut der Pariser Häuser, als er in London selten ist. In London ist aber auch allerdings eine Dame am Fenster eben so selten als in Paris alltäglich; denn der Engländer will in seinem Hause nicht gesehen werden, noch sehen was auswärts vorgeht; der Franzose will überall sehen und gesehen seyn. Die Saison ist in London im Sommer, in Paris im Winter. So finden sich die Gegensätze zwischen beiden Nationen in fast allen Sitten und Gebräuchen, in den Ansichten und Formen, im Leben der Gesellschaft wie der Familie; es gibt nirgends zwei so nahe benachbarte Völker, die gleichwohl solche geborene Antipoden sind.

Das Leben auf den Boulevards de la Madelaine, des Capucines, des Italiens und Montmartre, das Quartier der Stadt, welches zwischen der Rue nationale (royale) und der Rue Vivienne eingeschlossen ist, läßt dieß freilich nicht so grell zur Erscheinung kommen, denn dort ist das Hauptquartier der Fremden. Die „Welt" im engern Sinne des Wortes ist so abgeschliffen und nivellirt, man ist so bemüht die Individualität wie die Nationalität zu verbergen, man sucht so um jeden Preis ein rein kosmopolitisches Gepräge zu tragen, daß nur bei genauerer Betrachtung die Unterschiede hervortreten, aber auch um so auffallender, je mehr man sie beobachtet; unter der verbindenden Decke der äußern Form ist der innere Zwiespalt der alte geblieben.

Alles was auf den vier Boulevards und in ihrer Umgebung lebt, gehört der Welt des Genusses, des Luxus an, mag der Mensch nun Producent oder Consument in derselben seyn. In jedem der eleganten Cafés und Restaurants hört man alle Sprachen der gebildeten Völker, man sieht jedem Laden auf den ersten Blick an, daß er nur dem Luxus, nicht dem Bedürfniß genügen soll. Es ist diese Gegend das Centrum der eleganten Welt, der Passagen, der prächtigen Läden, der Loretten. Auf den Boulevard des Capucines stößt von Norden her die Rue de la Chaussée d'Antin, die mit der Rue Laffitte das vorzugsweise galante Paris einschließt. An der Ecke der Chaussée d'Antin liegt das Café Foy, an der Ecke der Rue Laffitte die maison dorée. Dieß sind die beiden Marksteine für die Residenz der Damen mit den Camelien. Zwischen jenen Straßen liegt die Rue Taitbout ungefähr in der Mitte; links begrenzt sie das Café de Paris, rechts Tortoni.

Als das Palais royal aufhörte das Centrum der eleganten Welt zu seyn, weil es für die galante Welt ein verbotener Raum wurde, da flüchtete es sich nach den Boulevards. Im Modeleben sind an die Stelle von Vefour, Very, der Frères Provenceaux, die Cafés der Boulevards getreten. Das Café Foy, de Paris, maison dorée, Tortoni haben die Rolle jener übernommen, und Chevet, der berühmteste aller Köche und der raffinirteste Fournisseur aller europäischen Leckermäuler, ist seit lange von Votel und Chabot überschritten, die gegenüber der Rue Taitbout auf den Appetit der Gourmands speculiren.

Der Boulevard des Capucines hat durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welches sich mit seiner Giebelseite, wenn man so die schmale Seite des Conglomerats von Häusern und Gärten, welche dazu gehören, nennen darf, eine historische Bedeutung erlangt. Dort wohnte Guizot, und das Bataillon Infanterie, das im Innern des Hotels zum Schutze desselben aufgestellt war, gab zu dem Conflict Anlaß, aus dem sich die französische Republik und die neue Aera des Napoleonischen Kaiserthums entwickelte. In Paris kann man keinen Schritt machen, ohne daß unser Blick auf Plätze fällt, an welche sich die Epochen der Geschichte knüpfen. Die Salve aus dem Hof des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten hat die Weltgeschichte in eine neue Bahn gelenkt. Kleine Ursachen und große Wirkungen, das scheint ein Widerspruch zu seyn, und doch, wer kann die ungeheure Wirkung der bleiernen Kugel läugnen, die Gustav Adolphs Lebensfaden auf dem Schlachtfelde zu Lützen zerriß? In der großen Kette der Ereignisse haben alle Glieder ihren Werth; wir ahnen nicht ihren Zusammenhang, wir verkennen ihre Verbindung und nennen Zufall, was nichts als Nothwendigkeit war.

Von allen Theilen des glänzenden Paris ist der glänzendste der Boulevard des Italiens von der Ecke der Rue Richelieu bis zur Rue Louis le Grand. Er schließt alles ein, was die gesteigertste Civilisation erfunden, um das Leben zu verschönern. Der Boulevard

Digitized by Google

hat seinen Namen von der italienischen Oper, die heute die Opera comique ist. Schräg derselben gegenüber, doch nur durch eine Passage mit dem Boulevard in direkter Verbindung, liegt die große Oper. Das Aeußere des italienischen Opernhauses würde niemand verrathen, daß es ein Kunsttempel seyn soll; die nach den Boulevards gerichtete Seite ist von Läden, Cafés, Etablissements aller Art eingenommen. Um dieselbe herum gruppiren sich aber die glänzendsten der Schaufenster, in welchen der Reichthum des Inhalts durch den Geschmack der Aufstellung noch überwogen wird. Alles Raffinement ist aufgeboten, um die vollen Börsen der Fremden in Contribution zu setzen, und es gehört einige Ueberwindung dazu, um so verführerischen Lockungen zu widerstehen.

Der französische Laden übertrifft durch den Geschmack der Ausstellung jeden andern auf dem Continent. Das große Uebergewicht, welches die französische Mode in der Welt errungen, verdankt sie dieser Richtung, und wir können nicht läugnen, daß die sogenannte gebildete Welt überall wenigstens äußerlich den Stempel französischer Gesittung trägt.

Wenn in einem englischen Laden das Schaufenster nichts enthält als die Musterkarte des Waarenlagers, so erscheinen hinter den Spiegelscheiben des Boulevards des Italiens die Erzeugnisse der verschiedenartigsten Industrien als ein Ganzes geordnet, etwa wie ein Stillledenmaler solche Gegenstände gruppiren würde. Die Stoffe und Shawls einer Modehandlung hängen in kunstreich gelegten Festons, in den Stoffen entsprechender Faltenbildung und in einer Farbenvereinigung, die für das Auge des Beschauers berechnet ist. Der gelehrteste Physiker könnte nicht feiner die Nüancen ausnutzen, um durch einen passend gewählten Hintergrund auch einen schlechten, unreinen Farbenton sich vortheilhaft abheben zu lassen. Die seidenen und sammtenen Roben finden sich in Verein mit Blonden, die lustigen Sommerstoffe in Verbindung mit Spitzen und andern duftigen Stickereien ausgestellt. Diese Modeläden machen vollständige Toilette nach der Tageszeit und nach dem Wetter. Wer am Morgen an denselben vorüber geht, wird durch einen einfachen, aber eleganten Promenadeanzug gefesselt; vor Tisch sieht man die weit reicheren und anspruchsvolleren Salontoiletten und die Equipagentoiletten die Blicke der schönen Welt auf sich ziehen. Mit dem Kerzenlicht verwandeln sich Farben, Gruppirung, Faltenwurf u. s. w., und man glaubt die Garderobe einer glänzenden Soirée oder der Logen der großen Oper vor sich zu sehen. Wenn der Himmel heiter, die Luft warm ist, dann sieht auch der Modeladen ländlich und sonnig aus; aber bedeckt sich der Himmel mit Wolken, stürmt der Wind frostig daher und treibt stoßweise Staub oder Sprühregen über die macadamisirten Promenaden, dann hüllt sich auch der Modeladen in unscheinbare, unbestimmte Stoffe. Die Regenkleider in schmutzig grauen Farben empfehlen sich der Damenwelt, gelöperte Seidenstoffe treten an die Stelle der glatten oder façonnirten bunten Waaren, die ausgestellten Mantillen haben einen festeren, geschlossenen Schnitt, die Volants sind minder lang und lustig, bis die Sonne wieder lächelt und der Modeladen zugleich mit dem blauen Himmel die eintönige Schlechtwettertoilette ablegt. Man könnte ein Werk über die Kunst schreiben, welche die Pariser im Aufputz ihrer Läden entwickeln, und die dem größten Theil der Fremden fast unbemerkbar, gleichwohl unter ihren Augen geübt wird. Es muß aber dem beobachtenden Flaneur bald auffallen, daß die Läden stets das vorzugsweise zu enthalten und zu bieten scheinen, mit welchem sich, den äußern Einflüssen folgend, die Gedanken der Vorübergehenden beschäftigen.

Der Pariser Laden kommt nicht bloß den Wünschen und Bedürfnissen entgegen, er sucht sie mit dem berechnetsten Raffinement zu erregen; er ist immer um einen Schritt dem Publikum voraus, auf welches er spekulirt. Am deutlichsten zeigt sich dieß in den Kunstläden, den für Moden und Delikatessen. Die ersteren schmiegen sich den wandelnden politischen Interessen des Tages an, die lezteren dem Appetit. Chevet und seine Nebenbuhler, gegenüber der Rue Taitbout, wissen nur zu gut, daß es ihnen nichts nützt, am Abend den Appetit auf ein Frühstück, am Morgen auf ein Diner zu erregen, daß an kalten, windigen Tagen die Zunge nach andern Dingen lüstern ist als bei großer Hitze. Austern und Weintrauben vereint können unmöglich dem gebildeten Auge eines Gourmand gefallen, und Krabben oder Hummern stehen in natürlicher Opposition mit überzuckerten oder eingemachten Früchten. Die in den Läden für Eßwaaren aufgebotene Kunst ist unzweifelhaft viel raffinirter, viel berechneter als in allen andern, schon deßwegen, weil der Magen und die Zunge unter allen Organen des Menschen die launenhafteste Natur haben. Liebig hat in seinen vortrefflichen chemischen Briefen nachgewiesen, wie ein Koch auf rein empirischem Wege bei der Anordnung seines Diners so richtig auf die Verdauung spekulirt, als nur der gelehrteste Chemiker und Physiolog es könnte. Es geschieht nicht ohne wissenschaftliche Berechtigung, wenn er mit dem Osmazon enthaltenden Bouillon à la reine das Diner beginnen läßt und es mit dem aus Galactin bestehenden Käse beschließt. Die Pariser Köche sind die Aerzte, aber auch die Henker eines längst gesättigten Magens, denn sie stacheln auch das lezte Leben des Zungenwärzchens noch auf. Das berüchtigte »on vous disposera« sollte eigentlich als Devise über dem Etablissement jedes Pariser Kochkünstlers stehen. Wer am Morgen auf diese Läden einen Blick wirft, findet alle Bestandtheile eines Dejeuner à la Fourchette so appetitlich, so kunstreich

Digitized by Google

arrangirt hinter der großen Spiegelscheibe, daß man kaum daran denkt, daß erst die Küche diesen Rohstoffen die wahre Weihe geben muß. Um Mittag findet man in ähnlicher Weise ein Dejeuner dinatoire und am Abend ein Diner servirt; bei Nacht locken noch Austern, Hummern und die pikantesten aller Delikatessen den von der Tagesarbeit fast erschöpften Gaumen.

Die französische Küche ist wie das französische Leben; in beiden spiegelt sich das Wesen der civilisirten Welt. Die moderne Gesellschaft converſirt über Dinge, welche das natürliche Gefühl verabscheut, ja sie gefällt sich eigentlich darin, ihre ganze Kunst in der Behandlung der schlüpfrigsten Gegenstände zu entwickeln; man kann über alles reden, wenn es nur mit der nöthigen Façon geschieht. Die französische Kochkunst ist in dieser Weise nicht minder civilisirt; sie beutet vom Froschschenkel bis zum indianischen Vogelnest, vom fast noch blutigen Beefsteak des Engländers bis zum halb verfaulten Fasan alles Genießbare auf der Welt aus und macht es eßbar durch die Art, wie sie es behandelt. Es ist der Stolz der französischen Küche, die Natur des Gegenstandes, mit dem sie sich beschäftigt, vollständig zu verändern, Dinge, die dem gesunden Gefühl widerlich sind, durch die Form, in welche sie dieselben hüllt, für die „gebildete Zunge" lockend zu machen. Aber für die gebildete Zunge liegt die Verführung im Gegensatz, im Pikanten, nicht im Harmonischen und Naturwüchsigen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Erzählung aus dem Ries.

II.

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Sein Bruder, der in derselben Kammer schlief, schnarchte noch, obwohl er gestern schon bald nach Verzehrung des Bratens, den Ludwig vom abendlichen Hochzeitmahl nach Hause gebracht hatte, zu Bette gegangen war. Als unser Freund überdachte, was gestern geschehen war, fing sein Herz an zu klopfen. Freude und Angst erhoben sich und wechselten in seinem Herzen, bis die Angst zuletzt die Oberhand gewann. Eine Zeitlang ließ er sich ruhig von ihr quälen; dann faßte er einen Entschluß, kleidete sich an und ging mit festem Schritt, dem man aber doch das Absichtliche ansah, in die Stube hinunter. Die Morgensonne schien durch die Fensterscheiben und die friedliche Scene bildete einen eigenen Contrast zu der Verwierung in seinem Herzen. Er ging in „das Kanzlei," das in den Bauernhäusern gewöhnliche Nebenstübchen zum besondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Oelfarbe bestrichene Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zusammenzulaufen pflegt. Der Vater saß an dem Wandtisch mit tiefernstem Gesicht, und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unsicherer Stimme guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Zu gleicher Zeit kamen die „Ehehalten" (Knechte und Mägde) in die Stube, um die Morgensuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Ansing gewesen; sie blinzelten sich nun zu und sahen auf das Kanzlei mit jenem Vergnügen, welches die schwache menschliche Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherstehenden ein scandalöser Streit zu erwarten ist. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, sich und seine Familie preiszugeben, wenn der Zorn über seinen Verstand nicht Herr wurde. Er wartete mit der Anrede, die er Ludwig zudachte, und erst als der lezte der Ehehalten die Stube verlassen hatte, begann ein Dialog, den wir, um den Lesern eine kleine Probe davon zu bieten, in dem Rieser Dialekt wiedergeben wollen.

Der Alte sagte mit bitterem Spott: „No, du host de ja gestert recht aufgsführt! Machst mer a rechta'n Ehr, des muß i saga! Aufm Afeng, wo Bauratöchter send, tanzst du da ganza'n Obed mit'e Magd! Und net gnuag damit, fetzst sie o no neba de he und regalirst sie!" — Ludwig, der sah, daß dem Vater schon geplaudert worden war, und die Thatsache nicht läugnen konnte, hing sich an ein Wort und sagte: „No, a Magd ist sie grad net!"

Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an. „Schweig, sag i d'r! Mag sie sey, was sie will, sie ist net bei's Gleicha, und es ist a Schimpf und a Schand, daß du di so mit'r a geba host! Wann du d's Ruibaurs Bäbe (die Reichste im Dorf) so traetirt hättst, so wärs gschickleng gwesa! Was wird die Ev' saga und ihr Vater? Die weara se recht fräa, wenn sie höara, wie du di aufgführt host, und (sezte er verächtlich hinzu) mit weam!"

Der Angefahrene war von diesen Worten sichtlich getroffen. Er wußte nichts Besseres zu seiner Entschuldigung zu sagen, als: „Sie tanzt so guat!" — „Tanzt so guat!" rief der Alte mit grimmigem Lachen. „Ist des a'n Ausred? Tanzet ander Mädla net oh guat? Muaß ma dorom a hergloffens Mädle mit Wei tractiera? Pfui, schäm di!" — Er war aufgestanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu.

Sein Zorn hatte offenbar den jezt möglichen höchsten Grad erreicht. Ludwig, entrüstet über den Ausdruck „hergloffens Mädle," und fühlend, daß jezt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden sey, verstummte und sah finster vor sich hin. — Nach einer Weile drehte sich der Alte wieder zu dem Tisch und sagte: „I will me iaz net verzürna! Gscheha ist gscheha! Der dumm Stroich ist gmacht! Aber," sezte er mit drohend erhobenem Zeigefinger und mit entsprechend verstärktem Tone hinzu, „des roth i d'r in Guatam: loß mi so eppes net widder höara! Denn sonst — — du kennst mi!" — Er wendete sich ab und verließ mit festen Schritten die Stube.

Man sieht, der Vater war nur über das öffentliche Aergerniß entrüstet, welches Ludwig gegeben, und strafte nur dieses. Daß sein Sohn auf Annemarie ernstliche Absichten haben und um ihretwillen die Eva lassen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Ursache gehabt, an so etwas nur zu denken, so wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent athmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter fürchtete er wenig. Er war ihr Liebling und wußte, daß Frauen solche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufassen pflegen. Er täuschte sich nicht. Während der Alte sprach, hatte die Mutter zu

wiederholten malen ernsthaft mit dem Kopfe genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständniß an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen milderen Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend begann sie: „Aber iatz sag m'r nor, Ludwig, wie ist's mögleng, daß du di so host vergessa und beim Vater und mir so eppes athoa könna?"

Ludwig hatte seinen ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinktmäßig dem Trieb, sich mit seinen Eltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du woist ja, Muater, wie's oim got, wama lusteng ist und Bier und Wei im Kopf hot!" — „Ja wohl," versetzte die schon halb begütigte Mutter, „aber was zviel ist, ist zviel! Die ganz Nacht mit oim Mädle ztanza, die oin ner agot! I hätt di wärle für gscheidter ghalta!" — „I hab d'r ja scho gsait," erwiederte Ludwig, „sie tanzt so guat; und," fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab gseha, daß sie oh geara mit mir tanzt!"

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszusehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schönsten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm seyn. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eitlen Mutter: „Des glob i, daß se so a Mädle frät, wann du mit'r tanzst; aber des ist koe Entschuldigung für di!" — Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guat dafür, daß so a junger Mensch 'n Spaß mit ihr macht. Sie ist brav und ordentlich und 's wird se gwiß a passender Ma füe se finda. Es wär a Sünd und a Schand, wann du ihr da Kohpf verdreha und sie in's Oglück brenga thätst!" — „No," sagte Ludwig, „so arg wirds net weara!" — Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's oh net! Du host dein Vater ghöart und woist, er hält, was 'r sait! I hoff, 's ist dei letzta Dummheit gwesa!" — Ruhiger setzte sie hinzu: „So, latz gang naus zu dei'm Vater und mach'n widder guat!"

Ludwig folgte diesem Rath. Er fand Gelegenheit seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie nothwendig mit einander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältniß her. Als später dem Angerbauer noch einige Einzelheiten vom Anfing zu Ohren kamen, hatte ihn die Mutter schon durch die Versicherung beruhigt, daß es nichts als der Narrenstreich eines jungen Menschen gewesen sey, der etwas im Kopf gehabt habe. Er verschluckte daher diese nachträglichen Pillen, so bitter sie ihm auch schmeckten. Seine Gedanken waren: „Der Mensch muß mir aus dem Haus, und das so bald als möglich! Mein Andres, das weiß ich, wird mir keine solche Streiche machen." Auch die Mutter faßte den Entschluß, alles zu thun, um die Heirath Ludwigs mit Eva zu beschleunigen. „Hätte der alte Narr," sagte sie in ihrem Verdruß, „den Hof abgegeben, so hätten wir diesen Aerger nicht!" Sie wollte aber nun gerade aus dem Vorgefallenen die Gründe schöpfen, die den Vater Evas zum Nachgeben bewegen sollten.

Einige Tage vergingen, ohne daß etwas besonderes vorfiel. Auch auf dem Dorfe pflegt der artige junge Mann die Tänzerin, die er auszeichnete, den andern Tag gelegentlich zu begrüßen und sie zu fragen, wie ihr das Tanzen bekommen sey. Aber Ludwig mußte Scheu tragen, dieß zu thun; auch war er nicht in der Gemüthsverfassung dazu. In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, die sich wechselseitig bekämpften, seinen Geist verwirrten und ihn zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der guten Annemarie war sein Ausbleiben nicht so unlieb, als man denken mochte. Ihr war es ergangen wie ihm. Glückselige und bange Gefühle wechselten auch in ihrem Herzen, und die bangen überwogen zuletzt. Sie dachte an den stolzen Angerbauer, an den Unterschied des Vermögens und Standes, an das Gerede mit der Eva, und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf. Indem die Bilder jener Nacht vor ihre Seele traten, machte sie sich Vorwürfe, zu weit gegangen zu seyn. Es lastete etwas auf ihr, als ob sie eine Sünde begangen hätte; und dieses Gefühl wurde dadurch nicht gemindert, daß einzelne Mädchen sie nun mit Ludwig in einer Weise zu plagen begannen, die nicht mehr von der Lust zu scherzen, sondern offenbar vom Neide eingegeben war. Selbst Regine sah bedenklich aus, als ob sie mit sich selber unzufrieden wäre, und der Vormund ließ Reden fallen von Leichtsinn und Hoffahrt, die zu nichts Gutem führen würden u. s. w.

Es hatte den Anschein, als ob eben durch das gesprochene Wort der Traum des Glücks für immer zerstört und die innigste Annäherung der beiden Herzen auch die letzte gewesen wäre. — Aber die Liebe, die zwei junge Seelen ergriffen hat, kann von den Bedenklichkeiten des Lebens nicht so leicht unterdrückt werden. Die bänglichen und peinlichen Gefühle mildern sich und verschwinden mit der Zeit, die Liebe bleibt. Die erst so trüben Vorstellungen verlieren nach und nach ihr Schreckendes, die Liebe gewinnt an Muth — und das Menschenkind, das glücklich seyn will, folgt wieder dem Zug des Herzens.

Als der fünfte Tag verflossen war, konnte Ludwig seinem Verlangen, Annemarie zu sehen, nicht länger Widerstand leisten. Er ging in das Haus des Bäckers, indem er sich vornahm, diesen, der am Gärtein sein Vergnügen hatte und nach Art solcher

Digitized by Google

Leute seine Liebhaberei gern weiter verbreitete, um Blumensamen zu bitten. Die Täuschung war nicht nöthig, Annemarie war allein zu Hause. Nach einigem Stottern von seiner und Erröthen von ihrer Seite waren die liebenden Herzen bald wieder einig. Man rühmte jene Nacht, wo es so schön gewesen sey; das damals empfundene Glück lebte wieder in ihnen auf und die Augen bestätigten, was sich die Lippen verkündigt hatten. Die Liebe zog wieder als Herrscherin in ihre Seelen und alle entgegenstehenden Gedanken wurden daraus vertrieben. Die Reue, welche die Geängsteten gefühlt, die Vorwürfe, die sie sich gemacht — alles war vergessen. Sie freuten sich eines am andern, und es war ihnen, als ob sie gar nichts Besseres und Schöneres thun könnten.

Für dießmal konnte ihr Zusammenseyn nicht lange dauern. Annemarie erwartete den Bäcker und mahnte den Geliebten, sie zu verlassen. Ludwig fragte, ob er sie denn nicht einmal ungestört sehen könnte, er hätte noch viel mit ihr zu reden. Annemarie sah ihn an; die blauen Augen baten so schön und blickten so treu auf sie her. Nach einigem Zögern erwiederte sie mit leiserer Stimme: „Nächsten Sonntag Nachmittag geht mein Vetter mit Regine nach Wallerstein; sie werden spät wieder kommen; in der Abendstunde, wenn's dunkel geworden ist, will ich in unserem Garten auf dich warten." Ludwig drückte ihr hocherfreut die Hand. Annemarie setzte hinzu: „Es ist vielleicht nicht recht, was ich thue, aber du willst es haben und es macht dir Freude." Was konnte Ludwig anders, als die Lippen, die so liebliche Worte gesprochen, entsprechend belohnen? — Er kam unbemerkt aus dem Hause. Wie bisher sein trübseliges, so fiel seinen Eltern jetzt sein vergnügtes Wesen auf, aber sie legten es zu ihren Gunsten aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt?" bemerkte die Mutter dem Alten. „So etwas geht bei jungen Leuten schnell vorüber. Sey nur ruhig, es wird noch alles recht werden!"

Der Garten des Bäckers war in Folge der erwähnten Liebhaberei nach dem des Pfarrers der schönste im Dorfe und der Stolz des Besitzers. Er theilte sich in Gemüse- und Baumgarten, und in dem erstern war den Blumen ein größerer Platz eingeräumt, als es bei dem wirthlichen Sinn der Landleute sonst der Fall zu seyn pflegt. Eine ziemlich hohe dichte Hecke grenzte das Ganze von den Feldern, zunächst aber von dem Fußweg ab, der sich an dieser Seite des Dorfs hinzog und auf welchen eine hölzerne, für gewöhnlich verschlossene Thüre führte. Durch diese Thüre, die heute nur aufgeklinkt zu werden brauchte, trat Ludwig zur verabredeten Stunde in den Garten, und bald saßen die Liebenden auf einem hölzernen Bänkchen ohnweit der Hecke und des Hauses in traulichem Geplauder. Sie konnten sich diesem in der That mit einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wie nach dem Felde zu die Hecke, so schützten gegen das Dorf das längliche Bäckerhaus und mehrere Scheunen, in denen jetzt wohl kein neugieriges Auge zu fürchten war. Der Abend war sehr schön. Von dem reinen Himmel blinkten schon einzelne Sterne, während von Westen her die goldengrünliche Helle sich über ihn ergoß, die Verheißung der untergegangenen Sonne, daß sie morgen einen schönen Tag bringen werde. Die Bäume standen in voller Blüthe und hie und da glänzte einer her wie ein großer weißer Strauß. Die Luft war leicht bewegt und voller Wohlgerüche. Rings herrschte vollkommene Stille und nur Maikäfer surrten zuweilen über die Köpfe der Liebenden hin, um die größere Gesellschaft auf den Bäumen aufzusuchen. — Unserem Pärchen war es über alles heimlich zu Muthe. Ludwig rühmte den Garten, die Blumen, den schönen Abend. Sie sprachen von diesem und jenem. Bald kamen sie wieder auf den „Anfing," und Ludwig scherzte über den jungen Burschen, der mit Annemarie getanzt und „sich geplagt habe, als ob er im Taglohn arbeitete." „Der arme Kerl dauerte mich," setzte er hinzu, „darum kam ich so schnell und löste ihn ab." Das Mädchen lächelte, sie wußt' es besser. Beide erinnerten sich jetzt verschiedener Gesichter, die um ihretwillen geschnitten worden waren, und die Ausdrücke von Aerger und Neid kamen ihnen sehr lustig vor. Sie übten für das Geschwätz, das über sie ergangen war, eine gemüthliche Wiedervergeltung, indem sie einzelne Exemplare durchhechelten, wie es gutmüthige Menschen in fröhlicher Laune thun. Ludwig fragte dann, ob's denn wahr sey, daß Hans und Regine bald Hochzeit machen wollten. Annemarie erwiederte, so viel sie wisse, auf den Herbst. Dieß brachte sie auf ernstere Gedanken. Nach einem Weilchen fragte sie erröthend und mit einem gewissen schüchternen Lächeln: „Ist's denn wahr, daß dein Vater will, du sollst des Kirchbauern Eva von ** heirathen?" Ludwig antwortete: „Ja wohl hat er so was im Sinn gehabt; aber mir ist's nie rechter Ernst gewesen und jetzt denk ich nimmer dran." Annemarie wurde vor Vergnügen noch röther. Dann sah sie vor sich hin, wie wenn sie über etwas nachdächte, und unwillkürlich entschlüpfte ihr wieder das Wort: „Wenn ich doch ein reiches Mädchen wäre!" Ludwig faßte ihre Hand und sagte herzlich: „Es kann nicht alles beisammen seyn! Du bist die schönste und die beste und die geschickteste, die ich kenne — das ist mehr werth als Geld!"

Annemarie sah ihn dankbar an und schwieg. Dann sagte sie: „Ist dein Vater wirklich so stolz, wie die Leute sagen? Verzeih mir diese Frage!" — „Mein Vater weiß, was er ist," antwortete Ludwig, „und läßt sich nichts nehmen. Aber er ist ein braver und gescheidter Mann und gibt auch andern ihre Ehre. Meine Mutter ist gut und hält alles auf mich."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Wie verliebte Herzen einmal alles fürchten, dann wieder alles hoffen, so war es ihr die lezten Tage her nicht ganz unmöglich vorgekommen, daß sie doch noch Ludwigs Frau werden könnte. Sie hielt etwas auf sich und glaubte, um ihretwillen könnte wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Aber nun wurde durch das Bild des Angerbauers, dessen Stolz der Sohn zugeben mußte, ihre Hoffnung wieder sehr erschüttert. Sie seufzte und sagte mit leiserer Stimme: „Ich fürchte mich vor deinem Vater, Ludwig, und sehe nicht, was aus uns beiden werden soll!"

Ludwig, der durch die feuchten Augen in das Herz des Mädchens sah, wurde gerührt, Liebe und Großmuth loderten in ihm auf. Er legte wie schützend den Arm um sie und sagte mit dem herzlichsten Ton: „Mach dir das Herz nicht schwer, Annemarie! Ich hab dir gesagt, daß du mir die liebste auf der Welt bist, und ich sag dir's noch einmal. Vertrau auf mich und sorg nicht! Was ich mir ernstlich vornehme, das setz' ich auch durch — darauf verlaß dich!" — „Ich vertraue dir," sagte Annemarie, „denn sonst hätt' ich das auch nicht für dich gethan. In meinem Leben bin ich noch mit keinem ledigen Bursch so zusammen gekommen. Aber dich hab ich so lieb, daß ich thun muß, was dich freut — ich kann mir nicht anders helfen!" — Entzückt über dieses Geständniß, sah Ludwig das schöne Mädchen an; Thränen traten in seine Augen; sie mit seinen Armen umschließend, rief er aus: „O du liebes, liebes Mädchen! in meinem Leben laß ich dich nicht!"

Dieser innige Ausruf weckte ein seliges Gefühl in dem Herzen Annemaries, zu gleicher Zeit warf er aber Schrecken in ein anderes. Diejenige, für welche diese Worte am wenigsten bestimmt waren — die Mutter Ludwigs hatte sie vernommen, klar und deutlich vernommen. Die Angerbäuerin war im obern Dorf auf Besuch gewesen und hatte sich verspätet, indem sie zwar zu rechter Zeit in der Stube Abschied genommen, aber auf der Hausstreppe mit der Freundin von neuem und erst recht wieder in's Gespräch gekommen war. Da der Fußweg am schnellsten nach Hause führte, so schlug sie diesen ein. Als sie an der Hecke des Bäckergartens hingehend ein leises Reden vernahm, horchte sie und das Ohr der Mutter erkannte gar bald die Stimme des Sohns. Die lezten Worte, bei welchen die Leidenschaft den Ton vorsichtig zu dämpfen vergaß und von denen ihr keine Sylbe entging, sagten ihr alles. Sie erschrack heftig und zitterte an allen Gliedern. Hatte sie doch so eben noch der Freundin versichert, daß an dem Geschwätz wegen der Annemarie gar nichts sey und ihr Ludwig bald Kirchbauer seyn werde. Sie glaubte vor Scham und Verdruß in die Erde sinken zu müssen. Da sie nicht mit sich einig werden konnte, was sie beginnen solle, und im Garten Stille eingetreten war, ging sie weiter. Der Schrecken in ihrem Herzen machte dem Zorn Platz. Sie so schändlich anzuführen, zu dem Mädchen zu gehen wider ihr ausdrückliches Verbot und ihr so gottvergessene Dinge zu sagen! Bevor sie noch in ihren Hof trat, war ihr Entschluß gefaßt. Sie schwieg still und ließ sich nichts anmerken, weder vor dem Vater noch vor dem Sohn, der nicht lange nach ihr heimkam.

Den andern Morgen, als der Angerbauer eben das Haus verlassen hatte und Ludwig ihm folgen wollte, sagte die Mutter, sie habe noch etwas mit ihm zu reden. Sie führte ihn in's Kanzlei zurück und sagte, gerade auf das Ziel losgehend: „Du bist gestern Abend bei der Annemarie gewesen!" — Darauf war Ludwig nicht gefaßt. Er verlor etwas die Farbe und stammelte: „Wie sollt' ich" — Aber die Mutter fiel ihm in die Rede: „Läugn' es nicht, ich hab mit meinen eigenen Ohren gehört, was du ihr gesagt hast!" — Und indem sie ihn mit bekümmert erzürntem Blick ansah, fuhr sie fort: „Es hilft also kein Reden an dir, du willst dich mit Gewalt in's Geschrei bringen und ein unerfahrnes Mädchen durchaus unglücklich machen!"

Bei diesem Vorwurf sammelte sich der Betroffene wieder. Er erwiederte: „Wer sagt das? Ich habs ganz anders mit ihr im Sinn!" — „Wie soll ich das verstehen?" — „Wenn ich sie nun heirathen wollte?" — Die Mutter, auf eine solche Rede gefaßt, zuckte die Achseln und sagte: „Du bist nicht gescheidt!" — Ludwig aber versezte mit Ernst: „Ich weiß es, mit keiner würd' ich so glücklich leben, wie mit der Annemarie. Grade die gefällt mir, und sonst keine andere!"

Die Augen der Angerbäuerin funkelten. „Wie!" rief sie aus, „das unterstehst du dich mir zu sagen — du, der mit der Ev' so gut wie versprochen ist?" — „Davon weiß ich nichts," sagte Ludwig. — „So, davon weißt du nichts? — Nun merk auf, was ich dir sag: wenn du von diesen dummen Gedanken vor deinem Vater nur ein Wörtchen merken läßt, so bringt er dich um! Das ist der Rechte, sich von einem Kind so etwas gefallen zu lassen!"

Der Sohn erkannte das Gewicht dieser Worte und schwieg. Dann sagte er in traurigem Ton: „Ich hätt' gedacht, du zum wenigsten würdest nicht so hart gegen mich seyn und dich meiner annehmen gegen ihn." — „So," rief die Mutter, „auf mich hast du dich verlassen? Du kennst mich also nicht, wie es scheint. Ich sag dirs jezt ein für allemal: nie werd' ich zu einer solchen Heirath meine Einwilligung geben! Ich will nicht, daß mein Sohn durch seinen Unverstand sich unglücklich macht und der ganzen Freundschaft einen Schimpf anthut! Wenn du nicht von diesem Augenblick an das Caressiren mit dem Mädchen

angibst, so sag ichs deinem Vater, und du wirst sehen, was dann geschieht! — So, jezt kennst du meine Meinung und kannst dich darnach richten!" — Nach diesen Worten verließ sie die Stube, indem sie die Thüre etwas unsanfter zumachte, als gewöhnlich.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Widerstand, den wir auf dem Weg zu einem ersehnten Ziel erfahren, unsern Eifer und Muth, dahin zu gelangen, oft nur steigert. Zuweilen bewirkt er aber das Gegentheil: er führt zu einer Erwägung, in der uns das Ziel als ein unerreichbares erscheint, so daß wir uns, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Rückgang entschließen. Die menschliche Seele ist ein eigen Ding. Namentlich sind die Weicheren für die Eindrücke des Entgegengesetzten empfänglich, und wenn sie eine Zeitlang sich ausschließlich nach einer Seite gewendet haben, so werden sie dadurch nur um so offener für die andere. Dieß sollte nun auch Ludwig erfahren. So erzürnt war seine Mutter nie gewesen, so heftig hatte sie nie gegen ihn gesprochen! Er fühlte auf's tiefste, daß er sie nicht zum Nachgeben bewegen würde; — und wie sollte ihm das erst bei seinem Vater gelingen! — Die Gründe, aus denen beide gegen eine solche Verbindung seyn mußten, stellten sich ihm dar, und er war so sehr Bauer und Sohn seiner Eltern, daß er ihre Vernünftigkeit nicht bestreiten konnte. Annemarie war die Tochter und die Verwandte von Söldnersleuten, d. h. sie gehörte einem Stande an, über dem sich der Bauer allenfalls eben so erhaben fühlt, wie der Adelige über dem Bürgerlichen. Der Bauer hat einen Hof mit Haus und Stadel und zusammengehörigen Feldgütern, er besizt Rosse und Rindvieh in gehöriger Anzahl und hält sich Knechte und Mägde. Der Söldner hat nur ein Haus, wenige Grundstücke, kein Roß, im besten Fall einiges Vieh. Um sich besser durchzubringen, lernt er ein Handwerk und hilft dem Bauer bei der Ernte, wodurch geringere Söldnerfamilien zu gewissen Höfen in eine Art von Clientenverhältniß kommen. Daß der Bauer sich nun als zu einer höheren Menschengattung gehörig ansieht, ist beinahe so natürlich als das Bewußtseyn des Aristokraten gegenüber dem Bürgerlichen. Das Vermögen übt freilich auch hier eine ausgleichende Macht, und wenn der Söldner empor, der Bauer heruntergekommen ist, so wird die Verbindung der Familien wieder möglich. Aber auch so kann sich der traditionelle Stolz noch wehren, und mir ist ein Fall bekannt, wo ein verschuldeter alter Bauer nur mit größter Mühe zu bewegen war, seinen Sohn eine wohlhabende Söldnerstochter heirathen zu lassen, indem er den Verwandten, die sie herausstrichen, immer wieder antwortete: „Es ist doch keine Bauerntochter!" — Bei Ludwig und Annemarie kam zu diesem Mißverhältniß noch der große Unterschied des Vermögens, da sie kaum den achten Theil desjenigen besaß, was er nur vorläufig mitbekommen sollte; endlich vollends die Anknüpfung mit Eva. — Der Kopf des jungen Menschen brannte, nachdem er das alles überlegt hatte, und an seine Eltern denkend rief er mit Verzweiflung aus: „Sie thuns nicht, sie thuns nicht!"

Das Bild des Mädchens stand so schön und lieb vor seiner Seele, wie jemals. Er hatte ihr gestanden, wie gern er sie habe, hatte ihr gesagt, sie solle ihm vertrauen, und er wolle nicht von ihr lassen. Aber wenn seine Eltern ihre Einwilligung verweigerten, so machte er Annemarie nur unglücklich — und durfte er das? Ein förmliches Versprechen hatte er ihr nicht gegeben. Bis jezt war es eben ein Liebeshandel, wie es so manche gibt in der Welt, ohne daß es zum Heirathen kommt; ein Liebeshandel, wo man gar vieles spricht, was man nicht halten kann, ja nicht einmal darf. Andere hatten ganz andere Verpflichtungen gehabt, als er gegen Annemarie, und doch zulezt ihres Gleichen geheirathet. Auf der andern Seite, — war es denn gewiß, daß Annemarie die Sache so schwer aufnahm? Vielleicht tröstete sie sich bald, heirathete einen andern und wurde glücklich. — Wenn das Herz Ludwigs diesen Gedanken widersprach, so mußte er sie sich doch machen, und sie thaten ihre Wirkung.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er hatte mit Annemarie eine neue Zusammenkunft verabredet und er durfte sich nicht einfinden, wenn er sich nicht entschieden hatte, seinen Eltern zu trotzen. Als er nochmals alles hin und her überlegte, siegte zulezt die Macht der äußern Verhältnisse; der Verstand und die Einschüchterung gewannen die Oberhand, die Liebe und die Leidenschaft gaben sich gefangen. — Er wollte zum wenigsten versuchen, ob er ohne Annemarie leben könnte. Wenns ging, so wollte er in Gottes Namen seinen Eltern folgen.

Er kam nicht zum Stelldichein. Als er Annemarie einen Tag darauf mit Regine begegnete, sagte er förmlich „guten Tag" und ging vorüber. Das Mädchen war etwas „verhofft" und sah ihm nach mit fragender Miene; aber sie entschuldigte beides. Zu der Bestellung hatte er nicht kommen können, und vor der Regine wollte er sich nicht verrathen. Wie er nun aber mehrere Tage nichts von sich hören ließ, und endlich, als sie allein mit ihm zusammentraf, auch nur mit gewöhnlichem Gruß und dazu noch sichtlich verlegen an ihr vorüberging, da erkannte sie ihr Geschick. „So," sagte sie, indem ihr Herz zu klopfen begann, „so ist's gemeint?" Sie sah ihm nach und bemerkte, wie er schneller ging, gleichsam um aus ihrem Bereich zu kommen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Das ist der Mensch, der zu mir gesagt hat, daß ich ihm das Liebste wäre auf der Welt! So hält er Wort! O, ich hätt' mir's denken sollen!" Sie ging in's Haus zurück und eilte in ihre Kammer

Digitized by Google

hinauf. Ihre Thränen strömten, sie sah mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und der bittersten Kränkung vor sich hin. Dann sagte sie: „Es geschieht mir ganz recht, daß es so gekommen ist! Warum bin ich so einfältig gewesen und hab' ihm geglaubt? Warum hab' ich mir eingebildet, ich wär' auch etwas werth? — O wie dumm!" setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu. „Als ob diese Leute von ihrem Stolz lassen könnten! Als ob wir ihnen zu was anderm recht wären, als zum Spielen! Ja, ganz recht geschieht's mir! Grad so hat's kommen müssen!"

Regine kam die Treppe herauf und öffnete die Thüre. Annemarie bemühte sich nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Die Freundin sah sie mitleidig an und sagte: „Ich weiß, warum du weinst. Ja, ja, 's ist so. Beim Angerbauer hat's was gegeben. Der Alte und der Junge sind hinter einander gekommen, und Ludwig muß die Ev' heirathen."

„Muß er?" sagte Annemarie, die bei ihrem ruhigeren Wesen doch heroischer war, als Ludwig, und unter umgekehrten Verhältnissen sich standhafter gezeigt hätte. — „Ja freilich muß er, wenn sein Vater will," erwiederte Regine. — „Nun," versetzte die Gekränkte mit Stolz, „wenn er mich lassen kann, dann kann ich ihn auch lassen!" — Sie trocknete ihre Thränen und ging mit der Freundin hinunter, um sie auf's Feld zu begleiten.

Von da an erschien Annemarie vor andern gefaßt, ohne den Zustand ihres Herzens verbergen zu wollen. Die Freude des Lebens war ihr genommen, und sie wollte nicht thun, als ob's anders wäre. Ihr Gesicht verlor nach und nach die blühende Farbe, bekam aber dafür einen eigenen feierlichen Ausdruck, und ihre braunen Augen erhielten einen Glanz, der selbst dem alten Bäcker auffiel, so daß er den Kopf schüttelte und für sich murmelte: „Es ist Schade, Jammerschade; aber ich kann ihr nicht helfen!" — Ihr Schicksal, wie man es erkannte oder errieth, flößte den Leuten Achtung ein. Selbst diejenigen, die im Dorf wegen eines „bösen Mauls" berufen waren, unterstanden sich nicht in ihrer Gegenwart Anspielungen zu machen, und kein junger Mensch fand in sich den Muth, ihr schön zu thun und ihr für den erlittenen Verlust einen Ersatz anzubieten.

Ludwig setzte unterdessen den Versuch, ohne Annemarie zu leben, fort. Er hatte zum drittenmal gewagt, sie zu grüßen, aber sie war mit einem Ausdruck von gekränkter Würde an ihm vorüber geschritten, so daß er es fortan unterließ. Wenn er nun bei einer unvermeidlichen Begegnung ihre Wangen sich färben und ihr Auge glänzen sah, dachte er wohl: sie würde nicht so bös seyn (freilich nicht der rechte Ausdruck für das Gefühl des Mädchens), wenn sie wüßte, wie hart es mich ankommt. — Sein Leben wurde sehr einförmig. Er ging zu Hause und auf dem Felde still seiner Arbeit nach und machte Sonntags, anstatt mit Kameraden fröhlich zu seyn, einsame Spaziergänge. Auf einem derselben sagte er zu sich: „Leben kann ich wohl ohne sie, das hab' ich nun gesehen; aber was ist das für ein Leben!" Er schüttelte den Kopf und ging traurig nach Hause.

Am dritten Sonntag nöthigte ihn seine Mutter, mit ihr einen Besuch beim Vetter Kirchbauer zu machen. Sie sah, daß Ludwig ihr und dem Vater ein Opfer brachte und daß es dem armen Menschen schwer wurde; sie war daher auf dem Weg besonders gut gegen ihn und gab sich große Mühe, ihn zu erheitern, indem sie ihm vormalte, welch einen Herrn er als Mann der Eva spielen könne, wo er schon zum Anfang einen schuldenfreien Hof und Geld am Zins haben würde. — Die Kirchbauerleute hatten natürlich von der Geschichte mit Annemarie gehört. Eva konnte bei der Begrüßung sich nicht enthalten, eine spöttische Miene zu weisen und gegen denjenigen, der einen solchen Streich machen konnte, eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen. Indessen, der Sünder hatte eine Eigenschaft, die mit Nothwendigkeit Vergebung forderte: er war der Sohn reicher Leute.

Man faßte denn auch die Sache von der heitern Seite auf. Als man beim Kaffee saß, versuchte Eva scherzhafte Anspielungen zu machen, die ziemlich plump herauskamen, und der arme Ludwig mußte nun seine Liebe verleugnen und erklären, daß ja an der ganzen Sache nichts sey, daß er was ganz anderes im Sinn habe u. s. w. Er strengte sich offenbar an und wollte sich zwingen, Eva lieb zu gewinnen. Die Folge war, daß ihm die große Person, die seinem Herzen bisher gleichgültig war, zuwider wurde. Auf dem Heimweg sprach die Mutter davon, die Sache nun bald richtig zu machen. Ludwig bemerkte: „Mit der Zeit wird sich alles geben; aber jetzt, ich bitte recht schön, laß mich in Ruh und treib nicht an mir!" Die Angerbäuerin fühlte, daß sie still seyn müsse.

Digitized by Google

Aus Irland.

III.

„Abermals ein Verließ, Freund?“ rief ich meinen „wandernden Schreiber“ an, als ich wenige Schritte von der Krypte ein gewölbtes Felsenloch erblickte, das augenscheinlich in die Tiefe führte. „Der Herr irrt,“ sagte mein Führer: „wenn man der Aussage der Umwohner Glauben schenken darf, so ist dieses Gewölbe der Anfang eines unterirdischen Ganges, welcher nach der Abtei von Monasterboice, zwei irische Meilen von hier entfernt, und in einem noch jammervolleren Zustand als diese Ruine, hinüberführte und in den wilden Zeiten beiden Klöstern als Zufluchtsort gedient haben mag.“ Der Führer hatte sichtbar eine unbesiegbare Abneigung gegen Orte, welche das Licht des Himmels ausschlossen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich von seinen stark jakobitisch gefärbten Grundsätzen und diesem Widerwillen auf eine Begebenheit schließe, die ihn, wie viele andere wackere Iren, mit solchen unterirdischen Aufenthaltsorten für einige Zeit Bekanntschaft machen ließ. In Folge dieser Idiosynkrasie wendete er sich nach obiger rasch herausgestoßenen Mittheilung einem Brunnen zu, welcher neu eingefaßt und mit einer Inschrift versehen war, die besagte, dieß sey Unsrer lieben Frauen Brunnen, welcher Jahrhunderte lang verschüttet, durch einen „frommen Christen“ im Jahr 1826 entdeckt und wieder geöffnet worden sey. Der frische, krystallhelle Quell hatte seine ehedem weit und breit berühmte Wunderkraft noch nicht ganz verloren, denn ich glaubte nie köstlicheres Wasser getrunken zu haben, als das war, welches mir der Führer in dem angeketteten Blechbecher reichte.

Frisch gestärkt und erquickt setzte ich nun meine Wanderung durch diese Trümmerwelt fort, hier die zarte Arbeit eines gespaltenen Säulenkapitäls, dort die wunderlichen, hieroglyphenartigen Zeichen auf einem halbversunkenen steinernen Kreuze näher in das Auge fassend. Weiter thalab kamen wir an die Fundamente eines viereckigen Gebäudes, dessen Ausdehnung mir auffiel. Der Führer war der Ansicht, es müsse das Wohnhaus der Augustiner gewesen seyn, und als ich ihm bemerkte, dieß deute auf eine sehr große Anzahl von Mönchen, sagte er: „Die Abtei war sehr reich an Ländereien und Gefällen der mannigfachsten Art; man sagt, sie habe auf sechs Stunden nach Westen hin den Zehnten bezogen und die Zahl der Mönche sey so groß gewesen, daß der Abt bei einer Prozession nach „Tredagh“ vor dem Eintritt in das Thor dieser Stadt sich umgekehrt und gefragt habe, ob nicht sein Meßbuch auf dem Hochaltar der Abteikirche vergessen worden sey. Die Frage lief mit der Raschheit des Blitzes durch die lange Reihe der geistlichen Herrn, und da sie die letzten Mönche noch an der Kirche der Abtei fand, wurde das Buch vom Altar geholt und ging von Hand zu Hand, so daß es den Abt erreichte, ehe er an das Thor der Magdalenenkirche kam.“ Wahrscheinlich gibt es keine Nation auf der weiten Erde, welche die irische an Reichthum der Phantasie und an Leichtgläubigkeit übertrifft.

Von der an das Wohnhaus stoßenden Kirche waren nur die Grundmauern des Chors zu erkennen; der ganze Raum, welchen sie eingenommen haben mochte, war übrigens so von Schutt und Gedörn bedeckt, daß es unmöglich ist, sich von der Ausdehnung dieses Gebäudes eine Vorstellung zu machen; mein Scribe gab, wie man sich denken kann, fabelhafte Verhältnisse an, und wenn die Vorderseite der Kirche mit all den Heiligenstatuen geziert war, welche er mir herzählte, so stand sie in dieser Hinsicht nicht hinter der des Mailänder Domes zurück. „Ueber dem großen Portal,“ sagte er, „standen die zwölf Apostel kunstreich in Stein ausgehauen. Einer der Lords — Sir Edward Moore war sein Name und die katholische Bevölkerung der Umgegend nennt ihn heute noch „den Verruchten“ — ließ diese zwölf Statuen in seinem heidnischen Uebermuthe gleich englischen Grenadieren in Scharlach kleiden, mit Flinten und Säbeln bewaffnen und in der großen Halle, welche der Herr gesehen hat, aufstellen, während der heil. Augustinus, eine Statue weit über Lebensgröße, als „Hauptmann seiner Leibwache,“ wie er sich frevelhaft ausgedrückt haben soll, mit gezogenem Schwert vor ihnen stand. Der „Verruchte“ entging aber ganz natürlich seiner Strafe nicht, denn die Raperees, welche den Sachsen und Sachsenfreunden stets auf den Fersen waren, drangen einst, um einen ihrer Brüder, den der Lord an einen Baum hatte aufhängen lassen, zu rächen, in die Halle, und der Anführer durchbohrte ihm mit dem Schwerte, welches er dem heil. Augustin in die Hand gegeben, das Herz.“ — Da ich von diesen „Raperees“ nie gehört hatte, bat ich meinen Führer um Erklärung. — „O Toolers,“ sagte er, „Rockiten, Weißbuben, Bandmänner — stets dieselbe Art Leute unter verschiedenen Namen; gehorsame, treue, auf den

Wink bereite Diener einer geheimnißvollen Macht, eines geheimnißvollen Führers, der, wie sie, für das Vaterland, für den katholischen Glauben Gut und Blut opfert und die heilige Insel von den Sachsen gereinigt wissen will. Den Namen »Raperees« — Landstreicher — haben die Engländer in den Revolutionskriegen den bewaffneten Landleuten gegeben, welche vom Boyne bis zum Shannon hinüber die Truppen des Königs Wilhelm Tag und Nacht umschwärmten, hier wie ein Wolkenbruch von einer Höhe herabstürzend, dort zu Hunderten im Nu, wie Geister, verschwindend, und im Angriff wie auf der Flucht den Sachsen stets furchtbare Gegner. Bei Athlone ließ der englische General Ginkel eine gegen hundert Mann starke Schaar dieser Raperees durch seine Reiterei verfolgen; die Iren zogen sich langsam zurück, indem sie von einem Fels, von einem Busch zum andern sprangen und die Sachsen von den Pferden bliesen, bis sie das sogenannte rothe Moor erreichten, wo sie plötzlich, als hätte die Erde sie verschlungen, verschwunden waren. Nach einigen hatten sie sich bis an den Hals in den Schlamm und Sumpfboden geworfen, nach andern breitete die heilige Jungfrau ihren rosenrothen Mantel über sie aus und blendete die Sachsen, welche in vollem Galopp nach Athlone zurückjagten; gewiß ist es, daß das Moor seit jenem Tag auf der ganzen Insel „das rothe“ genannt wird."

Je weiter wir thalab kamen, desto trostloser und einförmiger wurde die Scene, desto mühsamer der Weg durch diese wie von der Wuth der Elemente wild umhergeschleuderten Mauertrümmer. Wenn etwas diese schauerliche Oede unterbrach, war es eine da und dort an dem Saume der Schutthaufen aus den Steinen der Ruine aufgeführte, mit Stroh gedeckte Hütte, vor deren Thüre Kinder spielten oder in deren Innerem eine keifende Frauenstimme die ungeberdigen Grunzer zu Paaren trieb. „Ganz armes Volk, lieber Herr," sagte der wandernde Schreiber, indem er auf einen Mann und ein spärlich bekleidetes junges Mädchen deutete, die ein Häufchen Torf aufschichteten, um ihn für den Winter austrocknen zu lassen; „ganz armes Volk, aber gute Christen, welche mit frommer Liebe an diesem Erdenflecken hängen, das die Erinnerungen und Ueberlieferungen von sieben Jahrhunderten geheiligt haben und welches ihren Herzen theuer ist, da ihre Vorfahren hier gelebt haben und jeder Schritt das Andenken an den alten Ruhm und die alte Pracht und Größe der heiligen Insel zurückruft."

Unter dem Schutze meines Führers, der bei Alt und Jung beliebt zu seyn schien, trat ich in zwei dieser Hütten. In der ersten sah es sehr ärmlich aus. Der Rauch des Torffeuers, an dem ein uralter Mann auf einem hölzernen, dreibeinigen Stuhle saß und unbekümmert um uns in die funkensprühende Glut sah, qualmte behaglich dem einzigen Ausgang, den er fand, der Thüre zu, so daß wir in der ersten Sekunde wie in Nacht und Nebel gehüllt standen. Der Scribe nahm einen alten Hutdeckel, der in einer Art schmaler, die Stelle eines Fensters vertretenden Oeffnung steckte, hinweg, so daß ein schwaches Dämmerlicht in das öde, niedrige Gemach brach. Die Wände waren mit rauchgebräuntem Lehm beworfen und mit Ausnahme eines Crucifixes, das über einer in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Schlafstätte hing, nackt und kahl; das Strohdach ließ an einigen Stellen gewahren, daß es dem Regen nicht mehr lange zu widerstehen vermöchte, und aus einer der Ecken der Hütte drang ein Geruch, welcher auf die Anwesenheit kranker Kartoffeln schließen ließ, durch den „Duft des Torfbrandes" aber, wie mein Führer meinte, ganz unschädlich gemacht wurde. Die zweite Cottage sah schon von außen behaglicher aus. Die Thüre war mit dem Luxus einer Klinke versehen; auf beiden Seiten des Eingangs waren schmale Fensteröffnungen, deren Rahmen in Ermanglung des Glases mit farbigen Papierstreifen ausgefüllt waren; das Eintrittszimmer war ziemlich sorgfältig gedielt, diente aber, zu meinem nicht geringen Erstaunen, einem Mutterschwein mit seiner zahlreichen Sippschaft zum Aufenthalte, während der Boden des andern Gemachs — Wohn- und Schlafstube, Küche, Keller und Speisekammer — aus gestampftem Lehm bestand. Der Eigenthümer der Hütte und seine noch ganz junge, sehr hübsche Frau wollten sich eben zu ihrem Abendessen — vielleicht zum Mittag- „und" Abendessen — aus Kartoffeln, die auf dem rein gescheuerten, aber nicht mit einem Tuche bedeckten Tische dampften, und Salz bestehend, niedersetzen. Wir wurden in ächt irischer Weise — d. h. herzlich und gutmüthig dringend — eingeladen, Platz zu nehmen und die Kartoffeln von Mellifont zu kosten; wir dankten für die freundliche Einladung und wurden, als wir uns nach einer kurzen Unterhaltung verabschiedeten, von dem jungen Ehepaar bis vor die Thüre begleitet, wo mir beide die Hand herzlich schüttelten und die junge Frau „den fremden Herrn dem Schutz der heiligen Jungfrau im Himmel" empfahl.

Während ich mit meinem Führer den von farbigem Gebüsch umkränzten und von dem Sturz durch den Mühlgraben, wie es schien, noch erschreckten Bach entlang schritt, fragte ich, was den Cottager wohl bewogen haben möchte, seinem grunzenden Gesippe das bessere der zwei Gemächer einzuräumen. „Ganz einfach, lieber Herr," antwortete der Scribe, „die Rücksicht auf das Wohl der lieben Thiere. Eine Einrichtung dieser Art ist auf unserer Insel nichts seltenes, und wenn Sie fragen, warum die Familie in der Küche, Schweine, Kälber und Federvieh aber in dem »parlour« wohnen, wird überall die Antwort dahin lauten, dieses Gesippe habe das beste Recht auf eine

solche Begünstigung, da es, wie man hier sagt, »the rint« (das Pachtgeld) bezahle. Uebrigens ist gewiß jede Art Abscheidung anständiger und gesünder als die Gemeinschaft, wie wir sie in der ersten Hütte gesehen haben."

Um die nördliche Höhe mit den Trümmern einer kleinen Kirche, welche das ganze Thal überschaut, zu erreichen, mußten wir wieder bis zur Mühle aufwärts gehen, so daß mir hinreichend Zeit zu mannigfachen Nachfragen blieb. Unter andern erkundigte ich mich nach örtlichen Sagen, fand aber bald, daß die Phantasie der Bewohner von Nordirland gegen die Geschichten von Feen und Koboldten, die noch überall in den südlichen Grafschaften spucken, ziemlich abgestumpft ist, und daß die in diesen Gegenden zahlreichere protestantische Bevölkerung den Weg zu praktischeren Richtungen gebahnt hat, nicht zu gedenken, daß die rührigen Quäkercolonien, die sich in Meath ausgebreitet hatten — sie sind sämmtlich nach Amerika ausgewandert — Aberglauben und müßige Träumerei nicht zu fördern gewillt waren. Indessen ist es begreiflich, daß hundert Jahre nicht hinreichen, um all das zu vernichten, was das Volk mit kindischer Liebe und kindischer Furcht umfangen. „Wo Sie in Irland," bemerkte mein Führer, „Trümmer einer Abtei, eines Klosters, eines Schlosses sehen, werden Sie auch Leute unter den Umwohnern finden, welche an dem Glauben festhalten, in den Tiefen der Keller und Gewölbe seyen unermeßliche Schätze verborgen, deren Bewachung sie sich eben so abenteuerlich denken, als es die Mittel sind, welche sie zu deren Hebung ersinnen. Da und dort ist von dem Gespenst eines Mönchs die Rede, welcher sein Gelübde gebrochen, und wenn der November kommt, irrlichteliren die Geister der „Ketzer und Heiden," welche die Heiligthümer des Landes in Schutt und Asche verwandelt haben, an dem Saum der Trümmer und der alte Nick peitscht sie thalauf und thalab, bis der Morgen dämmert, wo er sie in ihren Flammenpfuhl zurück treibt."

Als wir den stattlichen Mühlenbau zu Gesicht bekamen, sagte der Führer, alle diese schönen Bauten stünden kaum seit zwanzig Jahren; die alte Mühle sey ein Raub der Flammen geworden, in denen auch der hochbejahrte Müller den Tod gefunden habe. Eine mit dieser alten Mühle und ihrem Insaßen in Verbindung stehende Sage wolle er mir erzählen, wie sie ihm von alten Thalbewohnern mitgetheilt worden sey. „Doch keine Feen- oder Gespenstergeschichte?" fiel ich dem Scribe, der eben beginnen wollte, in's Wort. „Nicht einmal eine „alte" Geschichte," sagte der Führer, „sondern eine, die dem Anfange dieses Jahrhunderts angehört." Was der wandernde Schreiber zu berichten wußte, lautete ungefähr folgendermaßen.

„Vor etwa fünfzig Jahren entspann sich zwischen einem jungen Landmann im Thale und einer hübschen Pachterstochter jenseits der alten Kirche ein zärtliches Verhältniß, welches den Beifall der Eltern des Mädchens nicht hatte und heftige Scenen in der sonst so stillen, glücklichen Hütte herbei führte. Der Widerstand der Eltern reizte die schöne Ann; das junge Paar sah sich heimlich und Ann sagte eines schönen Abends dem feurigen Anbeter ihre Hand zu. Der junge Mann war nicht in der Lage, der Geliebten sofort ein Glück bieten zu können, wie sie es verdiente, und da er ihrer Treue gewiß seyn zu können glaubte, zog er es vor, eine förmliche Bewerbung hinauszuschieben, bis er eines hinreichenden Auskommens sicher wäre. Die Schönheit des Mädchens zog aber einen Freier nach dem andern in's Thal; die Eltern, die sich dem Willen des Mädchens bereits zu fügen begonnen, drangen auf eine Entscheidung, und da Ann in dem Zaudern und Zögern des Geliebten Gleichgültigkeit und Erkaltung zu sehen glaubte, wurde sie endlich mißmuthig und erklärte James, sie würde nicht länger warten, sondern dem ersten Freier, der ihr anstehe, ihre Hand geben. Der junge Mann nahm diese Erklärung für den Erguß einer vorübergehenden Laune und warf mit anscheinender Sorglosigkeit hin, sie habe ihren freien Willen, so daß die Liebenden sich nicht auf das freundlichste trennten."

„Der Müller von Mellifont war eine ehrliche, gutmüthige Seele, von nicht sehr einnehmendem Aeußern und an Jahren so weit vorgerückt, daß er nicht hoffen konnte, in einem jungen Mädchenherzen allzu leidenschaftliche Flammen zu entzünden; allein er hatte wenigstens eben so viel Geld, als dem reichsten Mädchen im Thal einst zufiel; die Mühle klapperte Tag und Nacht auf das lustigste, und so war er eben bei weitem nicht der lezte Junggeselle im Kirchsprengel, nach dem die Eltern unverheiratheter Töchter überhaupt und die der schönen Ann im besondern ihr Netz auswarfen; auch hatte ihn James, der wußte, daß Ann dem Müller nicht gleichgültig war, zuweilen im Scherz seinen begünstigten Nebenbuhler genannt. Die Scene zwischen den beiden Liebenden war kein Geheimniß geblieben; geschäftige Freunde benützten die Gelegenheit, den Hoffnungen des Müllers neue Schwingen zu leihen, und da Ann ihren Unwillen über die vermeintliche Falschheit und Treulosigkeit ihres frühern Geliebten nicht bemeistern konnte, fand die zur rechten Stunde angebrachte Bewerbung des Müllers günstiges Gehör. Ann willigte ein, den Müller zu heirathen, und da sie wünschte, daß dieß so bald als möglich geschehe, traf man ohne Zeitverlust alle Vorbereitungen zur Hochzeitfeier, und ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, war die schöne Pachterstochter des Müllers Weib."

„Unter den Gästen, welche man zum Hochzeitschmause geladen hatte, war James nicht vergessen worden; da Ann, davon unterrichtet, keine Einwen-

bung laut werden ließ, ist es wahrscheinlich, daß ihre Eitelkeit sich einen Triumph über ihn bereiten, oder daß sie ihm recht augenfällig beweisen wollte, sie könne auch ohne ihn heirathen. James stellte sich ein, war aber sehr blaß und niedergeschlagen, nahm keinen Antheil an der sehr geräuschvollen Heiterkeit — ländliche Hochzeiten sind in Irland gewöhnlich geräuschvoll im ausgedehntesten Sinne dieses Worts — und schien auf nichts von all dem, was um ihn vorging, zu achten. Der Mond stand längst in vollem Glanze am Himmel, als die Braut sich im Geleite ihrer Mutter entfernte und zur Ruhe begab. Der Müller hatte dem Whiskeyglase öfter als gut war zugesprochen und mußte in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit zu Bett gebracht werden. Ann hatte nun hinreichend Muße, über ihr rasches leichtfertiges Thun und den schnöden Treubruch nachzudenken, dessen sie sich gegen James schuldig gemacht, der, wie sie jezt schmerzlich fühlte, im Besitze ihres ganzen Herzens war, obgleich ihre Hand einem andern gehörte. Mittlerweile war der Mond hinter eine schwarze Wolke getreten, und als er das Gemach wieder beleuchtete, sah Ann eine Gestalt zu den Füßen des Bettes sitzen, und als sie ängstlich auffahrend fragte, wer da sey, antwortete eine liebe, bekannte Stimme: „James ist es, Ann; erschrick nicht!“ Ann hielt ihm das Unpassende eines solchen Benehmens und die Folgen desselben für ihren guten Namen vor und mahnte ihn, sich sogleich zu entfernen. „Ich kann nicht, Ann, denn das Herz will mir brechen.“ Ann wurde dringend und drohte, den Ihrigen zu rufen, wenn er nicht wegginge; sie erhielt aber keine andere Antwort, als: „Ich kann nicht, Ann, denn das Herz will mir brechen.“ Endlich sank er erschöpft auf das Bett; Ann stieß einen lauten Angstschrei aus, das Gemach füllte sich plötzlich mit Menschen, welche James leblos, gebrochenen Herzens zu Füßen des Bettes fanden.“

„Alles war jezt Bestürzung, Verwirrung. James wurde in seine nicht ferne Hütte gebracht, und da alle Versuche seiner Verwandten und Freunde, ihn wieder in das Leben zu rufen, vergeblich waren, wurden alle Vorbereitungen zur Todtenwache getroffen. Der örtlichen Sitte gemäß wurde die Leiche auf eine Art Bahre, die unter einem großen Tische stand, gelegt und der Tisch mit einem Tuche bedeckt, welches über die vier Seiten der Tafel niederfiel und die Leiche ganz bedeckte; auf den Tisch wurden Lichter gestellt; Pfeifen, Tabak, eine Horndose mit „Nasenspeise“ und ein steinerner Krug mit Whiskey fehlten eben so wenig wie die »Keeners,« ältliche Frauen, welche von Zeit zu Zeit die dumpfe, wehmüthige und keineswegs unmusikalische Todtenklage anstimmten. Die Todtenwache währte achtundvierzig Stunden; wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten waren die guten Eigenschaften des jungen Mannes der Hauptgegenstand der Unterhaltung, und man kann sich denken, daß der armen Ann dabei nicht in der vortheilhaftesten Weise gedacht wurde. Thränenlos, in sich versunken, stier und stumm, das Herz von Angst und Gram zerrissen, saß die Unglückliche in ihrer Hütte, und nur dann und wann verrieth ein tiefer Seufzer, daß sie noch zu den Lebenden gehörte. In der zweiten Nacht wurde sie vermißt, und da alles Suchen vergeblich war, nahm man an, sie habe den Tod im Bache gesucht. Am folgenden Morgen trafen die Freunde des jungen Mannes Anstalten, seine Leiche zu beerdigen, und als sie das Tuch aufhoben, um den Todten in den Sarg zu legen, fanden sie die arme Ann todt an seiner Seite. Sie mußte einen günstigen Augenblick, wo eine größere Anzahl von Umwohnern in das Gemach getreten war, benuzt haben, um durch die Thüre und unter den Tisch zu gleiten, wo sie ihren Arm unter das Haupt des Todten, den feinigen um ihren Hals gelegt, und so allem irdischen Weh Lebewohl gesagt hatte. Die im Leben getrennten wurden im Tod vereinigt, denn man grub ihnen auf dem Kirchhof an der Höhe dort ein gemeinsames Grab.“

Ich fragte den Führer, ob diese Todtenwachen noch immer auf der grünen Insel üblich seyen, und erfuhr, daß sie in den nördlichen Theilen Irlands, selbst unter der katholischen Bevölkerung, allmählig außer Gebrauch kämen; auch in den westlichen Grafschaften seyen die »Wakes,« wie sie ehedem begangen worden, jezt ziemlich selten und finden in der Regel nur da statt, wo Familien an all dem festhielten, was aus der „guten alten Zeit“ stamme, oder wo der ausdrückliche Wille des Verstorbenen vorliege, oder wo eine politische Demonstration beabsichtigt werde, oder endlich wo die allgemeine Theilnahme an dem Hingegangenen die feierliche Todtenwache fordere. „Ich habe,“ fuhr der alte Bursche mit gesteigerter Lebhaftigkeit in Ton und Geberden fort, „manchem Leichenfest im Süden und Westen der Insel beigewohnt, keines machte aber einen so bleibenden Eindruck auf mich, wie das, welches jenseits des Shannon zu Ehren eines jungen Mannes gefeiert wurde, der an der Spitze einer kleinen Schaar Bandbuben die „Sassenaghs,“ welche zum Schutze eines hartherzigen Gutsherrn abgeschickt worden waren, zurückgetrieben, während des Gefechts aber eine Schußwunde erhalten hatte, an der er acht Tage später starb. Die Nacht hatte mich auf meinem Wege nach Tulsk überrascht und ich freute mich, als ich auf meinem einsamen Pfad über Heide und Moor ein schwaches Licht durch den Nebel glänzen sah. Als ich näher kam, gewahrte ich sogleich, daß hier etwas ungewöhnliches vorgehe. Ich wurde nach dem Woher und Wohin gefragt, und als der rauhe Gesell, welcher mich verhörte, sich überzeugt hatte, daß kein »murdhering proethor,« kein Verräther, vor

allem kein „Sachse“ vor ihm stand, sagte er mir, ich sey weit von meinem Wege abgekommen und würde am besten thun, den Morgen bei „seinen Leuten“ in der Scheune hinzubringen. Nachdem er mir mitgetheilt, wie der „Darlin,“ bei dessen Leiche jetzt seine Freunde wachten, den Tod gefunden, führte er mich in die geräumige Scheune und sprach ein Wort zu meinen Gunsten, so daß ich mich alsbald heimisch fühlte. Am obern Ende der Scheune stand auf einer Brettererhöhung der Sarg, in welchem die in schneeweiße Leinwand gekleidete Leiche lag, das schöne blasse Antlitz des jungen Mannes unbedeckt und von zwei geweihten Kerzen grell beleuchtet. Der Deckel des Sargs war quer über diesen gelegt worden, so daß sie ein Kreuz bildeten. — Auf dem Deckel standen mehrere große Schüsseln, in welchen man irdene Pfeifen, Rauch- und Schnupftabak in Fülle für die Gäste bereit hielt. Sechs Klageweiber saßen um den Sarg und ließen von Zeit zu Zeit den Klaggesang hören. Gruppen von Männern und Frauen saßen die Wände entlang in einer Art Halbdunkel, welches das Schauerliche der ganzen Scene bedeutend steigerte. Der Punschbecher machte dann und wann die Runde und der „Leichenkuchen“ fehlte natürlich nicht. Die ältern Leute, Männer und auch ein Theil der Frauen, rauchten. Die jüngeren flüsterten einander ländliche Zärtlichkeiten zu. Zuweilen erhob sich eine Stimme zum Lobe des „Darlin“ und ließ ein Wort von Rache einfließen, welche an den Rothröcken geübt werden müsse. Gegen Mitternacht wurde für den alten Sackpfeifer, welcher, wie einer meiner Nachbarn sagte, bereits so viel Punsch getrunken hatte, daß ein Fischernachen darin hätte schwimmen können, ein erhöhter Sitz in der Mitte der Scheune hergerichtet und er begann mehrere volksthümliche Weisen, »Alloca a Roon« und »Cush-na-Breeda« u. a. mit großer Kunstfertigkeit zu blasen. Das junge Volk hatte sich um seinen Sitz geschaart, und als nach dem alten Jacobitenlied: »Staka an Varaga« eine heitere Tanzweise laut ward, faßte einer der Bursche eine schwarzäugige Dirne und begann den wirbelnden Tanz. Die andern jungen Leute folgten natürlich dem Beispiele, so daß ich eher bei einer Hochzeit als bei einem Leichenfest zu seyn glaubte. Während die Jugend von dem raschen „Jig“ ausruhte, stimmten die Klageweiber ihren Gesang an, in welchen die tiefen, gezogenen Töne des Trompetenrohrs der Sackpfeife zuweilen einstimmten. War der Gesang zu Ende, so schellten wieder die hohen Töne der Pfeife und der Tanz begann von neuem. In dieser Art ging es fort, bis der Morgen tagte und die Mutter des Verstorbenen mit dem Geistlichen in die Scheune kam und die herkömmlichen Vorbereitungen zur Beerdigung der Leiche getroffen wurden. Da ich diese nicht abwarten konnte, drückte ich dem wilden Gesellen, der mich eingeführt hatte, die Hand und entfernte mich. Später erfuhr ich, daß eine gerichtliche Untersuchung über die Vorgänge, welche den Tod des jungen Mannes herbeigeführt hatten, angestellt wurde, die jedoch ohne Ergebniß blieb; denn,“ schloß der alte Bursche mit einem höhnischen Lächeln, „wir Iren fragen bekanntlich lieber als wir antworten.“

Die Ruinen des Kirchleins an der Höhe boten nichts Interessantes; das kleine Gotteshaus war augenscheinlich nach der Zerstörung der Abtei gebaut worden und hatte ohne Zweifel die durch die Kriegsgreuel verjagte katholische Bevölkerung des Thals wieder um seinen Altar versammelt. Die eisenfesten Wurzeln eines Eichbaums in der unmittelbaren Nähe der Kirche ließen meinen Führer, da nirgends eine Spur von einem Glockenthurm sichtbar war, vermuthen, die Glocke sey an einem Aste des Eichbaums befestigt gewesen. Er sagte: „Diese »bell trees,« wie man sie nennt, waren in frühern Tagen nicht selten an der Seite von kleinen Kirchen und Kapellen solcher Gemeinden zu sehen, welche die Kosten für die Erbauung eines Glockenthurms nicht erschwingen konnten. In der Nähe von Barris-o'-Kane, in der Grafschaft Tipperary, habe ich selbst noch einen solchen „Glockenbaum“ neben den Trümmern einer alten Kirche gesehen. Jahrhunderte mit ihren Stürmen und Wettern hatten ihm arg mitgespielt, dennoch galt er bei der einfachen Bevölkerung der Umgegend noch immer für eine Art Heiligthum und niemand wagte es, einen Zweig davon abzureißen oder einen Span wegzuhauen, denn die Sage ging, das Haus, in welchem man ein Stückchen seines Holzes anzünde, gehe in Flammen auf.“

Ich wollte vor dem Kirchlein, wo ich die Ruinen der Abtei in ihrer ganzen Ausdehnung noch einmal in das Auge faßte, den Führer entlassen und meinen Weg den Mattock entlang bis zu seinem Einfluß in den Boyne fortsetzen; der wackere Bursche bestand jedoch darauf, ich müßte ihm noch auf den Gipfel der Höhe folgen, um einen Blick auf die merkwürdigen Punkte der Umgegend zu werfen. Nach zehn Minuten hatten wir den Grat der Hügelkette erreicht und der Führer hatte Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten zweier Grafschaften, welche theilweise vor mir ausgebreitet liegen, zu bethätigen. „Jener Hügel, der uns die Aussicht auf den irischen Kanal verhüllt,“ begann er, „ist Slane-hill und die stolze Thurmruine, welche ihn krönt, gehört nebst den Resten der davor stehenden Kirche der glänzendsten Periode in der Geschichte der heiligen Insel an. In herrliches, trotz der späten Jahreszeit noch frisches Waldgrün gehüllt, scheint dieser riesige Bau trauernd auf das weite Land niederzuschauen, dessen Kinder er der Freiheit und Selbstständigkeit beraubt, wegen ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter verhöhnt und verfolgt, zu Tausenden aus den heimischen

Digitized by Google

Glens, von den grünen Ufern ihrer Flüsse und Seen in fremde Welttheile verschlagen sieht. Wenn die in unsern alten Chroniken erwähnte Sage nicht trügt, so ist die Abtei von Slane schon im fünften Jahrhundert gegründet worden, und König Dagobert hat seine Erziehung in ihren Mauern erhalten. Jene Höhen zu unserer Rechten sind die Collonhügel; einst prachtvoll bewaldet, dann lange Zeit, wie so viele Höhenzüge unserer Insel, ihres grünen Schmuckes beraubt, gleichen sie jezt wieder einem reizenden Park mit frischgrünen Glens und rauschenden Bächlein, mit schattigen Lustgängen und zierlichen Cottages, die ganz in Rosenduft gehüllt sind. Weiter rechts glänzt das Silberband des Mattock, der sich zwischen jenen grünen Abhängen in den Boyne ergießt. Nicht weit von jenem lichten Streifen, der den Lauf des hinter jenen Höhen in das Meer fließenden Boyne bezeichnet, finden sich die druidischen Denkmäler, die dänischen Hügelgräber, hohe Wallgräben, hinter denen bald fremde Eindringlinge, bald die bedrängten Landessöhne Schutz suchten, die merkwürdige Höhle oder Grotte, New Grange genannt, und manche andere Sehenswürdigkeiten, unter denen ich vorzüglich der an dem Ausgang jenes Wiesenglens hervortretenden Hütte gedenken will, in welcher einer unserer trefflichsten Dichter und Harfner, Turlogh O'Carolan, von dem Volke „der Feenharfner" genannt, weil er mit Vorliebe an den stillen, heimlichen Orten weilte, wo, wie man allgemein glaubt, die Feenkönigin Hof zu halten pflegt, längere Zeit gewohnt hat. Wie alle unsere Barden führte er ein wanderndes Leben, so daß man kaum mehr von seinem äußern Daseyn weiß, als daß er in dieser Grafschaft — in einem Dörfchen bei Nobber — geboren, in seinem achtzehnten Jahre durch die Blattern seines Augenlichts beraubt wurde, den Süden und Westen der Insel im späteren Alter seiner Heimathgegend vorzog, in seinem siebenundsechzigsten Jahre — 1737 — zu Alderford starb und von einer unzählbaren Menschenmenge, namentlich von sechzig Geistlichen, zur lezten Ruhestätte begleitet wurde, ein Beweis, daß er als Mensch in eben so hoher Achtung stand wie als Dichter, Tonsezer und Harfner. So lange die Musik ihren Zauber auf das Herz des Iren übt, werden Carolans Lieder und Weisen mit stets neuem Entzücken gehört werden."

Als ich mich von dem wunderlichen alten Manne trennte, ließ er die überschwinglichen Segenswünsche laut werden, zu denen man überall in Irland wie in Italien für wenige Kupferstücke kommen kann, wie mir denn tagtäglich hier die Aehnlichkeit zwischen den untern Volksklassen der smaragdnen Insel und Hesperiens augenfälliger wird: dieselbe herzliche Gutmüthigkeit, dieselbe Gastfreiheit, dieselbe Redseligkeit und Redefertigkeit, dieselbe höfliche Zuvorkommenheit, wenn man ihnen in gleicher Weise entgegen kommt, dieselbe kindliche Neugierde, dieselbe Neigung zur Mildthätigkeit selbst bei den beschränktesten Mitteln, dasselbe Behagen an dem dolce far niente, derselbe Mangel an Reinlichkeitssinn und dasselbe heiße Blut, das den Italiener im Nu zum Dolch, den Irländer zu seinem Shillelagh oder zu seiner Donnerbüchse greifen läßt, während in beiden Ländern Mord und Gewaltthat von dem großen Haufen in ziemlich gleicher Weise leicht hingenommen und die Schuldigen der strafenden Gerechtigkeit oft durch verabscheuungswerthe Mittel, z. B. Meineid, entzogen werden. Auch als Matrose und auf einer stürmischen See gleicht der Irländer dem Italiener, d. h. beide sind fast gleich werthlos und versprechen wohl im Augenblick der Gefahr dem h. Antonius eine Kerze, „so dick wie der große Mast," um, wenn die See wieder glatt ist, ihren Heldenmuth dadurch zu bethätigen, daß sie behaupten, sie steckten dem Heiligen kein Schwefelhölzchen an, da er sie in so große Angst gebracht habe. Endlich sey eines Vorzugs gedacht, dessen sich beide Nationalitäten rühmen können, der Mäßigkeit nämlich; beide begnügen sich mit der einfachsten Kost und man kann, wie in Italien so jezt in Irland — man hat dieß, wie ich höre, den Bemühungen der Mäßigkeitsvereine zu danken — wochenlang nach allen Richtungen reisen, ohne einen Betrunkenen zu Gesicht zu bekommen.

Während ich den einsamen Pfad, welcher von dem Kirchhof an den Mattock hinab führt, verfolgte, begann die Sonne, welche sich den ganzen Tag in ein dichtes nebelgraues Gewand gehüllt hatte, ihre Abendtoilette zu machen. Sie warf die dunkle Wolkenhülle zurück und zeigte einige Augenblicke ihr glänzendes Antlitz, kleidete sich dann in leichten Duftflor, den sie mit Gold und Purpur säumte, lehnte ihr müdes Haupt auf eine schwarze Wolle und —

„jez lächelt sie zum lezte mol,
jez sait sie: Schlofet alli wohl!"

Ich beschleunigte meine Schritte thalab, um vor dem völligen Einbruch der Dunkelheit eine Unterkunft für die Nacht zu finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Kunstausstellung.

Seit vier Wochen ist die alle zwei Jahre wiederkehrende Kunstausstellung in den Sälen der Akademie der Künste eröffnet. Ein Wanderung durch dieselbe gewährt einen erfreuenden Genuß. Denn obgleich viel des Mangelhaften, Verfehlten und Mißlungenen sich unter den etwa anderthalbtausend ausgestellten Arbeiten befindet, so enthalten die Säle doch auch nicht eben wenige Werke, die einen wahrhaft befriedigenden und erhebenden Eindruck hinterlassen.

Obenan in der Wirkung stellen sich zwei Bilder, das Werk eines Deutschen und das Werk eines Belgiers: des Düsseldorfers E. Leutze Uebergang Washingtons über den Delaware, und des Brüsselers Gallait Zigeunerpaar, jenes die Krone der Geschichtsbilder, dieses ein Juwel unter den Genrebildern. — Das Leutze'sche Gemälde ist von mächtig erhebender Wirkung, das geschichtliche Motiv folgendes. Im December des Jahres 1776 fehlte es dem Heere Washingtons fast an allem, was einem Truppenkörper im Felde und bei harter Kälte nothwendig ist. Die rauhen Stürme des Nordens, zahlreiche Erkrankungen durch Entbehrung und schlechten Schutz gegen den Frost warfen den Tod in die Reihen der Amerikaner. Nur wenige Tage noch war man vom Schlusse des Jahres entfernt, und mit dem Beginn des neuen erlosch die Verpflichtung vieler angeworbenen Soldaten. An Mitteln, andere zu werben, gebrach es. In diesem kritischen Augenblick forderte Amerika von seinem Feldherrn eine entschiedene That, und er vollführte eine solche auf glorreiche Weise. Mit seinem zusammengeschmolzenen Heere erzwang er sich durch das Treibeis des reißenden Delaware eine Passage, überfiel am frühen Morgen unerwartet eine aus verkauften Hessen bestehende Abtheilung der britischen Armee, welche zu Trenton im Quartier lag, schlug sie, nahm ihrer gegen tausend gefangen und zog sich mit fast wunderbarer Schnelligkeit wieder über den Delaware zurück. Der Schlag war entscheidend. Jubel und Ermuthigung bei den Amerikanern, die kaum einen Verlust erlitten hatten, neues Vertrauen auf den mannhaften, entschlossenen, thatkräftigen Führer, und tiefe Entmuthigung des Feindes waren die unmittelbaren Folgen des kühn errungenen Sieges, die günstige Wendung des Kriegs für Amerika sein mittelbares Ergebniß. Betrachten wir nun die Darstellung, welche der Künstler dem gewichtigen Akte gab, so überrascht zuerst das Verhältniß der aufgewendeten einfachen Mittel zu der fesselnden Gewalt des Eindrucks. Wir blicken den breiten Delaware hinauf und sehen eine Reihe von starkbemannten Booten sich von einem Ufer zum andern bewegen zwischen großen Eisschollen, welche mit Rudern und sonstigen Werkzeugen aus dem Wege geräumt werden müssen. Im vordersten Boote, dem einzigen, das dem Vorgrunde angehört, steht aufrecht Washington, den einen Fuß auf eine Bank gestemmt, in der Hand das Fernrohr, und mit gespannter Erwartung auf die Feuerzeichen des feindlichen Lagers blickend. Alles andere im Bilde, auch die zahlreiche Mannschaft des Feldherrnbootes, die trefflich und in den wahrsten Stellungen und Bewegungen dargestellten Schiffer, welche gegen das Eis ankämpfen, ist eigentlich nur Staffage der Hauptfigur und zieht das Auge nicht von dieser ab. Denn keine von allen andern Figuren macht für sich einen Anspruch, über die Situation hinaus selbstständig zu gelten, alle sind nur Werkstücke zu dem einen Zwecke, dessen Gedanke in dem Haupte Washingtons lebt. Aber wie sich die ganze Bedeutung der Handlung in dieser einzigen Person vereinigt, so tritt sie auch an ihr mit einer geistigen Macht hervor, welche unwiderstehlich zum Geiste des Beschauers redet. Einfach und schlicht steht der Held da, den Mantel übergeworfen, doch vorn offen, um dem Arme Freiheit zu lassen, wenn er das Glas zum Auge führen will. Aber welche Spannung in der Richtung des Körpers, in dem charaktervollen Antlitz! Welche Energie des Wollens und des Beobachtens, und zugleich welche ruhige, feste Gehaltenheit! Es ist ein Meisterwerk im vollsten Sinne des Worts, wie hier das Verständniß eines großen Charakters — nein, wie dieser große Charakter selbst mit überzeugendem Leben von der Leinwand zu uns spricht. Daß hier und da das Gemälde noch unvollendet geblieben, würden wir kaum bemerken, wenn es der Katalog nicht sagte.

Ein geistiges Leben anderer Art, aber in seiner Weise nicht minder tief und warm, weht uns aus dem wunderschön gemalten Bilde von Gallait entgegen. An einem einzeln stehenden Felsstück auf weithin gedehnter Heide hat sich ein jugendliches Zigeunerpaar niedergelassen. Das junge Weib sank vor Ermattung zu Boden, ihr blutender Fuß erzählt von einer langen, beschwerlichen Reise. Die Cither im Arm blickt der Mann sitzend auf sie herab und lockt durch sanfte Akkorde den Schlummer auf ihr heißes Auge. Schon haucht die Dämmerung des Halbschlafs durch die weibliche Gestalt, aber unwillkürlich noch zuckt die linke Hand nach dem kranken Fuße. Wie mild und liebevoll beugt sich der Gatte über die Leidende, aus deren geschlossenem Auge noch die Thräne quillt, wie wahr, wie schön athmet Mitgefühl durch sein Antlitz und seine Gestalt, und wie fern doch ist der ernsten Rührung, die uns ergreift, jede Beimischung von Sentimentalität! Der Künstler hat es verstanden, dem leidenden und mitleidenden Ausdruck des Paares zugleich jene Herbigkeit des entschlossen ertragenen Trauerlooses zu verleihen, wodurch

der Eindruck seines Bildes ein rein tragischer wird. Nichts von Verzärteiung, nichts von abschwächender Idealisirung in Form und Kolorit, sondern die volle Kraft realer Wahrheit.

Unter den beachtenswerthen Bildern mit geschichtlichem Gegenstande nimmt auch Schraders Tod Leonardo's da Vinci, von dem ich Ihnen schon in einem früheren Briefe eine Schilderung entworfen, eine ehrenvolle Stelle ein. Nicht geringeres Interesse erregt Kretzschmar's Prinz Waldemar von Preußen in der Schlacht von Ferozesha gegen die Shiks, über das ich ebenfalls schon früher Ihren Lesern berichtete. Neu ist Adolf Menzels Concert auf Sanssouci im Jahre 1750, ein historisches Genrebild, das durch geistvolle Composition und meisterhafte Charakterisirung den Werken Leuze's und Gallait's ebenbürtig ist, ja sie in diesen Eigenschaften übertrifft, wenn es auch jenem an Mächtigkeit des historischen Eindrucks, diesem an Fülle und Schönheit der Farbe nachsteht. In der Mitte des Bildes sehen wir den jungen König Friedrich den Zweiten von Preußen am Notenpult die Flöte blasen. Auf einem Clavier ihm zur Seite begleitet ihn Philipp Emanuel Bach, auf Saiteninstrumenten der Kapellmeister Benda und einige andere Kammermusiker. Weiter rechts lehnt Quanz, des Königs Lehrer, aufmerksam horchend an der Wand. Links im Vorgrunde Graf Gotter, Baron Bielfeld, Kammerherrn, in lebhaft an den Tag gelegter Theilnahme, weiter zurück Maupertuis, dessen Ohr die Töne nur aufzufangen scheint, um sie wieder abzustoßen. Seine Blicke schweifen an der Decke und scheinen an den Malereien des Plafonds oder an der Architektur des Gesimses ästhetische Studien zu machen. Neben ihm in musikalischer Erregung der jüngere Graun. Alle bisher genannten Personen, mit Ausnahme des Spielers am Clavier, stehen. Im engeren Halbkreis um den König sitzen dessen Schwestern, die Prinzessin Amalie mit dem runden, vollen Gesichte, das an den stämmigen Bau Friedrich Wilhelms des Ersten erinnert, und die Markgräfin von Baireuth, eine feine, schmächtige Gestalt mit geistiger Blässe im Antlitz und melancholisch gedankenvollem Ausdruck des Auges, das mit dem Blicke innigster Theilnahme auf dem geliebten Bruder ruht. Einige Hofdamen vervollständigen die Gesellschaft und ein leerer Platz auf dem Sopha neben der Markgräfin von Baireuth deutet die Stelle an, wo der König zu sitzen pflegt, wenn er selbst nicht musicirt. Sämmtliche Personen sind lebenstreue Bildnisse; Friedrich ist in voller Hingabe an die Töne, welche er dem Instrument entlockt, zugleich in männlicher Frische und geistvoller Genialität aufgefaßt. Das Ganze versetzt uns mit zauberhafter Gewalt in jene Zeit und in die Atmosphäre des damaligen Hofes von Berlin, zeigt uns den Kunstenthusiasmus des Königs, der sich zum Theil auch auf seine Umgebung erstreckte, zum Theil aber auch durch die musikalischen Cirkel eine gewisse Tyrannei ausübte, wie jedes Vergnügen, zu dem wir gezwungen werden. Wenigstens den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Maupertuis, scheint der Künstler geflissentlich als einen geistig Abwesenden bezeichnet zu haben, dessen Gedanken mit etwas ganz anderem beschäftigt sind als mit de.. was er hört. — Das Bild ist ein neues Zeugniß der originalen Schöpferkraft Menzels. Er verbindet in seiner Auffassungsweise der Personen wie der Situationen das Pikante im besten Sinne mit den strengsten Grenzen der Wahrheit und der vollendetsten Korrektheit und ist durch und durch ein deutscher Maler. Man sehe nur, wie alles auf seinem Bilde sich natürlich bewegt, wie die Gruppen sich schließen, als könnte es gar nicht anders seyn.

Mitten in das Getöse des dreißigjährigen Krieges versetzt uns L. F. Lessing mit seinen „Schützen, die einen Paß vertheidigen.“ Wir haben einen Engpaß vor uns, den eine Schaar trefflich bewaffneter Schützen von der Höhe einer Felsenplatte vertheidigt. Im Grunde bemerken wir Reisige, auf welche die tödtlichen Geschosse gerichtet sind. Diese sehen wir blitzen, und gewiß wird keine Kugel ihr Ziel versehlen, denn die Männer legen mit unerschütterlicher Sicherheit ihre Büchsen an und nehmen die Menschenleben in der Tiefe mit Kaltblütigkeit auf's Korn. Unter dieser Ruhe aber zuckt doch ein mächtiger Grimm, der sich auch dem bewaffneten Weibe mittheilt, welches zur Seite den gefangenen und gebundenen Ritter bewacht. Die Gruppe ist im knirschenden Zorn des Gefesselten wie in der von Haß durchdrungenen, gespannten Aufmerksamkeit des Weibes von kraftigem Eindruck. Nicht minder belebt sind die Gruppen der Männer im thatsächlichen Kampfe, in der Beobachtung desselben, im Erschwingen einer höheren Felsenkuppe, von der aus sie ihr todbringendes Werk fortsetzen wollen u. s. w. Die Situation spricht sich in jeder Hinsicht charakteristisch aus, und wenn wir die brennende Burg im Hintergrunde zu dem Gefangenen, wie zu dem Haß seiner Wächterin in Beziehung setzen, so unterliegt es für uns keinem Zweifel mehr, daß wir es hier mit einem Ständekampf, mit einer jener socialen Episoden des großen Glaubenskrieges zu thun haben, in denen sich der Arm des Landmanns gegen den adeligen Herrn bewaffnete. Die Wildheit des Kampfes, das historische Kostüm, der Felsen und die ihn bedeckende Vegetation, jede einzelne Gestalt in ihrer selbstständigen Thätigkeit, der von Einer Stimmung oder doch sehr verwandten Stimmungen durchglühte und wieder an individuellen Charakterzügen so reiche Wechsel im Ausdruck der Köpfe, alles verräth den Meister, den das deutsche Volk vor allen zu feiern berufen ist als den Verherrlicher der größten deutschen That, der Reformation.

Ziehen wir uns aus den Wettern des Krieges zurück in die heimliche Stille des gemüthlichen Daseyns und des Friedens, wer kann uns dann anmuthigere Augenblicke bereiten als F. E. Meyerheim mit seinen reizenden, graziösen Genrestücken? Seine „Morgenstunde“ zeigt uns das Erwachen eines nackt im Bette kugelnden Säuglings, mit dem die jugendliche Mutter schäkert; ein ungemein liebliches Bild. Wie das kindliche Lachen des Kleinen Antlitz verklärt, ist unnachahmlich wiedergegeben. Auf einem andern Meyerheim'schen Bilde ertheilt die Großmutter einem kleinen Mädchen Unterricht im Stricken. Mit Wangen, die der Eifer röthet, das Knäuel mit heißer Aufmerksamkeit drückend, schaut die lernbegierige Schülerin auf der Alten kunstfertige Hände. Nicht immer gedeiht das Werk der Belehrung so friedlich und schmerzlos; daran erinnert uns ein drittes Bild desselben Künstlers. Aus einer Dorfschule treten die Schüler, Knaben und Mädchen, in's Freie, unter ihnen ein trotzender

Digitized by Google

Junge, der sich heulend den Rücken reibt und auf die tröstenden Worte seines Kameraden nicht hören will. Sämmtliche Meyerheim'sche Bilder, auch der Kirchgang im Dorfe, sind so einfach im Gegenstande, daß eben allein in der poetisch gemüthvollen Auffassung und der wundervoll zarten und sauberen Ausführung ihr hoher Reiz besteht. Man hat wohl nicht ganz unrecht, wenn man dem Künstler einwirft, daß z. B. in einem Dorfe schwerlich lauter so allerliebste, wahrhaft schöne Kinder sich finden werden wie auf seiner Dorfschule; aber dann hat er das Recht, zu erwiedern, er wolle nun einmal nur das Schöne sehen. Und Niemand wird bestreiten wollen, daß jede einzelne Meyerheim'sche Gestalt in sich selber die vollste Lebensfähigkeit trägt, daß alles, was der Staffage angehört, in überraschend realer Wahrheit erscheint, und daß in allem anziehenden Detail es immer die menschliche Beseelung bleibt, welche vor seinen Bildern unsere Theilnahme fesselt.

Unter den Genrebildern zeichnen sich ferner aus Bilder von Ludwig Burger, G. Flüggen, Louis v. Hage, Karl Hausmann (aus Hanau, in Paris), Meyer von Bremen, Hasenclever, Rud. Jordan, Steffeck und andern. Burgers Scene aus dem Mittelalter, ein dickbäuchiger Pfaffe auf einem Esel und ein spindeldürrer Ritter mit der Laute im Arm auf magerem Roß, beide von einer „Razzia" auf Lebensmittel kommend und einander im Korn begegnend, ist eine glücklich ausgeführte Satire auf den Geist des Mittelalters und seiner bevorrechteten Stände. Flüggens Erbschleicher, drei Jesuitenpatres, welche eine Sterbende zur Abtretung ihres Vermögens halb überreden, halb zwingen, darf man höher stellen, als derlei Tendenzbilder häufig zu stehen pflegen. Es ist Maß im Ausdruck darin, Verständniß seelischer Zustände, und in der Malerei eine feine Technik. Ein geniales Bild würde ich die Pariser Gamins von Hausmann nennen, hätte sich der Künstler nicht allzu sehr dem Schmutze in der Farbe hingegeben. Auf dem Straßenpflaster spielen zwei Jungen Karten, und jeder sucht den andern zu überlisten, während mehrere Knaben zuschauen. Die Verschmitztheit, Schlauheit, sittliche Verkommenheit und körperliche Verwahrlosung in ihren Physiognomien, ihren Gebärden, Stellungen, Anzügen, ist mit meisterhafter Wahrheit wiedergegeben, aber selbst der Schmutz läßt sich so malen, daß nicht, wie es hier der Fall ist, das Bild selber schmutzig erscheint.

Unter den Landschaften können wir dießmal unserem Hildebrandt den Preis nicht zuerkennen, wenigstens nicht für sein „Nilufer," das er wieder mit feurigen Kohlen gemalt hat, um die Gluth eines egyptischen Sonnenuntergangs darzustellen. Möglich, daß ein solches Phänomen sich dort zuweilen ereignet, aber die extremsten Erscheinungen der Natur sind nicht immer die schönen und malerischen Momente derselben. Wie ganz anders und tiefer fesselt uns Max Schmidt durch seine Tetralogie: Morgen, Mittag, Abend und Nacht! Auch hier ist es wesentlich die Stimmung in Luft und Licht, was unsere Sinne zuerst ergreift, aber was uns dann innig befriedigt und erfreut, ist zugleich das edle Maß der Wahrheit und die reiche, schöne Formbildung, in der sich die Natur ergeht. Bei Hildebrandt vernichtet der hervorstechende Farbensinn fast allen Sinn für schöne Form und treibt sein Talent in einseitige Virtuosität und in das Effekthaschen des Koloristen; Schmidt dagegen verbindet mit tiefer, warmer Farbe einen wahrhaft klassischen Sinn für die natürliche Anmuth der Landschaft, für die schöne Gestalt des irdisch Festen, für das eigenthümliche Leben der Pflanzenwelt. Pape's Vierwaldstädter See, mit dem letzten Scheidekuß der Sonne auf den Wipfeln hochstämmiger Fichten, stellt sich den Werken von Max Schmidt mit ähnlich poetischer Wirkung zur Seite. Vortreffliche Arbeiten sind ferner Bellermann's Abend an der Küste von Laguayra (Südamerika), Graebs Theater von Taormina, Triebels Eichenlandschaft und zahlreiche andere, deren Aufzählung ermüden würde. Bilder, namentlich aber Landschaften, muß man sehen. Der Baumschlag, die Beleuchtung, die Spiegelungen im Wasser, die kecke oder sanfte Formation der welligen Hügel oder himmelanstrebenden Gebirge und hundert andere Dinge, die eine Landschaft interessant machen, lassen sich schlecht erzählen.

Zu den Kabinetsstücken der Ausstellung gehört noch ein herrliches Architekturbild von Aurel Robert: innere Ansicht der Markuskirche von Venedig. Bildnisse von Begas, Magnus, Krüger, Richter, Aerons u. a. füllen ganze Wände, sind zum Theil Meisterwerke in ihrer Art und erwecken die Theilnahme des Publikums nicht minder durch ihre Gegenstände: Berühmtheiten aller Gesellschaftsklassen, hochstehende Persönlichkeiten, würdige Männer, schöne Frauen. Eines der vollendetsten Bildnisse ist das der Prinzessin von Preußen, von Winterhalter gemalt. Blumen- und Fruchtstücke von Elise Wagner, Erdm. Schulz, St. Jean in Lyon, Thierstücke von Pistorius, Steffeck, Verboeckhoven, Backhuyzen vervollständigen endlich den Kreis der Meisterschöpfungen auch für diese besonderen Gattungen der Malerei. Kurz, die Ausstellung reiht sich den besten an, welche ich in den Sälen der Berliner Akademie zu sehen Gelegenheit hatte, und liefert namentlich das erfreulichste Zeugniß von dem bewußten und glücklichen Weiterstreben der deutschen Kunst.

Digitized by Google

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Adam. — Berlioz. — G. Sand und die Montagskritiker.

Unter den Tonsetzern, deren fromme Schöpfungen die Feuerprobe der ersten Aufführung in St. Eustache bestanden, treffen wir auch Adolph Adam, den musikalischen Schöpfer des Postillon von Lonjumeau. Der Mann, der durch seine bekanntesten und beliebtesten Erzeugnisse dem Publikum als eine Art Paul de Kock der Oper vorschwebt, hat sich auch an die heiligsten Mysterien der Messe gewagt, und der glückliche Meister, dessen Singspiele für die zuchtlosesten Maskenbälle eine Fundgrube lüsterner Motive geworden sind, hat den Aufschwung der Gemüther bei dem Sanctus, den Wiederhall von dem Jubel der himmlischen Heerschaaren und die Schauer der gläubigen Seelen bei Emporhebung der Hostie und des Kelches in dem Idiom eines Palästrina, Mozart und Orlando Lasso zu veranschaulichen unternommen. Weit entfernt, daß hieraus sich ein Aergerniß ergeben hätte, fand die Kühnheit des vielseitigen Künstlers Anerkennung und die Kritik zeigte sich im Ganzen nachsichtig gegen sein Werk. Adams Talent und Name waren mit den Schicksalen der sogenannten komischen Oper in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert eng verwachsen, und wenn auch andere Größen auf dieser Bühne neben und selbst über ihm glänzten, so schien doch keine derselben so ganz wie er ihr anzugehören. Durch ihre Faßlichkeit und ihren komischen Gehalt waren seine Melodien ein der Masse sehr willkommener Ohrenschmauß und seine Arbeiten standen in hohem Ansehen an der Kasse. Auch den feineren, gebildeten, heikleren Liebhabern wollte er es recht machen, und seine Sennhütte, dem äußern Umfang nach wohl das unbedeutendste seiner Singspiele, ist in der That durch Frische und Grazie eine wahre Perle, deren Verdienst selbst die schwierigsten Kunstrichter nicht zu verkleinern suchten. Seitdem hatte er strichweise diese Ader des höheren Frohsinns wieder gefunden; aber eins in's andere gerechnet, schien doch die gemeine Lustigkeit seine Hauptstärke und seine Muse eher eine Prinzessin der Chaumière oder eine beleibte rothbackige Hausmagd, höchstens eine feiste, blühende Pächterin, als eine schlanke Hirtin der Pyrenäen oder eine Fee der großen Welt. Man gab ihm zu, daß er eben so viel Leben und Bewegung, eben so viel Geschick und Reichthum an musikalischen Einfällen besitze als der Tondichter des Fra Diavolo und des schwarzen Domino, allein man meinte, Auber habe zu alle dem etwas Edles (un cachet de distinction), was Adam abgehe: ein Urtheil, das zwar so richtig ist, daß es wohl von niemanden bestritten wird, aber auffallenderweise im Widerspruch mit dem äußern Erscheinen der beiden Männer steht, indem Adam eher eine aristokratische, Auber eher eine plebejische Miene und Haltung hat.

Einen erfolgreicheren Versuch, sich über die gewöhnliche Linie seiner Naturanlagen zu erheben, hat Adam durch sein neuestes Werk gemacht, das im Laufe dieses Monats auf der dritten Opernbühne, auf dem noch nicht amtlich unterstützten Théâtre lyrique zum erstenmal gegeben wurde. Das Textbuch ist ein morgenländisches Mährchen, das nach den Recepten der französischen Theaterküche dramatisirt, mit einer Sittenlehre ausgestattet, durch allerlei Brimborium den alten Gemeinplatz erneut, daß die Verwirklichung unserer Wünsche von Ehren und Würden, Pomp und Schimmer oft nur eine Enttäuschung und die Sehnsucht nach unserem ersten Zustande hervorruft. Es ist eine ernste, jedoch nicht langweilige Kinderei, welche die Mühe einer Nacherzählung nicht verlohnt. Ein Gänseblümchen mag wohl durch allerlei verborgene Merkmale von dem Gänseblümchen, das neben ihm steht, sich unterscheiden, allein es wird keinem vernünftigen Menschen einfallen, diese Unterschiede nachzuweisen. Die morgenländischen Mährchen mögen sich von einander so gut unterscheiden als die Gänseblümchen, aber ich halte es für überflüssig zu entwickeln, wodurch sich dieses oder jenes von ihnen kennzeichnet oder auszeichnet. Genug wird es seyn, wenn ich sage, daß Adam über diese Geschichte des fernen Ostens eine sehr hübsche abendländische, geistreiche, gefällige und durchaus nicht gemeine Musik geschrieben hat, die in das sonst größtentheils von der plebejischen Einwohnerschaft der anliegenden Stadtviertel besuchte Theater die Bevölkerung der reichsten, gebildetsten und vornehmsten Theile von Paris zu führen anfängt. Dieser Triumph ist für Adam gleichsam eine Feier der Verjüngung, denn Adam hat graue, ja weiße Haare; er ist mit Auber unter den französischen Tonsetzern den Jahren nach einer der ältesten, der schöpferischen Kraft noch immer nach einer der jüngsten. — Adam ist auch als musikalischer Kunstrichter sehr geschätzt und seine Urtheile sind anspruchslos gefaßt, aber wohl begründet, gleich frei von belletristischem Flitter und pedantischem Prunk mit gelehrten Fachworten, dem großen Publikum eben so zugänglich als seine Melodien, und dabei durch den Ton der Aussprüche und das Maaß in der Form des Lobs und der Rüge untadelhaft gehalten. Er sticht in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft gegen Berlioz ab, der im Journal des Débats das musikalische Scepter schwingt. Berlioz ist in der Kritik seiner Kunst, was er in der schöpferischen Ausübung derselben ist, ein energischer, scharfer, gut gerüsteter, aber kalter und

der Zeugung unfähiger Geist, der wie Alfieri durch sinnreiche Mühe seine natürliche Unfruchtbarkeit zu überwinden trachtet. Er konnte daher wegen seiner Tondichtungen gepriesen, bewundert werden, und sein Verdienst konnte einige Augenblicke selbst der Menge, die sich manchmal aus Eitelkeit Empfindungen einredet und aufdringt, Kundgebungen des Beifalls entreißen, aber der Herzen konnte er sich nicht bemächtigen; er mochte begriffen werden, allein er wird nicht gefühlt; wie eine Leiche lassen sich vielleicht seine Werke bei der Zergliederung wegen des kunstreichen Baus anstaunen, aber sie lassen sich nicht lebendig genießen und man kann sagen, sie haben nie gelebt, sie waren stets nur leibliche Mechanik und hatten niemals eine Seele. Als Kritiker entfaltet er dieselben Eigenschaften wie als Tondichter, allein sie thun ihm hier ungleich bessere Dienste; der spitze, eindringende, einschneidende Verstand kommt in dem Style seiner kritischen Polemik häufig als treffender Witz und lichtvolle Entwicklung zum Vorschein, und die Energie seines Temperaments gibt sich in dem Reliefgepräge seiner charaktervollen Schreibart zu erkennen. Allein der Mangel an Leichtigkeit im Hervorbringen, die Armuth an Quellen in seinem Innern wird durch die Schattenseiten seiner literarischen Leistungen auch bestätigt. Er ist nur zu oft gesucht und absichtlich; seine Scherze sind manchmal glücklich und schießen frei aus dem Verstecke des Humors hervor, meist aber scheinen sie mit Anstrengung abgedrückte Pfeile, und seine Bosheit sieht nicht wie Muthwille, sondern wie Aerger aus. In der ernsten Darlegung seiner Ideen und Meinungen ist Berlioz gewöhnlich klar, kräftig, stets darauf bedacht, seine Ansicht auf sein Wissen zu stützen, hie und da schlagend, mitunter jedoch sophistisch und paradox; er kokettiert mit seinem persönlichen Dafürhalten und prahlt mit technischem Kram und allerlei anderem Erwerb. Er ist hierin das schnurgerade Gegentheil Adams, der sich streng an die praktische Seite des Gegenstandes hält, der ihm vorliegt, und den lyrischen, ästhetischen, historischen Ausflügen nur so viel Recht und Raum zugesteht, als es die Sitte des Feuilletons strikt und gebieterisch fordert. Er gleicht hierin seinem Collegen Eduard Thierry, der in demselben Blatte wie er, in der Assemblée nationale, die dramatische Wochenkritik in Händen hat. Eduard Thierry geht, ohne Seitensprünge, Citate und Boudoirpredigten, wie Jules Janin, ohne exotisch phantastisches Arabeskengewühl, wie Theophile Gauthier und seine Gesellen, auf die Neuigkeiten, welche die Woche seiner kritischen Feder überliefert, oder die älteren Stücke, die sie wieder an's Licht gezogen, gewissenhaft und mit achtsamem Geiste ein, hebt scharfsinnig die Schwächen und Vorzüge derselben heraus, sieht vor allem auf die Elemente der dauernden Wirkung, schreibt schmucklos, würdig, korrekt und ist daher, wenn auch nicht der gelesenste, was gerade diese Tugenden unmöglich machen, doch der gediegenste Vertreter der Pariser dramatischen Kritik.

Die Matadore sowohl als die zwitschernden Sperlinge dieses zunftlosen Schwurgerichts wurden durch einige Ausfälle, die sich eine Person des neuesten Theaterstücks von George Sand gegen das Zeitungsvolk (les gazettiers) erlaubt hatte, in gewaltige Aufregung versezt. Die Befähigung dieser sonst so hochbegabten Dichterin für das Theater ist mir, selbst in der Periode ihres hellsten Bühnenglanzes, immer sehr problematisch vorgekommen und ihre lezten dramatischen Spenden scheinen auch bei den ehemaligen Bewunderern ihrer Comödien ungalante Zweifel über diesen Punkt erweckt zu haben. Diese Zweifel hatten in den Berichten der Wochenfeuilletons über „Pandolfs Ferien," mit denen die geniale Frau so ziemlich Fiasko gemacht, den Charakter sehr offenen Freimuths angenommen, und als nun in dem allerneuesten Stücke der so herb Mitgenommenen einige derbe Bemerkungen gegen die Journalisten an den gespizten Ohren der bei der ersten Vorstellung anwesenden Montagskritiker vorüberschwirrten, da schwoll diesen Herrn, die so empfindlich sind, wie es ein Musensohn oder eine Musentochter nur immer seyn kann, die Galle, und sie schwuren Rache. Dieses Gefühl ward bei ihnen noch erhöht durch die Theilnahme, die das Stück fand, weil die Dichterin darin aus einem Dutzend geöffneter Schleusen falsche Thränen über die Bühne strömen ließ, und namentlich durch die sichtliche Zustimmung, welche die ihnen mißliebige Stelle beim Publikum fand. Die Feindseligkeiten begannen auch richtig den folgenden Montag, und Jules Lecomte, der die Independance belge mit novellistischem Allerlei und allerlei Plauderwerk versieht, eröffnete schon ein paar Tage zuvor das Feuer mit einem offenen Sendschreiben an die Dichterin, in dem ihr, eingewickelt in eine Masse von verzwickten Complimenten und Achtungsbezeugungen, eine Reihe von Sünden gegen den Anstand, gegen den guten Geschmack, gegen den Zeitgeist, gegen ihren eigenen Geist zimperlich und hämisch vorgerückt wurde. Dieser vorläufigen Plänkelei folgte auf der ganzen Linie der Pariser Presse ein allgemeiner Angriff in demselben Style, mit mehr oder weniger Witz und Mark. Die Dame, reizbar wie ein Poet und gereizt durch reizbare, gereizte Richter, durch den Brief von Jules Lecomte außerdem direkt herausgefordert, erwiederte die Schläge, die auf sie gefallen waren, mit einer Erklärung voll Hoffart und voll Hohn; hierauf natürlich neues Halloh, neuer Sturmlauf von Seite der Journalisten, bei dem vorzüglich Janin eine selbst bei ihm außerordentliche Geschwätzigkeit aufbot, und obgleich seitdem keine neuen Streiche geführt wurden, ist der Frieden keineswegs geschlossen, und wenn nicht, was jedoch in Paris sehr häufig, ja alltäglich und höchst wahrscheinlich ist, in der Literatur wie in der Politik, eine geheime Vermittlung die Sache beilegt, so dürfte noch mancher Strauß zu erwarten seyn.

Zeigte die Kritik sich nun gegen die Verfasserin der Indiana und des André so unliebenswürdig und barsch, so erwies sie um so mehr Gunst und Zuvorkommenheit einer andern, gleichfalls gefeierten Dame, die zu andern Zeiten manche harte Züchtigung vom montäglichen Areopag auszustehen hatte. Mlle. Rachel, von ihren einträglichen Künstlerfahrten durch Europa heimgekehrt, begann diesen Monat von neuem den jährlichen Cyclus ihrer kassenfüllenden Vorstellungen. Sie trat, um ihren Einzug in die klassischen Hallen des Théâtre français zu feiern, als Monime in Racine's Mithridate auf, spielte diese Rolle, mit der Racine, möchte man sagen, dem Vorwurfe, er zeichne keine Griechen, Römer und Barbaren, sondern nur Höflinge und Hofdamen von Versailles

Digitized by Google

durch das Bild einer echten Hellenin begegnen wollte, wie gewöhnlich, mit Geschmack, Correktheit des Vortrags und plastischer Anmuth, aber auch ohne jene sittsame Würde, ohne den Verein von Keuschheit und Wärme, welcher dieses edle Geschöpf den sophokleischen Mustern so nahe bringt und ihm da selbst, wo das französische Theater in geringem Ansehen steht, Theilnahme gewonnen und Freunde erworben hat. Monime gefällt namentlich den Deutschen von allen Heldinnen des französischen Theaters am besten, ich habe mich dessen mehrere male persönlich versichert, und ich traute daher meinen Augen nicht, als ich in einer der zahlreichen Pariser Theaterzeitungen die Behauptung las, das Auftreten der Rachel in dieser ruhigen, wahrhaft antiken Rolle sey eine Galanterie, welche die kluge Künstlerin ihren Pariser Stammgästen gemacht habe; denn so feine, so leise und anspruchslose Vorzüge sey nur ein Pariser Publikum zu würdigen im Stande; die rohen Völker an der Spree und der Donau hätten nur für den Ungestüm und die lärmende Furie Sinn, die in den leidenschaftlicheren Rollen Rachels am Platze seyen. Gott, wohin geräth man, wenn man mit vorgefaßten Meinungen blind in die Welt hineinfährt und von dem schwellenden Gedanken ausgeht, daß man das Monopol des attischen Geistes und attischer Feinheit habe, und noch dazu im ausschließlichen Besitz der Innigkeit und des Gemüthes sey!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 24. Oktober 1852.

This is the very ecstasy of love,
Whose violent property foredoes itself,
And leads the will to desperate undertakings.
Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

III.

Die zweite Hälfte des Juni war herbeigekommen und mit ihr die Nördlinger Messe. Diese dauert vierzehn Tage und ist ein Fest für das ganze Ries. Die ländlichen Hausfrauen kaufen sich auf ihr den Bedarf an Kleidungsstoffen, Hausgeräthen und Spielzeug, und an manchem Tag sieht man auf den Hauptplätzen mehr Bauern als Städter. Namentlich ist dieß bei den Hafnern der Fall, wo die klugen Bäuerinnen durch wiederholtes Klopfen die Güte der Geschirre prüfen und an großen und kleinen ein Gemisch von Tönen hervorbringen, daß man ein wahres Concert zu hören glaubt. Hat man gehörig eingekauft, so erquickt man sich an den berühmten Nördlinger Brat- oder geräucherten Groschenwürsten, trinkt Bier dazu oder gar ein Schöppchen Wein, und wandert in der Dämmerung, trotz des gefüllten, wachstuchbezogenen „Donaugretzens," den man zu tragen hat, vergnügt nach Hause. Die Sonntage sind für die „Ledigen," die namentlich am zweiten, der eben deßwegen der „Bauernsonntag" heißt, von allen Dörfern nach Nördlingen strömen, um in verschiedenen Wirthshäusern der Lustbarkeit nachzugehen.

Ludwig hatte acht Tage vergehen lassen, ohne sich um die Messe zu kümmern. Sein melancholisches Aussehen machte die Mutter besorgt und selbst den Alten bedenklich. Als er gar am Bauernsonntag keine Anstalt machte in die Stadt zu gehen, da hielt sich die Mutter nicht länger. Sie nahm eine kleine Rücksprache mit dem Vater, dann ging sie zu Ludwig, der in seiner Kammer war, und redete ihm mit mütterlichem Ernst in's Gewissen: was denn das wäre, daß er gar nicht mehr unter die Leute gehen wolle? Wenn andere ledige Bursche sich lustig machten, sitze er da und sinnire; ob das eine Art sey für einen jungen Menschen? „Da," fuhr sie fort, indem sie einen Beutel voll Kronenthaler aus der Tasche zog, „da nimm, geh nach Nördlingen, mach dir einen vergnügten Tag und laß etwas drauf gehen! Du weißt ja, wir haben's!" Ludwig, den Beutel in Empfang nehmend, sagte mit trübem Lächeln: „Nun gut, Mutter, ich will dir folgen." Das Gesicht der Angerbäuerin erheiterte sich. Sie wußte, daß Eva in der Stadt seyn würde und hoffte, daß die beiden jungen Leute sich treffen, mit einander tanzen und sich vollends verständigen würden.

Ludwig kleidete sich trotz seiner Melancholie festlich an, wie sich gebührte, und schlug nach der Stadt einen weiteren und weniger begangenen Fußweg ein,

der durch Getreidefelder und Wiesen führte. Der Tag war ausnehmend schön und klar. Die Nachmittagssonne schien warm vom Himmel, aber ein frisches Lüftchen, das von Osten kam, milderte ihre Wirkung. Still, zuweilen ein rührendes Lied summend, wanderte Ludwig den heimlichen Gang durch das hochgewachsene Korn. Als er auf die Wiese heraustrat und die Augen aufschlug, bot sich ihm ein höchst erfreulicher Anblick. Etwa noch eine halbe Stunde entfernt lag die Stadt Nördlingen da, von grünenden Gärten umgeben. Der von grauen Quadern erbaute Thurm der St. Georgienkirche — einer der höchsten und stattlichsten in Deutschland — erhob sich in dem klaren sommerlichen Duft freundlich über die Häuser und bildete mit ihnen ein Ganzes, dem man die Eigenschaften der Solidität und Wohlhäbigkeit von weitem ansah. Und rechts und links, auf Straßen und Feldwegen, zu Wagen und zu Fuß erblickte man geputzte Leute in ländlicher oder städtischer Tracht, welche dem einen Punkte zustrebten. Die Landschaft trug vielleicht eben jetzt ihr farbenschönstes Kleid. Ueberallhin wogende Getreidefelder in mannigfacher Abstufung des Grüns und Wiesen mit Blumen geziert, besonders mit der weißen „Meßblume," die den Rieserinnen dazu dient, das „Er liebt mich von Herzen" ɔc. vorzunehmen, und die in größerer Anzahl darüber verbreitet den Gründen einen besonders heitern Charakter gibt.

Auf Ludwig machte das alles freilich nur traumhafte Eindrücke. Seine Seele lebte in sich selber. Er war in einer Stimmung, wo man traurig ist, aber sich nicht ganz unglücklich fühlt, wo man zugleich mit der Trauer eine Lust der Ergebung empfindet, die alles Schmerzliche in gemildertem Lichte sehen läßt. In dem Menschenherzen sind wunderbare Quellen des Trostes, die sich aber nur öffnen, wenn es bedrückt wird. Dann erhebt sich eine Kraft in ihm, die in sanfter Strömung Linderung bietet, und die, wenn sie die früheren Hoffnungen nicht mehr beleben kann, doch wenigstens ihr Grab verschönt. — Als Ludwig die Erfahrungen der lezten Zeit an seiner erweichten Seele vorüberziehen ließ, regte sich leise und leise sogar die Hoffnung wieder. Die Sehnsucht erblickte in weiter Ferne Bilder des Glücks, und das junge Herz fand ihre Verwirklichung nicht mehr so ganz unmöglich.

In der Stadt angekommen, ohne recht zu wissen wie, ging er zuerst auf den Markt beim Rathhaus und hatte dort kurze Ansprachen mit verschiedenen Kameraden. Dann trieb er sich in dunter Menschenwoge bei den Meßständen umher und kaufte einiges zu Geschenken. Als er müde war, suchte er den „goldenen Ochsen" auf, wo die jungen Leute seines Dorfes einzukehren pflegten. Fröhliche Musik erschallte von den Fenstern des ersten Stocks. Er fühlte keine Neigung, sich unter die Jugend zu mischen, trat in die untere Stube, ließ sich einen Krug Bier geben und sezte sich in eine Ecke. Nach und nach regten die wohlbekannten Töne des Horns und der Clarinette doch eine Neugierde in ihm an, und er ging in den Saal hinauf, um dem Tanze zuzusehen.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Hans, der sich mit Regine im Tanze drehte. Sein Herz klopfte; er spähte im ganzen Saal umher, um die zu erblicken, die er liebte. Endlich sah er sie in einer Ecke stehen, den Blick auf die Tanzenden gerichtet, die Gedanken aber sichtlich anderswo.

Das Hierseyn des verlassenen Mädchens war dadurch veranlaßt, daß Hans erklärter Hochzeiter der Regine geworden war. Als solcher wollte er Regine zur Messe führen, aber diese, die das arme Kind gern wieder bei einem Vergnügen gehabt hätte, erklärte, sie gehe nicht ohne Annemarie. Das gute Mädchen, wenn sie kein Störenfried seyn wollte, mußte dem Paar nun wohl Gesellschaft leisten.

Ludwig blieb wie angewurzelt stehen und betrachtete sie, ohne von ihr gesehen zu werden, in erschrecktér Freude. Ihr Gesicht war nicht nur blässer, sondern auch etwas schmaler geworden; aber wie schön und fein war es! Die Trennung von ihm machte ihr mehr Herzeleid als ihm selber, das mußte er sehen! Sie hatte ihn nicht vergessen, sie hing treu an ihm, sie grämte sich! Reue, Mitleid, Liebe, Bewunderung stürmten auf ihn ein, seine Wangen glühten, ein unendliches Verlangen ergriff ihn, mit der Geliebten zu reden. Plözlich faßte er einen Entschluß. Er ging auf sie zu und fragte: ob es erlaubt wäre mit ihr zu tanzen.

Das Mädchen schrack zusammen und starrte ihn an. Sie zog die Hand, die er ergriffen hatte und die in der seinen bebte, zurück, aber er ließ sie nicht los. Mit dem herzlichsten Tone sagte er: „Ich bitte dich, Annemarie!" und sah sie mit einem Blick so voll Liebe, Reue und Ergebung an, daß die Kraft zum Widerstand ihr versagte. Erröthend, zitternd, in tiefster Verwirrung ließ sie sich von ihm zum Tanze führen.

Was soll ich weiter sagen? Ludwig fand Gelegenheit, sich gegen Annemarie über alles auszusprechen: wie Vater und Mutter drohend von ihm verlangt, von ihr zu lassen, wie er versucht habe, ihnen zu folgen, wie es ihm aber unmöglich sey, da er keine andere liebhaben könne als sie. Er wolle nun mit seinem Vater sprechen, gleich morgen. Sie müsse sein Weib werden, geh' es wie es wolle. Er verspreche es ihr hoch und heilig, und so wahr ein Gott im Himmel sey, er werde sein Versprechen halten.

Annemarie glaubte ihm: sie fühlte, wie jedes Wort von Herzen kam. Sie verzieh ihm das Vergangene, da sie einsah, welch einen schweren Stand er hatte; sie bewunderte und theilte seinen Muth.

Digitized by Google

Was fragte sie nach der Welt? Er gehörte ihr wieder, ihr Leben, ihr einziges Glück! — Sie glänzte in seliger Schönheit. Die Freude hatte ihre Wangen nicht nur wieder geröthet, sondern schien sie auch plötzlich runder gemacht zu haben. Ludwig hatte sie nie so hold gesehen.

Die jungen Herzen erhob ein Gefühl, das sie vorher nie in dieser Stärke gekannt hatten: der Heldenmuth der Liebe. Sie sahen, was ihnen drohte, aber sie empfanden keine Bangigkeit. Die Kämpfe, die ihrer harrten, waren ihnen beinahe lieb; denn sie wollten sich bewähren, sie wollten zeigen, was wahre Liebe vermöge, und daß man einer solchen nichts anhaben könne. Es war ein Schwung in ihren Seelen, daß ihnen nichts unmöglich erschien. Mögen sie nur kommen, mögen sie nur reden — dachten sie — wir wollen sehen, wer das Feld behauptet! — Mit dem Glück leuchtete nun auch dieses heroische Gefühl aus den Gesichtern und gab ihnen einen eigenen rührenden Ausdruck. Wer sie sah, der wußte, daß sie einig waren und daß man sie nicht mehr auseinanderbringen würde. Die einen schüttelten den Kopf, andere dagegen nahmen frohen Antheil. Ein stattlicher Bursche ging auf das Paar zu, klopfte Ludwig auf die Schulter und sagte: „Brav so! Laß dich nicht irre machen — der Alte muß nachgeben!“ — „Ja, Bruderherz,“ erwiederte der Entschlossene, „das muß er, ich kann ihm nicht helfen!“

Ludwig führte sich nun gerade am schönsten auf, er strampfte am geschicktesten nach dem Takt vor seiner Tänzerin, er sang Lieder vor, die sich auf ihr Verhältniß bezogen, darunter einige, die er offenbar selber gemacht hatte — er zog die allgemeine Bewunderung auf sich.

Nachdem sie genug getanzt hatten, nahmen die befreundeten Paare in einer kleinen Stube Platz und setzten sich zum reichlichen Mahle. Ludwig folgte seiner Mutter: er ließ etwas darauf gehen, und mehrere von den schönen Kronenthalern, die er erhalten hatte, um damit vor Eva zu prangen, blieben im goldenen Ochsen. Gegen eilf Uhr machten sie sich auf den Heimweg. Ludwig führte die Geliebte und Regine hielt Hans mit Fleiß etwas zurück, damit die beiden sich recht ausreden konnten. Die Nacht war so schön wie der Tag; der Mond, beinahe voll, schien hell in's Land, und silberne Nebel zogen sich über die Wiesgründe hin. So wanderten die Glücklichen in dem Feldweg fort, sich wieder und wieder betheuernd, wie lieb sie sich haben, wie glücklich sie seyen und wie sie sich treu bleiben wollten bis in den Tod. Vor dem Hause des Bäckers nahmen sie Abschied, und nochmal sagte Ludwig an dem Halse der Geliebten: „Verlaß dich auf mich!“

Den andern Morgen ersah Ludwig seine Zeit und ging entschlossen in die Stube, wo seine Eltern allein waren. Er trat vor seinen Vater und sagte: „Ich hab' etwas mit dir zu reden.“ Der Alte machte ein grimmiges Gesicht, welches zeigte, daß ihm von dem gestrigen Thun des Sohnes bereits etwas zu Ohren gekommen war. „Das trifft sich gut,“ erwiederte er, „ich hab' auch etwas mit dir zu reden.“ Und indem er ihn mit verachtenden Blicken maß, fuhr er fort: „Nun sag mir, was ich mit dir anfangen soll! Du hast also wirklich alle Scham verloren? Während ich und deine Mutter glauben, daß du bei Leuten bist, die dir Ehre machen, verbankettirst du dein Geld mit einer —“

„Schimpf nicht!“ fiel ihm Ludwig in die Rede; „die Annemarie ist das bravste und ordentlichste Mädchen! Und weil's doch heraus muß, so sag ich dir jezt: die und keine andere wird mein Weib! Ich hab' euch folgen wollen, ich hab' mir die größte Müh' gegeben; aber es geht nicht — ich kann ohne die Annemarie nicht leben! Und ich hab' ihr's gestern gesagt, und sie hat mir's gesagt, und wir haben uns versprochen vor Gott im Himmel, daß wir uns treu bleiben wollen, und wir halten unser Wort!“

Der Alte war erstarrt. Er hatte in der Geschichte auch jezt noch nichts als eine ärgerliche Liebelei gesehen und fürchtete im schlimmsten Fall einen Ausgang, der den Buben in's Geschrei bringen und die Heirath mit Eva verderben konnte. Daß sein Sohn, der Sohn des Angerbauern, daran denken könnte, ein Mädchen wie Annemarie zum Weib zu verlangen, das hätte er sich nicht im Traum einfallen lassen. Er sah ihn ordentlich erschreckt an, wie einen plötzlich Tollgewordenen, und brachte mit Mühe die Worte heraus: „Was — willst du thun?“ — Ludwig erwiederte mit entschlossenem und zugleich bittendem Tone: „Ich will die Annemarie heirathen, ich kann nicht anders, Vater!“

Der Angerbauer zuckte und seine Faust ballte sich. Noch hielt er die Wuth, die in ihm aufkochte, zurück, aber mit solcher Anstrengung, daß seine Glieder zitterten. Er fragte: „Wovon wollt ihr denn leben?“ — Ludwig versezte: „Die Annemarie ist nicht so arm, sie hat auch etwas, beinahe tausend Gulden, und mit dem, was ich kriege —“ — „So?“ sagte der Alte, „wer gibt dir denn etwas?“ — „Nun,“ versezte Ludwig, „du würdest mir doch —“ —

Der Alte lachte mit bitterem Hohn. „Wie!“ sagte er, „bildest du dir ein, daß ich Geld ausgebe, um eine solche Söhnerin zu bekommen? Bist du von Sinnen? Nicht einen Heller bekommst du von mir!“

„Laß ab, Ludwig!“ rief die Mutter, die geängstet zur Seite gestanden hatte, „laß ab, um Gotteswillen! Er thut's nicht, er kann's nicht thun! Hast du denn allen Verstand verloren?“ — „Nein,“

Digitized by Google

versezte Ludwig fest, „ich hab' meinen Verstand noch ganz, und ich laß nicht ab, denn ich hab's wohl überlegt, was ich thu'. Die Annemarie wird mein Weib, mag geschehen was da will — das ist meine lezte Rede!"

Nun war die Kraft, mit welcher der Angerbauer den Ausbruch seiner Wuth niedergehalten hatte, zu Ende. „Wie!" schrie er den kecken Sohn an, „du unterstehst dich, mir zu trotzen? So weit treibst du die Unverschämtheit? Du nichtsnutziger Bursche! Du frecher Bube! Heirathen willst du sie? eine Bettlerin? Du Dummkopf! Siehst du nicht, daß die schlechte Person nur nach deinem Geld angelt?"

Ludwig hatte die Schmähungen, die ihn betrafen, ruhig über sich ergehen lassen; aber bei den lezten Worten fuhr er auf. „Die Annemarie ist das rechtschaffenste Mädchen unter der Sonne! Wer anders sagt, ist ein Lügner!" — Der Alte erhob den Arm und that einen Schritt gegen den rebellischen Sohn, um ihn niederzuschmettern; aber die Mutter fuhr dazwischen. „Um's Himmelswillen," rief sie dem Rasenden zu, „thu' das nicht! Siehst du nicht die Leute, die draußen stehen?" Der Vater ließ den Arm sinken, aber nur um den Sohn desto grimmiger mit Worten zu treffen.

Ich verzichte darauf, diese Scene weiter zu schildern. Der Zorn ist eine Art von Wahnsinn. Hat er einmal die Dämme der Vernunft und der Sitte durchbrochen, dann kennt sein Wüthen keine Grenzen mehr. Er will den Gegner vernichten und greift darum zu den gröbsten Schmähungen, weil sie die tödtlichsten sind. Der Zornige kann mit dem ehrlichsten Ingrimm und mit der wahrsten Empfindung Dinge sagen, deren Ungerechtigkeit er bei ruhigem Blute besser einsehen würde, als irgend ein anderer. Nur die Ungerechtigkeit kann ihm genug thun, er lebt von ihr, er schwelgt in ihr. Die Worte, die dem Angerbauer angreifend und dem Sohn abwehrend an diesem Morgen noch in den Mund kamen, würden in dieser Darstellung keinen Platz finden. Noch einmal ging der Alte auf Ludwig los, um ihn niederzuschlagen; noch einmal trat die Mutter dazwischen und hielt ihm den Arm. Endlich rief er mit schäumendem Munde: „Fort, fort! Aus meinem Hause! Du bist mein Sohn nicht mehr! Fort!" Und Ludwig versezte: „Sorg' nicht, ich geh', und nie wirst du mich wieder sehen!" Er öffnete die Thüre und ging hinaus. Die Mutter wollte ihm nach, aber der Angerbauer hielt sie mit eisernem Arm. „Laß ihn, er soll fort und mir nie wieder unter's Angesicht kommen!"

In einer Art von heroischer Trunkenheit ging Ludwig in seine Kammer, packte die nothwendigsten Kleidungsstücke in ein Tuch und wanderte mit dem Bündel durch den Garten auf's Feld hinaus. Es war ihm ordentlich wohl zu Muthe. Er wollte sich an seinem Vater rächen, und er wußte, wie er das konnte. Gestern hatte er zufällig gehört, daß ein weitläuftiger Anverwandter im untern Ries einen Knecht brauche. Zu dem wollte er gehen und sich bei ihm verdingen. Er wollte als Knecht dienen, zur Schande seines reichen Vaters, und so lange aushalten, bis dieser ihn selber bäte, wieder zu ihm zu kommen und — Annemarie zu heirathen. Dieser wollte er schreiben, ihr ausführlich berichten, wie tapfer er sich gehalten und dadurch gewiß alles wieder gut gemacht habe. Er fühlte sich recht als Mann und war mit sich und beinahe auch mit seinem Schicksal zufrieden.

Das Dorf, in welches er zu wandern gedachte, war etwa drei Stunden entfernt. Auf dem Feldweg, den er zunächst einschlug, begegneten ihm mehrere Leute, die ihn verwundert anschauten, zulezt auch sein Bruder Andres, der ihn fragte, wo er hingehe. „Fort, in die weite Welt," rief ihm Ludwig zu. — „Wie soll ich das verstehen?" fragte Andres. — „Der Vater braucht mich nicht mehr: geh' heim und sag' ihm, wo du mich getroffen hast!" Und fort eilte er. Andres ging etwas rascher nach Hause, als er sonst gethan hätte, und richtete den Auftrag aus. Der Mutter traten auf's neue die Thränen in die Augen; der Alte aber rief: „Mag er laufen, wohin er will, der nichtsnutzige Bursche! — ich werde nicht nach ihm schicken!" Der ruhige Andres ging zur Mutter und sagte tröstend: „Er wird schon wieder kommen."

Nach einer heißen Wanderung langte Ludwig im Hofe des Vetters an. Er unterdrückte das Schamgefühl, das ihn anwandelte, und trat äußerlich entschlossen, aber doch mit der Schüchternheit eines Menschen, der sich anträgt, in die Stube. Der Bauer, ein gesundhagerer, sonnverbrannter Mann mit angehenden grauen Haaren, war allein da und rief auf den Gruß des Ankömmlings: „Ludwig! Sieh da! Was führt dich zu uns?" Auf das Bündel blickend, sezte er hinzu: „Bringst du mir etwas?" — „Kann seyn," erwiederte Ludwig. „Ihr braucht einen Knecht?" — „Ja wohl. Weißt du mir einen?" — „Ich weiß einen." — „Nun?" — „Ich bin's selber." — „Du? Mach keinen Spaß!" — „Ich mach keinen Spaß, Vetter, sondern sag' Euch die reine Wahrheit." Und er erzählte ihm das Vorgefallene.

Um den Mund des Schmidtbauern (so hieß der Mann, vom Hofe) spielte ein behaglich schadenfrohes Lächeln. Er war einer von denen, die sich für besonders gescheidt halten und denen es höchst fatal ist, wenn sie Einen treffen, der noch mehr Verstand zu haben glaubt als sie. Diesen Verdruß hatte dem Schmidtbauern zu verschiedenen malen der Angerbauer gemacht, indem er ihm zu Nördlingen, wenn sie nach einer „guten Schranne" beim Bier saßen, keine seiner kühneren Behauptungen durchgehen ließ und ihm hie und da sogar übers Maul fuhr. Den Sohn dieses

Digitized by Google

stolzen und hoffärtigen Mannes nun als Knecht im Hause zu haben und dem Alten gelegentlich einmal vor den Leuten sagen zu können, wie er sich mache, war für ihn ein köstlicher Gedanke. Er beschloß Ludwig zu dingen. Zu seiner Beruhigung sagte er sich: „Wenn ich ihn nicht nehme, geht er vielleicht nach Augsburg, um sich als Hausknecht zu verdingen, oder unter die Soldaten, oder Gott weiß wohin, so daß man ihn am Ende gar nicht mehr findet. Bei mir aber lebt er in der Nähe und kann am ersten wieder zur Vernunft gebracht werden."

„Ei, ei, ei, ei!" rief er endlich aus, indem er vergnügt den Kopf schüttelte, „was sind das für Sachen! — Nun," fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich zusammennahm und die Miene des Vetters allmählig in die des Herrn übergehen ließ, „wenn du's nicht anders haben willst, so will ich dir nicht entgegen seyn. Du sollst mein Handknecht werden und so viel Lohn haben, wie der vorige. Aber eins muß ich dir sagen: ich ding dich nicht zum Spaß. Ich brauch einen Knecht, der ordentlich schafft und nichts vor andern voraus haben will." — Ludwig versezte etwas empfindlich: „Ich schaff wie ein anderer und verlang nichts als was mir gehört." — „Nun, mit dem Beding sind wir Handels eins."

Michel, des Schmidtbauern einziger Sohn, ungefähr in gleichem Alter mit Ludwig, kam in die Stube und grüßte den Vetter überrascht und freundlich. „Was sagst du dazu," redete der Alte ihn heiter an, „daß Ludwig unser Handknecht wird?" — „Was nicht noch?" versezte Michel ungläubig. Der Alte erklärte ihm den Handel, worauf der Haussohn den neuen Knecht mit einem schelmischen und selbstzufriedenen Lächeln betrachtete. Man sah ihm an, daß plötzlich das Gefühl des Höherstehenden in ihn gefahren war. Er eilte in die Küche, um seiner Schwester Madlene, welche seit dem Tode der Bäuerin die Wirthschaft führte, die Neuigkeit mitzutheilen. Als Madlene mit dem Nachmittagskaffee in die Stube trat, grüßte sie den Vetter nur obenhin und mit etwas verzogenem Mäulchen; sie konnte einen Burschen nicht begreifen, der wegen eines geringen Mädchens sich so herabzuwürdigen vermochte. Der Alte sagte zu Ludwig: „Setz dich zu uns; heute kannst du noch mit uns Kaffee trinken. Später freilich —" — „Ich dank' schön," erwiederte Ludwig rasch, „mich dürstets, ich trink Wasser lieber." — „Das kannst du dir draußen am Brunnen selber pumpen," sagte der Alte, vergnügt über die Empfindlichkeit des jungen Burschen, „und trinke so viel als dir schmeckt." — Die Familie sezte sich im Kanzlei zum Kaffee. Ludwig verließ die Stube, ging zum Brunnen, trank tüchtig und nahm sich vor, muthig auszuhalten und alles, was sein neuer Stand natürlicherweise Beschwerliches hatte, mit Geduld zu ertragen.

Nach zwei Tagen wurde an Annemarie von einem Hausirer ein Brief abgegeben, worin der Liebende berichtete, was uns bekannt ist. Der Schluß lautete: „Es geht mir hier recht gut. Ich muß tüchtig arbeiten, aber das ist mir lieb. Bleib mir nur treu wie ich dir, und alles, was geschehen ist, wird zu unserem Glück seyn."

Das gute Mädchen hatte eine seltsam gemischte Empfindung. Die standhafte Treue, die Ludwig bewiesen, erfreute und rührte sie innigiich; aber der Gedanke, daß sie an der Uneinigkeit einer solchen Familie Schuld seyn sollte, fiel ihr schwer auf's Herz. Sie ergab sich für jezt in ihr Geschick und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Himmel zwei so treu liebenden Herzen zulezt doch aus ihrer Noth helfen werde.

Im Dorf hatte natürlich das Davongehen Ludwigs den größten Rumor gemacht, und die beiden Tage lang wurde in den Häusern und auf dem Felde, beim Bier und Nachts auf der Gasse von nichts anderem gesprochen. Alle die gegen die Familie des Angerbauers etwas hatten oder sie beneideten, thaten sich von Herzen gütlich und sorgten dafür, daß die Geschichte mit gehörigen Zusätzen weiter verbreitet wurde.

Unser junger Freund Theodor brachte die Nachricht mit einem gewissen Selbstbewußtseyn dem Großvater, indem er ausrief: „Hab' ich's nicht gesagt?" Der alte Pfarrer sah ihn freundlich an und sagte: „Ja, du bist ein ganzer Mann und großer Prophet!" Theodor machte ein etwas verduztes Gesicht; seine Erwartung, ein mit seinen Gefühlen sympathisirendes „schrecklich! was es doch für Menschen gibt" &c. zu hören, war auf's neue getäuscht. Dieselde Erfahrung machte er, als er die Kunde brachte, daß Ludwig sich als Knecht verdingt habe. „So?" sagte der alte Herr, „ist die Nachricht gewiß?" — „Ich habe sie von einem Hausirer, der Ludwig selber gesehen hat," erwiederte Theodor. Und ihn ansehend, fragte er: „Was soll nun geschehen? was willst du thun?" — „Wir wollen ihn dienen lassen," antwortete der Pfarrer und begab sich in seine Studierstube. Theodor sah ihm kopfschüttelnd nach; bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Großvater nicht begreifen.

(Die Fortsetzung folgt in einer der nächsten Nummern.)

Digitized by Google

Pariser Bilder.

(Schluß.)

II. Die Boulevards.

Die Kunstläden tragen eben so den Stempel der Civilisation, des modernen Salonslebens; sie folgen der Mode, in welcher Richtung sie sich auch bewegt, sie kennen kein anderes Gesetz als den Geschmack des Publikums. Heute bringen sie Porträts und Bilder aus der Revolutionszeit, morgen zeigen sie nichts als Erinnerungen an die Bourbons oder die Kaiserzeit, jetzt friedliche Landschaften und Bilder aus dem Kriegsleben, dann industrielle Unternehmungen und Genrebilder aus dem Leben der Roués und Lionnen. Wie ein Kaleidoskop uns bei jedem Drehen ein anderes Muster, aber immer aus denselben Elementen zeigt, so die französische Kunst, so weit sie auf das Publikum spekulirt. Nicht der innere Werth, nicht der ästhetische Maßstab bildet die Skala, sondern lediglich der vorübergehende Tagesgeschmack. Es ist das Luncheon, das déjeuner dinatoire, das Diner, die Promenaden-, die Salon-, die Balltoilette, nur auf einem andern Felde.

Eines charakterisirt diese Richtung der Civilisation: das ist der gänzliche Mangel an Poesie. Wie es in der Mode als schlechter Geschmack gilt, irgend wie den Charakter, das Wesen im Aeußern zu verrathen, wie dem conventionellen Begriff des Anständigen alles untergeordnet wird, wie selbst das Ursprüngliche, Natürliche nur dann erlaubt ist, wenn die Mode es geheiligt hat, so ist auch die französische Kunst, wie die französische Küche nichts als eine im Grunde inhaltsleere Form, die sich bemüht, durch Extravaganzen die erschlafften Nerven von neuem zu reizen. Die pikanten Saucen, die ein schon in Verwesung begriffenes Wild noch genießbar machen, die Schilderung der raffinirtesten Ueppigkeit, der berechnendsten Grausamkeit, die selbst die erstorbenste Phantasie noch zu erschüttern vermögen, die Darstellung des Elendes in seiner gräßlichsten Form — im Grunde ist das alles dasselbe, es beruht auf demselben Zustand der Gesellschaft. Der moderne, civilisirte Reisende verlangt selbst unter Gletschern noch Austern und Champagner, und auch in der Natur die künstliche Färbung, welche seine ermatteten Augen noch ertragen können.

Der Boulevard des Italiens zeigt das Modeleben in seiner höchsten Blüthe und Vollendung, in dem vollen Glanz des Reichthums, ungestört von Eindrücken der Außenwelt, welche im Widerspruch damit stehen. Aber freilich auch nur in solcher Umgebung kann es die Augen blenden, nur in dieser Vereinigung kann es die Hohlheit seines inneren Wesens verbergen. Auf dem Boulevard des Italiens ist alles käuflich, was nur die Sinne zu reizen, was die Leidenschaften zu verlocken vermag. Jeder Genuß ist feil, jeder Wunsch zu befriedigen; aber wie mancher verläßt diese Perle der Boulevards, ohne sich etwas anderes als Reue erkauft zu haben!

Besonders in den frühen Nachmittagsstunden und am Abend drängt sich hier alles zusammen, was Anspruch darauf macht, zur galanten oder eleganten Welt zu gehören. Die Lions und Lionnen nehmen hier ihr Diner und ihren Kaffee ein, oder schlürfen nachher Sorbet und Gefrorenes bei Tortoni, dem ersten Glacier der Welt. Der Fremde wird sich im Anfang darüber wundern, warum der Besitzer dieses berühmten Lokals noch heute, nachdem er ein Millionär geworden, die Räume desselben nicht erweitert hat. Aber in diesem Gedränge liegt gerade einer der Hauptreize des Lokals. Böte dasselbe für die zehnfache Anzahl Platz, könnte man dort aus und eingehen, ohne Revue zu passiren vor dem kritischen Blicke der Modewelt, dann würde es lange aufgehört haben, in den Augen der französischen Fashion für elegant zu gelten. — Während in England die Abgeschlossenheit in den Kaffeehäusern eine Grundbedingung ist, um sich wohl zu fühlen, jede Box, wenn sie einmal besetzt ist, als das unverletzbare Asyl dessen gilt, der sich in sie geflüchtet, um sich dem Auge der übrigen Gesellschaft zu entziehen, sucht im Gegentheil die französische Modewelt die Aufmerksamkeit derselben zu erregen, überall wo sie nicht durchaus die Verborgenheit suchen muß.

Vor dem Café de Paris und dem Café Cardinal an der Ecke der Rue Richelieu finden sich immer Massen von Flaneurs und Spaziergängern, die die bunte Menge vor sich vorüberziehen lassen; aber schon die andere Ecke der Rue Richelieu, mit dem Café Frascati, läßt einen Unterschied in dem Treiben bemerken.

Digitized by Google

Von dort bis zur Rue Vivienne geht die Modewelt nur noch vorüber, aber sie verweilt nicht mehr. Elegant ist allerdings noch der Boulevard Montmartre bis zur Straße gleiches Namens, der Boulevard Poissonnière und der Boulevard Bonne Nouvelle bis zur Porte St. Denis; aber das Leben hat den eigentlich kosmopolitischen Anstrich, das ächt pariſische Gepräge verloren. Das Théâtre du gymnase dramatique ist das lezte Zeichen jenes Treibens, welches für die französische Capitale als solche charakteristisch ist. Das Leben der Gesellschaft verschwindet und das des Volkes beginnt. Die Lorette, die femme entretenue, welche sich wohl noch auf den Boulevard Montmartre verirrt, zeigt sich nie jenseits des Bogens von St. Denis; die Rue Clery, welche dort mündet, grenzt die sybaritischen Genüsse, welche an die Zeiten des Verfalls des römischen Kaiserreichs erinnern, ab.

Die Porte St. Denis trägt oben ein Hautrelief, Ludwig XIV. im Costüm eines römischen Triumphators darstellend; am Ende des anstoßenden Boulevards findet sich auf der Porte St. Martin der König sogar als Herkules mit der unvermeidlichen Perrücke. Die klassische Zeit mit dem Haarbeutel, das Antike mit der Perrücke gibt einen schlagenden Beweis, welche unglaubliche Macht Paris über die gebildete Welt von jeher ausgeübt hat. Heutzutage ist es nicht mehr der Hof, der die Mode regiert, es sind die Kreise, welche an die Stelle desselben getreten sind. Die Courtisane des Hofes führt nicht mehr das Scepter, aber die Maitressen des Quartier Breda haben die Zügel der Herrschaft in die Hand genommen. Es fragt sich, ob die Welt sich bei der Alleinherrschaft doch nicht noch besser stand als heute bei der Verallgemeinerung.

Die Boulevards St. Denis und St. Martin sind die Promenade der Epiciers. Während hinter den früher genannten die Straßen der Bankiers und Börsenmänner sich lagern, kreuzen sich hier die Gassen, an welchen die Gewölbe der Großhändler liegen, denen die Eisenbahn oder der Kanal St. Martin die Waaren zuführt. Das Theater der Porte St. Martin ist schon ein entschiedenes Volkstheater, aber ein Volkstheater der Hauptstadt. Die Läden sind auf leichtere Börsen, auf genügsamere Gemüther berechnet. Das Café de France auf dem Boulevard Bonne Nouvelle war das lezte Etablissement dieser Art von ungewöhnlichem Maßstab und Luxus; die Cafés auf den Boulevards der Epiciers entbehren des Modetons schon gänzlich, sie dienen nicht mehr den Flaneurs und Spaziergängern, sondern nur noch den Habitués der Nachbarschaft und den Theaterbesuchern. Die Modewaarenläden spekuliren schon auf die Neugierde ihres Publikums, sie empfehlen ihre Waare, sie markiren die Preise, was auf den eleganten Boulevards nicht Sitte ist.

Mit dem Boulevard du Temple beginnen die Boulevards des Volks. Ein ganzer Haufen von Volkstheatern hat sich hier zusammengeballt: das Théâtre des delassemens comiques, des Funambules, de la Gaieté, des folies dramatiques, das Théâtre lyrique und das Théâtre national. Statt der eleganten Restaurants haben sich hier Patissiers etablirt, die Karren mit Früchten, die Cocoverkäufer, welche jenseits der Porte St. Denis sich fast nie zeigen, sind hier schon stationär. Es finden sich hier die lezte Passage und die lezten Spiegelscheiben; die Remisen, welche weiter westwärts zu Duzenden halten, sieht man nur noch spärlich, einer Equipage vor den Läden begegnet man fast nie. Die Häuser sind aber noch fünfstockig und die Dächer fast ohne Ausnahme mit Mansarden; im Erdgeschoß aber nehmen die Läden, welche sich weiter aufwärts mit Einem Fenster begnügen, schon die doppelte Breite ein. Auf dem folgenden Boulevard, des Filles du Calvaire, sinken auf der Schattenseite die Häuser um einen Stock zusammen; ein neuer Circus verräth, daß man für die Besucher und Bewohner dieser Gegend einen neuen Hippodrom mit volksthümlicherem Charakter errichten will; sonst hört der Boulevard auf, das Vergnügen auszubeuten, der Genuß weicht dem Bedürfniß. In den Kunstläden sind fast überall an die Stelle der Kupfer- und Stahlstiche Lithographien getreten; Heiligenbilder und Porträts erscheinen statt der Landschaften oder historischen Gemälde. Der Charakter aller Läden ist kein allgemeiner mehr, sondern durchaus lokalisirt. Der Boulevard des Filles du Calvaire bestimmt nicht mehr den Typus des Quartiers, sondern empfängt von demselben das allgemeine Gepräge.

Der Boulevard Beaumarchais, mit dem Theater gleiches Namens, der sich bis zur Julisäule erstreckt und auf der rechten Seineseite die Avenuen abschließt, hat durchaus den diesen Promenaden sonst eigenthümlichen Charakter eingebüßt. Es sind nicht die Fronten, sondern die Rückseiten der Häuser, welche auf der innern Linie den Boulevard begrenzen, zum Theil schließen auch kleine, unregelmäßig gestaltete Buden denselben ein. Auf der Sonnenseite, wo die Spekulation lange Reihen vierstockiger Häuser mit Mansarden, ganz in der Form der modernen Pariser Bauart errichtet hat, läßt sich das tumultuarische dieser Bauten noch deutlich aus den Lücken erkennen, welche sich zwischen ihnen finden. Große Holzplätze erinnern an die Vorstädte und auf der andern Seite spricht sich dieß noch deutlicher aus durch die Trödelläden und die Erziehungsinstitute für Mädchen, welche sich daselbst finden. Ueberall, wo man diesen begegnet, kann man sicher seyn, sich an der Grenze des eigentlichen Luxuslebens zu befinden. Billigkeit ist die Grundbedingung

der einen, Stille und Abgeschiedenheit ist für die andern erforderlich. Man würde ohne den Namen nicht errathen, daß man auf einem Boulevard sich befindet, so still ist das Leben, so regelmäßig bewegt es sich vom Morgen bis zum Abend. Nur in der Nähe der Julisäule erhält es eine leichte Färbung durch den Platz, auf dem einst die Bastille stand. Die Hauptpassage nach dem Faubourg St. Antoine und nach Vincennes, welche hier durchgeht, hat dem benachbarten Theile des Boulevard Beaumarchais einiges Leben abgetreten. Das Theater Beaumarchais ist fast ganz für die Arbeiter berechnet, etwa so ausschließlich wie das Odeon beim Luxembourg für die Studenten.

Der Boulevard Bourdon, zwischen der Julisäule und der Seine, trägt seinen Namen uneigentlich, denn selbst seine Entstehung knüpft sich nicht an die Stadtbefestigung, sondern an die Bastille, er wird nicht von Häusern, sondern auf der einen Seite durch den Kanal St. Martin, auf der andern durch die Mehlmagazine der Pariser Bäcker eingerahmt. Es fixirt sich also auf ihm, da der Kanal in diesem Theil nicht zum Ausladen dient, keinerlei Leben; er ist eine Straße des Verkehrs, aber er enthält keinen ihm eigenthümlichen. Desto typischer ist dagegen der Boulevard de l'Hopital, der auf der andern Seite der Seine sich vom Platz Walhubert bis zur Barrière de l'Italie erstreckt.

So wie man die Brücke von Austerlitz überschritten hat, spricht aus allen Formen des Lebens, daß die linke Seineseite von einem ganz andern Geiste bewegt wird als die rechte. Schon der weitläufige Jardin des Plantes verräth, daß Grund und Boden hier vergleichsweise geringen Werth hat. Weitläufige industrielle Anlagen, die Salpetrière, leer stehende Häuser, provisorische Holzschuppen findet man überall rechts und links des Boulevards. Es ist das Hinterhaus, das Hofgebäude von Paris, die sich hier breit machen. Den Stallungen, den Hundehütten, den Düngergruben u. s. w. entsprechen der Pferde- und Hundemarkt und die Lohgerbereien, welche hier dem Flüßchen Bièvre entlang liegen. Das Leben stagnirt hier vollständig, nur der Sonntag und die beiden Markttage des Marché aux Chevaux verhindern, daß diese Gegend nicht aller auf die Lokalbedürfnisse berechneten Anstalten baar ist.

Am Mittwoch und Sonnabend Nachmittag beginnt gegen zwei Uhr der Markt und ist gegen die Dämmerung beendigt. Es werden hier jedoch nur schwere Arbeitspferde und kleine Ponys, so weit sie nicht zu Luxuszwecken dienen, so wie Esel und Maulthiere zu Kauf gebracht. Die schweren Picards, große den flamändischen Rossen verwandte Karrengäule, und die gleich ihnen größtentheils weißen Porcherons aus der Bretagne überwiegen auf dem Markt. Es ist eine Seltenheit, daß man einem Hut auf demselben begegnet; die Mütze und die Blouse dominiren. Kärrner, Gärtner, Pferdehändler bilden wesentlich das Publikum. Rundum haben sich einige Wagenbauer für Arbeitsfuhrwerk, Riemer, Peitschenfabrikanten, Winkelsattler u. s. w. angesiedelt. Aber der Umsatz von vielleicht je 4 bis 500 Pferden ist zu gering, um ein concentrirteres, ausgebildeteres Lokalleben nähren zu können. Am Sonntag sind allerdings die Schenken voll, wie überall diesseits und jenseits der Octroimauer; aber natürlich findet sich hier nur das Blousenpublikum ein, die Bewohner der Rue Mouffetard und des Pantheonviertels. Eine Cigarre ist hier schon, selbst am Feiertage, ein Luxus, die kleine Thonpfeife und eine Kanne Straßburger Bier oder „Petit-Bleu" das Höchste, was der Geldbeutel vermag.

Auf den Boulevards der rechten Seineseite findet man überall ambulante Verkäufer von Näschereien, sey es auch nur, wie an der Julisäule, ein Stück Gerstenzucker oder Honigkuchen; aber auf dem Boulevard de l'Hopital ist selbst nach Coco, jenem matten Süßholzwasser, keine Nachfrage mehr. Statt dessen werden, besonders an den Markttagen, hie und da in Fett gesottene Fleischscheiben und ein Stück Brod dazu feil geboten; es gilt lediglich den Hunger zu befriedigen. Das Leben der Hauptstadt in ihren äußersten Extremitäten hat alles Speeifische verloren; es unterscheidet sich nicht mehr von seiner Umgebung, sondern verschwimmt langsam in derselben.

Die Boulevards von der Barrière d'Italie bis zur Barrière d'Enfer sind die ödesten und stillsten unter allen. Die innern und äußern Boulevards fallen hier zusammen, sie verlieren daher selbst als Communikation an Bedeutung. Der größte Theil von Paris kennt kaum den Namen dieser Boulevards, auf denen man selbst am Tage oft nicht Einem Menschen begegnet. Da wo die Bièvre durch die Stadtmauer tritt, hat man wenigstens noch den Blick auf einiges Leben, denn hier haben einige große Wäschereien sich angesiedelt und der Fremde kann sich durch eigene Beobachtung überzeugen, warum die Wäsche in Paris so außerordentlich rasch verbraucht wird. Sonst sind aber selbst die industriellen Anstalten aus dieser Gegend verschwunden und Gärtnereien an die Stelle derselben getreten.

Vom Boulevard der Invaliden, dessen ich Anfangs erwähnte, zieht sich der Boulevard du Mont Parnasse zur Barrière d'Enfer herauf, aber nur am Sonntage, in der Nähe der Grande Chaumière, entwickelt sich auf demselben ein eigenthümliches Leben, sonst wird er vom Verkehr nur durchkreuzt, aber nicht bewegt. — Unweit der Barrière d'Enfer liegt hart am Boulevard die Sternwarte von Paris. Sie bildet den Knotenpunkt für die Oede und Stille dieser Gegend. Fast diametral dem Boulevard des Italiens gegenüber

Digitized by Google

gelegen, ist der Charakter des Observatoriums auch der grellste Gegensatz der Maison dorée und jener glänzenden Anstalten des Luxus und des Genusses. Das Leben an beiden Orten erstirbt erst, wenn die Sonne von neuem ihren Kreislauf beginnt; die Bewohner machen hier wie dort die Nacht zum Tage, nur durchleben sie die einen im üppig geschmückten Cabinet particulier, die andern auf der hohen Warte, die sich einsam in die Luft erhebt.

Das Observatorium hat ein fast melancholisches Aeußere, so kalt sehen diese Steinmauern aus, so trübe die wenigen Fenster, welche das Gebäude erhellen. Es ist ein würdiger Palast für jenen großen Forscher, für jenen ehernen Charakter, der sich allein rein und unbefleckt erhalten in der sturmbewegten Gegenwart. Arago hat auf die großen Gesetze des Weltalls vertrauen gelernt, an deren Erforschung er ein halbes Jahrhundert gearbeitet; die Ereignisse eines Tages haben in seinen Augen keinen Werth. Die Nachtwachen haben den klaren Blick seines Geistes nicht getrübt, ein Leben der Arbeit und Entsagung, der bittersten Täuschungen jeder Art hat die eherne Festigkeit seines Charakters nicht gebrochen. Wie das Observatorium, das er bewohnt, hart an dem äußersten Umkreis von Paris liegt, auf dem einsamsten der Boulevards der wankelmüthigen, beweglichen Stadt, so umgibt eine Art Stille alle Handlungen Aragos. Er lebt nicht für die Gegenwart; er sieht sich als den Bevollmächtigten künftiger Zeiten an. Wie so häufig wird auch ihn die Welt schätzen lernen, wenn sie ihn verloren hat.

Digitized by Google

Aus dem Thüringer Walde.

I.

Viele sind der Besorgniß, daß der Thüringer Wald binnen kurz oder lang aufhören könnte ein Wald zu seyn, so unablässig dröhnt die Axt an seinen Berggeländen; die Stämme der mächtigsten Tannen und Fichten rollen die steilen Bahnen hinab, und Wagen und Schlitten wälzen und schleifen das gefällte Holz in die Ebenen und Städte gen Norden. Andere hegen nicht diese Furcht. Denn wenn der Wanderer die uralte Straße, den Rennsteig oder Rinnsteig, der vom Inselsberg sich über den Kamm des Waldes bis an die Saale und das Frankengebirg hinzieht, und dessen Name so dunkel und mysteriös ist als die Entstehung und Bestimmung der Straße selbst, wenn er ihn verfolgt von seinem Anfang im Nordwesten bis wo er sich im Südosten verliert, so sieht er links und rechts unermeßliche Waldlehnen, wenn auch nicht Urwald, doch so kräftigen, bunten Jugendwuchs an Tannen, Fichten, Eschen, Ulmen, Eichen, daß noch späte Generationen unter ihren Schatten sich lagern, in ihren Schlägen sich verirren können. Ja ein gelehrter Wanderer, der ohne Führer, aber mit Karte und Kompaß diesen ganzen, schon oft verlorenen und überwachsenen Weg aufgesucht, versicherte mich, daß er hie und da durch Wildnisse gekommen, wo beide Hülfsmittel nebst seinem scharfen Auge ihm kaum geholfen, um die Richtung zu behalten, und wie Cäsar vom hercynischen Walde gewußt, daß ein Deutscher neun Tage gebraucht, um ihn von Süden nach Norden zu durchwandern, ohne auf Ansiedlungen zu treffen, so sey ihm Aehnliches auf beinahe eben so viel Stunden begegnet. Das ist viel und beweist eben nur, daß man in Deutschland, wenn man will, der Kultur noch immer aus dem Wege gehen kann.

Auch schützt die Natur selbst vor einer zu raschen Ausrottung der Wälder, weil sie dem Gebirge zwar nicht die Quellen, doch die rauschenden, mächtigen Gebirgsbäche versagt, auf denen das Holz schnell und in Masse nach den Thalgegenden geflößt werden kann. Das hält der Thüringer, und wie mit ihm, freilich für keinen Vorzug, und gern würde er seine Berge gehoben sehen, damit sie die Wolken küßten und aus der Umarmung nie versiegender Wasservorrath erwüchse. Das aber ist ihnen versagt. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Moräſten, aber an jenen nie austrocknenden Hochmooren, aus denen in höheren Gebirgen die Quellen beständige Nahrung schöpfen. Sie sickern hier aus den Kalksteinschichten, oft in der Tiefe, unter wasserlosen Felslagerungen, die den Berg über ihnen bilden, anspruchslos hervor; aber die dörrende Hitze andauernd heißer Sommer dringt auch durch diese Schichten und läßt sie zum Leidwesen der Umwohner versiegen. Die Thüringer Waldbewohner haben in diesem Jahrhundert traurige Jahre erlebt, wenn der Wassermangel so groß ward, daß die Dorfobrigkeit genöthigt war, den letzten Quellbrunnen zu verschließen, und den Berechtigten ihr Quantum Wasser zugemessen werden mußte. Es kam mehr als einmal vor, daß die Bewohner der auf den nackten Bergrücken gelegenen Dörfer ihr Vieh in die Thäler hinabtreiben mußten, um sie in den kleinen Flüssen zu tränken. Oft, wo dieß nicht thunlich, kostete es die letzten Kräfte des Zugviehs, das Wasser in Fässern für die verkommenden heraufzuschleppen. In diesem Juli drohte dieselbe Noth; die Gewitterregen im August erschienen als eine Erlösung zur rechten Zeit.

Dem Walde kommt noch zu Hülfe, daß er größtentheils Kammergut ist. Dieß würde zwar nicht unbedingt die Abholzung hindern, im Gegentheil muß in vielen Fürstenthümern Thüringens der Holzschlag den leck gewordenen Kassen in der Residenz aufhelfen, und die Bewohner des Berglandes sehen mit unverholener Betrübniß, wie das Mark ihres Landes nach den Städten wandert und der Hungrigen viele im Flachlande speist. Sie sind auf den Trost angewiesen, daß eine verbesserte Forstwissenschaft ihren Enkeln und Urenkeln Aussichten eröffnet. Es ist ein magerer Trost, der die Hungrigen nicht satt macht; und der Hungrigen werden in diesen Distrikten immer mehr. Ganz kann man ihren Klagen an den Tischen der regierenden Herren auf die Dauer das Ohr nicht verschließen. Sie bitten und fordern, daß wenigstens von einem geringen Theil des Holzerlöses ihnen Mittel geboten werden, den Kulturzustand ihres sterilen Bodens zu verbessern und ihnen Nahrungsquellen zu eröffnen. Doch wird freilich von der andern Seite erwiedert: „Was hilft es, wenn wir für sie da oben sorgen, wo sie nicht selbst für sich sorgen mögen? Die Industrie hat dort oft angeklopft, aber es ist ein versessenes Geschlecht, das hinter der Ofenbank nur hervor will, um das zu thun, was ihre Väter gethan und nicht mehr." — Dem Walde kommt noch zu gut, daß die fürstlichen Kammern für das zu verkaufende Holz

Digitized by Google

sehr hohe Preise stellen, Preise, die oft in der Nähe des Waldes höher sind, als in den großen Marktstädten, wo die Concurrenz den Werth des angefahrenen Holzes zuweilen nicht unbedeutend niederdrückt. In manchen armen Gebirgsgegenden, z. B. Schlesien, war der einzige Comfort und Luxus der dürftigen Bewohner — die warme Stube. Sie heizten auch im Sommer, sie waren stolz darauf, es zu können. In Schlesien ist das schon lange nicht mehr der Fall, das Holz ist auch dort sehr theuer. Die Anwohner des Thüringer Waldes dürfen es auch schon lange nicht mehr zu ihrer Lust und Freude verbrennen, obwohl der Sinn für Sparöfen bei ihnen darum noch nicht erwacht scheint.

Der Thüringer Wald, obgleich er sie trennt, ist keine hermetische Grenze zwischen Nord- und Süddeutschland. Das Kreuzerland macht Streifzüge und Eroberungen nach Norden; steht doch der Staat Schwarzburg-Rudolstadt, obgleich er gar nicht über die Berge hinausreicht, seit einigen Jahren auf dem Guldenfuße, und seit wie lange ist das bayerische Bier in Thüringen eingedrungen! Ueberhaupt ist der Rennsteig so wenig eine Mauer mit Zinnen und Schanze, als die Pässe des Waldes längs jäher Abgründe durch tiefe Thäler führen, überhangen von Felsen, auf denen Sommerschnee lagert. Es geht, reitet und fährt sich ganz bequem hinüber, wie dieß die Völker- und Kriegsgeschichte seit Jahrhunderten bewiesen hat. Ein Wall sollte der Thüringer Wald im Jahr 1806 der preußischen Armee werden, um auf der Flanke durch ihn gesichert, frei gegen den Rhein operiren zu können; er ward für Napoleon nur das Netz und die Schlinge, durch welche vorbrechend er seine Gegner umgarnte, im Rücken angriff und vernichtete. Die Geschichte weiß von keinem Fall, wo der weithingestreckte Gebirgszug ernsthaft gegen andringende Kriegs- und Völkerschaaren vertheidigt worden wäre. Auch in den Kriegen des frühen Mittelalters, des Wogens und Wallens der Völkerstämme gegen einander, bildet er erweislich keine Mauer, noch ward hüben oder drüben der Versuch gemacht, daß man einen Völkerstrom daran stauen wollte, wie dieß allerdings mit der Saale geschehen ist, um die germanischen Gauen vor dem Anprall der Sorbenwenden zu schützen. In grauer Vorzeit ward einmal die kleine Unstrut traktatenmäßig die Grenze des Thüringer Reiches gegen Norden; der Thüringer Wald ist es faktisch so wenig geworden, daß, wie in der Vorzeit das alte Thüringen weit südlich darüber hinaus reichte, in einer späteren fränkisches Recht und fränkische Einrichtungen vielfach in seinem Norden galten.

Bei allen Theilungen der sächsisch-thüringischen Fürsten ist keine der Art zu Stande gekommen, daß die Besitzungen diesseits und die jenseits in den Gesammtbesitz eines oder mehrerer Herren gekommen wären. Es waltet hier die uralte bunte Zerstückelung des deutschen Reiches noch im Kleinen ob, und der Fuß des Wanderers mag in wenigen Stunden Frist durch sehr vieler Herren Länder eilen; aber wie instinktartig behielt jeder, der es konnte, einen Strich diesseits und jenseits des Gebirges, um mit einem Fuß im Süden, mit dem andern im Norden zu seyn. Die im Herzen Deutschlands zu Hause sind, können am wenigsten eine Trennung der Glieder wünschen.

Dem Herzog von Coburg-Gotha sind zwei schöne Länder diesseits und jenseits zugefallen. Nach mannigfachen Convulsionen der sächsischen und fränkischen Natur wird man endlich eine gemeinschaftliche Verfassung, wenigstens eine Vertretung Aller in Einem zu Stande gebracht haben; aber wie fern im Norden liegt Gotha, wie fern im Süden Coburg, der Hochwald zwischen ihnen! Und auch von seiner höchsten Spitze konnte man weder nach der Hauptstadt und Residenz im Norden, noch nach der im Süden sehen. Dieß soll nun geschehen, und ist vielleicht in Ausführung gebracht, wenn diese Zeilen gedruckt sind. Der Herzog von Gotha läßt auf dem Schneekopf, der zu seinem Territorium gehört, einen hohen Thurm aufmauern, welcher dem Thüringer Waldgebirge endlich eine von allen Seiten erkennbare Spitze gibt. Schon sieht man aus der Erfurter Ebene und von den fränkischen Bergen einen schwarzen langen Streifen wie einen Fahnenmast in den Horizont ragen. Warum fehlt die Fahne daran? Und wird sie je auf dem Gipfel des Thurmes flattern, die Fahne der Einheit, sey's auch nur der Einigkeit, der deutschen Stämme, die in die Lüfte ruft: weder die Berge noch die Ströme trennen ein Volk, was nur Einen Willen, Ein Streben hat? — An dem Fürsten, welcher den Thurm aufrichten läßt, hat es nicht gelegen, daß die Fahne dort oben nicht in den Lüften rauscht. Er steckt wenigstens ein Wahrzeichen auf: so niedrig ist die Mauer, die euch trennt; nur den Arm braucht es auszustrecken, und ihr seht euch und seht, daß ihr Brüder seyd. Euch den Arm zu reichen und die Hand zu schütteln, das ist eure Sache. — Die von Coburg und Gotha werden es thun, aber dennoch mit wie verdrießlichen Gesichtern! Wie glaubt jeder, daß er verlieren, zu viel nachgeben könnte!

Auch landschaftlich ist die Aufrichtung des Thurms von Bedeutung. Die weichen Linien des lang hingestreckten Bergzuges entbehren, bis auf den Ausläufer gegen Norden, den Inselberg, der seinen Namen von der Sache selbst trägt, einer irgend heraustretenden Spitze. Eine blau verschwimmende Masse, gewähren sie dem Auge einen nebelhaften Hintergrund, aber es verlangt doch auf die Länge nach Formen, Unterscheidungspunkten. Man will, wenn man länger verweilt, sich orientiren; so wird der aufsteigende Thurm schon jetzt von den Umwohnern

Digitized by Google

als ein wichtiges Merkzeichen mit großem Interesse betrachtet, und von Süd und Nord eilt man hin, um der immer weiteren Aussicht sich zu erfreuen. Unter den überwachsenen Bergrücken konnte man nur von dem nächstgelegenen Bärbeege das wogende Meer der fränkischen Vorgebirge übersehen, die nördlichen Abhänge blieben auf dem Hauptzuge des Thüringer Waldes fast ganz unsichtbar. Die Aussicht vom Thurme, wenn er seine höchste Höhe erreicht hat, wird sehr weit nach beiden Seiten reichen und zum Theil eine schöne bleiben. Man meint, der Thurm würde schon jetzt diese Höhe erreicht haben, wenn es nicht im Interesse der Arbeiter läge, die Gerüste noch zu erhalten, um die kleinen Geschenke der Fremden einzuziehen, welche, ehe das Werk fertig ist, sehen wollen, was sich zur Zeit sehen läßt.

Unsern zu Füßen dieses Schneekopfs, der nun bald ein Berg werden soll, genannt und berühmt im Centrum von Deutschland, liegt ein Wirthshaus, ehedem nur ein Försterhaus, nunmehr eine Bergschenke; es ist vielleicht bestimmt, einst ein europäisches Hotel zu werden. Die Schmücke — der Name scheint ursprünglich einer Wasserrinne anzugehören — verdankt ihre zeitweilige Berühmtheit nicht ihrer schönen Aussicht, denn man übersieht von hier nur einige Bergkuppen und Thaimündungen nach der fränkischen Seite zu, sondern ihrem Wirthe und dem Drange der Umwohner links und rechts, von Abend und von Mittag, sich durch das Gebirge nicht trennen zu lassen, sondern bei froher Gelegenheit einander in's Auge zu sehen, die Hand zu schütteln, mit einander zu singen und — wir sind Deutsche — zusammen zu trinken. Da seht ihr sie, wenn Pfingsten gekommen, „das liebliche Fest," an schönen Sonn- und Festtagen, vereinzelt, paarweise, in Rotten und in Schaaren, die steilen Bergsteige hinaufklimmen, auf den Wegen, die immer gebahnter werden, marschiren, fahren — nur die Maulthier- und Eselritte fehlen noch — um oben in Gottes Natur sich zu freuen. Franken und Sachsen und Thüringen senden ihre Söhne, oder es treibt diese Söhne vielmehr selbst nach der lustigen grünen Höhe, durch das Rauschen der mächtigen Gebirgstannen, durch das Plätschern der stillen, bescheidenen Quellen, um aus sich und der Gewohnheit des Alltags heraus einen Feiertag zu feiern unter Gottes freiem Himmel.

Was geht mich das Wie an, wie sie ihn feiern, ob mit Bier oder mit Wein, ob das Faß zu tief ausgestochen wird und die Gläser zerspringen, ob die Lieder, die sie singen, mit dem Ort und der Weihe, welche die Natur ihm aufgedrückt, stimmen oder nicht? Es bleibt doch immer eine Sabbatfeier innerlich religiöserer Art, als die, welche die englische Kirche ihren gepreßten Anhängern aufdringt. Der altgermanische Charakter schlägt immer wieder durch, durch alle Einimpfungen und Angewöhnungen; wenn ihm wohl seyn soll außer der Ordnung, zieht es ihn nach den Berggipfeln, die frei ausschauen in's Land, und an die dunkle Sagen, historische Erinnerungen sich knüpfen. Was bietet der Brocken eigentlich dem Reisenden? Unter allen schönen Harzpunkten ist er der mindest interessante; aber trotz der Kritik, die jeder sich selbst macht, ist sein Gipfel, das Brockenhaus, täglich so voll Reisender, daß für den Hexensabbat gar kein Platz mehr wäre. Wo alte Burgen auf Felskegeln und Bergspitzen verfallen, sie bleiben das Ziel der feiernden Umwohner, trotz des Krieges, den der Radikalismus auch den Ruinen des Mittelalters erklärt hat. Der Sinn des Deutschen verlangt da oben, draußen im Freien, im Wehen der Lüfte der Vorzeit, eine Weihe, die ihm in der Werkstube, am Schreibtisch fehlt. Er gesteht es sich nicht immer ein, aber der unbewußte Drang ist da, und nicht etwa nur bei dem gebildeten und überbildeten Touristen. Es sind in den Gebirgsgegenden die Männer der Werkstube, es sind auch die, deren Hand Werkeltags den Besen führt, dieselben, welche Faust auf dem Spaziergange sieht, die aus der Gassen dumpfem Gedränge hier heraufpilgern. Sogar mit Blechinstrumenten kommt eine Jünglingsschaar mühsam den gewundenen Weg herauf, lockt mit Waldhorntönen die Stimmen des Waldes heraus und jauchzt die Frische und Freiheit an.

Auf einer Wiese steht ein graues hölzernes Haus mit dem Bleianstrich, welchen die Witterung den hölzernen Baulichkeiten auf sturmumfegten Gebirgslämmen so bald zu geben pflegt. Was haben sie da, wenn es das Bischen Aussicht nicht ist, das zwischen einem oder einigen Durchhauen im Tannenwald sich aufthut? Allerdings eine Silberquelle, die ihr eiskaltes Wasser aus dem Rohr in den Trog rieseln läßt, Tag und Nacht, und für den Feinschmecker köstliche Forellen; auch fehlt es der Speisekammer und dem Keller seit Jahren nicht an leckereren Genüssen, als sie in der Regel eine Gebirgsschenke gewährt. Aber den Schwerdruck gibt der Schenke ihr Wirth.

Herr Joel ist eine Rarität aus der Zeit, wo die Wirthe seiner Art es noch nicht waren. Nur im Süden, in den Ausläufen der Alpen, und auch da nur in den bayerischen und österreichischen Provinzen, sind Exemplare dieser breiten, runden Gastherrn mit glänzendem Vollmondsgesicht, blinzenden schelmischen Augen und gebieterischem Blicke noch zu Hause; die da sitzen auf eigenem Grund und Boden, durch Generationen ererbtem, welche, die Hände im Gurt oder in den Seitentaschen, den Gast sich ansehen und dann erst gnädig ihm zunicken: nun ja, er könne wohl Aufnahme finden! die Herren sind über ihr Gesinde, Tyrannen in der Familie, mit Augenzwinkern und hingeräusperten Worten gebieten; die sich nicht vom Tisch oder Glase rühren, wenn der Gast zur

Thür eintritt, am wenigsten wenn er es als Herr thut und gebieten zu können glaubt, weil er das Geld gibt und der andere es empfängt. Dieses stolze Geschlecht ist auch dort im Aussterben, denn die Industrie muß nach dem unwandelbaren Naturgesetz über das Ureigene siegen, und wo die Gastgeberschaft vom Grundbesitz sich trennt und in die Hände von Pächtern und Miethern übergeht, wird es von selbst anders. Es wäre sogar unnatürlich, wenn es so bliebe; grobe Traiteurs sind nicht auszustehen. Wer dem Erwerb nachgeht, muß sich schmiegen, er soll darauf lauschen, was denen gefällt, von denen er lebt.

Herr Joel auf der Schmücke ist auch nur ein Pächter, obwohl einer, der keinen Pachtschilling zahlt, und wenn wir in ihm den behaglichen Wirth der alten Zeit wieder finden, ist etwas Kunst dabei untermischt. Seine Treuherzigkeit und gelegentliche Grobheit hat eine Unterlage von Schlauheit; aber das schadet nicht, wo die Rolle gut durchgeführt wird. Sie steht ihm wenigstens so gut, daß man sagen kann, sie ist ihm zur andern Natur geworden. Wer fordert mehr? Er schreibt etwas höhere Zechen an als die Wirthe unten; aber der Transport der Lebensbedürfnisse ist durch die Isolirung und Höhe des Orts schwierig und kostspielig, und in wenigen Monaten muß der Verdienst des Jahres herausgebracht werden. Wenn „Herrschaften" den hohen Ton auf die Höhe mitbringen, soll Joel auch mit doppelter Kreide schreiben können; wenn aber Schüler und andere Wanderer ängstlich nach der Rechnung fragen und ihren schmächtigen Beutel vorziehen, kommt es auch vor, daß er ihnen nur die eigenen baaren Auslagen anrechnet.

Aber weder das Vollmondsgesicht und die Assurance, noch Wohlbeleibtheit und Grobheit machen allein den vollkommenen Wirth der alten Zeit. Zur Herstellung der Behaglichkeit gehört auch ein derber Witz, der Scharfblick des Psychologen, der sofort an seinem Manne erkennt, was bei ihm angebracht ist, was nicht. Der gute Wirth vom Hosenband, in dem Shakespeare einen Prototyp dieser Klasse hingestellt, vielleicht nur nach andern Vorgängern ausgebildet hat, kennt seine Leute, seine Zeit, trotz der bombastigen Großsprecherei, in der er alle und jeden zu überfluthen scheint. Er muß in einem gewissen Kreise ganz zu Hause seyn, seine Fühlhörner aber weit hinaus strecken, und wenn er einen gelegentlichen Schlag damit in Regionen versezt, wo er nicht zu Hause ist, doch den Schein bewahren, daß er es ist. Mit diesem Witz ist der Wirth der Schmücke ausgestattet, und der Ruf, daß er es sey, hilft ihm nach. Man erzählt sich weit und breit seine glücklichen Impromptus.

Ich kam übermüdet von einem ungewöhnlich langen Wege über die Berge; es war einer der heißesten Julitage gewesen. Die alte Bergstraße, deren Erbauer in den Mythus versunken sind, war todteinsam. Aus den Schluchten versuchte schon der Abendwind schüchtern seine Rechte in der glühenden Luft geltend zu machen, einzelne Raubvögel kreisten über den Tannenwipfeln, als das erste Anschlagen der Hunde die Nähe der Schmücke verrieth. Aufsteigende Rauchwiebel zeigten den Ort an und bald lag das graue Gehöft im Wiesengrunde vor mir. Mein Verlangen nach einem stillen Ruhelager, nur umrauscht vom Nachtwinde in den Waldkronen, war groß und begreiflich; ich hatte von Engländern gehört, welche, ihre heimischen Begriffe von Comfort aufgebend, der Natureinsamkeit wegen hier Tage und Wochen verbracht. Die Silberquelle rauschte zwar still und einsam vor der gastlichen Thür, aber der erste Blick durch dieselbe überzeugte, daß die Stille und Einsamkeit drinne nicht war. Die Talglichter brannten nur düster durch den Tabaksdampf, Biergläser und Krüge füllten die Tische; es kostete einige Mühe, über die ausgestreckten Beine den Weg zum Wirth zu finden. Er verstand meine stumme Frage. „So geht's bei uns alle Tage." — „Alle?" — „Wenigstens vom Sonnabend zum Sonntag." — Aber ich war doch so erschöpft! Ein Nachtquartier jedem Wanderer, und sey es noch so verspätet! Die heiligen Rechte der Gastfreundschaft dürfen nicht verlezt werden; und ich sollte mit zwanzigen oder noch mehr, wenn sie ausgetrunken oder gesungen, im Speisesaal liegen! Zur Zeit der Romantik — und die ist in jedem Jünglingsleben einmal da — wäre das communistische Strohlager ein annehmbarer Vorschlag gewesen; aber ich war dieser Zeit in jeder Rücksicht entwachsen. — „Wäre denn kein Kämmerchen auf dem Boden, wo es sey, zu ermitteln?" — „Unmöglich." — Und ich hätte alles darum gegeben, diese Nacht ruhig zu schlafen. Kaum waren Gedanken in Worte übergegangen, als Herr Joel mit freundlicher Theilnahme seine Hand auf meine Schulter legte: „Da trösten Sie sich. Es kommen noch Musikanten aus Ilmenau herauf, zwanzig oder dreißig. Die ganze Nacht wird geblasen und gepfiffen, und wo Sie auch lägen, Sie würden doch kein Auge zuthun." Troz diesem rationellen Troste, wußte der praktische Wirth indeß doch Rath. Die Ilmenauer Musici bliesen umsonst ihre Harmonien oder Disharmonien in die Luft. Ich habe nichts davon gehört. Und der erste Morgengruß der Sonne hier und ein Trunk aus der Quelle hätten auch eine schlaflose Nacht vergessen lassen.

Die Schmücke ist auf obrigkeitlichen Befehl zum Wirthshaus geworden. Der Herzog von Gotha sezte den Wirth hier in einer ehemaligen Försterei ein, mit der Verpflichtung, die verirrten Fremden aufzunehmen. Aus der Verpflichtung ward ein recht einträgliches Recht. Das alte Bretterhaus war zu klein, es mußte ein Stockwerk aufgesezt, bald angebaut werden. Es fehlte an Möbeln. Herr Joel, der sein Auge überall hat, machte ausfindig, daß eine alte Burg im Gebirge

viel Mobiliar, aber keine Bewohner habe. Die fürstlichen Tische, Stühle, Betten, Schränke wurden in's Wirthshaus herüber geschafft. Im Winter, wenn der Schnee bis an's Dach liegt, mag der Aufenthalt in der Schmücke zwar seine Romantik haben, aber Herr Joel fand heraus, daß eine solche gezwungene Einsamkeit für den Staatsdiener ein Opfer sey, das den Staat verpflichte, ihm wieder Opfer zu bringen. „Im Sommer habt ihr mir die schöne Natur gegeben, um davon zu leben, wollt ihr, daß ich im Winter verhungern soll?" schrieb er nach Gotha, und die herzogliche Kammer war noch in der Laune, ihm für seinen Opferdienst so und so viel Malter Getreide zu bewilligen. Auch klagt er jezt officiös über den vielen Besuch. Er stört ihm seine Waldeinsamkeit, die Schnepfenthaler Schüler brauchen so viel Stroh zum Schlafen und zertreten ihm seine Haferfelder; er fordert ein Stückchen Land mehr — zur Nothdurft, und es wird ihm wohl gewährt werden.

Inzwischen kam man doch auf den Gedanken, daß der Opferdienst allmählig zu einer sehr einträglichen Pfründe geworden, und die Rechengenies vermeinten, daß Herrn Joels Anstellung als eine Pacht anzusehen sey. Gegen diese so ganz irrige Ansicht sträubte sich Herrn Joels Rechtsgefühl, und man erzählt sich, daß er die ersten an ihn abgesandten Commissäre der Regierung, die sich mit ihm verständigen sollten, in einer Art zurecht gewiesen, welche an die berühmte wenigstens erinnert, wie Göz von Berlichingen den Herold des Reichsarmee becomplimentirte. Er nahm so wenig Vernunft an, heißt es, wie eine streitsüchtige Frau. Endlich fand sich ein höchster Regierungsbeamter gedrungen, mit ihm persönlich zu unterhandeln. Es geschah anscheinend gelegentlich bei einer anscheinend gelegentlichen Reise. Der Präsident, welcher von den vorangängigen Verhältnissen nicht genau unterrichtet seyn mochte, sprach human, ernstlich und gebietend: ein so vernünftiger Mann wie Herr Joel werde wohl selbst einsehen, daß es nicht länger gehe wie es gegangen; der Staat müsse für seine Prästationen Gegenprästationen fordern, der große Verdienst des Schmückewirths sey notorisch; es müßte daher einen übeln Eindruck im Lande machen, wenn derselbe wie bisher bevorzugt würde; es sey deßhalb für ihn selbst, um böses Gerede und Aufsehen zu vermeiden, räthlich und klug, daß er freiwillig sich zu einer höheren Pacht verstehe, und wenn er selbst darauf antrage und selbst zu einem angemesseneren Pachtschilling sich erbiete, werde das seiner Sache und Reputation sehr förderlich seyn. Mit schlauen Augen der Rede des Präsidenten folgend, hatte Herr Joel zugehört. Er schien überzeugt; mit einer raschen Bewegung, das schöne Resultat eines innern Kampfes, ergriff er des Präsidenten Hand und sagte: „So lassen Sie schreiben, Herr Präsident: ich will das Doppelte zahlen, was ich bisher gegeben!" — Der Mann der Regierung war überrascht, gerührt und zufrieden. Den Moment einer so edlen Aufwallung darf man nicht vorübergehen lassen. Er ließ sofort ein Protokoll und Joels Erklärung darin aufnehmen. Der Wirth, welcher einen Augenblick hinausgegangen war, — man schrieb es auf Rechnung seiner eigenen Gefühle, — zauderte keinen Augenblick, als er zurückgekehrt, das Papier zu unterschreiben. — „Wie hoch wird sich denn nun die Pachtsumme belaufen?" fragte der Präsident; „ich meine, wie viel haben Sie bis jezt gezahlt?" — „Nichts, Herr Präsident," war die Antwort. — Dabei verblieb es. Joels Antwort lief durch das Land, und weit über das Land hinaus. Es ist seitdem nicht davon die Rede, ihm eine Schatzung aufzulegen.

Viele kommen jezt auf die Schmücke, nur um den Mann kennen zu lernen, der einen so praktischen Nutzen aus dem Satz gezogen, daß zwei mal Null Null ist. Man erwartet, man verlangt von ihm Impromptus. Das ist schlimm. Sein Fürst erschien einst unerwartet und forderte ihn auf, vor seiner Gemahlin, der Fürstin, seinen Witz zu zeigen. Da, sagt man, sey er verstummt.

Digitized by Google

Devisen und Mottos

auf den Reiterfahnen im dreißigjährigen Kriege.

Wie traurig auch das Bild der deutschen Zustände während der Auflösung des Mittelalters zu Ende des sechzehnten, und besonders in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts seyn mag, so bietet es doch neben einzelnen glorreichen Zeugnissen ritterlicher Aufopferung und altbürgerlicher Selbstverleugnung, die hier nicht in Betracht kommen sollen, manche Erscheinungen dar, welche das in frühern Zeiten mehr hervortretende Streben einer sinnigeren und man möchte sagen buntfarbigen Gestaltung vieler in der folgenden Zeit sehr einförmig und farblos gewordenen Lebenseinrichtungen kund geben. Hiebei ist nun auch des Heerwesens des dreißigjährigen Krieges zu erwähnen, das trotz der Ausartung und Verwilderung, durch welche unser reich gesegnetes Vaterland auf lange Zeit elend gemacht wurde, doch noch, besonders in der äußern Ausstattung, vieles erhalten hatte, was im Gegensatz der prosaischen Lebensauffassung der späteren Generationen auf eine sinnlich kräftigere und poetische Richtung des älteren Volksgeistes hinweist.

Es war bekanntlich seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts unter germanischen und romanischen Völkern Sitte geworden, daß bedeutende und unbedeutende Männer und Frauen, auch ganze Gemeinden und Korporationen ihres Lebens und Strebens Aufgabe und Richtung, oder was sonst für sie von besonderer Bedeutung seyn mochte, in wohl gewählten Bildern (Devisen, Emblemen) mit einem erklärenden kurzen Spruche oder Motto anschaulich machten. Herr von Radowitz hat vor einigen Jahren eine Sammlung solcher theilweise auch geschichtlich merkwürdigen Devisen herausgegeben. Ein altes Manuscript mit sauber gemalten Bildern der Fahnen der sächsischen Reiterregimenter, das mir mitgetheilt worden, weist auf eine eigenthümliche weitere Verbreitung dieser Sitte hin, die in jener Zeit gewiß nicht bloß auf das kurfürstlich sächsische Heer beschränkt war. In diesem wenigstens hatte die Fahne (Cornet) jeder Abtheilung eines Regiments eine andere Devise nebst Motto, die von den damals viel selbstständiger Obersten gewählt worden war.

Die Farbe dieser Fahnen war bei allen Abtheilungen (Compagnien) eines Regiments gleich, bei jedem Regimente verschieden, z. B. schwarze Fahnen mit goldenem Schilde und goldenen Fransen, schwarz mit Silber, weiß oder grau mit Gold, roth mit Gold, orange mit Schwarz, blau mit farbigen Bildern u. s. w. Die darauf befindlichen Devisen sind theilweise charakteristisch und sinnig, und eine Auswahl daraus scheint mir auch deßhalb der Mittheilung werth, da sie sich in der Radowitz'schen Sammlung nicht finden.

Die religiöse und andächtige Richtung der Zeit spricht sich z. B. in dem hebräischen Namen Gottes aus: יהוה, über welchem sich ein Regenbogen und unter dem sich Gewölk findet mit dem Motto: „Mit Gott." Ferner ein Schiff im Sturme, am Ufer die aufgeschlagene Bibel, von einem Anker festgehalten: »Spes mea Christus.« Ein Reiterkampf: »Potius cessero vita,« und dabei deutsch: „Eher das Leben als den Glauben." Ein Kreuz mit der Umschrift: „Das Kreuz und Widerwärtigkeit vermehret meine Freud." Auf den Kampf insbesondere beziehen sich ein aufspringender Löwe ohne Motto, ein Helm mit einer Eule: „Nicht ohne Rath;" dann ein gepanzerter Arm mit einem Schwert, worauf eine Feder liegt: „Nicht Glimpf nichts aus, folgt Ernst daraus." Ein Todtenkopf mit dem Lorbeerkranz: „Mit Ehren." Eine Schlange, die auf dem Rücken liegend nach dem auf ihr sitzenden Adler sticht, mit der Inschrift: »Ergone pugnandum,« vielleicht eine Anspielung auf die damals vom Kaiser bedrängten Protestanten.

Sittliche Mahnungen liegen in vielen Devisen, z. B. ein Herz, worauf ein Cirkel steht: „Ohne Falsch;" ein Richtscheit: „Mit Gewissen;" eine Wage: „Nach Billigkeit;" ein verschlossener Kasten: „Mit Bestand;" ein Löwe im Netze: „Untreue schlägt den eigenen Herrn;" zwei verschlungene Hände, darin ein Stab mit zwei Schlangen: „Mit Treu und Rath;" eine kleine, mit einem Kreuze bezeichnete Pyramide, auf der Spitze ein Herz, darin ein auf beiden Seiten gleich weit hervorragender Stab: „Weder zur Rechten noch zur Linken;" ein Pfeilbündel, von einer Hand gehalten und von der Sonne beschienen: »Concordia res parvae crescunt« (Eintracht gibt Macht); eine verbrennende Kerze: „Ohne Eigennutz," letzteres eine beliebte sinnige Devise, die sich mit dem Motto: »Aliis inserviendo consumor« (andern dienend verzehre ich mich) auch in Radowitz's Sammlung findet. Etwas seltsam macht sich dagegen das Lamm im Dorngebüsch mit dem Motto: „Geduld überwindet Alles," wenigstens auf einem Kriegszeichen. Die gewöhnliche Lebensklugheit der Weltkinder bezeichnen

Digitized by Google

ein Schwert, ein Lorbeerkranz und ein Sack mit Goldstücken und darüber: „Mit diesen wag' ich's," auf einer Fahne des Obersten Kalckstein, der hier ganz offen zur Schau trug, was damals die meisten Krieger trotz allen schönen Sprüchen doch am liebsten hatten.

Besonders sind aber zwei schöne Devisen hervorzuheben, welche eine tiefere Bedeutung haben, nämlich ein Rosenstock mit zwei blühenden Rosen und einer Knospe mit dem Motto: „Zu rechter Zeit," und eine Pflanze mit vollen Blüthen, deren Blätter sich schon senken: »Hodie, cras nihil,« d. h. so noch heute, morgen nichts. Der Namenszug des Kriegsherrn, des Kurfürsten Johann Georg, steht auf einer einzigen Standarte des Obersten von Vitzthum mit der Unterschrift: „Treu Herr, treu Knecht;" ein hübscher Spruch, der das frühere Verhältniß zwischen dem Kriegsherrn und seinen Dienern wohl bezeichnet.

Unter den Fahnen, deren Inschriften hier zum Theil angeführt worden sind, zeichnen sich die des Obersten Taube besonders durch ihre Schönheit und durch die Wahl sinniger Devisen aus. Sie sind sämmtlich schön hellblau und die Devisen sind in bunten Farben gestickt. Derselbe hatte ein Regiment Dragoner, deren ausgezackte, unsern Uhlanenfähnlein ähnliche, aber natürlich viel größere blaue Fahnen in buntfarbiger Stickerei Fabeln anschaulich machten. Da sah man einen Wolf, der Schafen aufspielt: „Sicherheit gebahe die größte Gefahr." Ferner wird eine Eule auf der Stange von kleinen Vögeln geneckt: „Einer Eul' allzeit nichts schadet der Neid." — Der Fuchs mit einer Larve jagt Hunde: „Fremde Gestalt erschrecket bald." — Ein Fuchs in der Tracht eines Jesuiten predigt aufmerksamen Hühnern: „Das falsch gehöret, hat viel bethöret." — Krebse fassen einen Fuchs bei den Brinen: „Zum öftern die List auch zu betrügen ist." — Eine Katze stürzt sich auf Mäuse, die sich harmlos um sie versammelt: „Wer allzuviel vertraut, verlieret drob die Haut." Ja auf einer Fahne wird die Satire gegen die Unsittlichkeit der Mönche und Nonnen ganz in der derben Weise des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in einem obscönen Bilde mit entsprechendem Motto anschaulich gemacht. Hier muß diese Andeutung genügen, denn an einer weiteren Ausführung dürfte unsere zwar nicht reinere, aber doch feinere Sitte Anstoß nehmen.

K. G. Helbig.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Kreuznach, September.

I.

Vergangenheit und Gegenwart.

Die Kurzeit ist vorüber und die Redaktion der Kurliste hat bereits vor mehreren Tagen feierlich Abschied genommen von ihren Abonnenten und bei dieser Gelegenheit das tröstliche Versprechen gegeben, daß sie im nächsten Jahre nach der Winterruhe zu neuem Leben und zu neuer Thätigkeit auferstehen werde. Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß dieses Versprechen gehalten werden wird. Die Zahl der Kurgäste beträgt für die verflossene Saison in runder Zahl 3400. Zieht man in Erwägung, daß Kreuznach nur von solchen besucht wird, die wirklich krank sind, also nicht ein Sammelplatz der vornehmen Welt ist, um sich daselbst einmal recht gründlich zu langweilen, so ist jene Zahl nicht unbedeutend zu nennen. Die Physiognomie der Stadt ist in den letzten Tagen eine vollständig andere geworden. In Wiesbaden z. B. gehen die Fremden nur allmählig fort, ein Stamm von Söhnen Albions bleibt sogar dort den Winter über; von hier ist dagegen alles fortgegangen, Kind und Kegel, Mann und Maus. Die Musikanten in den Kuranlagen spielen zwar nach wie vor auf und werden auch ferner aufspielen bis zum 1. Oktober, aber sie sehen bereits sehr abgedankt aus und die Töne klingen auch abgedankt, und die spärlichen Wanderer, auf die man heute noch in den Anlagen stößt, sehen eben auch nicht darnach aus, als ob sie morgen wieder in die Anlagen zu gehen gedächten. Die Bewohner von Kreuznach dagegen haben längst den Vortheil berechnet, den die dießjährige Kurzeit ihnen gebracht hat, und diesen Vortheil sehr sorgfältig mit dem Vortheil des Nachbars verglichen; jetzt beschäftigen sie sich mit etwas anderem, zwar nicht mit den Händen, aber mit dem Kopfe, mit der Phantasie. Nicht suchen sie darüber in's Klare zu kommen, woher der Mensch und wohin er fährt — das scheint ihnen vielmehr höchst gleichgültig zu seyn — sondern damit, „was für einen Wein wir machen,“ ob einen sechsundvierziger, woran im allgemeinen gezweifelt wird, ob einen achtundvierziger, neunundvierziger aber — gar keinen. Aber wie einfältig! Wie darf sich der Weinbau zum Gewerbe rechnen und von „machen“ reden? Ist hier nicht vielmehr der Erfolg, wie beim Landbau, abhängig von Wind und Wetter? Indessen werden bei der Bereitung des Weins so viele Kniffe und Pfiffe in Bewegung gebracht, wird so häufig an die Stelle des X ein U gesetzt, daß in der That hier vielleicht von einem Gewerbe die Rede seyn kann. Fahrt also fort, statt den Himmel zu fragen, ob der Wein heuer gedeihen wird, euch unter einander zu berathen, was für einen Wein ihr machen wollt. Ich werde gegen diese Berathung nicht protestiren, werde es nicht machen wie Heer Venedey, als er gegen die Einverleibung Krakaus protestirte.

Kreuznach ist eine Stadt an der Nahe, 286 Fuß über dem Meeresspiegel, zwei Meilen südlich von Bingen, vier und eine halbe Meile südwestlich von Mainz, und zählt etwa zehntausend Einwohner. Von der Hardt tritt ein Ausläufer dicht an das linke Ufer der Nahe, gipfelt in dem Kauzenberge und senkt sich schnell zur Nahe und zu dem hier in die Nahe mündenden Ellerbach herab. In einem Halbkreise um diesen Kanzenberg liegt nun die Stadt; die Altstadt am rechten Ufer der Nahe, die »nova civitas« oder Neustadt am linken. Ueber die Nahe führt eine steinerne Brücke mit acht Bogen, die schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts alten Urkunden zufolge vorhanden gewesen ist. Ein merkwürdiges Bauwerk, diese Brücke! Auf jedem Bogenpfeiler der einen Abtheilung der Brücke steht ein Haus, unten schmal und mit jedem Stockwerk sich nach allen Seiten weiter ausdehnend. Sieyes behauptete beim Ausbruch der ersten französischen Revolution, daß die französische Gesellschaft einem Thurme zu vergleichen sey, der auf seiner Spitze stehe. Das müsse anders werden; man müsse den Thurm umdrehen und auf die breiteste Grundlage stellen, dergestalt daß das souveräne Volk im Könige gipfle. Ich kann mir ganz wohl denken, daß ein unpraktischer revolutionärer Baukünstler auf ähnliche Gedanken kommen muß wie jener revolutionäre Staatsmann, wenn er die Häuser auf den Brückenpfeilern der Nahe betrachtet. Freilich würde bei einem solchen Umdrehen die Brücke unzugänglich gemacht werden und die Häuser würden sich in ein Chaos verwandeln, aber das Princip wäre doch gerettet, ähnlich wie ja auch jetzt die Volkssouveränetät in Frankreich in der höchsten Blüthe steht. Es lebe Louis Napoleon! Der Mann hat doch nach, wie soll ich es gleich nennen? »vigueur,« Gedanken, die sich scharf und bestimmt dem Auge darstellen wie Metall. Ich liebe „Herrn Bonaparte,“ wie ihn die Elberfelder Zeitung anredet, gerade nicht besonders, aber diese Gedanken von Metall sind doch in unserer verwaschenen Zeit etwas Wohlthuendes. Wie verwegen, wie aus Einem Guß ist schon der Beweis des Moniteur, den Louis Napoleon selbst geführt haben soll, daß England das Land der Sklaverei, Frankreich das Land der Freiheit sey. Ich will gar nicht von der verwegenen That des 2. December reden, sondern nur von den verwegenen Gedanken. Unsere deutschen Gedankenfürsten, etwa ein Humboldt, haben auch großartige Gedanken, aber Gedanken, die unser Herrgott längst als ewige Gesetze der

Digitized by Google

Natur gedacht hat; bei Lichte besehen, sind diese Gedanken mithin nichts Neues, nichts Unerhörtes. Louis Napoleon dagegen denkt Neues, Unerhörtes, novum atque inauditum, wie Cicero das Gebahren des Catilina bezeichnet; ein Humboldt ist genau genommen nur reproduktiv, Louis Napoleon produktiv; fertig wie Minerva aus dem Haupte des Jupiters springt ein neues Gedankengeschöpf aus seinem Haupte hervor.

Doch ich will von der Einverleibung Krakaus, von Sieyes, Humboldt und Herrn Bonaparte auf Kreuznach zurückkommen; Sie möchten sonst am Ende glauben, mein Denken sey im Begriff „durchzugehen," und die Polizei möchte mich wegen ungeregelter Ideenassociation für confiscirbar halten, was um so schlimmer wäre, als das Martyrium so außerordentlich im Werthe gesunken ist. Kreuznach liegt also, wie bereits gesagt, an der Nahe, und zwar sowohl am rechten wie am linken Ufer derselben. Am rechten Ufer liegt die Altstadt, einige Minuten von derselben, Nahe abwärts, die „Heidenmauer," die Ueberreste eines alten römischen Castells, erbaut unter Claudius Drusus. Zu Bingen war das Hauptcastell, von da führte die Heerstraße, von der sich ebenfalls noch Ueberreste finden, nach Trier; Kreuznach war mithin eine Mittelstation. Vangionen wohnten in dieser Gegend von der Nahe bis Worms. Unter dem Trierer Fürsten Tutor schloßen sie sich der Empörung des Claudius Civilis an und erlitten mit diesem die Niederlage am Rupertsberge, Bingen gegenüber. Konstantin baute an der Nahe eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes. Die Endsylbe „nach" in Kreuznach ist nicht die Präposition nach, wie das eine Erzählung für die „liebe Jugend" von der Endsylbe nach in Andernach („ich voran, andere nach") behauptet, sondern die Endsylbe lautet „ach" und Ach bedeutet nichts anderes als aqua, zu deutsch Wasser. Der Römerherrschaft folgten die Fluthen der Völkerwanderung. Wie Armonius schreibt, verließ der König Kroch unter Kaiser Honorius mit Schwaben und Alanen die Heimath, um sein Glück in Gallien zu versuchen. Zuvor aber fragte er seine Mutter, wie er am sichersten sein Andenken verherrlichen könne, und diese antwortete ihm: „Mein Sohn, willst du deinen Namen verewigen, so ziehe hin, reiße nieder, was andere mit vielen Kosten erbaut haben, und rotte aus die Völker, die deiner Stärke unterliegen müssen; denn schönere Werke kannst du nicht aufführen, als die Römer aufgeführt haben; auch kannst du ihren Kriegsruhm nicht besser verdunkeln, als durch eine allgemeine Zerstörung ihres Reichs." Der Mutter Rath galt als Götterspruch. Bei Mainz ging er über den Rhein und sengend und brennend in Gallien hinein. Was die erste Woge nicht zerstört hatte, das zerstörte eine zweite, indem die Hunnen durch das Land der Vangionen bis zu den catalaunischen Gefilden vordrangen. Allmählig legten sich die Stürme, es wurde still im Lande und Kreuznach tauchte nun als fränkische Domäne wieder auf. Das die vorsündfluthliche Geschichte von Kreuznach.

Eine ausführlichere Geschichte der Stadt wird Ihre Leser wenig interessiren, selbst nicht einmal diejenigen unter ihnen, die als ehemalige Kurgäste der Stadt ab und zu zurückdenken an die Ufer der Nahe, an ihre Porphyrfelsen, an die Ebernburg und an den Rheingrafenstein. Ich begnüge mich daher zu erwähnen, daß keine bedeutende Epoche in der deutschen Geschichte spurlos an der Stadt vorübergegangen ist. Der fränkische Palast, den Karl der Große und Ludwig der Fromme mehrere male bewohnten, wurde 893 von den Normannen so gründlich zerstört, daß kein Stein mehr die Stätte anzeigt, wo er gestanden. Die Reichsritterschaft des Mittelalters hatte hier und in der Umgebung zahlreiche Burgen, die Geistlichkeit eben so zahlreiche Klöster, Kirchen und Abteien. Als Vorbote von stürmischen Zeiten und empfohlen von Franz von Sickingen, wurde 1507 Johann Georg Sabellicus Faust, geboren in dem schwäbischen Städtchen Knittlingen, Rektor des Gymnasiums zu Kreuznach. Nachdem er eine Zeit lang der Stadt Kreuznach und seinem Gönner Sickingen allerlei vorgeschwindelt hatte, mußte er ob schändlicher Streiche bei Nacht und Nebel entfliehen. Noch heute zeigt man die Wohnung des Erzschelms, der in Wittenberg seine Schulbildung, in Ingolstadt den Doctorhut und endlich in der deutschen Volkssage die Unsterblichkeit erhielt. Uebrigens wird Kreuznach als Stadt zuerst genannt in einer Urkunde aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; später entstanden unter dem Schutze der Burg auf dem Kauzenberge die Neustadt, die erwähnte Nahebrücke, eine steinerne Ringmauer mit sechs Thoren und Gräben. Pest, Feuer und Wasser entvölkerten darauf die Stadt, die indeß beim Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs noch 9000 Einwohner hatte. Was verschont geblieben war, wurde nun heimgesucht von der Noth des Kriegs. Die Spanier hausten hier 1620 unter Spinola, Gustav Adolph nahm die Stadt 1631 und erstürmte an der Spitze seiner Schweden den Kauzenberg, 1636 zogen die Kaiserlichen unter Gallas ein, 1639 kam Bernhard von Weimar, 1641 wiederum die Spanier, 1644 die Franzosen. Dem dreißigjährigen Kriege folgte der orleanssche Erbfolgekrieg und die Mordbrennereien in der Pfalz. Niemals bin ich so häufig und lebhaft an das französische Kannibalenthum erinnert worden, als in der Zeit meines Aufenthalts in Kreuznach. Zu Nutz und Frommen derer, die jenes Sengen und Morden nicht genauer kennen gelernt haben, erwähne ich, daß die Franzosen in Kreuznach unter andern auch die schöne gothische Wörthkirche (nur noch wenige Ueberreste bezeugen ihr früheres Daseyn) zerstörten, den Simmerischen Palast und das Schloß auf dem Kauzenberge. Von den umliegenden Burgen wurden gesprengt, verbrannt oder sonst zerstört: der Rheingrafenstein, gegenüber der Ebernburg, Residenz der Wild- und Rheingrafen, die gräfliche Burg Altenbaumburg, der Moschellandsberg, der Gutenberg, das Schloß Böckelheim, in dem Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten wurde, Burg Sponheim, die Fustenburg und der Goldenfels, die Burg Sobernheim, das Schloß Dhaun, Kirburg, Steinkallenfels und Wartenstein, endlich die Kloppe bei Bingen. Sie sehen an diesen zahlreichen Ruinen, daß der Nahegau eine Pulsader des mittelalterlichen Lebens war, und daß der Uebergang vom mittelalterlichen Staat zum modernen sich nirgends prägnanter bei der Gestaltung der Landschaft geltend gemacht hat als im Nahegau. Uebrigens reihen sich die Franzosen der Jahre 1794 bis 1796 würdig an ihre Vorfahren an. Jourdan ließ zum Beispiel zwölf Tage und zwölf Nächte in der Stadt auf die unmenschlichste Weise sengen, plündern und morden. Schließlich

Digitized by Google

erwähne ich noch aus der Geschichte Kreuznachs, daß hier Maler Müller geboren wurde, so wie im Jahr 1751 der später in den Grafenstand erhobene Johann Heinrich von Carmer. Als Carmer von der Universität nach seiner Vaterstadt heimkehrte, ging sein Ehrgeiz dahin, eine Schreiberstelle im Kirchenrath oder Ehegericht zu erhalten. Sie wurde ihm abgeschlagen. Da schüttelte er den Staub von seinen Füßen und wanderte zu Friedrich dem Großen. In Preußen wurde er Justizminister, und so lange die Erinnerung an das preußische Landrecht dauert, wird auch der Name Carmer unsterblich seyn.

Im Jahre 1794 huldigten die Mainzer der neuen Freiheit, die von Frankreich aus die Runde um die Welt machte, und luden zu dieser Huldigung freundnachbarlichst auch die Stadt Kreuznach ein. Zwei Jahre später hatte Kreuznach die Ehre eine französische Stadt zu seyn, bis sie 1815 an Preußen kam. Als Kurort ist sie erst in den lezten Decennien in Aufnahme gekommen. Es war der hier noch lebende Sanitätsrath Prinzer, der im Jahre 1817 die Saale der benachbarten Saline bei skrophulösen Krankheiten in Anwendung brachte und bald darauf in einer Schrift auf die Bestandtheile und die Bedeutung derselben für Hautkrankheiten, Drüsenverhärtungen, Auflockerung der Knochen, Hämorrhoidalleiden u. s. f. hinwies. Die Saalquellen der Salinen waren bereits im Jahr 1478 entdeckt worden; 1832 wurde auf der Spitze einer südlich von der Stadt gelegenen Naheinsel die Elisenquelle entdeckt und im Jahre 1834 von einer Actiengesellschaft angekauft. Seit der Zeit hat die Stadt eine vollständig andere Physiognomie erhalten. Eine neue Stadt mit großen und geräumigen Häusern ist auf dieser Insel entstanden, „Badewörth" genannt, der sich zwischen die beiden älteren Stadttheile drängt. Die Südspitze dieser Insel nehmen die Anlagen und das sogenannte Kurhaus ein. Der südliche Theil der Altstadt, der an den Badewörth grenzt, hat ebenfalls einen andern Charakter angenommen, indem hier zahlreiche, oft palastartige Gasthöfe bereits entstanden oder noch im Entstehen begriffen sind. Jezt geht man sogar damit um, auf dem Badewörth ein Theater zu erbauen, und es würde dieser Plan sicher schon diesen Herbst ausgeführt werden, wenn das Geld dazu vorhanden und man über den Bauplaz einig wäre. Die Neustadt ist nämlich ganz im Klaren darüber, daß das Theater in der Neustadt erbaut werden muß, wenn es der Stadt überhaupt frommen soll; die Bewohner des Badewörths besitzen nicht Einsicht genug, um das begreifen zu können, und erachten ihre Insel für den tauglichsten Ort; die Gastwirthe der Altstadt endlich sind der unmaßgeblichen Ansicht, daß ein Theater die Stadt ruinire, weil die Kurgäste alsdann statt in die Wirthshäuser in's Theater gingen. Kreuznach aber sey die Heimath der Wirthshäuser, die Gefährdung der Wirthshäuser mithin eine Gefährdung der Stadt. Vor einigen Wochen wurde eine Versammlung berufen und man beschloß Actien zu zeichnen; mit diesem Beschluß wird wohl vor der Hand die Sache auf sich beruhen bleiben, da der Geist zwar willig, aber der Geldbeutel schwach ist.

Digitized by Google

London, Oktober.

Die Lancette. — Allsopp und Liebig.

Man mag ein noch so großer Politiker oder Gelehrter seyn, so kann man doch nicht immer der Anwandlung widerstehen, zu Zeiten einen Blick in denjenigen Theil eines Journals zu werfen, der nichts weniger als politisch und literarisch ist, sondern sich einzig und allein an die materielle Seite des Lebens hält; wir meinen die Anzeigen. Man ist hier wie auf einem großen Marktplatz versezt, wo die verschiedenartigsten Gewerbe sich mit betäubendem Geschrei ankündigen. Wenn nun auf einem solchen Markte Einem plötzlich der Name des Freiherrn von Liebig entgegen tritt, so stuzt man unwillkürlich und forscht neugierig nach dem Inhalt einer Annonce, in welcher des Namens des großen Chemikers in jeder Zeile Erwähnung geschieht. Die Annonce betrifft eine Bierstreitigkeit, die jezt ganz England beschäftigt und in welcher ein mitgetheilter Brief Liebigs eine bedeutende Rolle spielt. Die Umstände, unter denen, und die Zeit, in welcher der Brief erschienen, haben demselben eine außerordentliche Wichtigkeit gegeben, und diese Umstände sind es, die wir hier zusammenfassen wollen.

Eines Tags fiel es der „Lancette," einer medicinischen Zeitschrift, ein, Besuche in verschiedenen Kaufläden abzustatten, um die Kolonialwaaren einer Untersuchung zu unterwerfen. Die Aufmerksamkeit der „Lancette" richtete sich zunächst auf den Kaffee; sie kaufte in den besten Läden kleine Quantitäten gemahlenen Kaffee ein, versiegelte sorgfältig die einzelnen Pakete und begann ihre Operation. Das Resultat derselben war, daß der als reiner Mocca verkaufte Kaffee zu zwei Drittheilen aus reiner Cichorie bestand. Nur in einer sehr geringen Anzahl von Mustern stellte sich der Kaffee als ächt heraus. Die Lancette veröffentlichte das erhaltene Resultat mit genauer Angabe der Adressen, wo der gute und wo der gemischte Kaffee zu haben sey. Sie war so genau und so speciell in ihren Angaben, daß sie bei jedem Pakete die fremden Bestandtheile, aus denen der vorgebliche ächte Mocca bestand, in Bruchtheilen angab. Man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen eine solche Veröffentlichung machen mußte. Daß man mit dem Kaffee ein wenig Cichorie einschlürfte, davon war man halb und halb überzeugt; aber man wollte es nicht glauben, daß in den besten Kaufläden dieser Unterschleif getrieben werde; am wenigsten wollten es diese Kaufläden Wort haben, daß sie in ihren »dealings« nicht »fair« seyen, das heißt, daß sie nicht den alten redlichen englischen Handel vertreten. Auch mußte es ihre Interessen nicht wenig schmälern, auf solche Weise an den Pranger gestellt zu werden. Denn wie man sich leicht vorstellen konnte, hatte das Publikum nichts Eiligeres zu thun, als sich von diesen alten Häusern abzuwenden und seine Kundschaft denen zu geben, die von der Lancette besser behandelt wurden. Ein medicinisches Blatt hat immer eine gewisse Autorität in Angelegenheiten der Art, und das Publikum gab dem Journalisten dem Boutiquier gegenüber Recht. Lezterer, um diese Autorität zu schwächen, nahm natürlich zu allerlei Mitteln seine Zuflucht. Das Publikum, behauptete er, wolle Cichorie haben; die Cichorie verbessere den Geschmack des Kaffees, und die Erfahrung habe gelehrt, daß jedesmal, wenn er, der Krämer, seinen Kunden ächten Kaffee verkauft habe, diese ihm denselben als schlecht und untrinkbar zurückgeschickt haben. So sehr sey das Publikum an Cichorie gewöhnt. Und wer hat denn das Publikum so sehr daran gewöhnt? warf mit Recht die Lancette ein: kein anderer als der Krämer selbst. Und durch den ersten Erfolg ermuthigt, nahm sich die Lancette vor, den Geschmack des Publikums zu läutern: Sie sezte eine förmliche Commission ein, aus ihren Redakteuren bestehend, und diese mußten wöchentlich in allen Läden herum gehen, Einkäufe eßbarer und trinkbarer Stoffe machen und untersuchen, ob sie preiswürdig seyen. Vom Kaffee ging man über zum Thee, vom Thee zum Zucker, Essig, Brod, Mehl u. s. w. Und was war das Resultat? Hätte man sich begnügt, wie beim Kaffee, bloß unschädliche Stoffe von geringerer Qualität als ächte zu verkaufen, so hätte man sagen können, die Kunden werden eben betrogen. Aber die armen Kunden liefen Gefahr, für ihr Geld vergiftet, gemordet zu werden; denn die Untersuchungen der Lancette hatten herausgestellt, daß die honneten englischen Kaufleute sich sogar nicht scheuten, giftige Substanzen anzuwenden, wenn die unschädlichen nicht hinreichten, ihren Waaren die gehörige Würze zu geben, oder eine gewisse Aehnlichkeit mit den ächten Produkten hervorzubringen. Die Verfälschung schien allgemein. Hätte man Eier und Fleisch künstlich nachbilden können, man würde es sicherlich nicht unterlassen haben. Mit banger Erwartung sah das Publikum wöchentlich dem Erscheinen der Lancette entgegen, wo immer neue Thatsachen der Art aufgedeckt wurden. Und nun denke man sich die Krämer, die ihre Namen und Adressen mit dem jedesmaligen Resultate der chemischen Zerlegung hier aufgezeichnet fanden. Die Lancette hatte ihr Glück oder ihren Ruin in Händen. Die Handelsfirma eines englischen Gewürzkrams hing an einem Faden, an einem Journal. Die armen Epiciers zitterten förmlich, wenn sie einen schwarz gekleideten Gentleman in ihren Laden treten sahen, der sich die eingekauften Waaren in ein Paket siegeln ließ. Konnte der schwarze Gentleman nicht ein Abgeordneter der Lancette

Digitized by Google

seyn? Die Lancette selbst stieg natürlich immer im Ansehen, nahm immer mehr an Bedeutung zu, und als Gebieterin über das Schicksal so vieler Handelsfirmen konnte es nicht fehlen, daß sie selbst zum Range einer vornehmen Handelsfirma emporstieg. Von allen Seiten wurden ihr Muster zur Untersuchung eingeschickt; sie mußte jeden Essig kosten, jedes Bier anstechen, jeden Zucker analysiren. Ein Wort aus ihrem Munde war genügend, um Tod oder Leben dem Consumenten, Prosperität oder Bankerott dem Producenten zu bringen. Die Reihe der gewöhnlichen Gewürze durchlaufend, kam die Lancette zuletzt beim Pfeffer an, und nun denke man sich das Staunen des Londoner Publikums, als die Lancette nachwies, daß sogar dieser wohlfeilste aller englischen Kolonialartikel sich ebenfalls in den meisten Magazinen verfälscht vorfand, nein, mehr als verfälscht, zu zwei Drittheilen mit giftigen Substanzen versezt! Wir sprechen hier vom Cayennepfeffer, der in England in weit größerer Quantität genossen wird als auf dem Continent. Für die große Anzahl derjenigen, die längere Zeit in Indien verweilt hatten, ist derselbe zum Bedürfniß geworden, um die schweren Beefsteaks verdauen zu helfen. Als nun die alten cholerischen Gentlemen erfuhren, daß sie statt Pfeffers die ganze Zeit über eine rothgefärbte Präparation von Blei, Merkur und Schwefel zu sich genommen, da kannten ihr Zorn und ihre Furcht keine Grenzen mehr. In ihrem Zorn gingen sie so weit, daß sie den ganzen Handel verfluchten, Freihandel wie Protektion, und in ihrer Furcht wunderten sie sich bloß darüber, daß sie nicht schon längst gestorben seyen in Folge aller dieser vielfältigen Vergiftungsversuche. Entweder mußte ihre Constitution sehr stark seyn, oder das Gift zu der Klasse derjenigen gehören, die langsam, aber desto sicherer wirken. Zu ihrer Beruhigung suchte man ihnen zu beweisen, daß sich ihre ganze Constitution dermaßen mit dem Gifte assimilirt habe, daß sie ohne Gift sterben würden, und daß eine ätzende Substanz durch lange Gewohnheit nicht allein unschädlich, sondern sogar für cholerische Personen heilsam sey.

Die Lancette war also beim Pfeffer angelangt und hatte alle im selben enthaltenen schädlichen Stoffe aufgezählt, als es plötzlich hieß, ein französischer Chemiker habe im »pale ale,« dem »bitter ale,« dem besten der englischen Biere, das feinste der Gifte, Strychnin, aufgefunden. Hätte es geheißen, in allen Bieren habe man Gift gefunden, alle Biere seyen vergiftet, so hätte man sich wahrscheinlich nicht ärger geängstigt. Man war bereits daran gewöhnt, vergiftet zu werden. Aber „pale Ale," das Bier der Aristokraten, das Bier, das allen Invaliden anempfohlen ward, und das allgemein als ein tonisches Getränke galt, das Bier, das nach Indien versandt wird und einen starken Zweig des Ausfuhrhandels bildet — das war mehr, als ein Engländer, der auf tonische, zur Ausfuhr geeignete Artikel so ungemein viel hält, ertragen konnte. Unter diesen Umständen war es, daß die berühmte Brauerei der Herrn Allsopp u. Comp. sich an Professor Liebig wandte. Allsopp hatte früher schon mit Liebig in Verbindung gestanden; er hatte bei verschiedenen Anlässen, wo es sich vom Brauverfahren handelte, den berühmten Chemiker zu Rathe gezogen. Im gegenwärtigen Falle war nichts natürlicher, als daß der Fabrikant des besten Bieres die gegen ihn und gegen alle Bierfabrikanten im allgemeinen vorgebrachte Verläumdung vor den Richterstuhl des in England so hochgeschätzten Chemikers brachte. Liebig antwortete in einem Briefe an Allsopp, er habe immer das „bitter Ale" als eines der gesundesten Getränke für Invaliden sowohl als für robuste Personen betrachtet, und er stimme vollkommen der Ansicht der englischen Aerzte bei, die dasselbe für jedes Alter, jedes Temperament, jeden Magen und jede Constitution empfehlen. Die Angabe, daß sich Strychnin in demselben finde, beruhe auf einer Chikane. Was ihn selbst anbetreffe, so sey er persönlich ein großer Freund des englischen „bitter Ale." Wenn Liebig so sprechen konnte, wenn Liebig sagen konnte, bitter Ale sey dem menschlichen Organismus heilsam, und es sey eines seiner Lieblingsgetränke, welcher Engländer konnte da noch anstehen, bitter Ale in doppelter Quantität zu trinken, die eine Hälfte als das gewöhnliche und angewöhnte Quantum, die andere Hälfte als tonisches Getränke, so wohlthuend für den menschlichen Organismus! Der Brief Liebigs wurde in allen Journalen veröffentlicht; das englische Bier war gerettet und das Glück des Herrn Allsopp gemacht. Ein so ungeheures Resultat mußte natürlich die andern Bierfabrikanten eifersüchtig machen. Zwar bezog sich das Urtheil Liebigs auf das bitter Ale im Allgemeinen, auf die Species bitter Ale. Aber da einmal der Brief an Allsopp gerichtet war, so begreift es sich, daß er speciell die größten Vortheile davon zog.

Zu derselben Zeit hatte sich ein anderes medicinisches Journal aufgethan, das medical Circular, das, eifersüchtig auf das Glück der Lancette, sich der eifersüchtigen Bierbrauer annahm. Schon vorher hatte dieses Journal sich aller derjenigen Krämer angenommen, die von der Lancette als Verfälscher oder Vergifter mit Recht an den Pranger gestellt worden. Man kann wohl sagen, daß dieses Journal in der Aussicht, von den gekränkten Handelsfirmen subventionirt zu werden, gegründet wurde. „Tod in den Topf!" so lautete die Ueberschrift, unter welcher das medical Circular die Resultate seiner chemischen Untersuchungen dem Publikum vorlegte, die natürlich ganz anderes lauteten als die der Lancette. Als nun aber der Brief Liebigs veröffentlicht wurde, da trat die Politik des von den eifersüchtigen Bierbrauern unterstützten medical Circular ans volle Tageslicht. In der Unmöglichkeit, die Vortrefflichkeit des Allsoppschen Biers anzugreifen oder den in England so hoch stehenden Namen Liebigs herabzuziehen, geifert das Journal gegen die Zusammenstellung der beiden Namen, eifert dagegen, daß Wissenschaft und Handelsfirma Hand in Hand gehen, und veröffentlicht die schmählichsten Artikel gegen Allsopp, Liebig u. Comp. Das Resultat ist ganz einfach: das Bier des Herrn Allsopp wird nur desto mehr getrunken und der Name Liebigs dringt nun sogar in die untersten Volksklassen Englands.

Bei den Franzosen nehmen die Verfälschungen und Vergiftungen eine andere Form an. Verfälschungen der Kolonialwaaren kommen in Paris weniger vor. Der Profit der Krämer ist so groß und das Papier, das sie auf die Wagschale legen, so dick, daß sie nicht zu Giften zu greifen brauchen. Dabei ist der Handel, der

Digitized by Google

von Hand zu Hand geht, ganz anderer Natur. Im täglichen Verkehr wird der Handel gleichsam mit Glacéhandschuhen betrieben; man berührt sich fein, und damit die Berührung auch ohne Handschuhe fein vor sich gehen kann, ist es nothwendig, daß die Hand recht fein und weiß erscheine. Die Parfümeurs kennen sehr wohl die Bedeutung einer feinen, weißen Hand, und da die Seife, auf natürlichem Wege fabricirt, dieses Resultat nicht immer zu Wege bringen kann, nehmen sie keinen Anstand, derselben feine Gifte beizumischen. Die Vergiftungen durch Waschen waren zu Zeiten ziemlich häufig in der fashionablen Welt, und es ist noch nicht gar lange her, daß man sogar in den Wachslichtern, die in den Salans gebraucht werden, Arsenik gefunden hat. Helles Licht in den Salons, wo Damen und Diamanten schimmern, das war unschätzbar. Aber dieses helle Licht verbreitete bald unter den Damen und Diamanten einen Geruch nach Knoblauch, der alle Schönheit zu Schanden zu machen drohte. Da war man freilich genöthigt, auf den Arsenik zu verzichten, und man mußte auf Mittel sinnen, um die Schönheit im hellen Glanz schimmern zu lassen, ohne die Nerven zu tödten. Aber das Gift ist heutigen Tages noch nicht aus der Toilette verbannt, und hätten die Franzosen eine Lancette, welche alle Toilettengeheimnisse ausplauderte, so würde die Welt mit wunderbaren Aufklärungen und Enthüllungen überrascht werden.

Digitized by Google

Paris, September.

(Schluß.)

Rebers Vater Gaillard. — Der römische Preis.

Sehr günstig wurde von der Kritik wie von dem Publikum ein neues Singspiel, Text von Sauvage, Musik von Henri Reber, das die sogenannte komische Oper zur Darstellung brachte, aufgenommen. Das Stück, „Vater Gaillard" genannt, ist sehr lustig, sehr komisch, was nachgerade in der komischen Oper eine Seltenheit geworden. Die Handlung geht in einer Weinschenke vor sich. Die meisten der auftretenden Personen gehören dem Hause des jovialen, gesangreichen Wirthes an, und die Eröffnung eines Testaments, wodurch der erste Geschichtschreiber der Franzosen im siebzehnten Jahrhundert, Mezeray, besagten Schenkwirth Gaillard zum Universalerben, mit Umgehung seiner Seitenverwandten, einsezt, ist das Ereigniß, aus dem die dramatische Verwicklung sich entspinnt. Vater Gaillard, obgleich in seinen Geschäften und häuslichen Verhältnissen glücklich und zufrieden, obgleich, troz des Namens Vater, den man ihm freundschaftlich gibt, noch in den besten Jahren, obgleich von Natur stets aufgeräumt und guten Muths, ist doch kein lachender Erbe, ist im Gegentheil gerade in Folge des ihm so günstigen Testaments trübsinnig, unruhig und verstört geworden. Was ist wohl die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung? Sind es Bedenken wegen einer so unerwarteten, ungebührlichen Bevorzugung zum Nachtheil der weit mehr berechtigten Seitenverwandten? Wohl war der gelehrte Mezeray in Gaillards Schenke wie eingebürgert, besaß gleichsam seine Penaten in ihr, und war eher ein Hausfreund als ein Kunde, aber das schien doch kein hinlänglicher Grund zur Hintansetzung derjenigen, die zu bedenken er durch die Bande des Blutes verpflichtet war. So konnte ein zartes und ängstliches Gewissen zur Ablehnung der Erbschaft gelangen; allein Vater Gaillard nahm die Sache nicht so genau, und nicht das war es, was er anstößig fand. Fürchtete er einen Prozeß, oder die Feindschaft der Ausgeschlossenen? Ein Prozeß konnte wohl unternommen, aber nicht gewonnen werden; ein so gründlich unterrichteter Mann wie Mezeray konnte kein Testament mit einem Verstoß, der die Ungültigkeit nach sich ziehen würde, hinterlassen haben, und schon das mußte für die Enterbten ein Beweggrund seyn, den Versuch gar nicht zu wagen. Feindschaft, von wem auch immer, fürchtet Gaillard eben so wenig; er hat Herz und führt eine derbe Faust, er hat einen Knecht im Dienst und einen Hund im Hofe, die es mit einem Duzend blaffer Neidharte aufzunehmen im Stande gewesen wären. Das alles ist es also nicht. Was ist es denn? Die ausgeschlossenen Seitenverwandten haben, sey es um sich zu rächen, sey es um Gaillard zur Nichtannahme des Testaments zu bewegen, ein anderes, ein satanisches Mittel ersonnen. Madame Gaillard ist hübsch und war noch hübscher vor sechzehn Jahren, als ihre artige, jezt fünfzehnjährige Pauline in ihrem Schooße sich zu regen anfing. Mezeray, schon damals der Schenke stehender Gast und Freund, war ein galanter Herr und bewies sich, wie dessen Gaillard sich noch wohl erinnert, sehr aufmerksam gegen die schmucke Wirthin. Die artige Pauline, Gaillards Augapfel, ist also nicht das Eigenthum ihres vermeintlichen Vaters, sondern muß den sämmtlichen Werken des galanten Geschichtschreibers beigezählt werden. Diese Idee, einmal in das Bewußtseyn des armen Leichtgläubigen geworfen, wurzelt rasch und tief und breitet sich in riesigem Wachsthum mit ungeheurer Schnelligkeit über die ganze Gedankensphäre des Mannes aus. Alles was er hört, sieht, erfährt, die dunkeln Angaben seines Gedächtnisses, die Reden seiner Frau, die Züge seines Kinds, alles wird ihm zur Bestätigung seines Verdachts, alle seine Freude wird ihm zur Pein, alle Süßigkeit zum Gift. Francine, seine Frau, sezt diesen Phantomen ihren unbescholtenen Ruf und ihr reines Gewissen nicht ohne beschwichtigende Wirkung entgegen. Aber ein Umstand kommt hinzu, der dem gequälten Vater und Gatten seine ganze Heiterkeit und Ruhe wieder gibt. Gaillard, ohne männliche Nachkommen, hat auf der Landstraße vor langer, langer Zeit einen armen, verlassenen Knaben aufgerafft, und dieser Knabe, der jezt zwanzig Jahre zählen mag, ist, wie aus einem Schreiben des Geschichtschreibers an des Waisen Mutter, das dem guten Gaillard in die Hände gespielt wird, hervorgeht, des galanten Mezeray galantes Werk. Dieß klärt alles auf, die enterbten Seitenverwandten ziehen mit langer Nase ab, der junge Mezeray heirathet die artige Pauline und Vater Gaillard umarmt beschämt, gerührt, in Thränen seine treue Francine. Diese Geschichte wurde von Sauvage, einem geschickten Arbeiter, dem die Opéra comique schon mehrere schäzbare Textbücher verdankt, sehr lebendig, sehr unterhaltend dramatisirt und in jener tugendsamen, mit etwas gewagten Späßen gesalzenen Empfindsamkeit, die den ehrsamen Mittelbürgern in ganz Europa so wohl gefällt, eingeweicht. Die Musik Henry Rebers ist dieser Gattung vorzüglich angemessen; sie sticht und berauscht zuweilen wie neuer Wein, dann girrt sie wieder und seufzt und flötet, hat Ueberfluß an Weisen, die in's Ohr gehen, ist instrumentirt mit Geist und mit der Sicherheit eines Künstlers, der seine Griffe nicht ohne Wahl, nicht ohne technisches Wissen thut, seine

eigenthümliche Kraft durch das Studium der früheren Meister genährt und berichtigt hat, und es versteht, die Mittel, die ihm zu Gebot stehen, die Ideen, die sich ihm darbieten, in glücklicher Wechselwirkung zu gebrauchen. Reber ist noch ein angehender Tonsetzer, der vor seinem neuesten Erfolge erst durch eine einzige Partitur, die Christnacht, sich bemerklich gemacht hat. Der Titel dieser Arbeit, so wie der Name des Mannes könnten auf eine deutsche Abkunft schließen lassen, aber ich habe bis jezt nichts Sicheres hierüber zu ermitteln vermocht. Auber wurde auch lange Zeit für einen Deutschen ausgegeben; schlecht berathene Landsleute Mozarts, Beethovens, Glucks und Webers nahmen dieses so durch und durch französische Talent für Deutschland in Anspruch, als wenn die Heimath der genannten Heroen den Ruhm des ärmeren Auslands zu schmälern nöthig hätte, und wollten in dem französischen Auber eine Verdrehung des deutschen Ober, mit etwaiger Weglassung einer bezeichnenden Nachsylbe, sehen; allein, was Aubers Musik von vorn herein bewiesen, daß Auber Franzose ist, ward seitdem durch authentische Lebensbeschreibung zur Genüge erhärtet.

Mindere Ehre als die Musik haben die plastischen Künste und namentlich die Malerei in dem abgelaufenen Monat sich erworben. Es ist bekannt, daß Frankreich ein Institut zur Bildung junger Künstler in Rom besizt und jedes Jahr drei Jünglinge, von denen der eine ein Poussin, der andere ein Puget, der dritte ein de l'Orme oder Perrault zu werden vorhat, auf Staatskosten in die heilige Stadt schickt. Um nun einen Kunstjünger, der dieser Gunst würdig sey, herauszufinden, werden von der Akademie der schönen Künste zur plastischen Bearbeitung durch die jungen Liebhaber einer unentgeltlichen Reise in die alte Hauptstadt der Heiden- und der Christenwelt mehr oder minder passende Gegenstände ausgesucht und nach Durchsicht der eingesandten Skizzen eine Anzahl von Bewerbern zur Anfertigung von definitiven Versuchen in abgeschlossenen Kabinetten einzeln zugelassen. Die Ergebnisse des Concurses werden im sogenannten Palaste der schönen Künste ausgestellt, bleiben dem Publikum einige Tage zur Beschauung und Beurtheilung überlassen, werden hierauf dem akademischen Künstlergericht unterworfen und die des Preises werth befundenen Erzeugnisse nebst den Einsendungen der nach Rom geschickten und in Rom weilenden Künstler in denselben Sälen dem Publikum von neuem vorgeführt. Diese Einrichtung, die nur sehr wenige der in den lezten dreißig Jahren zu Berühmtheit gelangten Maler und Bildhauer in die Höhe gebracht hat, flößt den Parisern fortwährend große Theilnahme ein. Der Zudrang war dieser Tage wieder ganz außerordentlich, aber nur zu den Bildern für den römischen Preis, denn nur der Malerei, nicht den andern Zweigen der Plastik schenkt das größere Publikum seine Aufmerksamkeit, und dennoch waren die dießjährigen Proben der Malerei, nicht der Skulptur, so mittelmäßig, daß keine derselben den ersten Preis erhielt und keiner von den jungen Malern, die um die Palme warben, dießmal nach Rom gehen wird. Aber man liebt hier einmal alle akademischen Feste und Schauspiele; alles, mag es noch so schlecht seyn, was unter den Auspicien der Regierung geschieht, wird für etwas Bedeutendes angesehen und wird höher als das Vortrefflichste erachtet, was ein Privatmann auf seine eigene Gefahr und unter seiner eigenen Fahne in die Welt einführt. Unter dem Patronat des Präsidenten hat daher auch die hiesige Gärtnersippe die Ausstellung ihrer Schätze in einem lustigen Gebäude der Champs elysées, das zu den lezten napoleonischen Feierlichkeiten gedient hatte, veranstaltet. Es war das ein wunderbares Gedränge von zarten, farbigen Kleinodien der blühenden Natur in der ganzen Entfaltung ihres Jugendschmucks, eine Verschmelzung köstlicher Düfte, ein Wettstreit der mannigfaltigsten Formen, gewissermaßen eine Inhaltsübersicht des Frühlings in den verschiedensten Zonen der Erde. Unterdessen war es auch draußen wieder lenzig, der Himmel, der so lange übler Laune gewesen und uns mit regnerischen, windigen Tagen jeden heitern und sanften Moment vergalt, ist wieder standhaft in der Freundlichkeit geworden; die Luft ist rein und mild, und wenn auch in Folge der vielen Nässe die früh zerfressenen, früh gewelkten Blätter herbstliche Trauer allenthalben verbreiten, so ist es jene paradische Schwermuth, durch die das Spätjahr oft lieblicher wird als der holde Mai, und dabei liegt in diesem schönen Wetter, nach dem wir fast den ganzen Sommer hindurch uns vergebens sehnten, etwas wie die Frische des Morgenroths, wie ein Gefühl der Auferstehung; es zieht Einen fort in die Ferne, fort zu den blauen Bergen, um den ersten Schnee und das lezte Grün zu sehen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 44. 31. Oktober 1852.

Wo steuert hin das Schiff im Wogentanz?
Mit Menschenfracht ist's überladen ganz.
Auswand'rer sind's, die fern an Westens Strand
Jezt suchen, was sie fliehn, ein Vaterland.

A. Grün.

Ein Auswandererschiff.

(Nach Tagebuchblättern.)

Es war am 7. Juli 1851. — Dreimal schon war aus Abend und Morgen ein anderer Tag geworden und noch immer lag unser Baltimore, der tannenholzgezimmerte, gichtbrüchige, auf der Weser, der erbssuppenfarbenen, uferbeschlämmenden. Drüben im Süden schritt, im fetten Grase der Marsch sich nährend, eine Heerde breitwandelnder Rinder — Segen und Symbol des glücklichen Volkes von Oldenburg. Einen Spitzkugelbüchsenschuß von uns hob sich der schwarze Rumpf des Washington aus der graugelben Fluth. Weiterhin begrüßte Brommys Flotte den nach Wangerooge in's Bad dampfenden Gönner Ernst August mit einer Salve, zu der, wenn unser Lootse recht berichtet war — miserere domine! — das Pulver geborgt worden. Hier blinkte auf der Höhe des Kastells das Bajonnet der hannöverschen Schildwache; dort führten uns freistädtische Gensdarmen in brüderlichem Zusammenwirken mit großherzoglichen und königlichen den rechten Sinn der deutschen Einheit zu Gemüth, indem sie einen armen Teufel einfingen, der nach Amerika gewollt, weil ihm der Rock des Königs von Preußen zu eng gewesen war. Da hinten, durch ein Gewirr von Masten, Raaen und Tauen versteckt, streckte sich Bremerhaven, das nicht weiß, warum es sich mit dem B schreibt und warum die tugendsame Frau Mutter die Fülle ihrer Ahalas und Ahalibas gerade in seine weißen Häuserchen verbannt hat. Hier endlich rechts ragte das Emigrantenhaus, der große Speicher, welchem Roland von Bremen, der schmucke Dampfer, auf seinem Rücken eben wieder ein paar hundert Centner lebendiges Menschenfleisch zutrug, daß es dort seine Verladung nach Peru abwarte und sich inzwischen von Papa Rasts Methodistensendlingen mürbe machen lasse für die Haifische, denen es möglicherweise beschieden seyn könnte.

Wie anmuthig spielte der Nordwestwind, der lustige Fahnenschwenker, mit den bunten Panieren auf den Zinnen des imposanten Gebäudes! Die Handelsflagge der Weserrepublik, das Sternenbanner Uncle Sams, die Farben des deutschen Parlaments — wie prächtig wehten sie neben einander, was für Geschichten erzählten sie mit einander, wie hübsch stimmten sie zu einander, und wie gern hätten die vierhundert Augen auf der Bark Baltimore es gesehen, wenn ein frischer Ost sie plötzlich der Gegend zugedreht hätte, wohin unser Sinn stand!

Wind machen aber ist nun einmal nicht jedermanns Sache. Unter den Köpfen, aus welchen jene

Digitized by Google

vierhundert sehnsüchtigen Augen schauten, verstand sich leider nicht Einer darauf, und so hatte der Philosoph sich mit Hoffen und Träumen zu trösten. Das that er denn auch, und ich hoffte und träumte mich hinweg über die grüne Nordsee und den dunkelblauen Ocean nach der fernen Atlantis, die ja trotz Boz und Raumer noch immer eine halbe Fabel und trotz Yankeedoodle und Yankeekniffen ein Land der Sehnsucht selbst für Chateaubriand und Lenau war. Und der Abend sank und ich träumte fort, schlief und träumte von der Blume des Abschiedsglases und den Blumen der Korallenbäume, die aus versunkenen Schiffen wachsen, und den Blumen der Prairien im Grasmeere des fernen Westen. Auf that sich der Urwald und heraus trabten, auf schwarzmähnigen Mustangs reitend, geschmückt mit Scalp und Wampun, bewaffnet mit Bogen und Tomahawk, eine Schaar tättowirter Sioux, um den Büffel zu jagen, dessen Höcker ich dem Leipziger Junggesellenclub zum Entgeld für einen splendiden Abschiedsschmaus versprochen. Mächtigen Tritts tappte der steinerne Roland, der Polizeicommissarius im Bremerhaven geworden war, und eine weiße Halsbinde mit steifen, steifen Vatermördern trug, durch das Zwischendeck, um uns mit einer Stimme, vor deren Donner die Schiffsrippen bebten, die Pässe abzufordern. Und kaum war das unholde Riesengebild vorüber, so sandte der Dämon ein anderes Schrecken; in die Koje herein langte, gelb mit blauem Aufschlage, der gespenstige Arm eines sächsischen Postboten, und in seiner Hand war ein schwarzgesiegelter Brief. — — —

Und abermals hatte mich Morpheus unter Hickorybäumen, Waschbären und Yankees versezt, und schauerlich war es zu sehen, wie der Niagarafelsen sammt dem Thürmchen, genau wie die Zeitung geweissagt, Brocken auf Brocken in die wüste Tiefe des Hufeisenfalles hinunterpolterte, und lustig scholl durch die Lucke, unter der ich träumte, in das Ohr des Erwachenden, Schweraufathmenden, Frohenttäuschten der Gesang der Matrosen, die den Anker aufwanden:

„Die Katze saß im Zwetschenbaum —
Hurrah, my boys, hurrah!“ etc.

Der Morgen war wirklich und leibhaftig da und aus den Pforten des Goldwolkenpalastes, die er aufgestoßen, um den Wagen der Königin Sonne herauszulassen, wehte uns ein frischer Zugwind in die halbentfalteten Segel, günstig genug, um uns, ehe der Tag verflossen, über die Untiefen, wo die Loreley der Weser wohnt, hinaus in's Gebiet Altvater Poseidons zu treiben.

Und wieder lagen wir vor Anker, acht Wochen älter und tausend Meilen weiter von der Heimath, als das lezte mal. An die Stelle des Traumes war die nüchterne Wirklichkeit getreten, und statt zu hoffen, konnte ich nun im ersten Kapitel meiner Erfahrungen lesen. Vergessen war die endlos scheinende Qual, die ein noch nie zur See Gewesener in stetem Wechsel von Erwartung und Enttäuschung erduldet, verflogen der sinnlose Grimm, der sich bei feurigen Geistern an dem Bewußtseyn entzündet, von den Launen der Luft, des willkürlichsten und charakterlosesten Elements, abhängig zu seyn, verschwunden Verdruß, Mißmuth und Langeweile, Eckel und Niedergeschlagenheit, und nur die Lehren, welche die Seereise unter solchen Umständen ertheilt, und die Bilder, mit denen sie dieselben begleitet hatte, waren im Gedächtniß geblieben.

Es war Nacht und wir befanden uns in der Bay von Newyork. — Am zehnten des Heumonds hatte der Sturm uns an Helgolands rothen Felsen zum vierten und lezten mal vorüber gejagt. Neun Tage später waren uns bei der Fahrt durch den tristen Archipel der Orkneys die lezten Spuren Europas in Nebel zerflossen. Am Morgen des 28. August konnten scharfe Augen sich vor Romansland über das erste Zeichen des westlichen Continents freuen, und wir begrüßten im Lootsen, dessen Cutter uns bis auf diese Höhe entgegengesegelt war, den ersten Yankee. Endlich nach drei Tagen, die mir vierundzwanzigmal vierundzwanzig Stunden zu haben schienen, tauchten das Hochland von Neversick und die Hügelvorsprünge Long Islands, die Eckfteine der langersehnten Rhede, vor uns am Horizonte auf. — Welch ein Fegfeuerleben auf dem Raume, den diese vier Wegweiser einschlossen! Welch ein unseliger Zickzack zwischen Weser und Hudson! Welch eine Litanei mit den bangen bangen Fragezeichen des Sturmes und den langen langen Gedankenstrichen der Windstille!

Und näher und immer näher kreuzten wir uns dem Lande. Wie ein Bienenschwarm summte es auf dem Verdecke. Die Seekranken waren gesund, die Widersacher Freunde, die Feigen tapfer geworden, und das bleierne Phlegma geberdete sich wie das rührigste Quecksilber. Alle wollten das purpurblaue Hochland zur Linken des Bugspriets sehen, dessen Name in der Sprache des Lootsen so tröstlich wie „Heiland“ klang, und mit Mühe nur trieben die Steuerleute, denen diese Lust lächerlich und lästig zugleich war, die „Satans,“ welche des Zwischendecks Hölle entstiegen waren, in die Lucken zurück.

Ich stand, um die Scene zu genießen, ohne dem Schiffsvolke im Wege zu seyn, unter den Segeln des Besanmastes. Eine der schönsten Nächte meines Lebens dämmerte heran und verkündigte sich durch eine Stimmung, die ich beinahe Andacht nennen möchte. — Immer näher und immer deutlicher sahen wir die Küste sich vor uns strecken. Zum leztenmal ertönte das nur zu oft gehörte „Wende! Wende!“ vom

Digitized by Google

Quarterdeck. Die Matrosen hoben mit Gesang die Ankerkette aus dem untern Raume; die Farbe der See wurde apfelgrün; Segel auf Segel, die heute erst den Hafen verlassen, kamen uns wogenspaltend entgegengeschwommen.

Und die Sonne ging unter. Ein prächtiger Feuerball, umgeben von fleckenlos reinem, tief blutrothem Dufte, der nach oben und zur Seite in Violet verschwamm, sank sie, wie Jovis Gold in Danaes Schooß, in die rings erglühende Bay. Dunkel und dunkler wurden Meer und Land. Die Feuerschiffe auf den Untiefen und die Leuchtthürme auf den Bergen zündeten ihre Lichter an. Die prunkenden Farben des Abendroths wichen von dem blaßblauen, gelblich angehauchten Himmel. — Fort, vorwärts! ihr drei weißen Rosse des Klüvers! Hurrah, weiter! thut eure Pflicht, Bramsegel und Marssegel!

Ein Geruch wie von frischgemähtem Heu wehte uns von unsichtbaren Wiesen entgegen. Weiter, weiter! Schon vernahm ich deutlich das Thalatta Thalatta der Fluth, die an die nachtverschleierte Felsenküste zur Linken schlug. Eine andere Minute und noch eine und eine dritte — siehe da lachten erleuchtete Fenster, kaum einen Steinwurf weit, so schien es, von dem schwarzen Ufer aus schwarzen Häusern in schwarzen Baumgruppen auf uns hernieder. Ich hörte einen Hund bellen und von fernher antwortete ein zweiter. Eine Kutsche mit zwei hellen Laternenaugen kroch wie ein Leuchtkäfer am Ufer hin. Musik von munterem Klange quoll rauschend aus dunkel verhüllten, halb errathenen Gärten und Hainen, als wollte sie den meermüden Fremdling an diesem Gestade willkommen heißen. Vor uns in der Ferne verkündigte ein lichter flimmernder Dunst die Nähe einer großen Stadt. Neben uns plätscherten geheimnißvolle Boote aus dem Schatten der Küste in die hellere Mitte der Wasserfläche, und unter Kanonendonner brauste ein mächtiges Dampfschiff in der Finsterniß an uns vorüber. Fische wie Silber glänzend hüpften um die Spiegelbilder der Sterne, die rings um uns auf leichtgekräuselten Wellen gaukelten — da plötzlich rollte der Anker mit wuchtendem Sturze hinab zum Grunde und gebot den Spielenden Ruhe. — Es war eine wunderbare Nacht, diese Nacht in der Bay von Newyork, klar und lau, süß und reizend wie ein Liebestraum, hold wie das holdeste Mährchen Scheherezadens. Wie schön mußte das Bild seyn, das sie verschleierte, wie lieblich der Morgen, den sie in ihrem Schooße trug, wie erquickend die Wirklichkeit, die sie ahnen ließ!

Groß war die Erwartung, größer und freudenreicher die Erfüllung. Wie einer Seele, die aus dem Traumleben des Todesschlafes zum Anschauen des Paradieses erwacht, ward mir zu Muthe, als der Tag den Schleier von dem Geheimnisse hob und herrlich wie eine der seligen Inseln, unter einem tiefblauen Himmel eine saftig grüne Landschaft mit nebelrauchenden Hügeln, thaufunkelnden Rasenplätzen, reich schattirten Baumgruppen und Hainen, geschmückt mit niedlichen Landhäusern und weißen heitern Säulenpalästen, umschwärmt von Schiffen und Booten, überflattert von Fahnen und Flaggen — das köstliche, das unvergleichlich schöne Staaten-Island vor uns lag.

Statt zu träumen, konnte ich im ersten Kapitel meiner Erfahrungen lesen, und in der That, unter den Tagen der Fahrt, die ich auf Kisten und Planken in mein Gedenkbuch abgezeichnet, befand sich mehr als ein sauberes Bild; ja selbst das Grau in Grau der Langeweile sah hier nicht so trostlos aus, als diese selbst sich empfunden hatte. So wage ich es auf die Gefahr hin, den eigenen Geschmack mit dem des Lesers zu verwechseln, einige dieser Skizzen aus den übrigen herauszugreifen, hoffend, daß sich aus ihnen eine Art Gemälde des Lebens auf unserem Auswandererschiffe, wie es sich im Verlaufe der Reise gestaltete, zusammensetzen werde.

Johnson bezeichnet das Leben an Bord als imprisonment with a chance of being drowned, und mancher mag ein gutes Recht haben, die ganze Seereise vom deutschen Diesseits bis an's Gestade des transatlantischen Jenseits als mit diesen sieben Worten erschöpfend beschrieben zu betrachten. Wer wäre zu tadeln, wenn er von einer dreiwöchentlichen Einsperrung in der Kajüte des Heemann oder Washington nicht mehr zu berichten wüßte, als daß er sich in dem eleganten Kerker über Maß und Gebühr gelangweilt habe? Anders hatte, wie die vorhergehenden Blätter zeigen, ich gewählt, und anders in mancherlei Beziehungen war in Folge dessen meine Erfahrung von der Sache. Allerdings nimmt sich weder die Nordsee noch die spanische, wie meine guten Freunde, die Matrosen, das atlantische Meer der Geographen getauft haben, von einem Dampfer betrachtet anders aus, als von einem Segler gesehen; aber eben so unbestreitbar schien mir's, daß die Männer und Weiber auf einem jener Fahrzeuge, auf denen alljährlich ein Stück deutsches Leben nach dem andern sich vom Vaterlande lostrennt, um nach dem westlichen Continente hinüberzufluthen und dort einen Boden zu befruchten, auf dem keine Stammbäume ihre Schatten werfen, mehr Stoff und Gelegenheit zu Beobachtungen für den Menschenkenner darbieten würden, als die Herren und Damen, die auf dem Washington dampften.

Mit dieser Ueberzeugung ward mir der Entschluß, die Bequemlichkeiten der nobleren und schnelleren Reisegelegenheit zu opfern, nicht schwer, und da die Ausführung desselben im Allgemeinen meiner Erwartung entsprach, hatte ich ihn auch nicht zu bereuen. Freilich war unter dem „Volke," mit dem ich aus Einem

Kessel speiste, ein wenig zu viel von jenen Ingredienzien der Gesellschaft, die sich bei gewissenhafter Wahl der Ausdrücke nicht wohl anders als mit dem berüchtigten Worte „Canaille" bezeichnen lassen, und Pöckelfleisch vom bedenklichsten Hautgout gehört eben so wenig zu meinen Leibgerichten wie Erbsen mit Hafer, die unser braver Koch gelegentlich mit Kautabak würzte. Der Unrath und die Unzucht, der infernalische Qualm und Brodem des Zwischendecks ferner waren keineswegs über dem Troste zu vergessen, daß es auf andern Schiffen noch schlimmer sey. Endlich hätte ich eine Zwiebel statt eines Herzens haben müssen, um mich bei der Behandlung, welche einzelnen Mitpassagieren von Seiten der Steuerleute widerfuhr, behaglich fühlen zu können. Nichtsdestoweniger aber und trotz aller hieran sich knüpfenden pia desideria war das Stück entweichendes deutsches Leben, das Herr Pokrantz in das gute Schiff Baltimore verstaut hatte, selbst für einen nur mittelmäßig starken Magen erträglich und auf alle Fälle nichts minder als langweilig. Will man solchen Geschmack als barockes Gelüste tadeln, so thue man es immerhin. Denn war sie überhaupt wunderlich und sonderbar, die Absicht, einmal auf etliche Wochen im Strome der modernen Völkerwanderung zu schwimmen, so tröste ich mich über den Vorwurf, der darin liegen könnte, schon mit dem Besitze der hübschen Rockenstubenlieder, die ich meinen sanglustigen Hessen und Thüringern abgelernt, ganz ungerechnet die Fülle von Carrikaturen, welche sie und die vierundfünfzig Mitpassagiere orientalischen Geblüts in die Bildermappe meines Gedächtnisses lieferten.

Wir schrieben den 15. Juli und waren nun gerade eine Woche in See. Wie schnell hatte ich mich an die völlig veränderten Verhältnisse gewöhnt! Die letzte Plackerei der deutschen Polizei, eine Paßvisitation an Bord, die ersten Unannehmlichkeiten des Zwischendecks-Orcus, der Abschied von den Endspitzen des alten Vaterlands, sie waren überstanden. Selbst ein stürmisches Quos ego. womit uns der mürrische Beherrscher der Nordsee beim Einlaufen in sein Gebiet empfing und schließlich zum Umweg um die Nordküste Schottlands zwang, war ohne andern Schaden als den Verlust der Tafeln, auf denen über der Gallion der Name des Schiffes stand, überlebt worden. Die Seekrankheit hatte sich eingestellt, aber nur, um alsbald wieder abzuziehen, da ich ihr, vernünftigem Rathe folgend, keine Nahrung reichte. Kurz, ich hatte mich mit allem, was Blick und Stimmung trübte, leidlich abgefunden und sah mich schon seit einigen Tagen in der Verfassung, eine Rundschau zu halten, Bekanntschaften zu eröffnen und den Bleistift zur Zeichnung von Ort und Persönlichkeiten zur Hand zu nehmen.

Um mit dem Orte anzufangen, so war unsere Bark ein altes Schiff, das, in Rußland gebaut und auf seiner letzten Reise nach der Levante von den Launen des Mittelmeers arg zerzaust, so eben wieder nothdürftig aufgezimmert worden war. Allein so gebrechlich und so mangelhaft ausgerüstet Großvater Baltimore auch seyn mochte, lief er doch bei gutem Winde seine reichlichen eilf Meilen die Wache, und außerdem war sein Zwischendeck eines der höchsten unter den sieben Auswandererschiffen, die mit uns die Rhede verließen; Grund genug, mir Glück zu wünschen, daß mein Stern mich hieher geführt hatte.

Die Bremer fahren, mit den Engländern und selbst mit den Hamburgern verglichen, in der Regel mit verhältnißmäßig wenigen Leuten, und das mag sein Gutes haben, wo nicht für den Geldbeutel des Rheders, doch für den des Kapitäns. Aber bei der Bemannung unserer Bark war dieses Princip weiser Sparsamkeit, wie Sachverständige urtheilten, doch etwas zu weit getrieben. Wir hatten außer dem Kapitän und den übrigen Ober- und Unteroffizieren an Seeleuten nicht mehr als vier Vollmatrosen an Bord, ein Mangel, der fühlbar genug war und durch sechs oder sieben leichte Matrosen, so wie durch fünf Jungen, die lediglich da zu seyn schienen, um geprügelt zu werden, höchst dürftig ausgeglichen wurde.

Deutlich wurde man bei einem Blick auf diese Mannschaft inne, daß das Meer nichts weniger, als was es auf der Karte scheint, d. h. nichts weniger als ein Hinderniß des Verkehrs der Länder, die es trennt, sondern vielmehr ein Bindemittel der Völker des Erdballs und somit recht eigentlich ein kosmopolitisches Element ist. Da verspeiste an dem Klapptische der „Logis" neben einem Dänen aus Eckernförde ein Holländer aus Ostfriesland seinen sonntäglichen Pudding. Dort stand auf der großen Raa, ungeschickt das ungewohnte Werk verrichtend, ein desertirter Kosakenoffizier, der unter Mieroslawski in Polen und unter Bem in Siebenbürgen gefochten hatte, von dort nach Konstantinopel gekommen, und von da nach Bremerhaven verschlagen worden war, von wo er sich nun als Matrose zweiter Klasse nach Newyork „hinüberarbeitete," um Cuba befreien zu helfen. Ihm zur Rechten mühte sich ein anderer der Sieben, die als leichte Matrosen eingeschrieben waren, ein wackerer Tischlergeselle aus dem Hessenlande, dem es schwerlich an der Wiege gesungen worden, daß er sich einst mit Segeln und Tauen plagen würde, vergeblich mit Einreffen ab. Dem Unterthanen des weißen Czaren zur Linken gaukelte, auf schwankem Seile stehend, ein flinker Englishman, außer dem neben ihm arbeitenden Hamburger der einzige Seemann gediegenen Schlages auf unserem Fahrzeuge. Der Kapitän war ein Helgoländer, der Obersteuermann aus Memel, der Kajütenjunge, der beide bediente, ein Kopenhagener Kind, welches im letzten Kriege bei seines Vaters Compagnie

das dänische Kalbfell gerührt und nachher, „der Abwechslung halber," wie der Taugenichts sagte, in das schleswig-holsteinsche Horn geblasen, sodann in Bremen gesteinmetzt, hierauf Pfefferdüten gedreht und schließlich, als seiner Proteusnatur auch diese Beschäftigung nicht mehr behagt, sich ein Paar „Seebeine" angeschafft und auf dem Bremerhavner Amte „gemunstert" hatte, eine Formalität, die ihn nicht hinderte, in Newyork mit einem halben Dutzend anderer davon zu laufen. — „Aus dem Schlingel wird noch einmal ein Räuber, wenn er nicht als Dieb gehenkt wird," weissagte der Bootsmann, als Severinchen zum drittenmal wegen schlechter Streiche Prügel bekommen hatte.

Ich bemerke hier, daß ich unvermuthet in's Charakterisiren gerathen bin, und so möge denn fortgefahren werden. Von den Matrosen überhaupt ist zu rühmen, daß sie sammt und sonders Leute waren, mit denen sich's leben ließ. Es waren biedere, treue, offene Bursche, ein wenig liederlich, wie's das Handwerk mit sich bringt, ein wenig zu frei mit Fluchen und Schwören, auch wo diese Kräftigung der Sprache nach binnenländischen Begriffen nicht nothwendig ist, ein wenig zu eilig, wenn Schiffsjunge Dietrich, ihr Ganymed, durch sein „Beson slot an" zur morgendlichen Nektarspende aus dem Fuselkruge einlud, sonst aber untadelig rechtschaffen und über die Maßen gutmüthig. Eine interessante Figur war ihr unmittelbares Oberhaupt, der Bootsmann, ein magerer, sonnenverbrannter, dünnbärtiger Ostfriese, der sanglustigste Gesell, der gewandteste Kletterer, der beste Erzähler, der genaueste Kenner amerikanischer Sitten, die beliebteste Person auf dem ganzen Schiffe. Wo er nicht zugriff und die Arbeit durch Anstimmen eines seiner hundert Lieder belebte, ging es nicht halb so schnell. Nie hörte ich, daß er einem der Leute ein hartes Wort gesagt hätte; nie ertheilte er einen unklugen Befehl, nie faßte er an unrechter Stelle an. Wie eine Katze war er die Leitern hinauf, wenn es galt. Manche Nacht hielt er uns wach durch lebhafte Schilderungen von seinen Reisen nach China und Indien, oder durch Mittheilungen über die Zustände in Newyork und Neworleans, wo er mehrere Jahre als Commis und Agent und später als Besitzer eines eigenen Geschäfts gelebt hatte. Nach ihm unterhielt ich mich am liebsten mit dem Engländer, der mir auch seinerseits eine ungemeine Anhänglichkeit bewies, obwohl ich noch heute nicht weiß, ob der Name Peter Patterson, den ich ihm auf seine grüne Matrosenlade schnitt, sein rechter, oder gleich dem, den er beim Bombardement von Alexandrien, oder dem, den er als Kapitän eines Kohlenschiffs von Newcastle, oder dem, den er als Steuermann zwischen Hull und Hamburg, oder dem endlich, den er im grünen Jäger geführt, als er durch Weiber und Wein zum Davonlaufen auf die deutsche Marine verlockt worden, ein des Incognito halber angenommener war.

Von dem Holländer ist nur zu sagen, daß er eine Art Tartüffe war, der gottselige Reden liebte, aber, wenn die Lampen im Zwischendecke erloschen, den Judenmädchen neben der Logis mehr huldigte, als es seine Bibel erlaubte. Der Däne endlich zeichnete sich durch die Fülle romanischer Endungen, mit denen er seine Ausrufungen beim Aufhissen und Wenden der Segel zu zieren verstand, und durch den Geschmack aus, mit dem er sich Rumpf und Gliedmaßen tättowirt hatte. Der Mensch hatte in seiner Weise Sinn für die tönende sowohl wie für die bildende Kunst, nur war dieser Sinn bei ihm zur Caricatur umgeschlagen. Es war in der That ein komisches Schauspiel, ihn mit Berserkerwuth, die Stirnadern geschwollen, die Augen halb aus den Höhlen gequollen, an einem Taue ziehen zu sehen, und spaßhaft genug war es zu hören, wenn er jeden Ruck mit einem langgeheulten, mannigfach modulirten „Riteutweio!" (Reiß entzwei), oder „Strecktimolo!" (Streck dich einmal), oder „O-o-o Brassimehro!" (Brasse noch mehr) begleitete. Mit den Figuren, Arabesken und Buchstaben, mit denen er sich das Kleid Adams vor dem Falle zu verschönern bemüht gewesen war, konnte er recht füglich ein wandelndes Bilderbuch genannt werden. Auf dem linken Arme standen, mit Blumen und Laub umgeben, die Namen aller der Schönen, die der hellblonde Don Juan schon glücklich gemacht hatte. Auf dem rechten saß unter einem fußlangen Crucifix ein dicker rother Neptun mit einem blauen Fischschwanze und einer Fahne, die, ich erinnere mich nicht mehr ob den Danebrog oder die Flagge Schleswig-Holsteins vorstellen sollte. Am Gelenke des einen Daumens befand sich ein Anker, und auf der Brust trug Friedrich das Bild eines Vollschiffes unter Segel, ein Meistertableau, zu dessen Vollendung der Künstler, der es geschaffen, vier ganze Wochen bedurft hatte. Dabei war der Besitzer dieser kleinen Galerie noch nicht älter als vierundzwanzig Jahre, und es ist deßhalb zu befürchten, daß er, wofern seine Passion für Ausschmückung der annoch leeren Wände am Tempel seines Leibes fortdauert, im Alter aus Mangel an Raum sein Augenmerk auf Theile wird richten müssen, deren Flächen, wie Personen von Glaubwürdigkeit versichern, von den alten Seebären der englischen Flotte nicht selten ebenfalls mit derartiger Hieroglyphenschrift bedacht sind. Immerhin, es muß auch solche Käuze geben. Vielleicht kauft ihm einst ein Museum die so zubereitete Haut ab, um sie als Beispiel aufzubewahren, was menschliche Beharrlichkeit selbst auf den entlegensten Punkten zu leisten vermag, und er sichert sich auf diese Art mindestens die Begräbnißkosten.

Der Kapitän hatte erfahren, daß ein Doktortitel

an Bord sey, und so stattete er mir gleich nach Ausbruch der Seekrankheit einen Besuch ab, wobei er mich troz meiner Einwendungen und Verwahrungen aus der philosophischen in die theologische Fakultät zu versetzen geruhte, um mich bei der hierauf meinerseits gemachten Gegenvisite zum Schiffsarzte zu ernennen. Die mit dieser Promotion verbundene Anstellung als Verwalter der Medicinkiste, die beiläufig nur im Fache der private diseases und der Laranzen vollständig versehen war, führte mich täglich mehrmals in die Kajüte, erwarb mir das Vertrauen Aller mehr, als mir im Grunde lieb war, und gab mir in verschiedenen Fällen Gelegenheit, den Vermittler zwischen den Commandirenden einerseits und Mannschaft und Passagieren andererseits zu spielen.

Kapitän Hinrich Erichs war ein freundliches altes Herrchen, das von der Pike auf gedient hatte, das Plattdeutsche für die einzige zum Schiffskommando taugliche Sprache hielt, alle Krankheiten, Lungenleiden nicht ausgenommen, mit Epsomsalz (und zwar in Dosen von zwei Loth auf einmal) kurirt haben wollte, eine souveräne Verachtung vor allen Schnurrbärten hegte, gern von seinen Abenteuern auf dem mittelländischen und schwarzen Meere „snakte," und wenn es bei schlechtem Wetter in seinem langschlotterigen Theerrocke, die Hosen in die Stiefeln gesteckt, den Südwester mit der halbelligen Nackenflappe auf dem Kopfe und die zehnmal geflickte Türkenpfeife im Munde, über das Deck schlurfte, sich ziemlich possierlich ausnahm. Mit Bereitwilligkeit ließ er mich seine Seekarten und seine kleine Bibliothek nautischer Bücher studiren, gern stand er Rede, wenn ich über den Längen- und Breitengrad, auf dem wir uns befanden, über den Wind, über die Schnelligkeit, mit der wir segelten, Auskunft wünschte, und wohl oder übel, jede Unterhaltung zwischen uns fand ihren Gipfelpunkt in der Aufforderung, „einen Kleinen zu nehmen," womit ein Glas aus der mächtigen Cognacflasche unter dem Spiegel gemeint war, deren Inhalt einen besonders romantischen Beigeschmack hatte, da er bei der lezten Reise des Baltimore an der spanischen Küste unter den herumschwimmenden Resten eines gestrandeten Kauffahrteischiffes aufgefischt worden war. Kapitän Erichs war zweifelsohne ein tüchtiger Seemann. Seine Bildung freilich beschränkte sich auf ein sehr bescheidenes Theil. Ein freundliches Verhältniß zwischen ihm und den „Kerls" in der Logis war auch nicht vorhanden. Wollte aber die Mannschaft den „Alten" der Knickerei und Zwackerei anklagen, so könnte sie wenigstens mich nicht zum Zeugen aufrufen. Die beiden Steuerleute dagegen danken mir es wohl, wenn ich ihr Porträt, wie es, mit allerhand Emblemen umgeben, in meinem Tagebuch steht, nicht mittheile. — Und nun hinab zu einem Besuche in den untern Regionen!

Kunstbriefe aus Berlin.

I.

Diese Briefe sollen von dem großartigen und prachtvollen Kunstunternehmen reden, das an den Ufern der Spree als ein Werk aller bildenden Künste emporwächst und von den technischen Fortschritten und herrschenden Kunstrichtungen unserer Zeit der fernen Zukunft ein vielseitiges Bild überliefern wird. Ich meine das von Stüler im Plane entworfene und unter seiner Leitung erbaute neue Museum, den Nachbarbau des berühmten Schinkel'schen Museums mit seiner herrlichen jonischen Säulenhalle, die glänzenden Räume, in denen die Erzeugnisse aller Kunstperioden sich encyklopädisch vereinigen, Wissenschaft und Kunst einen Bund der Ehe feiern werden, in denen der Meister Kaulbach sein wunderbar durchdachtes Epos der Weltgeschichte in Formen gliedert und in Farben singt. Ich schicke meinem Gegenstande kein langes einleitendes Vorwort voraus, sondern begebe mich mit den Lesern, die meine Briefe als an sich gerichtet betrachten wollen, sogleich in medias res, da ich wohl voraussetzen darf, daß eines der interessantesten Bauwerke der Gegenwart mit seinem noch viel interessanteren Inhalt meinen Worten ohne alles Verdienst ihres Schreibers die gewünschte Theilnahme zuwenden wird. Es soll nur mein Bestreben seyn, diese Gunst eines bedeutenden Gegenstandes durch meine Darstellung nicht zu verscherzen.

Der Bau, von dem ich spreche, enthält im Aeußern wie im Innern eine mannigfaltige Mischung verschiedenartiger Gedanken und Zwecke. Er hat bereits das früher im Lustschlosse Monbijou aufbewahrte, sehr reichhaltige egyptische Museum nebst vielem neuen, was Professor Lepsius vor einigen Jahren aus Egypten uns zugeführt, in sich aufgenommen; eben so eine umfangreiche Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike, welche man bisher in ungenügenden Räumen der Akademie der Künste vorläufig untergebracht hatte und die durch zahlreiche neue Abgüsse nach Kunstwerken des klassischen Alterthums, des Mittelalters, der Zeit der Wiedererweckung antiker Kunst, so wie der Neuzeit ansehnlich vermehrt worden; eben so drittens das aus verschiedenen Sammlungen gebildete, neben den Kupferstichen Miniaturen, Handzeichnungen und Kunstdrucke enthaltende Kupferstichkabinet, eines der reichsten in Europa. Das Gebäude wird ferner in sich aufnehmen: eine Sammlung vaterländischer (slavisch-germanischer) Alterthümer und die gegenwärtig noch auf dem königlichen Schlosse befindliche sogenannte Kunstkammer, so wie das ethnographische Kabinet.

Durch die auf drei Bogen, unter denen der Straßenverkehr hindurch zieht, ruhende, einfach und edel konstruirte Galerie, welche die Skulpturen- und Gemäldegalerien des älteren Schinkel'schen Museums mit dem Mittelgeschosse des Stüler'schen in Verbindung setzt, gibt sich das letztere gewissermaßen als einen Filialbau des erstern. Indessen wird dieser Eindruck der Architektur später minder auffallend wirken, sobald erst die bedeutende Façade des Neubaus von den einengenden Gebäuden befreit seyn wird, welche dem Untergange bestimmt sind, um hier einer projektirten großartigen Bauanlage Platz zu machen. Das neue Museum ist in der That nur als Theil eines mächtigen und umfassenden Ganzen gedacht, das mit dem Neubau des Doms und der daran stoßenden Friedhofshalle, durch Wegreißung des dazwischen liegenden, sehr geschmacklosen alten Börsengebäudes, in Verbindung treten soll. Es wird beabsichtigt, drei große, architektonisch umschlossene Höfe anzulegen und auf dem vordern Haupthofe, den bereits vorhandene Bäume und ringsum zu erbauende Säulenhallen zu einem bei jeder Witterung angenehmen Spaziergang schaffen sollen, ein freistehendes, hohes Gebäude, das in zwei untern Geschossen die Säle einer Kunstakademie und in dem von Säulen, gleich einem griechischen Tempel umschlossenen Oberbau eine große Aula enthalten soll. Mächtige Freitreppen würden zu der letzteren emporführen, während die beiden untern Geschosse ihr Licht von den Seiten und von der Rückseite empfingen. Von dieser in edlen Formen und hauptsächlich wohl im Sinne eines verschönernden Schmucks gedachten Gesammtanlage würde dann das neue Museum den südwestlichen Flügel bilden, mit dem Ganzen verbunden durch die an seiner Ostseite sich entlang ziehenden schon erwähnten Säulenhallen.

Da diese Hallen noch völlig im Reiche der Ideale schweben, da ferner die Trümmer der alten Gesundheitsgeschirrniederlage und eine Reihe von Privatgebäuden die Façade des Museums großentheils verdecken, so läßt sich von der äußern Architektur noch kein vollständiger Eindruck empfangen. So viel jedoch darf man zur Charakterisirung derselben bereits aussprechen: wie der Inhalt in den verschiedenen Abthei-

Digitized by Google

lungen des Museums das ganze Gebiet der Kunst in ihren geschichtlichen Erscheinungsperioden durchmißt, so scheinen auch im Aeußern mit wohl überlegter Absicht sich verschiedene Baustyle wiederzuspiegeln. Die äußere Anlage der Façade besteht aus einem hervorragenden Mittelbau mit sanft abgeschrägtem Giebel und aus zwei etwas niedrigeren Flügeln von je drei Geschossen über einander und je fünf Fenstern in der Breite. Jeder Flügel endigt mit einem breiten, fensterlosen, kuppelgekrönten Eckbau. Der flache Giebel des Mittelbaus bildet mit der darunter befindlichen obern Fensterreihe (drei schmale hohe Fenster, durch zwei korinthische Säulen getrennt, durch zwei Pilaster derselben Ordnung mit der Mauermasse verbunden) die Façade eines antiken Tempels. Im Mittelgeschosse bemerken wir eine ähnliche Fensteranlage mit Säulen dorischer Ordnung und darunter im Erdgeschosse den zur Treppenhalle führenden Haupteingang. Die architektonische Zusammenstellung von rein griechischem Giebeldach und Kuppeln, welche der spätrömischen oder byzantinischen Zeit angehören, zeugt schon von der Verbindung verschieden entwickelter kunstgeschichtlicher Style, wie sie durch alle Theile des Gebäudes, im Innern wie im Aeußern sich erstreckt. Man hat den Baumeister deßhalb viel und herb getadelt, aber nach meiner Ansicht war jeder persönliche Angriff auf den Künstler, der sein reiches Wissen mit geläutertem und edlem Geschmack, wenn auch nicht mit ursprünglich genialer Erfindungskraft in's Werk gesetzt, ein Unrecht.

Freilich würden wir alle vielleicht ein Werk, das in einheitlich nationalem und aus der Gegenwart ursprünglich erwachsendem Style an das Licht träte, freudiger, ja mit Jubel begrüßen, aber ein solches Werk läßt sich nicht erzwingen. Man soll darüber das Schöne und Geschmackvolle, das der kunstwissenschaftliche Eklekticismus unserer Zeit, wenn auch nicht ohne die unvermeidlichen Mängel dieser Richtung, hervorbringt, nicht übersehen, nicht mit kritischer Pedanterie verwerfen. Unser Zeitalter ist nun einmal kein geniales. Bedeutend aber ist es durch eine große Herrschaft weit verbreiteter und vielseitiger Kenntnisse. Das Beste unserer Zeit ruht auf ihrem theoretischen Besitz. Das reine Naturgefühl, der Takt des Herzens scheint unter dem Scepter der idealen und industriellen Spekulation gelitten zu haben, und wo heutigen Tages die Praxis ohne theoretisch principielle Leitung naturwüchsig auftreten will, fällt sie nur allzuleicht in rohe Verirrungen. Aus jenem besten Schatze der Gegenwart nun, aus ihrer reichen und fein entwickelten theoretischen Kultur erwuchs das prächtige Stüler'sche Bauwerk. Ist es nicht einheitlich geworden in der sinnlich wahrnehmbaren Gestaltung, so lag es doch im Gedanken des Künstlers als eine ideelle Einheit, für die er in den Schachten seines Wissens die Erscheinungsformen suchte. Wenn wir das Werk einer Betrachtung unterziehen, müssen wir daher die Idee, welche darin zu architektonisch plastischem Ausdruck strebte, stets gegenwärtig behalten. Und diese Idee besteht kurz in folgendem. Den Erbauer des Museums leitete bei der Anlage des Ganzen wie der einzelnen Theile der Gedanke, das Gebäude als entsprechende Form eines mannigfachen Inhalts hinzustellen und alle Räume in möglichster Harmonie mit dem besondern Charakter der in ihnen aufzubewahrenden Gegenstände zu halten. Wir werden sehen, mit welchem Reichthum an Kenntnissen, geist- und geschmackvollen Combinationen überall nach Durchführung dieser Idee gestrebt wurde.

Die Wanderung durch das Innere beginnen wir mit dem Untergeschoß, das in dem einen Flügel die Sammlung der slavisch-germanischen Alterthümer und die gegenwärtig noch nicht eingerichtete ethnographische Sammlung, im andern das egyptische Museum enthält. Dann steigen wir durch die große Treppenhalle im mittleren Giebelbau zu dem Mittelgeschosse empor, dessen Säle in geschichtlicher Folge die berühmten Werke der Bildhauerkunst verschiedenster Zeiten und Völker in Abgüssen aufzunehmen bestimmt sind. Und endlich gelangen wir im Obergeschoß zum Kupferstichkabinet und zu den Räumen, in welche die Kunstkammer übersiedelt werden soll.

II.

Für die vaterländischen Alterthümer genügte der Raum eines einzigen Saales. Noch sind die darin aufgestellten eichenen Schränke, welche die verschiedenen Ausgrabungen aus norddeutschem Boden, aus Hünengräbern u. s. w. empfangen sollen, leer, und wir können uns also nur mit der Architektur und den Wandgemälden des Saales beschäftigen. Die letzteren sind von eigenthümlichem Interesse. Die flachgewölbte Decke des länglichen Saales wird von zwei Reihen freistehender dorischer Säulen getragen. Die beiden schmalen Seiten sind durch je eine Mittelthür unterbrochen, jede der beiden langen Seiten durch vier Fenster, von denen die zur Rechten nach dem Platze des großen Bauprojekts, die zur Linken nach einem der beiden inneren Höfe des Museums hinausschauen. Den obern Theil der Wände, neben und über den Thüren und Fenstern, nimmt ringsum ein Fries von Wandgemälden ein, die durch eine zusammenhängende Darstellung der deutschen Göttermythe die Bestimmung des Saales bezeichnen. Die Entwürfe rühren von dem Göttinger Maler Robert Müller her, die Ausführung von ihm und zwei jungen Berliner Künstlern, Heidenreich und Richter.

Der Mythencyklus beginnt mit der Geburt des Bösen oder der bösen Götter, der Erschaffung der Welt und der Geburt des Guten oder der guten

Digitized by Google

Götter, drei bis jezt unvollendeten Darstellungen, welche auf der ersten Schmalseite ihren Platz finden sollen. Daran schließt sich der schon vollendete Fries der linken Seite, und hier begrüßt uns zuerst die Göttin der mütterlichen, fruchtbaren Erde. Hertha fährt auf ihrem, von milchweißen Kühen gezogenen Wagen über dem lieblichen Herthasee daher. Eine Spende von Blumen und Früchten wirft ihre Hand hinab zu den Ufern, auf denen ihre Verehrer wohnen. Dagur, der Tag, und Noth, die Nacht, jener ein freundlich lichter Jüngling mit strahlendem Haupte, diese eine tief verschleierte weibliche Gestalt, stürmen auf dem glanzmähnigen Donnerrosse Skinfar und dem thaumähnigen Nachtrosse Hrinfar in die Weite, verfolgt von der nie rastenden, gefräßigen Zeit in vielköpfiger Wolfsgestalt. Daneben aber und der segenbringenden Hertha gegenüber thront Wodan auf seinem goldenen Königssessel Hlidsklaif, bewaffnet mit Helm und Schild und mit dem Speer Gungnir, mit welchem er die Helden zum Siege weiht. Ihn umrauschen die geflügelten Sendboten seiner Weisheit, die tausendjährigen Raben, welche die Geschehnisse der Welt zu seinem Ohre tragen, und zu seinen Füßen ruhen seine Tischgenossen, die zeitbedeutenden Wölfe Geri und Freki. In Wodan dachten sich unsere Urväter den Verein aller höchsten Tugenden und Güter des Menschengeschlechts, die alles durchdringende Macht schaffender und bildender Kraft, den Ursprung aller Gestalt und Schönheit, den Lenker des Kriegs und des Sieges, den Herrn der Natur und des Menschen, welcher dem mit zahlreichen Beschwerden ringenden Menschen die milde Gabe der sanft beruhigenden Dichtkunst verlieh.

Ein Schritt weiter, und der Fries zeigt uns den Lichtgott Baldur, den vorzugsweise guten und milden Gott, der im leuchtend weißen Gewande, die Harfe im Arm aus dem Sonnenschlosse tritt. Dort erblickt ihn der tückische Schütze Hödr, der auf Baldur's Brust den Pfeil mit dem magischen Mistelsteine abdrückt, von Loke, dem Geiste des Bösen, dazu angeleitet. Des verrätherisch Getroffenen Gattin, Nanna, ist unselige Zeugin der That und breitet verzweiflungsvoll die Arme gegen Baldur aus, während Wodans Gattin, Frigh, sie zu trösten sucht. Zur Seite dieses tragischen Vorgangs erhalten wir das anmuthige Schauspiel der gemüthvollen Kinderpflegerin Frau Hulda am Hollebrunnen, welche, fleißig mit dem Spinnrocken beschäftigt, mit liebender Sorge auf die im klaren Gewässer der Quelle spielenden Kinder blickt. So reich an innigen Beziehungen verband sich im Glauben der alten Deutschen die sinnvolle Anschauung der Natur mit dem Einblick in die Befriedigung des menschlichen Gemüths. — Weiterhin sehen wir Froh oder Freir, den schönen Gott des Frühlings, auf seinem goldborstigen Eber Gullinbursti, dem Sinnbilde der Fruchtbarkeit, dem Durchleuchter der klaren Sommernächte, über die Bifrostbrücke, den farbenschillernden Regenbogen, reiten. Eine Regenschale leert er auf die unter ihm ruhenden Felder aus, denn er beherrschte den Wechsel von Sonnenschein und Regen. Vor ihm her zieht der kleine Luftgeist aus dem Geschlechte der Wanen, von denen Froh und seine Schwester Freia stammen, und bläst die lezten Winterwolken vom lächelnden Frühlingsblau des Himmels. Neben ihm bauen geschäftige Zwerge Freir's Wolkenschiff, auf dem er die Götter führte, jenes Schiff, das sich ausdehnte, je mehr Luftreisende es in sich aufnahm, das die ganze Götterwelt zu fassen vermochte und sich wieder zusammenzog zur unscheinbarsten Gestalt, sobald nur ein geringer Raum von ihm gefordert wurde; ein metaphysisches Räthsel, welches der früh zur Abstraktion geneigte Verstand der Deutschen sich selber aufgab. —

Die nächste Gruppe führt uns mit einem Sprunge in die Wildheit der Schlacht. Auf schnaubenden Rossen brausen die Walkyren, die furchtbar schönen Kriegsjungfrauen, über die Wahlstatt hin. Sie pressen in ihren Händen die Herzen erschlagener Recken und besprengen mit dem herabträufelnden Blute diejenigen, welche noch fallen sollen. Weiterhin geleiten vier andere Schlachtjungfrauen die tapfer und ruhmvoll Gefallenen nach Walhalla. Voran geht ihnen eine ihrer Schwestern mit der Harfe und preist im Gesange die Heldenthaten der Verblichenen. Der Kriegsgott Tyrr aber, angelockt durch den Lärm der Schlacht, eilt herbei, um den Sieg zu entscheiden.

Wir stehen der zweiten Schmalseite gegenüber, auf der sich, wie dann ferner auf der zweiten Fensterseite rechts der mythische Inhalt des Frieses fortsezt. Wir sind in Walhalla, dem Aufenthalte der Seligen, angelangt, und erblicken die Tafel der Götter, auf welcher der sich fortwährend selbst erneuernde, gebratene Eber dampft und um die der gefüllte Becher kreist. In der Mitte des Raumes thront Alvaburs ehrwürdige Gestalt, und jenseits von ihm öffnet sich für die unselig, unrühmlich Gestorbenen der Eingang zur Hölle. In diese einzuziehen sind eben Baldur und Nanna im Begriff, denn der dem Verrath erlegene, schmachvoll getödtete Sonnengott theilt durch Loke's Heimtücke den Aufenthalt der über die Bialabrücke zur Hölle gesendeten Schatten, bis einst der Tag der Götterdämmerung anbrechen und ihn erlösen wird, damit als einige Gottheit das Gute die Welt beherrsche. Am Eingange sizt Mudguddur mit den Höllenmädchen, und an ihr vorüberschreitend betreten wir die Hölle, das Reich der Hehl, eines grauenvollen Hexenweibes, das auf dem Haupt eine Krone von Eisen und in der Hand einen Knochen als Scepter trägt. Ihr zur Seite grinst der Höllenhund, und eine Strecke weiter schwebt der Höllendrache

Digitized by Google

Nidhöggr über den fauligen Gründen, in seinen Krallen das Aas menschlicher Leichen, von denen er sich nährt. Von beiden Seiten bewegt sich der Zug der Schatten herein, und ihrer harrt über Utgards, des Höllenflusses, siedheißen Quellen der Höllenfürst Loke, den Dreizack in der Hand, Haupt- und Barthaar von höllischer Lohe umflammt, im wilden Blick des Auges teuflische Bosheit. Umringelt von Schlangen, halb erstickt von scheußlichem Qualm schmachten neben und unter ihm die Seelen von Mördern und Meineidigen im Sumpfe der Fäulniß, durch den eine Strömung zweischneidige Schwerter wälzt.

Einen vom Drucke des Entsetzens befreienden, wenn auch ernsten Anblick bietet uns die nächste Gruppe: die Schicksalsgöttinnen oder Nornen. Ur oder die Urzeit, die Vergangenheit, sitzt über dem Urda- oder Mimusbrunnen der Weisheit und füttert die heranschwimmenden Schwäne. Auf ihrem Schooße ruht der Schild, in dessen Fläche sie die Schicksale der Menschen und der Götter gräbt, deren Fäden die neben ihr sitzende Schwester, Werdanda, die Werdende, die Gegenwart, spinnt. Skuld, die Zukunft, begießt die Wurzeln des Weltenbaumes Yggdrasil, der Götteresche, damit sie fortgrüne und nicht allzu bald verdorre. Die Zweige dieses Baumes, in denen der Adler nistet, umfassen die drei Himmel, seine Wurzeln, an denen der Drache Nidhöggr nagt, erstrecken sich hinab bis in die Unterwelt. Sobald letztere zernagt seyn werden, fällt die Welt und die Götterdämmerung beginnt.

Haben wir in den bisherigen Gruppen des Frieses gesehen, wie die bestimmenden Mächte des Lebens sich zu leitenden Gottheiten gestalteten, so folgen nun zum Schlusse noch die mährchenhaften Bewohner der Elemente Wasser, Erde und Luft, wie des Gebirges. Am Ufer eines Sees spielt im Sonnenschein die verlockende Gestalt einer Nixe, und auf einem Felsen hockt der Vogel Fafnir oder Greif und bewacht die Schätze der Götter und Heroen gegen die herandringenden Riesen, welche sie erkämpfen wollen. Dann zeigt sich das liebliche Truthwange, über dessen mondbeglänzter Wiese Titania, die Elfenkönigin, von ihren Gespielen begleitet, zu dem Hügel emporschwebt, auf dem der Elfenreihen getanzt wird. Thor oder Donar, jene gewaltige elektrische Geburt von Luft, Wasser und Feuer, fährt auf seinem von Steinböcken gezogenen Wagen über den Bergkuppen einher und zerschmettert sie mit seinem Hammer.

Es ist das erstemal, daß die deutsche Mythe in so sinniger und schöner Weise künstlerisch gestaltet wurde, und so harmonisch einerseits diese Gemälde im Gedanken dem Zwecke des Raumes, in dem sie sich befinden, sich anschließen, so belebend wirken sie zugleich nach einem instruktiven Ziele, indem sie durch die Anschauung dem Studium vorarbeiten, indem sie durch malerische Darstellung Zeugniß davon ablegen, welch poetische Tiefe in dem Glauben der vaterländischen Vorzeit ruht. Ich wünsche von Herzen, daß unsere Skulptur, eine Kunst, welche der Allegorie und Symbolik, also auch der Mythologie, niemals völlig sich entschlagen kann, ebenfalls ihren Vortheil ziehe aus dem Gebiete, das hier die monumentale Malerei eigentlich der bildenden Kunst erst erobert hat. — Der vaterländische Saal enthält außerdem in einer — Thürnische noch zwei landschaftliche Gemälde von Bellermann, eine Darstellung von Hünengräbern an der Ostsee und eine Ansicht von Stubbenkammer mit dem dort befindlichen alten Opferaltar.

Eine durchaus andere, fast geistig antipodische Welt nimmt uns auf, wenn wir nun durch die Vorhalle des Treppenhauses nach dem jenseitigen Flügel des Erdgeschosses schreiten und das egyptische Museum betreten. War es im deutschen Kultus das frische, duftige Leben der Natur, auf der Höhe die kräftige Freiheit, im Heimlichen die innige Gemüthlichkeit, was ihm seinen Inhalt gab, herrschte selbst im Schauerlichen immer noch die menschliche Beziehung vor, wie umgibt uns plötzlich nun der schwermüthige Ernst einer starr gewordenen Kultur, einer zwar ungleich fertigeren, reiferen, aber mit düsteren Anschauungen des Lebens verwobenen Bildung, welche für des Menschen leibliches Bedürfniß mit feinem Raffinement zu sorgen verstand, aber seinen Geist zur Anbetung des Unbegriffenen, zur bewußtlosen Heilighaltung des Thierischen zwang. Statt des grünen Haines ein Wald schwerfälliger Säulen, statt der rührigen Pflanzenwelt eine wunderbar mächtige und großartige Welt von Stein.

Im egyptischen Museum zeigt sich die charakterisirende Tendenz der Architektur in der ganzen räumlichen Anlage am auffallendsten. Durch einen kleinen Vorraum, in welchem Kapitäl und Obertheil einer ächten altegyptischen Säule aufgestellt ist, gelangen wir in einen mit Glas überdeckten Hof, welcher das Atrium eines egyptischen Tempels bildet. Die ihn umgebenden Säulenstellungen mit ihren dicken Kelchkapitälen sind zwar nur aus Backsteinen erbaut, aber mit Figuren und Hieroglyphen gleich dem Gesims, das sie tragen, fast im Uebermaaß bemalt. (Ueber dem Gesims befindet sich eine Galerie, auf der Abgüsse assyrischer und persischer Bildwerke Platz finden sollen.) Vor dem Eingang der an das Atrium sich anschließenden Halle, welche das Hypostylon des Tempels bildet und in welcher die vorhandenen Papyrusrollen unter Glas und Rahmen aufgehängt sind, sind zwei kolossale sitzende Götzenbilder aus schwarzem Granit aufgestellt, in der Mitte des Hofes liegen zwei Widder, zwischen denen ein Altar mit altegyptischer Skulptur aufgestellt wurde. Wem dieses Modell eines egyptischen Tempelhofes von der Mächtigkeit altegyptischer Bauwerke noch keinen

Digitized by Google

rechten Begriff geben will, der trete in die Säulenhalle, welche den Hof rings umgibt. An ihren Wänden wird er eine Reihe von Pape, Schirmer, Biermann, Graeb und Max Schmidt trefflich ausgeführter Gemälde erblicken, die ihm in perspektivischer Verjüngung die Großartigkeit jener alten Kunst vor die Sinne rücken. Da zeigen sich zuerst die kleinen Pyramiden von Meroe und die großen von Memphis, jene gewaltigen Steinkolosse, welche auf dem riesigen Trümmerfelde dieser ungeheuren Stadt wie scharf geschliffene Bergspitzen emporragen; im nachbarlichen Vorgrunde jener wunderbare Tempel in Gestalt einer Sphinx, welche vorne an der Brust dem Eintritt eine Pforte öffnet. Wir blicken dann in's Innere der Pyramide des Cheops, in einen von Fackelglanz düster erleuchteten Gang, dessen Formen sich erst allmählig bei anhaltendem Hinblicken dem Auge enthüllen. Es folgen der Hathortempel und das Typhonium zu Dendera, das Ramesseum zu Theben, die Memnonsstatue bei Mondbeleuchtung, welche in dem Wasser glitzert, das der Nil in die Ruinen des alten Theben getrieben; ferner der Hypostyl des Tempels zu Karnak und dieser Tempel selbst, die Tempel und Felsentempel von Gerf Hussên, wo Abu Simbel und Edfu, die Gräber von Beni-Hassan, der Berg Barkal, die Steinbrüche von Silsilis, die Obelisken im Vorhofe von Karnak, die Insel Philae im Nil mit einem trefflich erhaltenen, zierlichen und fast völlig offenen Tempelbau. Unter diesen Gemälden sind altegyptische Skulpturen aufgestellt mit scharf eingegrabenen Umrissen und flacher Ausmeißelung der Leibesformen. Sie tragen noch, gleich der in Bildern dargestellten Architektur, die Spuren der Bemalung.

Das Hypostylon, dessen Wände mit zahllosen Figuren nach altegyptischen Vorbildern in frischer Buntheit bemalt sind und durch allerlei Darstellungen gewöhnlicher Verrichtungen von dem Kulturleben der Egypter eine Vorstellung geben sollen, der begreiflicherweise ein ausführlicher Kommentar vorhergehen müßte, endigt in drei Zellen. Die mittlere derselben hat eine sitzende Kolossalstatue des König Horus aufgenommen. Links schließt sich daran ein Saal zur Aufstellung historischer Denkmäler und kleiner Kunst- und Gebrauchsgegenstände. Eine schöne Statue der Isis, verschiedene Pharaonenhäupter, andere Gestalten, heilige Sperber in Stein, ausgestopfte heilige Katzen u. dgl. m. finden sich hier, auch zwei sehr schöne Köpfe in weißem Marmor, offenbar aus ptolemäischer Zeit und von den edelsten griechischen Formen. Sehr reich ist dieser Saal, wie das Berliner Museum überhaupt, an Gegenständen, welche dem täglichen Gebrauch gewidmet waren. Wir bemerken allerhand Gefäße, Löffel, Pfeile und Bogen, Schaalen mit gedörrten Früchten und Gemüsen, Ringe von Metall und Steinen, Halsketten, geflochtene Sandalen und Lederschuhe, Hausapotheken und Toilettenkasten, einen Malerapparat u. s. w., vornehmlich aber eine Menge von kleinen Götzenbildern, die überall im Hause angebracht wurden und auch als Amulete dienten. Im rechts gelegenen Mumiensaal finden wir auch Perrücken, welche die altegyptische Mode den Allongeperrücken ähnlich, gebildet, und hunderterlei andere Dinge. Die Malereien, welche die Wände unter Nachahmung der unentwickelten Formen altegyptischer Darstellung bedecken, geben geschichtliche und Kulturmomente in der Auffassung der alten Anwohner des Nils.

Rechts ist den Tempelzellen ein quadrater Ecksaal benachbart, welcher die von Professor Lepsius mitgebrachten Grabkammern enthält, sämmtlich restaurirt. Ein Fehler in der Anlage des egyptischen Museums scheint es mir überhaupt, daß man im Allgemeinen zu viel restaurirt hat. Man hatte dabei freilich einen instruktiven Zweck, indem man der Anschauung etwas Ganzes darbieten wollte, aber für den wenig Eingeweihten entsteht daraus große Unklarheit über das, was denn nun eigentlich dem Alterthum wirklich angehöre und was nicht. Uebrigens finden wir sehr schöne ächte Stücke, z. B. einen in den Farben der Bemalung noch sehr gut erhaltenen Sims. Noch weiter rechts enden die Räume des egyptischen Museums in dem Saal der Mumien, der außerdem einige Schränke mit Schmucksachen, fein geflochtenen Körben, hölzernen und steinernen Gestellen für Nackenkissen u. dgl. aufgenommen hat.

III.

Wir kehren aus dem egyptischen Museum in die Vorhalle zwischen den beiden Flügeln des Untergeschosses zurück. Sie bildet den ersten Raum, den man später durch die Haupteingänge betreten wird. Die Statuen Winkelmanns, Schinkels und anderer Berühmtheiten werden ihre Stelle darin finden. Von der Vorhalle führt eine breite Treppe aus schlesischem Marmor, deren Wangen ein Abguß des herrlichen Amazonenfrieses von Phigalia schmückt, zu der mächtigen Halle empor, welche den ganzen Mittelbau einnimmt und bis unter den Giebel desselben aufsteigt. Wir gelangen zu einer ersten Galerie, die mit dem Mittelgeschoß in gleicher Höhe liegt und dessen Gemächer verbindet. Von ihrem Grunde erheben sich schlanke jonische Säulen aus weißem cararischem Marmor mit graziösen Kapitälen und tragen eine zweite Galerie, welche das Obergeschoß verbindet. Dieser obern Galerie an der nordwestlichen schmäleren Seite des großen Treppenraumes liegt an der entgegengesetzten Seite eine gleich hohe, ebenfalls das Obergeschoß verbindende Galerie gegenüber, nach welcher, zu beiden Seiten der untern Treppe, zwei Treppen an den Langseiten emporführen. In der

Digitized by Google

Höhe der obern Galerien entsteht an den Wänden der beiden Langseiten das wunderbare epische Gedicht der Weltgeschichte, das Kaulbachs geistig tiefe und unerschöpflich reiche Phantasie in Formen und Farben dichtet. Diese Gemälde sollen mich in der zweiten Abtheilung dieser Briefe beschäftigen, da sie nicht mit dem Raume, den sie schmücken, abgehandelt werden dürfen, sondern die ganze Sorgfalt einer selbstständigen Betrachtung in Anspruch nehmen.

In der Mitte der zulezt erwähnten obern Galerie, an der Stelle, wo die beiden Treppenarme zusammenstoßen, steht eine Nachahmuug des Pandroseions, jenes bekannten erkerartigen Anbaus am Erechtheum auf der Akropolis von Athen. Es ist ein kleines Tempelstück, das in der Façade von vier Karyatiden, im Rücken von vier kantigen Pilastern getragen wird. Die ihrer Bestimmung gemäß in einfacher Fläche ansteigenden Seitenwände der Halle tragen das in griechischer Giebelform gebildete Dach, dessen bunte Bemalung, im Verein mit den auf Querbalken stehenden vergoldeten phantastischen Thiergestalten, die Decke dieses weitgespannten Raumes jezt außer Verhältniß schwer erscheinen läßt. Man hat dieß dem Baumeister wiederholt vorgeworfen, man bedenke jedoch, daß die Färbung der Decke nicht in Harmonie mit leeren oder doch halbleeren Wänden, sondern mit einer reichsten Fülle von Farben gedacht ist. Erst wenn hier alles Gemälde seyn wird, dann beurtheile man die Uebereinstimmung des Ganzen. Die Decke ist übrigens nach einem Entwurfe von Schinkel construirt. — Kolossale Bildsäuten werden in der Treppenhalle aufgestellt werden; auf der ersten Galerie z. B. die beiden Rossebändiger, auch Kastor und Pollux genannt, vom Kapitol zu Rom, in Abgüssen natürlich, wie ja das ganze mittlere Geschoß der Aufstellung einer möglichst vollständigen Sammlung von Gypsabgüssen nach der Antike und nach den besten Werken des Mittelalters und späterer Zeiten gewidmet ist. Diese Tendenz schließt sich der Skulpturengalerie des Schinkel'schen Museums an, welche nur Werke aus Marmor oder Erz enthält, darunter aber der berühmtesten entbehrt.

Von der untern Galerie der Treppenhalle führen zwei Thüren in die Säle des mittleren Geschosses, deren Fußböden aus zierlichen Mosaiken bestehen. Treten wir durch die Thür rechter Hand in den ersten der griechischen Säle, so erblicken wir einen langen, flach gewölbten Raum, dessen Wände in zwei Reihen über einander ein Abguß des großen Frieses vom Parthenon schmückt. Leider hat jedoch der Wandraum nicht ausgereicht und man sah sich genöthigt, den Saal durch zwei niedrige Wandarme in drei Theile zu schneiden, um den Fries vollständig anbringen zu können. Die Wand der Eingangsseite, durch deren Thüre wir in den Saal getreten, trägt ein schönes Wandgemälde unseres trefflichen Graeb: eine Ansicht von Athen mit der Akropolis, nach einer Composition von Klenze. Eine Reihe anderer Gemälde, ausgeführt von unsern besten Landschaftern, Graeb, Pape, Schirmer, Biermann, Max Schmidt, zieht sich an der Langseite über dem plastischen Friese hin. Wir schauen in den Tempel des Zeus mit der Statue des Donnerers in Gold und Elfenbein, wie sie aus der Hand des Phidias hervorging; die Statue ist von Muhr, einem der hier anwesenden Schüler Kaulbachs, gemalt. Dann zeigt sich uns das Innere der Akropolis von Athen: rechts das Erechtheum mit dem Pandroseion, in der Mitte die kolossale Statue der Pallas Athene, rechts das Parthenon, im Hintergrunde die Propyläen. Es folgt der Minerventempel von Aegina auf waldiger Höhe, vom Dufte eines griechischen Morgens umflossen; und weiter Olympia mit dem dortigen Tempel des Zeus und dem berühmten Haine, in welchem wir die Statuen der Kämpfer, Rossebändiger und Wagenlenker, der Sieger in den olympischen Spielen, erblicken. Die untergehende Sonne taucht den Obertheil der Gebäude noch einmal in prachtvolle Glut. Ferner: der Apollotempel von Phigalia, das Amphitheater von Syrakus mit dem Ausblick auf das Meer, die Gräberstraße in Lycien und der Altar des Zeus in Kleinasien. Man wählte also zu Gegenständen dieser Bilder diejenigen Orte Griechenlands, Großgriechenlands und des griechischen Kleinasiens, welche der Kunst und der Alterthumsforschung der neueren Zeit die größte und schönste Ausbeute gewährten.

Der Eingangsthür gegenüber ist in die Wand der zweiten schmäleren Seite das nachgeahmte und polychromatisch ausgeführte Giebelstück eines griechischen Tempels, und zwar des Minerventempels von Aegina mit der sogenannten Aeginetengruppe, eingemauert. Es befindet sich hier freilich in einer sehr gedrückten und wenig ästhetischen Lage, welche seinem Zwecke auf das Augenscheinlichste widerspricht, und man kann diese ästhetische Unzweckmäßigkeit nur allenfalls mit dem instruktiven Zwecke, der dabei leitend war, entschuldigen. Doch fragt sich immer, ob man ein solches Giebelstück nicht besser freistehend zur Anschauung gebracht hätte. Der Grund des innern Feldes (des Tympanon) ist dunkelroth; die davorstehenden Statuen bewahrten die weiße Naturfarbe des Gypses; die Giebelbalken sind roth und blau verziert, die Triglyphen weiß und blau, die Metopen sternartig in goldigem Gelb auf braunem Grunde.

Ein kleines Kabinet, ganz einem Abguß der Laokonsgruppe geweiht, bildet den Durchgang zum nächsten Saal, der eine geräumige Fensternische und zwei kleinere Rundnischen einander gegenüber enthält. In den lezteren stehen die Diana von Versailles und der Apoll von Belvedere; in der Mitte des Saals

Digitized by Google

ein wundervoller Abguß des farnesischen Stiers; außerdem in diesem so reizvoll ausgestatteten Raume die mediceische Venus und andere Meisterwerke des Alterthums.

Wir gelangen nun in den nordöstlichen Kuppelsaal. Die Kuppel desselben ist eine sehr schöne, hoch geschwungene Wölbung, welche durch mattgeschliffenes Glas von oben her erleuchtet wird. In den kleinen Feldern der Kassettirung befinden sich Malereien, Darstellungen von Amoretten in verschiedenen Situationen, namentlich im Spiel mit den Attributen der Götter. Die Wölbung ruht auf acht Rundbogen, welche vier flache und vier Rundnischen umsäumen. Das obere Halbrund jeder Flachnische ist mit einem Gemälde, die Halbkuppel jeder Rundnische mit architektonischer Färbung auf blauem Grunde nach Art der Kassettirung ausgefüllt. Die Wände zwischen den Nischen und deren Untertheile sind mit grünem englischem Stuck bekleidet, in den Nischen stehen kolossale Bildsäulen. Der folgende Raum ist wieder ein langer Saal mit fünf Fenstern in der Façade; pompejanisches Roth deckt seine Wände. Er soll die großentheils so wohl erhaltene Gruppe der Niobiden aufnehmen, oder hat sie vielmehr schon aufgenommen, doch bis jetzt noch als zerstreute Bruchstücke ohne jene Zusammenfügung, welche das geistige Band der herrlichen Composition ausmacht. Die prächtigen Thürsimse dieses Raumes werden von je zwei Karyatiden getragen. Es folgt der bacchische Saal, halb Saal, halb Galerie, indem zwei Porphyrsäulen, welche das darüber errichtete Pandroseion im Treppenhause tragen, ihn in der Mitte theilen. Seiner Bestimmung, bacchische Denkmäler aufzunehmen, gemäß hat man seine innere Hälfte in eine Laube mit Rebengeländern umgewandelt und die übrigen Wände mit Darstellungen des Bacchos, der Ariadne und verschiedener Bacchantinnen und Bacchoszüge bedeckt.

Beim Eintritt in den nächsten Saal fallen uns zuerst zu beiden Seiten der Eingangsthür zwei prächtige Mosaiksäulen in das Auge. Die feine Ausführung bewundernd nähern wir uns ihnen und schauen aufmerksam die Fügung der Theile an; da erkennen wir, daß wir es mit einer Attrape zu thun haben. Die Säulen bestehen nicht aus wirklicher Mosaikarbeit, sondern sie tragen nur ein Gewand von gemalter Mosaik; ein künstlerischer Scherz. Das Gleiche gilt von dem Mosaikfries unter dem geschmackvollen Thürsims, der den Zug des Poseidon mit Nereiden und Tritonen darstellt. Indem wir uns noch an den vortrefflich in grüner Bronze ausgeführten Deckengemälden erfreuen und besonders an der geschickten Technik, mit welcher ihr schillernder Goldrand gerade so aufgesezt wurde, daß er, je nach dem Standpunkt unseres Auges, das aufgefangene Licht der Fenster in wechselnder Weise reflektirt, durchschreiten wir den Saal und gelangen in den zweiten, nordöstlichen Kuppelsaal. Vier hohe und breite Bogen tragen dessen flache Wölbung, von welcher goldige Sternverzierungen in rothem Grunde herabglänzen. Die Kolossalbüsten der Kaiser Titus und Hadrian, der bekannte Hermaphrodit, schöne Kandelaber und andere Werke der Plastik schmücken diesen Raum. Zwei der Bogen öffnen sich, der eine weit und frei gegen die Verbindungshalle der beiden Museen, der andere, durch einen Pfeiler in zwei kleinere Bogen getheilt, gegen einen Seitensaal. Marmorstufen führen zu der reizvoll schönen Halle der Verbindungsgalerie empor. Sie ist in einfachen, aber ungemein edlen Verhältnissen erbaut. Die zierlich, weiß in blauem Grunde kassettirte Decke ruht auf zwei Reihen korinthischer Pilaster von weißem italienischem Marmor, zwischen denen nach beiden Seiten hinaus die Fenster blicken. Die zwei runden Mittelsäulen der beiden Schmalseiten sind in der weißen Marmormasse wundervoll schwarz geädert. Im Raume selber stehen mehrere Bronzestatuen. Eine Mitteltreppe führt jenseits hinab in die alte Skulpturengalerie, zwei schmälere zu beiden Seiten aufwärts in die Gemäldegalerie des Schinkel'schen Museums. Durch den andern, ebenfalls offenen, doch zweigetheilten Bogen treten wir in einen noch leeren Saal mit mehreren Nischen und daran stoßenden kleineren Gemächern. Waren die beiden zulezt vor ihm betrachteten Säle der römischen oder nachgriechisch antiken Skulptur gewidmet, so macht nun er den Uebergang zu jener plastischen Kunst, welche als eine Wiedererweckung der römischen im mittelalterlichen Italien zuerst erstand. Der nächste Saal zeigt daher in seiner Architektur den Charakter des romanischen Prachtstyls. Zwölf Säulen, in zwei Reihen frei neben einander aufgestellt und durch je drei Rundbogen unter sich und mit den Seitenwänden in Verbindung gesezt, theilen ihn in drei gleiche Längenabschnitte oder Schiffe, wenn man es nach Analogie des romanisirten Basilikenbaus mit diesem Ausdruck bezeichnen will. Sieben Deckengemälde stellen in leuchtenden Farben die erzeugenden und bildenden Gewerbe und Künste des Menschen dar: Ackerbau, Viehzucht und Weinbau, Bergbau, Skulptur und Malerei, die Baukunst, die Goldschmiedekunst, die Eisen- oder Waffenschmiede und den Maschinenbau, alle in anmuthig charaktervoller Gruppirung des menschlichen Lebens, des Lokals und der Staffage. Schon befindet sich in diesem Saale ein wundervoll gelungener Gypsabguß von einer der berühmten florentinischen Bronzethüren, auf denen die biblische Geschichte plastisch abgebildet ist. Es sind deren im Ganzen drei von je zwei Flügeln, und von jeder wurde ein Abguß genommen, doch erst der eine aufgestellt.

Die Ausgangsthür des eben geschilderten Saales

Digitized by Google

führt uns, nach vollendetem Rundgang durch das Mitteigeschoß, in die Treppenhalle zurück, und zwar dem ersten Eintritt in den Parthenonsaal gegenüber.

Beim Durchwandern konnte ich nicht überall des in einer Fülle graziöser Erfindung schweigenden Details erwähnen. Die prächtigen Säulenkapitäle, die mannigfaltig geformten Thürsimse, die ganze reiche Ornamentik an Friesen und Simsen, Arabesken, Leisten und Bändern — alles dieß zeugt von der umfassenden Kenntniß und dem fein gebildeten Geschmack des Erbauers. Man mag mit dem früher erörterten Grundprincip, das ihn leitete, mit der Vielfältigkeit aller Style, die allerdings zuweilen, wie etwa in der Anlage des egyptischen Museums, zu einigen Spielereien führt, sich einverstanden erklären oder nicht, die Schönheit vieler einzelnen Räume in ihrer Gesammtheit, die Grazie und den Reichthum des Details wird jeder anerkennen müssen. Und nun erst der Zweck der Sammlung, welche das Mitteigeschoß enthält! Da wir die Originale aller jener unübertroffenen Werke des Alterthums nicht besitzen können, war es ein höchst glücklicher Gedanke, treffliche Abgüsse derselben in allen berühmten Museen und Galerien zu sammeln und hier an Einer Stelle zu vereinigen. Wenn man diese Welt edelster Kunstschöpfungen durchschreitet, geht einem der Sinn auf für die Größe und den Adel der alten Kunst, und man wird gesättigt durch eine unbeschreibliche Befriedigung des Schönheitsgefühls.

Digitized by Google

Aus dem Thüringer Walde.

II.

Noch in keinem Jahr war die Schmücke so voll als in diesem; in keinem halte die Reiselust solche Schaaren von Touristen über Thüringen ausgestreut. Bäder und Sommerwohnungen fesseln eine große Anzahl der nördlichen Gäste auf längere Zeit. Das Land und seine Bewohner haben noch so viel Naturwüchsiges; möge es, was davon gut, bei dieser Ueberfluthung sich erhalten. Es war bisher davor geschützt, weil seine Reize nicht zu den eigentlich pikant pittoresken gehören, welche die hastigen und die jugendlichen Reisenden anziehen. Es hat keine Katarakten und jähen Felskegel; seine weichen Thal- und Berglinien, sein Wiesenschmelz und der Duft seiner Tannenberge machen keinen Anspruch, mit den Schauerbildern und barocken Felsbildungen des Harzes und der sächsischen Schweiz sich zu vergleichen. Aber mit den wachsenden Jahren ändert sich unser Sinn; das Schroffe, Kühne und Gewagte wird von uns als das Abnormale gewissermaßen historisch, als zur Jugendbildung nöthig und ihr angehörig, reponirt, und wir verlangen nach sanfteren Schönheitslinien. Und nicht wir allein, unsere gesammte Generation ist eine alternde.

Manches, was sonst spurlos verwischt wäre, mag auch die Zerrissenheit des Landes und Volkes in so viele kleine Staaten unter so verschiedenen Fürsten erhalten haben. Aber das Volk ist gut und die Fürsten milden Sinnes; es tritt das der Zeit Widerstrebende nicht so störrig und verletzend heraus wie in der alten Schweiz und noch in der neuen. Zum Exempel erfährt der Reisende nichts von der obsoleten Bannegerechtigkeit, die noch die neueste Gesetzgebung im Kanton Bern heiligt, wornach der mit der Post angekommene Reisende 48 Stunden warten muß, bis er sich einen Lohnkutscher zur Weiterbeförderung miethen darf. Durch andere zünftige Beschränkungen weiß man sich verständig durchzuwinden und drückt ein Auge zu. Auf den Punkten, wo hartnäckig die Fremdenströmungen zum Stauen kommen, haben die Wirthe allerdings schon die primitiven Naturpreise aufgegeben, und an manchen Orten, namentlich an den Hauptübergangspunkten, versucht man schon den Schweizerpreisen sich zu nähern; Thüringen ist aber dafür glücklicherweise von einem Uebel noch ziemlich befreit, von den Führern, den Ciceronen, die sich anderwärts den Touristen auf Schritt und Tritt aufdrängen und mitten in einer schönen Gegend den Genuß dem Wanderer vergällen. Im Gegentheil, die Führer, wo man sie braucht, fehlen, und an manchen schönen Punkten, wo es in uns ruft: verweile! hat sich noch kein Mephistopheles eingefunden, der eine schattige Laubenbank aufschlägt und Küche und Keller zur Erfrischung aus der Erde stampft. Auch das wird nur zu bald kommen, wenn, wie es den Anschein hat, Thüringen von den nördlichen Hauptstädten aus ganz überzogen seyn wird.

Ehe noch die Industrie Esel und Maulthiere eingeführt, hat sie schon Chausseen gebaut, die bequem nach den schönen Hochpunkten führen. So erreicht man jetzt auf langgewundenen Kunststraßen die Schmücke von dem ehemals berühmten Ilmenau aus und dem jetzt berühmt werdenden Eigersburg. Der mächtige Tannenhochwald, von Quellen durchsickert, von Meilern dampfend, bleibt mit wenigen Unterbrechungen der Reisegefährte; durch seine Aushaue gewährt er Aussichten auf tiefe Schluchten, auf die Felder, welche Eroberungszüge in die Forsten hinaus unternehmen, und in die blaue Ferne des ebenen Landes. Eigersburg wird erst genannt, seit es durch seine Wasserheilanstalt einen Ruf erworben. Die Ritterburg, nicht schön, aber doch malerisch aus behauenen Quadern aufgeschichtet, inmitten eines höheren Bergamphitheaters selbst auf einem Berge, war noch nicht Ruine, als ein wohlhabender Bauer sie erwarb und zu ihrer jetzigen Bestimmung umwandelte. Welcher sassische Freie oder thüringische Burgmann sie in grauer Vorzeit gegründet, mitten in dem undurchdringlichen Gebirgswald, ist unbekannt und vom ritterbürtigen Manne Eiger nichts als sein Name in dem Steinhaufen erhalten. Dann besaßen die Witzleben durch Jahrhunderte das Schloß. Ihre vielen Besitzthümer, durch ganz Thüringen bis über die goldene Au, sind zersplittert, vielleicht schon durch hundert Hände gegangen; dennoch ist mehr von ihnen übrig geblieben als ihr ehemaliger Reichthum und ihre Macht. Daß Bauern Rittergüter kaufen, ist kein ungewöhnliches Ereigniß; ist ja fast das ganze Tyrol eine friedliche Eroberung der Bauern geworden, die jetzt durch Kauf in Besitz der Burgen und Güter des Adels sind. Aber ein Bauer mußte hier auch der Vertreter der Industrie werden und auf seine Kosten das berühmte Kaltwasserbad begründen. Seine romantische Lage, die Silberquellen, die aus den Felsen rauschen, die reine Bergluft, die schönen mannigfaltigen Spaziergänge,

Digitized by Google

die Fernsichten in's Gerathal von den höhern Punkten bis in die Ebene, und eine geschickte ärztliche Leitung haben Elgersburg schon seit Jahren mit Badegästen gefüllt. Weil aber doch manches fehlte, wo ein sonst ehrenwerther Besitzer, der sich aber außer seinen Bergen nicht weit umgeschaut, das meiste nach eigener Eingabe eingerichtet hatte, sahen alle Theile ein, daß eine Besitzveränderung wünschenswerth sey. Der bisherige Arzt, Dr. Piutz, übernahm käuflich die Burg, die Baulichkeiten, die Quellen, Wasserkufen, die Wirthschaft und die Badegäste; und leztere sind, wie verlautet, damit daß sie verkauft wurden, ganz zufrieden.

Ja, eine Leibeigenschaft ist jede Wasserheilanstalt, die Gäste werden, wenn nicht glebae adscripti, doch Hörige im vollen modernen Sinne. Wenn der Geist eines der alten Burgherren in den hallenden Gängen umzugehen verdammt wäre, was sähe er? Im Erdgeschoß brummt und summt es durch die stille Nacht, als klagte wirklich ein Spuckgeist seine Leiden den Nachtlüften; es ist der Wiederhall der gebändigten Quelle, die ihre Silberfluthen durch ein feuchtes Mauerloch und eine enge Röhre lichtlos in die große Wasserkufe gießen muß. Sonst Todtenstille in Hallen, Gängen und auf Treppen; die Anstrengung der passiven Tagesarbeit hat die Patienten in Todtenschlaf niedergeworfen; nur ihre Stiefeln und Schuhe vor den Zellen zeugen von menschlichen Bewohnern. Und beim Tagesgrauen schleichen riesige Männer in die Zimmer. Wenn er das Reiben, das leise Aechzen, Stöhnen, Plätschern drinnen hörte, möchte der Geist auf Vampyre oder Würgengel schließen, die es sich zum Geschäft machen, die armen Gefangenen zu quälen. Und dann, in späterer Stunde, öffnen die Thüren sich wieder leise, die Gequälten schleichen herunter zu neuer Marter, ihr Quälgeist hinter ihnen. Rasch hat er sie umfaßt und taucht die vom Schlafe Dampfenden unbarmherzig in die eiskalte Wasserkufe. Auch daran gewöhnen sich die Leibeigenen, sie schreien und stöhnen nicht mehr, mit einer Art freudigen Opfermuthes untergehen sie ihre Qualen. Aber sonst ist der freudige Muth dahin. Selbst wie Gespenster schleichen sie am Morgen, in ihre Laken gehüllt, den Kopf turbanartig mit weißen, nassen Tüchern umhüllt, theilnahmlos der Blick, blaß das Gesicht, nur die Nase geröthet vom innern Feuer. Ihr sollt freudig seyn und heiter, und spielen wie die Kinder, dann werdet ihr gesunden! lautet das Gebot der neuen Offenbarung. Mit welcher Wunder-, welcher moralischen Kraft will man es erzwingen? Alle menschlichen Preß- und Zwangsmaßregeln haben nicht ausgereicht, die Menschen zu zwingen, jenen Geboten zu gehorchen; welche Mittel stehen den neuen Propheten zu Gebote sie zu nöthigen, daß sie den Körper durch die Seele gesund machen? Sie sollen Holz spalten, Kegel schieben, Schach spielen, harmlos heiter sich unterhalten und mit den Spirituosen auch aller Affekte, und was dahin führt, sich enthalten. Wenn sie das vorher gekonnt und gewollt, wären sie jetzt nicht in der Wasserheilanstalt. Auch wo sie der Methode einen geistigen Aufputz geben, etwas Pietismus, etwas Philosophie, sie zwingen es nicht. Welche Monotonie und Einsylbigkeit an den Mittagstischen, die Tafeln der brüderlichen Liebe seyn sollen, welch verdrüßliche Gesichter! Sie thun es par ordre, als Geschäft, in der Hoffnung, daß es bald abgethan ist. Statt der Einigkeit und Brüderlichkeit in diesem modernsten Klosterleben bilden sich Coterien, Parteien, das Band reißt, statt sich zu verschlingen. Wie will man die aus allen Gegenden, Ständen, Bildungsstufen, Altern Zusammengewürfelten zu einer einträchtigen Gesellschaft verbinden, wo kein anderer Bindungsgrund ist, als daß alle krank sind und wieder gesund werden möchten, so schnell als möglich! — In diesem Jahre soll es zu einem förmlichen Schisma gekommen seyn, und ein großer Theil der Badegäste wanderte aus dem reizenden Elgersburg nach dem uninteressanten Ilmenau, nicht aus Unzufriedenheit mit Kur und Kost, Wohnung und Behandlung, sondern weil die Leidenden sich untereinander nicht leiden konnten.

I l m e n a u ist unsterblich im Gesange; ob seine Quellen unsterblich machen, weiß ich nicht. Eine Wasserheilanstalt ist jetzt auch dort; unter einer Quelle, die aus dem Felsen in ein antikes Becken sprudelt, steht es angeschrieben: ὑδωρ μεν ἀριστον! und die Gäste sind in keine graue Feudalburg mit ellendicken Mauern eingesperrt, sondern dem Anschein nach in freundlichen Wohnungen und zierlichen Landhäusern. Aber ein Elgersburg ist Ilmenau nicht, die Quellen plätschern nicht wie dort ringsum aus umbüschten Felsen, neckende Nixen, die uns die Lippen zum Kuß entgegen halten; sie verstecken sich und man muß sie aufsuchen. Die modernisirte Stadt, eigentlich nur eine gekrümmte, lange Straße, liegt zwar überragt vom Hochgebirge, aber nicht in demselben; man muß die steilen Wände hinauf klettern, um das Rauschen der Gebirgstannen zu hören, oder eine Stunde Weges, aber einen schönen Weg an der Ilm, hinaufsteigen nach dem malerisch in einem Kessel gelegenen Dorfe Manebach. Dort ist Gebirgsnatur unter dem G ü c k e l h a h n im vollsten, reichen Maße.

Aber Achtung, Wanderer! hier ist jeder Fußbreit klassisch. Und wenn es dir oder den Einwohnern noch nicht so zu Sinn ist, so wird der Sinn dafür kommen, wenn die Erinnerungen der Lebendigen erst verschwunden sind. Alsdann wird der Historiograph und Antiquar suchen und conjecturiren nach den Fußstapfen, wo die Heroen unserer Dichtung und Humanität gewandelt sind. Sie fangen jezt schon an, aber noch

Digitized by Google

schüchtern, zweifelhaft, ob denn die goldene Zeit wirklich schon hinter uns liegt, ob das Morgenroth der Humanität und geistigen Freiheit, das aufzugehen schien, denn wirklich nur ein falsches gewesen, und wir rückwärts suchen müssen, was vor uns golden zu strahlen schien?

Aber nicht Ilmenau allein, ringsum der ganze Thüringer Wald, die Ufer der Ilm und Saale hinauf bis über Weimar und Jena sind klassischer Boden. Wenn es uns gerade in Ilmenau selbst am wenigsten beikommen will, so bedenke man, daß dieses nicht mehr das Goethesche ist. Eine Feuersbrunst hat inzwischen die alterthümliche Stadt zerstört, und die leicht und rasch neu aufgezimmerte trägt so wenig mehr den Stempel der alten Thüringer Bergstädte, als die wunderbar schöne Vision des Gedichtes „Ilmenau“ die Zustände des heutigen Weimar abspiegelt. Elgersburg ist so gut klassisch als Ilmenau. Unter die Schatten seiner Tannen gehören jene Riesengestalten der Mährchennacht eben so gut als an jenen Ort, von dem das Festgedicht den Namen trägt. Hier prangt in Gold von einer Felsenplatte der Name Goethe, weil er hier seinen letzten Geburtstag verbracht. Wenn man jeden Stein mit einer Inschrift zieren wollte, wo ein Gedanken, ein Bild des Dichters zu einem unsterblichen Ausspruch sich gestaltete, wie würde der Wald von goldenen Buchstaben flimmern! Sage ist's schon, daß Goethe auf dem Gebirgswege zwischen beiden Orten auf einem übermoosten, kolossalen Stein, der vom Berggelände wie eine Tribüne oder Kanzel vorragt, den vierten Akt der Iphigenie in stiller Einsamkeit gedichtet habe. Die stille Einsamkeit ist noch da, der Stein an sich von merkwürdigem Bau, und wohl möchte ein Alterthümler darin einen heidnischen Opferstein erkennen; aber wenn Goethe wirklich hier seinem hellenischen Gedichte nachgesonnen, so kam ihm damals gewiß eine freie Aussicht zu Hülfe. In den siebenzig Jahren sind die Tannen umher dermaßen in die Höhe geschossen, daß sie ihm wohl ein Bild der heiligen Schatten des alten, dicht belaubten Haines geliefert haben möchten, aber nimmermehr jene hellenische Klarheit und Durchsichtigkeit, welche die gewaltige Schöpfung in allen ihren Theilen athmet.

Wir steigen von Elgersburg einen Bergpfad hinan, um den Höhenweg zu erreichen, der uns im Halbkreise nach Ilmenau bringt. Auf einem Seitenweg finden wir die Marienquelle, die das reinste und schönste Wasser den Badegästen von Elgersburg liefern soll. Ihre zierliche Einfassung, ihr Name bekunden, welchen Werth man ihr beilegt. Sie entspringt unterhalb des Hochweges und rieselt aus ihrer Umfassung auf eine grüne weite Matte, die wie ein Teppich ihr zu Füßen gebreitet ist, abwärts aufgerollt, denn er stürzt sich in den Ilmgrund. Es ist nicht das Wasser allein, was uns an diese Stelle fesselt, Natur und Kunst haben einen Ausbau hier gemacht, der den lieblichsten und erhabensten Charakter der Thüringer Waldgegend wiederspiegelt. Zu Füßen tief der grüne Ilmgrund, an beiden Ufern des Flüßchens die Dörfer Manebach und Kammerberg, wohlbekannt aus Goethes Leben als Dichter und Staatsmann, und gegenüber erhebt sich massenhaft der Gückelhahn mit seiner gekämmten und geschorenen Mähne, die ihn von weit her kenntlich macht.

Die Ansicht des Berges ist belohnender als die Aussicht. Und doch wird er das Ziel vieler Pilgerfahrten, und auch auf ihn führt schon eine gebahnte Straße. Nach der Hütte, wo Goethe und sein fürstlicher Freund Stunden, Tage und Nächte verbrachten, ausruhend von der Jagd, auf den Bergen, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,“ wo Freiheit ist, auch wenn Feudalzwang und Polizeiherrschaft auf dem Lande lasten sollte, die Freiheit, von der der Dichter sang, daß sie der Mensch besitzt, „und wär' er in Ketten geboren.“ Viel hat man darüber gelächelt und sich geärgert, und doch war es die Freiheit, welche einen Schiller und Goethe, einen Kant und Herder, einen Fichte und Jean Paul in's Leben rief. In jenen Ketten waren sie geboren, und sind doch die Väter der Freiheit, die einmal segensreich ihre Schwingen entfaltete über das deutsche Land, und die, nachdem sie übergeschäumt hat und jetzt zertreten wird, nun in der Erinnerung unser alleiniger Trost ward. Jene in Ketten geborenen Männer allein haben Deutschland zusammen gehalten, daß es mehr wurde als ein Begriff, eine Idee, die sie wieder mit eisernen Keilen spalten und nur mit Ketten zusammen fassen wollen, je nach Belieben. Aber die Idee ist nicht untergegangen, und wenn nicht das Ende aller Tage kommt, ein byzantinischer Marasmus, muß sie einst in's Leben treten, wie alle Ideen, die in unserem Vaterlande geboren sind. Nur ist das Wachsthum langsam in Deutschland, und die Knospen schießen noch langsamer wieder auf, wo ein verfrühter Frühling den Keim schon zu Blüthen und Früchten trieb. Wenn aber die Stämme nur gesund sind, treiben sie wieder.

In einer Hütte auf dem Gückelhahn dichtete in einer lauen Sommernacht Goethe sein: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ — das Lied, das dauern wird, so lange die deutsche Sprache nicht von der Erde verschwunden ist; sie hat nie so süße Laute gefunden. Die Hütte steht noch, und an der Wand hat Goethe selbst das Lied niedergeschrieben, wie es im Säuseln der Tannenwipfel die Geister der Berge ihm zuflüsterten. Es enthält einige Varianten, verglichen mit dem in seiner Gedichtsammlung aufgenommenen. Wenn dein Auge an einem stillen Abend, in einer Mondnacht, die klaren Gipfel und die ruhenden Wälder verfolgt,

ist's dir, als riefen sie es dir zu, mit einer Melodie, die sich von selbst macht. Der wahre Dichter findet nur die Worte, nach denen wir andern suchen, und dann ist es die Geschichte vom Ei des Columbus.

Die Antiquare, sagten wir, werden bald nach den Spuren und Fußstapfen der Heroen suchen. Warum das Futurum? Wäre es nicht gerade jezt an der Zeit, wo die Erinnerung noch lebendig ist, aber einer nach dem andern von den Männern, die sie noch aufbewahren, die Augen schließt? In ihren Papieren werden sie nicht alles niederlegen, was uns zu wissen interessirt; nur das, was ihnen merkwürdig dünkt, nicht was auch uns, vielleicht noch mehr unsern Kindern und Kindeskindern — die topographischen Monumente. Wie zerstreut sind sie in den bereits herausgekommenen Briefwechselsammlungen! Adolph Stahr hat in seinem geistvollen „Weimar und Jena" einiges davon aufgenommen; zugleich gibt es uns Kunde, wie schon die Tradition an den Orten selbst die Erinnerungen verrückt. Das Buch, das allen Deutschen empfohlen sey, dient aber zu ganz anderem Zwecke; eine weit geringere geistige Kraft, ein pietätvoller Sammler müßte sich daran machen, alphabetisch oder itinerarisch, das durch die Heroen illustrirte Thüringen zu durchwandern und zu beschreiben. Ein solches Buch, in möglichster Vollständigkeit und Kürze, würde, wenn es zugleich die andern Merkwürdigkeiten des Landes aus seinem Alterthum aufnähme, bei der erwachten Reiselust dahin, ein großes Publikum haben und zugleich einen dauernden Werth. Es ist aber keine leichte Arbeit, die chablonenmäßig abzuthun wäre.

Wir ruhen in Ilmenau, im Schatten des Berges, von dessen Gipfel uns das süßeste Ruhelied erklingt. Ein andermal wandern wir in das alte historische burgen- und sagenreiche Thüringen, wo überall die Dichtung mit der Wirklichkeit verschlungene Hände gemacht zu haben scheint.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwerin und Ludwigslust, Oktober.

Eisenbahnen. — Schwerin. — Ludwigslust. — Auf dem Lande.

Nicht genug zu loben ist die gediegene Freigebigkeit, mit welcher die Mecklenburg durchschneidenden Eisenbahnen ausgeführt sind; schöne Bahnhöfe, elegante Salons, treffliche, äußerst geräumige Coupés, bei Nacht auf sämmtlichen Stationen das Zifferblatt der auf einem Thurme angebrachten Uhr vollmondartig erleuchtet; überdieß sehr höfliches Personal. Wer indessen nicht mit den großen, zwischen Hamburg und Berlin, oder Hamburg und Leipzig her und hin sausenden Zügen das Land durcheilen, vielmehr es in der Richtung nach Norden bereisen will und auf raschen Transport rechnet, sieht sich getäuscht und der Flug der Lokomotive verwandelt sich nur zu oft durch geduldserschöpfendes Verweilen an einzelnen Punkten in Schneckenschritt. So haben wir einmal einen ganzen Tag gebraucht von Hamburg nach Rostock, fast mehr in Wartsälen als in Waggons sitzend. Bei Büchen, wo Zweigbahnen nach Lauenburg und Lübeck abfallen, betritt man das Großherzogthum, das sich durch die gelben Felder voll Heerden und weidender Rosse ankündigt. Hat man über Boitzenburg Hagenow erreicht, so beginnt die erste Probe, stundenlanges Harren auf den Berliner-Hamburger Zug, während der Hamburg-Berliner, welcher uns hier in den Sand geschüttet, längst wieder dem Ziele entgegen saust. Um die Pause auszufüllen, bleibt uns nichts übrig, als zum Behufe von Stamm- und Charakterstudien unsere Leidensgefährten zu betrachten, indeß sich der Hauptstrom der Wanderer bereits nach Preußen und Sachsen abgelenkt hat.

Da machen sich denn gleich, wie zwei grelle Farben, die man hart neben einander auf die Palette setzt, die Kontraste zwischen dem plebejischen Hamburg und dem torystischen Mecklenburg geltend. Nehmen wir Einen Moment aus vielen. Ein Mann von reifen Jahren, in welchem sich die Ritterschaft stark ausprägt, hat für sich und seine Familie, die sich mit ganz allerliebsten aristokratischen Näschen, so hoch als nur irgend möglich getragen, um ihn gruppirt, einen Frühstückstisch gegründet und denselben vervollständigt durch das Hervorziehen der umfangreichen Hamburger Nachrichten. Nach geraumer Weile, in welcher sein Auge gemächlich die Spalten eingesogen, naht sich dem Herrn ein kleiner, wohlgenährter, wohlgekleideter Mann mit der höflichen Bitte, einen Blick in das Blatt werfen zu dürfen, welches bereits auf der Ecke neben dem Kaffeebrett lag. „Nein!" stößt jener heraus, ein so absolutes Nein, wie wir noch niemals eines vernommen. Wir hätten nie gedacht, daß man das Nein so verschärfen könnte, wie man es in diesem Gebiete der Ostsee erfährt. Der kleine Mann stottert bescheiden ein unverständliches Wort. „Ich habe zwei Schillinge dafür bezahlt," entgegnet der andere. Der kleine Mann, vermuthlich ein Krämer, greift flink in die Tasche, präsentirt zwei Schillinge und muß abziehen, nachdem man ihm in's Gesicht geworfen: „Ich will Ihre Schillinge nicht!"

Neben solchen Typen stellt sich aber das Mittheilende, das gesellige Talent, die feine Form des Mecklenburgers liebenswürdig dar. Vor den Glasthüren, wo die Stände mehr in einander rinnen, verallgemeint sich auch die Beobachtung. Hier versammelt ein aus Ostindien heimkehrender Landsmann, ein Soldat in holländischer Uniform — blauer Rock mit dicken gelben Bouillonepauletten — der auf drei Monate beurlaubt ist, vierzehn Jahre dort gedient hat, ohne Briefe, ohne ein Wort der Nachricht aus dem Vaterlande, ein ganzes staunendes Publikum um sich. Dort vertraut ein junger Goldarbeitergeselle seiner Nachbarin, einer blondgescheitelten Zofe aus Schwaben, daß er in der Altonaer Lotterie etwas gewonnen und nun davon, sammt einem sehr schönen Kranze, zum Grabe seiner Mutter reise, sechs Stunden nach hinter Rostock.

Befinden wir uns endlich wieder in Bewegung, so wird auch alsbald die Hauptstadt erreicht. Plötzlich wallt ein blauer See, aus großartigen Baummassen schießen stolze, hochbethürmte Zinnen licht empor; ein prächtiger Moment. Man sieht nichts als Schloß, Wasser und Grün, nichts was eine Stadt ahnen läßt, bis zuerst der ernste alte Dom über dem neuen Denkmale vorragt, dem im mittelalterlich deutschen Styl ausgeführten Palaste, der nach seiner Vollendung zu den bedeutendsten in Deutschland gehören dürfte und sich dem von Wallenstein gebauten Flügel anschließt. Die Leute sprechen: „Der Hauptarchitekt des Schlosses ist gestorben — der Großherzog Paul." — Auf der andern Seite des Schienenwegs erblickt man die neue Irrenanstalt. Die Lage von Schwerin zwischen Wäldern und Seespiegeln hat viele Reize. Der Schweriner vergleicht etwas kühn seine Paulsstadt um den Pfaffenteich mit dem Alsterbassin in Hamburg. Das um ihn gelagerte Quartier ist allerdings ein sehr elegantes, ganz modernes mit schönen Altanhäusern voll Blumen, recht villenähnlich. Ueberraschend steigt das ausgezeichnet hübsche neue Arsenal in die Höhe, welches man wohl für den Residenzsitz halten könnte, ebenfalls im altdeutschen Geschmack aus röthlichen Steinen.

Dieß alles, nicht zu vergessen die slavischen Alterthümer auf dem Inselschlosse, hat selbst der rasch Durcheilende zu bewundern Muße, wenn er nicht auf dem glänzenden Bahnhofe die Stunden hinbringen will bis zur Ankunft des von Rostock herauffahrenden Zugs, dem der hinuntergehende nicht ausweichen könnte. Wie sorgfältig werden inzwischen unsere anhaltenden Waggons geputzt!

Alles ist hier schmuck, militärisch blank und knapp. Da Gruppen van Canalieren, dort von stattlichen Kriegern; auch der gemeine Mann ist voll Anstand. Bei den Weibern aus dem Valke bemerkt man eigenthümliche Bardenstrohhüte. Die Weiterreise bringt uns an die Ufer des prächtigen, weitgedehnten Schweriner Sees und durch das „Schweriner Holz." Oft zeigt sich nur ein mürrischer brauner Thurm, ader eine Windmühle neben der Hütte mit Strahdach, und Pferdeschaaeen auf der Weide. Bei Kleinen biegt die Seitenbahn links nach Wismar ab. In der Nähe der einstackigen Edelsitze ader Herrschaftshäuser wird manches stolze Mecklenburger Pferd geritten, Raß und Reiter vornehm anzuschanen. Links Warin, dessen Drostenhans weiß herschimmert, rechts der Temtziner See. Bei Bützow, das mit seiner alten Thurmkappe aufduckt, wendet sich rechts die Zweigbahn nach Güstrow. Viel Volk ist da versammelt, unter dem sich besonders die Postillons mit den rothen Aufschlägen nud den gelben Hörnern lustig ausnehmen, nicht zu vergessen einzelne schmucke Dragoner aus Ludwigslust. Nobie Equipagen holten hier zwischen Postkaleschen und Omnibus. Nicht lange und Schwoan zeigt sich, von dem das Sprüchwart geht: „Du sollst nach Schwoon in die Ochsenschule." — Hier hat man in mittelalterlichen Kompfestagen einen Bürgermeister des oft mit den Herzogen im Streit liegenden Rostocks enthauptet. Ringsum smoragdgrüne Wiesen voll üppiger Heerden, meist schwarz und weiß gefleckt; über dem glänzenden Rücken der Rinder fliegen Störche mit ausgebreiteten Schwingen. Zu immer nördlicherer Melancholie spannt sich der klare Himmel aus. Zulezt gelangen wir an ein schmoles blaues Band, die Waenow, hier noch ganz klein und dach dem Meere sa nahe, denn schon schweben geisterbleich die Thürme Rastacks am Himmel.

Will man hingegen in der Richtung nach Süden das Graßherzagthum wieder verlassen, sa fällt man abermals dem unvermeidlichen Hagenow zu maßlas ausgesponnenem Worten in die Klauen. Es erscheint überhaupt den meisten als Mißgriff, daß die Homburg-Berliner Bahn über Hagenow und nicht in geradem Striche nach dem eine Station entfernteren Ludwigslust gezogen wurde, warin sie eine Beeinträchtigung Berlins zu Gunsten der Hansestadt erkennen. Die erwähnte Sommerresidenz verlassend, schnaubt der Zug an dem von der schiffbaeen Elde umnestelten Städtchen Grabow varüber, dessen gostliches Drostenhous sich in hohen Wipfeln birgt. Hinter Wendisch Wornow, der lezten mecklenburgischen Station, spolten sich die nach Berlin und Leipzig lanfenden Aeste bei Wittenberge, das mit dem Anblick seiner mächtigen, aus rothen Steinen gewölbten Elbbrücke, dem eben vallendeten preiswürdigen Werke, für die Drangsale der Zallvisitation entschädigen muß. Tag und Nacht saasen Züge her und hin zu immer mehr gesteigerter Cammunikation. Der Einzelne muß sich dem Ganzen apfern lassen. Viele Klagen vernimmt man über Tödtung des Verkehrs durch die Eisenbahn an den Zwischenorten. In einer kleinen Stadt, welche sonst fünf Miethkutscher ernährte, bringt sich nun kaum einer fart, und wo ehemals vier Gasthöfe gut bestanden, erhält sich jezt nur einer schlecht.

Ohne das feindliche Hagenow wäre von Schwerin aus Ludwigslust, das hiesige Sonssouci und Potsdam, sehr rasch zu erreichen. In diesem schönen Schlasse, dem Lieblingsaufenthalte der jungen Großherzogin, waltet große Freude über den kleinen, zweitgeborenen Prinzen, durch dessen Erscheinen sich viele Wünsche erfüllen, weil bisher die Thronfolge nur auf wenigen Häuptern ruhte. — Nichts fürstlicher als die Einrichtung des Schlasses. Das Apartement der jungen Graßherzogin, eben jezt var ihrer Ankunft wieder frisch montirt, ist sehr reich, mit den blendendsten Damaststoffen und Tapeten; nicht minder die Gemächerreihe des Großherzags, voll jüngst restaurirten Rococogeräthes, reizend geschnizt, wunderliche Tabouretchen und hochlehnige, ganz schlanke Stühle, mit dunkelrothem Sammt bekleidet und im Garde-meuble zu Schloß Neustadt aufgefunden. Dort soll viel Werthvolles der Art verborgen und Ludwigslust eine Weile überschwemmt gewesen seyn mit diesen Dingen, welche man äußerst billig kaufen konnte, bis bei dem Regenten selbst die Neigung dazu erwachte und nichts mehr weggegeben werden durfte. Ueberraschend ist der durch seinen Glanz berühmte „Galdsaal," zu Festen gebraucht, häufig auch zu Böllen. Schon der graßartige herrliche Park, in welchem man das kräftigste Mecklenburger Gespann müde fahren konn, verdient, daß der Tourist nicht bloß vorüberrollt an diesen poetischen, mitten in den Sand gezauberten Waldhallen mit ihren lustigen, domhohen Wipfeln, Wasserspiegeln, Cascaden, Fantainen. Besonders merkwürdig waren uns die zwei Kirchen van Ludwigslust. Die protestantische mit ihrer antiken Calannade liegt gerade dem Schlasse gegenüber, jenseits einer wie Silberstoff herabwallenden Caskade. Durch die Hauptthüre tritt man in die das Gebäude beherrschende fürstliche Lage, alles Gald und rother Sammt. In einem Sarkaphag von grauem Marmor ruht in der Mitte des Gatteshauses dessen Erbauer, Graßherzag Friedrich. Die Kanzel ist unmittelbar vor dem Altar, und hinter diesem breitet sich auf Wachstafft über die ganze Wand bis zur Decke ein Gemälde, die Hirten, denen die Engel erscheinen, darüber der affene Himmel voll beschwingter Engel. Dieser feste Varhang oder diese spanische Cherubinwand verdeckt einen großen Chor und die Orgel. Man rühmt hier höchlichst die Wirkung, wenn die Klänge und der Gesang plötzlich so unsichtbar beginnen, „wie aus dem Himmel selbst heraus," meinen die Leute. — Rechts von den Schleiern der großen Caskade, die sich in ein Granitbecken senken, und von der stolzen Fronte des Schlasses, auf dessen flachem Dache Götterstatuen in blauer Luft schwimmen, in den Park uns vertiefend, gelangen wir zu einem kleinen Eilande, auf dem wie auf einem grünen Teppiche das Kirchlein steht, welches der Graßherzag Feiedrich Franz, ein Freund der Kothaliken, denselben erbaut hot. Der Glackenthurm erhebt sich jenseits des schmalen Wasserstreifens, in deutschem Styl, aus rothen Glasursteinen, so fromm und schlank aufstrebend, ein lieblicher Bau. Eben so harmonisch sind die innere Wölbung, die Gemälde auf Galdgrund, der Altar, auf dessen Brüstung Vasen stehen mit frischem Asteraflor; rechts vam Eingange ist eine Kapelle, in welcher hinter Gittern der Sarg des Sohnes des Stifters, Herzag Adolphs, sichtbar wird, der in den Schaoß der römischen Kirche zurückgekehrt. Indem wir von außen rückwärts um das kleine Heiligthum

Digitized by Google

wandeln, freuen wir uns an dem schönen Blicke in lauter Grün, und wie alles rundum so glücklich gruppirt ist, Bäume, Gebüsch, Aue, vom Wasser umschlungen, weltab, weltvergessen, unberührt vom Staube. Hinter dem Chore, im Rosen, ist ein Kreuz hingelegt, aus der Erde emporblühend, ein Kreuz von Rosen, lauter süßduftende, glühende Monatrosen, von Epheu umfaßt; ein vielsagendes Symbol.

Wie viel auch in der lezten Zeit über die Stellung der beiden Glaubensbekenntnisse zu einander in diesem Lande gesagt und geschrieben worden, man darf nur jene zwei Kirchen von Ludwigslust in ihrer sprechenden Charakteristik gegen einander halten, um Geschichte und Wesen der hiesigen Confessionen zu kennen; mehr bedarf es nicht. Die Verhältnisse zeichnen sich ganz treu von selbst. Liegt es nicht in der Natur des Menschen, sich aus einem Gegensatze in den andern zu retten? Wer die uns hier umgebenden Zustände kennt, mag in ihnen die Erklärung von mancher Erscheinung der Gegenwart zu finden wissen, und begreifen, daß, wo das Positive vorherrscht, der Realismus, das Behagen und materielle Genießen, sehnende Gemüther leicht aus der Convenienz und dem trocken Rationellen in die Sphäre der Phantasie und Idealität gedrängt werden. So darf es nicht überraschen, daß gerade im kühlen, reflektirenden Norden heiße Athemzüge südlichen Glaubens wehen. Bekanntlich haben vorzugsweise zwei mecklenburgische Edelleute durch ihre Conversion Aufsehen erregt, Klettenburg und Paul Suckow. Lezterer suchte und erhielt seine Entlassung aus großherzoglichen Diensten, um in den Orden Loyolas zu treten. Ersterer gerieth mit der Regierung in Conflikt wegen des Gottesdienstes in seiner Hauskapelle, dessen Verbot alle Unbefangenen, wenn auch sonst noch so entschieden von der andern Partei, nicht umhin können als Beeinträchtigung der Religionsfreiheit zu betrachten. Wir trafen mit dem von Herrn von Klettenburg auf seinen Gütern angestellten Priester bei seiner Landesverweisung auf der Eisenbahn zusammen. Man sah ihn im geistlichen Ornat, gleichsam auch dadurch Protest gegen eine Gewaltthat einlegend, von seinem Patronatsherrn und Freunde begleitet, in der ersten Wagenklasse zwar, aber doch immer von einem Gensdarmen bis zur Grenze gefolgt.

Statt auf das nilzureiche Thema kirchlicher Wirren weiter einzugehen, wollen wir neben sie eine Thatsache reihen, die ebenfalls der Kulturgeschichte angehört. Wer sollte glauben, daß es hier noch Hexenprozesse gibt, umgekehrte gewissermaßen? Die Justiz hat wirklich alle Hände voll davon. Das Volk hält hier noch die Hexen nicht nur für eine Möglichkeit, sondern selbst für eine Gewißheit. Ein Sohn hat seine Mutter umgebracht, weil er sie für eine Hexe erkannte und der ihm daraus erwachsenden Schande entgehen wollte. Es war eine fixe Idee bei ihm, in der er sich selbst bei den Gerichtsverhandlungen förmlich irrsinnig erwies, fest behauptend, jene verhexe ihm seine Kühe und alles. Aus ähnlichem Verdachte mordeten Vater und Sohn gemeinschaftlich Tochter und Schwester. Die untersten Klassen leben und sterben darauf, in Ludwigslust wohne eine Hexe, welche allen dortigen Damen und Offizieren nach Gefallen Gutes oder Böses bereiten könne.

Neben solchen mittelalterlichen Schatten breitet sich andererseits die glänzendste Modernheit hin, ein unbändig gesteigerter Luxus. Häufig dient er der Gastfreundschaft, durch die sich Mecklenburg auszeichnet, und welche auf Gütern, Amtssitzen u. s. w. nicht selten im größten Style geübt wird. Es hat etwas an das Feenhafte Grenzende, wenn man sich so plötzlich aus all den Wirren und Mühen der Reise, mitten in der Einsamkeit der Felder in eine kleine schimmernde Welt entrückt sieht, in ein Eldorado von Eleganz und Bequemlichkeit. Du bist viele Stunden, vielleicht Tage, auf Eisenbahnen gerüttelt, wie eine Sache umhergestoßen, in Wartsäle geleert worden, zulezt in der Finsterniß dahingerollt. Da athmet die Lokomotive schwer auf, sie hält, du steigst in den harrenden Wagen, fährst durch das Thor eines Gartens, auf dessen Baumgruppen blendender Glanz aus einer Fensterreihe fällt. Auf der Schwelle im Vorsaale unter Blumen begrüßen dich Papagelen; eine ganze Perspektive von Zimmern öffnet sich, im Lampenlichte schwimmend; die weichsten, buntesten Teppiche, Divans, Fauteuils und Causeusen aller Art, Stickereien, Gemälde, aus vergoldeten Spiegelwänden zurückgestrahlt, Aroma von fremden Blüthen, hundert Spielereien, auf Marmortischen die neuesten Erzeugnisse der Literatur aller Sprachen gesäet. Man glaubt sich nicht in der deutschen Provinz, von Kraut- und Rübenäckern umringt, man glaubt sich in Paris. Beim raffinirten Souper umgeben uns heitere Geselligkeit, ritterliche Sitte und jener Witz, der, mehr reflektirend, sich vom Sprudeln des südländischen Humors unterscheidet.

Man findet hier allgemein gewählte Formen, die Leute sämmtlich, was man sagt, „gut erzogen,“ bei den Frauen in bemerkenswerther Weise Anstand, Repräsentation, geistige Bildung bis auf einen gewissen Grad, mit höchst rühmlicher Virtuosität in der Wirthschaftlichkeit verbunden. Der eigentliche an seiner Scholle klebende Landadel hat eine Physiognomie für sich, vieles Spezielle und einiges Schroffe. Um so mehr freut man sich der da und dort leuchtenden kosmopolitischen Elemente, dadurch hinzugemischt, daß manche Familien ihre Söhne in den trefflichsten Anstalten großer Hauptstädte, namentlich Dresdens, erziehen lassen. Hamburg hingegen trägt durch die verführerische Nähe seiner von allen Ehemännern gefürchteten Modemagazine nicht wenig zum gesteigerten Aufwande bei, zu dem Ersticken gleichsam in Sammt, Seide und Spitzen, weßhalb vom hiesigen Leben, wie überall, wo man Aeußeres überschäzt, der Ausspruch gelten dürfte, daß man nicht viel hat um viel Geld. Auch in den mittleren und geringen Klassen herrscht großer Kleiderstaat. Nicht minder als durch den Verkehr mit der Weltstadt an der Elbmündung wird der Luxus jeder Art durch die glücklichste Zollfreiheit begünstigt. Man kann dabei, wenn man sich z. B. in der Nachbarschaft der preußischen Grenze befindet, kaum eine Meile von Ludwigslust, und gegen Abend spazieren geht, auf das Gemächlichste Bekanntschaft mit der Schmuggelei machen. Auf breiter, mit hohen Schwarzpappeln bepflanzter Landstraße, der Chaussee nach Berlin, bevor die Schienen lagen, begegnet man vielen Männern, welche Säcke und Päcke schleppen, Kolonialwaaren, welche die Leute Nachts über die Grenze tragen und viel dabei gewinnen

Sa kostet der Zucker hier nur vier Schillinge, und wenn jemand einen „Anker" Wein hinüber bringt, hat der Schwärzer drel Thaler Profit, abgesehen vam Nutzen, den der Kaufmann, der das Getränke absezt, darans zieht. Neuerdings sind fartwährend viele Wagen mit Silberbarren, die nach Oesterreich gehen, durch das Land gezagen. Es lassen sich nicht uninteressante Beobachtnngen anstellen über manche hier waltende wunderliche Grenzverhältnisse. Sa gibt es elnen Ort, Namens Wolde, aon dem nicht ermittelt werden kann, ob er diesseits ader jenseits der Grenze liegt. Schon lange streiten sich Preußen und Mecklenburg darum. Allermittelst gehört er weder dem einen nach dem andern, das Valk zahlt keine Abgaben, der Gutsherr ist souverain. Auf einer zwelten Besitzung geht die Grenze mitten durch die Küche des Schlosses, und auf einer dritten durch den Saal, wa auf der einen Seite das preußische, auf der andern das mecklenburgische Wappen gemalt ist.

Wir haben eben gesehen, welche Vortheile die Zollfreiheit für Keller und Küche schafft, deren leztere doppelt bedarf, da sie hier eine große Rolle spielt, und mit der Hamburger bekanntlich um den ersten gastronomischen Rang in Deutschland streitet. Man sieht wohl, daß der Zucker nur vier Schillinge kostet. Der Verbrauch ist nngeheuer. Das Krystallglas mit gestaßenem Zucker auf der Tafel ist so unvermeidlich wie das Salzfaß. Bohnen, Hammelskeule, Wildpret, alles wird mit Zucker bestreut. Die Mecklenburger Küche hat Excentricitäten, gegen die sich ein süddeutscher Magen empören müßte. Zum Hasenbraten, und man bereitet denselben trefflich, nicht gebeizt, nur beaor er zum Feuer kommt mit siedendem Essig übergossen, wodurch er viel zarter bleibt — zum Hasenbraten genießt man als Sauce saure, dickgestandene Schafmilch. Zum Ueberflusse wird noch ein Compot van Pflaumen dazu servirt. Ist das nicht kulinarischer Humor? Wild gibt es noch genug. Man muß staunen über die Beute einer kleinen Morgenjagd des Gutsherrn, und nicht minder fein als Freund Lampen weiß die Köchin Feldhühner, Birkhühuer u. s. w. zuzurichten. Der Triumph der Küche sind jedoch die verschwenderischen Confituren, wie wir denn auch Neigung fühlen, die beliebte Nationalspeise, „die rothe Grütze," unter die Elsengerichte zu zählen. Bel der äußerst praktischen Tendenz unserer Zeit dürfen wir es ja wahl wagen, das gewissenhafte Recept „der rothen Grütze," nach welchem wir uns genau erkundigt, zu geben: Nimm Reismark (in Ermanglung auch auf der Kaffeemühle gemahlenen Reis), rühre es mit Himbeerensaft an, nach Willkür mit Wasser verdünnt, mit Zucker versüßt; lasse es unter fleißigem Rühren so lange kachen, bis du es in eine Form füllen kannst; stürze diese nach dem Erkalten am folgenden Tage nm, was du dir im Nothfalle dadurch erleichtern magst, daß du sie vorher in kaltes Wasser stellst und endlich znm Behufe des Purzelbaums mit einer feuchten Seralette umschlingst. Die rathe Grütze, welche gallertartig zittert, servirst du mit gestoßenem Zucker und süßem Rahm, der darüber gegassen die schönste Mischung von Kolarit erzeugt. Diese vielbelobte rothe Grütze wird als Crême zum Nachtisch oder Thee, am häufigsten als süße Suppe aufgetragen. Ueberall findet sich nämlich neben der Terrine mit Fleischsuppe, nicht selten voll Klösen mit Rasinen und Zucker, zur Wahl nach eine mit kalter Suppe, z. B. Kirschensuppe. Gewisse in Schmalz gebackene Küchlein heißen „Ochsenaugen." Dazu ißt man mit Zucker und Wein angemachte Apfelsinen, die man Dank der Nähe der See im Ueberfluß hat, so daß im Frühling die prächtigste dieser Galdfrüchte nur einen Schilling kostet. Mit blanem Kraut, selbst mit Sauerkraut, kocht man einige Aepfel, die es gar lind und mürbe machen. Aber kaum läßt sich vertheidigen, daß man die gebratene Gans mit Aepseln, Mandeln und dürren Pflaumen füllt. Wer kennt nicht die breitbrustige Spickgans? Wer hat nicht vom Spickaal vernommen? Wenn du jedoch nach Salat fragst, entgegnet man dir: „Sallen wir Gras essen?" und gestattet ihn höchstens mit Zucker. „Musikantentisch" heißt, was in andern Gegenden „Katzentisch," die Tafel für die Kinder.

Digitized by Google

Paris, Oktober.

Fremde Dichter auf der französischen Bühne.

Mit den meisten der berühmten Stücke Shakespeares waren seit den lezten Decennien von Voltaires Leben, zu großem Mißvergnügen des Patriarchen von Ferney, Bearbeitungsversuche für die französische Bühne vorgenommen worden, unter denen die Bestrebungen des weichen und ängstlichen Ducis den nachhaltigsten Erfolg hatten und namentlich für Talma eine Gelegenheit bedeutender, berühmt gewordener Leistungen abgaben. Allein diese Behandlung des Shakespeare'schen Dramas behielt von den Shakespeare'schen Dichtungen nur die Grundlinien der Fabel und der Hauptcharaktere, die größten Gedanken und die ergreifendsten Momente bei, verwischte aber gänzlich die Farbe, zerstörte das eigenthümlich englische Gepräge und schnitt Shakespeares wilde und großartige Welt nach den damals so eng als je gefaßten und enger als je verstandenen Regeln der französischen Tragödie, die Bruchstücke eines ungeheuren Urwaldes nach dem Muster eines abgezirkelten Hofgartens zu. Die so hergerichteten Stücke galten auch gar nicht als Shakespeare'sche Schöpfungen, sie traten unter der Firma Ducis an das trübe Bühnenlicht, wurden von dem gläubigen, unwissenden Publikum als Meisterwerke des neuen französischen Corneille betrachtet, und Ducis selbst hielt seine Erzeugnisse so wenig für Nachbildungen Shakespeare'scher Werke, die er, so viel ich weiß, nicht einmal in der Urschrift zu lesen im Stande war, daß er ganz gemüthlich und ehrlich, ohne Verstellung und Aufgeblasenheit von seinem Lear, seinem Hamlet, seinem Othello sprach. Es ist überdieß ein in Frankreich allgemein herrschender Gebrauch, von dem ursprünglichen Autor eines auf das französische Theater aus der Fremde verpflanzten Stücks möglichst geringe Notiz zu nehmen und die Ehre des Erzeugnisses, wenn es Beifall hat, ausschließlich dem Bearbeiter oder Uebersetzer beizumessen. Es hat diese Erscheinung noch mehr in der Unkenntniß als in der Nationaleitelkeit der Leute, die jedoch dabei nicht unthätig ist, ihren Grund, und kommt der Bequemlichkeit ganz außerordentlich zu statten. Von wem ist dieses Stück mit den spanischen Personen? wird gefragt; es ist von Hippolyte Lucas wird geantwortet. Daß die Arbeit des besagten Lucas eigentlich von Calderon herrührt, dieses Nebenumstandes wird nicht gedacht, obgleich Lucas selbst kein Geheimniß daraus macht, obgleich es in allen Theaterzeitungen steht und die Wochenfeuilletons die Sache entweder ausführlich abgehandelt oder doch im Vorbeigehen erwähnt haben. Aber wer ist der Calderon, wer ist die unbekannte Größe, die im Raum und in der Zeit dem heutigen Pariser Geschlecht unabsehbar ferne liegt? Das weiß man nicht, man kennt ihn nicht durch die Klatschgeschichten der Cafés, nicht durch Zeitungs- und Coulissengeplauder, man hat nichts von seinen Maitressen zu erzählen und ist nicht im Stande eine Personalbeschreibung von ihm zu geben; und doch besizt Calderon den großen Vortheil eines Namens, der sich sehr leicht französisch aussprechen läßt; er kann daher ganz gut für einen Bürger der großen Nation genommen werden, wie dieß dem Citoyen Kotzebue troz eines für Franzosen gewiß barbarischen Namens widerfuhr. Aber Menschenhaß und Reue hatte Furore auf dem Théâtre français gemacht; ausnahmsweise war Kotzebue selbst als der Verfasser des rührenden Thränenstücks dem Publikum geoffenbart worden, folglich mußte er ein Franzose seyn. Wie mächtig der Drang ist, alle auf einer französischen Bühne mit Erfolg gegebenen, wenn auch noch so ausländischen Stücke auch französischen Ursprungs zu glauben, davon mag Ihnen folgender Zug, dessen Wahrheit ich als Augen- und Ohrenzeuge erhärten kann, unter tausenden als Beispiel dienen. Ich weiß einen Advokaten in den mittleren Jahren, doch der Jugend näher als dem Alter, aus der Franche Comté, einer der mindest sanguinischen Provinzen Frankreichs, in seinem Fache wohl zu Haus, sonst in verschiedenen Dingen, zumal in Politik und Literatur, für einen Franzosen, der keine andern Bildungswerkzeuge hat als die, welche die mittleren und höheren Schulen des Staates fordern, ziemlich unterrichtet, im Lateinischen stark genug, um eine Ode von Horaz lateinisch mit einiger Geläufigkeit zu lesen, sehr geneigt die poetischen Schäze der fremden Völker, die ihm freilich nur durch Uebertragungen zugänglich waren, anzuerkennen, und ästhetisch befähigt, ihre Verdienste zu würdigen. Er rühmte sich sogar, daß er von patriotischer Befangenheit in seinen literarischen Urtheilen sich nicht bestimmen lasse, und liebte es, ganze Stellen aus Schillers Räubern mit der ihm eigenen Stentorstimme herzusagen. Er hielt sehr viel auf Schiller, nur meinte er, seiner Einsprache gegen den Vorwurf patriotischer Befangenheit ungeachtet, Schiller sey eben ein Deutscher gewesen, hochherzige Kraftstellen und philosophische Zergliederungen der Elemente einer wüsten, dämonisch erregten und verheerten Seele hätten ihm, als ächt deutschem Denker und Gemüthsmenschen, überaus gut gelingen müssen, aber jenes harmonische Zusammenwirken von Anmuth und Würde, aus dem das edle Pathos entstehe, habe ihm eben, weil er ein Deutscher gewesen, nicht gelingen können, und mancher französische Bühnendichter dritten Rangs sey dem Heroen des deutschen Parnasses darin überlegen. Auf mein Befremden über diese Aeußerung nannte er die Maria Stuart von dem Akademiker Lebrun, in der Mademoiselle Rachel eben Furore machte, und verwies mich gerade auf die Stellen, die am allerunverfälschtesten aus der Schiller'schen Tragödie, von der sich Lebrun

Digitized by Google

überhaupt nicht himmelweit entfernt, beibehalten waren. Er hatte keine Idee davon, daß Schiller eine Maria Stuart geschrieben, und daß diese Maria Stuart im Wesentlichen dieselbe sey, wie die des Akademikers Lebrun. Die Tragödie wird stets unter dem Namen von Lebrun, mit Weglassung des Namens Schiller auf dem Theaterzettel angezeigt, und niemand hat das Geringste gegen dieses Verfahren einzuwenden. Mein Advokat, der, schon dem Geiste seines Handwerks gemäß, nicht gern von einer einmal gefaßten Meinung abließ, machte anfangs Schwierigkeiten, auf meine Berichtigung seiner Ansicht einzugehen, und brachte skeptische Sachwaltergründe gegen meine Behauptung vor, daß Lebrun sein Bestes von Schiller habe; allein als ich ihm hierauf nachdrücklich betheuerte, daß es sich wirklich so verhalte, ergab er sich in seine Niederlage, und mit einem Witze über französische Unwissenheit wie mit einer Fanfare zu Ehren Schillers schloß er lachend die Debatte.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 45. **7. November 1852.**

— Der Kluge schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm der Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Goethe.

Eine Erzählung aus dem Ries.

(s. Nr. 43.)

IV.

Das Leben des Bauern hat dadurch einen besondern Reiz, daß seine Thätigkeit an das Leben der Natur gebunden ist und seine Arbeiten in Folge davon sehr mannigfaltig sind. Im Frühling wird beim Singen der Lerchen das dampfende Feld gepflügt und besät und auf den Wiesen die Streu — die rein gewaschenen Ueberbleibsel des Strohdüngers — zusammengerecht. Gemüse- und Baumgarten erhalten ihre Pflege. In den Sommer und einen Theil des Herbstes fallen die Ernten des Heus, des Winter- und Sommerkorns, des Grummets (im Ries „Ohmad" genannt), des Flachses, Hanfs, der „Erdbirn," der Rüben und des Krautes, die alle gar verschiedene Fertigkeiten in Anspruch nehmen und insbesondere dem rüstigen Burschen Gelegenheit geben, sich als „Mahder" (Mäher), Schnitter, Garbenbinder, Wagenlader und Pferdelenker auszuzeichnen. Die Einsammlung geschieht in fröhlicher Gesellschaft, die Familienglieder, Knechte und Mägde helfen zusammen und erleichtern sich die Arbeit durch lustige Reden; denn gewöhnlich fehlt in einem Hause weder ein humoristischer Bursche, der Späße machen kann, noch eine gemüthlich einfältige oder unbewußt drollige Person, die ihm dazu den hauptsächlichsten Anlaß gibt. Die Hausfrau schickt zu rechter Zeit Speise und Trank auf's Feld und bewirthet die Arbeiter zum Schluß der großen Ernten festlich mit „Schneckennudeln" oder „Küchlein": mit den verschiedenen Arbeiten sind auch verschiedene herkömmliche Ergötzungen verbunden. — Ackern und Pflanzen hat sich von Zeit zu Zeit wiederholt, bis zuletzt noch die Wintersaat bestellt wird. Der Herbst und der Winter bringen das Dreschen, für die Frauen und Mädchen das Spinnen, womit in wohlgeheizter, schneeumflogener Stube unter dem Hinzutritt unterhaltender Bursche die langen Abende ausgefüllt werden. Durch alle Jahreszeiten hindurch erfordert die Viehzucht, die Besorgung der Rosse, des Rind- und Federviehs, der Schafe und der Schweine besondere Arbeiten und Geschicklichkeiten. Dann ist der Bauer auch Fuhrmann und Handelsmann. Er fährt in Waldungen (im Ries oft in ziemlich entfernte), um Holz zu holen, er fährt sein Korn zur Schranne, er fährt die Seinen und für Geld oder gute Worte auch Andere zu näheren und weiteren Besuchen. Er verkauft, kauft und tauscht, und verbringt auf Märkten, den Reiz der Handelschaft genießend, keine geringe Zeit. Er wird endlich verlockt oder genöthigt, in verschiedene Künste zu pfuschen und sich mit allerlei

Digitized by Google

Werkzeugen bei kleinen Verlegenheiten selber zu helfen.

Natürlich sind die Arbeiten ausgetheilt und an Einen kommen nicht alle Arten; doch ist es nicht möglich, jeden einzelnen streng in seinem Kreise zu lassen, und immer bleibt für ihn noch eine Mannigfaltigkeit übrig, durch die er sich von dem Handwerker und zumal von dem Fabrikarbeiter zu seinem Vortheil unterscheidet. Auch der Knecht hat eine erfrischende Abwechslung von Beschäftigungen, und wenn er die hauptsächlichsten Arbeiten vom Ausbund versteht und ein „rechter Schaffer" ist, so kann er sich fühlen und genießt eines rühmlichen Namens.

Jede Existenz in der Welt hat indeß ihre Kehrseite. Unter den mannigfaltigen Geschäften sind solche, die weder sehr leicht, noch sehr reinlich genannt werden können. In glühender Hitze Korn schneiden, ist eine Arbeit, ergötzlicher anzusehen, als selber zu thun, indem das stets wiederholte Hinabkrümmen des Oberleibes zur Erde eine sehr unbehagliche Empfindung im Rücken zur Folge hat. In kalter Winterzeit Morgens um vier Uhr aufstehen und beim düstern Schein einer Laterne dreschen zu müssen, würde ebenfalls für viele nichts Einladendes haben. Den Acker zu bestellen, wenn es tüchtig geregnet hat, bringt mit der Mutter Erde in eine Berührung, die man weniger innig wünscht. Indem der Bauer die extremen Aeußerungen der Natur nicht so zu dämpfen vermag, wie der Städter, und nicht auf gebahnte, sondern auf Wege gewiesen ist, die meist noch in ursprünglicher Schlechtigkeit vorhanden sind, kann er die Eigenthümlichkeit eines „wüsten Wetters" von Grund aus genießen. In der Erntezeit gefällt sich die Natur zuweilen, den Fleißigen zu necken, indem sie die getrocknete Frucht durch einen gehörigen Regen nezt, um neues Umwenden nöthig zu machen, und dieses Manöver so lange wiederholt, bis zulezt auch dem Gutmüthigsten der Geduldfaden reißt.

Wie jeder weiß, spielt die größte Rolle in der Landwirthschaft der Dünger oder Mist. Denselben in gehöriger Fülle und Fettigkeit zu erzeugen, ist die Hauptsorge des umsichtigen Bauers. Und wo dieser wundersam nährende Stoff hinkommt, da wächst das Gras, da blühen die Blumen, da grünt das Korn und sprießt in die Höhe — da steht die Poesie der Landwirthschaft vor unsern Augen. Kein Wunder, daß der Hofbesitzer mit besonderem Stolz auf seinen Misthaufen sieht und über diesen Gegenstand mit Begeisterung zu reden vermag. Wenn aber die segensreichen Wirkungen dieses Stoffes jeder zugibt, so ist es doch weniger erfreulich, sich mit demselben unmittelbar zu befassen. Ihn auf einem dazu bestimmten Karren vom Stalle zum Haufen zu fördern, ihn, von Jauche getränkt, auf einen Wagen zu laden und festzupatschen, ihn auf Aecker und Wiesen zu führen und dort herumzubreiten, ist eine Arbeit, welche gern zu thun eine besondere Liebhaberei erforderlich ist.

Natürlich geht es hier wie überall. Die Berufspflicht und die Gewohnheit versöhnen mit Beschwerlichkeiten, die andern groß, ja unerträglich erscheinen. Wer es gewohnt ist, der singt und pfeift bei der genannten Arbeit und ist auf keine Weise davon belästigt, da sie, genau genommen, in der freien Landluft auch weniger Uebelstände mit sich führt, als Unkundige sich vorstellen mögen. Wer sie aber nicht gewohnt ist und sich überdieß zu gut dafür fühlt, den muß sie freilich sehr hart ankommen.

Die Geduld unseres verlorenen Sohns wurde auf eine schwere Probe gestellt, als die mühseligen und für ihn demüthigenden Arbeiten nach einander anrückten. Er hatte zwar alle Bauernarbeiten gelernt, die beschwerlichen und unreinlichen aber seinen Knechten überlassen, und für das, was die übrigen noch Lästiges mit sich führten, wurde der Liebling der Mutter reichlich entschädigt. Nun mußte er sich nicht nur zu einer jeden hergeben, er mußte sie, seiner eigenthümlichen Lage und seinem Versprechen gemäß, auch mit besonderem Fleiß und Eifer verrichten und den andern mit gutem Beispiel vorangehen.

Dieß war indeß noch nicht das Schlimmste. Als Handknecht stand er unter dem Befehl des Bauern und seiner zwei Kinder, in gewissem Sinn auch unter dem des Oberknechts. Dieser war zufällig ein brummiger Kerl und machte seine Rechte um so mehr geltend, als er beinahe das doppelte Alter Ludwigs hatte. Wenn es nun hieß: „Komm her! — thu' mir das! — hol' mir jenes!" so mußte der arme Bursche laufen, die Ausrufungen der Ungeduld anhören und Tadel hinnehmen, auch wo er ihn nicht verdiente, sondern wo der Befehlende nur zeigen wollte, daß er sich das Ausgeführte noch besser denken konnte. Seine Herkunft und seine Vetterschaft nützten ihm dabei gar nichts. Der Schmiedbauer hatte seinen Kindern den Plan mitgetheilt, den er in Bezug auf Ludwig befolgen wollte und der so sehr mit seiner Herzensneigung übereinstimmte; die würdigen Sprossen fanden ihn gut und handelten treulich darnach, Michel, um sich einen übermüthigen Spaß zu machen, Madlene, um die Genossenschaft der Bauerntöchter an ihrem Beleidiger zu rächen. Der Oberknecht, der in frühern Diensten von reichen Bauern gehunzt worden war, benuzte die Gelegenheit, bei dem Sohn eines solchen es wieder hereinzubringen. Er that nicht nur so viel als er konnte, sondern mehr als er durfte, und Ludwig, der nicht rechten wollte und überhaupt einmal in der Selbstverläugnung begriffen war, ließ sich möglichst viel gefallen.

Tief in der menschlichen Natur liegt der nicht sehr lobenswerthe Trieb, die Gutmüthigkeit zu necken, die Hülflosigkeit zu mißbrauchen und dem, der den

Schaden hat, auch noch den Spott in den Kauf zu geben. Sogar bessere Menschen können dem Reiz dazu nicht widerstehen, wenn der Schaden nicht zu arg ist und der Betroffene ihn zu verdienen scheint. Als Ludwig einmal den Roßstall säuberte und durch etliche Karrenfuhren den Düngerhaufen vergrößerte, kam eben Michel herbei. Er konnte sich nicht enthalten, lächelnd stehen zu bleiben und dem Burschen zuzurufen: „Du kannst ja misten, Ludwig, als ob du nie etwas anderes getrieben hättest!" Dann ging er zum Stall, schaute hinein und rief aus: „Sapperment, hast du sauber gemacht! du bist ein Handknecht, wie wir keinen bessern hätten kriegen können!" Ludwig erröthete und schwieg; er fühlte, daß er den Spott entweder hinnehmen oder in einer Weise beantworten mußte, die zum Bruch führte. Michel trollte selbstzufrieden seiner Wege. Da er nicht sehr erfindsam war, so wiederholte er diese Anrede mit geringen Variationen auch bei andern Arbeiten, und sein Vater stand ihm mit ähnlichen Späßen bei, so daß Ludwig sich mehrmals nur mit größter Mühe enthielt, den Spöttern ein paar tüchtige Ohrfeigen zu langen. Der Oberknecht brach die Gelegenheit vom Zaun, auf ein verzogenes Muttersöhnchen zu schelten und dem Untergebenen zu sagen: mit ihm sey wenig ausgerichtet und er könnte nichts Besseres thun, als wieder zu seinem Vater heimgehen. Am unbarmherzigsten fuhr aber den Unglücklichen Madlene an, wenn er nach ihrer Meinung etwas nicht recht gemacht hatte. Sie zeigte offenbar den meisten Eifer, den Sünder zu bessern. Wenn dann Michel scherzend zu ihr sagte: „Hör einmal, du machst's ihm doch zu arg," so wurde sie roth und erwiderte: „Was da! es gehört ihm nicht besser!"

Das Essen, das Ludwig erhielt, stand mit den Arbeiten, die er verrichten mußte, nicht im Verhältniß, oder wenn man will, es stand damit im Verhältniß; denn in der Regel bekommt ja doch gerade der, welcher die sauersten Arbeiten thun muß, die magerste oder wenigstens die gröbste Kost. Im Hause des Schmiedbauern, der sich keineswegs durch Freigebigkeit auszeichnete, erhielten die Ehehalten Wassersuppe, sehr einfach bereitete Gemüse in möglichst geringer Abwechslung, grobe Mehlspeisen und allenfalls Speck und Salzfleisch, das vor Alter grün und gelb geworden. Die andern, die es nicht besser gewohnt waren, verschluckten solche Kostbarkeiten mit stets lebhaftem Appetit, der Bauernsohn mußte sich aber, wie man zu sagen pflegt, „einen Zorn einbilden," um sie hinunter zu bringen. Da seine Mutter sich besonders als Köchin auszeichnete, so war er mehr verwöhnt als andere seines Gleichen: Fleischbrühsuppe, gutes Ochsenfleisch, schmackhafte Gemüse, Eierspeisen und an festlichen Tagen Braten, das war es, was er zu genießen pflegte. Nun mußte er die rohe Kost essen und dabei sehen, wie die Herrlichkeiten, die ihm die Mutter früher mit aufmunternden Worten vorgesetzt, von Madlene in's Kanzlei getragen und dort unter fröhlichem Discours verspeist wurden.

In der ersten Zeit erduldete er alle diese Unbilden mit großer Standhaftigkeit. Vor allem hielt ihn sein Trotz oben und er dachte wirklich mit jenem Jungen, der aus Mangel an Handschuhen die Finger erfror: es geschieht meinem Vater ganz recht, warum hat er mich aus dem Hause getrieben? Viel mehr aber stärkte und erhob ihn die Liebe und das Bewußtseyn, wie mannhaft er seine Treue bewähre und wie viel er um der Geliebten willen ertrage. Wenn sie mich jezt sähe, dachte er, wie viel ich mir gefallen lasse um ihretwillen, ein Mensch wie ich bin, es würde ihr gewiß an's Herz gehen! Wenige Tage nach Absendung seines Briefs war von Annmarie eine Antwort gekommen, ein liebliches Echo seiner Gedanken und Versicherungen. Das Vorgefallene beklagend, sprach sie dem, der ihr Muth zugesprochen, wieder Muth zu und schloß mit der sichern Hoffnung auf eine endliche glückliche Wiedervereinigung. Ludwig freute sich innig, von der Geliebten zu hören, was er ihr selber geschrieben hatte. Er malte sich aus, wie es ihnen wohl noch gehen und unter welchen glorreichen Umständen sie wieder zusammen kommen möchten; und solche Gedanken machten ihn allerdings hie und da bei der Arbeit etwas zerstreut und ließen ihn kleine Fehlgriffe begehen, auf welche sich seine Tadler mit einigem Recht berufen konnten.

Wenn Ludwig mehr innerlichen Lebens fähig war als viele seines Gleichen, so war er doch kein Mann der Einbildungskraft von Profession und keineswegs bestimmt, sich durch bloße Vorstellungen über den Verlust reeller Güter trösten zu lassen. Die Wirklichkeit riß ihn oft sehr grob aus seinen Träumen, diese verloren überhaupt nach und nach ihre Kraft, und er fühlte die Erniedrigung seiner Lage, so wie die Klemme, in der er steckte, doppelt und dreifach. Im Hause des Schmiedbauern und im Dorfe fand er keinen Trost. Seinen Mitehehalten blieb er fremd. Ein dritter Knecht und die Mägde hatten ihn zuerst mit einer gewissen Rücksicht behandelt, weil sie glaubten, sein Vater würde bald kommen und ihn abholen. Als das aber nicht geschah und Ludwig still fortarbeitete, verlor sich ihr Respekt; sie nahmen ihn für einen wirklichen verlorenen Sohn und für ihres Gleichen. Wenn er gewollt hätte, so würde ihm sein „feines Gesicht" bei den Mägden gutes Spiel bereitet haben. Die ältere, eine passabel hübsche Dirne, glaubte, so viel wie eine Zimmermannstochter könne sie auch noch vorstellen, und schickte dem Traurigen theilnehmend süße Blicke zu; da er aber nicht in der gewünschten Art darauf antwortete, so erklärte sie ihn für einen Hansnarren und wurde um so „schnöziger"

Digitized by Google

gegen ihn. — Nicht viel besser erging es ihm mit den übrigen jungen Leuten des Dorfes. Es hätte sich unter ihnen wohl ein Kamerad gefunden, wenn er ihn gesucht hätte. Allein eine stolze Scheu hielt ihn zurück und man ließ ihn gehen. Zuerst hatte sein Austreten als Knecht ein mächtiges Gerede veranlaßt; man begaffte ihn, schüttelte den Kopf und einzelne erlaubten sich mit ihm zu scherzen und ihm zuzurufen, daß sein Dienen nicht lange dauern werde. Nach und nach aber gewöhnte man sich an seine Stellung und es kam ihm endlich vor, als ob die Leute sie ganz in der Ordnung fänden. Das ärgerte und verlezte ihn noch am meisten. Durch die Tagesarbeit tüchtig ermüdet, suchte er früh das Bett, gegen dessen Reinlichkeit er sonst sehr viel einzuwenden gehabt hätte, und wenn er nicht süß träumte, so schlief er wenigstens.

Als er in der vierten Woche seinen Zustand und sich selber in's Auge faßte, fand er den Geldbeutel leer, den einzigen Anzug, den er mitgenommen, abgerissen, seine Hände viel schwieliger und sein Gesicht viel verbrannter als vorher. Er mußte sich sagen, daß es doch seine großen Bedenken habe, mit seinen Eltern zu brechen und sich ohne ihre Hülfe von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Es kam ihm vor, als ob er gegen den Vater vielleicht etwas weniger hitzig hätte seyn können; allein diesen Gedanken verwarf er gleich wieder und sagte: „Nein, so hab' ich handeln müssen!"

Die Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, war unterdessen höher und höher gewachsen. Er konnte ihr zulezt nicht länger widerstehen und schrieb ein Briefchen, worin er Annemarie bat, am nächsten Sonntag Nachmittag um vier Uhr nach Nördlingen in einen vor dem Reimlinger Thor gelegenen Wirthsgarten zu kommen, er müsse sie wieder einmal sehen und mit ihr reden. Dann ging er zum Bauer und bat ihn um drei Gulden von seinem Lohn. Der Schmiedbauer benuzte die Gelegenheit, ihm zu bemerken, daß er sich doch besser gemacht habe, als er anfänglich geglaubt, und wenn er sich nur das viele Sinniren abgewöhnen könnte, so würde er mit der Zeit noch ein ganzer Knecht werden. Nach dieser Anerkennung schloß er ein Wandschränkchen auf, nahm aus einem Kästchen eine wohlgetrocknete, mit Geld gefüllte Schweinsblase oder „Blotter" heraus und zählte dem Burschen in kleiner Münze drei Gulden vor, indem er ihn ermahnte, damit hauszuhalten, da er jezt nicht gleich wieder mit Geld herausrücken würde. Ludwig, von dieser Rede hinwegsehend, empfand ein ungewohntes Vergnügen, als er das selbstverdiente Geld in der Hand hatte, und sein Muth stieg bedeutend. Er beschloß, einen Gulden auf Ausbesserung seiner Kleider zu verwenden, mit den beiden andern aber, wenn's nöthig wäre, seine Geliebte zu regaliren wie ehedem.

Im Hause des Angerbauers ging indeß das alte Leben ohne Ludwig still weiter. Das Geschwätz im Dorf, das Staunen, Vermuthen und Lügen über diesen Gegenstand hatte, wenn nicht aufgehört, doch nachgelassen, und schadenfrohe wie theilnehmende Freunde ließen die Familie mit ihren Fragen und den Versicherungen ihres Bedauerns so ziemlich in Ruhe. Der Angerbauer hatte dafür gesorgt, daß er für seine Person ganz unangefochten blieb, indem er ein paar vorwitzige Frager auf eine Weise abfertigte, daß sie ihm über die Grobheit ordentlich erstarrt nachschauten und ihren Bekannten den Rath ertheilten, ihn gehen zu lassen, sie wären verflucht heimgeschickt worden. Sonst hatte er die würdige Ruhe wieder angenommen, die ihn auszeichnete, und nur ein größerer Ernst und eine gewisse Freudlosigkeit in seinen Zügen deuteten auf den Vorfall. Die Arbeiten der Heuernte — des „Heuets" oder riesisch „Häats" — zogen ihn von seinen Gedanken ab, und da es Heu in Fülle gab, wurde er sogar wieder ein wenig aufgeheitert. Es hatte den Anschein, als ob er das abgefallene Glied der Familie ohne Umstände liegen lassen und seinen Weg fortsetzen wollte, als hätte es nie existirt. Er verbot den Seinen, mit Einschluß des Schwiegersohns, auf's strengste, dem Ungerathenen Botschaft zu thun oder ihm gar Geld zu schicken, und da alle seinen Zorn fürchteten und dem Entlaufenen mehr oder weniger zürnten, so gehorchten sie ihm. Die Mutter wagte nur, sich durch eine Freundin nach ihrem Ludwig erkundigen zu lassen, wie's ihm gehe.

Ein Mackel haftete indeß an der Familie des Bauers, wie er, so weit seine Kenntniß reichte, nie in derselben vorgekommen. Wenn er unter die Leute ging, so drohten ihm wenigstens Anspielungen, die ihn beschämten und quälten. Er mußte Gesichter sehen, die viel kränkender durch ein Lächeln ausdrückten, was der Mund nicht zu sagen wagte. Das stolze Daseyn des reichen Mannes war ein gespanntes, verkümmertes geworden; seine Zufriedenheit, die so sehr auf der Geltung seiner Familie bei andern beruhte, war dahin. In der ruhigeren Zeit, die nach dem Heuet eintrat, stellte sich ihm wieder alles recht vor die Seele. Er bedachte, wie verständig sein Sohn sich immer aufgeführt, er konnte nicht begreifen, wie er es vermochte, eine solche Schande über die Familie zu bringen, und der Gedanke, daß Annemarie ihn in eigennütziger Absicht verführt, daß sie eine schlaue Dirne sey, die sich nur so brav anstellen könne und die Leute bisher getäuscht habe, drängte sich ihm in neuer Stärke auf. „Er kann sich nicht so mir nichts dir nichts geändert haben," sagte er dann zu sich, „es muß etwas Besonderes dahinter stecken." In einem frühern Jahrhundert hätte er das Mädchen vielleicht für eine Hexe ausgegeben und sie durch einen Proceß verfolgt; jezt glaubte er wenigstens, daß sie

alle natürlichen Mittel eines listigen, zu seinem Unglück schönen Weibsbildes angewendet hätte, um seinen gutmüthigen Ludwig zu bethören. Dafür schienen ihm namentlich auch die geheimen Zusammenkünfte zu sprechen, von denen ihm die Mutter gesagt hatte. Er dachte sich, wie es gegangen seyn könnte, und nachdem er sich's recht deutlich vorgestellt hatte, zweifelte er nicht länger, daß es wirklich so gewesen. Als er seine Gedanken der Ehehälfte mittheilte, trat diese — froh, die eigentliche Schuld von ihrem Sohn genommen zu sehen — eifrig seiner Meinung bei. „Ja ja," sagte sie, „so wird's seyn. Sie macht zwar eine Miene, als ob sie die Beste und Frömmste im Dorf wäre; aber stille Wasser gründen tief. Solche Verführerinnen sind gerade die schlimmsten, und nur so eine konnte den Ludwig so weit bringen!" In der stillen Hoffnnng, daß der Sohn nach kurzer Zeit doch wieder zu ihnen kommen würde, getäuscht und über seinen fortdauernden Trotz aufgebracht, entlud sich das Ehepaar nun seines Verdrusses und Zorns nach der Seite des Mädchens. Sie habe das Unglück angestiftet, das über die Familie gekommen, von ihr sey's ausgegangen, das wüßten sie nun gewiß, und was jezt noch Schlimmes daraus entstehen würde, das hätte man ihr zu danken. Sie sey eine Scheinheilige, die's hinter den Ohren habe und vor der man jeden jungen Menschen von Vermögen warnen müsse. Solche Dinge sagte man zu den Vertrauten; diese sagten es hernach wieder ihren Vertrauten, und in zwei Tagen war das ganze Dorf davon erfüllt. Man erzählte sich, daß die Angerbäuerin ihrer Freundin im obern Dorf weinend geklagt habe, welcher Jammer durch dieses fremde Mädchen über sie gekommen und wie sie verzweifeln müsse, wenn sie ihren Ludwig nicht wieder sähe.

Annemarie hatte seit dem Tage, wo sie den Brief des Geliebten erhalten und beantwortet, entsagend weiter gelebt und die Geschäfte des Tages verrichtet. Man sah, daß etwas auf ihr lastete, aber auch, daß sie entschlossen war, die Last zu tragen. Der alte Bäcker hielt ihr einmal vor, welche schlimme Folgen ihre Bekanntschaft mit dem Ludwig gehabt habe, und wie grausamunlieb ihm diese Geschichte sey. „Vetter," erwiederte das Mädchen mit bescheidenem, aber festem Ton, „ich weiß, was ich Euch schuldig bin, und ich vergeß' es nicht, darauf verlaßt Euch; aber in der Sache handle ich, wie ich's vor meinem Gewissen verantworten kann, und ich bitt' Euch, redet mir nicht weiter davon." Der gutmüthige Vormund, von dem Ernst ihres Tones betroffen, versezte: „Nun meinetwegen! Aber nimm dann auch die Folgen auf dich!" Seit dieser Zeit hatte sie Ruhe vor Einreden von dieser Seite, und sonstiges Geklatsch war ihr gleichgültig.

Als die Vorwürfe, welche die Familie des Angerbauers ihr machte, an sie kamen, wurde diese Festigkeit doch erschüttert. Eine Freundin sagte ihr, welch eine Traurigkeit in jenem Hause sey, nun man sehe, daß Ludwig es ernst gemeint habe mit seiner Rede vom Nichtwiederkommen. Regine erzählte nach gehöriger Einleitung, daß man sie eine Verführerin heiße, die nach einem reichen Manne gefischt habe und an allem Unglück Schuld sey. Bei dieser zweiten Meldung goß sich eine Röthe über das Gesicht des Mädchens und ihr Mund verzog sich zu dem Ausdruck stolzer Verachtung. Bald aber faßte sie sich wieder und sagte mit traurig ergebenem Ton: „Diese Leute dauern mich. Wenn sie solche Dinge über mich ausdenken, so wackere Leute wie sie sind, dann müssen sie wirklich unglücklich seyn." — Sie wurde durch diese neue Erfahrung in eine seltsame Aufregung versezt. Es that ihr weh, daß sie eine Uneinigkeit zwischen Eltern und Sohn gestiftet haben solle, deren Ende nicht abzusehen war. Dann aber sagte sie sich: „Diese Leute sehen also die Heirath zwischen mir und Ludwig für eine solche Schande an, daß sie lieber unglücklich seyn wollen, als sie zugeben! Sie heißen mich ein schlechtes Mädchen und sagen Lügen über mich; sie halten es also in gar keiner Art für mich möglich, daß ich einmal ihre Schwiegertochter werden könnte!" Ein Gedanke durchzuckte sie, sie stand auf und that einige Schritte. Plötzlich hielt sie an; eine Erwägung hatte sich dem Vorsatz entgegengestellt, sie ging still wieder zu einer Arbeit. — Ihre Seele war von da an eine Beute des Zweifels. Man sah sie in Unruhe umhergehen oder tief in Gedanken stehen. Regine überraschte sie einmal, wie sie bittere Thränen weinte.

Die einzige Person unserer Bekanntschaft, welche bei dieser Verwicklung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer. Diese Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entschluß, das zu unterstützen, was er für das Bessere hielt. Noch hatte er sich nicht entschieden, wie er eingreifen sollte. Aber er unterrichtete sich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des festen Glaubens, seine Pflicht werde sich ihm deutlich vor Augen stellen, so daß er über sie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr in Zweifel seyn könnte.

Eines Morgens überdachte er eben diese Dinge, als an die Thüre seines hellen, im obern Stocke gelegenen Studierzimmers geklopft wurde. Auf sein „Herein" erschien Annemarie. Sie sah angegriffen aus, wie wenn sie wenig geschlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem ganzen Wesen drückte sich die Ruhe eines gefaßten Entschlusses aus. Nachdem sie mit ernster Anmuth einen Knix gemacht und den Morgengruß gesprochen hatte, sagte sie: „Ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme." — Der alte Herr,

Digitized by Google

innerlich erfreut, erwiederte freundlich: „Nein, mein Kind; sag mir, was du auf dem Herzen hast!“

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erhoben, begann mit nur leisem Erröthen: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es beim Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei in's Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wieder erzählen; sie wird Ihnen bekannt seyn — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab' ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sey an allem Schuld und ich habe den Ludwig verführt. — Herr Pfarrer,“ sagte sie, indem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher rötheten, „ich kann Gott zum Zeugen aufrufen, daß das nicht wahr ist! Wir haben uns eben beide von Anfang an gern gesehen, und — — Sie wissen ja, wie's geht, wenn man sich gern sieht und eine Person einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab ihn halt liebhaben müssen, grad wie er mich, und so ist's gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht von einander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe endlich zusammenkommen. Wegen diesem Versspruch ist Ludwig mit seinem Vater in Streit gerathen und dient jezt als Knecht. Ich hab' das nicht vorausgesehen, aber wenn ich's vorausgesehen, was hätt' ich thun können? Ich will Ihnen bloß sagen und will's vor Ihnen beschwören, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich einmal seinen Eltern zu lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit nicht nachgegangen, wie jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab' ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — und das ist die Wahrheit!“

Der Pfarrer betrachtete theilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstvertheidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube dir und weiß es, mein Kind.“ — Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab' das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab' jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauersleute recht bös auf mich seyn würden. Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, wie gut der Ludwig gegen mich war und wie er mich ansah, — wenn Sie gehört hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mir's gewiß nicht so übelnehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben hab': ich wolle ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben,“ sezte sie mit einem Seufzer hinzu, „etwas in uns, das mehr Gewalt hat, als unser Wille und unsere Sorgen!“

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Thatsache zugebend. Dadurch ermuthigt ging das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte mit liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich will's Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sondern halte auch etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab' etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Lebenlang. Da hab' ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch diejenige, mit welcher der Ludwig am glücklichsten leben würde. Und ich hab' gedacht, sein Vater würde das am Ende einsehen und nachgeben. Aber“ — fuhr sie nicht ohne eine gewisse Bitterkeit fort — „das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer! das Geld ist alles und der Stand ist alles, und die Tugend ist nichts! Man redet wohl so, als ob die Tugend und die Liebe auch etwas wären, aber wenns drum und dran kommt, gelten sie doch nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn eine sich aber auf andere Dinge etwas zu Gute thun will und merken läßt, daß diese eben so viel werth sind, als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!“ — Ueber ihren Eifer und den lezten starken Ausdruck erröthend sezte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz Unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst du von mir? Worin kann ich dir helfen?“ — „Herr Pfarrer,“ versezte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht', was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir Lieb und Treu versprochen für alle Zeit. Er hat's freiwillig gethan und mir's zugeschworen bei allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig seyn und zusehen, wie der Streit ausginge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ich's ihm gegeben hab', und könnte das andere Gott überlassen. Aber,“ fuhr sie bewegter fort, „ich will diese Leute nicht in's Unglück bringen, wenn sie's dafür nehmen, und ich bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnöthigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kanns nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß die mich verachten, die ich allzeit lieb und werth gehalten hab', und darum will ich jezt thun, was ich mit gutem Gewissen thun kann.“

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenbarer Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei seyn und thun können, was er will. Er soll noch einmal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus nichts dagegen thun und ihm in keiner Art hinderlich seyn, wenn er

Digitized by Google

glaubt, daß er mit einer andern sein Glück findet. Wenn das ist, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr seh' und er mich nicht mehr. Ich hab' einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu sich nehmen. Ich will nichts mehr von mir hören lassen, und es soll grad so seyn, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Theil" — — Aber damit war die Kraft des guten Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme versagte ihr, Thränen waren in ihre Augen gestürzt. Sie gab sich Mühe, das Weinen zu verhindern und kämpfte sichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Thränen über ihre Wangen. Indem sie ausführte, was gekränkter Stolz und Großmuth sie thun hießen, glühte die heißeste Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem sie den Geliebten freigeben wollte, klammerte sie sich an ihn an mit einem schmerzlich innigeren Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte das und sah mit Rührung auf sie, wie sie dastand und ihre Thränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu schätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am besten sich Gleiches zum Gleichen gesellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon sehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe sind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung seine Grenzen hat, und daß es Dinge gibt, vor welchen sie sich bescheiden zurückstellen muß. Er war nicht rasch gewesen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Eltern es später Dank wußte, daß sie dem ersten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er sah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor sich hatte, wie ihr Gemüth sich vor ihm enthüllte in seiner ganzen Bravheit und Schönheit, da dachte er, erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag dießmal die Segel streichen! Hier ist mehr als sie und ihre Herrlichkeiten. Der Geist und das Gemüth, die sich so erprobten, sind mir Bürgen für alles; und wenn ich's machen kann, sollen sie dießmal die Oberhand behalten!" Er stand auf, trat zu Annemarie und nahm sie väterlich bei der Hand, indem er sagte: „Fasse dich, gutes Mädchen! Du hast recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er dir auch kommen mag! — Wirst du das alles auch Ludwig zu wissen thun?" — „Ja, Herr Pfarrer," antwortete Annemarie, die sich wieder gefaßt hatte. „Ganz das Nämliche, was ich Ihnen gesagt habe, will ich ihm schreiben."

Der alte Herr sah ihr forschend in's Auge und über sein gerührtes Gesicht verbreitete sich ein fast unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen diese Antwort gab, schließen zu dürfen, daß der Schritt, den sie that, auch zugleich eine letzte Probe seyn sollte für Ludwig, und daß sie die Hoffnung hegte, er werde sie bestehen. Er sagte: „Thu das, mein Kind, und erwarte das Uebrige in Geduld. Hast du sonst noch was auf dem Herzen?"

„Nein, Herr Pfarrer," erwiederte Annemarie, indem sie sich die letzten stehen gebliebenen Thränen von den Wangen wischte. „Ich dank' Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, sagen, ich sey nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich besser, und das ist mein Trost. Ich dank' Ihnen nochmals recht schön für Ihre Güte — ich werde sie immer im Gedächtniß behalten!" — Ihre weichen Züge verklärte, indem sie dieß sagte, ein schönes Bewußtseyn und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knix und verließ die Stube, nachdem sie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieser sah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja," sagte er dann zu sich, „das ist eine bessere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verhärtet ist, soll er sie bekommen."

Digitized by Google

Ein Auswandererschiff.

(Nach Tagebuchblättern.)

II.

Daß unser Zwischendeck mancherlei Vorzüge hatte, ist bereits mit Dank gegen meinen Schicksalsstern gerühmt worden, und wären alle Passagiere mit so viel Sinn für gute Sitten und so viel Liebe zur Reinlichkeit begnadigt gewesen, wie diejenigen, welche in der Koje „zum weißen Hemde" logirten, so hätte der Aufenthalt für genügsame Leute erträglich genannt werden können. Da diese Eigenschaften jedoch in bedenklich geringem Grade vorhanden waren, und es andererseits kaum gut gethan seyn möchte, sich zu sehr auf die starken Nerven des geneigten Lesers zu verlassen, der mir jezt in die dritte Lucke hinabzufolgen bereit ist, so wird man es mir Dank wissen, wenn ich mich in der Schilderung dieser Partie kurz fasse und der Wahrheit nur in Andeutungen die Ehre gebe.

In der That, im Bereich der ersten Kojen, die sich uns präsentiren, ist es so ganz übel nicht. Wir gewahren, nachdem sich unsere Augen an das Dämmerlicht, das hier herrscht und weiterhin in barmherziges Dunkel übergeht, gewöhnt haben, einen etwa neun Schuh breiten und ungefähr gleich hohen Raum, den man mit einem in den Keller getragenen Hausboden, oder, wenn das angenehmer klingt, mit einem hausbodenartig eingerichteten Keller vergleichen kann. Ein Haufen übereinander geschichteter Kisten und Koffer nimmt die Mitte ein und scheidet das Ganze in zwei lange schmale Gänge, neben denen sich, hüben rechts, drüben links, von rohen Brettern zusammengezimmert, in zwei Etagen die Schlafstätten oder Kojen erheben. Diese Verschläge, in denen die Passagiere je vier und vier zusammen liegen, haben in dieser Gegend, welche sich zu den übrigen Partien des Zwischendecks ungefähr wie das Londoner Westend zum Quartier St. Giles verhält, von dem Humor ihrer Nachbarn gewisse Namen bekommen. Dem „weißen Hemde," worin ein Braumeister aus Hessen, ein Hutmacher aus Bayern und ein Förster aus dem Westphälischen mit dem Verfasser dieser Beschreibung abgestiegen sind, liegt zur Linken das „Butterhörnel," worin ein böhmischer Zuckerbäcker mit dem Fräulein v. N., die für seine Gemahlin passirt, dem geträumten Glücke in Newyork entgegen fährt. Ihnen gegenüber schaut das bärtige Gesicht eines Hildesheimer Metzger-Altgesellen über die Bretterbrüstung seiner Koje, die, weil sich ein anderer Insasse derselben von seinen Nachbarn nur durch Faustschläge von den Folgen zu langen Liebäugelns mit der Rumflasche kuriren ließ, die Firma „zum blauen Auge" führt. Unter dem weißen Hemde und dem Butterhörnel wohnt die zahlreiche Familie eines Maurers aus dem Meiningenschen, und das Parterre des blauen Auges hat ein katholischer Tischler aus der Gegend von Darmstadt mit Frau und Kindern inne.

Die Einechtung in diesen Gasthöfen ist, wie man sich denken kann, der Triumph der Einfachheit und nach dieser Seite hin eine recht geeignete Vorbereitung auf ein Blockhüttenleben im Westen. Die Kojen sind Schlafkammer, Empfangszimmer, Speisesaal, Ankleidegemach und für den, der's bedarf, Studirstube, alles in Einem. Strohsäcke und Decken bilden die Flur. Die schwarzen Schiffsrippen, an denen blecherne Speisegeschirre einträchtiglich neben Gefäßen mit unnennbarem Inhalt und Zweck, Waschbecken neben Hutschachteln und wohlgeschmierte Stiefelpaare neben Mettwürsten und Butterdosen hängen, geben den Plafond ab. Die Truhen und Kasten werden als Tische und Stühle benuzt, und wer ein Freund von Gemälden ist, darf sich nur umschauen, um in den Bretterrahmen der gegenüberliegenden Kojen naive Murillos, in der anstoßenden Vorrathskammer, wohin der Stewart ganz ungenirt mit einem Talgstumpfe ohne Leuchter geht, Teniersche und Wouvermansche Lichteffekte, in den entlegeneren Schlafstätten, wo unsere Hebräer hausen, Jagdscenen, von sorgsamen Müttern auf den Köpfen ihrer Kleinen aufgeführt, Breughel'sche Gruppen von Kobolden, die einen ihrem Aussehen entsprechenden Spektakel machen, und die ungezwungensten Nuditäten zu bewundern. Vor der einen Koje sizt auf ihrer buntblumigen Truhe eine alte Bäuerin und studirt mit der Brille auf der Nase

Digitized by Google

den Magister Benjamin Schmolke. Gleich daneben liegen sich etliche Judenbuben in den Haaren und fluchen so gotteslästerlich dazu, daß der Schlachter-Altgesell sie mit noch kräftigeren Blasphemien zur Ruhe verdonnern muß. Aus einer dritten schallt ein Lied, dessen Dichter statt aus der Hippokrene aus der Jauchegrube des heimathlichen Viehhofs getrunken haben wird. In einer vierten macht ein Matrose seiner Auserwählten das Begehr seines Herzens verständlich. In einer fünften — nein, hier im Finstern ist's nicht mehr geheuer, und es ist hohe Zeit abzubrechen und hinauszuflüchten aus diesem schwimmenden Winkelgäßchen Sodoms an die frische, freie, unschuldige Luft.

Uff! Wie süß schmeckt die Atmosphäre auf dem Bugspriet! Wie schnell und wie gründlich fegt der Wind, der aus dem Segel des Fockmastes niederschlägt, den garstigen Dunst von drunten ab! Wie lustig schießen die Tummler und Krampfische durch die Wogen am Schiffe hin, und wie unbeschreiblich prachtvoll geht die Sonne unter! Eine schwarze, oben goldig geränderte Wolke lagert wuchtend am westlichen Horizonte. Unter und mitten in ihr glüht, gleich der Mündung einer rothen Höhle in einem Zaubergebirge, ein Stück Sonne. Sie verschwindet in dem matt fluthenden Meere, auf dessen Wellenkämmen Lichtreflexe tanzen, und das Bild zeigt nun eine mächtige, durch und durch feurige Wolkenwand, über welcher auf blaßblauem Himmel orangefarbige und grünliche Windstreifen schweben, während unter ihr, feierlich schweigend, die leicht gerippte, silbergeschuppte Salzfluth wogt. Langsam gleitet das Schiff vorwärts, dem ersehnten Westlande zu. Die Fische, die es begleiten, haben sich zu einer langen Kette geordnet, die mit ihrem Auf- und Abtauchen an die Schlange erinnert, welche die Schiffer Norwegens in diesen Breiten gesehen haben wollen. Ein seltsam gebautes holländisches Fischerfahrzeug wiegt sich zur Rechten an seiner Ankerkette. Mövenschwärme ziehen dem Südosten zu, und meine Gedanken ziehen mit ihnen, um sie auf der Klippe, die sie suchen, zu verlassen und weiter zu eilen nach der alten theuren Heimath.

Vorüber schon, sie ziehn vorüber,
In kreisenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert sie die innere herzliche Regung?
Ach, nähmen sie mich mit hinüber!

„Nun, Doktor, das nenn' ich mir aber zu unartig! Erzähle hier die schönste Geschichte und Sie hören nicht einmal mit halbem Ohre darauf!“ — Es war der Mezger-Altgesell, der mich mit diesem Zuruf vor weiterem Schwelgen in empfindsamer Stimmung bewahrte und nun der auf dem Bugspriet versammelten Gesellschaft eine seiner Münchhausiaden, eine Fabel vom lezten Schützenfeste in Hildesheim zum Besten gab, wo er mit etlichen guten Freunden, „lauter Kerlen von der rechten Sorte,“ einen ganzen gebratenen Ochsen verspeist haben wollte. Die Geschichte war nur für Leute von starker Einbildungskraft; für diese aber hatte sie ihr Gutes, denn sie konnten sich das unermeßliche, von dem Erzähler mit Sachverstand und homerischer Umständlichkeit geschilderte Fett, welches von den Rippen und Nierenstücken herabgeträufelt war, im Gedächtnisse aufbewahren und es sich zu der ungeschmalzenen und ungesalzenen Reissuppe denken, die uns am kommenden Mittag erwartete.

Die Gesellschaft, welche sich unter dem Vorsitze des Mezgers constituirt und wegen ihres bald hervortretenden ausschließlichen Charakters den Namen des bürgerlichen Casino erhalten hatte, erinnert mich mit ihren zum Theil ziemlich curiosen Physiognomien daran, daß ich dem Leser auch einige Charakteristiken von Passagieren schulde. Der Baltimore hatte 104 männliche Erwachsene, 66 Frauen und ungefähr 30 Kinder an Bord, und war unter diesen tausendfältige Noth, viel Leichtsinn, viel offenbare Einfalt, viel unverständiges Hoffen und vor allem viel Liederlichkeit vertreten, so fanden sich hier, wie überall, auch mehrere kluge und rechtschaffene Gemüther, denen in der neuen Heimath Erfolg und Gedeihen zu wünschen und zu weissagen war. Sie waren indeß meist zu anspruchslos und traten darum zu wenig in den Vorgrund, um Gegenstand der Schilderung werden zu können. Dagegen machten sich unter den übrigen bald verschiedene Originale bemerkbar.

Da war zuerst ein Nürnberger, der auf dem geraden Wege gewesen war, sich als Bildgießer unsterblich zu machen. Er hatte mit allen Koryphäen der Kunst auf Du und Du gestanden und redete von Schwanthaler und Rauch, von Rietschel und Cornelius wie von Seinesgleichen, obwohl er in seinem Leben schwerlich mit einer andern Kunst als derjenigen zu schaffen gehabt hatte, der wir unsere Pfeffermörser und Bierhähne danken. Was ihn zur Auswanderung bewogen, ließ sich nur vermuthen; denn über sein Vorgeben, als bayerischer Landwehrlieutenant Demokratie getrieben, einen Kameraden wegen aristokratischer Aeußerungen vor die Klinge gefordert, als dieser sich nicht gestellt, ihn auf der Parade geprügelt und deßhalb sich geflüchtet zu haben, waren wohl die meisten seiner Zuhörer einerlei Meinung. Ein Seitenstück zu diesem miles gloriosus bildete ein Berliner Kind, seines Zeichens ein Büchsenmacher und seiner Natur nach der unerquicklichste Flunkerer und Besserwisser, der jemals in einer Demokratenversammlung von Anno 1848 seine Ungewaschenheiten zu Tage gefördert hat. Ein nettes Bild dagegen war ein munteres Fuhrmännlein aus dem Hessenlande, dem sein vielknöpfiger schwarzer Sammtspencer im Verein mit dem rothen Halstuche, den ledernen

Kniehosen, der silberbeschlagenen Maserpfeife und den wunderlichen Schnürstiefeln in Newyork manchen Loaferwitz auf den Hals gezogen, dessen Lieblingsgedanke aber, in Wisconsin, wohin er wollte, mit einem Viergespann so stattlicher Gäule, wie er auf den Chausseen zwischen Kassel und Leipzig gehabt, fahren zu können, sich kaum verwirklicht haben wird, wie es dem harmlosen Männchen zu gönnen gewesen wäre. Ein recht lieber Junge ferner war ein katholischer Schullehrer aus dem Münsterlande, der Empfehlungen nach Cincinnati hatte, leider aber nicht die nöthigen Mittel besaß, dorthin zu kommen, und deßhalb in Newyork froh seyn mußte, als ein Drechsler sich bereit erklärte, ihn als Lehrburschen anzunehmen. Ein dänischer Schuster, der es für nöthig erachtete, jedermann Versicherung und Beweis zu geben, daß er keinen einzigen Pfennig Schulden zurückgelassen habe, und der sich zur Reise nach Ohio so unverständig vollständig ausgerüstet hatte, daß seine Effekten nicht weniger als neun große Kisten füllten; ein Schneider aus Kassel, der alle Welt mit Vorlesen aus der seligen Hornisse marterte; ein Herr Adler, der aus Amerika zurückgekehrt war, um seine Familie aus Deutschland zu holen, und dem sich die gesammte Judenschaft unseres Schiffes als Schweif angehängt hatte, wofür er als schlauer Profitchenmacher reichliche Procente genommen hatte, spielten die Nebenrollen in den Komödien, welche den Tag über, und in den Singspielen, welche Abends auf dem Bugspriet oder in dem großen Boote von den Mitgliedern des bürgerlichen Casino aufgeführt wurden.

Die wichtigste Person aber von allen war unstreitig der Schlachter-Altgesell aus dem blauen Auge. Er war dieß sowohl durch seine herkulische Kraft, welche beim Braffen und Aufhissen zwei Vollmatrosen ersezte, als auch durch seine stets fließende Quelle selbsterlebter Anekdoten. Zwar hörte ein halbwegs kritisches Ohr aus den lezteren ziemlich kühne poetische Licenzen heraus; auch waren die meisten von der Art, welche Oswald Marbach bei seiner neuen Ausgabe des Eulenspiegel ausmerzen zu müssen geglaubt hat. Aber bei alledem hörte es sich dem Vielgewanderten gut zu, und mochte er nun von seinen Großthaten bei Kandern oder von seinen unparirbaren Kolbenschlägen beim Sturm auf Friedrichstadt erzählen, mochte er seine Freuden und Leiden im Rosengarten der Liebe schildern, mochte er von seinen Abenteuern auf der Dresdener Polizei oder auf dem Hamburger Berge reden, mochte er sich in der Beschreibung urväterlicher Handwerksgebräuche oder im Preise des Butjadinger Landes und seiner Bauernschmäuse ergehen, oder seinen ungeschlachten Liebling, den „groten Fritz von Bremen“ charakterisiren, oder den behaglichen gediegenen Haushalt seines Vaters in der altersgrauen Bischofsstadt, oder endlich „seinen guten Freund Weinhagen“ und die demokratischen Kränzchen Hildesheims zum Gegenstande seiner Darstellung machen: immer geschah es mit eben so viel Humor als Phantasie, und jeder rückte näher, wenn er mit der unabänderlichen Einladung: „Hört, da wir gerade bei diesen Geschichten stehen, will ich euch mal 'nen schönen Spaß erzählen,“ eine seiner Historien ankündigte. Gehörte er im Allgemeinen zum Genus Wühlhuber, so war der Schalk, sobald die Rede auf's Handwerk kam, der eingefleischteste Aristokrat und der feurigste Lobredner alter Institutionen. Mit Verachtung sprach er von Bönhasen und denen, welchen einiger schnöder Thaler halben die Ehre einer lobesamen Fleischhauerzunft so gering gegolten habe, daß sie bei Juden gearbeitet hätten. Mit feierlichem Tone gedachte er der Geheimnisse der „Lade“ und der mysteriösen „Bruderschaft,“ die in seinem Munde von der Glorie der hellenischen Hetärien umflossen war. Ein süddeutscher Gesell, der nicht zu diesem erhabenen Bunde zählte, war in seinen Augen dasselbe untergeordnete Wesen, welches, durch die Brille eines Halle'schen Corpsburschen gesehen, der nicht commentfähige Student österreichischer Universitäten ist. Diese aristokratische Gesinnung war aber auch nicht ohne gute solide Grundlage. Heinrich ** war der Metzger-Altgesell, wie er seyn soll, d. h. er verstand und übte sein Handwerk, das er eine Kunst zu nennen geneigt war, aus dem Grunde. Und das Handwerk war ihm dankbar für die Liebe, die er ihm zugewendet. Sogleich nach unserer Ankunft in Newyork fand er Beschäftigung, und als ich mich auf der Rückreise nach ihm erkundigte, zeigte er mir auf dem Stiele seines Schlachtbeils zweihundert und etliche und vierzig Kerbschnitte, eben so viele Rinder bedeutend, die er seit dem Beginne seiner Wirksamkeit in Amerika vom Leben zum Tode befördert hatte.

Von den übrigen Passagieren, welche meist aus Landleuten und Dorfhandwerkern bestanden, ist nur der Umstand als bemerkenswerth zu erwähnen, daß nach der Schiffsliste fast zwei Drittel von ihnen in Newyork zu bleiben gedachten — ein Entschluß, der mehr als einen so bitter gereut haben wird, wie den böhmischen Bäcker, der sich einbildete, die Yankees werden ihn zum Danke für die Einführung seiner Rumburger Butterhörnel zum Krösus machen, aber, unbekannt mit der englischen Sprache wie er war, froh seyn mußte, wenn er hin und wieder auf eine Woche als Gesell angenommen wurde.

Die Juden, welche der orthodoxen Schule angehörten und deßhalb ihre eigene Küche hatten, mußten wegen ihrer Ungezieferlichkeit von den übrigen manchen schlimmen Fluch und manchen derben Schlag leiden, obwohl es immer mißbilligt wurde, wenn Böswillige ihnen deßhalb Speck und Wurstschalen in die

Kojen warfen. Sie folgten mit wenigen Ausnahmen dem blauen Rocke ihres Aaron, des würdigen Herrn Adler, nach Ohio, wohin das Volk des Schachers, wohl erkennend, welche Bedeutung das Land zwischen den Seen und dem Mississippi für den Handel hat, in hellen Haufen zieht.

Ueber das weibliche Geschlecht endlich, so weit es unverheirathet war und nicht unter der Aufsicht wachsamer Eltern stand, darf ich mir nur eine kurze Andeutung erlauben. Die Zeiten Fieldings und Smollets, wo man das Kind beim rechten Namen nennen konnte, sind vorüber. Ich wußte, daß es für viele beim Hinabsteigen in die Zwischendeckshölle geheißen hatte: Lasset alle Scham und Ehrbarkeit dahinten! und ich hatte auch anderswo gefunden, daß es in dem Kreise des niedern Volkes so gut wie unter der haute volée psychologische Räthsel gibt, an die unsere Moralphilosophie häufig nicht einmal denkt. Aber nimmer hätte ich geglaubt, daß die weibliche Würde in so monströsem Grade in ihr Gegentheil umschlagen könnte, wie ich es an Bord erlebt.

Digitized by Google

Aus dem Thüringer Wald.

III.

Ein englischer Lord kommt fast Jahr um Jahr, um Schwarzburg zu sehen, und versichert, versicherte mich der Wirth, es gebe doch keinen Punkt in der Welt, der so schön sey! Der Wirth in der Bergschenke oben ist ein Ehrenmann, das steht in seinen blauen Augen, seinen verschwimmenden Vollmondszügen geschrieben, und es hat etwas auf sich, wenn er sich von seinem Schemel erhebt und den Mund öffnet, um etwas zu versichern, das der Versicherung nicht mehr bedarf. Denn wäre es nicht so, wäre das Wirthshaus da oben noch eine kleine Bergschenke auf einer Nebenstraße über den Thüringer Wald, so würde der Ehrenmann nicht so gemüthlich nachlässig am Tische sitzen, nicht mit halboffenem Hemde, unter dem die Brust sich dann und wann convulsivisch nach Athem hebt und sogar den natürlichen Ringkragen, der sich, ein Uebel, das die Bergbewohner für eine Zierde halten, wulstig um seinen Hals schlängelt, in zitternde Bewegungen versezt. Er würde nicht gleichgültig mit dem Auge blinzeln, wenn die Equipagen mit Livréebedienten und die Extraposten vorfahren, und die Angelegenheit nicht den verschiedenen Kellnern und Hausknechten zu arrangiren überlassen. Es muß sehr schön hier seyn, sonst hätte sich die Schenke nicht ausgedehnt nach rechts und links, und gegenüber wäre nicht ein Salon als Speisesaal aus der Erde gewachsen, und dahinter ein Garten mit Lauben, Nischen, Bänken und Stühlen für Kaffeegäste. Es geht nun wie es geht und hat sich von selbst gemacht. Der Wirth hat es nicht in die Zeitungen setzen lassen: „Hier ist Romantik und Waldeinsamkeit zu finden, wie nirgendwo!" Die Natur hat alles allein gethan und der Wirth nichts hinzugethan, als daß er seine Speisekarte verlängert und in seinen Keller neben den Fässern des würzigen Schwarzburger Biers auch Fässer mit Würzburger Wein und sogar Champagnerflaschen gelagert. Er ruft aber in seiner großen Thüringer Wirthsstube dem Schornsteinfeger und dem Wanderbursch, der sein Seidel Bier fordert, noch immer sein Willkomm so gastlich zu als zur Zeit, wo noch keine Livréediener, Shawls und Enveloppe ihrer Herrschaft über dem Arm, auf seiner Schwelle standen.

Der Wirth, der es bezeugt, ist ein Ehrenmann, und der englische Lord, der es betheuert hat, mag es ebenfalls seyn; doch ist ein Dictum noch keine absolute Wahrheit, wenn es auch von den Lippen des zuverlässigsten Ehrenmanns kommt. Es wird viele Punkte auf der bewohnten Erde geben, die schöner sind als Schloß Schwarzburg an der Schwarzach; aber ein Punkt ist und bleibt es, in welchem der deutsche Charakter in der ganzen Fülle und Innigkeit seiner Naturanschauung sich ausgeprägt hat. Es sind nicht die deutschen Mönche, nicht die fleißigen Cistercienser allein, die durch ihre Klosterruinen uns das unzweifelhafte Zeugniß von dem Geschmack und Natursinn unserer Vorfahren hinterlassen haben. Auch unter den vielgescholtenen und verredeten Dynasten und Feudalherrn des frühen Mittelalters hat dieser Sinn gelebt. Man unterscheide nur wohl die Raubschlösser, welche nach der Zeit der Hohenstaufen, nachdem der Minnesang verklungen, in der wüsten Periode des Faustrechts, an den Klippenhöhen der schiffbaren Ströme und auf den die Landstraße beherrschenden Bergen sich annesteiten. Wenn da vom Lug in's Land zugleich eine schöne Aussicht und eine romantische Ansicht der gethürmten Zinnen sich herausstellte, war's Zufall. Wer die Schwarzburg erbaute, that es freilich nicht der schönen Aussicht wegen, noch weniger, damit der Reisende, der durch das Schwarzachthal sich nach der Höhe des Bergwaldes hinauf wand, von der schönen Ansicht überrascht werde; es war das Sicherheitsgefühl, das hier auf dem vorragenden Hügel im tiefen Thal die ersten Besitzer die Felsen behauen, die Mauern thürmen und ein warmes, festes Haus erbauen ließ. Sie ahnten gewiß nicht, die alten freien, ehrenfesten Männer, daß der Anblick ihres gethürmten Hauses nach so viel hundert Jahren den Wanderer fesseln, daß es das Ziel seyn werde so vieler Pilgerfahrten; sie träumten nicht, daß ein Magnat von der Themse herunter kommen werde, um alljährig die Schönheit seiner Lage zu bewundern.

Aber ein Instinkt, ein unausgesprochener Gedanke hat auch sie dabei geleitet. Ein Raubschloß kann die Schwarzburg nie gewesen seyn, um die Gauen ringsum in Schrecken zu versetzen, eben so wenig ein Zollschloß, um die eiserne Faust auf die durchpassirenden Waaren zu legen. Was war in der Waldwildniß weit umher zu rauben? Die Krämer zogen es vor, durch das breitere und bequemere Saalthal von Nord nach Süd zu ziehen. Indem die alten Burgherrn in dieser abgelegenen Waldschlucht zuerst eine feste Residenz suchten, wählten sie doch im altgermanischen Sinn den Punkt, wo die Schauer der grünen Waldnatur an jene Schauer mahnten, unter denen ihre heidnischen Vorfahren die Götter sich dachten, ihnen nahten.

Digitized by Google

Wie manchem Maler ein Bild gelungen, von dem man sagt, daß es über ihn hinaus gehe, so kann man auch von der Landschaft um Schwarzburg sagen, daß sie über die Natur des Thüringer Waldes hinaus geht. Komme man das Schwarzachthal langsam her- auf, oder den geschlungenen Weg, der von Königsee, durch die majestätischen Weißtannen des Schwarz- burger Thiergartens bis an den Rand der Schlucht führt, der erste Anblick des alten Schlosses, schroff, wohnlich und geisterhaft zugleich, auf seiner Felskante, hat etwas eben so Ueberraschendes, Imposantes als einladend Gastliches. Jetzt steigt überall umher der Rauch aus Dörfern, Gast- und Wirthshäusern, die Wege sind, wo nicht Kunststraßen, doch gangbar, man trifft auf Ackerleute, Jäger; aber in jener Zeit, als der Wald unbewohnt und undurchdringlich schien, muß das erste Erblicken dieses kühn aus der dampfen- den Thalschlucht vorspringenden Schlosses und jenseits wieder die mächtigen, schroffen Waldlehnen, die in den Himmel ragen, etwas Ueberwältigendes gehabt haben. Die Baukunst hat wenig dazu gethan; we- nigstens in der Gestalt, wie es sich uns jetzt präsen- tirt, erscheint es eben nur als ein schwacher Abdruck von Formen aus der Renaissancezeit über verbauten gothischen Substruktionen. Was dabei ergreift, ist der Wille, der Gedanke, es gerade hieher zu setzen, und die glückliche Ausführung, die Harmonie zwischen dem Werk von Menschenhänden und der umgebenden Natur. Schöner unter Verwandtem ist in Deutschland nur Heidelberg, ähnlich in der Lage nur die Burg von Siegmundskron in Tirol, jenes mährchenhafte Sma- ragdbild, in dem sich das frühe Mittelalter wieder- spiegelt, voller Kindlichkeit, Poesie und Naturweihe, voller Heiterkeit und Spiel mitten unter den Schrecken der Natur; und mit diesen Mährchenbildern glaubt es die Rohheit und Barbarei fern halten zu können, die schon ihre Faust darnach ausstreckt. So, tief unten in der gewaltigen Alpenschlucht, erhebt sich zwischen den grünen Alpenseen der zierliche Hügel, mit der verfallenen, von Tannen und Buschwerk über- wachsenen Burg umkränzt; aber darüber hinaus gipfeln sich bis in die Wolken die starren, zerrissenen Fels- wände der Alpen, von ewigem Schnee bedeckt. Wenn sie in ihrem starren Ernst lächeln könnten, würden sie es über die zierliche Pygmäenarbeit des Kinderge- schlechts da unten. Und doch war es eine stattliche Fürstenburg.

Die steile Berglehne über der Schwarzburg macht diesen Anspruch nicht, auch ist sie oben mit dichtem Föhrenwald gekrönt. Deßhalb erscheint die Schwarz- burg als für sich bedeutsamer, ihre Schwester in den Alpen dagegen mehr wie ein zierlicher Edelstein, der sich in diese Natur verloren hat. Aller Gedanke an Spiel ist bei der Thüringer Burg weit entfernt; sie athmet nur deutschen Ernst, sie ladet zur Beschaulichkeit ein. Wenn überhaupt ein Mährchen, so könnte hier nur eines spielen, ein düster tragisches, wo die Natur- geister mit agiren. Wenn du dich über die Brüstung lehnst und in das weite, grüne, eingeschlossene Thal blickst, durch das die Schwarzach, den steilen Schloß- berg umspülend, an den Wurzeln uralter Bäume leckt, wirbelt dir der Rauch aus den Häusern des Dorfes Schwarzburg entgegen; aber auch diese schie- fergedeckten Hütten haben ein gleich mährchenhaftes Ansehen; es könnten hier stumme Gnomen wohnen. Und wenn die Hirsche im Grase spielen und durch den Bach schwimmen, gemahnt es dich, daß Geno- vefa mit ihrem Kinde Schmerzenreich in dieser Wildniß könnte gelebt haben.

Man glaubt jetzt die Schönheit und Eigenthüm- lichkeit der Scenerie nur von dem berühmten Tripp- stein, der noch hoch über Burg und Wirthshaus liegt, recht würdigen zu können, und nach Fürst Pücklers Anweisung ist oben eine Borkenhütte gebaut, aus der, eingeschachtelt in einen Rahmen, man aller- dings die reichste und malerischeste Uebersicht hat. Aber ich ziehe der Uebersicht die Ansicht von unten vor. Ja, das Gemälde dort ist etwas Vollkommenes, Abgeschlossenes, und es gibt weniges, was ihm gleicht; aber wer das Schwarzachthal heraufkommt, scheint hier in diesem lieblichen und großartigen Spaziergang die erste Weihe zu empfangen zu dem Schauspiel, das sich ihm aufthun soll. Der Gebirgsstrom murmelt das Präludium, nun die erste Wendung der Land- straße, und urplötzlich steht es vor dir, was alle Be- schreibung dich nicht erwarten ließ, und keine Be- schreibung, wenn du es gesehen hast, dir wieder gibt. In dem Schauspiel, das du anstaunst, stehst du mit- ten inne, du bist ein Theil davon, wie der Verzau- berte im Zauberkreise. Auf dem Trippstein sind wir weit darüber, und mögen in objektiver Ruhe bewun- dern, prüfen, vergleichen und urtheilen. Aber auch der Bewundernde ist ungenügsam. Weil uns die Scenerie an die großartige Alpennatur erinnert, möchten wir sie noch großartiger und über dem höchsten Bergkamm Schneegipfel sich erheben sehen.

Im Schlosse selbst hat sich das Alterthum, wie ich sagte, mehr in dem wirklichen Bau als in den Formen erhalten; die spätern Jahrhunderte haben nichts Schönes und Besonderes über den alten Grundmauern aufzurichten gewußt. Ist doch die Er- scheinung des Schwarzburger Kaisers, so bedeutsam in der deutschen Geschichte, nur eine Erscheinung ge- blieben — ohne Folgen. Wir sprechen von der Zeit der Habsburger, Luxemburger, Bayern, der Schwaben, Sachsen, Franken, von der Schwarzburger Zeit ist nicht die Rede. Sie war zu kurz, das ist richtig. Er war auch nur ein Gegenkaiser! sagen andere. Aber eben dieses siegreiche, auch im Tode gekrönte Gegen-

kaiserthum, war und ist an und für sich von Wichtigkeit. Legitim war er nicht, denn Karls IV. Wahl ist unbestritten, aber er war, wenn auch nur durch eine Intrigue der Fürsten aufgestellt und gewählt, doch der Mann des Volks, der Vertreter der Mannheit und Ehrenhaftigkeit in der Nation, gegenüber einer Politik, welche die Nation verabscheute, um ihr doch zu erliegen. So gewaltig war er anerkannt, so begeistert der Zuruf von allen Seiten, daß sein kluger Gegner, der über alle Mittel gebot, ihm im Leben weichen mußte und noch im Tode wich. Die Geschichtschreiber lassen den Unüberwundenen an Gift sterben, aber der letzte Zug des Sterbenden, von Eltwyl am Rhein nach Frankfurt, ist ein Triumphzug. Mit Blumen bestreuen sie seinen Weg, die Bahre, auf der er getragen wird. Als Kaiser wird er in die Gruft gesenkt und nach seinem Tode von neuem gekrönt, denn der legitime Karl läßt sich noch einmal von den Fürsten zum Kaiser wählen. Eine bessere Legitimirung des erkorenen Todten läßt sich nicht denken. Karl that es aus Klugheit, erwiedert man. Freilich, aber aus der Klugheit, welche vor dem allgemeinen Willen sich beugt, vor der Ehrfurcht der Nation für eine wahrhafte Größe. Er hätte nicht klug gehandelt, hätte er den Deutschen mit der hochmüthigen Stimme der Autorität beweisen wollen: Günther kann kein rechter Kaiser gewesen seyn, denn er war nicht legitim. Unsere Vorväter hätten das nicht verstanden. Auch die nachfolgenden Kaiser, ihre Regierungen, selbst der Hofrath in Wien erkannten die Regierungsakte des Schwarzburgers an. Er war nicht legitim, aber es war etwas, was sich der Legitimität näherte? Nein, keine Quasilegitimität, es war ein Numen, weit darüber hinaus. — Aber Günther von Schwarzburg ward in die Gruft gesenkt, und es ist nichts von ihm geblieben in Deutschland als der Doppeladler auf dem Wappen seiner Familie. — Das Gemeinwesen hätte nicht bestehen können, sagen sie, wenn man die Kaiser nach Tüchtigkeit und Werth gewählt hätte. Aber es hat auch nicht Bestand gehabt, obgleich man sie auch ohne Tüchtigkeit und Werth nahm, wie man sie fand, wie die Geburt sie gab.

Wir müssen, um aus der Schwarzachschlucht herauszukommen, den Weg abwärts machen, und der murmelnde Bergstrom bleibt unser Begleiter. Schön ist er auch so, aber wer es irgend kann, gehe dem Strom entgegen. Zwei Stunden ein sanftes Ansteigen, und vor dir und hinter dir, zur Rechten, zur Linken, eine Feld- und Waldnatur, die ihres Gleichen in Deutschland sucht. Wie am Rhein scheint sich das Thal kesselartig zuweilen zu schließen, daß wir um den Ausweg verlegen sind. Aber die kleine Schwarzach hat ihn vor uns gefunden. Dort vor Blankenburg hat sie das hochgethürmte Felsgebirg durchrissen und in der Vorzeit einen See gebildet, der wieder lange stand, bis er den Ausweg in die Saale fand, um in vielfachen Krümmungen mit ihr den Weg gen Mitternacht einzuschlagen.

Hier, dicht am Eingang in den Paß, unmittelbar unter der gewaltigen Bergnatur, liegt ein patriarchalisches Wirthshaus, der Chrysopras im Volksmunde, officiell der Schwarzburger Hof genannt. Es wird einst berühmt werden, und dann vielleicht nicht mehr angenehm seyn. Jetzt geht es darin sehr ländlich und gemüthlich her, der Comfort umschließt noch nicht alles, was man anderwärts von ihm verlangt, z. B. noch nicht die Reinlichkeit; aber eine schöne junge Wirthin und ein gutmüthig munterer Wirth erheitern den Aufenthalt der vielen Badegäste, die freilich mehr des Luftbades als des Fichtennadeldampf- oder Kaltwasserbades wegen hier den Sommer durch sich aufhalten. Aerzte preisen den Aufenthalt als den specifisch gesundesten im Thüringer Walde, weil die Waldluft hier am ursprünglichsten uns beschleicht und umrauscht. Botaniker und Maler haben hier ihre Station.

Aber es ist auch der Rückblick auf das lachende Blankenburg, das zerstreut über Hügel und Thal zu Füßen der alten Bergveste Greifenstein daliegt, was dem Aufenthalt seinen Zauber leiht. Blankenburg mit seinen Gärten und Berggeländen erscheint mir wie die Brianza Thüringens. Man muß es freilich in der heitern Bläue des Sommers gesehen haben, um den Vergleich nicht phantastisch zu nennen.

Der Fußpfad, der über die Berge von Blankenburg nach Rudolstadt führt, gilt für einen der schönsten; die Rückblicke in das Blankenburger Thal sind reizend wie die Ansichten der Greifensteiner Bergveste. Aber die Fahrstraße an der Saale, in die beim Dorf Schwarza die Schwarzach sich ergießt, ist doch eigenthümlicher. Jenseits der Saale, auf ihrer rechten Seite, läuft ein Gebirgszug hin, in so malerischen weichen Formen und Abdachungen, mit Weilern, Dörfern, Häusern und Gärten besäet, im mannigfaltigsten Schmuck des verschiedenartigsten Laubwerks, daß man nur die Ulme vermißt, an die der Weinstock sich rankt, um an Italiens weichste und schönste Landschaften gemahnt zu werden.

Es ist nur eine kurze Strecke, sie fängt dicht hinter oder vor der großartigen Thalmündung an, in welcher Rudolstadt prangend am Licht sich sättigt, aber sie wird zum klassischen Boden, denn hierhin richtete der jugendliche Schiller von den umbüschten Felsen über Volkstedt seine Schritte, als er seinen Spaziergang dichtete. Die Bewohner Rudolstadts haben die Spuren seiner Tritte geheiligt. Selbst sein ehernes Brustbild hat die Pietät eines Mannes aus dem Volke dahin gestellt.

Diese Landschaft in ihrer Lieblichkeit ist der schroffe Gegensatz zu dem wehmüthig schauerlichen Ernst der wenig über eine Stunde davon gelegenen Schwarzburg.

Digitized by Google

Es ist der deutsche Charakter: die Kontraste begegnen sich im Raume weniger Schritte. Aber auch wenige Schritte von dieser Gegend, die nur zu lächeln scheint, begegnet uns eine Trauersäule, das Denkmal des gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Noch leben alte Leute, die genau erzählen zu können glauben, worüber die Geschichtschreiber im Unklaren sind. Das Denkmal steht nicht, wo der ursprüngliche Stein liegt, den man dem Gefallenen gesezt. Sie erklären: dort traf ihn der erste tödtliche Schuß, hier sank er vom Pferde unter den Säbeln seiner Verfolger nach dem unglücklichen Saz über einen verwachsenen Graben.

Den Deutschen ging es schlimm, wo sie durch Mauern, Wälle und Gräben sich gegen den Feind von draußen schützen wollten. Er stand unerwartet in ihrer Mitte, wie das Wasser durch eine Oeffnung im Damm gedrungen, während die Schleuße unberührt blieb. Keine Barrieren, Flußlinien, Gebirge sollten Deutschland Schutz geben, wenn es ihn nicht in sich selbst, seinem Muthe, seiner Einigkeit fand. Was war der Rhein in den Franzosenkriegen, was die Kette des Schwarzwaldes, was die Alpen! Durch's Saalethal war der Feind 1806 den Preußen in den Rücken gedrungen, mit nicht geahnter Schnelligkeit und Macht; weil man auf die Bergwälle gerechnet, hatte man ihm nur Vorposten entgegen geschickt. In der grauen Vorzeit ging es nicht besser. Welche Kette von Felsenburgen hatten die Deutschen längs der Saale von Saalburg bis Wettin und Giebichenstein in die Wolken gethürmt! — vergebens. Die vielen wendischen Namen diesseits der Saale bis tief in Thüringen hinein, und darüber hinaus, bekunden, wie der Slave dieser Wehren spottete; zwischen ihnen hindurch drang er in's Herz der deutschen Marken und besiegelte seinen schlauen Einbruch durch feste Ansiedelungen. Es bedurfte anderer Volkskräfte als Zwingburgen, ihn wieder hinauszuwerfen oder deutscher Sitte zu unterwerfen. Chinesische Mauern keiner Art haben sich und wollen sich in Deutschland bewähren. Aber das will man nicht lernen. Die Saalburgen erwarten noch ihren Geschichtschreiber. Es ist nicht die Tradition der einen oder der andern, was Interesse gewährt; in ihrem ganzen Zusammenhange sind sie ein Theil unserer Geschichte, aber noch ein undeutlicher. Die Wendenkriege in den brandenburgischen Marken und der Lausitz, nachdem die Saalgrenze gesichert war, sind uns durch Zeugnisse der Zeitgenossen weit näher gerückt.

Dieses Heldenalter der germanischen Stämme, ihr Wiedereroberungskrieg gegen die slavischen Völker, hat keinen Sänger gefunden. Etwa weil in der blutigen, grausamen Vertilgungswuth der Heroismus unterging? Sage und Gesang wenden sich nur auf die Kämpfe der Stämme unter einander, auf das frühe Ringen des Germanenthums mit der romanischen Welt, oder den gemeinschaftlichen Weltkampf gegen die Hunnen. Selbst die lezte Bearbeitung der Nibelungensage, so reich an Erinnerungen, findet nur für gut, des Kriegs der Franken mit den Sachsen zu gedenken, für die blutigen, weit länger dauernden Wendenkriege hat sie kein Wort. Die Chronisten sind allein unser Leitfaden, hie und da eine dürftige Sage. So müssen wir die Steine ansprechen, und sie geben deutliche Antwort, wie ernst diese Kriege gewesen. Die Burgen an der Saale waren nicht Ritterschlösser, um von den Schifffahrern Zoll zu erpressen; es gab keine Schifffahrt, wenigstens keine, die solche Veranstaltung lohnte. Auch bezeichnet der Volksmund keine dieser Burgen mit dem Namen Raubschloß, womit er doch sonst sehr freigebig ist, auch da wo erweislich das feste Haus nur einem fürstlichen Diener und Burgmann angehörte. Die Sorbenburg innerhalb der Mauern von Saalfeld trägt noch heute den Namen von ihrer Bestimmung, eine Grenzfeste zu seyn gegen die wendischen Stämme über dem Flusse. Ein weit in die Wolken schießender breiter Thurmbau hat sich erhalten. Sein geisterhaft graues Aussehen spricht von einem höhern Alter als die Mehrzahl der übrigen Burgen am Strome.

Wo das Geratbal sich nach der Erfurter Ebene mündet, muß einst ein lustiger Schauplatz gewesen seyn ritterlicher Macht, Pracht und kecken Uebermuths. Da lagen Burgen an Burgen, doch nicht um Thüringen vor einem Nationalfeinde zu schützen, sondern um die eigene reiche Ernte einzuscheunen, gelegentlich auch wohl die des Nachbarn zu besorgen und in sichern Verwahrsam zu bringen. Auch ging schon damals hier eine Straße durch das Thal von Ilmenau und Elgersburg; sie mag auch weiter her geführt haben von und nach Franken. Kaufleute mochten hier geschatzt werden. Auch war Arnstadt, das am Ausbruch der Gera sich an den Berg lehnt, eine eben so alte Stadt, als sie früh schon einer gewissen Wohlhabenheit sich erfreut haben muß; denn Kaiser hielten hier Hof und die Urkunden sprechen von vielen hier erlassenen placita regia. Der Handel blühte, es war ein Stapelplatz für die Erzeugnisse des Waldes, was es auch geblieben, so lange nicht die Kunststraße bis Erfurt geführt ward. Ihre uralten Kirchen, Thürme, Mauern, die Substruction der Häuser, ihre Portale sprechen von der ehemaligen Herrlichkeit, und die Urkunden und Chroniken weisen nach, wie Krummstab und weltlicher Arm sich um ihren Besitz neideten und bekriegten.

Noch vor des heiligen Bonifaz Ankunft in Deutschland war nämlich von dem alten Thüringer Herzog Heden, der in Würzburg residirte, sein Hof zu Arnstadt mit allem Zubehör an Menschen und Vieh dem Bischof Willibrod von Utrecht urkundlich geschenkt

worden, wohl schon in der Absicht, daß er die frommen Heldenbekehrer damit ausstatte, die aus England erwartet wurden und in Thüringen ihr Werk beginnen sollten. So geschah es, und Arnstadt, das bald zu einer blühenden Stadt anwuchs und von dem Wildwasser, der Weiße, an dem die ersten Höfe gelegen, sich bis zur Gera ausdehnte, kam durch mehrere geistliche Vermächtnisse an die Abtei Hersfeld, die lange ihr urkundliches, unbestrittenes Recht darüber ausübte. Aber inzwischen hatten auch die mächtigen Grafen von Kävernburg das Recht der Schutzvogtei darüber erworben. Ein stolzes Geschlecht, auf seinen vielen Burgen seßhaft, die das Land überschauten, wußte es sein Recht besser geltend zu machen als der ferne Abt, der immerwährend protestiren und um Hülfe rufen mußte, damit ihm etwas von dem bleibe, was auf dem Pergament und durch die Tradition sein war. Aber wenn es dem Krummstab schlimm ging in jener wüsten Zeit, die der Herrschaft der Hohenstaufen folgte, wie viel mehr den armen Unterthanen, die nicht immer den Spruch bestätigt fanden: unter dem Krummstab ist gut wohnen! Die Geschichtschreiber berichten wenig über die tausendfachen Trübsale jener Zeit; aus einzelnen Urkunden aber mag man sie entnehmen. Aus einer, die aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhalten ist, kann man vieles lesen. Kaiser Rudolf von Habsburg hielt zu Erfurt Hof, um die Klagen zu hören, die kein Ende nehmen wollten. Da trat auch der Abt von Hersfeld auf mit einer Klageschrift gegen den übermüthigen Kävernburger, Punkt für Punkt die Unbilden herzählend, und sie waren nicht klein und nicht wenig. Nichts von Rhetorik ist in der Schrift, er malt das Uebel nicht aus, er lamentirt nicht und verwünscht nicht, aber die Thatsachen selbst sprechen laut. Eine ganze Reihe noch existirender Dörfer wird namhaft gemacht, so im Thal als auf den Bergrücken, die einst reich und blühend gewesen und nun wüst lägen. So lange hatte der Graf mit Mann und Roß darin gelegen und gehaust.

Kaiser Rudolf verurtheilte den Grafen. Auch dieses Urtheil existirt, aber — es stand zwar auf Pergament geschrieben und der Habsburger war ein starker Exekutor — die Kävernburger waren mächtige Territorialherrn, in uraltem Besitz, und blieben, wenn sie die Strafe gezahlt, um so gefährlichere grollende Nachbarn. Kaiser Rudolf war ein willensstarker und thatkräftiger Fürst, gewählt um seiner Tüchtigkeit und seines Werthes willen, aber er war ein sterblicher Mensch. Wer sagte dem Abt, ob seine Nachfolger auch um ihrer Tüchtigkeit und ihres Werthes willen die Krone tragen würden? Die Aebte von Hersfeld ließen sich mit dem Urtheil, so scheint es, genügen und vertrugen sich unter der Hand mit ihrem Gegner. Durch Tausch oder Kauf kamen die Hersfelder Güter um Arnstadt in die Hand der Kävernburger Grafen. Sie aber waren eine der vielverzweigten Stammlinien der Schwarzburger, und so kamen Land und Leute am Durchbruch der Gera durch das Gebirge unter die Herrschaft des gräflichen, dann gefürsteten Hauses Schwarzburg.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Einzug des Prinz-Präsidenten.

»Ah! — c'est joli — c'est charmant! — Vive l'empereur!« sagte und rief mein Nachbar, ein Bewohner der Vorstädte, in steigender Ekstase, als der Prinz-Präsident, von seinem glänzenden Generalstabe gefolgt, durch die ungeheure Menschenmasse ritt, die kaum durch die in langen, ununterbrochenen Reihen zu beiden Seiten aufgestellten Linientruppen und Nationalgarden so weit zurückgehalten werden konnte, um einen schmalen, nicht zehn Schritte breiten Weg frei zu lassen. Der Anblick dieser Menge goldbedeckter Reiter auf schäumenden, caracollirenden Rossen, umgeben von den Guiden in bunter Husarentracht auf kleinen, aber raschen Pferden, und der zwei Carabinierregimenter auf ihren ungeheuern normannischen Gäulen, welche die Elite der französischen Cavallerie bilden, war wirklich so prächtig, daß er selbst Augen blenden mußte, die, wie die der Pariser, gegen das gewöhnliche Gepränge öffentlicher Feste seit lange abgestumpft sind. In den Details dieser öffentlichen Kundgebungen der Franzosen laufen viele Geschmacklosigkeiten, ja Abgeschmacktheiten mitunter, im Großen, Ganzen aber versteht es keine Nation besser, einer Feierlichkeit, welcher Art sie seyn mag, einen grandiosen Zuschnitt zu geben. Dieses mal hatte die Regierung alles aufgeboten, alle Hebel in Bewegung gesezt, um dem Prinz-Präsidenten und dem Volke ein glänzendes Schauspiel zu geben. Und so geschickt waren die Drähte gezogen, daß unzweifelhaft Hunderttausende der Mitspielenden nicht einmal wußten, daß sie selbst zu den Acteurs gehörten. Auch ein schlechtes Stück gewinnt durch ein volles Haus, und wenn die Claque ihre Schuldigkeit thut, vermag etwas Erfolge zu erlangen, was im Grunde die Zuschauer gleichgültig ließ und nur durch die Umgebung getragen wurde.

Ich stand am Fuß der Julisäule auf einem etwas erhöhten Punkte, so daß ich die Köpfe übersah, welche den Platz der ehemaligen Bastille dicht erfüllten. Rund um mich her waren die Arbeiter des Faubourg St. Antoine gedrängt, bei denen die Sympathien für den Prinz-Präsidenten vorzugsweise gering sind. Aber bald Einzelne, bald Gruppen brachen dennoch dann und wann in ein vive l'empereur aus, wenn gleich die Majorität stumm blieb. Ich hatte so unmittelbar Gelegenheit zu beobachten, was denn eigentlich den Anstoß zu diesem „es lebe der Kaiser" gab. Einen bestimmten Sinn legten wohl nur die Ueberreste der alten Napoleonischen Armee in diesen Zuruf; man hatte deßhalb auch sorgfältig diese Trümmer der vergangenen Herrlichkeit des Hauses Bonaparte zusammengesucht, und sie machten noch immer einige Tausende ausmachen, die nur in geringer Anzahl uniformirt waren, aber ihre Regimentsnummer als Erkennungszeichen an der Kopfbedeckung trugen. Vielleicht dachten sich bei ihrem vive l'empereur wenigstens zum Theil auch die Deputationen etwas, die mit dreifarbigen Fahnen, geführt von ihren Maires und allen von der Regierung abhängigen Beamten bis zum Flurschützen herab, herbeigeeilt waren, um dem rasch erstandenen Retter Frankreichs und der Civilisation ihre Huldigungen darzubringen. Aber die Mehrzahl der Zuschauer folgte bei ihren Acclamationen nur dem Beispiel und dem durch den Glanz und die Pracht des Festes gegebenen Impuls.

Die Regierung hatte in der That niemand zu dem Feste zu citiren vergessen, über den sie Gewalt hatte, glänzende Beschreibungen hatten die Neugierde der übrigen im voraus gereizt und bei vielen auf's Höchste gespannt; selbst von den Gegnern des gegenwärtigen Regiments werden sich daher schwerlich viele von der Feierlichkeit fern gehalten haben. Ich bin wenigstens überzeugt, daß die Summe aller Zuschauer bei weitem die Million überstieg, welche die Octroimauer von Paris einschließt. Sehen und gesehen werden, dieß verläugnete seine magische Wirkung auch dießmal bei den Parisern nicht; ich glaube sie würden um diesen Preis alles opfern, was ihnen lieb und werth ist. Die Macht der Verwaltung, welche an tausend Fäden das öffentliche Leben gängelt, ist ungeheuer, und von je war bekanntlich die Administration in Frankreich noch besser geschult, noch besser centralisirt als selbst in Rußland. Die im Grunde geringe politische Bildung, die Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten und Interessen der engeren staatlichen Kreise hat nur in den lezten Ausläufern der politischen Hierarchie, in den Kammern, in der Nationalversammlung ꝛc., eine Art self government aufkommen lassen; in allen andern Gebieten, in den Departements, in den Communen, hat seit Jahrhunderten keine Art der Selbstverwaltung bestanden; dort hat die Regierung immer fast unumschränkt geherrscht, und sie hat dort unten an Autonomie gewonnen, was sie oben verlor. — Die geringe Ausbildung der Presse, der mangelhafte Verkehr, die weiten Entfernungen machen selbst in Rußland die Centralisation der Regierungsgewalt weniger merkbar als in Frankreich. Hier ist jeder Beamte streng überwacht, nicht bloß durch die Regierung, sondern auch durch die, welche auf seine Stelle spekuliren. Der politische Maßstab ist der einzige, nach dem sie gemessen werden, aber die Absetzung folgt auch dem Vergehen auf dem Fuße, und so sind sie ganz unbedingt in der Hand

Digitized by Google

der Regierung, die sie durch das Band der persönlichen Interessen fesselt, denn es gibt gegen ihre Beschlüsse keine Appellation an ein Gericht.

Es bedurfte kaum eines mit diesen Zuständen vertrauten Blickes, um sofort diese Verhältnisse aus der Gliederung der Deputationen herauszulesen, die beim Fest als Vertreter der Volksstimme erschienen waren. Ausnahmslos standen die Autoritäten, d. h. die von der gegenwärtigen Regierung direkt oder indirekt gewählten Vorstände der Korporationen, an der Spitze, führten das Wort für sie, und waren also in so fern nur der Ausdruck des Willens der Gewalt. Es ist durchaus nothwendig, wenn man an den Gesetzen des Lebens und der Geschichte nicht irre werden soll, überall die Ursachen jener Wirkungen aufzusuchen, die uns so sehr staunen machen, nach ihren Quellen den Werth der ganzen gegenwärtigen politischen Bewegung Frankreichs zu würdigen. Für den, welcher nicht absichtlich den Kopf in den Sand steckt, kann allerdings die sogenannte öffentliche Meinung nie ein besonderes Gewicht gehabt haben, aber nirgends ruht sie wohl auf so hohlen Unterlagen als bei den Franzosen. In religiöser, und wohl auch in moralischer Beziehung steht unter den drei großen Kulturvölkern keines so tief, über kein Volk hat die vorübergehende Stimmung des Augenblicks eine größere Gewalt, keines läßt sich leichter von der momentanen Richtung des Stromes treiben. — Die großen philosophischen Wahrheiten der Geschichte bewähren sich oft da, wo man es am wenigsten vermuthet. Da sich über Nacht kein Volk ändern kann, eben so wenig wie ein Individuum, so können auch die in Vorurtheilen und individueller Beschränkung erzogenen und befangenen Völker unmöglich die Träger wahrer, gesetzlicher Freiheit seyn; momentan mag jes so erscheinen, aber auf die Dauer wird sich stets bewähren, daß gesetzliche Freiheit nur die Folge geistiger und sittlicher Bildung ist. Bei der Durchschnittsbildung der Massen aller Kulturvölker wird sich die vox populi überhaupt stets für den aussprechen, der die Gewalt hat; aber vorzugsweise wird sie ihm in Frankreich nicht fehlen, vorausgesetzt, daß er von der Macht, welche die Umstände ihm in die Hand geben, den schonungslosesten Gebrauch zu machen sich nicht scheut. — Solche Personen, welche freiwillig oder gezwungen im politischen Leben Hazard spielen, müssen nothwendig stets den Gewinn zum Einsatz auf die Karte setzen, bis sie gesprengt sind oder die Bank; sie müssen alles daran wagen, bis sie das Spiel ganz gewonnen oder ganz verloren haben. Die Furcht vor der schonungslosesten Consequenz des Sieges gibt natürlich dem bestehenden Regiment in Frankreich noch eine imaginäre Macht, die vielleicht kaum geringer ist als die wirkliche. Aus tausend kleinen Zügen des öffentlichen und Privatlebens kann man diese Furcht erkennen, welche die natürliche Folge aller gewaltsam gegründeten politischen Zustände ist. Daß der Prinz Zeit seines Lebens dieses hohe Spiel wird spielen müssen, darüber kann man keinen Augenblick in Zweifel seyn. — Ich bezweifle, daß dieser Einzug „in seine getreue Hauptstadt“ Louis Napoleon eine neue Unterstützung zugeführt hat; das Fest zeigte nur, daß er nicht verloren, was er schon vorher besessen. Es blieb ein officieller Akt, in dem sich nur ein Vorteilinteresse aussprach, die Größe dieser Partei ist aber nicht nach Köpfen zu schätzen, weil ihr nur eine kleine Zahl unbedingt angehört, der übrige Theil sich nur nach dem Erfolg richtet. Bleibt dieser aus, dann tritt der Umschlag ein. — Wann? — Wer weiß es!

Schon um Mittag des 16. Oktobers, der einer der schönsten Herbsttage in den letzten Wochen war, hatten sich die Boulevards von dem Platze de la Concorde bis zur Halle der Eisenbahn nach Orleans unweit des Jardin des Plantes dicht mit Menschen gefüllt. Auf der zwei Stunden langen Promenade waren alle Fenster und Dachlucken, Altane und Balkone dicht mit Köpfen bedeckt; nie sah man glänzendere Toiletten, verführerischere Schönheiten in reicherer Fülle. Es war dieß zwar der schönste, zugleich aber auch meist der einzige Schmuck der Häuser, denn nur die Café's, die Häuser der Fournisseurs des Prinzen und seiner Minister, die Theater u. dgl. hatten Theil an den eigentlichen Demonstrationen genommen; sonst blieben diese wesentlich auf die zahlreichen Triumphbogen und die hohen Flaggenbäume beschränkt, welche mit den Devisen des Kaiserreichs und der Namenschiffre des Präsidenten geziert waren. Schwerlich hätte der Anblick der Häuser durch äußere Ausschmückung bedeutend gewinnen können; die Menschenmenge, welche sie belebte, ließ alles andere übersehen. — Die mehr oder weniger geschmackvollen Triumphbogen waren außer dem allgemeinen Vive l'empereur Napoléon III. mit gekrönten Adlern überladen und fast an keinem fehlte das auf Pappe gemalte Brustbild Louis Napoleons und seines großen Oheims. Dreifarbige Fahnen mit ähnlichen Devisen flaggten überall und selbst in der Hand der Kinder fehlten sie nicht, da alle Schulen und Institute, deren Lehrer oder Vorsteher direkt oder indirekt von der Regierung abhängig sind, aufgefordert waren, an der Spitze ihrer Pflegbefohlenen beim Feste zu erscheinen. Für sentimentale Gemüther mag etwas Rührendes in diesen Demonstrationen der Unschuldigen für den Kaiser aus dem Hause Bonaparte liegen, für andere hatte ihr Jauchzen zuweilen etwas Lächerliches.

Die Pflasterer, die Straßenkehrer, die Beamten und Arbeiter aller Eisenbahnen, aller großen Werkstätten, welchen Namen sie immer haben mochten, die Angestellten der Messagerien, sogar die Markthelfer und Hallendamen waren in Verbindung mit den Deputationen aller Gewerbe zum Empfang des Prinz-Präsidenten erschienen. Sie würden zwar unter allen Umständen gekommen seyn, auch wenn sie der politischen Sympathien baar wären; aber daß sie geordnet und gegliedert überall als geschlossene Korporationen, als die officiellen Abgeordneten ihrer Körperschaften auftraten, das war wohl weniger die Wirkung freien Willens, als jener Kräfte, welche die Regierung in Bewegung gesetzt hatte. Die Anordnung des ganzen Festes war so meisterhaft getroffen, daß auf dem stundenlangen Wege, welchen der Präsident zurückzulegen hatte, dem künftigen Kaiser die Huldigungen unausgesetzt und zum Theil sogar in gesteigertem Maße dargebracht wurden.

Der Prinz-Präsident ist nicht als Herrscher geboren, sondern wenig mehr als ein glücklicher Abenteurer; Persigny steht ganz anders zu ihm als Nesselrode zu Kaiser Nikolaus. Trotzdem wird die Schmeichelei ihm vieles in

Digitized by Google

einem falschen Lichte darstellen, und nur das persönliche Interesse seiner nächsten Umgebung dürfte vielleicht hie und da den Schleier hinreichend lüften, um ihm zu zeigen, wer eigentlich „die Kaisermacher“ sind. Jedenfalls kann nicht alles, was hinter den Coulissen vorgeht, dem Präsidenten bekannt seyn, und wenn er es nicht durch einen Zufall erfährt, so ist sein Standpunkt zu fern, um auch nur die gröbste Täuschung zu entdecken. Louis Napoleons Kopf müßte von seltener Nüchternheit seyn und er aus seinen Erlebnissen einen ungewöhnlichen Nutzen gezogen haben, wenn dieser Jubel ihn nicht täuschen sollte, und dieser Jubel war sogar zum Theil natürlich, nur galt er dem Fest und nicht dem Festgeber. Es ist bekannt, daß der Präsident felsenfest an seinen „Stern“ glaubt, und die Ereignisse dieser lezten Jahre haben jedenfalls zur Stärkung seines Glaubens viel beigetragen. Ich zweifle nicht, daß er in diesem Augenblick sich wirklich für das Idol der Franzosen, wenigstens der unendlichen Majorität hält, daß er selbst glaubt, vom Volke zum Kaiserthum, sogar wider seinen Willen, gezwungen zu werden. — Und doch ist unzweifelhaft, daß morgen dasselbe Volk ihn verlassen würde, wenn die Umstände, welche den Präsidenten heute begünstigen, sich änderten, daß es jauchzend den Götzen zerschlagen würde, den es heute auf sein hohes Fußgestell gesezt hat. Nichts ist werthloser als dieser momentane Jubel, diese Eintagsgunst der französischen Nation; man mag sie benutzen, aber man darf ihr nicht vertrauen; man kann sie gewinnen, aber man darf nie auf ihren dauernden Besitz rechnen. Sie ist leichter zu gewinnen als irgendwo anders, aber auch leichter zu verlieren. Wer aber der Eitelkeit des Volks zu schmeicheln versteht, kann sicher seyn, daß die Massen diesem Lockmittel nicht zu widerstehen vermögen.

Es war zwei Uhr, als hundert und ein Kanonenschuß Paris verkündeten, daß der „Retter Frankreichs und der Civilisation der Gegenwart“ endlich in seiner „getreuen Hauptstadt“ angekommen war. Ich übergehe die Vorgänge im Orleaner Bahnhof und am Triumphbogen vor der Brücke von Austerlitz; sie sind bekannt. Auf dem Boulevard der Contrescarpe, zwischen der Brücke von Austerlitz und dem Bastilleplatze, mußte der Präsident einen zweiten prächtigen Triumphbogen passiren, von dessen Höhe zwei an Drähten aufgehängte Balletttänzerinnen mit einem Lorbeer- und Eichenkranz in den Händen auf den Besieger Frankreichs herabzuschweben schienen. Vierzig weiß mit Myrthen gekleidete Mädchen streuten Blumen auf den Weg, und ein mächtiger Ballon trug gleichzeitig einen riesengroßen pappenen Adler in die Lüfte. Bei Napoleons I. Krönung war bekanntlich auf ähnliche Weise der Welt der feierliche Augenblick verkündet worden, und ein seltener Zufall hatte den Ballon noch an demselben Tage bis nach Rom geführt. Die Hauptstädte des alten und des modernen Kaiserreichs erhielten so gleichzeitig die Kunde vom seltenen Ereigniß. Dieses mal wurde das Sinnbild der Napoleonischen Herrschaft rasch von einem starken Ostwinde nach Westen geweht und verschwand bald in den Wolken. — An diesem Triumphbogen soll auch „die heilige Schaar,“ das »bataillon sacré,« der Ueberrest der kaiserlichen Armee, aufgestellt gewesen seyn; jedenfalls konnte es nur ein kleiner Theil derselben seyn, denn ich bin ihnen an den verschiedensten Orten bald in kleinen Haufen, bald zerstreut begegnet. Von den Grenadieren der alten Garde habe ich nie mehr als zwei gesehen, die stets in Uniform den öffentlichen Festen dieser Art und den Leichenzügen der alten Kaisersoldaten beiwohnen. Ungewöhnlich groß kann schon wegen des engen Raumes der Jubel auf der Contrescarpe nicht gewesen seyn; der Lärm desselben reichte wenigstens nicht bis zur Julisäule. Erst auf dem Platz derselben konnte sich das ungeheure Gefolge des Prinzen in seiner vollen Pracht entwickeln, und es war wirklich so glänzend, daß die schaulustigen Pariser schon dadurch in eine Art begeisterter Stimmung versezt wurden. Den Zug eröffnete eine Schwadron Nationalgarde zu Pferd, dann folgte der General en Chef derselben mit seinem Stabe, dann die fünf übrigen Schwadronen der berittenen Nationalgarde, dann das Generalkommando der Armee von Paris, der Generalstab, der Kommandant und Stab der ersten Militärdivision, der Kommandant von Paris mit den Beamten des Militärhaushaltes, die Generalstabsschule, das sechste Husarenregiment, die vierten und siebten Jäger zu Pferd, die ersten und siebten Lanciers, die ersten und siebten Dragoner. Jezt kam endlich der Prinz, der um zwei Pferdelängen seinem Stabe voraus ritt. Er trug die gewöhnliche Uniform der Generalität und das Großkreuz der Ehrenlegion. Der Präsident hatte den Hut in der Hand und grüßte nach allen Seiten, sein schönes Pferd bald rechts, bald links wendend. Auch die Damen an den Fenstern bekamen ein reichliches Dankestheil, und zuweilen verbeugte sich der Prinz tief vor ihnen. — Dem überaus glänzenden Stabe von Generalen und Adjutanten folgten die zwei Regimenter Cuirassiere und eine Batterie reitender Artillerie, dann die zwei Carabinierregimenter, welche gewöhnlich die besondere Leibwache des Prinzen bilden. Geschlossen wurde der ganze Zug durch eine Schwadron der Gendarmerie des Seinedepartements.

Denken Sie sich zu diesem glänzenden Gefolge die Million Zuschauer auf den Gassen, den Plätzen, an den Fenstern und auf den Balkonen, Kopf an Kopf dicht gedrängt, hunderte von Fahnen und Bannern, auf denen das »vive l'empereur« glänzte, aus tausenden von bezahlten und unbezahlten Kehlen derselbe jubelnde Zuruf, geschwungene Hüte und wehende Tücher, Blumensträuße, Kronen vor die Hufe der Pferde geworfen, Trompetentusche und Symphoniemusik, Siegesmärsche und Glockengeläute rundum, und Sie werden es natürlich finden, wenn dem Erwählten von 7,500,000 bei dem Schauspiel etwas schwindlig wurde. Wenn der Prinz glaubt, daß er eine besondere Mission (das linke Rheinufer?) für Frankreich zu erfüllen habe, dann kann nach solchen Erfolgen in einem phantastischen Gemüthe der Glaube zum Fanatismus wachsen.

Der Triumphbogen am Ausgange des Boulevard Beaumarchais auf den Bastillenplatz war der einzige, dem alle Anspielung auf das Kaiserreich fehlte, er enthielt einen einfachen Zuruf an den Prinz-Präsidenten. Das ist in sofern nicht ohne Bedeutung, als selbst die bloße Abwesenheit imperialistischer Gesinnung unter den gegenwärtigen Verhältnissen auffallend erscheinen muß. Jeden antikaiserlichen Ausdruck hat natürlich die Regierung überall verhindert, sogar der Gebrauch allegorischer

Figuren war nicht gestattet. Es war also der Gegenpartei faktisch unmöglich gemacht, ihre Meinung auf irgend eine erkennbare Weise zu äußern. — Auf der ganzen Länge der Boulevards bis zum Palast der Tuilerien wiederhalten sich im Allgemeinen dieselben Auftritte. Aus den Coulissen der zahlreichen Theater, welche in dieser Gegend liegen, hatte man eine Menge geschmackvoller Ehrenpforten gebaut, die sich in ihren Devisen kaum von einander unterschieden; nur mischten sich einige der Versprechungen des Präsidenten in die verschiedenen Zurufe, z. B. »l'empire c'est la paix, ober la guerre ne se fera que par nécessité« u. s. w. Das vox populi, vox dei mit den 7,500,000 Stimmen spielte aber nur an dem Triumphbogen des Ambigu eine Rolle, sonst hatte der Takt der Erbauer überall diese Inschrift mit richtigem Gefühl vermieden. In der That paßt das suffrage universel auch gar nicht zu Napoléon III., das Erb- und das Wahlrecht liegen sich ihrer Natur nach feindlich gegenüber. Wenn sie jemals wieder in Conflikt kommen sollten, dann wird es, wie immer, die Gewalt seyn, welche über das Recht entscheidet. — An diesen verschiedenen Ehrenpforten des Boulevard des filles du Calvaire, des Ambigu, der Porte St. Martin, des Boulevard St. Denis, des Italiens, der Madelaine, empfingen den Prinz-Präsidenten nach einander die verschiedenen Corporationen von Paris, die Lyceen und Collèges, die Börse, die Kornhalle, die Abgeordneten der verschiedenen Arrondissements u. s. w. Die Halledamen hatten es sich natürlich nicht nehmen lassen, ihre Huldigungen dem Prinz-Präsidenten persönlich darzubringen. Eine jugendliche Schöne, wahrscheinlich eine Enkelin einer jener Halledamen, die mit Philippe Egalité so befreundet gewesen, redete den Prinzen sogar im Namen der Forts und der Dames de la Halle in Versen an, in denen sich gloire und histoire, industrie und patrie in schönster Weise zu Ehren des erlauchten Neffen reimten, der über Frankreich ein „goldenes" Zeitalter herbeiführen sollte. Uebrigens sind diese Ausdrücke noch gelind gegen den wirklich etwas schamlosen Weihrauch, den die Socialisten und die Socialdemokraten den Robespierres, Marats und Dantons streuen. Bei der leidenschaftlichen Ausdrucksweise der Französinnen hielten die heutigen Halledamen sich noch immer in den Schranken der Mäßigung. — Je mehr der Prinz sich dem Boulevard des Italiens näherte, desto mehr steigerte sich der Jubel, denn das ist das eigentliche Quartier seiner Anhänger, d. h. der Anhänger jeder bestehenden Regierungsgewalt. Zu diesen gehören alle kleinen und großen Kaufleute und namentlich alle selbstständigen Handwerker, die für die Bedürfnisse des eigentlichen Luxus arbeiten. Dieser ist hier zusammengedrängt, und so war hier auch die Begeisterung aufrichtig und lebhaft. Nach den Champs elysées zu nahm der Jubel wieder ab; nur an der Madelainekirche und vor dem Marineministerium erhielt er neuen Anstaß.

Auf dem Eintrachtsplatze war von den „dankbaren Arbeitern" die letzte Ehrenpforte errichtet, auf der die Wohlthaten verzeichnet standen, mit denen der Prinz sie überhäuft; darunter war auch die Umwandlung der Renten aufgeführt. Ich hätte kaum so viel nationalökonomisches Verständniß bei den Arbeitern von Paris vermuthet. — Die Terrassen des Tuileriengartens und der Platz de la Concorde waren weithin mit Menschen überdeckt. Hier verließ endlich der Prinz seine getreuen Pariser und die Ketten des Fußvolks der Linie und der Nationalgarde, zwischen denen er bis dahin geritten war. Durch die breite Pforte ging der Triumphzug dem Palast zu, und erst dort wurde das ungeheure Gefolge entlassen. Im Pavillon de l'Horlage empfingen den Kaiser — denn nach diesem Erfolge ist er es wirklich — die Großwürdenträger, namentlich seine eigene Familie. Die Gitter schlossen sich und schon wenige Minuten nachher war man in der Nähe der Tuilerien mit Demolirungen beschäftigt. An der Eisenbahnhalle folgten die Möbelwagen, die den erborgten Schmuck wieder in die Magazine lieferten, unmittelbar dem Zuge, und wenige Stunden darauf war der größte Theil der kaiserlichen Herrlichkeit wieder verschwunden.

Am Abend hätte, dem Programme zufolge, eine glänzende Erleuchtung der ganzen Stadt das Fest krönen sollen. Sofern aus diesen äußern Zeichen überhaupt eine Folgerung gezogen werden kann, würde eine allgemeine Illumination allerdings den Beweis allgemein verbreiteter imperialistischer Sympathien geliefert haben. Der Mangel dieses äußern Merkmals läßt zwar nicht auf das Gegentheil schließen, aber im Ganzen bestätigte doch die spärliche Illumination, daß der ganze Triumphzug lediglich eine officielle und Parteidemonstration gewesen. Es waren wieder fast allein die Theater, die öffentlichen Gebäude, die Häuser der Fournisseurs des Prinzen und der Minister, die ein meist sehr dürftiges Lampenfestkleid angelegt hatten. Bunte Papierlaternen und artige Festons zierten einzelne Kaffeehäuser auf den Boulevards zu Ehren ihrer Habitués; aber darauf beschränkte sich auch die „freiwillige" Leistung. Die ganze linke Seineseite blieb in tiefes Dunkel gehüllt, und auf der rechten bemerkte man eigentlich nur auf den Boulevards etwas ungewöhnliches. Einzelne Fabrikanten hatten allerdings auch im Innern der Stadt diese Gelegenheit benuzt, sich auf wohlfeile Weise bekannt zu machen. Sie hatten die allgemeine Aufmerksamkeit durch Transparente zu fesseln gesucht, die so gewählt waren, daß die Parteijournale sie unmöglich unerwähnt lassen konnten; z. B. »s'ils ne criaient pas, les pierres crieraient.« Es ist gewiß, daß auf diese spekulative Weise das Geld für zahlreiche Anzeigen gespart wurde.

Eine große Menschenmenge belebte bis spät in die Nacht die Straßen, namentlich die Boulevards; ich habe aber nirgends politische Aeußerungen irgend einer Art, sondern lediglich die der Neugierde vernommen. Paris trug allerdings an diesem Tage ein Festgewand, aber ohne durch einen innern Impuls dazu getrieben zu werden; der 16. Oktober war und bleibt eine reine Demonstration der herrschenden Partei, unternommen und durchgeführt mit dem ganzen Aufwand von Mitteln, über die der Besitz einer so centralisirten Gewalt, die durch keinerlei moralische Bedenken beschränkt wird, gebieten läßt. — Sie sehen, ich bin ein sehr nüchterner Beobachter der Ereignisse in Frankreich, falsch wäre es aber darum die Bedeutung des 16. Oktobers zu verkennen, und die Macht der Regierung zu leugnen, von der er gerade ein Beweis ist. Daß Louis Napoleon nach allen Vorgängen solche Schritte wagen kann, beweist die Stärke seiner Gewalt und die Ohnmacht seiner Gegner.

Digitized by Google

In einer Republik, die nicht bloß den Namen trägt, soll die Regierung im Allgemeinen nur so viel Gewalt von der Summe der Einzelwillen erhalten, als sie zu ihrer Existenz, zur Erfüllung der nothwendigen Pflichten für die Allgemeinheit bedarf. Natürlich darf aber dann der Einzelne nur ausnahmsweise etwas von dieser Regierung verlangen, er muß in der Ueberzeugung, daß keine künstlichen Hindernisse seine Kraft beschränken, nur auf diese vertrauen und von ihr Erfolge erwarten. England ist in diesem Sinne vollständig republikanisch organisirt, seine Bürger denken und fühlen frei und unabhängig. Es gibt dagegen kein Volk, das mehr von der Regierung verlangt, das sich unmündiger benimmt als das französische. Im Grunde ist daher das Kaiserreich durchaus keine Systemsänderung, sondern nur eine andere Benennung für die absolute Regierungsgewalt, die das Bedürfniß schon lange vorher dem Präsidenten eingeräumt hat. Das französische Volk verlangt von seiner Regierung, daß sie die Vorsehung jedes einzelnen sey, daß sie für ihn denke, schaffe, von ihr erwartet jeder Arbeit, Verdienst, und je socialistischer die Färbung, desto extremer sind die Forderungen, und natürlich kann nur ein ganz absolutes Regiment denselben einigermaßen wenigstens genügen. Unsere Bedürfnisse sind Folgen unserer Gewohnheiten, kein Volk aber war von je der Selbstverwaltung so entwöhnt wie das französische, und das Traumbild des Socialismus ist bekanntlich nichts als der Absolutismus in seiner widrigsten Form. — Louis Napolean hat die ihm sich darbietende absolute Gewalt angenommen, er gebraucht sie vernünftig und vertraut blind auf jenes gewohnte Bedürfniß des Volks; er weiß, daß dem heutigen Frankreich der Absolutismus unentbehrlich ist. Gegen seine Gegner kämpft er daher nach rein militärischen Gesetzen; er kennt nur einen Erfolg, den Enderfolg, und bis jezt hat ihm dieser noch nie gefehlt. Der geringe Widerstand, den er gefunden, beweist, daß die politischen und socialen Ziele der Parteien nirgends den Bedürfnissen der Massen entsprachen, daß Mittel und Zwecke in gar keinem Verhältnisse zu einander standen. Das neue Kaiserthum ist nur eine Entwicklungsphase in der Geschichte der Franzosen, wie der Gegenwart überhaupt. Das allgemeine Stimmrecht ist nichts wie eine großartige Farce, denn es wird, nachdem es dem Präsidenten erst die absolute Gewalt, dann die Kaiserkrone gegeben, dazu benuzt werden, um das allgemeine Stimmrecht selbst wieder zu stürzen. Das Volk wird in der lezten großen Frage, welche ihm gestellt wird, aufgefordert, durch das suffrage universel zu beschließen, daß das suffrage universel ferner nicht mehr auszuüben sey. — Auch dieser Wunsch wird dem neuen Kaiser erfüllt werden; aber gerade dieser Widerspruch wird beweisen, daß in Frankreich der materiellen Gewalt alles möglich ist, weil es keine moralische mehr geben kann.

Digitized by Google

Berlin, Oktober.

Kunst. — Theater. — Der Sommer. — Der Zollverein. — Die Wahlen. — Rektor Stahl. — Die Cholera und die Jesuiten.

Wir haben eine Ausstellung, die ihres Gleichen an Reichthum mannigfaltiger Bilder sucht; zu den Theatern, die da gewesen sind, florirend oder nur vegetirend, ist ein drittes hinzugekommen, das königsstädtische redivivum; Kroll, der Abgebrannte, ist, ein Phönix, wieder aus der Asche erstanden und hat durch eine lebendige, naturwüchsige Chinesenfamilie die allgemeine Theilnahme erregt; wir haben einen ausgezeichneten, einige sagen nie dagewesenen Sommer gehabt, eine gesegnete Ernte, der Nachherbst läßt sich auch mild und freundlich an; die Cholera, die man mit Zagen kommen sah, tritt ebenfalls verhältnißmäßig milde auf; die Eisenbahnen haben außerordentlich rentirt und versprechen ansehnliche Dividenden; es ist Friede geblieben; die Regierung bleibt fest in ihren Entschlüssen bezüglich auf den Zollverein, was der Wunsch von neunundneunzig Hunderteln der Nation ist, da in diesem Punkt alle Parteien einig sind; endlich stehen die Neuwahlen zu den Kammern vor der Thüre, womit die Furcht vor einer octroyirten Auflösung der Verfassung beseitigt ist — also alles ladet zur Freude ein, und es ist doch kein Frohsinn da.

Die Ausstellung, von der wir später reden wollen — ja, sie ist reich und es sind viele ausgezeichnete Bilder da, aber es fehlt an Käufern. Wer hat Muth, wenn er Lust hätte, Gemälde zu sammeln? Auch die Zahl der Theilnehmer an den Kunstvereinen, die fast allein noch Bestellungen und Ankäufe machen, nimmt ab. Und wenn Käufer sich wieder fänden, der Sinn für die Kunst lebendig wäre, wie ehedem, so fehlt der Kunst doch etwas. Wo ist ihr Medium, ihre Seele, ihr Ziel? Die neue Kunst, von der man gefabelt, als sie den Völkerfrühling träumten, ist ausgeblieben; die communistisch-socialistischen Bilder haben sich schon überlebt, und Carl Hübner selbst hat gefühlt, daß verhungernde Weberfamilien, Holzdiebe und erschossene Wilddiebe die Liebe für die Kunst um kein Haar weiter bringen. Aber wohin? Der Rückmarsch zu den Legenden und Heiligengeschichten steht zwar offen, aber auch die Muthigsten scheinen von der Ueberzeugung überkommen, daß da nicht mehr die Wahrheit zu holen ist. Nun werfen sich die Strebenden auf die Geschichte. Aber wie? Den Belgiern ist's gelungen, sie haben eine Geschichte und jezt wieder ein Land, wo Freiheit und Verfassung eine Wahrheit sind; auch der Franzose Laroche hat glücklich einige Momente der Geschichte aufgefaßt, die Geltung und Interesse für alle Zeiten haben. Aber unsern Malern sieht man es an, wie sie in allen Geschichtsbüchern umher blättern, damit sie etwas erhaschen, und während sie dem flimmernden Schmetterling nachflattern, haben sie den Grund und Boden, auf dem sie fest stehen sollten, verloren. Da haben wir ein buntes Quodlibet von Anekdoten, aus allen Zeitaltern und Ländern zusammengelesen, aber so wenig eine Geschichte in der Kunstproduktion, als zur Zeit des seligen Bernhard Rode, der, ich weiß nicht wie viel vergessene Tableaux aus der römischen Geschichte seinen Brandenburgischen Landsleuten hinterlassen hat.

Das neue Theater, von dem man aber noch nichts sagen kann, als daß es einige bunte oder graue Federn aus den bis da bestandenen ausgerupft hat, wird und will so wenig eine neue Epoche für das deutsche Theater heraufbeschwören, als es die ältern jezt auch nur versuchen. Das Beste ist, daß man aufgehört hat, so etwas Thörichtes zu versprechen. Ja, wenn man zurückdenkt an das goldene Morgenroth, das mit dem alten königsstädtischen Theater aufgehen sollte! an jene glücklichen Illusionen, daß man nur die Hand in den Geldbeutel stecken dürfe, die Feder eintauchen und kommandiren: es soll ein deutsches Volkstheater entstehen! Davon ist nun nicht mehr die Rede; die Einsicht hat sich von selbst gemacht. Aber auch der Traum, daß man nur in der Vergangenheit zu schöpfen und die geistigen Keime von ehemals in wohlgeheizten Treibhäusern zu pflegen brauche, um ein würdevolles Nationaltheater wieder zu erziehen, wohin sind sie! Was ist aus Ludwig Tiecks jahrelanger Arbeit in Dresden geworden? was hat sein gelegentlich erbetener Rath in Berlin gefruchtet? Wo ist nur eine Spur geblieben von des edlen Immermann Theater in Düsseldorf? Wo sind die Wirkungen von dem, was Eduard Devrient gewünscht, geschrieben, gethan? Und doch wollte August Lewald, der alte Kenner des realen Theaters, noch vor dem Völkerfrühling einen für das geistige Theater erzielen, und rief uns zu: nur in den neuen Elementen sey der Stoff, die glimmende Kohle, die man zur Flamme anblasen müsse. Die Paladine des Mittelalters haben, instinktartig oder in richtiger Erkenntniß, das Theater fast ganz aus der Beachtung gelassen. Dieses läuft nun in Deutschland seinen Weg fort wie so vieles andere, wie ein mächtiger Strom, der sein Bett verloren und im Sande sich weiter arbeitet. Aber er arbeitet sich fort bis in's Meer, denn nach dem Naturgesetz muß er irgendwo bleiben. Es ist ein Ringen um die Existenz, das Nahrung sucht, wo es sie findet, darum kein Kostverächter seyn darf. Und wer will's ihm verargen, unbeschadet der edlen elegischen Liebhaberei, die jeden Sonnenstrahl in einem Brennglase aufgreift, um den Versuch zu machen, ob sich der Boden nicht zu edlerer Frucht erwärmen läßt? Ist darauf doch unser Treiben und Denken auch für alle andern öffentlichen Zustände hingewiesen. Wir müssen nach Nahrung haschen, um nicht einen Selbstmord zu begehen.

Selbst der Wundersommer unterliegt einer Kritik, welche das Zufriedenheitsgefühl nicht aufkommen läßt. Die Sonne brannte zu sehr, darum hat sie viele Felder und Wiesen verbrannt; die Wärme war zu andauernd,

Digitized by Google

darum entspricht die Qualität und die Quantität des gewonnenen Korns nicht den Erwartungen! Und doch ist reicher Segen da, und dennoch steigen die Preise der ersten Lebensmittel, statt zu sinken. Es ist nur der Werth des Geldes, der gesunken ist, will man uns trösten, die Wirkung aus der Ferne, der Segen Californiens und Australiens, der auf die alte Welt zurückträuft. Das ist die wahre, nothwendige, durchgreifende Revolution, rufen uns die Producenten vom Lande zu; das Produkt steigt zu seinem wahren Werthe, das Kapital sinkt von seinem erkünstelten, erzwungenen herab. Was, wenn dem so ist, wird der Trost seyn des hungernden Proletariats? Und wenn der Arbeitswerth, wenn selbst die freiwilligen und erzwungenen Abgaben für die Armuth verhältnißmäßig steigen, welches neue Proletariat muß sich bilden aus denen, die auf ihr Altentheil eines bestimmten, knappen Geldeinkommens angewiesen sind? Aber diese Revolution ist uns ja längst angekündigt, der Krieg ist der Herrschaft der Ideen, dem Geiste erklärt; die Agrikulturinteressen sollen die herrschenden seyn, und dann wird Friede seyn und Wohlgefallen auf der Erde, vorläufig auf dem Continent des alten Europas — wie Friede und Wohlgefallen ist in dem alten Asien, wo für die Ideologen allerdings alles und jedes Terrain seit Jahrhunderten verschwunden ist, lauter patriarchalische Naturzustände.

Auch ist Friede geblieben und die Weisheit der Regierung hat für den Fall vorausgesorgt, daß Preußen isolirt stehen, nach allen Winden Front machen und sich in den Mantel seiner Würde und Resignation hüllen wird. Wäre dieser Mantel noch von dem festen Tuche des alten Ziethenschen Husaren, der dazu sein: Schier dreißig Jahre bist du alt! getrost singen konnte, so würden auch wir uns getrost in denselben hüllen. Aber wer sagt uns, ob das Tuch nicht doch morsche Stellen hat? fragen viele, die den Muth zwar billigen, sich aber doch noch nicht freuen mögen. — Die meisten Eisenbahnen haben eine ungeheure Frequenz gehabt; sie würden im Verhältniß zu der erwarteten Dividende im Course bedeutend steigen, aber wenn Deutschland in drei, aber auch nur in zwei Theile zerschnitten wird, von denen der eine im Zickzack um die gegenwärtigen Grenzen unseres Staates läuft, was helfen dann die geraden Schienenstränge, wenn überall Barrièren den Schnelllauf der Lokomotiven hindern? Die Frage: was ist Berlin ohne Leipzig? ist zwar nicht von der Bedeutung wie die entgegengesetzte: was ist Leipzig ohne Berlin? aber ein durch Jahrhunderte geknüpftes Band zerreißt man nicht leichten Herzens, und wenn auch die eigene Industrie sich in lezter Zeit wunderbar entwickelt hat und für neunzig Dinge unter hundert das Gebiet der Coalition nicht aufzusuchen braucht, so wirkt doch schon die Verkehrsstörung durch die Rückstauung der zehn übrigen auf das Ganze sehr störend zurück. Baares Geld ist zur Zeit im Ueberfluß an den Orten, wo es sich sammelt, vorhanden; auf's Land, in die entfernten Provinzen wird man es aber erst dann tragen, wenn die große Frage zur Lösung gekommen ist.

Auch stehen wir vor den Wahlen. Eine Bangigkeit vor dem Ausfall ist nicht merklich. Nur beschäftigt ein doppelter Zweifel: ob die Theilnahme daran groß seyn, oder die Apathie und Muthlosigkeit auch da sich zeigen wird? Der zweite: was eigentlich die Regierung will und wünscht? Sie schweigt noch; auch die untergeordneten Organe machen sich nicht laut. Ihre Stellung nach außen, so schließt eine vernünftige Logik, macht ein starkes, unabhängiges Parlament wünschenswerth, eine Macht, auf die sie sich stützen kann, Kammern, die weder aus einer principiellen Opposition bestehen, noch aus unterwürfigen Beamten, noch aus trotzenden Junkern, die mit kaum verhüllten Worten ihr zurufen: „unser ist die Macht, und daß wir sie einstweilen euch lassen, ist nur die Folge von Conjunkturen oder einer Gefälligkeit, von der wir erwarten, daß ihr sie zu schätzen und zu berücksichtigen wißt.“ Aber ein dunkler Vorhang ruht über den Beschlüssen, und daß man zuwarten zu wollen scheint, wie sich die Kammern bilden, wie sie sich entwickeln, trägt nicht dazu bei, die Stimmung zu beruhigen und zu erheitern. Aber Stürmen sehen wir doch nicht entgegen.

An der Universität hat Stahl mit einer Rede am königlichen Geburtstag sein erstes Rektorat angetreten. Man hat der Wahl dieses Mannes, des entschiedenen Führers einer Partei, welche den preußischen Staat, wie er ist und historisch geworden, umgestalten und auf verlorene, fast vergessene Zustände zurückführen will, eine große Bedeutung beigelegt. Wohl nicht ganz mit Recht; der atmosphärische Druck, der sich einmal der lebendigen Bewegung mitgetheilt, geht auf alle Theile über. Sie fügten sich an der Universität nur der Wucht, der zu widerstehen sie keine elastische Kraft hatten, keinen Beruf empfanden. Es war keine Zustimmung zum Princip. Aber scheint es doch fast, daß selbst dieser Parteiführer vor dem raschen Consequenzengange seiner Theorie erschrickt. Darauf deuten wenigstens Worte in seiner Antrittsrede. Er ruft zum Festhalten auf, wie gegen den Fanatismus der Demokratie, so gegen die absolute Gewaltherrschaft, welche auch das germanisch christliche Institut der Universitäten bedrohe. Der Satz: Autorität, nicht Majorität, ist allerdings ein schöner Satz, so lange man selbst die Autorität ist, er wird aber unbequem, wenn eine andere Autorität der unsern ihren Stempel aufdrücken will. Uebrigens ist beachtenswerth, daß von allem Vergänglichen, was sich für stabil und ewig hält, die deutschen Universitäten am längsten und kräftigsten den Stürmen, von woher sie auch kamen, widerstanden haben. Sollte es dem gegenwärtigen gelingen, auch ihren Bau an der Wurzel zu knicken und die deutsche Universitas allüberall zu einer obligaten Schule herabzudrücken, so wäre das eine geistige Revolution von unberechenbaren Folgen; ob zum Vortheil derer, welche die Operation in ihrem momentanen Interesse versuchen, ist mehr als zweifelhaft.

Auch an dem großen Streit über die Jesuitenmissionen nahm das Publikum nur sporadisch Antheil, wo entzündbare Massen waren, freilich desto heftigeren. Aber die Apathie senkt auch über die kirchlichen Angelegenheiten ihre bleiernen Fittiche. Selbst der Schreck vor der Cholera wirkte bei dem allgemeinen Luftdruck nicht so intensiv wie bei ihren früheren Wiedererscheinungen. In Posen nur war es anders, weil sie mit blitzartiger Schnelle und Heftigkeit ihre Opfer, und zwar aus den höchsten Kreisen holte. Eine Rückwirkung übte dieß auch hier und man entschloß sich darauf, sie officiell anzuerkennen. Dießmal

hat es den Anschein, als habe die öffentliche Anerkennung ihre Wuth gedämpft. Die Hoffnung, daß man aus Frankreich eine Art Radikalmittel gegen die Krankheit erhalten werde, hatte sich einigen eingeflößt, welche die persönliche Bekanntschaft des lebhaften Reisenden gemacht, der das Arcanum angeblich mit sich brachte. Ein katholischer Priester aus der Nähe von Lille, ein Curé Petitjean, reiste mit ungemeiner Hast durch die preußischen Staaten, um Berlin bei Zeiten zu erreichen. Er schien nichts mit sich zu führen als seinen Priesterrock, ein Brevier und eine Flasche mit einer dunkelgelben Flüssigkeit, die er mit ungemeiner Sorgfalt behandelte. Denen, welche die Flasche mit einigem Lächeln betrachteten, versicherte er, es sey zwar ein Spirituosum, aber nicht zum trinken, sondern eine Medicin. Auch zögerte er nicht lange mit der Erklärung, es sey ein von ihm entdecktes Arcanum gegen die Cholera; er habe es in seinem Domicil und den benachbarten Distrikten mit ungemeiner Wirkung versucht, und wolle nun nach der preußischen Hauptstadt, um auch dort, im Beiseyn der Aerzte, es zu prüfen. Seine Besorgniß war nur, daß er in Berlin nicht auf die eigentliche Krankheit stoße, und seine Absicht sey, für diesen Fall schnell nach Danzig und den benachbarten Dörfern, wo sie am heftigsten wüthe, zu eilen. Der lebhafte Franzose trat mehr in ihm hervor als der Clerikee. Er verbrachte die Stunden auf der Eisenbahn nicht, wie seine Confratres zu thun pflegen, im eifrigen Lesen des Breviers, sondern erfreute sich an der Unterhaltung, bei der seine außerordentlich deutliche Aussprache half. Er muß ein guter Kanzelredner seyn. Seine politischen Ansichten verbarg er nicht, er war ein Mann der Ordnung und hielt Louis Bonaparte für den Helden derselben, dem deßhalb alle Freunde der Ordnung zustimmen müßten, also auch der Clerus und die Legitimisten, wobei er aber merken ließ, daß er Napoleon, ob Präsident oder Kaiser, nur für einen Uebergangspunkt zu einer noch bessern Ordnung halte. Indeß bewilligte er ihm doch eine zehnjährige irdische Frist. In eigentliche Wärme gerieth er aber nur, wenn er auf die Verwüstungen der Cholera, auf die Mißverständnisse der Aerzte, auf sein eigenes Mittel zu sprechen kam. Seine Darstellungsart hatte nichts Charlatanartiges, man konnte ihm Glauben schenken. Das Epidemische der Krankheit ließ er auf sich beruhen, bestritt aber, daß es verschiedene Choleraarten gebe, der Unterschied liege nur in der mehr oder mindern Stärke der Ausbildung. Das Wesen sey die Stockung des Bluts, die, wenn sie das Herz erreicht, auf dem höchsten gefährlichen Grad angekommen; ihre Symptome kenne dann jeder Arzt und wirke dahin, die Stockung zu heben, den Blutlauf zu befördern, die Transpiration wieder hervorzubringen; denn bei vollkommener Transpiration keine Cholera. Die Mittel aber, im lezten Stadium Blutumlauf und Schweiß zu erzeugen, seyen noch ungenügend; sein Elixir sey nun nichts als ein unschädliches Compositum aus Stoffen, die er überall finde, um die Stockung zu heben, das Blut rasch in Circulation zu setzen und den Schweiß hervorzurufen. Es klang so rationalistisch, so beruhigend, daß den Zuhörern der Glaube weit mehr durch seine Entwicklung der Krankheit als durch die Erzählung der vielen hunderte von Wunderkuren kam, die ihm gelungen seyen. Die Aerzte hatten ihn in Frankreich verfolgt, denuncirt, aber die Maires und Präfekten hatten ihn geschüzt; wenn die Aerzte eingestanden, daß sie nicht mehr helfen können, müsse jeder das Recht dazu haben. Herr Petitjean läugnete auch nicht, daß er neben dem schönen Beruf, ein Menschenwohlthäter zu seyn, gern an einen Vortheil für sich selbst denke, und sey seine Methode erst geprüft und anerkannt, werde er keinen Augenblick zögern, sie zu jedermanns Nutzen bekannt zu machen. In Berlin, wohin er einen halb eingeweihten Freund vorausgeschickt haben wollte, hat man indeß nichts von ihm gehört; aber aus Danzig kam jüngst die Kunde, man habe nun einen Choleradoktor mehr, der gegen die Krankheit notorisch nichts ausgerichtet, aber auch einen Jesuiten mehr zu den vorhandenen, von deren Wirksamkeit man eben so wenig wisse, allein desto mehr vermuthe. Die Sache ist durch diesen Zeitungsartikel wohl noch nicht erledigt. Alberne Furcht sieht überall Jesuiten, aber wo diese ein Recht und die Freiheit erlangt haben zu erscheinen, wie sie gesehen seyn wollen, und von den Dächern und auf den Märkten zu predigen, ist nicht wohl abzusehen, weßhalb sie sich in der Maske von Wunderdoktoren präsentiren sollten.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 46. 14. November 1852.

Verflucht Geschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! komm mit! Es kann nicht anders seyn,
Ich tret' heran und führe dich herein.

Goethe.

Coelum, non animum mutant.

Horat:

Laterna magica auf dem Rigi.

Seit tausend und aber tausend Jahren trägt nun schon der Titlis seinen breiten Talar und noch immer schimmert er so blank und weiß, als hätte er ihn eben von der Wäscherin erhalten. Auch nicht erst seit gestern schaut die verschämt erröthende Jungfrau über die Schultern des Mönchs herüber dem Lever der Sonne zu. Die Thürme der Musegg spiegeln sich nun schon etliche Jahrhunderte lang Tag für Tag im blauen See von Luzern, und es grünen die Matten und Obstbäume von Arth heuer nicht minder üppig als andere Jahre. Mich kurz zu fassen — die ganze Bescheerung, die man vom Belvedere des hôtel du Rigi-Kulm aus sieht, wenn man nicht gerade mitten im dichten Nebel steckt, strahlt leider immerfort im nämlichen frischen, unverwüstlichen Schönheitsglanz. Ich sage leider vom Gesichtspunkt des korrespondirenden Touristen aus. Es wäre fürwahr ein undankbares Geschäft, die neunhundert neun und neunzig mal beschriebene, besungene und gemalte Schönheit dem ungeduldigen Leser zum tausendsten male schildern zu wollen.

So will ich mich denn von vornherein bescheiden und keinen einzigen Pinsel voll Farbe weder an das Azur der bekannten vierzehn Seen, noch an das Silber des Firnenschnees, oder an den violetten Duft der Unterwaldner Berge, oder an die goldbesäumten Abendwolken, die über dem blaßblauen Jura schweben, verschwenden, sondern mich lediglich an das Geschlecht langbeiniger Cicaden halten, das „immer fliegt und fliegend springt und gleich im Gras sein altes Liedchen singt,“ trotzdem aber dem Beobachter stets wieder neue interessante Seiten bietet, besonders dann, wenn man es an langen Bergstöcken über die grünen Rigiweiden hüpfen sieht.

Die Geologen lehren uns, daß jede im Verlauf der Erdgeschichte aussterbende urweltliche Species des Thier- oder Pflanzenreichs durch einen analogen, den veränderten Zuständen der Erdrinde angepaßten Stellvertreter ersezt worden ist. Gleiches Gesetz herrscht in der Geschichte der Menschheit. Die Zigeuner kommen fast nur noch als Petrefakten im Diluvium jener Romanliteratur vor, welche sich in den staubigsten, finstersten Winkeln der Leihbibliotheken abgelagert hat; dafür hat Gott das heimathlose, unstäte Volk der Touristen werden lassen. Gleich den Zigeunern haben die Touristen ihre besondere Sprache, mit der sie durch die ganze Welt kommen; auch sie säen nicht und ernten nicht und finden dennoch überall einen

Digitized by Google

gedeckten Tisch; die Touristen freuen sich gleich den Heimathlosen der besondern Obsorge der Polizei, die mitteist Paßvisas und Fremdenbüchern jeden ihrer Schritte überwacht; wie die Zigeuner, Störche und Schwalben erscheinen sie „mit jedem jungen Jahr," und verschwinden wieder, sobald die rauheren Lüfte wehen und die Blätter fallen. Freilich verkaufen die Touristen nicht Mäusefallen, oder flicken Pfannen, oder geben sich mit Wahrsagen ab, sondern schreiben Reiseeindrücke oder zeichnen Skizzen in ihre Albums; auch kehren sie nicht um Gottes Willen bei reichen Bauern ein und lagern in der Tenn auf der Streu oder draußen im grünen Wald auf dem Moos, sondern logiren in comfortabeln Hotels, schlafen in eleganten Zimmern und guten Betten, speisen an der Table d'Hôte und bezahlen vor der Weiterreise ihre Rechnung. Letzteres ist eben die durch die Umgestaltung der Oberfläche unseres Planeten veranlaßte neue Lebensbedingung, woran die alten Zigeuner zu Grunde gehen: man kommt nicht mehr durch die Welt, ohne Morgens seine Rechnung zu bezahlen. — Es ist keine bloße Phrase, wenn ich sage, der Rigi sey das allgemeine Sommer-Stelldichein unserer modernen Zigeuner. Allabendlich klimmen sie zu Hunderten von allen Weltgegenden her den jähen Berg hinan. Zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang wimmelt es auf der hohen Kuppe von Mephistos langbeinigen Cicaden, die, sobald das Tagesgestirn wieder höher steigt, nach allen Richtungen der Windrose auseinander stäuben, um neuen Schwärmen Platz zu machen.

Wie unsere heutigen Zigeuner, die Touristen, mit ihren Macintoshes, Impermeables, Slips, Shawls, mit ihren Cabriolets und Parasols, mit ihren Lorgnons, Binocles und Feldstechern, mit ihren Murrays, Bädekern und Albums mehr zu den Kunst- und Industrieerzeugnissen als zu den Naturprodukten gehören, so ist auch der Rigi kein eigentlicher Naturberg mehr. Er ist zu einem kolossalen Belvedere und Diorama geworden für jene Blasirten, welche zwischen Oper und Ballet zur Abwechslung einmal einen Sonnenauf- oder Untergang, d'après nature aufgeführt, mit ansehen wollen. Dieses Monster-Diorama hat gleich andern ordentlichen Theatern seine Zufahrten, seine Haupteingänge mit Thürschweizern und Logenschließern, sein Parterre, seine Logen und sein Paradies, seinen Foyer mit Zettel- und Lorgnettenverkäufern und seine Theaterrestaurants. In Zug und Luzern, in Brunnen und Flüelen harren des Touristen elegante Dampfschiffe und führen ihn so schnell als bequem nach Arth oder Weggis, nach Küßnacht oder Gersau, wo die Eingänge zum Diorama sich befinden. Dort treten sie einen Augenblick in die Loge des Portiers, welche den Namen „Concordia" oder „zum Löwen" oder „zum Schwert" oder dergleichen führt. Der Portier ist angelegentlichst um sie besorgt. Wünschen Sie die etwas steilen und langen Logentreppen auf einem sichern Saumthier zu ersteigen? In Weggis stehen vierzig Pferde gesattelt und gezäumt, eben so viele in Arth, vielleicht zwanzig in Goldau und fünfzehn in Küßnacht, nach Belieben mit Herren- oder Damensätteln ausgerüstet. Oder beliebt es Ihnen, auf bequemem Lehnstuhl nach Ihrem Platze getragen zu werden? Die Tragsessel stehen schon zur Stelle — setzen Sie sich hinein — zwei, drei, vier, ja sechs Träger, je nachdem Sie zu den mehr oder minder gewichtigen Leuten, zur mehr oder minder leichten Waare gehören, sind bereit, Sie den Berg hinan zu schleppen. Aber Sie sind rüstig, Sie ziehen es vor, den Berg zu Fuß zu besteigen? So ergreifen Sie den sechs Fuß langen Stock, welchen Ihnen einer der dienstbaren Berggeister entgegen streckt und auf dem der Stempel des Berges, die vier Buchstaben RIGI, bereits aufgebrannt ist. Ein anderer Geist ladet sich Ihren Reisesack, wenn's seyn muß, Ihren Reisekoffer auf den Rücken. Ein dritter, flüchtig, als hätte er von den berühmten amerikanischen Heuschreckschuhen angezogen (und doch ist er barfuß), eilt voraus, um Ihnen für die nächste Nacht ein comfortables Bett zu bestellen. Und nun munter die zwei bis drei Stunden lange Treppe hinan, die zu Ihrem Logenplatz führt!

Das „Paradies" unter den Zuschauerplätzen des Rigidiorama ist eigentlich ein umgekehrtes, nämlich unten statt oben. Man nennt diesen Platz das Klösterli und man sieht daselbst nicht viel mehr als Tannen und Weide und, wenn man auf dem Rücken liegt, etwas Himmel. Dafür zahlt man aber auch nicht mehr als drei Franken für vierundzwanzig Stunden, gute Verköstigung und Schlafstelle mit inbegriffen. Das „Klösterli" besteht aus einigen patriarchalischen, aus Holz construirten Gasthöfen, deren Kern ein Kirchlein und Kapuzinerkloster ist, tief in jener engen Bergschlucht verborgen, durch welche der Pfad von Arth, Goldau und Lowerz her nach der Spitze des Berges führt. Diese Wirthshäuser dienen eigentlich mehr zu Nutz und Frommen andächtiger Wallfahrer, welche bei unserer lieben Frau, „Maria zum Schnee," Trost und Hülfe suchen, als jener weltlichen Pilger, die der schönen Aussicht und reinen Luft zu lieb den Berg besteigen. Doch gibt es immer noch Leute, welche eine Kur auf dem Rigi (oder, schöner gesagt, der regina montium die Kur) machen wollen, und haben leider nicht mehr als drei Franken per Tag dafür aufzuwenden. Diese Leute sind aber in der Regel nicht in London, Paris oder Petersburg zu Hause, sondern in Arth, Schwytz oder Zug und treffen zwei Fliegen mit Einem Klatsch, eine himmlische und eine irdische, schauen zwar etwas weniger fashionabel, aber nicht minder vergnügt aus, als die blasirten Großstädter, die auf den Sperrsitzen und der galerie noble sitzen.

Digitized by Google

Als „zweiter Rang" qualificiren sich die Staffel und Rigi-Scheideck und kostet ein Platz daselbst im Abonnement per Tag vier Franken. Die Staffel ist sowohl zum Studium des Schauspiels als der Zuschauer ein besonders günstiger Punkt. Den effektvollen Abgang der Sonne von der Tagesbühne zu bewundern, ist man hier so gut placirt, als irgend wo, und um die Prachtdekoration des Sonnenaufgangs recht genau zu sehen, darf man sich nur auf das Belvedere des Rothstocks bemühen, kaum ein Viertelstündchen von der Staffel entfernt. Und welcher von den tausend Touristen, die von Arth oder Goldau herkommen, kann sich, wenn er den lezten Schritt auf den Kamm des Berges macht und dann mit einem mal, wie durch Zaubergewalt, das Prachtpanorama vor sich aufgerollt sieht, eines Ausrufs, einer Gebärde erwehren, die selbst in das zugeknöpfteste Herz einen tiefen Blick werfen läßt! — Die Staffel wäre also ein so guter Platz wie einer, wäre nur der fatale Zugwind nicht, der einem hier zu jeder Stunde durch Mark und Knochen bläst, und der saure Veltliner des Wirths und die hölzernen Wände und Decken der Gastzimmer, welche nach Lichterlöschen die vollständigste Illusion hervorbringen, es gebe im Hôtel du Staffel gar keine Wände und Decken, da man aus den sechs oben und unten und zu den Seiten angebauten Zellen jedes vorkommende Knistern, Flüstern und Rieseln hört, als geschehe es im eigenen Zimmerchen, was besonders für Damen etwas zu viel Oeffentlichkeit seyn dürfte.

Rigi-Scheideck möchte ich die südöstliche Eckloge des Rigitheaters nennen. Die Schweizerfamilie ist hier unter sich und freut sich der guten Tafel des Wirths und der vortrefflichen Rundsicht, in welche der Dossen gegen SW. und der Kulm gegen NW. nur ganz unbedeutende Einschnitte machen, ungenirt und ohne Glacéhandschuhe. Dagegen läßt sich von hier aus blutwenig von der übrigen Zuschauerschaft erblicken. Der Weltverkehr berührt die Scheideck nicht und der Touristenstrom, der Tag für Tag den Rigiberg überfluthet, berührt kaum den Fuß dieses stillen Vorgebirgs.

Etwas theurer als die vorgenannten Plätze ist die niedliche, wohnliche und comfortabel eingerichtete Parketloge „das kalte Bad." Seinem frostigen Namen zum Troz freut sich das kalte Bad vor allen Kurorten und Gasthöfen des Rigi der mildesten und freundlichsten Lage. Seine Aussicht ist zwar etwas beschränkt und öffnet sich nur gegen Süden; da haben sich aber gerade jenseits des grünen Sees die Urner und Unterwaldner Berge und die Schneemänner des Berner Oberlandes hingestellt, und zu unsern Füßen blickt aus dunkeln Kastanienwäldern das weiße Kirchlein von Fitznau, und dort drüben sonnen sich die stattlichen Häuser von Beckenried, und darüber weg gucken neugierig Seelisberg und Emmatten mit ihren hellgrünen Weiden — ein hübsches Stück von Fern- und Nahsicht, womit man sich zum täglichen Hausgebrauch schon begnügen kann. — Das kalte Bad führt bekanntlich seinen Namen von einer eiskalten Quelle, die aus einer Felsspalte entspringt, welche zunächst eines zwischen tannenbewachsenen Nagelfluhblöcken verstecken Kirchleins sich befindet. Kranke und Presthafte kamen vor Zeiten hieher, im Kirchlein zu beten, tauchten dann mit sammt den Kleidern in das Eiswasser und ließen sich schließlich an der Sonne trocknen, woraus die Moral zu ziehen, daß die Hydropathie schon vor Prießnitz hier oben im Gange war. Heutzutag finden wir an derselben Stelle, wo ehemals die Wasserkuristen an der Sonne lagen, fünfthalbtausend Fuß über dem Mittelmeer in einem eleganten Kurhause das meiste, was zum Comfort des Lebens erforderlich ist. Vor kaum mehr als drei Jahren stand da ein Haus von Holz, mit Schindeln gedeckt. Es war im Spätsommer 1849 und nur noch wenige Gäste oben, welche eines schönen Tages eine gemeinschaftliche Excursion unternahmen. Gegen Abend wollten sie ihr Quartier wieder aufsuchen; — siehe da! es war unterdessen abgebrannt und von der ganzen Herrlichkeit nur noch ein Haufen Asche zu sehen. Ein Glück, daß der Brand Mittags und nicht Mitternachts ausbrach, sonst hätten die Kurgäste nicht nur die Schlösser ihrer Nachtsäcke, sondern ihre eigenen Knochen in dem Aschenhaufen suchen können. Der Eigenthümer des kalten Bades, Herr Segeßer aus Luzern, unternahm es, ein feuerfesteres Gebäude herzustellen. Es war dieß keine leichte Arbeit. Weder die Nagelfluhfelsen noch die knorrigen Tannen des Rigi können als Baumaterial benuzt werden; jedes Brett, jeden Baustein, jeden Ziegel mußte man auf Menschenschultern hinauf schaffen. Als im Jahr 1850 die Rigisaison begann, stand das neue Kurhaus des kalten Bades der Gäste harrend fix und fertig da. Der Bau war im Verlauf von acht Wintermonaten begonnen und vollendet worden, während die Winterdecke sechs bis zehn Fuß hoch auf dem Berge lag und über derselben die Schneestürme „gurten." Ueber die beschneiten und beeisten Pfade hatten die Männer von Weggis vierzigtausend Centner Material vom Fuße des Berges auf den Bauplatz getragen. Jezt können wir im kalten Bad ruhig unser Haupt hinlegen, ohne Gefahr zu laufen für unsern Naturenthusiasmus den Märtyrertod in den Flammen zu sterben. Breite steineene Treppen führen bis in die obersten Stockwerke, das Ziegeldach wird von Blitzableitern überragt, und klopfen wir an die saubere Tapetenwand unseres Schlafzimmers, so antwortet uns keineswegs der helle Ton der Bretter, sondern der dumpfe Schall des Mörtels. In Anbetracht der Umstände gehört der Bau des Kurhauses zum kalten Bad zu den architektonischen Kraftstücken,

Digitized by Google

welche in die Annalen der Baukunst verzeichnet zu werden verdienen.*

Wir haben nun noch des Platzes im Rigi-Diorama zu erwähnen, welchen jene große Mehrzahl der Besucher frequentirt, die nur einer einzelnen Vorstellung beiwohnt und nicht gerade ein Abonnement nehmen will. Auf dem höchsten Höcker des Rigibergs steht das Hôtel du Rigi-Kulm, ein wirkliches Hôtel, viele Stockwerke hoch, mit flachem Dache, zurückstehendem Hauptgebäude und vorgeschobenen Flügeln, — ein Hôtel, welches aussieht, als hätte man es aus der ersten besten modernen Stadt herausgehoben und auf den kahlen Gipfel eines hohen Bergs gestellt, — ein Hôtel, welches zu den mit Wachholdersträuchern und verkrüppelten Föhren bewachsenen Weiden und dem Kuhglockengeläute nicht besser paßt, als etwa ein natürlicher Senn mit seiner Heerde in einen teppichbelegten Stadtsalon. Im Hôtel du Rigi-Kulm sind wir recht eigentlich im Foyer des Rigitheaters. Da ist kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs — ein paar Viertelstunden vor Sonnenuntergang und Sonnenaufgang — ein Getriebe und Gewimmel, dem Foyer der Pariser Oper zum Trotz. Da ruft einer die »analyse de la pièce« aus, das Rigipanorama, ein anderer den Text, betitelt »souvenirs du Rigi;« ein dritter handelt mit Operngläsern und Feldstechern, ein vierter mit Gemshörnern, die irgend eine kultivirte Ziege getragen hat, was übrigens viel bedeutsamer ist, als wenn es ächtes Gemshorn wäre, da auf dem Rigi wohl viele Ziegen weiden, aber durchaus keine Gemsen; der dietet uns Bergstöcke an, jener Pfeifen, theils aus Pseudogemshorn, theils mit Lokalfarbe, d. h. wie sie die Sennen und Aelpler des Rigi rauchen. Jetzt ertönt das Orchester. Wir erwarten die zwar etwas rauhen und patriarchalischen, aber dennoch eigenthümlich ansprechenden, langgezogenen, dumpfmelancholischen Töne des Alpenhorns zu hören. Weit gefehlt! Der Verfertiger und Bläser des Instruments hat in einer glücklich inspirirten Stunde seine Birkenrinde in Form einer Trompete gewunden und erfreut unser Trommelfell mit einem heiseren, kreischenden Posthornstückchen, welches er mit der ganzen Kraft seiner Lunge heraustrompetet. Nun, es wurde schon manch schönes Stück nach einer miserabeln Ouverture aufgeführt, und die Sonne ist mindestens eben so klassisch als die Rachel und versteht sich gleichfalls auf Effekte. Doch lassen wir das. Ich wollte ja das Theater und die Zuschauer und nicht das bekannte und sogar etwas veraltete Stück an meiner laterna magica vorüberziehen lassen. —

Wir haben uns ein vierzehntägiges Abonnement im kalten Bad genommen. Dem um zwölf Uhr eingenommenen copiösen Mittagsmahl zum Trotz ließen wir uns um Vier den Milchkaffee mit Butter und Honig nicht desto minder schmecken. Das macht die Rigiluft. Nun schlendern wir bergaufwärts der „Staffel“ zu und setzen uns dort vor das Haus auf die hölzerne Bank. In blauer Ferne erhebt sich wie ein niederer Wall der Jura, zur Rechten noch ferner der Schwarzwald. Das zwanzig Stunden breite Thal zwischen uns und jenen Bergen erscheint uns von unserm hohen Standpunkt aus so eben als eine Schiefertafel; ein Duft, ein halbdurchsichtiger Nebel schwebt darüber von der sich neigenden Sonne rosig überhaucht. Vor uns, wie einen Spiegel, den man in die Wolken hing, sehen wir den Sempacher See. Ein goldglitzerndes Band durchzieht die Emme im Westen das Luzerner Biet, während nördlich die silberne Reuß sich in's Aargau hinüberschlängelt. Kornblumenblau schaut der Zuger See aus der Tiefe vierthalbtausend Fuß unter unsern Sohlen. Zug, Immensee, Küßnacht glänzen noch im Sonnenschein, während Luzern und sein Busen schon von den Schatten des Abends umflort werden.

„Ah!“ — Ein paar Männer stehen neben uns, blond, bärtig mit grauen Schlapphüten. Sie kamen zu Fuß, den Weg von Arth oder Goldau her. Unerwartet, urplötzlich lag das große Panorama vor ihnen ausgebreitet; sie finden keinen andern Ausdruck ihrer Ueberraschung und Bewunderung, als jenes tief heraufgeholte, langgedehnte „ah!“ — Da kommt eine Caravane zu Pferd, fünf bis sechs, Männer mit fein geschnittenem Profil und wohldressirten Schnurrbärten, Damen, die mit keckem Blick in die Welt hinaus schauen und unruhig in den Sätteln rutschen. Die Saumpferde, von jeher so dressirt, stellen sich vor der Aussicht in Front auf. »Ah, que c'est joli! — quel charmant spectacle!« und nach zwei Minuten schon: »allons, en avant — hup!« Führer, Treiber, Pferde eilen mit den ungeduldigen Touristen fürbaß. »Comme à l'opéra!« hören wir noch eine der davon reitenden Brünetten rufen.

Noch immer stehen die blonden Bärtigen in stummer Verzückung, als, dießmal von Weggis her, eine zweite Gruppe von Reitern sich nähert, deren Pferde sich wieder vor die Aussicht in Front postiren. Voran reitet ein langgliedriger Herr mit stark convexem Profil; bis auf zwei Büschel dicht unter den Backenknochen ist er glatt rasirt, hat eine Lorgnette in's Auge gekniffen und trägt den schwarzen Cylinder ziemlich weit hinten auf dem Kopf. Ein Frauenzimmer folgt, blaß, blond, schmachtlockig, gerade wie ein Ausrufungszeichen im Sattel sitzend. Beide lesen eifrig in ihren

* Xaver Segesser, obgleich kein gelernter Architekt, sondern bloß Autodidakt, hatte schon früher sein Meisterstück gemacht; von ihm rühren die Plane zum Schweizerhof in Luzern her, dem schönsten Gasthof der Schweiz, der jezt Eigenthum seines Bruders, des Obersten Eduard Segesser ist.

Digitized by Google

Reisehandbüchern. Nebst den Trägern und Treibern der Saumpferde befindet sich ein Führer in ihrem Gefolge, eines jener Faktotum, die sich schon in Bern, Basel, Zürich oder Genf reichen Touristen anhängen, sie während der ganzen Dauer der Schweizerreise begleiten und je nach Bedürfniß bald die Rolle des Cicerone, bald jene des Couriers oder Kammerdieners spielen. Der Führer bemüht sich seiner Herrschaft die Tellskapelle und die hohle Gasse bemerklich zu machen, die zwischen Immensee und Küßnacht zu unsern Füßen liegen, wobei er ihr in einigen kecken Umrissen die ganze Tellengeschichte zum besten gibt. Der Herr im Cylinder hört gemüthsruhig zu, bis der Führer zu Ende ist, sagt dann trocken: »moa je ne croa pas.« und wendet sein Pferd dem Kulme zu.

Ein — zwei Tragsessel! Vier Männer, denen der perlende Schweiß über die Stirne und die braune Brust rinnt, schleppen eine wohlbeleibte Dame den Berg hinauf. Im zweiten Sessel sitzt ein junger Mensch — ein seltener Fall, daß ein Mann sich des Tragsessels bedient. Blasirt, theilnahmslos schauen Mutter und Sohn in's Blaue hinaus. Zwei Livréebedienten mit Kalmückenphysiognomien traben neben den Tragsesseln her. Die Träger wollen abstellen; „fort, vorwärts!" herrscht die dicke Dame, aber die keuchenden Männer schauen sich lächelnd an: „erst ein wenig verschnaufen!" — »Quelle impertinence!« ruft die Mutter dem Sohne zu; »ça devrait nous arriver en Russie!«

Kaum sind wir ein Viertelstündchen auf der hölzernen Bank gesessen, so haben wir schon vier Nationalitäten an uns vorüberziehen sehen. Aber mehr und mehr schwillt der bergauf drängende Strom, die Gruppen zerrinnen, die Nationalitäten vermischen sich. Pferde, Fußgänger, Tragsessel bewegen sich in ununterbrochener Schlangenlinie bergaufwärts. Folgen wir und versuchen im Hinansteigen eine ungefähre quantitative Analyse des bunten, vor uns her eilenden Getümmels.

Suchen wir zuerst die Deutschen heraus. Von den Engländern unterscheiden wir sie leicht am üppig wuchernden Bartwuchs, von den Franzosen am schlichteren Kleide, vom Italiener am blonden Haar; am leichtesten sind sie mit den Schweizern zu verwechseln, welche letzteren, wenn sie nicht sprechen, an der ein klein wenig potenzirten Vierschrötigkeit zu erkennen, es schon eines geübten Auges bedarf; sprechen die Schweizer, so können sie freilich ihre Nationalität unter keinen Umständen verläugnen. Nahezu die Hälfte der Masse stellt sich als Deutsche heraus. Das bewirken die deutschen Eisenbahnen, die am Bodensee und bei Basel ausmünden. Von den meisten Punkten Süd-, West- und Norddeutschlands gelangt man jezt in längstens zwei Tagen nach der Schweizer Grenze. Welcher Gebildete versagt sich da noch das Vergnügen einer Schweizerreise? und wie groß ist in Deutschland die Zahl der „Gebildeten!" — Aber selbst bei der kleinsten Schweizerreise von Norden oder Osten her sucht der Tourist mindestens bis auf den Rigi zu gelangen.

Nach den deutschen Bundesstaaten ist old England am stärksten vertreten. Wer kennt nicht den Engländer beim ersten Blick? »Starch is the thing,« schrieb jener englische Modelöwe, von welchem uns Semilasso erzählt, in seinem Testament. Stärkemehl ist das äußere Wesen des Engländers. Stärke ist in des Engländers Hemdkrägen, in seiner Halsbinde, in seinen Nackenwirbeln und in seiner Conversation. Die Söhne Albions mögen etwa den vierten Theil der Rigitouristen ausmachen. Darunter mögen jedoch einige Procente Neuengländer mitlaufen, jener »would be Aristokraten" aus Newyork, Boston und Philadelphia. Ich getraue mir nicht, sie auszuscheiden; Alt- und Neuengland sind rasirt, beide haben Stärke. Nach einiger Uebung ließe sich vielleicht der Gentleman aus Newyork daran erkennnen, daß seine Stärke noch etwas steifer ist.

Folgen dann in quantitativer Beziehung die Franzosen. Wir erkennen sie an der geschmeidigen Leichtigkeit, mit welcher sich selbst der Dickwanst bewegt, und an den Glacéhandschuhen, in denen er den Gebirgsstock handhabt. Leztere sind dann freilich nicht immer die reinsten. In die restirende Bruchzahl theilen sich die übrigen Nationen der Erde, unter denen es wenige gibt, welche noch niemals einen Repräsentanten nach dem Rigi geschickt haben. — — —

Halt! machen wir diesem verspäteten jungen Paare Platz. Ich glaube es lohnt sich der Mühe, den Reiter und die Reiterin etwas genauer in's Auge zu fassen, dieweil sie an uns vorüber eilen. Finden Sie die Dame hübsch? — Ihre Lippen dürften etwas weniger voll, ihre Nase griechischer seyn, und dennoch kann man sich nicht erwehren, ihr mit besonderem Interesse nachzuschauen. Die broncirte Blässe des Gesichts, die kohlschwarzen Seidenhaare und diese Glut der feuchten Blicke sagen uns, daß diese Frucht unter einer wärmeren Sonne gereift ist. Mit welcher zierlichen Nonchalance sizt sie im Sattel, und welches niedliche Paar von Miniaturfüßen schaut unter dem bunten, mit rothem Sammt ausgeschlagenen Kleide hervor! — Und dann der junge Mann — das heißt man zu Pferde sitzen! Das ist kein Sonntagsreiter aus dem Boulognee Gehölz! Wir haben Mühe, das feine blasse Gesicht mit dem wohlgepflegten schwarzen Bärtchen und dem stolzen wilden Blick in eine der uns geläufigen Nationalitäten einzureihen. Höre ich aber recht, so sprechen die Leute spanisch. Der Führer keucht hintennach; an diesen will ich mich halten. „He da, guter Freund, woher Eure Herrschaft?" und biete ihm meine Cigarrenbüchse dar. Solcher Bestechung hat ein Führer Mühe zu widerstehen. „Nette

Digitized by Google

Leutchen, nicht wahr? kommen aber weit her. Mußte ihnen in Bern den Paß besorgen, sind in Neu-Granada daheim, dahinten irgendwo in Amerika, wo die Affen und Papagaien wild wachsen." Und zieht, über seinen eigenen Witz sich schüttelnd, mit der eroberten Cigarre seiner Herrschaft nach.

Wir haben uns vergafft. Zum Sonnenuntergang kommen wir heute zu spät. Wir wollen uns dafür an der Table d'Hôte entschädigen, die Herr Bürgi, der Wirth auf dem Kulm, gleich nach heruntergelassenem Vorhang servirt, damit der Magen mit dem nun befriedigten ästhetischen Sinn in ein wünschbares harmonisches Gleichgewicht versetzt werde.

Uebrigens hat diese Abendtafel auf dem Rigikulm, selbst abgesehen von unserer durch die zehrende Bergluft geschärften Eßlust, eben so gut ihr Interesse und ihren Reiz als jenes heute von uns versäumte himmlische Feuerwerk. Ueber den Blumenkohl, den Rheinlachs und die frischen Feigen 5500 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres wollen wir uns nicht wundern; unsere Gastwirthe haben uns längst an solche Wunder gewöhnt; haben wir erst Schienenwege bis in's Herz der Schweiz, so werden wir auf dem Faulhorn frische Austern essen können und am Rhonegletscher Ananas zum Nachtisch erhalten. Was an der Abendtafel auf dem Rigikulm uns zumeist auffällt, das ist die pyramidale Sprachverwirrung, die daran herrscht. Ein ähnliches sprachliches Durcheinander kann höchstens beim letzten Festessen der Aktionäre des babylonischen Thurmbaus seines gleichen gehabt haben. Englisch, französisch und deutsch behaupten freilich gewissermaßen ihre Triarchie, mein Nachbar zur Rechten jedoch schwatzt mit seiner Frau flämisch, während zu meiner Linken zwei Nordländer sich in einem skandinavischen Dialekt sehr angelegentlich über den angekündigten Besuch ihres Königs Oskar zu besprechen scheinen. Gegenüber sitzt das Pärchen von den Ufern des Magdalenenstroms und flüstert mit einander in der stolzen Sprache des Cid. Wäre Monsignor Mezzofanti nicht Cardinal gewesen, er hätte Oberkellner auf dem Rigi werden müssen. — Dem babylonischen Sprachgemenge entspricht die Weinkarte, welche von Hand zu Hand wandert. Hier ruft ein Bordelaise nach einer Flasche Chateau-Lafitte, dort eine englische Theerjacke nach Sherry; jener Piemontese verlangt Asti, dieser Rheinländer Rüdesheimer; die Russen an der Ecke trinken nichts als Champagner, während ihr Nachbar, dessen geröthetes Riechwerkzeug am Ufer des Leman zu Hause zu seyn scheint, nach seiner Lebensmilch, dem flüssigen Golde des Yvorne schmachtet. Nur Geduld! Jedem das seine, aber der Reihe nach. Chateau-Lafitte, Sherry, Rüdesheimer, Asti, Champagner und Yvorne — dieß alles und noch viel mehr birgt der Keller des Rigikulm in seinen geheimnißvollen Räumen, und zwar in ganz guter, ächter Qualität.

Das sind die Gelage, welche allabendlich während der Sommerzeit unsere modernen Zigeuner auf der Spitze des Rigiberges feiern. Dazu leuchten ihnen Stearinkerzen zu einem Franken das Stück und ein Dutzend lampes-régulateurs aus der bekannten Pariser Fabrik, welche Alexander Dumas illustrirte Romane gratis mit in den Kauf gibt. Aber kaum sinds zwei Stunden, daß die Sonne zur Ruh gegangen, so leert sich der Saal und jedermann sucht in einem der hundertzwanzig disponiblen Betten unterzukommen, um es dort der Sonne nachzumachen. Denn man will früh aufstehen des andern Morgens, man will die Primadonna im Strahlenkleide draußen auf dem Belvedere erwarten; man will es sehen, wie sie mit ihrem ersten rosigen Hauch die silberne Nadel der Jungfrau und die Gletscherkrone des Titlis vergoldet. Die Töne des Alpenhorns werden die Faulenzer schon um vier Uhr erwecken — also zu Bett!

— Mit welchen ellenlangen Gesichtern blicken sich des andern Morgens die im düster beleuchteten Frühstücksaal versammelten Touristen an! „Warum haben Sie mich nicht geweckt?" schilt hier ein ärgerliches Pariser Kind. „Dreitausend Meilen weit hergekommen und nun das Spektakel verschlafen!" flucht dort ein Yankee aus Pittsburg oder Philadelphia. Die Kellner zucken die Achseln: „Unendlich leid — aber die Sonne geruhte heute gar nicht aufzustehen." Die Pariserin wischt den Thau von den schwitzenden Fensterscheiben — graue, dicht am Hause vorüberziehende Nebel, schwerer niederprasselnder Regen! — Wir müssen den Leuten von Weggis, Arth und Küßnacht recht geben, welche ihren berühmten Berg „die" nennen und zum schönen Geschlechte zählen. Die regina montium ist trotz ihrer hohen Stellung eben doch ein sehr capriciöses Frauenzimmer, welches sich einen Spaß daraus macht, seine Verehrer und Kurmacher zum besten zu halten. Da sehen wir nun deren wieder ein volles Hundert beisammen, die sich gestern durch ein kokettes Lächeln verlocken ließen und nun heute von der allerschlimmsten Laune der Dame des Teufels geneckt werden.

Lassen wir die geprellten Liebhaber ihrem Aerger Luft machen und jeden in seiner Sprache die ihm geläufigsten Flüche der mit Löschpapier überzogenen Natur in's Angesicht schleudern. Unsereins hüllt sich in den wasserdichten Paletot des Gleichmuths und steigt, den Regenschirm der Ergebung in der Hand, nach dem kalten Bade hinunter, wo ein behagliches Kaminfeuer, muntere Gesellschaft, Lektüre, Karten und Abends gar Dilettantenconcert, improvisirter Ball oder „unschuldige Spiele" unser warten. Sollten wir auch ein paar Tage den Grillen unserer Königin der Berge opfern müssen, so wird uns deßhalb die Zeit

Digitized by Google

nicht lang werden. Ein anderes ist's freilich mit den guten Leuten, deren genau abgecirkelter Reiseplan der Besteigung des Rigi einen einzigen Tag zugemessen hat. Von Tausenden solcher Touristen, welche jährlich diesen Berg besteigen, erfreut sich kaum der zehnte Theil einer ganz hellen, unumwölkten Fernsicht, nur ganz wenige des Schauspiels eines ganz gelungenen Sonnenaufgangs. Die Hälfte derselben wird mit einer wolken- und nebeldurchspickten halben Aussicht abgefunden, welcher freilich eigenthümliche phantastische Reize nicht abzusprechen sind. Ein gutes Viertheil besteigt im Nebel oder Regen den Berg, sieht, oben angelangt, nicht weiter als die Nase, kehrt des andern Morgens in Regen oder Nebel wieder um und hat für seinen verlorenen Tag und seine zwanzig bis fünfzig Franken Auslage nichts davon getragen als die Devise des berühmten Apothekers in Epinal, „Schnupfen, Husten, Heiserkeit."

Nach Regen folgt auf dem Rigi nicht immer Sonnenschein, sondern öfters Nebel, und nach dem Nebel wieder Regen, und dann wieder Nebel. Schließlich fällt dann doch wieder einmal ein Sonnenstrahl auf das Kirchlein von Fitznau herunter und der gleich einem Pfau grünviolett schillernde Bürgenstock spiegelt sich wieder im silberblauen Kreuztrichter, und vom ganzen Nebelheer, das uns belagerte, jagen sich nur noch einige Nachzügler und Maraodeurs um die Gipfel des Dossens und Rothstocks.

Wir schlendern auf der großen Asphaltterrasse des kalten Bades, sonnen behaglich unsere Glieder und warten auf unsere gewöhnliche Morgenunterhaltung, den Zug der Touristen, welche nach aufgegangener Sonne und vertilgtem Frühstück sich vom Kulm nach Weggis hinunter begeben und dicht neben dem Geländer der Terrasse vorbei passiren müssen. Ein höchst pittoreske Anblick, diese Gruppen von Reitern und Fußgängern mit klafterlangen Stöcken, diese Tragsessel mit den in bunte Tücher eingehüllten Gestalten, diese mit den Peitschen knallenden Treiber und hochbepackten Träger den schmalen gewundenen Pfad über die grüne Weide herunter kommen und dann Mann für Mann an sich vorüberziehen zu sehen. „Fast wie ein Uebergang über die Anden, oder eine Caravane, welche an den Abhängen des Himalaya herunter zieht," bemerkt mein Nachbar, ein aus den Geschäften getretener Hamburger Kaufmann, der in allen fünf Welttheilen zu Hause ist.

Sieh, da kommt eine Cavalcade von nicht minder als fünfzehn Pferden, von einem ganzen Troffe von Fußgängern, Führern, Trägern und anderem dienstbaren Volke umschwärmt. Da stürzt ganz athemlos Aloys aus dem Haus, unser Ganymed, oder nach heutigem Sprachgebrauch Kellner, euphemistisch Oberkellner genannt. „Es ist der König von Schweden und sein Gefolge!" Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Nachricht unter den Gästen und in einem Nu steht die ganze Bevölkerung des kalten Bades, mit Brillen, Lorgnetten und Operngucken bis an die Zähne bewaffnet, auf der Terrasse. — Das wäre also Se. Majestät Oscar I., der Sohn des glücklichen Soldaten Bernadotte! Wie schlicht er sich trägt! ein dunkler zugeknöpfter Ueberrock, ein schwarzes Kepi, aber nichts desto minder eine schöne martialische Kriegergestalt, mit dem kohlschwarzen Schnurr- und Zwickelbart im blassen Gesicht. Durchaus nichts nordländisches, jede Faser ein Kind des Südens, und zwar fast noch mehr Spanier als Franzose. Hinter dem König reiten ein paar Frauen in Mänteln von gewürfeltem schottischem Zeug. Eine davon sey die Königin, die andere eine Tochter des Königs, ein hübsches Mädchen. Folgt ein junger Mann, der im Herunterreiten ganz gemüthlich einen Jodler einübt; es muß ein Sohn des Königs seyn, wer dürfte sonst wohl die Etikette so sehr bei Seite setzen? Der königliche Zug reitet keine drei Schritte weit an uns vorbei; der König grüßt höflich, wir erwiedern eben so höflich den Gruß; bald verschwinden Mann und Roß, König und Treiber unter uns in der Tiefe. In Weggis wird Se. Majestät das Dampfboot besteigen, um die klassischen Stellen der Urschweiz zu besuchen, das Grütli, die Tellsplatte, den Altorfer Markt und Bürgeln, wo unseres schweizerischen Palna-Toke bescheidene hölzerne Hütte stand. — Auf seiner Schweizerreise hat sich König Oscar eine ganz besondere Popularität zu erwerben gewußt. Man erzählt sich eine Menge von Anekdoten von der Leutseligkeit, mit welcher er sich überall unter das Volk gemischt, und seinem Eifer, sich über unsere Zustände durch eigene Anschauung und aus dem Munde des Volks selbst Belehrung zu verschaffen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem eidgenössischen Lager in Thun, wo er einigen Feldmanövern als Zuschauer beiwohnte. Im Dorfe Langnau im Emmenthal, wo die hohe Reisegesellschaft eine Nacht zubrachte, sammelten sich die Einwohner vor dem Gasthofe, „um auch einmal einen König zu sehen." Als der König davon hörte, kam er heraus und unterhielt sich lange und lebhaft mit den Leuten über Landbau, Käsefabrikation u. dgl. (Langnau ist einer der Hauptplätze des schweizerischen Käsehandels). Dann hörte er den Jodlern der Küher zu und versuchte sich, als alter Musiker, selber in diesem naturwüchsigen Volksgesang — „aber si Bub heig's besser chönne." Begreiflich flossen bei solchen Gelegenheiten namhafte Beweise königlicher Munificenz, „sogar die Stallknechte hätten seine Gesundheit in Champagner getrunken." — Nicht minder freigebig erwies sich König Oscar gegen die Logenschließer und Zettelverkäufer des Rigidiorama. Der Panoramamann setzte nicht weniger als zwei Dutzend Exemplare ab; ich glaube, sogar der Pfeifenhändler, der seine

Waare zu fünfzig Centimes das Stück verkauft, machte Geschäfte. Nur der Gemeindebettler von Arth mit der Blechbüchse und der auf Pappdeckel gezogenen Urkunde eines hohen Gemeinderaths, worauf zu lesen, daß der Mann nicht auf eigene, sondern auf Gemeinderechnung bettle, wollte nicht rühmen. Wem fiele es auch ein, jenem zu unsern Füßen liegenden Stück von irdischem Paradies, Arth genannt, Almosen zu reichen! Freilich sieht es vielleicht in jenen Häusern und Hütten dort unten von nahem besehen anders aus, als wenn man sie aus der Vogelperspektive des Rigi betrachtet.

Ein anderes Bild! — „Haben Sie heute Mittag die Dame im grauen Lüstrekleid und Strohhut mit blauseidenem Cabriolet bemerkt, welche von Weggis heraufgeritten kam?" fragte mich Freund Aloys mit einer Miene, hinter welcher etwas stecken sollte. Lieber Himmel! trägt nicht alles graue Lüstrekleider und Strohhüte mit blauseidenen Cabriolets, mit Ausnahme vielleicht der schönen Welt von Zug, welche es sich nicht nehmen läßt, en grand gala, in Balltoilette, mit sämmtlichem „besitzenden" Geschmeide beladen, den Rigi zu besteigen! Wie viele hundert graue Lüstrekleider passirten nicht dieser Tage an uns vorbei! Da soll sich Einer achten! — „Schade, daß Sie die Dame nicht besser in's Auge gefaßt haben," erwiederte Aloys. „Es war die schwedische Nachtigall, Jenny Lind — Madame Goldschmidt wollt' ich sagen, welche ein paar nachträgliche Flitterwochen zu einer Schweizerreise verwendet." Ich zuckte die Achseln. Wer sieht es dem stumm vorüberhuschenden grauen Vögelein an, daß es eine Nachtigall ist? Was hätt' ich übrigens davon gehabt, Jenny Lind zu sehen? Als wenn einer sich grämen wollte, ein Feuerwerk oder einen Regenbogen nicht gehört zu haben! Nichts desto minder schrieb ich in mein Notizenbuch: „Heute Vormittag um ein Viertel vor zwölf die schwedische Nachtigall vorbeipassiren gesehen; trug ein graues Lüstrekleid und einen Strohhut mit blauseidenem Cabriolet;" denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

„Wie sich doch alles verwischt in unserem nivellirenden Zeitalter der Pariser Moden und Schienenwege!" bemerkte mir ein älterer Kurgenosse von der historischen Schule. „Wer hätte dieser Dame die Schwedin angesehen? Eben so gut hätte man sie für ein Berliner- oder Petersburger-, für ein Antwerpner-, Kopenhagner- oder Triesterlind, für eine Französin oder Amerikanerin halten können. Die Nationaltrachten haben sich aus den Städten in die verstecktesten Gebirgsdörfer geflüchtet; der Gebildete will nichts seyn als Kosmopolit. Und nicht nur die nationale Kleidung, auch der nationale Gesichtsschnitt verschwindet. Bald werden alle Menschenköpfe sich gleich sehen, wie ein Kürbis dem andern." — Eben defilirte wieder ein Zug von Reitern, von Weggis herkommend. „So gefährlich sieht es mit dem Verschwinden nationaler Gesichtstypen noch nicht aus," bemerkte ich dem grauen Romantiker und bat ihn den hintersten der eben passirenden Reiter zu betrachten. „Freilich, freilich," erwiederte derselbe mit innerer Befriedigung. „Dieser Mann kann das Land seiner Väter nicht verleugnen, durch welches der Jordan strömt. So keck biegt sich diese Nase, so schlau zwinkern diese Augen, so dunkel kräuseln sich Bart und Haar, wie bei den Männern, die vor dreitausend Jahren unter den Weiden von Babylon trauerten. Doch was seh' ich unter dem flatternden Paletot funkeln? Bänder, Kreuze, Sterne — ich glaube gar, der Erlöserorden schaut unter dem Ueberrock des Kindes Israel hervor!" — „Baron James Rothschild," flüstert Aloys, der eine geheime Polizei unter den Führern, Trägern und Pferdebuben organisirt zu haben scheint.

Und wieder eine orientalische Physiognomie, nur von anderem Charakter. Der Bart beschränkt sich keineswegs auf die beiden fashionablen Boskets unter den Backenknochen, sondern hat als Urwald das ganze kulturfähige Areal der untern Physiognomie überwuchert. Die buschigen Augenbrauen und das krause dunkle Haar überschattet ein zimmtbrauner Mazzinihut. Die Gestalt ist stark und kurz und breitschultrig und setzt sich in Gesellschaft einer hübschen Dame zu uns an die Mittagstafel, wo sie mit dem Appetit eines Löwen von Juda uns die reichlich aufgetragenen Lebensmittel vertilgen hilft. — „Was machen Sie aus diesem Mann, Sie angeblicher Menschenkenner?" fragte mich nach Tisch Fräulein W., ein munteres Frankfurter Bürgerkind und Mitkurgast im kalten Bad. — „Einen Rheinweinreisenden aus Mainz, oder einen Gutsverwalter, der im Auftrag irgend eines großen Herrn aus Deutschland auf einer Kunstreise durch die Schweiz begriffen ist, um den Viehstand seiner Ställe mit ächter Schwyzer-, Freiburger- oder Simmenthalerrace zu completiren." Das Frankfurter Kind machte eine Pirouette und schlug die kleinen weißen Hände zusammen. „Ein Weinreisender oder ein Viehhändler sagen Sie! Himmlisch — göttlich! Das werde ich gleich dem Dichter der Dorfgeschichten, der das Lorle und den Tolpatsch gemacht hat, zu wissen thun." — Das sollte der Verfasser „des neuen Lebens" seyn? Doch warum nicht? Hatte ich ja erst vor kurzem die schwedische Nachtigall für eine ganz gewöhnliche Meise oder Bachstelze gehalten. Um meinen argen Verstoß einigermaßen zu sühnen, ließ ich dem verkannten Dichter durch das Frankfurter Kind einen Materialienbeitrag zu einem neuen Schulmeisterroman übermitteln; ich ließ ihm nämlich die pikante Thatsache mittheilen, daß unser Aloys nur Sommers als premier sommelier à l'hôtel du Kaltbad funktionirt, Winters aber wohlbestellter Schullehrer in Weggis ist, was ihn gewissermaßen mit Eugen Baumann,

gewesenem Grafen von Falkenberg, auf die gleiche Linie stellt, da einer wie der andere freiwillig von der erklommenen Höhe niedersteigt, um in verborgener Tiefe dem stillen bescheidenen Beruf eines Volkslehrers zu leben; es ist als einziger Unterschied hervorzuheben, daß Aloys mit jedem kommenden Lenz wieder emporsteigt, Graf Falkenberg dagegen, einmal heruntergeklettert, in der Tiefe bleibt und ein Weib nimmt, was freilich dem Aloys früher oder später ebenfalls einfallen dürfte.

Es ist Abend geworden. Die Felsen am Fitznauer Stock glühen dunkelroth wie flüssige Lava; in der Tiefe über dem See brodeln weiße Nebel; über den Dossen erhebt sich in bläulichem geisterhaften Lichte leuchtend die Mondscheibe. Da kommt auf dem wenig begangenen Pfad, der vom „Klösterli" herführt, auf den Arm einer blassen Frau gestützt, scheu, schweigsam ein kranker, gebrochener Mann. Diese Züge sind mir nicht unbekannt; im Jahr Achtundvierzig sah man dieses Gesicht an allen Bilderläden hängen, in den illustrirten Zeitungen und Almanachen prangte es unter den Koryphäen der Paulskirche. Jetzt sucht der Mann, der einst eine Kaiserkrone vergeben half, ein Plätzchen auf, wo keines Menschen Blick ihn verfolgt; dort setzt er sich auf einen verwitterten Fels und betrachtet mit geheimem Grauen die gespenstigen unheimlichen „Gestalten," die aus dem Nebel auftauchend vom Abendwind an den Bergwänden hingetrieben werden und um die grauen Nagelfluhblöcke einen lautlosen Reigen tanzen.

Der Mann der Paulskirche hatte Recht. Die „Gestalten" bedeuteten Unwetter und Sturm. Wir sind schon wieder um und um von jenem grauen Bläschenmeer umhüllt, das uns hier als Nebel erscheint, aber vom Thal aus gesehen jene löschpapiernen, trostlosen, unversieglichen Regenwolken bildet, die des Touristen größter Schrecken sind. Wir sind schon wieder in's Zimmer gebannt. Greifen wir wieder einmal nach Zeitungsblättern. Da liegt die Allgemeine Zeitung, die in allen Klimaten und Höhen zu finden ist, unter Palmen, Eukalypten, Pinien, Eichen und zwischen Alpenrosengesträuch. Kurios! mag's noch so viel regnen, so will doch in der Journalistik die trostlose Dürre nicht enden. „Zollconferenzen — Darmstädter Allianz — preußische Propositionen — Wiener Ultimatum — —" — „Neigen sich, beugen sich. Eine Hexenzunft! — Vorbei, vorbei!"

Halt! Festberichte von der Reise des Prinzen-Präsidenten. Da findet sich vielleicht etwas pikantes. — „Die ganze Bevölkerung war versammelt — der Jubel grenzenlos — die Begeisterung unbeschreiblich — Millionenfach wiederholte sich der Ruf: vive l'empereur! — Da sprach der Prinz, die Begeisterung steigerte sich zum Wahnsinn, das Volk zerriß die Stränge der Pferde, spannte sich selbst an den Wagen Sr. kaiserlichen Hoheit und zog den Angebeteten durch die mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen der Stadt. Vor der Präfektur las man das sinnige Transparent: „Gott schuf Napoleon und ruhte aus!" — Da unterbrach mich mein Nachbar in meiner interessanten Lektüre, indem er mir das Fremdenbuch vorlegte. „Lesen Sie da!" — »Le colonel Bontems de Genève avec deux élèves.« — „Was soll's?" — „Wissen Sie, wer diese beiden Zöglinge des Obersten Bontems waren? Der Graf von Paris und sein Bruder, der Herzog von Chartres." — „Ganz richtig," bestätigte Aloys; „die Prinzen kamen zu Fuß, die Bergstöcke in der Hand und den Tornister auf dem Rücken, und verzehrten an diesem Tisch mit großem Appetit ein Gabelfrühstück."

Die „Allgemeine" entfiel meiner Hand. Ich mochte nicht weiter lesen. Es war mir, als sähe ich — ein verschwimmendes Nebelbild — an's Ufer des blauen Leman hinüber nach Lausanne, wo im bescheidenen Pfarrershaus die edle Mutter des im Purpur geborenen, nun das Brod der Verbannung essenden Knaben auf dem Schmerzenslager liegt, — nach Vevay, wo der kleine Thiers am Wasser sitzt, fischt und lauscht, was ihm die Westwinde in die Ohren flüstern. — Genug. Der Deckel meiner laterna magica klappt zu.

Digitized by Google

Eine Erzählung aus dem Ries.

V.

Die erste Sorge des alten Herrn war nun, es so einzurichten, daß der Angerbauer ihn ebenfalls zu seinem Vertrauten machte. Dieß mußte geschickt angefangen werden, wenn es gelingen sollte. Denn der Rieserbauer von der Art des unsrigen will sich nicht bevormunden lassen, er hält sich für gescheidt genug, sein eigener Rathgeber zu seyn, und es verdrießt ihn über die Maßen, wenn man ihn über Dinge belehren will, die er selber am besten zu verstehen glaubt. Natürlich kann er auch geführt werden, aber nicht so geradezu wie dieser und jener. Wäre der Pfarrer zum Angerbauer in's Haus gegangen und hätte mit einer gewissen beichtväterlichen Miene gefragt, wie es sich denn mit dem Streit zwischen Vater und Sohn verhalte, was der Vater nun zu thun gedenke u. s. w., so wäre dieß das beste Mittel gewesen, ihn verstockt, wo nicht gar unhöflich zu machen. Aber zu dieser Art von Seelsorgern, die im Eifer ihres Herzens Gott mit Unverstand dienen, gehörte der erfahrene alte Herr nicht. Er konnte warten und seine Zeit ersehen. Dießmal erreichte er übrigens seinen Zweck leicht. Er hatte ein Stück Vieh zu verkaufen, und als er dem Angerbauer einmal begegnete, lud er den Sachverständigen ein, es anzusehen und zu taxiren. Der Bauer folgte ihm sehr bereitwillig, denn er wußte den „braven und gescheidten Herrn" sehr zu schätzen und hätte gerne schon einmal von seiner Noth mit ihm gesprochen, wenn es sich nur „gut geschickt hätte."

In dem kleinen Stalle des Pfarrers angekommen, unterzog er sich dem Taxirungsgeschäft sehr ernsthaft. Er begriff das Stück an den geeigneten Stellen, betrachtete es von allen Seiten und sagte dann genau, wie viel der Pfarrer dafür fordern könne. Dieser dankte und rühmte seine Kenntniß. Er selber, obwohl er immer einige Stück Vieh haben müsse, sey doch unsicher, weil ihm die gerade üblichen Preise nicht recht bekannt wären. Der Bauer versetzte höflich: „Wenn Sie sich damit abgeben wollten, Herr Pfarrer, würden Sie's geschickter machen als unser Einer; aber Sie haben was Besseres zu thun." Der alte Herr fragte hierauf mit unbefangener Freundlichkeit, was die Angerbäuerin mache und ob bei ihm zu Hause alles gesund sey. Der Bauer erwiederte mit einem Seufzer: „Gesund wären wir alle, Herr Pfarrer; aber Sie können sich denken, wie's uns zu Muth ist nach dem, was bei uns vorgefallen ist." — „Ja, ja," sagte der Pfarrer, „ich habe davon gehört und euch recht bedauert."

Der Angerbauer, der sein Herz erleichtern wollte, sagte hierauf: „Ich kanns noch immer nicht begreifen, so viel ich auch darüber nachgedacht habe. Lustig und ein bischen auf's Vergnügen aus ist er immer gewesen, aber in der Art und mit seines Gleichen. Runtergegeben hat er sich niemals, was ich gehört hab'. Und nun ist er auf einmal ganz wie verhert und will ein Mädchen heirathen, die — nun, ich will mich nicht ausdrücken vor Ihnen, Herr Pfarrer. Wie ich nicht gleich Ja sage, lauft er davon und verdingt sich als Knecht. Und das thut er in dem Augenblick, wo er einen Hof und ein Weib haben könnte — ein Weib und ein Gut — ein anderer würde Gott auf den Knieen danken, wenn er's kriegte!"

Der alte Herr war versucht, über diesen starken Ausdruck zu lächeln, aber er hielt an sich und machte ein ernsthaftes Gesicht, das der Bauer für zustimmend halten konnte. Dieser, einmal im Zuge, bewies, daß er wohl auch reden konnte, wenn's ihn drückte. „Ach, Herr Pfarrer," rief er aus, „die Welt muß anders geworden seyn, als sie zu meiner Zeit gewesen ist. Ich bin auch jung gewesen und bei der Lustbarkeit grad nicht der Letzte; aber wie meine Zeit zum Heirathen gekommen ist, hab' ich mich unter rechten Mädchen umgesehen und gottlob ein Weib gefunden, mit der ich nun glücklich gehaust habe volle neunundzwanzig Jahr. Wenn ich nun verlange, daß meine Kinder mir nachschlagen und ihr Glück auf dem Weg suchen sollen, wo ich's gefunden hab', ist das nicht in der Ordnung? muß ich als Vater nicht so handeln?" — „Ja," sagte der Pfarrer mit nachdrücklicher Beistimmung, „das ist Eure Pflicht!"

Der Angerbauer, dem dieß wohl that, fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, in der Familie muß ein Zusammenhalt seyn, alle müssen helfen, wenn man weiter kommen soll. Ich hab' von meinem Vater einen schönen Hof bekommen und mein Weib hat mir

Digitized by Google

Geld in's Haus gebracht; wir haben ordentlich gewirthschaftet und unser Vermögen vermehrt, daß wir nun wohlhabende, und ich darf wohl sagen angesehene Leute sind. Ich kann's meinen Kindern besser machen als es uns gemacht worden ist, und nun will ich auch haben, daß sie's noch weiter bringen als wir und daß sie für ihre Kinder noch mehr thun können. Sie müssen sorgen und immer darauf aus seyn, in rechter Art etwas zu erwerben. Nur so kommt man empor, man findet ein sicheres Glück und Ehre in der Welt und kann sich im Wohlstand seines Lebens freuen."

„Wohl," sagte der Pfarrer, „und es ist nicht bloß der Besitz, der Einen erfreut, sondern das Streben und die Thätigkeit selber. Der Mensch muß sich ein Ziel stecken, das über den Platz, auf den man ihn gestellt hat, hinaus geht. Dann werden seine Tage ausgefüllt mit Arbeit, mit Dichten und Trachten, mit Hoffen und Erwarten, und Schritt für Schritt mit der Freude des Gelingens. Und indem er glücklich ist und sein Leben verschönert, trägt er bei zur Verschönerung und Verbesserung der Welt. Auf die Größe des Besitzes kommt es da nicht an. Der Kleine freut sich am kleinen Gewinn, der Größere am größeren; jeden erquickt das verhältnißmäßige Wachsen und Gedeihen, und so sind alle glücklich, die ein verständiges Ziel vor sich haben. Wer aber nicht vorwärts strebt, der kommt neben den Strebenden zurück und geht dem Mangel und der Unlust zu."

Der Bauer war dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und rief nun erfreut aus: „So ist's, Herr Pfarrer, grad so ist's, wie Sie sagen! Darum" — fuhr er mit Bedeutung fort — „soll eben jeder in seinem Stand bleiben, namentlich nicht unter seinem Stand und Vermögen heirathen, sondern gleich da so gut als möglich anzukommen suchen. Ich will gern zugeben, daß andere mit Wenigem auch glücklich seyn können; aber wer von vermöglichen Leuten herkommt, braucht mehr, weil er's nicht anders gewohnt ist. Und, Herr Pfarrer, Sie wissen's ja selber, um ein rechtes Vermögen ist's halt eine schöne Sache! Wenn ich das habe, so kann ich mich sehen lassen, ich brauch mich nicht zu bucken und nicht um das und jenes zu betteln, und wenn gute Freunde in der Noth sind, kann ich ihnen helfen. In ein Gelump hineinkommen, wo ich nothig thun und knicken müßte, um nur zu bestehen, müßte unser einen desperat machen. — Und," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, indem seine Miene den Ausdruck erzürnter Bekümmerniß annahm, „dieser leichtsinnige, tollgewordene Mensch will sich schlechter stellen, als seine Geschwister, während er's viel besser haben könnte als sie! Er will eine Lumpenwirthschaft anfangen, wo er sich quälen müßte und wo doch nichts herauskommen würde, als ein Haufen von Bettlern!"

Der Geistliche hütete sich wohl, einzuwenden, daß im gegenwärtigen Falle, wenn nämlich der Vater dem Sohn seinen gebührenden Vermögenstheil zukommen ließe, von einer „Lumpenwirthschaft" doch nicht die Rede seyn könnte. Er wußte, daß den Erzürnten nichts mehr verdrießt, als wenn man ihm den Grund seiner Klage verkümmern will, und schwieg daher nachdenklich stille. Endlich sagte er: „Vielleicht geht diese Sache doch noch besser aus, als Ihr denkt." — „Wie so?" fragte der Angerbauer. — „Die Annemarie," versetzte der Pfarrer, indem er den andern scharf ansah, „ist vor einigen Tagen bei mir gewesen, extra um mir zu sagen, daß sie nicht Schuld seyn wolle an der Uneinigkeit einer solchen Familie, wie die Eurige, und daß sie zuviel auf sich selber halte, um sich da aufzudrängen, wo man sie nicht haben wolle. Sie habe sich entschlossen, dem Ludwig sein Versprechen zurückzugeben, und wolle sich in keiner Art dawidersetzen, wenn er sein Glück mit einer andern finde."

Der Angerbauer horchte hoch auf und wußte nicht was er sagen sollte. Er fragte dann in zweifelndem Tone: „Hat sie das wirklich zu Ihnen gesagt?" — Der Pfarrer erwiederte mit einem Ernst und einem Nachdruck, der jeden Zweifel niederschlagen mußte: „Es sind ihre eigenen Worte, Angerbauer! Sie hat mir versprochen, das Nämliche Eurem Ludwig zu schreiben, und ich verbürge mich dafür, daß es geschehen wird."

Der Bauer verstummte; er war in die Seele getroffen. Ein im Grunde seines Wesens ehrenwerther Mann, der in der That jedem das Seine gab, konnte ihn nur der Zorn und der tiefe Verdruß zu ungerechtem Absprechen hinreißen. Nun mußte er sehen, daß ein Mädchen, die er eine heuchlerische, gefährliche Person gescholten, brav und rechtschaffen, ja weit über alles Erwarten rechtschaffen gegen ihn handelte. Es zeugte für seine gute Natur, daß ihn diese Nachricht mehr rührete, als erfreute, daß er sogleich sein Unrecht fühlte und seiner stolzen Seele eine gewisse Achtung vor einem solchen Benehmen abgenöthigt wurde. Endlich sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Wenn sie das gethan hat, dann ist sie besser, als ich gedacht habe. Sie mag ein ordentliches Mädchen seyn, ich will's nicht bestreiten."

„Man muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen," versetzte der Geistliche. „Die Annemarie ist brav, geschickt, verständig, wohlerzogen, und würde jeden glücklich machen —" — „Von ihrem Stande!" fiel der Bauer ein. — „Das ist's, was ich sagen will," erwiederte der Pfarrer: „wenn die äußern Verhältnisse zustimmen." — „Gut," sagte der Bauer. „Bei meinem Ludwig ist das aber nicht der Fall, drum kann hier von einer Heirath nie die Rede seyn."

Digitized by Google

Der alte Herr schwieg. Dann fragte er leichthin: „Wie soll's nun mit Ludwig werden? Was habt Ihr beschlossen?" — Der Bauer konnte sich nicht enthalten, ein wenig aufzufahren. „Beschlossen?" rief er. „Ich glaube, da ist nichts zu beschließen, Herr Pfarrer. Dieser Mensch mag bleiben, wo er will, und gehen, wohin er will! Soll ich ihm nachlaufen? Soll ich ihn vielleicht bitten, daß er wiederkommen und die Zimmermannstochter heirathen soll? Soll ich nachgeben, der Vater dem Sohn?"

„Nein," erwiederte der Pfarrer mit Ernst, „das sollt Ihr nicht, Angerbauer! Er muß nachgeben, er muß wiederkommen und dem Vater das Recht lassen, das ihm gebührt!" — „Freut mich," versetzte der Bauer, „daß Sie so denken, Herr Pfarrer. So ein neustudirter Herr hätte vielleicht gemeint, ich sollte meinem Buben seinen Willen lassen; warum? weil die Leute in einander verliebt sind und die Annemarie doch ein ordentliches Mädchen ist. Aber Sie kennen die Welt, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es beim Heirathen noch auf ganz andere Dinge ankommt, und daß der Vater für den Sohn denken und Verstand haben muß." — Nach diesen Worten lüpfte er die Alltagskappe, an welcher der sonst werthvolle Pelz etwas röthlich geworden war, und fragte: „Kann ich Ihnen sonst noch was dienen?" — „Nein," versetzte der alte Herr, „ich danke Euch für Eure Gefälligkeit." — „So wünsch' ich Ihnen guten Nachmittag," sagte der Bauer und entfernte sich mit langsam würdigen Schritten.

Das Gespräch hatte theils im Stalle, theils in dem heimlichen, mit einer Mauer umgebenen Pfarrhof stattgefunden. Der alte Herr ging in seine Studirstube zurück, mit der Unterredung sehr zufrieden. Er hatte des Bauers Vertrauen gewonnen und wußte, daß dieser nun unter schwierigen Umständen ihn von selber um Rath angehen würde. Dann hatte er mit der Nachricht über Annemarie einen Keim in seine Seele gesenkt, der wachsen und gute Früchte bringen konnte. Er sah voraus, daß der Angerbauer seinem Weib und seinen nächsten Verwandten davon sagen würde, und daß diese, die sich auf ihr Geld und ihr Ansehen allerdings etwas mehr einbildeten, als recht war, in Annemarie ein ihnen ebenbürtiges Gemüth erkennen mußten. Auf die wackern Leute mußte die Rechschaffenheit, auf die stolzen das Selbstgefühl des Mädchens einen günstigen Eindruck machen.

Als er, solchen Gedanken hingegeben, behaglich auf seinem Lederstuhl sich dehnte, stürmte plötzlich sein Neffe in die Studirstube. Dieser hatte schon erfahren, daß Annemarie bei seinem Großvater gewesen, aber nichts Bestimmtes über die Unterredung aus ihm herausbringen können. Nun sah er auf dem Heimweg von einem Spaziergang den Angerbauer aus dem Pfarrhofe kommen und glaubte aus seinen Mienen auf eine Entscheidung, ja auf eine glückliche Beilegung des Streites schließen zu können. Von Neugier und gutmüthiger Theilnahme getrieben, eilte er zu dem Großvater und rief aus: „Der Angerbauer ist bei dir gewesen und ganz zufrieden fortgegangen! Ich bin ihm begegnet! — Hast du ihn herumgebracht?" — „Wie so?" fragte der Alte. — „Will er den Ludwig zurückrufen und ihn die Annemarie heirathen lassen?" — „Ei, ei," erwiederte der Alte heiter, „du hast dich also ganz auf diese Seite geschlagen und willst aus Ludwig und Annemarie durchaus ein Paar machen?" — „Ja," versetzte der Jüngling bestimmt, „das will ich. Die Zwei sind nicht nur die schönsten im Dorf, sondern auch die bravsten. Sie passen so zusammen, als ob sie extra für einander geschaffen wären, und es kann nicht seyn, daß sie wegen einer so gemeinen Sache, als das Geld ist, nicht zusammen kommen sollen!" — „Du gehst rasch und machst die Sache kurz ab," erwiederte der alte Herr. „Wenn aber der Angerbauer nicht will?" — „Der muß," entschied der Jüngling, — „Wer wird ihn zwingen?" fragte der Alte. „Willst du vielleicht zum Gerichte gehen, einen Befehl auswirken, daß der Angerbauer sich fügen müsse, und die Sache mit Gendarmen abmachen?"

Theodor, der die heiter fragende Miene des Großvaters nicht aushalten konnte, sah zu Boden. „Ich habe gemeint," sagte er dann, „du würdest einmal mit ihm reden, wie sich's gehört, würdest ihm klar machen, daß die geistigen Vorzüge viel höher stehen als die weltlichen, würdest ihn überzeugen und ihn zwingen durch deinen Zuspruch." — „Der alte Angerbauer," erwiederte der Pfarrer, „ist ein sprödes und zähes Metall; das bischen Feuer, das ich noch besitze, würde ihn nicht zum Schmelzen bringen. Du siehst ja, ich bin alt und theilnahmlos geworden und kann mich einer so schönen Gluth, wie du sie hast, nicht mehr rühmen. Wie wär's" — fuhr er gemüthlich fort — „wenn du der Sache dich annähmest? Du willst ein Pfarrer werden und wirst als solcher gewiß gar vieles geschickter anfangen und besser hinausführen als ich. Wenn du beim Angerbauer dein erstes Probestück machtest? Wenn du hingingest, ihm und der Bäuerin eine Rede hieltest über das Verhältniß der ewigen und zeitlichen Güter und ihn durch begeisterte Worte dermaßen in's Feuer brächtest, daß er den Ludwig zurückriefe und ihm sein Liebchen zur Frau gäbe? — Wie?"

Theodor wurde roth und schwieg. Er hatte den Rieser Bauer vom Schlage des in Rede stehenden doch schon zu gut kennen gelernt, um nicht ihm gegenüber seine Unzulänglichkeit zu empfinden und sich zu sagen, daß ein solcher Versuch schmählich scheitern

Digitized by Google

würde. Noch deutlicher erkannte er freilich, wie sein Großvater mit ihm spielte. Er sagte endlich mit gutmüthiger Empfindlichkeit: „Du hast mich zum Besten und behandelst mich wie ein Kind; und doch bin ich kein Kind mehr, sondern ein Mensch, der's gut meint und haben will, daß es andern wohl gehe, wenn sie's verdienen." — Der Pfarrer sah ihn freundlich an, stand auf, zog ihn zu sich und schloß ihn in zärtlicher Liebe in seine Arme. „Du bist ein Kind," sagte er, „aber ein gutes Kind, und mit Gottes Hülfe wirst du auch ein guter Mann werden. Gib dich zufrieden! Wenn es deinem alten Großvater möglich wird, sollst du deine Wünsche noch erfüllt sehen."

Der Angerbauer hatte, bald nachdem er in sein Haus zurückgekehrt war, die Bäuerin in's Kanzlei gerufen und ihr von seiner Unterredung mit dem geistlichen Herrn erzählt. Die Nachricht über den Entschluß des Mädchens wirkte auf sie wie auf ihn. Sie sah ein wenig beschämt aus und sagte: „So hätten wir dem Mädchen also doch Unrecht gethan! Ich muß dir jezt nue sagen: so ganz von Herzen hab' ich nie dran glauben können. Es ist mir immer wieder gewesen, als ob sie am Ende doch nicht so schlimm wäre." — Das Muttergemüth wußte nun auch auf das umgekehrte Verhältniß eine Entschuldigung für Ludwig zu gründen. „Wenn die Annemarie," bemerkte sie nach einigem Bedenken, „so gesinnt ist, dann begreif' ich freilich, warum der Ludwig so viel auf sie hält, daß er nicht mehr von ihr lassen will. Die Schönste im Dorf ist sie ohnehin, und wenn sie noch dazu so rechtschaffen ist und solche Gedanken im Kopf hat — das hat ihn eben verführt. — Was meint denn der Pfarrer, daß wir thun sollen?"

Der Angerbauer, dem diese Rede bedenklich mild vorkam, erwiederte streng: „Der Pfarrer ist ganz einverstanden mit mir. Gehen lassen sollen wir ihn, bis er von selber kommt, und nachgeben sollen wir ihm in keiner Art. Ich hab' den Herrn immer für gescheidt gehalten, aber das muß ich sagen, daß er in der Sach' ganz meiner Meinung ist, hat mich besonders gefreut." — Die Bäuerin, an den Absagebrief des Mädchens und seine Wirkung auf Ludwig denkend, sagte: „Wir wollen das Beste hoffen." — Dann sezte sie hinzu: „Die Annemarie dauert mich eigentlich. Wenn man nur einen passenden Mann für das Mädchen wüßte! Ich kann mir's aber schon denken, nach dem Ludwig wird ihr keiner mehr gefallen." — „Bah," erwiederte der Angerbauer, „bild' dir nicht so viel auf deinen verrückten Buben ein! Es gibt noch Mannsbilder in der Welt, die so ein Mädchen trösten können!" — Nach diesen Worten verließ er die Stube.

Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Tochter, der Schmalzbäuerin, zu gehen und ihr das eben Erfahrene mitzutheilen. Beide rühmten Annemarie und bedauerten, daß sie keine Bauerntochter sey, indem sonst nichts an ihr auszusetzen wäre. Bald war die ganze Freundschaft in Kenntniß gesezt und alle sangen das Lob des Mädchens, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie's ganz ernstlich meine und jeden Anspruch auf Ludwig aufgebe.

In der Freundschaft war jedoch eine Person oder vielmehr ein Persönchen, das für die Familieninteressen wenig Sinn hatte, desto mehr für das Glück des Liebespaares. Dieß war „Johannesle," das älteste Kind der Schmalzbäuerin. Dem Ludwig gewogen von seinem ersten Denken an, weil er sich am schönsten mit ihm abzugeben wußte, hielt er auch besonders viel auf Annemarie. Bald nach ihrer Ankunft im Dorf hatte sich diese nämlich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn zum Lohn für seine hübschen Antworten so schön gestreichelt, daß er's ihr nicht vergessen konnte. Als das Verhältniß zwischen den beiden sich entspann, erhorchte und erfragte er so viel, daß er darüber so ziemlich unterrichtet war, und ärgerte sich dann in der lezten Zeit nicht wenig, daß man zwei so nette Leute nicht zusammenlassen wollte. Zu wiederholten malen versicherte er seiner Mutter, die zwei müßten sich kriegen, und endlich trug er ihr auf, sie solle mit dem Großvater reden. Die Mutter antwortete, er möge es doch selber thun. Und Johannesle faßte sich ein Herz, trug dem Großvater die Bitte vor und schloß damit: es ginge nicht anders, die zwei müßten sich heirathen. Der Alte sah ihn verwundert an und fragte, wer ihm diese Dummheit in den Kopf gesezt habe. Johannesle versezte ernsthaft: „Ich selber, Aehni," und wiederholte sein Gesuch. Der Angerbauer, um solche Gedanken im Keim zu ersticken, machte ein böses Gesicht und sagte in erzürntem Ton: „Du bist ein naseweiser Bursch! Diese Dinge gehen dich gar nichts an, und wenn ich dir gut zum Rath bin, so laß mich so was nicht wieder hören!" Eine gewisse Bewegung des Arms ergänzte den Sinn dieser Antwort. Der Knabe, den Großvater angaffend, ging einige Schritte rückwärts, murmelte dann aber, ein zweiter Galilei: „Sie kriegen sich doch!" — Von da an machte er verschiedene kindische Plane, wie er den beiden helfen wollte. Auf dem Dorfe nämlich, wo man gar vieles offen verhandelt und auf etwa anwesende Kinder nicht immer Rücksicht nimmt, bekommen diese früh von menschlichen Verhältnissen eine Art von Begriff. Der Dorfbube lernt bald die erklärten Liebespaare in seinem Orte kennen, das natürliche Gemüth findet es in der Ordnung, daß der schönste Bursche auch den nettesten Schaz habe, und nimmt an ihrer

Digitized by Google

endlichen Verbindung einen naiv poetischen Antheil; so wie ihm auch früh klar wird, daß zwei Verliebte sich treu bleiben müssen und nicht von einander lassen dürfen. Als Johannesle von seinem Oberknecht hörte, die Annemarie habe sich anders besonnen und dem Ludwig geschrieben, er könne eine andere nehmen, erwiederte er bestimmt: „Ich glaub's nicht!" Und als der Oberknecht bei seiner Behauptung blieb, wurde der kleine Mann ganz hitzig und rief: „Es ist nicht wahr!"

Nachdem der Entschluß des guten Mädchens so in den Häusern der Freundschaft besprochen war, kam er bald im ganzen Dorf herum. Der alte Bäcker, der ihn auch erst auf diesem Wege erfuhr, nahm sein Mündel bei der Hand, sah sie mit gerührtem Blicke an und sagte: „Du hast brav gehandelt, Annemarie! Laß dich's nicht reuen und bleib dabei! Man muß diesen eingebildeten Leuten zeigen, daß man auch seinen Stolz hat."

Digitized by Google

Ein Auswandererschiff.

(Nach Tagebuchblättern.)

III.

Der Kalender, den unser Förster mit Kreide an die Schiffsrippe uns zu Häupten improvisirt hatte, zeigte den 24. Juli, und die zweite Woche in See war überstanden. Am 17. hatten wir die felsige Küste Schottlands, am 18. und 19., wenn die Sonne den ossianischen Nebel durchbrach, die Inselgruppen der Orkneys gesehen, und am 20. waren wir aus der kurzwelligen Nordsee in den atlantischen Ocean mit seinen viertelmeilenlangen Wogen eingelaufen. Man war jetzt völlig an das Seeleben gewöhnt, aber auch der Reiz der Neuheit war verflogen. Die häufige Windstille erzeugte Langeweile, der unaufhörliche Nebel gebar Trübsinn. Schlaff hingen die Segel, niedergeschlagen die Köpfe der Passagiere. Kein Buch wollte munden, die Unterhaltung stockte; die abendlichen Gesangskränzchen, die kleinen Bälle vor der Kajüte fanden keine Theilnehmer mehr. Die allgemeine Trägheit steckte selbst die Lebendigsten an. Die Thiere des Schiffs sogar schienen es nicht mehr aushalten zu können. Die Hühner hatten vor Melancholie das Glucken vergessen, eine Katze nach der andern war gestorben, heute fiel der junge Hund des Kapitäns, der letzte wohlgelittene Vierfüßler an Bord, in's Meer, um sogleich von einem der beiden Haifische verschlungen zu werden, die uns seit zwei Tagen nachzogen; nur die Ratten sprangen noch so munter durch's Zwischendeck wie zuvor. Es war eine unausstehliche Existenz. Höchstens ein halb Dutzend Pfeifen brannten noch, und wo dem deutschen Manne die Pfeife erlischt, ist's auch mit der Gemüthlichkeit Mathäi am letzten. Nur die Ziehharmonika des ersten Steuermanns ließ noch ihre klägliche Stimme ertönen. Es war mir zu Muthe, als sähe ich mit dem einen Auge nur Prediger Salomos „Alles ist eitel,“ mit dem andern nur das »Nil admirari« des Horaz, und mehr als zehnmal glaubte ich die Siebenschläfer beneiden zu müssen. Vergebens suchte der Himmel bald durch ein anmuthiges Morgenroth, bald durch einen schönen Mondaufgang Abwechslung in die Einförmigkeit der Schwester See zu bringen. Was kümmerte ich mich um die Sonne, was schor mich der Mond! Wind, guter Wind war's, wonach unser Herz verlangte, Wind, herzhafter Ostwind, um den wir alle Stunden unsere Orakel, die Wimpel und den Kompaß befragten. Kaum wollte Einer noch den Kopf wenden, wenn sich in der Ferne ein Schiff oder wasserspritzend und von Vögeln umschwärmt ein kleiner Wallfisch zeigte.

Da sprang am gestrigen Morgen eine frische Brise gerade von Osten her auf, blies in die Segel, daß der alte Baltimore acht Meilen die Wache lief, blies auf's Meer, daß die Wogen tanzten und der Gesichtskreis sich verengte, blies in die Herzen, daß die halb erloschene Flamme der Lebenslust hell wieder aufloderte. Lustig sprudelte der Historienquell aus des Altgesellen bartbeschattetem Munde; Flöte und Cither spielten wieder zum Tanze auf, und am Abend, wo das Schiff zehn Meilen in der Wache zurücklegte, wurde ein Singspiel aufgeführt, wie es noch nicht da gewesen war. Hätten die Sänger geahnt, daß wir uns in diesem Augenblick ganz nahe bei der gefährlichen Rokolklippe befanden, so wäre zweifelsohne manchem sein Lied in der Kehle stecken geblieben.

Und der gute Wind dauerte fort, alle Welt mit Hoffnungen erfüllend, die — eben windig waren. Pfeilschnell schoß, weißen Kräuselschaum im Kielwasser zurücklassend, unsere wackere Bark durch die dunkelblaue See. Herüber und hinüber schwankte die große Wiege mit ihren zweihundert Menschenkindern. Im Zwischendeck klirrt das aufgehangene Blechzeug, knistert das Bretterwerk der Kojen, purzeln und kollern die Kisten, wanken und stolpern die Passagiere. Hier steht ein Bube verblüfft vor seinem verschütteten Linsengerichte, dort verliert ein Schläfer das Gleichgewicht und rollt von seinem Strohsacke in einen Kehrichthaufen. Da ergießt sich ein dunkler Kaffeestrom unversehens über ein lichtes Kleid; hier wieder auf dem Verdecke rutscht ein unvorsichtiger Gesell mit unbeschreiblich lächerlichen Grimassen von der Luv- nach der Leeseite unter Fässer und Gebälk, und dort bekommt ein anderer von einer Sturzwelle so unvermuthet die Seetaufe, daß er vor Schreck das eben in der Kombüse erhaltene Mittagessen fallen läßt.

Es war zu schön, um mit den andern das Bett zu suchen, und so wachte ich die ganze Nacht mit den Matrosen am Klüver. Der Zufall fügte es, daß die dort versammelten vier Leute von der Steuerbordswache vier verschiedene Nationalitäten vertraten. Der Kosak in seinem zerlumpten braunen Türkenmantel sang leise eine melancholische Weise seiner fernen

Digitized by Google

Steppenheimath; der Holländer mußte darauf „Prinz Wilhelmus von Nassauen“ folgen lassen; Peter, der Englishman, gab ein Negerlied zum Besten; der dänische Schiffsjunge, den man heute mit der Strafe, vier Stunden am „Menschenquäler“ * sitzen zu müssen, zum Geburtstage angebunden hatte, tauschte gegen das meerumschlungene Schleswig-Holsten (Gott segn' es!) den „tapperen Landsoldaten“ aus. Ein dichter Nebel sank auf die See herab. Von Zeit zu Zeit blies Severinchen ein mächtiges Ochsenhorn, um andere Schiffe vor einem Zusammenstoße mit dem unsern zu warnen. Den Klüverbaum und die vordern Segel bestrahlte die am Fockmast aufgehängte Laterne mit rothem Licht, während die hinteren Partien des Takelwerks und der Masten sich schwarz vom grauen Nachthimmel abhoben. Aus den Luken drang dumpfes Gemurmel herauf. Eindringlich redete der Kosak dem Panslavismus das Wort; flüsternd erzählte Peter von einer schottischen Kitty, seiner ersten Liebe. Die Glocke auf dem Bugspriet antwortete bimmelnd der Collegin am Compaßhäuschen, und feierlich scholl durch die Stille der Weckruf, welcher die Backbordswache zu Dienste rief:

„Reiß aus, Quartier, auf mein Verlangen!
Du sollst den Mann am Ruder verfangen.
Er hat seine Glaasen recht geschlagen —
Reiß aus, Quartier, in Gottes Namen!“

Der 9. August sah uns nach mancher Kreuz- und Querfahrt auf dem 48. Breiten- und 44. Längengrade, hart am nördlichen Rande des Golfstroms und wenige Meilen von den Newfoundlandbanken entfernt. Zwei ganze Wochen war der Wind nie länger als eine Wache günstig gewesen. Kalte Regentage hatten uns den einzigen Trost inmitten all der kleinen Leiden unserer Fahrt, den Aufenthalt auf dem Verdecke verleidet. Geschichten von schwimmenden Eisbergen, die sich in diesen Gegenden herumtreiben sollten, waren an der Tagesordnung. Das mitgenommene Wasser wurde schlechter und schlechter, das Fleisch schien mit ihm Schritt halten zu wollen, das Gebahren des ersten Steuermannes erreichte den Gipfel der Rohheit und Rücksichtslosigkeit. Die Sonnenfinsterniß vom 28., das Schiff, welches wir am 29. ansprachen, der Sturm, den wir am 30. erlebten, sie änderten nur auf kurze Zeit die mürrische, griesgrämliche, isegrimmige Physiognomie, welche die meisten Gesichter angenommen hatten. Halbverschlafene Tage, schlaflose Nächte, die Sisyphusqual vergeblichen Ankämpfens gegen das Unabänderliche, die Tantaluspein getäuschter Hoffnung, das zum Ugolino-Hunger gewordene Sehnen nach besserer Gesellschaft füllten mein Journal mit Klagen, deren ich mich bei der ersten frischen Brise schämte, aber nur, um beim Nachlassen des günstigen Hauches die kindische Jeremiade mit neuen Kapiteln zu bereichern.

In der That, das Mißgeschick, welches am Morgen erregte Erwartungen noch vor sinkender Sonne zu nichte machte, ließ hinter Herders Ausspruch, daß die Hoffnungen guter Menschen Prophezeiungen sind, ein Fragzeichen sehen, so groß wie der Zickzack, den unser Baltimore auf dem Meere hingekreuzt hatte. Wir hatten, wenn der Bootsmann die Wahrheit sprach, das Recht zu hoffen, daß ein schöner Wind uns in vier Tagen von den Banken nach Newyork bringen könnte, und siehe da, der West, der hier seine Wohnung hat, ließ uns erst nach drei Wochen hinkommen.

Die Beschaulichkeit eines Säulenheiligen oder die Spekulationen eines Fakirs, der sich ein Menschenalter lang auf die Nasenspitze sieht, wären der gewisseste Trost in dieser Situation gewesen; aber dazu fühlte ich mich noch nicht reif, und so versuchte ich mir durch Beobachtung schöner Himmelserscheinungen Linderung der Langeweile zu verschaffen. Das Meer scheint daran reicher als das Land. Wenigstens habe ich nirgends so häufige und so langdauernde Sternschnuppen, selten vorher so prächtige Wolkenbildungen und so überraschend herrliche Mondaufgänge zu bewundern gehabt. Wie anmuthig nahm sich der Sturmbaum aus, wenn er in Gestalt einer riesigen Fächerpalme am blauen Himmel weißröthlich heraufwuchs! Welch ein magisches Bild war der Mondregenbogen, wenn er sich nach langdauerndem Kampfe zwischen der untergehenden Sonne und dem aufsteigenden Nebel mit seinen blassen Farben am dunstig grauen Horizonte ausspannte!

Einmal lag ich in meiner Koje und hörte dem Meere zu, das mir zu Häupten pulsirte und mir tückisch zuflüsterte, wie, nur durch sechs Zoll Tannenholz von mir getrennt, ein grausiger Abgrund hinter mir gähne, in dem Dämonen hausen, grimm wie der Tod, und auf dessen moosigem Boden unter schattenlosen Korallenbäumen Tausende von Schiffen und Zehntausende von Schiffern den letzten Schlaf schlafen. Da rief mich einer hinauf, ein schönes Abendroth zu sehen. Ich folgte, und siehe da, ein himmlischer Maler hatte seinen ganzen Malkasten erschöpft. Einzelne Wolken wechselten mit lichtgrünen, goldgesäumte schiefergraue mit schwarzgesprenkelten weißen; veilchenblaue quollen wie Rauch über aschfarbene. Und plötzlich änderte sich das Bild; die Sonnenscheibe versank, ein glühender Wolkenbruch stürzte sich aus einem schwarzen Wetter in das feurig erhellte Meer, und in dem düstern Raume darüber saß, gleich einem Vogel mit siebenfarbigem Schweife, eine prachtvolle Wassergalle.

* Name eines der obersten Segel; ein anderes heißt der „Sterngucker,“ noch ein anderes der „Missethäter.“

Digitized by Google

Ein andermal erwachte ich von einem in die Luke herableuchtenden seltsam gefärbten Strahle. Auf dem Verdecke trampelten und polterten schnelle Füße hin und her. Laut erschallte das Commando des Steuermanns. Mir war, als ob ich den Ruf „Feuer!" hörte. Schnell fuhr ich auf, sprang die Stiege hinan; das Bramsegel war ebenfalls von dem gelblich rothen Lichte erhellt. Ich blicke über die Verschanzung und ein wunderbar herrliches Morgenroth sieht mir unter einem grau bewölkten Himmel in's Gesicht. Scharf abgegrenzt ragte unter seinen safrangelben und purpurverbrämten Luftgebilden eine dunkle Insel mit einer bethürmten Stadt und einem von Bäumen umgebenen Schlosse, und mit windgeblähten Segeln fuhr ein Schiff auf das Eiland der Täuschung zu, das sich wenige Minuten darauf in Gestalt eines ungeheuern schwarzen Adlers über den Horizont erhob, um den rothen Wölkchen nachzufliegen, die wie Flocken den ganzen Himmelsraum erfüllten.

Ich schalte diese Phantasmagorien ein, weniger um des Gegenstandes, als um der Stimmung willen, die sie beachten und sich an ihnen Arbeit und Labsal zugleich schaffen lehrte. Aber die eben vergangenen Tage brachten auch andere Abwechslung. Unsere Juden feierten das Fest der Tempelverbrennung, ihren Charfreitag. Das abgehobene Dach der dritten Luke war durch Ueberbreitung eines weißen Tuches in einen Altar verwandelt worden, auf welchem nach einem Umzuge um die Kajüte nach altem Synagogengebrauch die vorgeschriebenen Stellen aus den Thorarollen vorgelesen wurden. Die Ceremonie lief glatt und nett ab wie ein Rosenkranz. Von einer feierlichen Stimmung aber war nichts zu bemerken, und das Trauerfest schloß sogar mit einem solenen Tänzchen.

Ich hatte, wie gewöhnlich, bis zur Mitternachtsstunde auf dem Verdecke zugebracht und war deßhalb bald nach dem Hinabsteigen in meine Koje eingeschlafen, als mich plötzlich ein infernalischer Lärm wieder erwachen ließ. Das große Horn wurde zur Luke herunter geblasen, und als ich mich erhob, stieg, Gesicht und Hände grün gefärbt, weiße Ringe um die Augen, umwallt von einem langzotteligen Barte aus aufgedröselten Tauen, einen Südwester auf dem Kopfe und eine Harpune in der Hand, Vater Neptun die Treppe herab. Sein Herold und Laternenträger war ein kleiner Mohr in einem langschleppenden, weißen Hemde, der durch sein Sprachrohr jedermänniglich kund that, daß die noch nicht in Amerika gewesenen Passagiere jezt getauft werden sollten. Ein furchtbarer Tumult erfolgte. Die Männer schimpften, die Weiber kreischten, aber Neptun ließ sich durch nichts in seiner Pflicht irre machen, und ungeachtet aller Drohungen und Protestationen bekam jede Koje, die sich nicht loskaufte, einen tüchtigen Guß Salzwasser aus den bereit gehaltenen Eimern. Den andern Morgen aber traktirte der Matrose Johann seine Kameraden mit dem bei diesem Schifferspaße verdienten Rum, und die Augen der Leute wurden davon so wacker, daß es beinahe der Kapitän gemerkt hätte.

Der 18. August hätte bei einem Haare unsere große Wiege in einen großen Sarg verwandelt, und mit knapper Noth entgingen wir seinen Todtengräbergelüsten. Mehrere Tage hatten wir gegen widrigen Wind, der uns in den Golfstrom zu treiben drohte, angekreuzt. Da hatte am 17. Abends, als wir, auf dem Klüver sitzend, das Meeresleuchten unter uns beobachteten, der Schullehrer, der sich in der Verzweiflung auf's Windrathen gelegt und darin ganz erkleckliche Fortschritte gemacht hatte, aus dem Falle der Sternschnuppen geweissagt, daß der nächste Tag den erwünschtesten Ostwind bringen würde. Niemand glaubte dem Propheten von Münster, aber wie gesagt, so geschehen. Als wir am Morgen erwachten, flog das Schiff in gerader Richtung auf Newyork zehn Knoten dahin. Das dauerte bis gegen vier Uhr Nachmittags, wo die Brise etwas schwächer wurde, so daß mehr Segel beigesezt werden mußten. Alle waren guter Dinge, und der Kapitän, welcher die Wache kommandirte, hatte sich zu einem Schläfchen hingelegt. Es war die Rede von einem allgemeinen Balle, bei welchem den lezten Rumflaschen die Hälse gebrochen werden sollten. Einige Passagiere puzten die Messingzierrathen des Gangspills, andere waren an der Vollendung neuer Namentafeln für die Gallion, noch andere strichen die etwas unscheinbar gewordenen Eimer an, welche das Dach der Kajüte schmückten, wieder andere endlich vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen. Ich war mit dem Ritter Harold beim „burggekrönten Drachenfels," versunken im Anschauen der rebenumrankten Klippen, die sich im „vielgewundenen" Rheine spiegelten. Da säuselte es, blies es, brauste es, heulte es in rascher Steigerung wie im Handumdrehen von Nordwesten. Unerwartet wie der Adler der Heerde war uns eine schwarze, verderbenschwangere Böe auf dem Nacken. Das Schiff bäumte sich wie in furchtbarer Todesangst auf, stieß und stampfte, wandte sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Eine ungeheure Sturzwelle schlug über das Steuerhaus herauf. Knarrend und knackend bogen sich Masten, Raaen und Spieren, und im Nu waren drei der obersten Segel zerrissen. — Leichenblaß kam der Kapitän aus der Kajüte gestürzt. — „Reve! reve!" scholl es in die Logis hinab.

Die aufgescheuchten Passagiere rissen, durch den Bootsmann schnell geordnet, in langer Kette an den Tauen. Die Mannschaft, mit Einschluß von Koch und Zimmermann, eilte die Leitern hinauf, und nach einer halben Stunde voll Angst, die manchen Bramarbas zum Hasenfuß gemacht, war die Gefahr

vorüber. Der Mezger, welcher für vier gearbeitet, rieb sich vergnügt die Hände; der Eisenfresser aus Berlin, dem bei der Affaire die Knie geschlottert hatten und die dicken Thränen über die Backen gelaufen waren, verkroch sich beschämt in seine Koje. Die Weiber legten die hastig hervorgesuchten Gesangbücher wieder in die Kasten und der beabsichtigte Ball fand doppelt leichte Herzen und doppelt gelenkige Beine. Am andern Morgen aber sah ich auf der Seekarte, daß der böse Geist, der uns mit diesem Windstoße überfallen, in gleicher Weise und am gleichen Ort schon einem andern Schiffe begegnet war — ein Umstand, der den gestrengen Herren Commandirenden auf dem Baltimore von Rechtswegen hätte bekannt seyn sollen.

Der 25. August ließ uns eines jener majestätischen Gewitter sehen, die aus dem geheimnißvollen Golfstrome emporsteigen und selbst im Winter über ihm wüthen, und der 27., an dem wir uns nicht fern von Nantuket-Island befanden, belehrte uns, daß wir im Irrthum gewesen waren, wenn wir schon einen vollkommenen Sturm erlebt zu haben meinten. Ich hatte die „thurmhohen Wellen" unserer Seeromane bisher für Geburten der Phantasie gehalten, der es nicht darauf ankommt, der Wirklichkeit eine Elle zuzusetzen, wenn sie für ihre Zwecke zu klein ist. Hier erfuhr ich, daß jenes Epitheton allerdings Berechtigung habe, wenn man dabei auch nicht gerade an den Stephansthurm und den Straßburger Münster denken darf. Es war ein Wälzen und Wimmeln, ein Zischen und Brüllen, ein Heulen, Grollen und Donnern, als ob Millionen in's Meer gestürzter Giganten sich zu einem abermaligen Sturme auf den Himmel aus der Tiefe aufzuringen im Begriffe wären. Bald schwoll die See zu beiden Seiten zu schwarzgrünen Wasserbergen empor, zwischen denen das Schiff wie durch die schattigen Schluchten des Todtenreiches segelte. Bald brachen die großen Wogen auf Augenblicke in kleine Wellen zusammen, deren Strudel wie die unheimlichen runden schwarzen Augen von Riesenpolypen nach uns heraufstierten. Bald hob uns die Fluth auf mächtigem Nacken, bald stieß sie uns von der erklommenen Höhe hinab in die gähnende Tiefe, in der sich mit geiferschäumendem Rachen und gespreizten Kämmen blindwüthende, züngelnde und schnappende Ungethüme uns entgegen warfen; bald wieder peitschte sie mit einem ihrer tausend Schweife über die Verschanzung, daß die Getroffenen aufschreiend hinabflüchteten in den dumpfen dunkeln Wallfischbauch des Zwischendecks.

Wir waren zu weit vom Lande entfernt, um Gefahr vom Sturme fürchten zu müssen, wohl aber befanden wir uns nach des Kapitäns Ausdruck keine Schiffslänge vom sichern Tode, als während des Nebels, der den Aufruhr des Meeres begleitete, der graue Schatten eines großen amerikanischen Dreimasters, als ob er den Baltimore in den Grund bohren wollte, auf uns zugeschossen kam. Eine schnelle Umdrehung des Steuerrades trieb uns zu einer Schwenkung nach links, und in der nächsten Minute flog der Amerikaner so hart an uns vorüber, daß wir bei hellem Wetter hätten sehen können, ob seine Matrosen blaue oder braune Augen hatten.

So war auch diese Tücke des Schicksals glücklich parirt, und es war die letzte. Am folgenden Mittag erblickten wir zwei schlankgebaute blaurothweiße Kutter, die auf uns Jagd zu machen schienen. Bald gewann der eine, dessen Segel eine große schwarze Eins zeigten, dem andern den Vorsprung ab. Er näherte sich bis auf Rufweite, fragte, ob wir einen Lootsen nach Newyork brauchten, und sezte auf das Ja des Kapitäns unter allgemeinem Freudenhurrah der Passagiere den Yankee an Bord, der uns, wie oben geschildert, drei Tage später wohlbehalten in die Bay vor Staaten-Island brachte. Wir hatten keine Kranken an Bord, und so gab die Sanitätsbehörde nach kurzer Untersuchung dem Kapitän die Erlaubniß, sein Schiff durch das uns entgegengefahrene Dampfboot vollends zur Stadt bugsiren zu lassen. Daß ich, nachdem wir an einem der Hafendämme des Northriver gelandet waren und der Mauthbeamte meinem Koffer sein Approbatur ertheilt hatte, mich keine Minute mehr auf dem Schiffe verweilte, bedarf keiner Versicherung. Und als ich nun das Land — wenn auch kein Vaterland — wieder unter den Füßen hatte, welch eine Glückseligkeit, welch ein Jubel! — So muß dem Propheten Jonas zu Muthe gewesen seyn, als ihn der Fisch ausgespien hatte.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Schluß von Nr. 44.)

Shakespeare auf den französischen Bühnen. — Ligier. — Mlle. Rachel.

Wie Schiller von Lebrun und Shakespeare von Ducis, wie de Castro von dem ehrlichen Carneille, der jede von ihm dem Spanier entlehnte Zeile selbst nachwies, ausgebeutet wurden, so geschah es mit dem großen William noch öfter, und zwar von den verschiedensten Seiten und in den mannigfachsten Zubereitungen. Frederic Soulié unter andern trat mit einem Trauerspiel: Rameo und Julie, wozu das Shakespeare'sche Stück gleichen Namens die Hauptelemente lieferte, unter seiner eigenen Firma und Verantwortlichkeit hervor; Casimir Delavigne hat aus Richard dem Dritten für seine Söhne Eduards, die Dank den schönen Versen und der etwas Kotzebue'schen Rührung, die in diesem Drama herrscht, seit dem Jahre dreiunddreißig sich bis jezt auf dem Théâtre français erhalten haben und jede Woche wenigstens einmal, namentlich Sonntags, gespielt werden, den Charakter des Herzogs von Glacester und eine Unzahl von Einzelzügen enenammen; manche Versuche der jungen Romantiker für die Parte St. Martin und die andern, vam dramatischen Schulzwange freieren Bühnen enthalten Scenen, Mamente, Stellen aus seinen Werken, und die ganze Ramantik holte sich aus der unerschöpflichen Fundgrube seines Genius Belege für ihr System und entschuldigende Beispiele für ihre Ausschweifungen. Alfred de Vigny wagte es zuerst unter den Auspicien und mit dem Namen Shakespeare's eine Shakespeare'sche Dichtung vor ein französisches Publikum zu bringen, machte aber mit dem Wagniß nur wenig Glück. Später machte Dumas mit Hamlet ein ähnliches, jedoch durch Pariser Gaukelkunst gemildertes Experiment; es kam dabei für die Kasse der zwei Theater, die im Verlaufe van einigen Jahren diesen Hamlet zur Aufführung brachten, und für die Erweiterung des dramatischen Ideenkreises der Pariser zwar etwas mehr als bei Vigny's Othello, aber auch nicht viel Glänzendes und Dauerndes heraus. Weit mehr Glück machte ein von dem gewandten, geschulten und studirten Verseschmied Lacroix übertragener und von dem Urtexte so wenig als möglich entfernt gehaltener Macbeth, den das Odean gab, und es war, als ob das rasche Fortschreiten der Geschichte, die unaufhaltsame Entwicklung der Ereignisse, die logische Zeugung der Thaten und die ungeheure Leidenschaftlichkeit der Hauptpersonen, wie der urkräftige Heldengeist, der sie belebt, für das häufig aus jugendlichen Zuschauern bestehende Parterre dieses dem Studentenviertel nahe gelegenen Theaters etwas Ergreifendes und Berauschendes gehabt hätte, etwas, worin ihr eigener revalutionärer Raufsinn sich wieder fand. Sehr gefiel auch in demselben Theater eine freie, äußerst freie Nachbildung der lustigen Weiber von Windsor, bei der, wenn ich nicht irre, Theophile Gauthier Hand angelegt hatte. In wörtlicher Uebersetzung ist dieses Lustspiel eines von den Stücken Shakespeare's, welche die Franzosen am wenigsten verdauen, aber von Theaphile und seinem ultraromantischen Collegen für französische Gaumen und Magen gewürzt, gepfeffert und mit der gehärigen Pariser Brühe begassen, machte es fast Furore. Einen ganz andern Weg hat ein noch junger, wenig bekannter Schriftsteller, der bisher nur dem mehr poetischen als theatralischen Lustspiel und Drama seine Kräfte gewidmet und damit bei dem Publikum so gut als gar nichts ausgerichtet hatte, Victor Séjour, eingeschlagen, um eine der großen Shakespeare'schen Figuren auf der französischen Bühne heimisch zu machen. Er hat kürzlich auf den Brettern der Porte St. Martin ein Stück gegeben, das, wie die berühmte Shakespeare'sche Tragödie, keinen andern Titel als den Namen des gekrönten Verbrechers trug, den die Geschichte minder als das Genie Shakespeare's gebrandmarkt hat, den Namen Richards des Dritten. Man glaubte in der Sphäre, wo man etwas von Shakespeare weiß, allgemein, es handle sich hier um eine mehr oder weniger freie Bearbeitung des Shakespeare'schen Richard; dem ist aber nicht so, Victor Séjour hat wohl hie und da ein Motiv, ein Bild, eine Wendung, gar manchen satanisch-ironischen Pinselstrich für die Physiognomie seines Helden aus Shakespeare entlehnt, aber der Gang, die Anlage, der ganze dramatische und philosophische Charakter seines Stücks ist durch und durch anders. Shakespeare's Richard ist Geschichte in erhabener Arbeit. Richard unterliegt nicht in den Engpässen einer vielverwickelten Intrigue, er unterliegt auf dem Schlachtfeld durch den Willen und das Eingreifen der strafenden Gerechtigkeit; die Handlung besteht in dem unaufhaltsamen, ruhigen, fast heitern Hinschreiten des blutigen Usurpators zu seinem Ziele auf einem Weg voll Opfern, die er geschlachtet, und voll Gräbern, die er gefüllt; durch den Haß derer, denen er das Theuerste geraubt, durch den Fluch der einen und die Thränen der andern, durch das Wehgeschrei seiner eigenen Mutter und die holde Unschuld blühender Kinder geht er ungerührt, unerschüttert, sich selbst und die andern höhnend, vorwärts, macht sich aus jedem Hinderniß ein Mittel, kriecht oder tänzelt, wie es am zweckmäßigsten ist, mordet ohne Zorn und mit all der Grazie, deren er fähig

Digitized by Google

ist, und als er endlich alles erreicht, verliert er alles, nicht etwa weil ein überlegender Geist ihm entgegentritt, aber weil er sich in den Netzen eines heimlich gegen ihn gespannenen Verraths gesangen hätte, sandern weil eben das Maß vall ist und das Blatt in der Hand des Ewigen sich wendet. Das ist sa die Weise Shakespeare's, die Missethaten sind bei ihm von varnherein saules Halz, und das Gebäude, das aus ihnen gezimmert wird, bricht eines stürmischen Tags zusammen, ahne daß die Welt zu sagen vermag, wie und warum. Richard ist auf dem Gipsel seiner Macht, da kammt ein Nebenbuhier, geelst ihn an, seine besten Freunde und Diener sallen van ihm ab, ahue daß eine Veeschwörung den Absall varbereitet hätte; er selbst verzweifelt an seinem Stern und seinem Genius und ist besiegt, ehe er sich's versieht. Gatt thut hier affenbar die Hauptsache, bei Victor Séjour sind es die Menschen; bei Victar Séjaur dreht sich alles um eine Heirath, van der feeilich der Besitz des Thranes abhängt. Richard hat einen geheimen, verkleideten, veekappten, unfaßbaren Gegner, der nach tückischer, nach unerschrackener, nach beharrlicher ist als er; zwischen ihm und diesem verborgenen Feinde, dem Feeund und Sendling des Herzags van Richmand, der wie er auf die königliche Braut Elisabeth spekulirt, entspinnt sich ein Mausfallenduell; van beiden Seiten wird das Maximum van List, von Wachsamkeit, von Erfindungsgeist und Späherkunst aufgebaten. Der jüdische Tausendkünstier, der in einem mittelaiterlichen Spektakel nicht sehien darf, treibt hier ebenfalls sein Spiel, ein Schiaftrunk wird gebeaucht, wie in Rameo und Julie, Verwechslungen, die alle Berechnungen umstürzen, finden statt, der Zusall hat seinen mächtigen Antheil an der Verwirrung und dem Ausgang der Begebenheiten; kurz das Ganze ist ein Raman, ein spannender, unterhaltender, sinnreicher Roman, aber immer ein Raman. Richard geht nicht durch Gattes sichtbaren Finger, der über ihm den Stab bricht, sandern durch Menschengeschick zu Grund, der Bösewicht wied bestrast, aber ahne Gräße, man hört weder die Stimmen der Gemardeten, nach das Rallen des Danners, und wenn in dem Labyrinthe der Intrigue mitunter etwelches Unnatürliche sich finden mag, sa ist van dem Uebernatürlichen dach nlegend wo eine Spur. Victar Séjaur sall übrigens die hinreichende Fassungskrast für Shakespeare'sche Aussassung der Geschichte haben; er hätte, sagen seine Feeunde, gern den ächten, englischen Richard in seiner heraischen Abgeseimtheit, wie ihn Shakespeaee gezeichnet, auf die Bühne gebracht, allein er habe auf sein sranzösisches Pubiikum, das einmal Verie- und Versteckensspielen auf dem Theater haben walle, Rücksicht nehmen müssen.

Nebst dem Publikum hatte Séjaur den Eigenschaften und Mittein des Schauspielers, dem die Titelralle bestimmt war, Rechnung zu tragen, und hier bieten einige charakteristische Züge des Pariser Bühnenlebens sich uns dar. Einmal die Gewahnheit, ein Stück für einen bedeutenden aber dach bellebten Bühnenkünstler zu schreiben, eine Gewahnheit, die zuerst in der Oper, wa man natürlicherweise die Stimmlage der varzüglichsten Sänger und Sängerinnen bei Anfeetigung der Musik beachtete, aufkam, dann auf das Gebiet des Vandeville überging, wa eine Unmasse van kleinen Passen, die nichts als Rallen für Aenal, Bouffé, Vardau, Levassar, Rawel und deren heitere Collegen waren, zur Welt kam, hierauf in das Meladram, vorzüglich zu Gunsten Frederlc Lemaltres, eingeführt wurde, und endlich auch in das hähere Drama, befördert namentlich van Mlle. Rachel, eindrang. Victar Séjaurs Richard der Dritte ist für Ligler geschrieben, der denseiben Charakter lange Zeit in Casimir Delavignes aben erwähnten Söhneu Eduards mit Ersalg darstellte. Ligier war viele Jahre hindurch einer van den Matadaren des Théâtre français, und namentlich in den verwickelten Charakterrallen gerne gesehen. Für Personen, die weder Anmuth der Erscheinung und Bewegung, nach Reiz und Biegsamkeit des Oegans verlangten, aber eine grelle Eigenthümlichkeit der Stimme und der Rede, einen aussallenden Schnitt dee Maske, eine gewisse Vertracktheit der Haltung und des Gangs, aber rasche Uebergänge in all diesen Dingen van dem einen zum andern Extrem, mit Einem Wart ein scharses Gepräge der Darstellung eefarderten, für Persanen alsa, wie sie in Deutschland Seydeimann meisterlich zu geben wußte, besaß Ligier nicht geringe Fähigkeiten. Ludwig XI. und der Herzag van Glacester mußten daher seine Glanzpartien seyn und Séjaurs Richard der Dritte ist gleichfalls seinen Anlagen varzüglich angepaßt. Die schleichende Gransamkeit und die unheimliche Jeanie dieses Tyrannen in dem nenen Stücke, die jedach zuweilen duech Entladungen des Ingrimms Angesichts unerwarteter aber ungreisbarer Hindernisse unterbrachen wird, ist für Ligier eigens gedacht und gemacht; der Dichter hat erst den Schauspieler studirt, ehe er seine Ralle im Geist gestaltete, und wie der Rock, der aus der Hand eines vollendeten Kleideekünstiers hervarging, dem Dandy, für den er versertigt wurde, sa sitzt auch Séjaurs Richard Herrn Ligler wie angegassen. In den Helden der klassischen Tragödie war Ligier lange nicht sa glücklich; die heraische Grazie und der antike Adel liegen nicht in der Sphäre seiner Mittel und sein Vartrag, für die reliefaetige Prosa und den einschnittreicheren Vers der neueren Stücke sehr gut geeignet, reicht für das musikalische Gewebe der Racineschen Paesie nicht aus. Dadurch machte ihm auch das längere Verbieiben auf einer Bühne, für deren bedeutendste Schätze er sich sa wenig geschaffen fühlte, wa er namentlich neben einer Mlle. Rachel sehr unscheinbar und untergeardnet dastand, verleidet warden seyn, und man begreift es, daß er seinen Abschied, sabald ihm derselbe statutenmäßig möglich wurde, genommen hat. Nur wurde zur Zeit, als er ihn nahm, mit einem Bedauern, in dem Tadel lag, hervargehaben, daß ein noch sa rüstiger Arbeiter sich schan zurückziehe, und als er kürzlich auf einem andern Theater mit voller Keaft wieder hervortrat, gab dieses Gefühl sich wieder van neuem und hie und da in ziemlich energischer Fassung kund.

Die meisten der hiesigen Schauspieler sallen nicht in Uebertreibung des Zartgefühls, und wenn es auch ehrenvalle, höchst eheenvalle Beispiele des Gegentheils gibt, sa scheuen wieder andere, und zwar salche, die durch Talent und Ruf in der eesten Reihe stehen, wa es Wahrung des eigenen Vartheils und Befeiedigung der eigenen Laune gilt, selbst var cynischer Vermessenheit und Mißachtung des Publikums nicht zurück. Var einigen Tagen war Cinna im Théâtre français angekündigt, Mlle. Rachel sollte die

Digitized by Google

wüthende Republikanerin Emilie spielen, das Publikum war in hellen Haufen zugeströmt. Das kleine Stück, das der Tragödie gewöhnlich vorangeht, und das man hier das Vorhangstück (lever de rideau) nennt, war zu Ende und alles erwartete den alten Corneille. Da ward mit einem mal angekündigt, Cinna könne wegen plötzlicher Krankheit Emilias nicht gegeben werden. Das Publikum murrte natürlich nicht wenig, man verlangte und erhielt sein Geld zurück. Die verschiedenen Beamten des Theaters beschwichtigten die Stammgäste, so wie sonst Personen, die sich entrüstet an sie wendeten, so gut sie konnten, indem sie versicherten, Mlle. Rachel sey wirklich in allem Ernste krank und der Arzt sey über den gebrechlichen Zustand ihrer Gesundheit in wahrer Verzweiflung. Unter den Abgewiesenen fand sich ein junger Arzt aus der Provinz, der zugleich Literat ist und in den Coulissen seines Provinztheaters als Aeskulap wie als ehemaliger Vaudevillist aus- und eingeht. In dieser lezteren Eigenschaft bekam er auch während seines Aufenthalts zu Paris in der Welt der theatralischen Berühmtheiten beiderlei Geschlechts, wie deren Freunde und Beschützer leicht Zutritt, und wurde bei seinem Herausgehen aus dem Palaste Thalias und Melpomenes an jenem Abend von einem dramatischen Collegen, einem noch in voller Thätigkeit begriffenen Vaudevillisten und Kritiker, zu einem Souper im Café de Paris eingeladen, wo es sehr lustig und glänzend hergehen, wo gesungen und gespielt werden, wo Mlle. Rachel als Hohepriesterin erscheinen und wahrscheinlich einige ihrer Prachttiraden deklamiren werde. — Das war also die Krankheit der Gefeierten, darum konnte sie nicht die Emilie im Cinna spielen, darum ihre Schuldigkeit nicht thun. Sie hat einen kolossalen Gehalt, vier Monate Urlaub, die sie anwendet, um in ganz Europa, umgeben von einer kläglichen Truppe, die Meisterwerke der französischen Bühne herumzuschleifen, bei Königen und andern großen Herrn, obgleich sie einst die Marseillaise abgewüthet, kostbare Geschenke zu holen, kurz mit ihren Kräften so zu wirthschaften, daß sie nach Ablauf des Urlaubs erschöpft und heiser nach Paris zurückkommt. — In Paris, wo sie ihr Fixum hat, erscheint sie so selten als möglich auf der Bühne, die Woche zweimal höchstens; sie machte an den Tagen, wo sie nicht beschäftigt ist, vor nicht langer Zeit noch Ausflüge in die benachbarten Provinzen, wogegen aber seitdem wirksame Einsprache erhoben worden seyn soll; sie entblödet sich nicht, unter dem lügnerischen Vorwande unvorgesehener Krankheit, das Publikum, das um ihretwillen gekommen, unverrichteter Dinge wieder heimzuschicken, damit sie bequemer, damit sie zu rechter Zeit bei einem Souper erscheinen könne, und wie Bossuet die lezten Klänge seiner ersterbenden Stimme der ihm überwiesenen Heerde, so spart sie die Reste eines einst so vollen und hellen, jezt aber vor der Zeit erschöpften und schnarrenden Organs für die auserwählte Gesellschaft auf, die von Champagner und Rheinwein erregt, von Salm und Rebhuhn und jedem feinen Wild der Erde und des Wassers gesättigt, ihre Huldigungen eben so wohl der Priesterin Cytherens als der Priesterin Melpomenes darbringt.

Es erschien dieser Tage, aus einer der bedeutendsten hiesigen Monatschriften abgedruckt, eine kleine Abhandlung, deren Verfasser sich darzuthun bestrebt, daß Kants Theorie des Erhabenen schon in dem Buche eines französischen Advokaten, Namens Sylvain, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geblüht habe, enthalten sey. Dieses Buch sey jedoch von Sylvains Zeitgenossen und Landsleuten verkannt und so Frankreich der Ruhm einer Erfindung, die ein Franzose zuerst gemacht habe, entrissen worden. Der Verfasser der Abhandlung klagt Kant nicht des Plagiats an, er will nur festhalten, daß ein Franzose achtzig Jahre vor dem berühmten deutschen Philosophen einen der großen Gedanken, womit dieser die Welt bereichert, schon gehabt habe. Was es auch für eine Bewandtniß mit dem Gegenstande dieses kindischen Patrioteneifers habe, so viel scheint mir ausgemacht, daß wenn genannter Sylvain das Erhabene mit Recht als etwas ansieht, was den Eindruck des Höchsten, Aeußersten, Unüberbietbaren in seiner Art auf uns macht, Mlle. Rachel in dem Gebiete dreister Pflichtvergessenheit und höhnischer Hintansetzung alles Anstands die Idee des Erhabenen unbestreitbar verwirklicht.

Digitized by Google

Berlin, Oktober.

(Schluß.)

Der Kölner Proceß. — Mordgeschichten.

× Einige Aufmerksamkeit erweckt denn doch der Communistenproceß in Köln. Wenn man ihn indeß als ein Peletonfeuer von Schreckschüssen benützen wollte, wären dieselben im gegenwärtigen Augenblick ohne Noth verpufft. Der Eindruck wirkt vielmehr als ein allgemein beruhigender. Solche Verirrung des Verstandes, gleichviel ob nur von excentrischen Geistern ausgeheckt und von wenigen gehalten, oder von ganzen Massen Verzweifelnder ergriffen, wofür die Junischlacht in Paris spricht, kann nun und nimmermehr auf einen dauernden Erfolg rechnen. Es gibt Dinge und Principe, die sich selbst todtschlagen, auch wenn keine Cavaignacs bereit stehen, den Säbel gegen sie zu ziehen. Man muß wenig in der Geschichte erfahren seyn, um nicht wenigstens den Trost aus dem Proceß zu schöpfen, daß von dieser Seite der alten socialen und sittlichen Weltordnung so wenig der wirkliche Untergang droht, als daß von China aus Europa einst erobert wird. Die beste Lehre werden die ehrenhaften Demokraten daraus schöpfen, eine wie dünne Scheidewand sie von einer Partei trennte, in deren Munde der Freiheitsruf wie ein fürchterlicher Hoho klang und die bereit war, sie selbst, ihre temporären Bundesgenossen, zu verschlingen.

Mehr Schrecken erregt die Mordgeschichte aus der Lausitz. Die Baronin Schimmelpenning, eine Wittwe in Jahren, die dort auf ihrem Schlosse durch Räuber, welche auf Leitern in den Eckthurm gestiegen, in der stillen Nacht erdrosselt worden, ohne daß man bis jezt die geringste Spur der Thäter entdeckt hat, stammt aus einer bekannten Bankierfamilie in Berlin, um die kein Lustre eines historischen Namens schauert. Aber sie ist hier wohl bekannt und reich, und die Vorstellung, daß gerade einer solchen Dame, erzogen in aller Ueppigkeit und Weichlichkeit des fashionablen und von der Polizei wohl bewachten Daseyns, ein derartiges Ende bevorstand, das sich für die Burggräfin in einem einsamen Feudalschloß in der Wirklichkeit oder Kriminalnovellistik eignete, hat für die Gemüther hier etwas besonders Schauerliches. Daß das nebenan schlafende Kammermädchen nichts gehört als ein Rasseln mit Schlüsseln, daß sie dabei nichts Arges gedacht, weil es der Baronin Art war, in der Nacht plötzlich ihre Schlüssel zu zählen, und daß die genaue Kenntniß der Oertlichkeit, der verlorene Bort auf Personen deuten, die genau im Hause Bescheid gewußt und vor allem die Entdeckung fürchteten, vielleicht um deren willen allein die Mordthat verübten, daß sie endlich die eigentliche Geldkasse nicht erbrochen haben, weil deren unscheinbare Gestalt sie täuschte — dieß alles gibt dem Verbrechen allerdings noch ein romantisches Lustre. Daß unsere bis zum äußersten Grade ausgebildete Polizeiwissenschaft derartigen Verbrechen nicht vorwachend entgegen arbeitet, wollen wir ihr nicht auch zum Verbrechen machen. Wir stehen an der Scheide des non plus ultra.

Aber wir haben noch eine Tragödie in unserer eigenen Mitte erlebt, der es an Gräßlichkeit nicht fehlt, obgleich keine Bösewichter mitspielen, und die an Fatalität einem Schicksalsdrama gleicht, ob sie schon nur in einer achtbaren Handwerkerfamilie spielt. Der Buchbindermeister Schütz wird als ein tüchtiger, geachteter Bürger und Familienvater gerühmt. Vor langen Jahren hilft er einem Cavalier, der im Hofcostüm, oder in trunkenem Zustande, nach Hause kommt, die Treppe hinauf. Der Cavalier stolpert, fällt, Schütz hält ihn, aber dabei bricht der Galanteriedegen an jenes Seite. Schütz nimmt diesen auf und es gelingt ihm, den Besinnungslosen in sein Zimmer zu bringen. Der zerbrochene Degen bleibt in der Hand des Nüchternen und der Cavalier fand vermuthlich keinen Beruf ihn zurückzufordern. Der Finder, oder sein Gesell, machte sich ein Vergnügen daraus, dem Degen, dem die Spitze fehlte, eine neue anzuschleifen; so sah er wie ein länglicher Dolch aus und ward oft zum Scherz geschwungen, ohne daß man je eine böse Absicht dabei gehabt. Da kam aber der März 1848 heran. Der Gesell stürzte unter die bewaffneten Massen. In Ermanglung einer Waffe ergriff er den verkürzten Galanteriedegen. Eine Kugel trifft ihn tödtlich auf der ersten Barrikade; er wird nach Haus getragen, in der Hand noch krampfhaft den Degen haltend. Er stirbt, der Degen bleibt wieder im Hause. Schütz hat inzwischen eine Nürnbergerin geheirathet und ist glücklicher Familienvater. Seine Frau findet das Instrument ganz dazu geeignet, Häringe daran zu braten, wie sie es in ihrem väterlichen Hause gewohnt war. Seitdem diente der Degen als Bratspieß. Vor Kurzem war des Meisters Geburtstag. Die Verwandten in Nürnberg schickten ihm dazu ein Fäßchen von dem starken Nürnberger Bier. Die Familie wird ungemein heiter; jeder fühlt die Wirkungen des Getränkes, keiner aber mehr als das Geburtstagskind, welches daran nicht gewohnt ist. Die Frau redet ihm ab mehr zu trinken, so auch ihr Bruder, der junge Kupferstecher Asinger. Schütz tobt, nicht im Zorn, sondern in der Lustigkeit. In der einen Hand den Bratspieß, schleppt er mit der andern einen Eimer Wasser in's Zimmer und droht, wer nicht den edlen Nürnberger Saft trinken wolle, solle den Eimer Wasser leeren. Da eilt Asinger ihm mit offenen Armen entgegen und eben so umschließt ihn Schütz, aber im selben Augenblick hat er ihm von hinten die Brust mit dem scharfen Stahl durchstoßen, daß die Spitze zur Brust heraus kommt. Und das ist das Werk eines Augenblicks.

Noch im alten besinnungslosen Zustande wird der unglückliche Mörder nach dem Polizeigebäude gebracht. Er weiß von nichts; erst als die Leiche des Ermordeten ihm vorgezeigt wird, kehrt die Besinnung zurück und es folgt eine der erschütterndsten Scenen. Er sinkt kreischend zusammen, er hat ja in seinem Schwager seinen geliebtesten, besten Freund umgebracht. Der Jammer in der Familie ist unaussprechlich. Der ermordete Afinger war ein tüchtiger Künstler, von dem man sich noch viel für die Kunst versprach. Ob der Staatsanwalt eine Anklage gegen den Mörder finden wird, ist noch ungewiß.

Lassen Sie mich mit etwas Heiterem schließen. Von einem bisher ganz ungenannten und ungekannten Dichter ist ein Gedicht, eine märkische Idylle, erschienen von der alle bewährten Kenner und Freunde der Poesie versichern, daß sie das ausgezeichnetste sey, was seit langen Jahren in dieser Gattung vor's Publikum getreten ist. Sie heißt die „Hegler Mühle," der Verfasser Niendorf. Zum Rühmen ist hier nicht mehr Raum, sie rühmt sich selbst vor dem, der für solche Naturlaute, wie sie hier anklingen, noch Sinn hat. Der Verfasser war auch ein vom allgemeinen Flammenhauch Angesengter und Zerrissener; er hat sich auf's Land gerettet und unter den Mailüften, die kein politischer Brand und Sturm verdirbt, hat er seine Gesundheit wieder gefunden und Anschauungen und Gefühle besungen, die wie die Natur zu allen Zeiten Geltung haben.

Digitized by Google

London, Oktober.

Die Season. — Die politische Lage.

Die „Ferien" sind zu Ende und die Wintersaison nimmt ihren Anfang. Der böse Zauber ist gewichen, und die Gesellschaft, aus dem Starrkrampfe erwacht, reibt sich den Schlaf aus den Augen und weist der Langeweile die Thüre. Geschäft und Vergnügen drängen sich ungestüm in den Vordergrund, und die Politik — doch halt, ich vergesse, daß die Politik eine matter of business ist, und ich hätte sogar schon das Vergnügen, ich meine das englische Vergnügen, nicht von dem Geschäfte trennen dürfen. — Wer London vor ein paar Wochen gesehen, kann es heute kaum wieder erkennen. Es hat sich so durchaus verändert! Nicht äußerlich; das Gesicht ist noch immer dasselbe; aber welcher Wechsel im Ausdruck! Es ist nicht mehr die todte, unbeholfene Masse, die sich schwerfällig bewegt, wie ein Nachtwandler; der gigantische Leib ist beseelt, der Koloß hat Bewußtseyn, Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften. Nicht als ob ich den dritthalb Millionen der Metropolis für einige Monate das Denken und Fühlen absprechen wollte. Nein, ich weiß es aus eigener Anschauung, sie haben auch in der dumpfigsten Zeit der Apathie gelacht und geweint, geliebt und geschmollt, geküßt und sich geprügelt; sie haben gekauft und verkauft, gearbeitet und gefaullenzt, spekulirt, und sogar Zeitungsartikel geschrieben. Ich weiß, sie haben gelebt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich als Engländer nicht zu Tode langweilen konnten. Aber diesen dritthalb Millionen Einzelleben fehlte das Gesammtleben, dieses Conglomerat von individuellen Existenzen war ohne gemeinsame Ideen, ohne gemeinsame Bestrebungen, mit einem Wort, ohne Collektivseele. Jezt, Gott sey Dank, ist es anders. Die öffentliche Meinung regt ihre Schwingen, die Interessen erheben das Haupt und stoßen in die Lärmtrompete, die Parteien entfalten das Banner und rennen zur Tribüne, die Presse zieht mit Wollust die frische Luft in ihre Lunge, und richtet sich empor, wie eine vertrocknete Blume im Thau des Morgens. Die politische Bühne ist hergerichtet und das Publikum sezt sich erwartungsvoll im Parterre nieder, entschlossen, selbst auf die Bretter zu springen, wenn die Schauspieler ihre Pflicht nicht thun. Und das Stück ist dießmal schwer. — Es fällt mir nicht ein, der Season diesen plözlichen Umschwung zuzuschreiben. Mag seyn, daß sie einen kleinen Theil daran hat. Wenn John Bull eine Revolution machen wollte, wäre er im Stande, vorher den Kalender nachzuschlagen, ob die Zeit auch passend sey. Aber daß dieser oder jener fashionable Vergnügungsort offen steht, daß Mylord Y. in Grosvenorsquare Sherry trinkt, statt in Buckinghamshire, hat wohl nicht sehr viel mit der Bewegung zu schaffen, die jezt in England sichtlich um sich greift, und die um so mächtiger zu werden droht, weil der Boden so lange brach gelegen, auf welchem sie wuchert.

Erlauben Sie mir einen kurzen Abstecher in das Gebiet der Politik. Die Lage Englands ist bedeutsam genug, um die ernsteste Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Das alte Parlament wurde bekanntlich aufgelöst, weil es keine regierungsfähige Majorität enthielt. Die Neuwahlen sollten den gordischen Knoten entwirren. Aber der Ausgang entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Der „Appell an das Volk," weit entfernt, die obschwebende Frage zwischen Industrie und Grundbesitz, zwischen Freihandel und Schutzzoll zu lösen, hat sie nur noch mehr verwickelt. Die Tories sind unterlegen, kein Zweifel, aber die Whigs haben die Niederlage getheilt. Es gibt im neuen Unterhaus eben so wenig eine Majorität, wie im alten. Die kombinirte Freihandelspartei hat allerdings die Mehrheit, aber sie ist zu sehr gespalten, als daß sie nach einem festen Plan handeln, oder gar ein dauerndes Ministerium bilden könnte. Die Protektionisten sind wo möglich eben so zerfahren, und ihre einzige Stärke besteht in der Schwäche der Opposition. Wir haben nach wie vor eine Regierung, die sich auf eine Minorität stüzt, die aber für den Augenblick durch keine andere Regierung ersezt werden kann. Die Wahlen sind also ohne positives Resultat geblieben. Aber gerade darin liegt ihre Bedeutung. Die Art und Weise, wie der jetzige legislative Körper zusammengesezt ist, steht mit den Bedürfnissen der Zeit und der Entwicklung Englands in direktem Widerspruch. Das Wahlrecht knüpft sich noch immer an den Ort. Es ist nicht eine bestimmte, gleichmäßige Anzahl von Menschen, die ein Mitglied in das Parlament schickt, es ist diese oder jene Stadt, dieser oder jener Marktflecken, der im Lauf der Geschichte das Privilegium erlangt hat. Die Menge der Einwohner kommt nicht in Betracht. Ein Städtchen mit 200 Wählern kann dieselbe Vertretung haben, wie eine Stadt mit 20,000.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 47. 21. November 1852.

— Isti quidem hercle orationi Oedipo
Opus conjectore est, qui Sphyngi interpres fuit.
Plautus.

Das Mährchen von Goethe,

in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. *

I.

In der Pfingstwoche des Jahres 1852 hatten sich mehrere junge Männer und Damen in einer paradiesischen Gegend der Provinz Sachsen auf's Land begeben, um sich in der Schönheit der Natur von Anstrengungen und Verdrießlichkeiten des Berufslebens zu erholen. Als die kleine Gesellschaft eines Nachmittags durch Ungunst des Wetters auf das Zimmer gewiesen war, griff man zur Lektüre, und unter anderem auch zu Goethes berühmtem Mährchen. — Man genoß mit Entzücken die liebliche Dichtung, freute sich des seltsamen, wunderlichen und doch wieder so harmonischen Spiels der Goethe'schen Phantasie; aber keiner konnte sich des Gedankens erwehren, daß hinter den lieblichen Gestaltungen des Mährchens eine tiefere Bedeutung verborgen liege. Es wurde zwar auch zur Sprache gebracht, daß solch eigentliche geborene Dichternatur, wie die Goethe'sche, an und für sich schon weniger zu Allegorien in der Poesie greife, die vielmehr von den Dichtern mindern Ranges — die zu abstrakten allgemeinen Gedanken erst ein concretes besonderes Bild oft mühsam suchen — häufiger in Anwendung gebracht würden. Aber man mußte sich doch gestehen, daß es auch Fälle geben könne, wo ein Dichter wie Goethe fast geradezu gezwungen sey, zu Allegorien seine Zuflucht zu nehmen, wie z. E. aus dem zweiten Theile des Faust zur Genüge erhelle, wo doch häufig keine andere als die allegorische Form auch nur möglich gewesen. So kehrte man denn, durch Gründe getrieben, wieder zu dem Ergebniß des ersten unmittelbaren Gefühles zurück, daß auch diesem Mährchen eine tiefere Bedeutung zu Grunde liege, und dem einen der jungen Männer, von dem es bekannt war, daß er gern und häufig sich mit dem Studium Goethes beschäftige, ward der Auftrag, das Mährchen weiter zu erforschen und das Gefundene mitzutheilen. — Hier ist das Resultat seines Nachdenkens.

Die Personen und Gestalten, welche in der Entwicklung der Handlung in den Vordergrund treten, sind der Mann mit der Lampe, der goldene, silberne und eherne König, die Lilie, der junge Mann mit dem schattenhaften Leben, die Irrlichter, die Schlange, der Riese. Von großer Wichtigkeit ist außerdem der Tempel.

Der Zustand, in welchen uns der Beginn und Fortgang des Mährchens versetzt, ist ein gleichsam

* Ausgabe in 55 Bänden, Band 15, S. 210 ff.

Digitized by Google

verzauberter. Alles lebt in einer gedrückten, sorgenvollen Stimmung, über die ganze Fortentwicklung der Handlung ist wie eine schwüle Gewitterluft ausgegossen. — Am Schlusse tritt eine Erlösung aus den gebundenen Zuständen, ein idealer Zustand ein. Dieser ideale Zustand wird durch die Erbauung des Tempels, der bisher in den Tiefen der Erde seinen Grundzügen nach verborgen war, hinauf auf die lichte Oberwelt der Erde allegorisch dargestellt. Auf diesen Zweck, die Aufrichtung des Tempels arbeitet alles im Mährchen mit wunderbar einheitlichem Zusammenwirken harmonisch hin. Und mit dieser Aufrichtung des Tempels ist dann die Erlösung der Lilie und des jungen Mannes auf's Engste verknüpft. Beide Ereignisse treten zu gleicher Zeit ein, eines durch das andere bedingt.

Der Tempel nun, der bisher in den Tiefen der Erde stand, und der, „als es an der Zeit war," hinauf an die Oberwelt befördert wird, ist der Staat, und zwar der ideale Staat. Er steht in den Tiefen der Erde: er ist nur in der Idee vorhanden, einige vorzüglich Begabte ahnen und kennen sein Daseyn; er wird auf die Oberwelt geschafft: er tritt in die Wirklichkeit, in's Leben ein. Zu ihm wandert die Volksmenge in zahlreichen Schaaren, und er ist der besuchteste Tempel auf der ganzen Erde. — Goethe hat diesen Tempel nicht, wie die Dichter gewöhnlich ihre allegorischen Tempel, auf einen Berg gesetzt, sondern an einen Fluß. Denn der Fluß, das Wasser überhaupt, ist das vorzüglichste Verkehrsmittel, und gerade am Flusse steht der Tempel so recht mitten in der Welt, jedermann zugänglich. *

In dem idealen Staate nun, der, wie wir unten sehen werden, eine monarchische Verfassung hat, sollen drei Gewalten herrschen: der goldene, silberne und eherne König, d. h. die Weisheit, der Schein und die Gewalt; denn dieß sind die drei, die da herrschen auf Erden.

Der goldene König, als der Repräsentant der Weisheit, wird als ehrwürdiger Herrscher dargestellt; der Gestalt nach eher ein kleiner als ein großer Mann, von wohlgebildetem Körper, mit einem einfachen Mantel umgeben; ein Eichenkranz hält seine Haare zusammen. — Alle diese Attribute sind sehr bezeichnend für die Weisheit ausgewählt. Nicht minder passend sind die Fragen, welche er (S. 218) an die Schlange richtet: Was ist herrlicher als das Gold? das Licht. — Was ist erquicklicher als das Licht? das Gespräch. Das Licht ist das Symbol der Weisheit, das Gespräch ihr erquicklicher Ausfluß. — Als die flatterhaften Irrlichter diesem ehrwürdigen Bilde der Weisheit zu nahe gekommen waren, um an seinem Golde sich zu sättigen, spricht er: hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum! — Und als der junge König seine Regierung antritt ruft er ihm die schönen Worte zu: Erkenne das Höchste! und drückt ihm mit väterlich segnender Gebärde den Eichenkranz auf's Haupt (252).

Der silberne König als der Repräsentant des Scheins ist von langer und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper ist mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter sind mit Edelsteinen geschmückt; er hat die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesicht. Auch diese Attribute sind fein und sinnig ausgewählt, um den Schein, den äußern Glanz zu bezeichnen. Wie mit der königlichen Würde die Weisheit unzertrennlich verbunden seyn muß, so kann sie auch des Scheines, des Nimbus nicht wohl entbehren. Daher die Häufung der königlichen Symbole — Purpur, Scepter und Krone — auf den silbernen König. — An und für sich zwar wäre wohl der äußere Glanz von dem Begriffe der königlichen Würde ablösbar, allein wenn man die Menschen nimmt wie sie sind, so ist es natürlicher Zug und Wunsch des Volks, daß sein König mit Glanz und Pracht die königliche Würde repräsentire, und es wird spät oder niemals dahin kommen, daß der Nimbus von der königlichen Person schwindet; ja es ist kaum wünschenswerth, daß er schwinde. — Als daher der silberne König fragt: Endigt sich mein Reich? — erhält er die Antwort: spät oder nie (219). — Wo ein Herrscher nun mit diesem schönen Scheine, diesem heiligen Nimbus umkleidet ist, da folgen die Völker mit Vertrauen seiner Leitung. Daher ist das Vertrauen von Seiten des Volks das nothwendige Ergebniß des königlichen Nimbus; das eine wird durch das andere hervorgerufen. Und wie die Heerde vermöge solchen Vertrauens sorglos dem Hirten folgt, wie nur der Hirt, der dieses Vertrauen empfängt, die Heerde weiden kann, so ruft der silberne König dem jungen König mit gefälliger Stimme die Worte zu: Weide die Schafe! und übergibt ihm sein Scepter (252).

Der eherne König, als der Repräsentant der Gewalt, ist von mächtiger Gestalt, lehnt sich auf seine Keule, ist mit einem Lorbeerkranze geschmückt und gleicht eher einem Felsen als einem Menschen. Seine Stimme ist stark und zu seinen Füßen liegt ein Schwert in eherner Scheide (252). — Aus diesen Attributen ersehen wir, daß vorzugsweise wohl die kriegerische Gewalt gemeint ist. Dieser mächtige Fürst, der zugleich mit den beiden andern seine Wirksamkeit in der Welt antreten soll, gibt dem jungen König sein Schwert und ruft: Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! (252).

* Daher spricht denn der Alte zu den Königen (S. 258), daß die ganze Gesellschaft aus der Welt komme und mit den Königen in die Welt zurückkehren werde (nämlich aus der unvollkommenen in die vollkommenere).

Digitized by Google

Dieser Gruppe der drei Könige, deren Wirksamkeit sämmtlich in der zu schaffenden idealen Periode beginnen wird, steht nun eine zweite Gruppe aus der früheren Periode, deren Charakter Sorge und Trauer ist, gegenüber, nämlich die Irrlichter, die Schlange und der Riese. Sie bezeichnen die Gewalten, welche bisher geherrscht haben, so lange der Tempel noch in den Tiefen der Erde stand, welche aber auch — theilweise wenigstens — den neuen idealen Zustand des Staates mit verwirklichen helfen. Dem goldenen König der idealen Periode entspricht die Schlange der früheren, dem silbernen König stehen die Irrlichter gegenüber, und der eherne König hat seinen Vortypus im Riesen.

Zuerst die schöne grüne Schlange. — In der Schlange hat Goethe den bekannten Charakter, welchen ihr Naturgeschichte und Fabel beilegen, beibehalten, den nämlich der Klugheit, und wir dürfen unbedenklich hinzufügen: der Gelehrsamkeit; er abstrahirt aber von der andern Seite jenes Charakters, von der Falschheit, ganz oder doch zumeist. Die Schlange besteht nicht aus Gold, dem Symbole der Weisheit, aber sie nährt sich öfters davon, sie schöpft aus den Klüften, wo das Gold wohnt (218), aus der Quelle der Weisheit, und wird durch diesen Genuß durchsichtig und selbstleuchtend, daß sie auch andere Gegenstände, Blätter und Blumen, durch ihr anmuthiges Licht zu verklären vermag (213). Sie erfreut sich an ihrem eigenen Lichte (217) und in ihrem erleuchteten Zustande entdeckt sie den unterirdischen verborgenen Tempel, ahnt den kommenden idealen Zustand unter den drei Gestalten dieser Gruppe zuerst und allein (217). Zwar vermag sie das kommende Ideale nicht in seiner Gesammtheit zu fassen, aber einiges davon, die nächsten Gegenstände, werden ihr doch deutlich (218). Sie weiß auch das vierte Geheimniß (220), sie sagt der Lilie, daß die Weissagung von der Brücke erfüllt sey (und zwar in ihr selbst durch den Genuß des Goldes), daß auch der Tempel erbaut sey, wenn er gleich noch in den Tiefen der Erde ruhe (235), und daß sie in ihm die großen Worte habe ertönen hören, es sey an der Zeit (235). Sie ist es, welche, als der junge Mann durch Berührung der Lilie getödtet ist, auf Rettung sinnt, während alle übrigen rathlos und verwirrt dastehen, und auch ein erfolgreich Mittel der Rettung findet (239—241). Sie erkennt, daß es an der Zeit sey, sich selbst aufzuopfern, ehe sie aufgeopfert werde (245), und verfährt auch hienach. In allen diesen Zügen offenbart sich ein Bild zwar noch mangelhafter und beschränkter, aber tiefer und umsichtiger Klugheit.

Sodann die zweite Gestalt dieser zweiten Gruppe sind die Irrlichter, eine gar liebliche und dem Naturcharakter der Irrlichter so treu entsprechend gehaltene Erfindung der Goethe'schen Phantasie. Sie entsprechen dem silbernen König der ersten Gruppe, denn dieser ruft ihnen zu: „Ihr seyd mir willkommen," nachdem der goldene König sie von sich weggewiesen hatte (248). Sie repräsentiren den Schein, aber freilich nicht den — daß ich so sage gediegenen Schein des silbernen Königs, nicht die solide Pracht, den schönen wahren Glanz, sondern den schlechten, flüchtigen Schein, dem es um den Augenblick und seinen Genuß zu thun ist, dem tiefere, nachhaltigere Zwecke fehlen; die Verschwendung, die durch Verthun des Goldes keine weiteren Zwecke erreichen will, sondern der das Verschwenden an sich ein Genuß ist; die Galanterie gegen das schöne Geschlecht, ganz in der feinsten Weltmannsmanier; den aristokratischen Stolz, aber nicht den finstern, herrischen, sondern jenen feineren, liebenswürdigeren, der gerade in der Leutseligkeit und Herablassung zu andern sich seiner Höhe und Erhabenheit bewußt wird; die Unbeständigkeit und den Leichtsinn, der in liebenswürdiger Sorglosigkeit von einem Genuß zum andern flattert, der nicht auf Bösesthun ausgeht, aber auch sich nicht lange quält, wenn dergleichen einmal unabsichtlich verschuldet ist, und der gern, wenn er kann, nicht aus wahrem Mitgefühl, aber etwa zur eigenen Unterhaltung und zum Zeitvertreib gegen andere dienstbereit ist und vermöge seiner großen Geschicklichkeit und Behändigkeit zuweilen wesentliche Dienste leistet.

Heben wir einzelne Züge aus der Schilderung der Irrlichter im Mährchen zur Bestätigung des Gesagten heraus. Sie zischen in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander und brechen mitunter in ein lautes Gelächter aus, hüpfen bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder (210). Ueber die Zumuthung des alten Fährmanns, sich zu setzen, brechen sie in ein großes Gelächter aus, und treiben mit ihm allerhand Unarten (211) und Scherz, und vergessen darüber das Wichtigste (212). An den Fährmann, an die Schlange, an die Volksmenge verschwenden sie Gold, ohne dadurch von ihrer guten Laune das mindeste einzubüßen (211. 215. 258. 242), vergessen es aber immer, ihre alte Schuld abzutragen (222) und beauftragen damit die Frau des Mannes mit der Lampe. — Sie sterben vor Ungeduld, sich der schönen Lilie zu Füßen zu werfen (215), schmeicheln der Frau des Alten mit der Lampe, werden zudringlich, streicheln sie und treiben allerhand Muthwillen mit ihr (222); wollen sich erst incognito im Park der schönen Lilie aufhalten und sich dann, sobald sie nur irgend präsentabel sind, d. h. mit Anbruch der Nacht, der vollkommenen Schönheit vorstellen lassen (230); sie sind sehr artig gegen die Prinzessin und deren schöne Begleiterinnen, und sagen ihnen mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ziemlich gewöhnliche Sachen, und die Frauenzimmer schlagen über

Digitized by Google

das Lob ihrer Schönheit bescheiden die Augen nieder (243). Sie sind etwas hochfahrend gegen die Schlange und werfen ihr in scherzend gutmüthiger Weise ihren geringen Stand vor, reden sie ohne weiteres mit „Du" an, während sie sonst mit „Sie" angeredet wird, so daß sich die Schlange in Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich fühlt (214); dagegen lassen sie es vor den ehrwürdigen Herrschern an Ehrfurchtsbezeugungen und Verbeugungen nicht fehlen (214). Und nur ein einziges mal, als die große Katastrophe nahe rückt, vermögen sie es, ihr leichtes Naturell so weit zu bezwingen, daß sie der Schlange feierlich folgen, so daß man sie für die ernsthaftesten Flammen hätte halten sollen (244). — Sie versprechen den Alten, ihnen wieder zu dienen (223), und sie thun es später dadurch, daß sie Schloß und Riegel des Tempels aufzehren und somit die Pforten des Heiligthums öffnen (247 ꝛc.), und daß sie die goldenen Adern des vierten Königs vollkommen rein herauslecken mit ihren spitzen Zungen (251).

Sehr bezeichnend für die aristokratische Natur der Irrlichter ist es auch, daß nur in ihren Reden fremde und gleichsam fashionable Ausdrücke vorkommen, z. B. incognito, präsentabel, horizontal, vertical; sie ersuchen die Schlange, sie der vollkommenen Schönheit vorzustellen; sie sterben vor Ungeduld, sich der schönen Lilie zu Füßen zu werfen.

Die dritte Figur endlich der zweiten Gruppe, der Riese, entspricht dem ehernen König der ersten Gruppe, und wie dieser leztere die Gewalt repräsentirt, so ist ebenfalls die Gewalt die Bedeutung des Riesen, nur mit dem Unterschiede, daß er die rohe Gewalt bezeichnet, während wir die Gewalt des ehernen Königs eher Macht oder Kraft nennen könnten. — Er fragt nicht nach dem Eigenthumsrechte, sondern als die Alte mit Früchten im Korbe ihm naht, nimmt er ein Kohlhaupt, eine Artischoke und eine Zwiebel, führt sie ohne weiteres zum Munde und geht dann seiner Wege (224), und später fährt er mit seinen ungeheuern Fäusten so kräftig und ungeschickt unter der Menschenmenge, die auf der Brücke geht, hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzen, beschädigt werden und Gefahr laufen in den Fluß geschleudert zu werden (256).

Unter den drei Gestalten der zweiten Gruppe tritt der Riese am wenigsten auf. Vielleicht findet dieser Umstand seine Erklärung darin, daß Goethe, dem das Rohe, Ungeschlachte, Gemeine im Leben ganz besonders widerwärtig war, dasselbe auch in seinen Dichtungen sehr wenig zur Darstellung zu bringen liebt; er, eine feine, aristokratische Natur, hielt sich dergleichen im Leben und in der Dichtung möglichst fern. Doch wollen wir hierauf kein Gewicht legen, denn der Riese kommt hinlänglich im Mährchen vor, um seine Bedeutung erkennen zu lassen.

Fassen wir, bevor wir weiter gehen, die gefundenen Resultate noch einmal zusammen, so ergibt sich Folgendes: Der bisherige Zustand des Staates erschien Goethen als ein unvollkommener, und er gibt Andeutungen im Mährchen, wie der Staat sich zu einem idealen entwickeln könne. An der Spitze des Staates soll ein König stehen, und die Kräfte oder Eigenschaften, mit denen er sein Volk lenkt, sollen Weisheit, Schein und Gewalt seyn, oder mit andern Worten: seine Regierung soll eine weise, Vertrauen erweckende, oder glänzende und kräftige seyn. In welche Form diese monarchische Regierung gekleidet seyn soll, ob Absolutismus oder Constitutionalismus, darüber liegen im Mährchen keine Andeutungen und Fingerzeige vor, ist im Grunde aber auch gleichgültig auf jenem Standpunkte, da sowohl die eine als die andere Regierung, die absolute wie die constitutionelle, mit jenen Eigenschaften begabt seyn kann und soll (doch s. unten). — Dem bisherigen Staate fehlten jene Eigenschaften zwar nicht völlig, aber sie waren nur noch in sehr unvollkommenem Grade vorhanden und eben deßhalb der mißbräuchlichen Anwendung sehr unterworfen. Es bedarf keines Beweises, daß der frühere Staat auch sehr klug regiert wurde, oft nur allzu klug (die Schlange); aber jener Klugheit fehlten die edlen Zwecke. Gar häufig war es nur auf Erweiterung der königlichen Macht, auf Erreichung eigenwilliger Absichten abgesehen, und es wurden kluge Mittel in Bewegung gesezt, die allerdings zum Zwecke führten, aber das Wohl des Landes nicht beförderten, sondern oftmals untergruben.

Der frühere Staat ferner huldigte dem Scheine noch viel mehr als der künftige ideale, wie denn die Irrlichter viel glänzender leuchten als das Silber. Aber es war eben nur Schein, äußerer Glanz und Pracht, die niemanden zu Gute kam als den Mitgenießenden. Gleich den Irrlichtern verschwendeten die Höfe das Gold, oft nur im frivolen Verthun selbst Vergnügen suchend. — Welche Unarten, Neckereien, ja Bedrückungen ihrer Völker sich Fürsten zu Schulden kommen ließen, wird durch die Unarten und das ewige Schuldigbleiben und die Uebertragung des Schuldenabzahlens auf andere treffend angezeigt. Die zahllosen abenteuerlichen Galanterien der Fürsten gegen das schöne Geschlecht werden ebenfalls durch den vielen Muthwillen, welchen die flammenden Jünglinge mit allen Frauenzimmern des Mährchens treiben, sattsam angegeben. — Dabei kann man nicht sagen, daß die Fürsten böse Naturen gewesen wären, im Gegentheil, es waren oft außerordentlich liebenswürdige Persönlichkeiten, welche die Menschen zwar mit aristokratischem Stolze, aber mit freundlicher Herablassung und Leutseligkeit behandelten, auch gern

gefällig und dienstbar sich erwiesen (wie die Irrlichter). Wollten wir mit Einem Worte die ganze Charakteristik und Bedeutung der Irrlichter zusammenfassen, so könnten wir etwa sagen: es sind die sogenannten noblen Passionen der Fürsten, welche in ihnen repräsentirt werden. — Alle jene angedeuteten Züge sind durch den Charakter der Irrlichter artig und fein vorgebildet.

Der Zustand des früheren unvollkommenen Staates wird endlich auch noch durch den Riesen, der Zustand des idealen Staates durch den ehernen König bezeichnet. Der Herrscher soll nach Goethe'scher Ansicht allerdings ein starker Herr seyn und große Gewalt in seinen Händen haben; ein wohlgerüstet Kriegsheer, ein waffenkundiges Volk mag ihm immer schlagfertig zur Seite stehen, so daß jeder neue Kampf ein neues frisches Blatt dem Lorbeerkranze hinzufüge, und der König mit seinem Volke so geehrt und gefürchtet dastehe, daß kein Feind ihn anzugreifen wagt oder an ihm wie die Wogen an dem Felsen im Meer ohnmächtig zerschellen (219). Dann ist die königliche Gewalt zum Schutze und Heile des Volks angewandt. Jede andere königliche Gewalt, die nicht heilbringenden Zwecken dient, ist nach Goethe'scher Ansicht verwerflich. Darum zeichnet der Dichter das unvollkommene, schlechte Königthum im Riesen, der sich Gewaltthätigkeiten, Brutalitäten und Räubereien erlaubt.

Es würde ein sehr überflüssiges Geschäft seyn, die hier und oben angegebenen Züge durch geschichtliche Beispiele zu belegen. Dieselben bieten sich überall — leider in der Geschichte fast jeden Volks — in Fülle dar. Beispielweise sey hier nur in Bezug auf das Thun des Riesen an den Menschenverkauf erinnert, mit welchem sich hessische und andere deutsche Fürsten gerade zu Goethes Zeit bereicherten.

Wir wenden uns jetzt zu den übrigen Personen des Mährchens, und zwar zuerst zu dem jungen Mann und zur Lilie. Hier tritt uns gleich die auffallende Erscheinung entgegen, daß diese beiden Personen jedes mährchenhaften äußern Abzeichens entbehren. Wenn die drei Bildsäulen, die goldene, silberne und eherne, wenn Riese, Schlange und Irrlichter redend eingeführt werden, so geben sie sich dadurch gleichsam selbst als allegorische Gebilde zu erkennen. Wenn der Alte von seiner Lampe unzertrennlich ist und von ihr seine Weisungen, sein Licht und seine Kraft empfängt, so ist es auch hier wiederum der Fall, daß seine menschliche Persönlichkeit zurücktritt, und die Lampe macht ihn eben zur allegorischen Figur. Anders nun ist's mit dem jungen Manne und mit der schönen Lilie. Beide sind wirkliche menschliche Wesen.

Der junge Mann zuvörderst wird als edel und schön geschildert (226). Um sein unbedecktes Haupt wallen braune Haare in schönen Locken, sein Gesicht ist hold, seine Füße sind schön gebaut, seine Brust ist mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, um seine Schultern hängt ein Purpurmantel. — Durch jenes ist körperliche Schönheit, durch dieses königliche Würde und kriegerisches Thun angezeigt (226. 228), und es heißt ausdrücklich, daß er schon regiert habe und ein Königreich besitze. — Durch die Gegenwart der schönen Lilie aber ist er gelähmt. Er schreitet sachte und in Gedanken am Ufer hin, sein Haupt ist unbedeckt, mit nackten Sohlen geht er gelassen über den heißen Sand; in der Unterredung mit der gesprächigen Alten ist er einsylbig und gibt ihr mit kurzen Worten nur wenig Bescheid (226 ff.). Wir sehen ihn also in einem tiefen Schmerze, der ihn gegen alle äußern Eindrücke abstumpft, und er heißt daher der traurige Jüngling und nennt sich selbst einen lebendig wandelnden Schatten (228).

Der schönen Lilie werden nur Attribute hoher Schönheit beigelegt; sie heißt das liebenswürdigste Mädchen, ihr ganzes Benehmen ist voll Anmuth und Grazie. Sie hat blaue Augen, einen weißen Busen, himmlische Lippen (231 — 238). Wenn sie zur Harfe singt, so zeigen sich die lieblichen Töne erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann setzen sie wie ein leichter Hauch Gras und Büsche in Bewegung. Kurz sie ist eine vollkommene Schönheit (230), die alles, was ihr naht, zur Bewunderung und Liebe hinreißt.

Wenn wir nun gleich gesagt haben, daß beide, der junge Mann und die schöne Lilie, keine allegorische Figuren, sondern wirkliche menschliche Persönlichkeiten seyen, so fragt sich doch noch, welche Bedeutung sie für's Mährchen haben. — Der junge Mann, der sich durch seine Attribute als wirklicher König zu erkennen gibt und der auch in der herbeigeführten idealen Periode auf's neue als König eingeführt wird, zeigt uns zuvörderst, daß Goethe auch für den idealen Staat eine monarchische Verfassung als die vollkommenste anerkennt.

Aus den Andeutungen in unserer Dichtung läßt sich nun folgendes schließen: Der junge Mann war noch in jugendlichem Alter auf den Thron gekommen und hatte in althergebrachter Weise, wie Vater und Großvater, weiter regiert. Jung und thatendurstig wie er war, hatte er sich auch Kriegsruhm gewinnen wollen, und ohne Zweifel, nach seinem Charakter und der Anlage des Mährchens, müssen es Eroberungskriege gewesen seyn, welche er geführt hat. Als Sieger heimgekehrt, glaubt er sich unter die großen Helden zählen zu dürfen, und weil er nicht schlechter regiert, als seine Väter regiert haben, bildet er sich ein, durch weises Regiment des Purpurs sich würdig gemacht zu haben (238). Er mochte sich nun wohl einzelne tolle Abenteuer (Irrlichter), auch einzelne Gewaltthaten (Riese) erlaubt haben; aber da er dergleichen nicht schlimm gemeint hatte, da er sich sagt, daß seine Väter dergleichen auch gethan, so macht er sich weiter

Digitized by Google

keine Sorge darüber. So zufrieden mit sich selbst, sein Volk beglückend, wie er glaubt, lernt er jetzt jenes reizende Mädchen, die schöne Prinzessin Lilie, kennen und entflammt sich dergestalt in Liebe zu ihr, daß er für alles andere stumpf wird und unempfindlich; dieser Eine Gedanke bemächtigt sich in dem Grade seiner Seele, daß er seinen Harnisch für eine unnöthige Last, seinen Purpur für eine unbedeutende Zierde hält. Die schönen blauen Augen der Lilie haben ihm alle Kraft genommen und ihn in den Zustand eines lebendig wandelnden Schattens versetzt (228).

Alle diese erzählten Begebenheiten sind vor dem Zeitpunkte geschehen, mit welchem unsere Dichtung beginnt; denn diese führt uns den jungen König schon in jenem traurigen Zustande vor. Er hat das Bewußtseyn seines Elends, aber ihm fehlt die innere Kraft des Geistes, es zu besiegen; er hat wohl jenen Trotz und jene Tollkühnheit der Verzweiflung, die er in dem Wahne seiner Eingebildetheit für ächten Heldenmuth hält; aber jene Tollkühnheit, weil ihr eben die Besonnenheit des ächten Muthes fehlt, vermag ihn nicht von seinem Elende zu befreien, sondern stürzt ihn nur noch tiefer hinein, und ohne fremde, sinnreiche Hülfe würde er ganz verloren seyn (238. 239). — Die schöne Lilie erkennt mit Schmerz das Unheil, welches sie angerichtet; aber sie ist ganz Weib, ihr ganze Stärke besteht in ihrer Liebe, Zärtlichkeit und Hingebung; sie weiß die Liebe des jungen Königs nicht auf die rechte Bahn zu lenken, sie nicht mit Wiederbelebung seiner Thatkraft zu verbinden. Als der ruhigere weibliche Theil erkennt sie das Leiden und die Gefahr des Geliebten zwar besser, aber ihr Mangel an Geistesgegenwart im gefährlichsten Augenblick führt ihn nur noch schneller in's Verderben; das Herz stockt ihr im Busen, und mit Entsetzen und starren Blickes erkennt sie das Unheil, das sie herbeigeführt oder nicht verhindert hat (238).

Der junge König stellt uns also das Bild einer gewöhnlichen, zwar nicht durch große Laster und Verbrechen befleckten, aber auch durch keine erhabenen Tugenden ausgezeichneten Regierung dar. Zu seinem und des Landes Verderben hat er sich und sein ganzes Seyn einer irdischen Liebe hingegeben und dadurch alle Regententugenden in sich erdrückt, und sieht gleichgültig und stumpf dem Schicksale seines Volkes zu. — In diesen traurigen Zustand versetzt uns das Mährchen von Anfang herein. Der ganze Staat in seiner unvollkommenen Einrichtung und Regierung (Schlange, Irrlichter, Riese) kann nicht länger so fortbestehen; des Volks bemächtigt sich der Gedanke, daß es so nicht bleiben könne. Diese Ueberzeugung durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, von den niedrigsten bis in die höchsten Kreise. Alles sehnt sich nach einem bessern Zustande; wer klug genug ist, ahnt seine Nähe, und wer gut genug ist, hilft ihn ruhig und gewaltlos vermitteln, selbst mit eigener Aufopferung (Schlange).

Digitized by Google

Aus Irland.

(f. Nr. 42.)

IV.

Die Dämmerung legte, wie sie es auf der Smaragdinsel zu thun pflegt, wenn der Himmel klar oder nur von lichtem Nebeldunst umflort ist, mit behaglicher Langsamkeit ihre dunkelblauen Schatten um die Höhen, kleidete dann den eben noch frischgrünen Wiesengrund in ein kaltes Grau und säumte den Mattock mit ihrem glänzenden Silberduft, als ich zu meiner Linken eine Cottage erblickte, welche zu den „geschmückten" zu gehören schien. Ich hatte bereits mehrere male erfahren, daß man in Irland die Gastfreundschaft nicht erst auf die Probe zu stellen braucht, sondern derselben in der Hütte wie in dem Schlosse gewiß seyn kann; ich ging daher auf die von japanesischen Rosen umhängte Thüre zu und ließ den Klopfer »gentlemanlike« spielen. Ein siebzehn- bis achtzehnjähriges Bürschchen, in welchem man den Dubliner Studenten, der seine Ferienzeit zu Haus hinbrachte und auf alles Jagd machte, was im Wasser und in den Lüften lebt, nicht verkennen konnte, öffnete die Thüre, gab einem ruppigen, rothhaarigen Fuchsfänger, der mit wüthendem Gebell auf mich heranfuhr, einen unsanften Tritt, so daß er winselnd zurück kroch, und fragte, was ich wünschte. Ich sagte ihm, wenn ein Haus in der Nähe sey, in welchem ich die Nacht hinbringen könnte, wollte ich hier nicht stören und bäte nur, mir den Weg anzugeben, im andern Falle aber würde ich die Gastfreundschaft des Eigenthümers der Cottage in Anspruch nehmen.

„Treten Sie ein, Herr," sagte der Student, „ich werde meinen Oheim rufen. Hier, Tuz!" Tuz folgte knurrend und grollend und nach wenigen Minuten kam ein ältlicher Herr aus einem Nebenzimmer, reichte mir die Hand und sagte eben so freundlich als artig, er fühle sich glücklich mich diese Nacht, und so viele Tage als ich wünschte, unter dem Dache der Rose-Cottage zu beherbergen. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an und brachte einen sehr heitern Abend in der gastfreien Hütte hin. Während des Nachtessens erfuhr ich, daß der alte Junggeselle sich bereits vor zwanzig Jahren von den Geschäften zurückgezogen und in die Einsamkeit des Landlebens geflüchtet habe und nur durch seinen Neffen, einen angehenden Mediciner, noch mit der Welt zusammenhänge. Nach dem Essen kam das »Usquebagh« (Whiskey) nebst heißem Wasser und Zucker und der vergnügte alte Herr tischte seine besten Jäger- und Fischeranekdoten auf; er schoß seine Enten unter dem Wasser, fing seine Lachse während ihres Sprunges in der Luft und dressirte seinen Tuzy so geschickt, daß er die Rolle des Fuchses meisterhaft spielte und einen der verschmiztesten Hühnerdiebe aus seiner Höhle und bis in die Nähe der Cottage lockte, wo er natürlich als Opfer seiner Albernheit fiel.

Der Neffe, welcher seiner Erziehung in jeder Hinsicht Ehre machte, widmete diesen Geschichten, die er ohne Zweifel bereits mehr als einmal gehört hatte, die gebührende Aufmerksamkeit, bis der alte Herr, den das Reden und der starke Usquebagh ein wenig anzugreifen schienen, ihn aufforderte, uns ein „Stückchen" aus seinem bis jezt noch nicht niedergeschriebenen Ferientagebuch zum besten zu geben. Der junge Mann entsprach der Aufforderung des Oheims ohne Zögern und erzählte seine Abenteuer auf einer Fußwanderung durch Connaught ganz »in the vein of his uncle,« um nicht zu sagen in der Weise eines ächten Erinsohns. Unter andern war sein Bericht von der Einkehr in eine Hütte — der einzigen weit um, die ein Obdach für die einbrechende Nacht bot — sehr malerisch und drastisch; er prägte sich meinem Gedächtnisse um so lebendiger ein, als ich es nur dem Zufall und der Güte meiner beiden Tischgenossen zu danken hatte, daß ich die Nacht nicht auf gleiche Weise oder in einer Gesellschaft zubrachte, welche kaum geeignet gewesen wäre, dem müden Wanderer die für die Beschwerden des nächsten Tages nöthige Erholung zu bieten.

„Die Nacht," erzählte der junge Mann, „überraschte mich in einer öden, unwirthsamen Gegend, wie es deren in Connaught und überhaupt auf unserer Insel mehr gibt als man wünschen möchte, auf die barscheste und unfreundlichste Weise, und ich hatte allen Grund mich zu freuen, als ich eine ganz erträglich aussehende Hütte erreichte. Da es stark zu regnen begann, benüzte ich die sorglos patriarchalische Einrichtung des Thürverschlusses und trat in ein Zimmer, in welchem ich ein seltsames Rascheln, Schnüffeln und Pusten hörte, das crescendo in ein nicht sehr harmonisches Grunzconcert überging, in welchem Discaut, Sopran, Alt und Baß kräftig vertreten waren. Der Besizer der Hütte öffnete auf meinen Anruf die Thüre des zweiten Gemachs und

lud mich ein näher zu kommen. Die Hausfrau und ihr Töchterchen waren mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt und baten mich, einstweilen Platz zu nehmen. Als ich mich der Ecke des Kamins, wo ein dreibeiniger Stuhl stand, näherte, fühlte ich einen leichten Stoß in die Rippen und gewahrte zu meinem Schrecken, daß eine kohlschwarze Kuh nicht übel Lust hatte, mir den Platz am Kamin streitig zu machen. — „Ein ganz harmloses Thier, Herr," sagte der Hausvater, „und überdieß der Liebling unserer kleinen Sally (Sarah), die sie jetzt, da die Nächte anfangen lang und kalt zu werden, jeden Abend mit herein nimmt; auch höre ich von meiner Frau, daß einer Kuh nichts schädlicher sey als die Nachtkälte, und ich widerspreche Peggy (Gretchen) überhaupt nicht leicht, da ich weiß, daß es doch zu nichts führt, am wenigsten aber, wenn es sich von der „Schwarzen" handelt, denn sie ist ohne Zweifel die beste Milchkuh in der ganzen Grafschaft."

„Da ich keinen Grund hatte, solchen gewichtigen Gründen die weit unbedeutenderen der Reinlichkeit und Schicklichkeit entgegen zu stellen, nahm ich ruhig auf dem dreibeinigen Stuhle Platz und unterhielt mich mit der Freundin der „Schwarzen," einem hübschen, sehr aufgeweckten und redefertigen Mädchen, während die Mutter einige Schnitten Speck und Eier bereitete, eine Luxusschüssel, welche, wie ich später fand, lediglich für den Gast bestimmt war. Mittlerweile hatte sich mein Auge an das von Zeit zu Zeit bläulich aufflackernde Dämmerlicht des Torffeuers gewöhnt und ich begann mich in dem Gemache genauer umzusehen, als eine ziemlich warme Substanz von den Dachbalken herab auf meine Hand fiel. Wahrscheinlich hat mir die Ueberraschung einen kleinen Schrei ausgepreßt, denn Sally brach in ein kindisch lautes Gelächter aus und die gute Frau Peggy bat mich einfach, auf der andern Seite des Kamins Platz zu nehmen. Es war nicht nöthig nach dem Grunde dieser Ortsveränderung zu fragen, denn ich überzeugte mich sofort, daß auf jener Seite der Dachbalken ein Hahn mit sieben Hühnern Platz genommen hatte; auch ihnen kam, wie Mistreß O'Donnor behauptete, die Wärme der Stube besser zu statten als die Nachtkälte draußen, und dann gab es auf zwanzig Meilen in der Runde keine Hühner, die mehr und größere und bessere Eier legten, als diese. Da sich dagegen nichts erhebliches einwenden ließ, beeilte ich mich, mein Taschentuch zu suchen, um die unwillkommene Bescheerung von oben zu beseitigen, als meine Hand auf ihrem Weg zur Tasche in den Rachen eines Kalbes gerieth, das seine Zunge alsbald gierig an meinen Fingern spielen ließ. Indessen bewältigte ich auch diese Ueberraschung, und da ich nun mit der „ganzen Familie" nähere Bekanntschaft gemacht hatte, brachte ich den Abend und die Nacht so gut hin, als dieß unter den obwaltenden Umständen nur zu hoffen war."

Ein halbes Dutzend Uhren klingelten in den verschiedenen Theilen der in Form eines L gebauten Cottage wie auf das Commandowort zusammen, als der alte Herr sich zur Ruhe begab und der Neffe mich einlud, eine Cigarre mit ihm zu rauchen. Sein Wohn- und Studirzimmerchen zeugte bereits von dem angehenden Mediciner, denn mehrere Todtenköpfe prangten auf dem Kaminsims und auf einem Seitentische lagen die glänzend weiß gebleichten Theile eines weiblichen Skeletts, mit dessen Zusammensetzung er eben beschäftigt war. Diese Umgebungen beeinträchtigten jedoch weder den Duft der Havannahs noch die Lebhaftigkeit der Unterhaltung, welche sich um das Schul- und Studienwesen der Insel bewegte und mich wiederholt gewahren ließ, daß die Volkserziehung in Irland wo möglich noch verwahrloster ist als in England und Schottland, die Fortschritte der höhern Schulen aber durch das starre Festhalten an dem Hergebrachten und durch die ängstliche Beachtung des Wortlauts älterer Stiftungen stets noch bedeutend gehemmt werden. Als wir uns endlich trennten, erbot sich der junge Mann, mich am nächsten Morgen bis an die Mündung des Boyne zu begleiten, wenn meine Zeit es nicht erlauben sollte, einige Wochen oder doch einige Tage in der Rose-Cottage zu verweilen.

Der alte Herr war am frühen Tage schon inmitten eines Schwarms von Hühnern, Enten und Tauben, deren üppigem Morgenmahl ein Dutzend der in Irland nirgends fehlenden Raben und Dohlen vom Dache und den nahen Bäumen mit neidischen Blicken und unter ohrenzerreißendem Krächzen zusahen, während der rothhaarige Tuz den Kopf aus seiner warmen Hütte streckte und mit philosophischer Ruhe auf das gewohnte Morgenschauspiel blickte. Nach kurzer Weile saßen wir am Frühstückstische und eine gute Stunde später hatten mein junger Freund und ich den Gipfel einer nackten Sandhöhe erreicht, von dem aus ich in der Ferne das stahlblaue Meer sich in majestätischer Ruhe ausbreiten sah. Links senkte sich eine bewaldete Hügelkette, welche der stolze Thurm der Abtei Slane überragte, in sanften Wellenlinien der See zu, um einen jener zahllosen Bergvorsprünge zu bilden, welche bald mit frischem Grün, bald mit farbigen Heideblüthen und flatterndem Jungfernhaar-Farn bekleidet, bald als kahle Sandhügel und bald als wilde, graue und gegen den Saum des Wassers kohlschwarz gefärbte Felsmassen die heilige Insel umgürten und die tausend größeren und kleineren Buchten und Einschnitte bilden, in denen die kurzen, scharf gezackten, rauhen und sehr reizbaren Wellen des irischen Kanals und die langen, taktmäßig anschwellenden Wogen des atlantischen Meeres ihr Schlummerstündchen zu halten pflegen. Rechts neigte sich ein Höhenzug in ziemlich

gleichen Schwellungen wie zur Linken gegen das Meer und ihren Fuß entlang wogte ein breiter Nebelstreif, aus welchem da und dort eine neugierige Mastspitze schaute, oder ein weißes Obersegel in die freie, frische Morgenluft empor schweben zu wollen schien. Unter dieser silberduftigen Decke gleitete der Boyne sehr ernst und gesezt dem Ziele seiner irren Wanderschaft, der nahen Meeresbarre zu. Diesseits des von dem Ostwind stromauf gedrängten Nebelbandes wurden allmählig Gruppen von theilweise sehr wohnlich und behaglich aussehenden „Cottages" und „Mansions" sichtbar, welche, wie mein Gefährte mich belehrte, zu dem Dörfchen New-Grange gehörten. „Ein wunderliches Ding von einem Hügel dort unten am Saum des Nebels, Herr," sagte ich zu dem jungen Mann; „sieht fast wie ein Steinbruch aus." Mein Begleiter lachte. „Als solcher," sagte er, „ist dieses wunderliche Ding, wie Sie es nennen, allerdings seit mehr als hundert Jahren benutzt worden; es schließt aber eine der „Merkwürdigkeiten" unseres Königreichs in sich, welche den Gelehrten schon eben so viel Stoff zu Vermuthungen aller Art gegeben hat, wie unsere Rundthürme, obgleich ich kaum glaube, daß irgend einer dieser Federhelden das Innere des Hügels je gesehen hat."

Die Irländer begnügen sich selten mit Einem Namen für eine Person oder Sache. Die ungewöhnliche Farbe der Haare, der Augen, der gewundene Form der Beine und anderes auffallende verteilt entweder den Namen oder wird dem Namen beigesezt. Eogham bolg-chosach, der sichelbeinige Owen, Seumas bolg-shuileac, der glotzäugige Jakob, Eoine bacach, das lahme Hänschen, Mavileadanach Matha, der glatzköpfige Matthäus, Mick Moe, der dicke Michel, sind Bezeichnungen, welche man hier überall hört. Städte, Schlösser, Dörfer haben neben ihren altirischen Namen gewöhnlich neuirische und englische oder englisirte; z. B. Bel Feirite, Bel Fearsat, Belfast; der Fluß Barrow hieß ehedem Al Barba, dann Biegus und jezt noch in Kildare Bareagh; von einer Insel auf der Nordküste von Antrim, welche auf den Karten Rathlin heißt, hat man mir sieben andere Namen genannt und das Westende derselben heißt Ceann Ramar, der Dickkopf, und heel-point. Nach dem Gesagten darf man sich nicht wundern, wenn die „Merkwürdigkeit" am Boyne, in deren Nähe ich mich jezt befand, bald die „Höhle," die „Grotte" oder der „Grabhügel," bald die „Felsburg" oder die „Pyramide" von New-Grange genannt wird. Die Verschiedenheit dieser Benennungen deutet bereits auf die Verschiedenheit der Ansichten sowohl hinsichtlich der Erbauer als in Betreff der Bestimmung dieses Monuments. Früher galt es für die Grabstätte dänischer Heiden, die im Kampfe gegen die Eingeborenen gefallen waren; dann sollte es eine Zufluchtsstätte für die Familie irgend eines bedrängten kleinen Königs dieses Landes gewesen seyn; jezt lächelt man über diese und ähnliche Ansichten und läßt die „Pyramide" in einer Zeit aufführen, welche sich der Entstehung jener mächtigen Denkmale am Nil, jener cyclopischen Werke aus der griechischen Heldenperiode nähert; wenn man egyptischen Mönchen einigen Einfluß auf die Sittigung Irlands in der frühesten christlichen Zeit zugesteht, wird man im besten Falle für sehr bescheiden gelten.

„Wenn es wahr ist, daß dieses „wunderliche Ding" den Stürmen und Verwüstungen von drei tausend Jahren widerstehen konnte," sagte mein junger Freund, als wir den von riesenhohen Steinen umrollten Hügel und den südlich gelegenen Eingang in die Höhle erreichten, „wird es auch noch ein Viertelstündchen zusammen halten. Folgen Sie mir, Herr; der Felsgang sieht bei weitem bedenklicher aus als er ist, und ich habe schon mehr als ein Dutzend meiner Kameraden in die „Todtenkammer" geführt." Sprach's, nahm sein Etui mit Streichwachskerzchen aus der Tasche seines Rockes, warf diesen ab und war in dem dunkeln Gange verschwunden. Gegen die Breite des Eingangs war nichts einzuwenden, die Höhe aber betrug knapp zwei Fuß, eine Angabe, welche vollkommen hinreicht, um den wohlwollenden Leser zu belehren, in welcher Weise hier vorgeschritten oder vielmehr vorgekrochen werden mußte. Während ich meinem Rocke Valet sagte und ihn mit dem meines Gefährten einige Schritte weit in den Gang nachschleifte und mich selbst gradu quadrupedo fortschob, ließ sich die Stimme meines Genossen auf dieser bedenklichen Fahrt unmittelbar vor mir hören. Er war ohne Zweifel in Ungewißheit, ob ich es nicht bereute ihm zu folgen, und hatte gewartet. „Bereit, Herr?" rief er und erhielt eine weit heiterere Antwort als er erwartet haben mochte, denn ich dachte mir eben, wie sich Jules Janin mit seinem Vollmondgesicht und seiner unschlanken Taille in dem Loche, in welchem ich eben steckte, ausnehmen und benehmen würde. „Dann voran, in Gottes Namen!" rief der junge Mann mit gleich heiterer Stimme.

»Alloe si mosse, ed io li tenni retro.«

Als ich etwa zwanzig Fuß in der Höhle fortgekrochen war, bemerkte ich, daß die Höhe des Ganges zwar dieselbe blieb, die Seitenwände sich aber allgemach freundschaftlicher näherten, als mir lieb war. Jezt waren Höhe und Breite sich fast ganz gleich, ich konnte nur ruckweise weiter kommen und bei jedem Ruck gerieth bald meine rechte, bald meine linke Schulter in Collision mit einer der Seitenwände. Plözlich hörte ich, daß der Freund, der unmittelbar vor mir war, eine ungewöhnliche Anstrengung machte, und erst ein leises Stöhnen, dann einen lauten ächt irischen Fluch — diese Irländer fluchen gelegentlich beinahe eben so

gottvergessen wie die Ungarn — hören ließ. Ich fragte, was es gebe; statt der Antwort sah ich zu meiner großen Freude ein blaues Phosphorflämmchen aufglühen, das sich alsbald in einen glänzend weißen Strahl verwandelte und die schmale Oeffnung erhellte, welche mich noch von meinem Begleiter trennte. „Warten Sie einen Augenblick, Herr," sagte der junge Mann, indem er das brennende Kerzchen an einen Stein klebte und ein zweites anzündete, mit welchem er an die Oeffnung trat. Ich sah jezt, daß sich ein mächtiger Stein vor dieser Oeffnung gesenkt hatte und den Durchgang wenn nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich machte. — Das hell aufflammende Licht erleichterte es mir, mit einigen Biegungen und Wendungen durch den Engpaß zu schlüpfen, ohne wie mein Begleiter einen Theil meiner Ellenbogenhaut, des Hemdärmels nicht zu gedenken, an den scharfen Kanten des Steines zurückzulassen. Damit waren alle Schwierigkeiten des Eingangs in die „Todtenhalle" besiegt, denn die „Galerie" dehnte sich alsbald der Art aus, daß wir neben einander aufrecht fortschreiten konnten, und als wir uns dem „Dom" selbst näherten, mochte die Höhe des Ganges eilf bis zwölf Fuß betragen. Der Anblick, welchrr sich mir nun darbot, lohnte der Mühe, mit welcher er errungen worden, in hohem Grade.

Der „Dom" oder das „Todtengemach" oder das „Grabgewölbe," wie mein Freund den Raum, in welchem wir uns nun befanden, abwechselnd nannte, hat die Gestalt einer nichts weniger als regelmäßig abgezirkelten Rotunde, deren Durchmesser zwei bis drei und zwanzig Fuß beträgt und deren Dachwölbung die Form eines Bienenstocks hat und aus massiven, horizontal über einander gelegten Steinkolossen besteht, von denen einer über den andern vorspringt, während ein noch mächtigerer Steinklumpen das Gewölbe in einer Höhe von zwanzig Fuß bekrönt. Dem Eingang gegenüber und auf der Ost- und Westseite sind geräumige Nischen angebracht, welche acht bis zehn Fuß im Geviert halten; die dem Eingange gegenüber ist bedeutend höher und tiefer als die beiden andern. Die Steine, auf welchen das Dachgewölbe ruht, sind von fast ganz gleicher Höhe, die des Gewölbes selbst aber wechseln an Höhe und Breite, und man kann sich eine Vorstellung von diesen Felskolossen machen, wenn ich bemerke, daß das ganze Gewölbe aus sechs Steinen besteht; der größte ist achtzehn Fuß lang und sechs Fuß breit. In jeder der beiden Seitennischen findet sich eine ziemlich sorgfältig gearbeitete und schön geformte Graniturne, einer runden Schüssel ähnlich und von einem Durchmesser, der kaum weniger als vier Fuß beträgt, während die Höhe etwa den dritten Theil dieses Maßes ausmacht; die in der Ostnische steht noch auf ihrer Unterlage, einem Stein von der Länge, Breite und Höhe der Urne selbst; die andere ist von muthwilligen Händen seitwärts geworfen worden. Auf mehreren Steinen in der Rotunde sowohl wie in dem sich ausdehnenden Theile des Eingangs, besonders aber in der westlichen Nische sah ich mannigfache Zeichen und Linien eingemeißelt, deren Bedeutung, wenn sie ja eine solche haben, noch zu ermitteln ist.

Mein junger Freund hatte mir eine „Merkwürdigkeit" zu zeigen versprochen; was ich sah, übertraf jedoch, wie man schon aus den vorstehenden Mittheilungen abnehmen kann, alle meine Erwartungen. Ich habe nie ein Menschenwerk gesehen, das einen so überraschenden und zumal so erhabenen Eindruck auf mich gemacht hätte. Die Beleuchtung, welche wir in diese dunkelgraue Felsenmasse bringen konnten, war natürlich sehr spärlich und die Steinriesen, die an den Eingängen in die Nischen Wache hielten, schienen in dem schwachen flackernden Lichte unserer Kerzchen, über unser Eindringen in die stille Todtengruft ergrimmt, mit ihren dicken geschwärzten Köpfen zu wackeln, sie gegen einander zu neigen, als hätten sie sich etwas zuzuflüstern, und dann plötzlich zu erheben, als wollten sie das schwere Gewölbe aus seinen Fugen reißen und uns unter seiner Last begraben. Nicht ohne leises Schauern blickte ich vor allem auf die zwei kohlschwarzen Steine, welche in die östliche Nische führten; der zur Rechten war wenigstens acht Fuß hoch und neigte sich je höher desto mehr dem gegenübe stehenden, etwa um einen Fuß kleineren Ungeheuer zu, dem sich ein dritter, aus der Seitenwand tretender ähnlicher Klumpen vertraulich auf die Schulter legte und ihn seinem Gegenüber zudrängen zu wollen schien. In dem dämmerigen Raume hinter dem Eingange und den weiten Klüftungen, welche durch diese Stellung der Steine entstanden, schien dann und wann ein dunkler Nebelqualm, dem Schatten eines mächtigen Nachtvogels gleich, die Wand entlang zu huschen und nach einem Ausweg umher zu fegen. Die Stille, welche ringsum herrschte und nur zuweilen durch das Fallen eines dem Felsengewölbe erpreßten Wassertropfens oder durch ein leises Stöhnen des Windes unterbrochen wurde, dessen Kraft sich an der erwähnten schmalen Stelle des Ganges brach, steigerte in hohem Grade den Eindruck, welchen der Anblick dieses denkwürdigen Ueberbleibsels aus dem grauen Alterthum auf mich machte. Troz des gelegentlich fühlbaren Windzugs, der durch den Gang strich, war die Temperatur in der Rotunde mindestens um vier Grad wärmer als im Freien, daher wir auch gar nicht beeilt waren, wieder zu unsern Ueberkleidern zu kommen.

Mein Begleiter, welcher mich bisher mir selber überlassen und sich beschäftigt hatte, die geheimnißvollen Zeichen auf den Steinen — Rauten, Dreiecke, Zickzacklinien, rohe Umrisse von phantastischen Thierköpfen u. dgl. — in sein Taschenbuch zu zeichnen,

Digitized by Google

trat nun zu mir und sagte, die Wachskerzchen gingen zu Ende und wir müßten uns bald zum Aufbruch anschicken. Ich fragte, ob man außer den Graniturnen nichts in diesen Räumen gefunden habe, das über ihre Bestimmung nähere Auskunft geben könne. „Meine Landsleute in der Umgegend," sagte er lachend, „sind an nichts reicher als an den wunderbarsten Sagen und Geschichten, welche sich auf dieses großartige Denkmal beziehen. Nach einer allgemein geglaubten Ueberlieferung ließ vor ungefähr zweihundert Jahren ein gewisser Campbell von New-Grange, welcher einen Weg ausbessern wollte, nach Steinen graben und entdeckte den Eingang. Neugierde, vielleicht auch die Aussicht auf einen guten Fund veranlaßte dann eine Anzahl der Bewohner von New-Grange, sich der mühevollen Arbeit zu unterziehen, die Oeffnung nach Kräften auszuräumen. Als sie in die Rotunde eindrangen, fanden sie — so wird erzählt — einen sieben Fuß hohen Granitstein in Form einer Pyramide oder eines Obelisken, mit seltsamen Zeichen und Figuren bedeckt, in der Mitte der Rotunde; an dem Fußgestell dieses Steins lagen zwei Menschenskelette und in jeder der zwei Urnen unter Staub und Asche ein Goldstück von der Größe und Schwere eines Sovereigns; eine dieser Münzen soll Valentinian dem Ersten, die andere dem Kaiser Theodosius angehört haben. Nach einer andern Ueberlieferung sollen jedoch genannte Münzen nicht in der Gruft, sondern auf dem Gipfel des Hügels unter einem »stele,« wie unsere Vorfahren es nannten, einer großen Steinsäule, welche noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort in die Luft empor ragte, gefunden worden seyn. Diese Säule, die Pyramide in dem Innern des Gewölbes, die meisten riesenhaften Steine, welche um den Fuß des Hügels aufgestellt waren und die Säule auf dem Gipfel umgaben, sind zerschlagen und zur Ausbesserung der Wege, zu Dämmen am Ufer des Boyne und zur Erbauung von Cottages in der Umgebung benuzt worden. Nach einer andern Sage war ein armer, frommer, träumerischer Bursche während des Ausgrabens des Ganges spät am Abend vor Ermüdung in der Höhle eingeschlafen, als ihn plötzlich ein Krachen wie von einfallenden Steinen weckte. Ein „Leprawhaun," wie wir die Künstler und Handwerker im Feenreich nennen, stand mit einem goldnen Lämpchen vor ihm und gab durch einen Wink zu verstehen, er möchte ihm folgen. Der arme Bursche bekreuzte sich Angesichts des kleinen Wesens ein halbes Dutzend mal, und da sich dieses durch das heilige Zeichen nicht schrecken ließ, dachte er, seine Seele werde keine Gefahr laufen, und folgte dem winzigen Gesellen durch den Gang bis in die Rotunde. Hier hob der Leprawhaun einen schweren Stein auf, nahm ein goldenes Kistchen aus dem Versteck und gab es dem staunenden Burschen in die Hände, indem er sagte: „Patrik O'Kane, das habgierige Menschenvolk, das in die Eingeweide der Erde dringt, um sich zu bereichern, das sich einiger Goldstücke wegen zu jedem Verbrechen, selbst zum Morde hinreißen läßt, wird in einem der nächsten Tage auch den Weg in dieses stille Gewölbe, in welchem wir Leprawhauns, Cluderieauns und Collough-na-lubas seit tausend Jahren arbeiten, spielen und tanzen, eröffnet haben und hier nach Schätzen suchen. Ihre Habsucht soll aber getäuscht werden, denn diese Grotte schließt nichts von Werth ein als dieses Schatzkästchen, und als wir beriethen, wem es anheim fallen sollte, war dein Name, als der des ärmsten, fleißigsten und frommsten unter deinen Brüdern, auf jeder Lippe. Gebrauche vorsichtig, was die Gunst der Kinder einer höhern Sphäre dir zuwendet." Bei diesen Worten führte der Leprawhaun den glücklichen Patrik bis zur Stelle, wo er sich zum Schlafe niedergelegt hatte. Das Lämpchen war erloschen, der kleine Mann verschwunden und ein Krachen wie von einfallenden Steinen folgte. Patrik eilte an den Eingang der Höhle, öffnete das Kistchen und sah in dem vollen Mondlichte, daß es mit Goldstücken jeder Größe und mit kostbaren Perlen und Diamanten gefüllt war. Noch ehe der Tag graute, war er mit seiner Mutter auf dem Weg nach Dublin. Viele Jahre später erfuhr man zu New-Grange, daß er die einzige Tochter des Häuptlings seines Stammes geehlicht hatte und für einen der reichsten und angesehensten Gutsherrn im Süden der Insel galt."

Das lezte Kerzchen wurde angezündet und mit Hülfe seines Lichtes und einigen vorsichtigen Wendungen die schwierigste Stelle des Ganges bewältigt. Als uns die freie Morgenluft wieder umwehte, war der Nebel verschwunden und die Sonne, die ich seit vierzehn Tagen kaum und dann nur auf wenige Minuten gesehen hatte, spiegelte sich in dem blauen durchsichtigen Wasser des Boyne, und Hügel und Thal, Wiesen und Wald schienen ihre warmen wonnigen Strahlen mit wollüstiger Gier einzusaugen. Wir gingen an den Fluß hinab, wo eben ein von dem entgegengesetzten Ufer herüber kommender Nachen anlegte, aus dem ein Dutzend zerlumpt aussehender, aber vergnügt schnatternder Söhne der Smaragdinsel ausstiegen. Sie kamen aus England, wo sie die Ernte eingethan hatten, und zogen ihren heimathlichen Hütten zu, welche sie, wie wir hörten, noch vor Abend zu erreichen hofften. „Einen armen halben Pfennig, Herr! Einen armen halben Pfennig, Herr!" klang es wie aus Einem Munde und in einem so jammervollen Tone, daß man eine ganz andere Gesellschaft als die, welche eben noch in dem Boote lustig durcheinander geplaudert hatte, vor sich zu sehen glaubte.

„Wir haben Tausende von Menschen im Königreiche," sagte mein Begleiter, während wir das

Ufer entlang schritten, „weiche der Unterstützung bedürftiger sind als diese Bursche, von denen jeder wenigstens fünf Sovereigns in seiner Tasche hat. Wie mühsam aber kommen sie zu diesem kleinen Schatze! Die meisten wohnen siebzig bis achtzig unserer Meilen im Innern des Landes; wenn die Erntezeit herbeikommt, wandern sie, auf die Mildthätigkeit ihrer wohlhabenderen Landsleute vertrauend, diese weite Strecke zu dem nächsten Hafen oder der nächsten Bucht, wo sie sich in einem sogenannten „Ochsenboot" — ein zum Transport des Viehs bestimmtes Schiff — ein bescheidenes Plätzchen erbetteln und nach England überfahren. Dort müssen sie vielleicht wieder eine weite Strecke in das Innere des Landes wandern, ehe sie Arbeit finden. Nun haben sie ein Obdach, gesunde, reichliche Kost und einen erklecklichen Lohn. Zwei bis drei Monate arbeiten sie mit Eifer und Ausdauer und beweisen dadurch, daß sie zu Haus nicht müssig umherschlendern, weil sie das Nichtsthun lieben, sondern weil sie nichts zu thun finden. Wenn englische Arbeiter diese weite Reise unter Entbehrungen jeder Art zu machen hätten, würden sie schwerlich mit diesem Feuereifer an die Arbeit gehen; und doch blickt man dort mit stolzer Verachtung auf diese armen Leute und nimmt allgemein an, sie ließen ihre kleinen Ersparnisse, sobald sie ihre heimathlichen Glens erreicht, in Whiskey aufgehen. Nein, Herr; die paar Goldstücke, welche sie im Schweiße ihres Angesichts verdient haben, sind bestimmt, das Pachtgeld für ihre Hütte und ihr Läppchen Kartoffelfeld zu bezahlen; denn sie wissen wohl, daß sie ihre Pachtung verlieren und obdachlos würden, wenn sie in dieser Hinsicht säumig wären. Daher betteln sie sich den langen Weg nach Haus, und wenn sie sich nichts erbetteln können, leiden sie eher den bittersten Hunger, als daß sie eines ihrer Goldstückchen wechseln ließen."

Da alle diese Bursche mit mehr oder weniger gewichtigen Shillelaghs versehen waren, welche sie schwerlich aus England mitgebracht hatten, während nach dem eben mitgetheilten auch nicht angenommen werden konnte, daß sie Geld dafür ausgegeben, fragte ich meinen Begleiter, wie sie wohl zu diesen Spazierstöckchen gekommen seyn möchten. Der junge Mann lachte und rief: „Bei Brian's Harfe, Herr, wahrscheinlich gerade so, wie Falstaffs Soldaten zu ihren Hemden kamen. Wenn diese Leute unterwegs sind, müssen sie ihr Shillelagh in der Hand haben, um sich behaglich zu fühlen, und wenn es ihnen fehlt, so erbetteln, borgen oder nehmen sie es wo sie es finden. Wenn sie zum Schlagballspiel gehen, schwirrt der eichene Stock mit dem gekrümmten Griff in der Luft; wenn sie ihre Ochsen auf den Markt treiben und ihre nicht immer sehr erbaulichen Lieder singen, tönt der Anschlag des »Clogbel-peen« an die Hörner der Thiere hell in den Gesang; wenn sie sich raufen — und auf Märkten und Messen müssen sie sich raufen — sieht man das Shillelagh schwingen, und wie in alter Zeit Fin Ma Coul, der Riese, grimmig lachte, wenn es in den Kampf ging, so jubeln seine Nachkommen, wenn sie mit dem Shillelagh drein schlagen. „Drauf mit eureu Eichenstöcken!" war von grauer Zeit her und ist jezt noch ein Anruf, bei dem das Herz unserer Inselsöhne schwillt und dem sie frohlockend entsprechen. Ueberhaupt ist die Eiche der Lieblingsbaum des Irländers, Herr, und eines der Sinnbilder unserer Nation. In dem Schatten grüner Eichen wohnten unsere Vorfahren, ruhten unsere Helden von ihren Kämpfen gegen die fremden Eindringlinge aus, mischten sich die Melodien unserer Harfner mit dem durch die Zweige spielenden Winde. Fast die ganze grüne Insel muß ein großer Eichenwald gewesen seyn, denn in der Tiefe unserer Moorgründe wie auf den höchsten Höhen unserer Berge werden Sie Eichenwurzeln von riesigem Umfang finden. Auch jezt sind unsere Höhen noch nicht so arm an Eichengrün und Eichenschatten, als die Leute glauben, welche an unsern Küsten entlang fahren oder auf unsern Eisenbahnen durch die übervölkerten Grafschaften sausen; überdieß ist zu hoffen, daß sich mancher Hügelabhang, der jezt mit rother Heide oder mit zwerghaftem Gebüsch bedeckt ist, von neuem bewalde, wie denn im nordöstlichen Theile unserer Insel und selbst in unserer Grafschaft hier bereits ein erfreulicher Anfang zur Bepflanzung ausgedehnter Bergseiten mit jungen Eichen gemacht wurde."

Die Betheurung „bei Brian's Harfe" war mir neu und auf meine Frage, welche Bewandtniß es damit habe, erfuhr ich, daß die jungen Herrn Mediciner vom Trinity College zu Dublin nicht nur eine Menge eigenthümlicher und nur ihnen verständlicher Ausdrücke hätten, sondern auch gewisse Redeformeln, die oft der baarste Unsinn seyen, auf längere oder kürzere Zeit zur Geltung brächten. „Die erwähnte Betheurung," sezte er hinzu, „hat nur in dem Munde von uns „Trinitariern" in so fern Sinn, als in dem Museum unseres Collegs die Harfe unseres alten Königs Brian Borro, oder ächt irisch Boroihme, welcher in der Schlacht von Clontarf 1014 fiel, aufbewahrt wird; auch durfte ich ihrer bei Erwähnung unserer Eichen gedenken, denn ihre Resonanztafel ist aus einer irischen Eiche geschnitten." — Einige Tage später sah ich diese alte Königsharfe, der es nicht an Zierrathen aller Art fehlt, die aber schwerfällig und »unhandy« ist und troz der Kunst, welche an sie verschwendet worden, troz ihres schweren Silberbeschlägs, weit hinter den Harfen zurück steht, die ich an demselben Tage in dem Magazin des Herrn Egan in Dowsonstreet sah und welche um die unbedeutende Summe von hundert fünfzig Guineen feil sind.

Wir kamen an keiner Fischerhütte vorüber, ohne

daß wir von ein paar Knaben oder jungen Burschen mit »boat 'r honour — ein Boot, so schön, leicht und gut, als 'r honour's honor nur wünschen kann,“ angerufen wurden; wir schritten jedoch ohne Aufenthalt weiter, bis wir eine wahrhaft idyllische Buchtung des Boyne erreichten, in deren glenartiger Tiefe eine ganz hübsche Hütte stand, deren Sonnenseite mit weißen Netzen ganz überhängt war. Vor der offenen Thüre war ein Mädchen mit dem Waschen von Kartoffeln beschäftigt, während ein sieben- bis achtjähriger Knabe sich in einem kleinen Boot schaukelte, das am langen Tau befestigt in der Buchtung trieb. „Diese Hütte,“ sagte der junge Mann, indem er stehen blieb, als wollte er mir Zeit lassen, das kleine Fischeridyll, welches ich vor mir hatte, mit seinem reizenden Detail recht behaglich in mich aufzunehmen, „bewohnt mein guter Freund, Patrik O'Neill, der mich gelegentlich auf den Fischfang begleitet und jezt wahrscheinlich in dem Glen neben seiner schwarzen Kuh herspaziert; er ist seit mehreren Jahren Wittwer und hat außer dem Mädchen dort und dem Wildfang von Knaben, der den ganzen Tag abwechselnd auf und in dem Wasser zu sehen ist, keine Kinder. Evelijn ist nicht nur ein hübsches Mädchen, sondern auch eine gute Tochter und eine treffliche Haushälterin, sonst aber eine unfügsame Hexe, spröd wie Riedgras und zungenfertig wie die Schlange in Eden, wie Sie sogleich hören sollen. Sie hat uns gewiß längst bemerkt, gibt sich aber den Schein, als wollten ihre Kartoffeln heute durchaus nicht so schön, rein und goldfarbig werden wie sonst.“ — „Guten Morgen, Evelijn, Kleinod, alanna ma chru (Kind meines Herzens),“ rief er, indem er mit mir zu dem Mädchen heran trat; „guten Morgen, Evelijn, Liebe! Was macht der Vater und wie befinden sich die lieben Schweinchen in eurer Staatsstube?“ — „Danke, Herr,“ versezte die Tochter Erins, indem sie ihr hübsches Gesichtchen in die Höhe hob und uns muthwillig lachend ansah; „danke, Herr; der Vater ist wohl und die lieben Schweinchen in unserer Staatsstube lassen den jungen Squire freundschaftlich grüßen.“ Und ohne sich Zeit zu nehmen, ihre Hände abzutrocknen, lief die Thakijn (junge Dirne) das Glen hinan und erschien nach wenigen Minuten an der Hand des Vaters, der aufgefordert ward, sein Boot zu bestellen, um uns „so weit zu führen, als der Park von Mellifont einst reichte.“ — „Also bis Killarn, Herr?“ fragte der Fischer, da ein Sohn der grünen Insel unter allen Umständen fragen muß. — „Nein,“ rief der „junge Squire“ dem bereits an das Wasser eilenden Patrik nach, „nein, Freund, bis zu dem Rundthurm.“ — „Der so genannt wird, weil er viereckig ist,“ sagte die schöne Evelijn lachend und verschwand in der Cottage. „Muß ich erst von der Thakijn lernen, daß in diesem Rundthurm ein irischer Bull steckt!“ rief mein Freund heiter aus, indem er mir winkte, auf der Bank vor der Hütte neben ihm Platz zu nehmen. „Evelijn hat aber nicht nur gute Antworten, sondern auch, wie sich alsbald zeigen wird, gute Buttermilch für ihre Freunde in Bereitschaft.“ In der That kam das Mädchen mit zwei Gläsern schäumender Buttermilch und bot die köstliche Labung mit der Anmuth einer Hebe und mit der gutmüthigen Einfachheit einer Tochter der Smaragdinsel dar. Fünf Minuten später waren die reizende Evelijn und die idyllische Bucht aus unsern Augen verschwunden und unser kleines Boot tanzte auf den glänzenden Wellen des Boyne, welcher der Meeresbarre brausend entgegen eilte.

Digitized by Google

Pariser Bilder.

III.

Versailles.

Es gibt kein Volk, welches das Vergnügen mehr liebt als das französische, dem es mehr Bedürfniß wäre, sich von Zeit zu Zeit aus dem ewigen Einerlei des Lebens loszureißen, aber auch keines, das so leicht zu befriedigen ist, das so wenig bedarf, um sich zu ergötzen. Den Franzosen genügt oft ein Sonnenblick, um alle Schatten zu verscheuchen und ihren Lebenshimmel zu entschleiern; so lange die Gegenwart lächelt, denken sie nicht an die Zukunft, und sie vermögen daher in den trübsten Lagen des Lebens glücklich zu seyn. Dieser leichte Sinn, dieser Leichtsinn, mit dem sich vor allen die Pariser dem Vergnügen überlassen, hat für den Fremden, besonders für uns vorsichtige, immer grübelnde Nordländer etwas überaus Anziehendes; mit den Fröhlichen sind auch die Traurigen heiter, und wenn sie sich nicht zu freuen vermögen, so vermögen sie wenigstens zu vergessen.

Das Volk kann am Werkeltag nicht feiern, es muß mühselig schaffen und arbeiten die Woche über, wenn es sich am Sonntag einen Ruhetag machen will. Wer nie selbst hart und anstrengend thätig seyn mußte, der begreift nicht, welcher Reiz im Nichtsthun liegt, welcher Genuß in der bloßen Ruhe. Wenn der Arbeiter in Deutschland am Sonntag die Feiertagsjacke angezogen hat, dann ist er meist zu träge, um den Fuß zu rühren, es sey denn auf dem Weg in's Wirthshaus; der Bauernbursche schaut unbeweglich, über die untere Hälfte der Hausthür gelehnt, dem Städter zu, der zu Busch und Wald und in die Felder eilt. Man würde sich irren, wollte man glauben, es fehle diesen Leuten an Genußfähigkeit; sie begreifen nicht, welche Freude ein Spaziergang in einer schönen Gegend gewährt, aber der Gebildete kennt den Genuß der Ruhe nach harter Arbeit nicht, und dieser geht dem deutschen Landmann über alles. Einer solchen unausgesetzten, eifrigen Arbeit wie der Deutsche ist der Franzose fast in keiner Richtung fähig, wenigstens ist solches eine Ausnahme. Er ist unstäter in seinem Denken wie in seinem Handeln, aber auch beweglicher in seinen Empfindungen, weniger schwerfällig in seinen Genüssen. Der Franzose aller Ständen lebt, um zu genießen, und er genießt mit Lust. Selbst der Epicier, der die Woche über für nichts Sinn hatte, als die Sousstücke zu zählen, der keinen Gedanken hegte, der über die Pfefferdüte und ein Loth Kaffee hinausging, der nur Eine Phrase kennt, die, seine »maison de confiance« für künftige Ankäufe zu recommandiren, selbst er zählt heimlich die Stunden und Tage der Woche, bis endlich der Sonntag kommt. Selbst diese engherzige, vertrocknete Seele, diese abgestorbene Natur muß dann hinaus in's Freie; der Sonntag ist da und mit ihm das Vergnügen.

Wenn man den Stand der geborenen Nichtsthuer ausnimmt, die Classe der berechtigten Geld- und Zeitverschwender, so belebt wirklich der Gedanke des Vergnügens am Sonntag ganz Paris. Aus meinem Zimmer kann ich den verschiedensten Leuten in's Fenster sehen, aber nur der Commissionär, der mir gegenüber auf seiner Trage sitzt, weicht auch am Sonntag nicht von seinem Posten und trägt seine Steuermarke auf der Alletagsjacke. Aber ein Savoyarde würde glauben gegen seine Nationalität zu sündigen, wenn er einen Sou unverdient ließe. Freilich gestatten die engen Bande des Lebens vielen nicht, ihre Freude weit zu holen. Mir gegenüber wohnt eine niedliche kleine Corsetière, die den alten Eltern die Wirthschaft besorgt; wenn ich nicht weiß, welcher Tag es ist, brauche ich nur auf ihr Kleid zu sehen. Ihr ganzes Sonntagsvergnügen besteht in der grauen Merinorobe, mit blauem Band à la Basque besezt, mit weißen Unterärmeln, und im Füttern ihres Mätzchens mit einem Stück Zucker. Am Sonntag sehe ich schon am Morgen, wie sie die Tassen vom Kamin nimmt und abwischt, und auch der Kanarienvogel nimmt Theil an dem festlichen Kaffee.

Im Hofe wohnt eine kleine Wäscherin, die ihre Hemden unverdrossen bis spät in die Nacht bügelt; nur am Sonntag legt sie um Mittag schon das Eisen aus der Hand, und um drei Uhr kann man sie am Arme eines jungen Arbeiters im Luxembourg sehen; weiter als bis zu einem Café auf dem Mont-Parnasse erstreckt sich ihr Sonntag nicht. Fifine, die leichtfertige Studentin, macht am Sonntag mit Arthur oder Adolph Entdeckungsreisen nach dem rechten Seineufer, verliert sich aber selten über die Stadtmauer und die Steuergrenze. Der Arbeiter sucht mit Weib

und Kind die Region des wohlfeilen Weins; jenseits der Octroimauer bis zur Fortifikation liegt seine Sonntagswelt.

Dem Bewohner der Insel St. Louis, dem ächten Spießbürger der guten Stadt Paris ist es in einem so beschränkten Raume viel zu eng. Nach Höherem steht sein Sinn. Paris ist ihm eine bekannte Welt, innerhalb der Banlieue ist er chez-soi; und wenn auch Paris beinahe Alles enthält, was nach seinem Sinne überhaupt des Sehens werth, so ist es doch nur beinahe. Von Vater auf Sohn haben sich die Traditionen aus der Glanzzeit der Bourbonen vererbt, und der Pariser Epicier erkennt außer Paris noch Ein Wunder auf der Erde an, und das ist Versailles. Man braucht kein tiefes Studium zu machen, um zu sehen, daß die Erinnerungen an die Bourbonen, und namentlich an Ludwigs XIV. glänzende Erscheinung noch bis auf den heutigen Tag nicht erloschen sind. Das individuelle Wesen des Franzosen spiegelt sich in diesem Festhalten; denn der äußere Schein, der Ruhm söhnt ihn mit allem Druck der Regierung dieses Königs aus, in welchem sich wie in keinem andern Regenten die Souveränität gipfelte. Versailles ist das Grabmal dieses Größten der Bourbonen; den Charakter seiner Zeit und seiner Person versteht man erst, wenn man die verlassene, todte Pracht von Versailles durchmessen hat. Der Sandwüste zum Troz wollte er einen Palast dort erbauen, der in Europa seines Gleichen nicht haben sollte. Er hat seinen Willen durchgesetzt, und vielleicht hat dafür das ganze Geschlecht der Bourbonen büßen müssen, denn man vergeht sich nicht ungestraft gegen die Gesetze des Lebens.

Daß die Residenz Ludwigs XIV. fern von der großen Hauptstadt gegründet wurde, die sonst das natürliche Centrum des französischen Reichs bildete, das ist nur der formale Ausdruck für das l'état c'est moi. Im Großen wie im Kleinen spiegelt sich dieser Gedanke in allem wieder, was ein Werk der Laune jenes Königs war, den man wohl mit Unrecht den Großen nennt. — Freilich vermag der menschliche Wille viel; große Reservoirs können den Mangel der lebendigen Ströme ersetzen, die Scheere kann den freien Wuchs des Baums beschränken, aber endlich versiegt die Quelle und die Kraft, die natürliche Ordnung siegt über die künstliche, und statt zu bewundern können spätere Generationen nur die Verschwendung bedauern. Vielleicht säßen die Bourbonen noch heute auf dem Throne Frankreichs, wenn sie denselben in Paris, statt in Versailles aufgeschlagen hätten. Der Pariser Bürger sieht aber diese Periode der Geschichte nicht so an, ihn blendet die glänzende Außenseite Ludwigs XIV. und seiner Werke, er mißt den Ruhm Frankreichs nach dem Werkschuh der Versailler Bauten, seine Blicke reichen nicht über die Lichtseiten des Bildes hinaus.

In der That ist aber auch der Maßstab, nach dem der Palast von Versailles errichtet worden, ein kolossaler. Man sieht den Zuschnitt der Macht Ludwigs XIV. und seines prächtigen Hofes mit dem ausgebildetsten Ceremoniel der Welt in diesen unendlichen Avenuen, in diesen prächtigen Galerien, in der ganzen steifen Pracht der Paläste und der Parks. Dem Pariser Bürger ist das alles wie ein Mährchen aus tausend und einer Nacht; er übt keine Kritik, mit selbstgefälligem Stolz genießt er das Vergnügen, im Palaste seines Nationalruhms la gloire et l'honneur seines Volkes zu bewundern, welche ihm in tausenden von Bildern von allen Seiten entgegentreten. — Doch verweilen Sie mit mir zunächst bei dem Totaleindruck des Palastes, der vielleicht nicht minder wie das Eskurial den Namen eines geschmacklosen achten Weltwunders verdient.

Versailles ist durchaus ein Werk der Kunst, im eigentlichen Sinne des Wortes ein Werk des Uebermuthes, denn mitten in einer unfruchtbaren, wasserlosen Waldwüste ließ Ludwig XIV. nach den Planen des jüngeren Mansard das Schloß erbauen, welches so lange die Residenz der französischen Könige gewesen ist. — Wenn man von dem Eisenbahnhofe des linken Seineufers die breite Allee verfolgt, welche nach dem Palaste führt, so gelangt man bald zu einem weiten Platze, der von den ehemaligen königlichen Marställen eingeschlossen ist, in denen jetzt die zwei Carabinierregimenter, die Elitenreitertruppe der französischen Armee, liegen. Drei Straßen, die von prachtvollen Linden eingefaßt sind, führen von hier nach Paris, nach Sceaux und St. Cloud. Von dieser Place d'armes aus macht das Schloß keinen besonders großartigen Eindruck; es ist ein ziemlich unregelmäßiges Durcheinander von Gebäuden; nur der Maßstab ist es, welcher die Wirkung hervorbringt. Drei Höfe muß man durchschreiten, ehe man zu dem Palaste selbst gelangt. In den ersten tritt man durch ein reich vergoldetes Gitterthor, an welches sich rechts und links steinerne Brustwehren anschließen, um diese »Cour des Statues« von der Place d'armes zu trennen. Das Wappen der Bourbonen, drei Lilien mit der Krone darüber, hat sich bis auf den heutigen Tag durch alle Stürme der Revolution erhalten. Die Statuen, welche diesem Hofe den Namen geben, beziehen sich auf die Siege Ludwigs XIV., und stellen Frankreich als Siegerin über Deutschland und Spanien dar. Schräg vom Schlosse herab läuft ein Hof, der auf zwei Seiten von Gebäuden eingeschlossen ist, die Ludwig XIV. für seine Minister erbauen ließ. In der Mitte desselben steht eine kolossale Reiterstatue des Königs in Bronce, auf beiden Seiten sechzehn Marmorstatuen, Richelieu, Bayard, Turenne, Bertrand du

Digitized by Google

Guesclin u. s. w., zu denen die neuere Zeit in Lannes und Mortier uns näher liegende Persönlichkeiten hinzugefügt hat.

Den Mittelpunkt des Palastes, von der Stadtseite aus, bildet das aus rothen Backsteinen erbaute alte Jagdschloß Ludwigs XIII., welches auf den ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIV. in den Palast mit eingebaut wurde. An der Façade des Corps de logis dieses niedrigen Gebäudes ist der bekannte Balkon, von dem aus Marie Antoinette sich mit dem Dauphin dem Volke zeigte. Er wird von acht dorischen Säulen aus buntgeädertem Marmor getragen und überragt von zwei liegenden Figuren, die eine Uhr halten, welche stets die Todesstunde des zuletzt gestorbenen Königs zeigte. Die beiden Flügel dieses alten Jagdschlosses umschließen einen mit Marmorplatten gepflasterten Hof, der davon Cour des marbres heißt. Rechts und links von diesem springen zwei andere Flügel vor, die die Cour royale begrenzen, welche von Ludwig XIV. und Ludwig XVIII. erbaut wurden. Ueber den Eingängen auf den Giebelseiten hat Louis Philipp eine Inschrift anbringen lassen: »A toutes les gloires de France,« welche die heutige Bestimmung des Palastes andeutet.

Auf der Südseite der Cour royale liegt ein großes kasernenähnliches Backsteingebäude, welches jezt als Militärlazareth für die Versailler Garnison dient, früher aber die Wohnungen für die Hofdienerschaft enthielt, wozu die tausend Zimmer in demselben kaum ausreichten. Auf der andern Seite liegt ähnlich die Schloßkapelle, welche hoch über den übrigen Palast emporragt. Der rechte und linke Schloßflügel springen jedoch noch weit über diese Gebäude hinaus, die aber jede Totalübersicht der Stadtseite des Schlosses verhindern. Desto leichter ist es dagegen vom Park aus zu überschauen, wo man einen freien Blick auf diese ganze ungeheure Front hat, die aus einem weit vorspringenden Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht.

Dieses Vor- und Zurückspringen ist aber auch die einzige Gliederung an der großen Schloßkaserne. Wäre der Reichthum, oder vielmehr der Luxus in den Details nicht so ungeheuer, man würde eher die Barracken eines Regiments als die Residenz eines Königs in dieser unendlichen Front suchen, wo Länge und Höhe in gar keinem Verhältniß stehen. In regelmäßigen Zwischenräumen kehren nur Peristyle auf derselben wieder, mit gekuppelten jonischen Säulen und allegorischen Figuren. Das Versailler Schloß von der Gartenseite ist in seinem Totaleindruck dem neuen Londoner Parlamentsgebäude von der Wasserseite ähnlich. Bei beiden ist der reiche Styl, welcher dem Bau zu Grunde liegt, durch eine aller ursprünglichen Auffassung fremde Geziertheit verdorben worden. Der Rococostyl ist das Antike in der Perrücke, der neue englische Styl ist das Gothische im Frack. Keine Spur von der Originalität, von dem Reiz ursprünglicher Erfindung, keine Spur von eigener Schöpferkraft spricht aus beiden Bauwerken. Durch äußere Attribute, durch Raum- und Zierrathverschwendung hat man hier wie dort den Gebäuden einen Charakter ausdrücken wollen, der aus ihrer innern Form nicht hervorgeht. Wenn der Eindruck, welchen die Parlamentsgebäude bei näherer Betrachtung machen, nicht so widerwärtig ist als der des Versailler Schlosses, so kommt dieß nur daher, weil der gothische Baustyl überhaupt uns näher steht als der griechische, und dieses Verständniß, diese Verwandtschaft sich auch in den Verzerrungen erhält. Fresken und Colonnaden passen nun einmal nicht zum Regen und Sturm unserer Breiten, und eine Kunst, die unter fremdem Himmel geboren, mit den Eigenthümlichkeiten eines ganz andern Landes verwachsen ist, wird uns immer fremd und unverständlich bleiben. Vielleicht ist es überhaupt unmöglich, irgend einen Baustyl zu acclimatisiren, da schon ein für ganz andere sociale Verhältnisse, aber doch für unser Klima berechneter in die Forderungen der Gegenwart sich nicht mehr schmiegen will.

Der Eindruck der Details des Versailler Schlosses ist ebenfalls der einer kalten, ungefälligen Pracht. Wie die tausend Löckchen der Perrücke, so wiederholen sich nur dieselben Schnörkel und Schnitzereien, ohne daß man irgend eine naturgemäße Entwicklung und Verbindung entdecken kann. Dieser Rococostyl paßte vortrefflich zur Gartenkunst von Lenotre, und es ist als schaute die ganz auf Kunst, auf maschinenartige Organisation und Unterordnung gegründete Herrschaft Ludwigs XIV. aus jedem Größten und Kleinsten seines prächtigen Residenzschlosses. Es ist eine charakteristische Verbindung, daß das historische Museum des französischen Ruhmes gerade in diesem Palast aufgestellt ist. Das Gebäude ist das Spiegelbild von Frankreichs Geschichte. Der Aufwand von Kraft und Mitteln, von Talent und Ausdauer steht in keinem Verhältniß zu der wirklichen Leistung. Was hätte mit dieser geistigen und körperlichen Macht geschaffen werden können, wenn sie richtig und stätig angewendet worden, wenn ein in der Natur der Dinge gelegenes Ziel mit festem Willen verfolgt worden wäre! Ueberall knüpft sich sonst ein neuer Aufschwung der Kunst an die Entfaltung der Größe, der Macht und des Reichthums, denn sie ist die höchste Blüthe derselben. Von der Regierung Ludwigs XIV. kann man aber, wenn man aufrichtig seyn will, nicht behaupten, daß sie der Kunst wie der Wissenschaft wahrhaft genützt habe. Es sind taube Früchte, die dort gepflanzt, die dort gezogen worden, taube Früchte, die mit dem Schein einer ergiebigen Ernte die Zeitgenossen täuschen mochten; aber die Nachkommen lehrt die Erfahrung, daß die

anscheinend gefüllten Scheunen so leer standen, daß sie nicht einmal eine neue Aussaat enthielten und man auf dieser Stufe nicht weiter fortbauen konnte, sondern von neuem auf die Natur zurückgegangen werden mußte.

Jedes Frühjahr bearbeiten tausend Scheeren die prachtvollen Bäume des Parks, aber unermüdlich schlagen neue Blätter aus, ohne sich dem Gesetz der Menschenhand zu fügen. In mehreren Absätzen verläuft sich der Hügel, auf dem das Schloß liegt, in die Ebene. An die Formen dieser Absätze hat man die Hecken und Wasserwerke angeschlossen, die Versailles so berühmt gemacht haben. Sie springen nur jeden ersten Sonntag in den Sommermonaten, und natürlich weder alle zugleich, noch überhaupt alle; nur drei- oder viermal im Jahr springen sie sämmtlich, und dann strömt halb Paris heraus, wesentlich um die Verschwendung von 40,000 Franken zu bewundern; denn die dabei aufgewendete Kraft soll diese Summe werth seyn.

Die Zahl der Bassins, Fontänen, Springbrunnen, mit denen man den Park geziert und den Wassermangel zu ersetzen gesucht hat, ist unglaublich. Es gibt fast kein Bosket, in dem man nicht bleierne oder kupferne Statuen findet, die den Mund der Wasserröhren tragen oder verzieren. Gleich vor der ersten Terrasse liegt das Parterre d'Eau mit zwei Bassins, mit den acht Hauptströmen Frankreichs in Erz, der Garonne, Dordogne, Seine, Marne, Rhone, Saone, Loire, Loiret. Daneben ist die Fontäne der Diana und die der Aurora. Südlich und nördlich dieses Parterre d'Eau liegen wieder mit Statuen verzierte Bassins, du Midi, des Couronnes, dann die Fontäne de la Pyramide, die Dianenbäder, die Fontäne du Dragon mit einem 80 Fuß hohen Strahl, das Bassin des Neptun, de Latone, d'Apollon, de la Cascade, du Miroir, des Domes, de Bacchus, de l'Automne, de Saturne, de l'Hiver, des Cent-Tuyaux, de Flora, de Ceres u. s. w. Im Ganzen wiederholen sich überall dieselben Formen, dieselben Ideen; so kunstvoll auch manche der einzelnen Figuren gearbeitet sind, so lohnt es sich doch kaum, sie alle zu besehen. Die Drachen und Delphine, die Tritonen, Sirenen, Seeungeheuer aller Art, Genien, Götter und Göttinnen, bald einzeln, bald in Gruppen, Frösche, Fische, Schildkröten, Schwäne, die alle nur dazu dienen, einen mehr oder minder starken Wasserstrahl in irgend einer Richtung in die Luft zu spelen, kann man nur so lange bewundern, als der Totaleindruck und der des Staunens dauert. Trotz dem ungeheuren Maßstab der Anlage ist es doch nur ein Spielwerk für Kinder; besonders fühlt man dieß, wenn man beim Springen aller Bassins, den sogenannten »grandes eaux,« die Menge von einem Bassin nach dem andern stürzen sieht, erst nach dem Apollo- dann nach dem Latonabassin, dann nach der Rotunde, dann nach der Cascade, weil sie nur nacheinander ihre Kunststücke machen können. Das Künstliche dieses Wasserlebens wird gar zu deutlich, und es wirkt zu drastisch, wenn man auf einmal das trockene oder verschlammte Bassin auf einige Minuten durch die verschiedenartigsten Oeffnungen, Krüge, Vasen, Mäuler gefüllt werden, nach kurzer Zeit aber diese reichen Quellen wieder versiegen und wie früher die bloßen Spitzen der Röhren aus dem Bassin herausragen sieht. In dem Bosket de l'Obelisque mit dem Bassin des cent tuyaux sieht man z. B. nur einen gestaltlosen Klumpen von hundert Bleiröhren; auf einmal erhebt sich darauf ein aus Wasserstrahlen gebildeter Obelisk, der eben so plötzlich wieder zusammensinkt. Die Freude an diesen Wasserwerken gleicht der an einem Feuerwerk, das großen und kleinen Kindern allein ergötzlich seyn mag.

Ich weiß, daß die Majorität der Besucher des Versailler Schlosses und Parks diese Anschauung nicht theilt, allein ich vermuthe, daß sie sich lediglich von den Dimensionen und der Masse der aufgewendeten Mittel bestechen lassen. So vermag allenfalls auch eine Pyramide unsere Bewunderung zu erregen, aber unser ästhetisches Gefühl wird durch diese Kraftverschwendung wenn nicht verletzt, doch sicherlich nicht befriedigt. Ich glaube, daß der Besuch des Museums, oder der Museen des Versailler Schlosses zu einem ähnlichen Schluß führt. Man durchwandert zahllose Zimmer und Säle, man sieht Tausende von Bildern, Hunderte von Statuen, aber kein Bild läßt einen bleibenden Eindruck zurück, keines lebt in unserer Erinnerung fort.

Das Museum im Palast hat einen lediglich historischen Zweck und hat auf der Welt nicht seines Gleichen. Louis Philipp hat den entworfenen Plan mit einer Beharrlichkeit ausgeführt, die, getragen durch die Mittel, welche zur Verfügung standen, ein so glänzendes Resultat gegeben hat, daß das Werk dem sonst so vielfach geschmähten Könige wenigstens in dieser Richtung ein ehrenvolles Andenken sichert. Dieß verhindert aber nicht, daß der ästhetische Eindruck ein sehr geringer ist. Durch den Lauf von Jahrhunderten nach festem Plane die Geschichte durch die Kunst zu verewigen, ist eine unlösbare Aufgabe. In den zufällig und mit Freiheit die französische Geschichte behandelnden Bildern und Statuen dominiren natürlich noch die ästhetischen Bedingungen, aber die Anzahl solcher Kunstwerke ist nur gering; die ungeheure Mehrzahl sollte historisch seyn, die Treue galt mehr als die Schönheit. Es spricht daher aus allen Bildern dieser Art jene anekdotenmäßige Behandlung des Stoffes, welche Vernets Riesenbildern so charakteristisch ist. Wer sich nie überzeugen konnte, daß ein Kunstwerk, um ein solches zu seyn, seinen Zweck in sich selbst haben müsse, der besuche die Riesengalerie des Versailler Schlosses, wo überall der Zweck ein äußerer ist; mit unwiderstehlicher Gewalt wird sich

Digitized by Google

da die Richtigkeit jenes Grundgesetzes dem Beschauer aufdrängen.

Jedes offene Urtheil, welches die Gründe angibt, worauf es sich stützt, hat immer ein Recht gehört zu werden, weil es unleugbar selbst dann nützt, wenn es irrig ist. Ich scheue mich daher nicht, die dem Versailler Museum zu Grunde liegende Idee für durchaus im Widerspruch mit dem Wesen der Kunst zu erklären. Wie Vernet in seinen Schlachtbildern die einzelnen historischen Ereignisse, eben so behandelt das Museum die französische Geschichte, d. h. anekdotenmäßig. Es fehlt das leitende Band, das diese Bilder zu einem Bilde vereinigt, es fehlt der Faden, der die Anekdoten zur Geschichte verschlingt. Es sind noch nicht viele Jahrhunderte her, seit das Staffeleibild über das monumentale Bild, die Freske, den Sieg davon getragen hat und in der Malerei eine Rolle spielt. Ein kolossales Wandgemälde, eine Suite von Fresken, als ideale Vertreterin der französischen Geschichte durch die Kunst, hätte der Aufgabe, welche sich Louis Philipp setzte, allein würdig genügen können. Vielleicht gab es außerdem noch einen Weg, der näher lag, der sich mit den gegebenen Mitteln erreichen ließ, der das Mögliche in der Vereinigung der Kunst mit der historischen Treue leistete, der eine Art idealer Verbindung der einzelnen Bilder gab. Da man die Ereignisse nicht verschürzen konnte, da eine gleichsam dramatische Behandlung der Bilder unmöglich war, so mußte man die Geschichte durch die Personen repräsentiren, welche die Träger der verschiedenen Epochen waren, an diese Personen, an diese Porträts die Ereignisse knüpfen. Die Glieder in dieser Kette konnten natürlich nicht immer die Könige seyn; die eigentlichen Grundpfeiler der französischen Geschichte mußten sie bilden. Statt dessen hat man die gleichartigen Ereignisse zusammengefaßt und so gleichsam Sammlungen von Anekdoten angelegt. Am großartigsten ist in dieser Beziehung die »Grande Galerie des Batailles,« wo französische Siege von der Schlacht bei Zülpich, 496, bis zur Schlacht von Wagram, 1809, dargestellt sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Von der mecklenburgischen Küste, Oktober.

Doberan. — Warnemünde.

Vielleicht dürfte jezt, wo wir am Ende der Saison stehen, einige Nachricht über die Seebäder Mecklenburgs nicht unwillkommen erscheinen, wenn auch nur zur Ergänzung des Vergleichs mit andern. Doberan, welches, gleichsam als Hofseebad, den Reigen eröffnet, war noch nie so leer wie in diesem Jahr. „Es ist scandalös," klagten die Luxuskaufleute aus Schwerin, die ihre Waaren hier ausstellten, „unerhört!" — Man führte, weil Doberan nun doch einmal afficiell voll seyn soll, selbst die Kinder, sämmtliche Knaben und Mädchen, mit in den Badelisten auf, ohne daß sich eine erwünschte Zahl ergeben wollte. Nur die paar Tage im August, während der üblichen Wettrennen aller Art, wimmelte es von Menschen. Zuerst kam das Rennen der Cavaliere, dann das der Bauern, für welche ein Tanz veranstaltet war. Die Fürstlichkeiten, mit Ausnahme des nach Ungarn zu seiner Schwester, der Fürstin Windischgrätz, verreisten Großherzogs, zeigten sich sammt der eben anwesenden Herzogin von Altenburg unter den Zuschauern, und der kleine Erbgroßherzog theilte die Preise aus. Die Gegenwart des Hofs in Doberan, je liebenswürdiger sich derselbe erweist, je glänzender die Bälle erscheinen, zu denen die Offiziere aus ihren Garnisonen geladen sind, legt doch gleichwohl viele Repräsentationspflichten dem Adel des Landes auf, der sich gewöhnt hat, großen Aufwand in Equipagen und an der Spielbank zu entfalten. Mehr aber als dieß alles beeinträchtigt die Lage des Orts seine Existenz als Seebad. Man muß beinahe eine Stunde fahren, bis man das Meer erreicht. Auf dem heiligen Damm freilich, wo man Seewasser und Seeluft aus erster Hand empfängt, würde man gern wohnen, allein da findet sich so wenig Raum in den paar neugebauten Logirhäusern.

Und er bietet entzückende Schönheit, dieser heilige Damm am Saume des Waldes, aus welchem, gleich einem schlanken Pfeile, die wundersam im reinsten Style erbaute Kirche von Doberan aufschießt, das Grabmal obotritischer Könige und mecklenburgischer Herzoge. Sie allein ist übrig von dem Cisterzienser Mönchskloster, um welches am Ende des zwölften Jahrhunderts der Ort in dieser von Fruchtbarkeit strotzenden Umgebung entstand. Sie schaut hoch hinaus auf die blaue Fluth, auf den von der Natur gebildeten Wall. Auf uralten Dünen streckt sich dieser eine halbe Stunde weit in das Meer hinein, beträchtlich aufgethürmt, hin und wieder gegen hundert Fuß breit, aus Millionen farbigen, von den Wogen glatt geschliffenen Steinen, welche bei Sonnenschein blendend funkeln. Nach der Legende lag hier ein Frauenkloster in grauer Vorzeit, das durch Feinde, durch Heiden, von der See aus schlimm bedroht ward. Die frommen Nonnen flehten auf ihren Knien zum Himmel um Rettung. Wie eine Schutzmauer stieg da der heilige Damm empor, so wehrhaft, daß die Gegner ihn nicht übersteigen konnten; das gläubige Gebet hat ihn aufgebaut. Feierlich ragen über ihn die Wipfel des meilenlang ausgedehnten, prachtvollen Parks; ihr Rauschen fließt mit dem des Meeres zusammen. Himmelhohe Buchen, wie man sie in Süddeutschland nicht kennt, uralte, herrliche Blätterkronen auf schlanken, thurmgleichen Stämmen, smaragdgrüne Rasendecken, die herrlichsten Meerausblicke, nichts als Meer im Buchenrahmen. Unter dieser hochgeschwungenen Buchenkirche steht, beinahe nur einem Chörlein gleich, der herzogliche Pavillon, ein kleines hübsches Ding, eine Cottage, eine Hütte — aber ein goldenes Krönlein darauf. Grünumwebte Galerie, zierliche Ruheplätze, offene Fenster nach traulichen Gemächern; rings jedoch Schnüre gezogen, überall verbotene Plätze, betreßte Lakaien, welche abwehrend winken, sobald ein Fremder den Kopf herausstreckt aus den dichten stolzen Schattengängen. Auf der laubumhängten Galerie steht das Wägelein, in welchem man den kleinen Erbgroßherzog umherführt; weiter zurück unter den Bäumen ist ein für ihn eingezäunter grüner Spielplatz, wie für ein Lämmchen oder Rehlein zum Weiden. Häufig gewahrt man den Prinzen selbst mit seiner Bonne; ein freundliches, gutmüthig aussehendes Kind, niedlich weiß gekleidet. Die Leute verweilen, sprechen, scherzen mit dem Knaben und der höflichen Frau; eine ganz hübsche Familienscene zwischen Volk und Fürsten. — Zunächst an diese Campagne grenzt „die Burg," das neue gothische Logirhaus mit seinen Thurmzinnen, Altanen, Erkern, ganz massenhaft. Weiterhin gruppiren sich die übrigen weißen Gebäude: das vordere Logirhaus, von welchem die mecklenburgische Trikolore flattert, auf dessen Plattform man die blauwogende, schäumende See überblickt, und in dessen Corridor schwarze Adreßentafeln uns die Namen mancher Berliner und Hansestädter zeigen; ferner die Colonnade des Conversationshauses, welches Säle, hübsche Kabinete und Billardzimmer umfaßt. Das kleine antike Portal gegenüber, gerade am Landungsplatze — ein Portal zum Meer, mit kindischen Säulchen — hat etwas sehr Kleines, ja fast Komisches. Links davon an den Bäumen die Felsplatte, auf der man in goldener Schrift liest: „Friedrich Franz I. gründete hier das erste deutsche Seebad. 1793. 1843."

Auf allen Ruhebänken — selbst auf der Dampfschiffbrücke über dem Wasser sind zweckmäßigerweise dergleichen angebracht — sitzen geradlinige Gesellschaftsfiguren. Der

Digitized by Google

dritte Mensch, dem man begegnet, ist ein Bedienter. Von allen Seiten rollen Equipagen. Vierspännige Hofwagen mit Vorreiter, elegante rothe Livreen, köstliche Pferde biegen in Alleen ein. Damen in Pariser Toilette neigen sich vornehm gegen Herrn mit Johanniterkreuzen. Alles hat hier aristokratische Physiognomie, im Gegensatz zu dem gemüthlichen Warnemünde, wo die Bourgeoisie waltet. Ein Vorzug vor dem genannten Fischerdorfe bleibt dem heiligen Damm, daß man hier von den meisten Punkten so recht in das Meer hinein sieht; lauter Meer, kein Ufer zu den Seiten. Indessen erscheint die Rangordnung hier umgekehrt; das vornehmste Bad des Landes ist das leerste, und für Doberan erwächst eben an dem nachbarlichen Warnemünde, welches in der abgelaufenen Saison auf kleinem Raum, ungerechnet die Kinder, 1700 Badgäste zusammendrängte, eine gefährliche Rivalin.

Warnemünde gewährt in aller Anspruchlosigkeit durch seine Originalität eine unerwartete Fülle von Beobachtungen. Bei der Ankunft von Rostock fährt man die hier „den Breitling" bildende Warnow herunter an allen den kleinen drolligen Wirthschaften vorüber, die sich in den dem Strome zugekehrten einstockigen Häusern unter Bäumen, „in der Vorderreihe aufthun;" denn das Fischerdorf, welches uns aus der Ferne auf silberner Fluth roth aufgetaucht ist, hat keine Straßen, sondern nur „Reihen," die vordere, die zweite, die dritte Reihe. Vor jedem dieser Schifferhäuschen sind, gleich Cajüten, grünangestrichene „Lauben," mit alten Segeltüchern, die noch manche Spur ihrer Meerfahrten tragen und hier Veteranendienst thun, statt Marquisen, gerade wie eine Reihe Buden, Ein großer Jahrmarkt. Die Leute sitzen darin — umgekehrt, die Käufer in den Buden — als wollten sie sich sämmtlich für Familienbilder daguerreotypiren lassen. Kleine häusliche Theater, jedes eine umgewendete camera obscura. Meistens sind Teppiche ausgelegt, Sophas, Fauteuils umhergestellt, gestickte Schemelchen, Kissen, frische Blumen in Vasen auf den Tischen; von der Decke hängen Lampen mit Schlingpflanzen, Papageien in Käfigen, kurz wie man sich nur eine Stube unter dem Christbaum denken mag. Abends leuchten um all diese Theetische Lampen, bunte Papierballons u. s. w. und wenn bei kühlerer Herbstluft schon Gardinen vorgezogen werden, hinter welchen die Kerzen brennen, so sieht es auf ein Haar hell und bunt wie ein Miniaturtheater aus. Jeder hat mit Koketterie, zur Zier der „Laube," seinen besten und liebsten Hausrath zu Schiffe mitgebracht. Es erinnert fast an die Lauberhüttenfeste der Israeliten.

An diesen Bretterlauben erkennt man recht, wie der Norddeutsche Natur- und Landleben begreift. Alles treibt man da, alles geht da vor, nur daß man auf diesen Bretterbühnen nicht Toilette macht und schläft. Wenn man den Umgang mit jemand loben will, sagt man: „Es sitzt sich so schön bei ihm." — Das ganze Warnemünder Leben ist eigentlich nichts anderes als ein Familienroman. Hier schaut dich jeder an, jeder flüstert etwas über dich seinem Nachbarn zu, jeder sieht, wie der andere sich den Mund mit der Serviette wischt, alles kennt sich bald nach Gesichtern und Kleidern, weiß sich beim Namen zu nennen. Welcher Sonntagsstaat! Wie rauschen die prächtigen Seidenkleider von Rostock und Schwerin durch sämmtliche Reihen auf und ab, damit sie ja überall gesehen werden! Wie laufen die reinlichen Dienerinnen mit Geburtstags- oder Kaffeetorten her und hin! Wie klappern die Holzschuhe der Fischerkinder auf den kleinen Steinen der Trottoirs, wenn der Vater mit aufgerollter Segelstange aus der Hausthüre tritt! Zuweilen fährt ein vierspänniger Wagen in die Reihe herein, so fremdartig, da die großen Mecklenburger Pferde fast über die Häuser ragen, etwa wie wenn etwas Lebendiges plötzlich in eine Puppenwirthschaft geräth. Oder es kommt einmal ein eleganter Reiter auf edlem Rosse, riesig, gleich Hackelbergs Geist, dicht an den niedern Fenstern überraschend vorbei, ungehört im weichen Sande.

Der Reiz von Warnemünde besteht darin, daß jeder selbst haushält, daß gar kein Hôtelleben besteht. Man müßte eigentlich hieherkommen, um eine Musterwirthschaft zu führen, seine kleine Weihnachtsküche zu haben. Wie eng und puppenhaft diese „Lauben" sind, wie sehr man darüber spottet, das Behagen, welches diese Stillleben, diese Frühstück-, Mittag-, Abendtische ausströmen, mit ihren Blumen und gehäkelten Decken und strickenden, nähenden Frauen, fröhlichen Kindern, traulichem Lampenschimmer, dampfenden Theemaschinen von glänzendem Messing, Männern mit langen Pfeifen, einzelnen Büchern, und hin und wieder auch erklingenden Vorleserstimmen — es schleicht sich doch in die widerspenstigste Brust, und der Spickaaljunge und das Topfkuchenmädchen sind bald unsere intimen Bekannten, mit denen wir durch das Fenster handeln und feilschen. Diesseits vom Baumgange der Vorderreihe mecklenburgisches Still- und Badeleben, jenseits Matrosentreiben, Schiffergewimmel; all die Gemächlichkeit und Häuslichkeit so unmittelbar am Hafen, so ganz unter der Nase des ein- und ausziehenden Seefahrers. Welcher Gegensatz mit den Wüsten und Fernen des wilddrohenden Meeres! Dort alle Gefahr, hier jede Sicherheit. Wir mögen wohl dem heimkehrenden Grönlandsfahrer die Häuschen und Vorlauben, die Familienkaffee- und Theeschenken erscheinen, durch welche er wie durch Meßreihen segelt, wie durch einen Markt, als könnte man das alles kaufen! Warnemünde ist ganz Comfort, holländisches Kleinleben, wie Helgoland ganz Poesie ist. Welch ein Contrast, hier alles Neugier, Bequemlichkeit, Familiensinn, und dort zu Baden das großstädtische, kosmopolitische Treiben und Jagen!

Uebrigens ist Warnemünde doch auch, aus lauter Ruf der Wohlfeilheit zuletzt erklecklich theuer geworden, mindestens in Betreff der Wohnungen; denn bei dem unverhältnißmäßigen Andrang mußte auch in diesem Jahre gar mancher wieder umkehren, ohne Unterkunft gefunden zu haben. In der Vorderreihe zahlte man gern für zwei bis drei Stübchen wöchentlich 16—20 Thaler. Wir mußten froh seyn noch in der Hinterreihe, auch „Sandwüste" genannt, ein Zimmer sammt Kabinet zu entdecken, das in der Woche drei Thaler kostete, und zogen im Grunde diese Gegend, wo alles noch primitiv ist, wenigstens der zweiten Reihe vor, weil man hier mehr Horizont hat und gute Seeluft von rückwärts über die Dächer streicht. Ueberdieß ist das Haus erst gebaut, also nicht von Spinnen und Ohrwürmern heimgesucht, welche in den alten Mauern nisten. Man erzählt, einmal seyen nach

einem Gewitter so viele Maueresel von Wänden und Decken gefallen, daß alle Badgäste abreisten und man die Thiere in Säcken in das Wasser warf, eine Mosesplage mitten im Warnemünder Behagen.

Jeder bewohnt ein Haus für sich. Das unsere gehört einem jungen Schifferweibe, die ein kleines Kind hat, deren Mann an Ostern zur See ging und vor nächstem Frühling nicht heimkehrt. Alles ist nagelneu, die Hausthüre mit bunten Glasscheiben, die schmuck gesteinte Flur sammt der Truhe, dem Schranke, auf welchem zwei grüne Porzellanpapageien prangen, dem schwarzen Kätzchen mit grünleuchtenden Augen, das in jeder Warnemünder Hütte umherstreicht, den hinter der Speichertreppe aufgehängten Strohhüten der Fischerin, dem abgetragenen und dem sonntäglichen, beide reichlich mit schwarzen Bändern verziert; daneben die grün angestrichene Küchenthüre mit der runden Glasluke; die blanke Puppenküche selbst, mit rothen Steinen gepflastert, wie zum Puppenspiele, so artig und rein; unsere Stube mit einem halben Dutzend eingerahmter Bilder, lauter Seeschlachten; die blauen Kattunvorhänge mit der rechten Seite nach der Straße, damit nur alles gegen außen schön sey vor den mit Geranium und Winden umkränzten Fenstern, durch welche man oft drüben über die Dächer, wie Fahnen von unsichtbarer Hand gehalten, Wimpel der Schiffe, sonst gar nichts von ihnen, vorüberschweben sieht, langsam, wie sie im Hafen herauf oder hinunterziehen.

Bei dem steten Handel und Markt durch die Scheiben und auf den Bänken vor der Thüre werden nicht bloß die wirklich billigen Lebensmittel feilgeboten, Gemüse und Obst, Näschereien und Fische, sondern alle möglichen andern Dinge: Hauben schneeig und frisch, mit farbigen Bändern, so recht schifferbunte Flaggen, feingeflochtene Körbchen mit eigenthümlich hübscher Mosaik von Immortellen im grünen Moose u. s. w. An Feiertagen stolziren dicke, breite, vierschrötige Bauern und Bäuerinnen aus der Umgegend vorbei, welche etwas von der Taille ihrer Rinder haben. Zierlicher sehen die Fischerinnen aus, die sich meistens schwarz tragen; auch die Strohhüte sind schwarz. Zuweilen zeigen sie sich auf mit grellen Kopftüchern, häufiger mit seidegestickten silbernen oder goldenen Mützchen sammt breitem weißen Strich, fein gefaltet, einem Heiligenscheine ähnlich. Oefters bemerkt man rothe, stramme Strümpfe an dem wohlgeformten Bein, dazu Pantoffeln. Die Warnemünderinnen sind überhaupt sehr hübsch, besitzen eine gewisse Anmuth, verblühen aber wie die Helgoländerinnen rasch, denn sie müssen sehr schwer arbeiten, obschon heirathen hier „sich bequemen" heißt. An Lustigkeit fehlt es nicht bei ihren Tänzen. Nicht selten gewahrten wir an den erleuchteten Herbergfenstern die vielen Köpfe, vernahmen bis spät in die Nacht hinein wahnsinniges Fiedeln, Stampfen der Füße. Nur schade, daß dieses Naturvölklein durch den Zulauf allmählig verdorben wird. In der gereizten Habsucht, der Gier nach Gewinn, geht die Höflichkeit des Herzens ganz unter, und an ihre Stelle tritt ein plumpes Zutappen.

Die muntern, blühenden Schifferweiber und Mädchen kann man am besten beobachten auf dem Wege zum Dammbad. Lezteres ist durch seine mangelhafte und primitive Einrichtung durch ganz Mecklenburg berüchtigt, und erscheint den Neophyten unter der badenden Frauenwelt völlig wie eine Art Hochgericht. Wer hat nicht hier im Lande schon Schilderungen davon gehört, in die sich leider selbst ärgerliche Anekdoten von eingeschlichenen Vermummungen flechten? Man muß den Bericht aus Damenmund entlehnen, um die Scenerie darzustellen. Der Weg führt aus einem hölzernen Thore der dritten Reihe an einigen „Pumpen" (Brunnen) und an dem neuen Friedhofe vorbei, über dessen weiße Kreuze Strandvögel streichen, in wenigen Minuten zum Meere. Das geht gleich einer Wallfahrt. Voraus zahlreiche Schifferinnen, welche „das Zeug" der Badenden tragen, denn jede hat eine solche Eingeborene mit eigenthümlich auf den Kopf gestülptem Strohhut als Kammerjungfer bei sich. Von den an andern Orten üblichen Badekarren keine Spur. Eine Anstalt von schauerlich prosaischer Nüchternheit. Aus kleinen Ställen, Buden, die kein Fenster, nur ein Loch in der Thüre haben, muß man nun noch eine gute Strecke öffentlich wandeln, bis man das Ende des in die See hineingebauten Stegs erreicht. In das „Lacken," das große, segelartig grobe Betttuch gehüllt, mit der Wachstaffetkappe auf dem Haupte, machen die Gestalten, von allen Grazien geflohen, just wie die Leiber der vom Tode Auferstehenden, den Henkersgang zur Fluth auf ein paar über den Sand geworfenen Brettern, von welchen das mittlere mit Leinwand übernagelt ist. Wie auf den Gemälden vom jüngsten Gerichte Teufel oder Engel die Erweckten geleiten, so schreitet hier hinter jeder armen Seele im Lacken ein Schifferweib, um das Tuch abzunehmen und wieder zu reichen. Was für ein Kreischen und Lachen und Plätschern von Hineinspringenden, welch ein Plärren von furchtsamen Kindern! Zeigt sich jemand zu widerspenstig gegen den Wellenschlag, so treten die Badefrauen in's Mittel, mächtige, bäurisch derbe Figuren, welche die Riesenbeine bis an das Knie aus dem hochgeschürzten rothen Faltenrocke vorstrecken, um die ihnen anvertraute Puppe im Meere zu taufen. Freilich ist das Bad beispiellos wohlfeil, kostet nur zwei Schillinge, und Nachmittags baden die Dienerinnen umsonst. Ein paar Buden finden sich indessen doch, wo man für acht Schillinge etwas abgesondert von der Menge baden kann.

Dreißig Bäder zu nehmen ist für die kräftigen Töchter des Nordens, unter denen man nicht selten tüchtigen Schwimmerinnen begegnet, eine Kleinigkeit. Viele baden aber auch den ganzen Sommer und Herbst hindurch. Man rechnet gewöhnlich, daß man sich erst nach dem siebten Bade nicht mehr angegriffen und matt, sondern gestärkt fühle. Die meisten hüten sich, mit einer geraden Zahl zu schließen, auch soll wo möglich die ungerade Zahl mit sieben aufgehen. Ferner will das Herkommen, daß man, soll das Bad gesegnet seyn, beim Scheiden dem Meere etwas opfere, und wäre es nur ein Schilling. Wenn Männer in Warnemünde zum leztenmal baden, werfen sie einen Blumenstrauß in die Flut, als Dank für die Gottheit. Die jungen Mädchen aber setzen einen Kranz auf das langwallende Haar, und dann tauchen sie damit und lassen ihn durch die Woge sich vom Scheitel heben und dahintragen. Wie die blaue Welle forttanzt mit den Blüthenkranen! Am frühesten Morgen schon begegnet man Dirnen, welche Gewinde, zu solchem Zwecke bestimmt,

Digitized by Google

nach dem Badplatze tragen, endlich ganz herbstliche, Asternkränze; und als wir Abends am Strande gingen, siehe da hatte das Meer sie alle verschmäht, zürnend ausgeworfen; weithin, auf eine halbe Stunde, war uns der Pfad mit Blättern und Blumen bestreut. Weiter gegen Osten, in beträchtlicher Entfernung von dem Damenbade, liegt das der Männer. Es soll noch mehr zurück, hinter jenes verlegt werden. Auch beabsichtigt man den Bau von Logirhäusern, man spricht sogar von einer ganz neuen Reihe. Möchte man sie doch dem Meere zukehren, von welchem sich bisher alle Häuser eigensinnig abwenden! Nur wenige auf dem Leuchtthurmplatze blicken mit ihren Altanen nach der Fluth. Dem Sande sind da am Fuße des Leuchtthurms Blumen abgerungen, wie am Georginenplatze bei der dritten Reihe; man gibt sich die erdenklichste Mühe, etwas Rasen fortzubringen, bewässert ihn stets und nimmt dazu die Erde aus dem Meerschlamm, weil dieser dach fetter ist. Alles, was zur Verschönerung des Orts gehört, müssen die Rostocker machen lassen, wenn sie ihn heben wollen. Die Warnemünder selbst thun nichts dafür als ihre Kajüten bauen und haben kein Verdienst dabei, daß der Leuchtthurmplatz, wo sich allabendlich bei der Musik am Pavillon die elegante Welt bewegt, Mittelpunkt van Badvergnügungen gewarden ist. Hier ist der Schauplatz aller Lotterien und Glücksräder und Karroussels, des Freischießens für Knaben, das ein hiesiger Kaufmann mit artigen Gewinnsten veranstaltet hat, des Vogelschießens für Damen — mit der Armbrust — um hübsche Preise, von einem Rostocker Handelsherrn ausgesezt, der von Rostocker Studenten arrangirten Bälle, wo alles unifarmirt erscheint, die bärtigen Söhne der Musen schwarz, die jungen Mädchen in rosenrothem Flor; endlich des Scheiterhaufens, zu welchem, ehe der Tanz beginnt, die Fackeln der Wasserfahrt zusammen geworfen werden, um die Gesichter beim Meeressausen mit Rembrandtschen Reflexen zu überfliegen. Wie eine Feengeschichte zog das vorbei, wenn sie so die Warnow herunter schwommen, Raketen abbrannten, bengalisches Feuer anzündeten, mit prächtigem Wiederschein auf der Fluth. Die ganze Scene hatte etwas Dämanisches, sah alterthümlich festlich aus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

London, Oktober.

(Schluß.)

Wahlreform. — Theater. — Das britische Museum.

Die Reformbill von 1832 hat allerdings einige der augenfälligsten Mißstände abgeschafft, aber sie hat nicht gewagt, Hand an das System zu legen. Sie sorgte nur für den Augenblick und überließ es der Zukunft eine durchgreifende Umgestaltung vorzunehmen. Jezt ist die Zeit gekommen, wo sich diese Umgestaltung nicht mehr zurückschieben läßt. Das Protektionistenministerium bedroht die mächtigsten Interessen des Landes. Die Mittelklasse sieht die Unmöglichkeit, ihre Gegner auf parlamentarischem Wege zu beseitigen, und da sie den Grund des Uebels in der mangelhaften Repräsentation findet, sezt sie alle Hebel ihrer ungeheuren Macht in Bewegung, um eine zeitgemäße Wahlreform durchzusetzen. Die „parlamentarische Reformassociation," in der sich die Bewegung concentrirt, wurde schon 1849 gegründet. Ihre bisherige Wirksamkeit war, den Umständen angemessen, mehr propagandistischer Natur, erst neuerdings fängt ihre Agitation an ernsthaft zu werden. Sie will das sogenannte household suffrage (Haushaltungsstimmrecht), das heißt, jeder großjährige Engländer, der ein Haus, oder den Theil eines Hauses besizt, oder für die Dauer eines Jahres gemiethet hat, und Armensteuer bezahlt, soll das Wahlrecht erhalten. Sie fordert ferner in ihrem Programm: geheime Abstimmung (jezt ist sie öffentlich), gleiche Wahlkreise und dreijährige Dauer der Parlamente. Ob sie alle diese Punkte durchsetzen wird, muß die Zukunft entscheiden. Keinesfalls versöhnt sich die Mittelklasse mit dem Status quo, und kein Parlament, das aus dem jetzigen Wahlsystem hervorgegangen ist, hat Macht genug, dem energischen „Druck von Außen" (pressure from without) zu widerstehen. Doch genug.

Also die Season beginnt. Ein Theil der Aristokratie ist schon vor der Zeit durch das abscheuliche Wetter in die Stadt getrieben worden, und die Parlamentssitzung wird uns den Rest zuführen. Kaufleute, Advokaten und Richter kehren von dem Continente zurück und nehmen wieder den Comptoirstuhl in der City, oder die Bank (bench) in Westminster ein (wo die höheren Gerichtshöfe ihren Sitz haben). Die meisten Theater haben ihre Vorstellungen schon angefangen. Vergangene Woche wurde Haymarket unter der trefflichen Leitung Websters eröffnet, und „Her Majesty's" wird wohl in kurzem nachfolgen. Die Association, welche sich zur Unterstützung Lumley's gebildet, hat den günstigsten Erfolg gehabt, und die erforderlichen 200,000 Pfund Sterling in Aktien zu 5 Pf. St. sollen nahezu gezeichnet seyn. Es fehlt allerdings nicht an Leuten, die Lumley eine neue failure prophezeien, aber das Publikum läßt sich die Freude nicht verderben. Wenn es nur eine glänzende Oper hat, mag die Kasten tragen, wer da will.

— Traurig war in jüngster Zeit das Schicksal von Drurylane. Binnen wenigen Wochen haben zwei verschiedene Direktionen ihr Heil darin versucht und schmählich Fiasko gemacht. Der lezte Manager, Bolton, ist seines Handwerks ein Schneidermeister, sein Ehrgeiz begnügte sich aber leider nicht mit der Nadel und Scheere. Er miethete das ehrwürdigste der Londoner Theater und kündigte die erste Vorstellung für vergangenen Samstag vor acht Tagen an. Das Publikum kam. Aber, o Himmel, welches Schauspiel! Ein Held, der sich in seinen Kleidern so wenig zurecht finden konnte, wie in seiner Rolle, eine erste Liebhaberin, die ihre Reden ablas, ein Intrignant, der stammelte! Entsetzliche Enttäuschung. Pfeifen, Zischen, Grunzen, und zulezt eine regellose Flucht! Acht Tage lang behauptete sich Bolton mit heroischer Entschlossenheit auf seinem Posten, aber zum Glück reichten seine Mittel nicht so weit, wie sein Muth. Der Bankeratt warf ihn vom Olymp herunter, und der Theaterdirektor wird über kurz oder lang wieder zum Schneidermeister werden.

Ich freue mich, mittheilen zu können, daß die Regierung endlich einmal mit Ernst an den Bau einer Nationalgalerie denkt. Sie hat ihre Gesandten an den continentalen Höfen aufgefordert, Berichte über die bekanntesten Gebäude dieser Art in den Hauptstädten Europas einzusenden. Der Palast in Trafalgar Square, welcher jezt die Gemäldegalerie enthält, ist in jeder Beziehung eine mißlungene Struktur, eine der vielen disgraces von London. Das Museum erfüllt seine Bestimmung allerdings besser, aber es wird nachgerade für die vielen Sammlungen zu enge; die Bibliothek wächst mit jedem Tage, und die beiden Lesezimmer sind so überfüllt, daß es fast unmöglich ist, mit Muße zu studiren (die Bücher werden nicht aus dem Hause gegeben). Auf der andern Seite schwellen die Antiken, namentlich die assyrischen, egyptischen, babylonischen und indischen Alterthümer so reißend an, daß sie bald ein Gebäude für sich allein brauchen werden. Die geologischen, ethnologischen u. a. Sammlungen vermindern sich ebenfalls nicht, und wenn nicht bald Abhülfe geschafft wird, geht die Prophezeiung der Times in Erfüllung, und eines Tags müssen die Dichter und Philosophen, die Geschichtschreiber und Theologen, die Juristen und Staatsmänner von den Fächern der Bibliothek herunter steigen und eine blutige Schlacht mit den egyptischen Mumien und den Megalotherien kämpfen.

In meinem lezten Brief klagte ich über die »dullness« des Geschäfts. Ich wollte damit nicht sagen, daß der Handel oder die Industrie darnieder lägen. Meine Bemerkung deutete nur auf die Apathie hin, welche die

Geschäftswelt so gut ergriffen hatte wie die übrigen Theile des Volkskörpers. Im Ganzen ist auch das lansende Jahr durch eine steigende Prosperität bezeichnet. In Manchester und seiner nächsten Umgebung zum Beispiel sind vom 31. Oktaber 1850 bis dahin 1851 81 neue Fabriken mit einer Maschinerie von 2240 Pferdekraft errichtet und die alten Fabriken um 1477 Pferdekraft erweitert worden. Im laufenden Jahr ist die Vermehrung schon jezt noch bedeutender, obgleich der Termin nicht ganz abgelaufen ist. Und ähnliche Berichte wie aus Manchester lausen aus den sämmtlichen Industriebezirken des Landes ein.

Vor etwa zwei ader drei Monaten, werden Sie sich erinnern, erließ der Newyorker Navigationsclub eine Herausforderung an sämmtliche euglische Schiffsbauer. Der Handschuh ist nicht aufgenommen worden, und der amerikanische Club hat seine Herausforderung nun erneuert, und zwar unter Bedingungen, die den Engländern keine Wahl lassen zwischen der Annahme oder dem Eingeständnisse der Inferiorität. Der Preis ist von 10,000 auf 20,000 erhöht. Die Wettfahrt geht nach wie vor nach China und zurück, die Engländer haben aber das Varrecht, Matrosen zu nehmen, welche die Reise schon gemacht haben, während die Yankees sich mit Theerjacken begnügen, die nicht weiter als bis nach England gekammen sind. Die Bemannung der Schiffe (zwischen 800 und 1200 Tonnen) darf natürlich nur aus Angehörigen der respektiven Nation bestehen. Bis jezt haben die Engländer noch nicht geantwortet. Der Knabe Jonathan fängt an fürchterlich zu werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 48. 28. November 1852.

You a too hot! —
God's bread! it makes me mad!
Graze where you will, you shall not house with me;
Look to't, think on't, I do not use to jest.
Shakespeare.

Eine Erzählung aus dem Ries.

(s. Nr. 45.)

V.

Als Annemarie das Lob erhielt, das wir ihr im vorigen Abschnitt von der Familie des Angerbauers und ihrem Vormund haben spenden sehen, hatte sie es noch nicht ganz verdient: der Brief an Ludwig war noch nicht geschrieben. Sie hatte mehrere Versuche gemacht, im Kopf und mit der Feder, aber sie konnte die Ausdrücke nicht finden, die ihr genug thaten. Sie wollte einen ehrlichen Brief schreiben, der aus dem Herzen kam; aber was sie zu sagen hatte, wollte dem Geliebten gegenüber nicht aus dem Herzen kommen. Durfte sie, nach allem, was geschehen, ihn nochmal fragen, ob er ihr wirklich treu bleiben wolle? Durfte sie sich den Schein geben, als halte sie es für möglich, daß er ihr Anerbieten annehmen und seinen Eltern folgen könnte? War das nicht eine unverdiente Kränkung für ihn? Wie sollte sie's nun anfangen, daß alles so gut und so schonend als möglich heraus kam? In Bedenken und Fehlversuchen verging eine ganze Woche. Endlich vernahm sie, daß ihre Unterredung mit dem Pfarrer bekannt geworden und wegen ihres Versprechens im Hause des Angerbauers große Freude sey. Dieses Bekanntwerden und diese Freude, sie „los zu werden," brachte sie wieder in die rechte Stimmung. Sie setzte sich hin und schrieb, ohne abzusetzen, folgendes:

„Herzgeliebter Ludwig! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich dir einen Brief schreiben würde, wie ich jezt thun muß. Aber so geht es in dieser Welt. Man nimmt sich die besten Dinge vor, dann kommt etwas dazwischen und nöthigt, anders zu handeln, als wir gedacht haben. Seitdem ich an dich geschrieben hab', ist hier etwas geschehen — so lang ich lebe, hat mir nichts so weh gethan und mich so gekränkt wie das. Ich will dir's nur kurzweg sagen. Dein Vater und deine Mutter, wie sie gesehen haben, daß du wirklich nicht mehr kommst, haben ihren Zorn und ihren Verdruß an mir ausgelassen; sie haben herumgesagt, ich sey darauf ausgegangen, dich zu verführen, weil ich gern die Söhnerin eines reichen Bauren geworden wäre; ich hätte dich listig gelockt, und ihr gutmüthiger Ludwig hätte sich fangen lassen. Ich sey überhaupt eine rechte Duckmäuserin und eine gefährliche Person, vor der man sich hüten müsse. Diese Reden gingen durch's ganze Dorf und in allen Haushaltungen wurde davon gesprochen. Ludwig, du kennst mich, dir brauch' ich nicht zu sagen, wie mir bei diesen Lügen zu Muthe geworden ist. O die reichen Leute! Nimm mir's nicht übel, Ludwig, aber die sind überall die nämlichen. Sie glauben, es gäbe nichts Besseres

Digitized by Google

als das viele Geld, das sie haben, und wenn die andern etwas thun, so thun sie's einzig und allein, um auch so viel Geld zu bekommen. Wenn nun erst ein armes Mädchen den Sohn reicher Leute lieb hat, dann ist natürlich gar kein Zweifel, daß sie nur eine reiche Frau werden will. Daß sie ihn lieb hat, weil er brav und gut ist, daß sie ihn, wenn er arm wäre, grad so lieb, ja vielleicht noch lieber haben würde — das ist natürlich ganz unmöglich!"

„Neben diesen Lügen über mich hab' ich auch noch hören müssen, daß deine Leute ganz unglücklich sind über diese Geschichte, die ich ihnen angerichtet haben sollte, daß Trauer und Kummer in deinem Hause sey. Das ist die Wahrheit, Ludwig! Ja, ja, unglücklich sind sie gewesen! Es ist aber auch gar zu arg! Eine Schwiegertochter zu bekommen wie ich bin, ich das nicht eine Schande und ein Elend, wie es kein zweites mehr gibt? Lieber eine Kröte in's Haus oder eine giftige Schlange! — Als ich das alles gehört hab' — denn es ist mir alles zugebracht worden — was sollt' ich thun? Im Zorn und in der Betrübniß meines Herzens hab' ich dieß und jenes gedacht und bin ganz verzweifelt herumgelaufen. Denn die Sach' ist so gewesen, daß ich nicht hab' ruhig seyn können, weil ich ein gutes Gewissen hab'; nein, meine Ehr' hat's nicht gelitten, ich hab' etwas thun müssen. Endlich bin ich mit mir einig geworden. Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, zu dem ich das rechte Zutrauen hab', und dem hab' ich gesagt: weil die Sachen so stehen, so soll's nun seyn, als ob du mir das Versprechen, der Meinige zu seyn, gar nicht gegeben hättest; du sollst ganz frei seyn und nochmal überlegen, was du thun willst, die arme Annemarie oder die reiche Eva, oder eine andere reiche Bauerntochter heirathen, und was du thust, soll mir recht seyn. Der Herr ist über die maßen gut gegen mich gewesen, er hat mir gesagt, ich hätte recht gehandelt, und alles das soll ich auch dir schreiben. Weil ich's ihm versprochen hab' und weil's überhaupt geschehen muß, drum thu' ich's jezt."

„Sieh, Ludwig, du hast mich recht lieb gehabt und hast für mich gethan, was wenige thun würden. Und ich hab' mich inniglich gefreut darüber und dir im Herzen tausendmal dafür gedankt. Aber wenn's dir nun doch zu hart ginge in deinem Dienst, wenn du's auf die Länge nicht aushalten könntest und wenn dir der Gedanke käme: es wäre doch besser, wenn du mit deinem Vater dich vertragen und ihm gefolgt hättest — um Gotteswillen, Ludwig! wenn du einen solchen Gedanken hättest, und wenn er wieder käme — schreib augenblicklich an deine Eltern, sag' ihnen, du wollest mich lassen und eine andere heirathen! Denn das kannst du thun, ich geb' dir das volle Recht dazu. Deßwegen, weil du mir das Versprechen gegeben hast, sollst du es nicht halten; ich verlang's von dir, daß du dich daran nicht kehren und handeln sollst, wie du es jezt für gut findest."

„Bedenk, wie deine Eltern gegen mich sind! Denn das muß ich dir noch sagen, seitdem dein Vater vom Herrn Pfarrer erfahren hat, was ich zu ihm gesagt hab', glauben sie bei die, es werde nun bald aus seyn zwischen uns, und sind vergnügt darüber, man kann gar nicht sagen wie! Bedenk das, Ludwig! Deine Eltern wollen mich nicht und verachten mich; mit ihrem guten Willen kommen wir nie zusammen, du kannst nie zu gleicher Zeit mit mir glücklich seyn und mit ihnen. Du wirst mit mir auch keinen Hausstand bekommen, wie du ihn gewohnt bist, und vieles nicht haben, was du vielleicht nicht wohl entrathen kannst. Bedenk das alles! — Für mich brauchst du nicht zu sorgen. Ich hab' so viel, als ich bedarf, und kann arbeiten und mit Gottes Hülfe werde ich dazu auch gesund bleiben. Und wenn ich kein Glück mehr habe, so kann ich doch sagen, daß ich glücklich gewesen bin, wenn auch auf kurze Zeit, so glücklich, daß es mir immer die größte Seligkeit seyn wird, nur daran zu denken. Ich hab' schon dem Herrn Pfarrer gesagt, ich wolle dann fortgehen in's Württembergische, so daß ich euch gar nicht mehr im Wege bin. Und wenn mir dann die Regine zu wissen thut, daß es dir gut geht, das soll meine Freude seyn."

„Lebwohl! Ich hab' mein Versprechen gehalten und gethan, was ich nicht lassen konnte. Ueberleg' nun alles, herzlieber Ludwig! Denk nicht schlimm von mir und glaub' nicht, daß ich anders gegen dich gesinnt bin als sonst! Ich hab' nur nicht anders gekonnt und ergebe mich jezt in alles, was geschehen mag. Schreib mir ganz ohne Bedenken, was du thun willst, oder laß es mich auf andere Art wissen, wenn's dir lieber ist."

Als sie diesen Brief — der hier freilich aus der eigenen Mischung von Dialekt und Hochdeutsch, in der er ursprünglich abgefaßt war, möglichst in die Form der Schriftsprache übertragen ist — geendet hatte, las sie ihn durch und empfand eine starke Versuchung, ihn wieder zu zerreißen. Es kam ihr vor, als ob zu viel Aerger darin wäre und zu wenig Liebe. Ihr Geliebter war ja ordentlich angetrieben, sie zu lassen; sie fürchtete, er könnte am Ende doch auf den Gedanken gerathen, sie wolle ihn aufgeben. Sie las wieder und stand im Zweifel da, was sie thun solle. In diesem Augenblick öffnete Regine die Thüre und brachte einen kleinen Brief: es war die Einladung nach Nördlingen. Da Ludwig alles, was er auf dem Herzen hatte, sich für die Zusammenkunft vorbehielt, so bestand die Einladung nur aus wenigen einfachen Worten. Annemarie fühlte, daß sie ein Ende machen müsse. Sie schrieb unter ihren Brief: „Wie ich so weit gekommen bin, bringt man mir deine Einladung auf morgen. Du siehst, daß ich jezt nicht kommen

Digitized by Google

kann. Lies erst meinen Brief und gib mir Antwort. Lebwohl, lebwohl!" Sie machte das Papier rasch zurecht, „pitschirte" es mit einem kleinen Geldstück und übergab es Regine, die auf den Markt nach Nördlingen ging, zur Besorgung.

Drei Tage vergingen. Ich will nicht schildern, welche Gedanken das gute Kind sich machte, welche Angst sie empfand und wie sie sich selber wieder tröstete und an die Stelle der Bangigkeit die Zuversicht redlicher Liebe trat. Sie war, wie überhaupt seit der Bekanntschaft mit Ludwig, etwas aus ihrem Charakter gegangen und bewegter und erregter geworden, als derjenige, der sie früher gekannt, ihr zugetraut hätte. Wer wird das aber verwunderlich finden? — Am Morgen des vierten Tages erhielt sie die Antwort von Ludwig, die er Sonntags geschrieben und die — in ähnlicher Uebertragung — hier folgt:

„Meine liebste Annemarie! Du hast mir einen Brief geschickt, über den ich mich recht gewundert hab'. Ich will dir aber keine Vorwürfe machen; ich hab' mich nach und nach doch hineingedacht, wie's dir zu Muth ist, ich hab' dich bedauert und schäme mich, daß meine Eltern so gegen dich gehandelt haben. Ja du hast Recht! So sind die reichen Leute, wenn sie auch sonst so gut und so brav sind wie mein Vater und meine Mutter! Ich begreif', wie dich diese Lügen kränken und erzürnen müssen. Ich begreif', was du gethan hast. — Aber nun sag' mir: hast wirklich geglaubt, daß ich thun könnte, was du mir vorschlägst? Ich hoff's nicht; ich hoff', daß du mich besser kennst. Wie! nach allem, was zwischen uns vorgegangen ist, soll ich dich lassen? Und wenn ich wüßte, daß ich mich unglücklich machen würde für mein ganzes Leben, ich thät's nicht! Und wenn ich's vorher hätte thun können und eine andere nehmen, jetzt könnt' ich's schon gar nicht mehr. Wie viel meinst du denn, daß es Mädchen gibt, die so handeln, wie du gehandelt hast? Und glaubst du, daß ich kein Herz habe und keinen Verstand, das einzusehen? Ich weiß wohl, was ein Sohn seinen Eltern schuldig ist. Ich bin nie ein schlechter Sohn gewesen, wie mir alle bezeugen müssen, und wenn mein Vater verlangt, was er von Gott und Rechtswegen verlangen kann, so will ich's thun. Aber wenn ich, um mit meinem Vater wieder gut zu werden, ein Mädchen verlassen könnte wie du bist, so verdient' ich, daß man mich rädern thäte und meine Glieder auf's Rad flechten! Red' mir also nicht mehr von dieser Sache! Wenn dich dein Gewissen und dein Stolz getrieben haben, zum Pfarrer zu gehen und ihm ein solches Anerbieten zu machen, so begreif' ich das jetzt und schätz' dich um so höher. Aber das will ich nicht glauben, daß du mich wirklich für fähig gehalten hast, ein solches Anerbieten anzunehmen. Denn wenn das wäre, dann wär' deine Lieb zu mir nicht so groß, wie meine zu dir, sondern viel kleiner! Ich hab' auch ein Gewissen und einen Stolz, und die sagen mir, daß ich dir treu bleiben soll gegen alle Welt. Ich hab' kein böses Gewissen, daß ich mein väterliches Haus verlassen hab', sondern ein gutes, denn ich hab' nicht darin bleiben und dir treu seyn können. Und wenn ich wüßte, daß ich heute sterben und vor Gott treten müßte, ich wär' ruhig."

„Ich seh' nun wohl, daß wir für die nächste Zeit nicht zusammen kommen werden, denn du hast deine Gedanken und bleibst dabei. Aber ich vertrau', wir haben nicht nöthig uns zu sehen, um uns grad so lieb zu haben. Ich hab' dich alleweil vor Augen; wohin ich geh', da gehst du mit mir. Wenn ich bei der harten Arbeit müde bin und denk' an dich, dann hab' ich wieder Kraft; es ist gerade, als hätt' ich einen frischen Trunk gethan. Und jetzt nach deinem Brief will ich wieder alles aushalten. Es ist freilich wahr, daß ich schwere Arbeit thun muß und mancherlei Verdrießlichkeiten hab'; aber wenn's mir hier nicht mehr gefällt, so kann ein Mensch, der gesund ist und sein Geschäft versteht, sich überall fortbringen. Ueberall, wo ich bin, werd' ich gegen dich der gleiche seyn, und endlich, das weiß ich ganz bestimmt, werden wir zusammenkommen und glücklich seyn. Adies, herzgeliebte Annemarie! Bleibe gesund und vertrau' auf Gott wie dein Ludwig!"

Als Annemarie in ihrer Kammer, wohin sie sich zitternd und bebend geflüchtet, diesen Brief las und zu den ersten Versicherungen der Treue kam, rief sie mit freudestrahlendem Gesicht: „Ich hab's ja gewußt!" Beim Weiterlesen wurde der Glanz ihrer Blicke getrübt durch wonnige Thränen, die ihr bei den Ausdrücken herzinniger Liebe in die Augen traten, bis endlich die Flamme der Freude auch durch sie hindurch drang und ihr ganzes Wesen verklärte. Regine, von Theilnahme getrieben, erschien an der Schwelle der Kammer. Das überglückliche Kind eilte auf sie zu, fiel ihr um den Hals und rief mit holdseliger Gewißheit: „Nun gehört er mein, und kein Mensch in der Welt wird mir ihn nehmen!" Regine hatte das größte Verlangen, den Brief auch zu sehen; die Freundinnen setzten sich zusammen, Wange an Wange lasen sie und unterbrachen sich selbst durch entzückte und gerührte Ausrufungen. Regine sagte zuletzt: „Gewiß, liebes Mädchen, der gehört dir; den bringt sein Vater nicht mehr herum! Aber nun wirst du wissen, was du zu thun hast." — „Ja," rief Annemarie, „das weiß ich! Jetzt sind wir stärker als Vater und Mutter und die ganze Freundschaft! Mögen sie sagen und thun was sie wollen — nichts verdrießt mich mehr, ich verzeih ihnen alles im voraus!" Regine sagte: „Nun wird's auch gut gehen." — „Und wenn's nicht gut ginge," erwiederte Annemarie, „so wären wir doch glücklich. Jetzt darf's gar nicht schnell kommen, sonst wär's zu viel!"

Digitized by Google

Als sie noch manches so gesprochen, gingen sie die Stiege hinunter. „Im Tennen," d. h. in der Hausflur, angekommen, sahen sie einen Buben zur Thür hereinkommen, der sich vorsichtig umsah. Es war der kleine Gönner des Liebespaars, Johannesle. Annemarie, die schon gehört hatte, wie fie bei dem Bürschchen in Gnaden stand, flog natürlich auf ihn zu, gab ihm die Hand und fragte, was er wünsche, ob sie vielleicht mit einer guten Birn aufwarten könne. Johannesle schüttelte ernsthaft den Kopf und betrachtete sie mit prüfendem Blick, so daß die Mädchen sich lächelnd ansahen, und Annemarie fragte, was denn sonst sein Begehr sey? Darauf sagte er endlich: „Ich hab' gehört, du willst den Ludwig lassen und einen andern heirathen. Ist das wahr?" — „Nein," rief das Mädchen unbedacht, „das ist nicht wahr! Entweder den Ludwig oder keinen!" Der Kleine war sichtlich erfreut. „Ich hab's ja gesagt," erwiederte er selbstzufrieden und wandte sich zum Abgehen, voll Begierde, seinen „Stangenreiter" (Oberknecht) zu beschämen. Annemarie rief: „Bleib doch, liebs Büble, und komm mit in den Garten!" Aber Johannesle rief: „Ich muß fort," und eilte davon. Regine sagte mißbilligend: „Da hast du's! Der wird's unter die Leute bringen!" — „Es soll auch unter die Leute," erwiederte Annemarie. „Das kann und darf nicht verschwiegen bleiben. Heute noch geh' ich zum Herrn Pfarrer und sag' ihm alles."

Sie erfüllte dieses Wort Nachmittags. Der Geistliche las den Brief, den das Mädchen ihm übergab, mit ernster Aufmerksamkeit und mit einer innerlichen Freude, die beinahe durchgebrochen wäre und seine Parteinahme verrathen hätten. „Es ist gut!" rief es in ihm. Wie Annemarie sah, daß er mit dem Lesen fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, Sie sehen, ich hab' mein Versprechen gehalten. Nun hab' ich in der Sache nur noch Eine Pflicht und der will ich nachhandeln, ohne an etwas anderes zu denken." — „Die Pflicht," versetzte der Pfarrer, indem er sie lächelnd ansah, „in Geduld zu erwarten, was da kommen soll."

Der alte Herr achtete es unter den gegenwärtigen Umständen für gerathen, den Angerbauer in seinem Hause aufzusuchen und ihm von dem Stand der Dinge Meldung zu thun. Als der Bauer den Kern der Neuigkeit und ein paar Ausdrücke aus Ludwigs Brief vernommen hatte, rief er aus: „O Unsinn! o Tollheit! o verkehrte Welt! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, aber womit hab' ich's verschuldet, daß ich mit so einem Menschen gestraft bin? Wenn ich nur im Grab läge, dann könnten sie thun, was sie wollten!" Die Bäurin ließ sich ähnlich vernehmen, aber in gedämpfteren Tönen. Ihr Schlußwort lautete: „Wer hätte das dem Menschen zugetraut! Man soll doch niemals sagen, daß man sich in Einem auskennt, sogar nicht bei seinem eigenen Kind!" Der Pfarrer versetzte: „Es thut mir leid, daß euch meine Nachricht betrübt; aber da das Mädchen zu mir das Vertrauen hatte und mir den Brief zu lesen gab, so hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, euch davon zu unterrichten, obwohl ich mich sonst in Familienangelegenheiten nicht gern mische." Der Angerbauer sagte mit Würde: „Ich dank' Ihnen dafür, Herr Pfarrer. Wir müssens hoch aufnehmen, daß Sie sich selber herbemüht haben." Nach einer Weile sagte die Mutter: „Was soll nun aber aus dem Ludwig werden, wenn er so gesinnt ist?" — „Was er selber will," entgegnete der Vater barsch. Die Mutter seufzte und sagte: „Aber —" — „Nichts aber!" rief der Bauer dazwischen. „Willst du etwa haben, daß wir uns durch seinen Trotz einschüchtern lassen und nach ihm schicken sollen? Da, frag den Herrn Pfarrer! — Haben Sie," fuhr er zu diesem gewandt fort, „nicht neulich zu mir gesagt, wir sollen nicht nachgeben, er müsse zu uns kommen?" — „Ja," antwortete der Pfarrer, „und das ist noch jetzt meine Meinung." Der Bauer sah sein Weib triumphirend an und sagte: „Siehst du?"

Nach einigen Worten des Trostes empfahl sich der Geistliche; die Eheleute begleiteten ihn bis zum Hofthor, von wo der Bauer düster, die Frau kopfschüttelnd zurückkehrte.

Seit dem Tage, wo Ludwig das väterliche Haus verließ, war der Angerbauer nicht nach Nördlingen gekommen. Er fürchtete zuerst überhaupt Bekannte aus der Stadt oder aus andern Dörfern zu treffen, deren Fragen er nicht so leicht mit einer Grobheit beantworten konnte. Später scheute er hauptsächlich ein Zusammentreffen mit dem Schmiedbauer, dessen Charakter und Manieren er kannte. Zuletzt konnte er doch eine Fahrt zur Schranne nicht länger vermeiden: er hatte noch altes Korn, der Preis war gut und nach seiner Ansicht keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er sich lange so halten werde. Er ließ mit einer Partie des Getreides einen Wagen laden und war bald an Ort und Stelle.

Das Gewühl in der Schranne war für diese Zeit groß. Es hatten sich württembergische Händler eingefunden, die bedeutende Einkäufe machten. Der Angerbauer wurde an einen derselben seinen ganzen Wagen Korn los; er war froh und hoffte an diesem Tag nichts Unangenehmes mehr zu befahren. Die Bekannten, die er getroffen, hatten ihn im Drang der Geschäfte nur flüchtig begrüßt und an seine Familienangelegenheit nicht gedacht, wenigstens nicht davon gesprochen. Den Schmiedbauer hatte er gar nicht gesehen. Als das Korn abgemessen war, hieß er den Oberknecht mit dem Wagen zu einem Wirthshause am Thor fahren, wo die Angerbäuerin aufsitzen würde. Diese hatte sich bei dem guten Wetter zu Fuß nach

der Stadt begeben, um Einkäufe zu machen, wollte aber für den Nachhauseweg den Wagen benutzen. Der Bauer wollte den Nachmittag in der Stadt verbringen, um nach Bequemlichkeit heimzuwandern. Wie er unter einem Seitenthor der Schranne stehend den Knecht wegfahren sah, hörte er von der andern Seite her plötzlich den hellen Ruf: „Guten Tag, Vetter Angerbauer!" Er sah sich um und erkannte den Schmiedbauer, der ihm begierig zunickte. Augenblicklich ein „danke schön" brummend ging er rasch auf die Straße und verschwand im Gewühl der Menschen und Wagen.

Anfangs war seine Absicht gewesen, zum „Fadenherrn" in der Nähe der Schranne zu gehen, wo er gutes Essen und Bier zu finden gewohnt war. Nun aber hütete er sich wohl, in einem Hause einzukehren, wo er sicher mit dem „boshaften Kerl," dem Schmiedbauer, zusammenkommen würde. Er vermied aus demselben Grund auch das Wirthshaus am Thor und suchte ein drittes auf, wo er sein spätes Mittagessen in Ruhe verzehren zu können hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Er traf zwei Männer aus seinem Dorf, setzte sich zu ihnen und ließ sich Braten und Salat wohl schmecken, während der Schrannentag ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot.

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder fast behaglich zu Muthe, wozu der um den Leib geschnallte gefüllte Geldgurt das Seine beitragen mochte. Er trank nach Durst und übergab eben die blanke zinnerne Bierkanne der behenden Wirthstochter zur zweiten Füllung, als die Thüre aufging und der Schmiedbauer hereintrat. — Dieser hatte ihn in nicht weniger als drei Wirthshäusern vergebens gesucht. Sein Muth wurde dadurch nicht geschwächt, und er war eben im Begriff, in ein viertes zu gehen, als ihm von einem Bekannten das rechte verrathen wurde.

Der Angerbauer, als er den Gefürchteten erblickte, fuhr zurück, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. Der Schmiedbauer ging auf ihn zu, das Gesicht von einem Vergnügen belebt, wie es Reineke der Fuchs empfunden haben mochte, als er den ehrlichen Lampe in seiner Höhle sah. Große, blanke Zähne weisend, die man ordentlich wässern sah, rief er seinem Opfer zu: „Guten Tag noch einmal! Du bist heute schwer zu finden, Vetter Angerbauer! Schon in drei Wirthshäusern hab' ich dich umsonst gesucht!"

Der Angerbauer hatte sich wieder etwas gefaßt. Er bot ihm nicht das eben ankommende Bier zum Trinken — eine Höflichkeit, die man eintretenden Bekannten sonst gewissenhaft zu erweisen pflegt, — sondern antwortete trocken und ein wenig den Mund verziehend: „Woher kommt dir denn auf einmal das große Verlangen nach mir?"

„Da haben wir's!" sagte der Schmiedbauer; „gleich wieder stolz!" — Und indem er die beiden andern listig anblinzelte, fuhr er fort: „Bist du denn gar nicht neugierig, etwas von deinem Ludwig zu hören?" — Der Angerbauer, sich bezwingend, erwiederte: „Nicht im Geringsten!" — „Nun, nun," versetzte der andere, „stell dich nur nicht so an, ich weiß doch, daß du gern etwas von ihm hören möchtest. Du brauchst dich auch gar nicht zu fürchten: ich kann ihn nur loben. Er macht sich ganz vortrefflich, und ich muß dir nur sagen, ich hätt's dem Sohn eines so reichen Mannes nicht zugetraut, daß er einen so geschickten Handknecht abgäbe. Er sucht wahrhaftig seines Gleichen, namentlich im Futterschneiden und Misten."

Bei diesen Worten konnten die beiden Unbetheiligten sich nicht enthalten zu lächeln; dem Angerbauer stieg das Blut in's Gesicht. Finster entgegnete er: „Mag er machen, was er will! Er ist mein Sohn nicht mehr und geht mich so wenig an, wie einen von euch!" — „Geh'," sagte der Schmiedbauer, „sey gescheidt! Unser Kind bleibt immer unser Kind." — „Und ich sag' dir," versetzte der Angerbauer mit zornigem Nachdruck, „daß ich nichts mehr von ihm wissen will, und bitt' mir's aus, daß du jetzt von ihm das Maul hältst!"

Auf diese verständliche Abweisung zuckte der Schmiedbauer die Achsel. „Mir auch recht," sagte er. „Wenn du nichts mehr von ihm wissen willst, dann bleibt mir ein Handknecht, wie ich ihn brauche und wie man ihn heutzutage nicht leicht mehr findet. Schaffen thut er für Zwei und gehorchen, als wenn er ein geborener Knecht wäre. Wenn ich, oder mein Sohn, oder meine Tochter, oder mein Oberknecht ihm etwas sagen, läuft er wie ein Wiesel. Wenn du ihn nicht mehr willst, gut! Ich hab' den Vortheil davon."

Indem er bei den letzten Worten die Zielscheibe seiner Bosheit ansah, fühlte er, daß es für jetzt nicht weiter gehen dürfe. In dem Angerbauer kochte es gefährlich. Seinen Sohn vor den beiden Männern als gehorsamen Knecht loben zu hören, war für ihn schrecklich, und die Absicht des Schmiedbauern, ihn zu verhöhnen, machte ihn wüthend. Wäre er mit diesem allein gewesen, er hätte ihm eine Antwort mit der Kanne an den Kopf gegeben, auf welche kein weiterer Bericht mehr erfolgt wäre. In der vollen Wirthsstube mußte er an sich halten und schwieg daher grimmig still. Der andere fand für gut zu bemerken: „Nun, ich sehe, es ist dir wirklich unlieb, etwas weiter zu hören; lassen wir's also gehen!" Der Angerbauer nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Du thust sehr gescheidt daran!"

Von einem der beiden Bauern wurde das Gespräch wieder auf die Schranne zurückgelenkt und blieb dabei. Auf diese Weise kam jedoch der Angerbauer um eine Nachricht, die ihm lieb gewesen wäre, denn

Digitized by Google

der Schmiedbauer war bekanntlich kein bloßer Bösewicht. Er wollte heute an dem Vetter sein Müthchen kühlen und den „hoffärtigen Kameraden“ ein wenig ärgern; dann aber wollte er ihm sagen, daß der junge Bursch in seinem Hause deßwegen kurz gehalten und tüchtig angespannt werde, damit er sich nach den Eltern sehne und endlich bemüthig heimkehre, wie sich's gebühre. Er wollte sich dem Angerbauer von seiner ernsthaften Seite zeigen, ihm Vorschläge machen, seine Wünsche hören. Allein da dieser nach seiner Ansicht gar keinen Spaß verstand, so wollte er sich auch auf den Ernst nicht einlassen. Er dachte: „Es ist der Alte! immer gleich oben aus! Gut, für heute soll er nichts weiter hören!“

Als der Angerbauer die zweite Kanne noch nicht ganz geleert hatte, zahlte er und schickte sich an zu gehen, indem er sagte, er habe noch einen Gang zu machen. Den Schmiedbauer übermannte noch einmal der Muthwille und er fragte den Abgehenden in schelmisch gemüthlichem Ton: „Soll ich also wirklich deinem Ludwig keinen schönen Gruß von dir ausrichten?“ Der Angerbauer gab ihm hierauf eine Antwort, die ihm der kindischen Bosheit der Frage allein entsprechend schien, und entfernte sich, indem er die Thüre stattlich zuschlug. Je mehr Zorn jene Antwort verrieth, desto vergnügter lachten die drei Zurückgebliebenen zusammen und schwazten noch eine Weile über diesen Spaß.

Unser Mann ging geradeswegs nach Hause. Indem er mit wenig gemindertem Zorn in's Kanzlei eintrat, fand er dort sein Weib in einer ähnlichen Stimmung. Ohne vorläufig darauf zu achten, erzählte er, was ihm begegnet, und die Angerbäuerin stimmte in seine Ausrufungen über die Bosheit der Menschen treulich mit ein. Dann bekannte sie, ihr sey beinahe noch etwas Aergeres passirt. Neugierig drängte sie der Mann, zu erzählen. Die Bäuerin hub an: „Ich bin zuerst bei der Melbersbas gewesen und hab' mich etwas länger verweilt, als ich dachte. Dann bin ich zum „Canditor“ gegangen und hab' Zucker, Kaffee und Gewürz gekauft. Wie ich aus dem Laden auf die Straße hinausgeh', wer kommt auf mich zu? Die Ev' mit ihrer alten Bas! Ich will dir's nur sagen, ich bin ein wenig verhofft gewesen und es ist mich ordentlich ein Zittern angekommen. Aber doch bin ich gleich auf sie zugegangen, hab' sie freundlich gegrüßt und „guten Tag“ geboten. Die alte Bas hat gedankt; die Ev' hat aber nur ihr „Schnäuzle“ naufgezogen.“ Der Angerbauer, der aus allem abnahm, was kommen würde, bemerkte mit einem gewissen Humor: „Sag' Schnauz, das paßt besser!“

Die Mutter fuhr fort: „Weil ich sie nun seit dem Vorgang nicht wieder gesehen hab', so hab' ich nach etlichen Reden gesagt: „Uns hat halt seitdem ein rechtes Unglück getroffen!“ Denn wenn man sich so gut kennt, dann kann man wohl vertraut mit einander reden. „Ja, ja,“ antwortete die alte Bas, „das ist eine böse Geschichte! Wer hätte dem Ludwig das zugetraut!“ — „Ja freilich,“ hab' ich wieder gesagt, „hätt' man ihm das nicht zugetraut; aber junge Leute machen eben manchmal tolle Streiche. Alles ist deßwegen nicht verloren, er kann sich wieder anders besinnen, kann heimkommen und alles kann noch gut werden.“ Da hättest du die Ev' sehen sollen! Roth wie ein welscher Hahn tritt sie vor mich hin und sagt: „Ihr glaubet doch nicht, Frau Bas, daß es mit Eurem Ludwig und mir noch was werden kann? Wenn Ihr so was denkt, dann schlagt's Euch nur aus dem Sinn. Das wär' mir das Wahre! Ein Mensch, der sich so aufführt! Nein, Frau Bas, für so einen bedank' ich mich schön und bin froh, daß ich ihn los geworden bin.“ Ich hab' drauf gesagt: „Was willst du denn? — hab' ich denn davon geredt?“ Aber sie hat sich nicht irr machen lassen und höhnisch gesagt: „Aufrichtig, Frau Bas, Ihr thätet am besten, wenn Ihr Eurem Sohn seinen feinen Schatz ließet. Sie ist ihm nun einmal die Liebste auf der Welt, und ein ordentliches Mädchen nimmt ihn ohnehin nicht mehr.“

„Was,“ rief hier der Angerbauer auffahrend, „das hat sie dir gesagt?“ — „Ja,“ erwiederte sein Weib, „das hat sie mir gesagt.“ — „Gut!“ versetzte der Mann, „ganz gut! Also so eine ist die? Ein großes Unglück scheint's nicht, wenn wir die nicht zur Söhnerin bekommen!“ — „Das mein' ich auch,“ bemerkte die Frau, „und das hab' ich ihr auch gesagt. „So groß gefehlt wär's nicht,“ hab' ich ihr gesagt, „wenn er das Mädchen bekäme. Denn wenn sie auch nicht reich ist, so ist sie doch brav und hat mehr Art als manche reiche Bauerntochter, die ich kenne.“ Dabei hab' ich ihr steif in's Gesicht gesehen. Sie aber hat sich nichts daraus gemacht und gesagt: „Nun, da wünsch' ich recht viel Glück dazu! Macht's nur bald richtig und vergeßt nicht mich auch auf die Hochzeit zu laden.“ Damit hat sie „guten Tag“ gesagt und sich umgedreht und die Alte, die den Kopf geschüttelt hatte, mit sich fortgezogen.“

Der Angerbauer war ernsthaft geworden und brach nun in die Worte aus: „Eine saubere Person, das muß ich sagen! Da dürfen wir von Glück sagen, daß wir sie noch zu rechter Zeit kennen gelernt haben!“ — „Sicherlich,“ erwiederte die Mutter.

Nach einem längeren Schweigen, während dessen sie nachdenklich vor sich hingesehen hatte, begann sie wieder: „Vater, ich möchte dir etwas sagen, aber du mußt nicht bös werden.“ — „Nun,“ erwiederte der Bauer mit argwöhnischem Ausdruck, „du wirst hoffentlich nicht im Ernst verlangen, daß wir dem Burschen

Digitized by Google

das Mädchen geben." — „Behüte," versetzte die Mutter, „das weiß ich schon, daß das nicht geht. Nein, ich hab' nur sagen wollen, daß mich der Ludwig „afanga" dauert (anfängt mich zu dauern). Ich glaub', er wär' gern wieder bei uns, aber er hat deinen Kopf: er kommt nur nicht, weil er's einmal gesagt hat." — „Soll ich ihn," bemerkte der Bauer, „etwa selber holen, weil er meinen Kopf hat?" — „Auch nicht," sagte die Mutter. „Ich meine nur, wir ließens ihn unter der Hand wissen, daß er kommen könnte; mit der Ev' wollten wir ihn nicht mehr plagen." — Der Bauer versetzte: „Nein, das geschieht nicht! um keinen Preis der Welt! Wenn ich da nachgäb', müßt ich mehr nachgeben!" — „Aber deßwegen —" — „Das muß ich besser wissen. Ich thu's nicht, jezt erst recht nicht, und damit Punktum!" — Wie gewöhnlich, wenn er einen solchen Trumpf ausgespielt hatte, stand er auf und verließ die Stube.

Digitized by Google

Das Mährchen von Goethe,

in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

II.

Unser Mährchen hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklung aus den erwähnten unvollkommenen Zuständen zu dem idealen darzustellen. Als es an der Zeit ist, als alles für die neue Periode herangereift ist, kehrt der junge König, nicht sowohl aus eigener Kraft, als vielmehr durch fremde Hülfe gerettet, durch fremde Hände geleitet, in ein thatkräftiges Leben zurück. Er ist jezt im Stande, eine kräftige, glänzende und weise Regierung zu führen nach den drei Wahlsprüchen: Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! — Weide die Schafe! — und: Erkenne das Höchste! — Und er empfängt die drei Symbole, das Schwert vom ehernen, das Scepter vom silbernen und den Eichenkranz vom goldenen König (252). „Nach umgürtetem Schwerte hob sich seine Brust; seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und der unaussprechliche Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge und sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geiste." (Wie wunderschön und zart ist das Sinnbildliche hier gedeutet!)

Mit den vordem herrschenden Mächten ist jezt gänzlich gebrochen. Von der Regierung sind alle Akte willkürlicher, roher Gewalt ausgeschlossen; der Riese steht festgebannt, er kann nicht mehr schaden, sondern macht sich gar noch ein wenig brauchbar. — Die Regierung strebt nicht nach eitlem Schimmer und blendender Pracht, sie liebt den wahren gediegenen Glanz, und weckt dadurch Vertrauen, — die Irrlichter weichen dem silbernen König. — Thron und Regierung werfen alle alcibiadeische Leichtfertigkeit, mag sie auch in der verführerischsten Form auftreten, von sich ab (Irrlichter); sie basiren weder Gesetzgebung noch ausübende Gewalt, noch den Verkehr auf dem Princip der bloßen Klugheit und Pfiffigkeit. Die Diplomatie entsagt ihrer gleißnerischen Taktik, auf welche sie sich so Großes einbildet, und befleißigt sich fortan einer offenen, aufrichtigen Ehrlichkeit, einer aristidischen Honestas. — Die Schlange tritt ihre Herrschaft dem goldenen König ab, und wird nach ihrer Verwandlung zur Brücke, die das jenseitige Gestade mit dem diesseitigen des Tempels verbindet.

So vereinigen sich in der Hand des Königs Weisheit, Schein und Gewalt; denn dieß sind die drei, die da herrschen auf Erden, und mit diesen drei Kräften hält er das Reich seiner Väter für herrlich und sicher gegründet. — Nur auf einen Augenblick fliegt ihn noch ein Irrthum aus seiner früheren unglücklichen Periode an, indem er die Liebe für die vierte Kraft hält, die sogar noch früher, allgemeiner und gewisser die Erde beherrsche. Da belehrt ihn freundlich der Alte mit den schönen Worten: die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr. Nun ist er ganz würdig, Herz und Hand der schönen Lilie zu geben, um von ihr Hand und Herz zu empfangen. Denn jezt hat die Liebe ihren richtigen Platz angewiesen erhalten, sie steht einer idealen Regierung nicht hindernd im Wege, sondern in ihrer Verklärung kann sie nur alles Schöne und Edle fördern.

Ich möchte nicht in den Fehler fallen, von Einer Figur zwei Deutungen zu geben, wodurch ich indirekt die Unrichtigkeit der einen zugestehen würde. Allein erlaubt wird es seyn und nicht gegen die Geseze der Allegorie verstoßen, wenn wir neben der Hauptcharakteristik einer Figur in ihr noch einige in Einklang stehende Nebenbeziehungen entdecken. Wir haben in der schönen Lilie das idealisch schöne liebende und geliebte Weib erkannt. Damit steht durchaus nicht im Widerspruch, im Gegentheil, es dient zur gegenseitigen Hebung, wenn wir hinzufügen, daß sie — in zweiter Rangfolge — auch die Kunst repräsentire, und zwar vorzugsweise die Poesie, Musik und Malerei. Sie allein bedient sich der gebundenen Rede (Poesie); sie allein entzückt wiederholt ihre Umgebung durch ihren Gesang und ihr Spiel auf der Harfe (Musik); von ihr werden wiederholt mit einer gewissen Vorliebe die malerischen Stellungen beschrieben, in denen man sie so anmuthig und reizend erblickt (Malerei). — Ihr Aufenthaltsort, ein Garten (der ja an sich schon eine künstliche Anlage ist); ihre fast orpheische Gewalt, indem die lieblichen Töne ihres Spiels und Gesangs sich erst als Ringe auf der Oberfläche des Sees zeigen und dann wie ein leichter Hauch Gras

Digitized by Google

und Büsche in Bewegung setzen (230); ihre inwohnende Kraft, das Leblose lebendig zu machen (223), und jedes von ihr auf das Grab eines Lieblings gepflanzte Reiß grünen und hoch aufschießen zu lassen (232): in allen diesen und ähnlichen Zügen sind ja die zartesten Eigenthümlichkeiten und schönsten Kräfte der Kunst höchst sinnig angedeutet. — Allein es fehlt dieser Kunst, wie sie in der schönen Lilie und ihrer Umgebung (in der ersten Periode) repräsentirt wird, noch ein wichtiges Moment: die rechte Beziehung zum menschlichen Leben; sie hat sich ihr eigenes Reich fern von und über dem menschlichen Treiben gebaut, sie wurzelt nicht im Menschenleben und übt daher auch nicht die rechte — thatweckende — Gewalt auf's Menschenherz. Wer sich ihr daher ganz hingibt, zieht sich von dem Beruf in der Welt zurück, entfremdet sich den Forderungen der Gesellschaft und macht sich unbrauchbar für das praktische Leben. (Die Lilie tödtet durch ihre Berührung alles Lebendige, 223 und öfter.) — Die Kunst soll aber — so will es Goethe mit Recht — nicht losgerissen von der Erde in überirdischen Regionen wohnen, die Wahrheit soll ihre Gottheit seyn, in's volle Menschenleben soll sie hineingreifen und aus dem Herzen heraus darstellen (wie Goethe mit ähnlichen Worten an mehreren Stellen im Faust und sonst sagt). — Daher verliert denn auch die schöne Lilie in der idealen Periode ihre entmannende Kraft, sie selbst tritt hinein in's volle Menschenleben, hebt und verklärt es und schafft Versöhnung und Harmonie zwischen dem Leben in der bürgerlichen Gesellschaft und dem Leben in der Kunst.

Wenn wir diese Züge der ersten Deutung hinzufügen, so werden wir es nur um so erklärlicher finden, daß der junge Prinz, seit er die schöne Lilie erblickt hat und in Liebe zu ihr entzündet ist (wie er selbst sagt, 238), durch sie Alles, ja sich selbst verloren habe. Er hatte seine Seele mit solcher Gluth vorzugsweise der Liebe und dann auch jener zum wahren, warmen Menschenleben beziehungsarmen Kunst hingegeben, daß er selbst wie ein Schatten in unserer realen Welt dasteht. — Nur der Alte mit der Lampe (s. unten seine Deutung) vermag die Erlösung zu vollbringen. — Auch in der idealen Periode wird und soll die Kunst ihre Geltung behaupten, aber nur die Kunst, die aus dem Leben heraus entsteht und in's Leben hineinwirkt. Das Ideale und das Reale sollen sich gegenseitig durchdringen und fördern; jenes soll durch dieses Wahrheit und Kraft, dieses durch jenes Schönheit und Verklärung empfangen. — Daher wäre in der ersten Periode eine Ehe zwischen dem jungen König und der schönen Lilie eine Unmöglichkeit gewesen, oder eben nur eine formelle Verbindung beider, wo der eine Theil vollkommen der Sklave des andern geworden wäre; in der idealen Periode aber kann ihre Ehe nur eine wahre, höchst glückliche seyn, wo beide als berechtigte, in Liebe sich ergänzende Persönlichkeiten erscheinen.

Nach dem Bisherigen ist es wohl nicht ohne Bedeutung, daß Goethe in dieser Periode zuerst die Baukunst, die in unmittelbarster Beziehung zum praktischen Leben steht, erscheinen läßt. — Es sey endlich noch bemerkt, daß es nicht schwer seyn würde, nachzuweisen, daß bei der Schilderung des jungen Prinzen unserem Dichter manche Züge aus dem Jugendleben seines fürstlichen Freundes Karl August von Weimar vorgeschwebt haben mögen.

Wenn wir nach der obigen Gedankenentwicklung berechtigt sind, die Tendenz unseres Mährchens in der Aufstellung einer idealen Staatsregierung nach ihren Grundzügen zu finden, so scheint dieses Ziel durch die Figuren, deren Deutung uns bisher beschäftigt hat, so vollkommen erreicht, daß man glauben sollte, alle übrigen Gestalten des Mährchens seyen nur Beiwerk, dazu dienend, die an den obigen Figuren zu entwickelnden Gedanken zu klarer Anschauung zu bringen. Allein es ist gerade die das meiste wirkende Figur der ganzen Dichtung, welche wir noch nicht berücksichtigt haben; und von dieser würde es von vorn herein unwahrscheinlich seyn, daß sie ohne Bezug auf den eigentlichen Sinn des Mährchens nebenher liefe. Ich meine **den Mann mit der Lampe**, der sonst auch kurzweg der Alte genannt wird. Er ist ein Mann von mittlerer Größe und als ein Bauer gekleidet (219). Er tritt nie anders auf, als indem er eine kleine Lampe in der Hand trägt, in deren stille Flamme man gern hinein sieht und welche die Gegenstände auf eine wunderbare Weise erhellt, ohne einen Schatten zu werfen (219), und alles Lebendige wird immer durch sie erquickt (221). Der Geist seiner Lampe treibt den Alten; sie sprotzelt, wenn man seiner bedarf, und ein Zeichen in den Lüften zeigt ihm die Himmelsgegend an, wohin er sich wenden soll (241), sie leuchtet dem jungen König, als er im Tempel die Altarstufen empor steigt (250). — Es sind überall wohlthätige Wirkungen, welche die Lampe hervorbringt; ja selbst auf das Leblose äußert sie eine verschönernde Kraft (221). Der Alte beantwortet die Fragen der Könige, welche ihre Zukunft von ihm erfahren wollen; er kennt die Geheimnisse, an welche ihr Schicksal geknüpft ist (219. 220); er spricht den mächtigen Mahnruf aus, den nur er weiß: „es ist an der Zeit!" (220) und wiederholt denselben noch zweimal (223. 248). — Er ist es, der es erkennt, daß alle zur glücklichen Stunde beisammen sind, der jeden Einzelnen an seine Pflicht erinnert, der den Zug zum Tempel anordnet, der der Schlange und den Irrlichtern Befehle ertheilt (243—247), der die Lilie aufrecht hält in dem entscheidendsten Augenblick, der durch sein mächtiges Wort, „es ist an der Zeit," den Tempel aus den Tiefen der Erde an die

lichte Oberwelt heraufruft (248), und der endlich den jungen Fürsten in seine königliche Würde einsetzt (252).

Durch den Alten geschieht also eigentlich alles, die ganze Entwicklung schreitet durch ihn fort, ihm gehorcht jeder, an ihn wenden sich alle, als an einen Freund und Berather, und er steht allen rathend und helfend zur Seite (240); mit Einem Wort, er führt durch seine Einsicht und Kraft den neuen idealen Zustand herbei. Er bedeutet den Geist Gottes in der Geschichte, in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts, oder aber auch, mit einem freilich seither vielfach mißbrauchten Ausdruck aus der Goethe'schen Zeit, den Geist der Aufklärung. Das leise, stille und doch kräftige Walten des göttlichen Geistes, seine sanfte und doch unwiderstehliche Kraft, sein allmähliger, langsam heranreifender und doch, wenn es an der Zeit ist, wie mit einem Zauberschlage herbeigeführter Erfolg kann nicht schöner und sinniger dargestellt werden als in dem Alten mit der Lampe. Daher haben seine Ausdrücke auch oft einen zarten Hauch von Frömmigkeit, sind zuweilen aus dem Gebiete der Religion hergenommen; daher seine Mahnungen zu treuer Pflichterfüllung, seine frommen, religiösen Tröstungen; daher seine Bezeichnung als heiliger Vater (243. 248. 251).

Es ließe sich seine Bedeutung selbst in einzelnen Redenzügen nachweisen, wenn er z. B. das Dunkle nicht erleuchten darf. Denn allerdings kann die tiefere Weisheit, die das Werden der Geschichte zu belauschen versteht, nur da Eingang finden und haften, wo schon etwas Licht und Wahrheit vorhanden ist. Die Aufklärung darf nur mit größter Vorsicht und Behutsamkeit den ganz Ungebildeten gebracht werden, damit sie nicht durch zu viel auf einmal gebrachtes Licht geblendet werden und die ihnen gebührenden Kreise zum Schaden des Ganzen überschreiten. Der Alte gleitet über den See so leicht wie auf Schlittschuhen hinweg; es ist ein hübsches Bild von der leichten, sanften Wirksamkeit des die Menschheit zur Wahrheit heranbildenden Gottesgeistes. Ihm ist das stille, ruhige Lampenlicht beigegeben, nicht ein flackerndes, flammendes, blendendes Licht; denn seine klare, in die Tiefen schauende Erkenntniß hat mit sophistischen Künsten und blendender Vielwisserei nichts gemein. Nie tritt der Alte mit einem willkürlichen Machtspruche plötzlich hervor; er wartet es ab, bis es an der Zeit ist, bis alles zur Entwicklung herangereift, bis die Ahnung des kommenden Ideals in aller Geist eingedrungen ist (als alle einzelnen handelnden Figuren selbst leuchtend geworden, wie sie es auf dem feierlichen Zuge zum Tempel sind, 244). — Niemals überhebt er die andern des eigenen Handelns, sondern er fordert jeden Einzelnen zur Mitwirkung an dem großen Werke auf; denn ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zu rechter Stunde vereinigt (242); wenn aber dann jeder sein Amt verrichtet, jeder einzelne seine Pflicht thut, dann wird ein allgemeines Glück, das die einzelnen Schmerzen in sich auflöst, herbeigeführt werden (245).

So ist denn der Alte mit der Lampe eine wichtige Person, unentbehrlich für die Entwicklung des Mährchens und für uns außerdem noch dadurch interessant, daß er uns zeigt, **wie** Goethe die ideale Staatsregierung herbeigeführt haben will. Die ganze Natur des Alten schließt jedes Gewaltsame, Ueberstürzende, Revolutionäre vollkommen aus. Wir sehen daraus, daß Goethe von jeder durch **Revolution** herbeigeführten Verbesserung des Staates und der Regierung durchaus nichts wissen will; ihm ist jede Revolution ein Greuel. Vielmehr soll der Staat und mit ihm und in ihm die ganze Menschheit sich so allmählig, naturgemäß und naturnothwendig entwickeln, wie die Pflanze aus dem Samenkorn zu Keim und Knoten, Stamm, Blatt, Knospe, Blüthe und Frucht, und wie die eben schon zur Blüthe sich entfaltende Knospe es nicht verträgt, daß eine Menschenhand — in gutgemeintem Unverstand — die umhüllenden Blätter aus einander legt, um die Blüthe zu zeitigen, eben so wenig verträgt die Menschheit irgend ein Ideal, für das sie noch nicht reif ist. Darum wartet der Alte mit der Lampe, bis es „an der Zeit ist.“ (Ich erinnere an die damaligen Reformen Kaiser Josephs II. Vergl. Goethes Gedicht: Metamorphose der Pflanzen.) Sobald es aber an der Zeit ist, darf auch keinen Augenblick müßig gezögert werden, das Ideal in's Leben einzuführen, wenn auch zuerst nur für einen kleinen Kreis. Dann wird es Pflicht dieser einzelnen, die übrigen zum Mitgenuß des Idealen heranzubilden; denn der Tempel ist der größte in der Welt, hat Raum für alle, und es ist seine Bestimmung, daß er auch der besuchteste sey. Die harrenden Völker strömen bald freudig in großen Schaaren herzu. Und somit gibt Goethe auch hier wieder in dem Mährchen sich als Kosmopolit zu erkennen, als welcher er überhaupt bekannt ist.

Was uns jetzt etwa noch im Mährchen zu deuten übrig bleibt, kann ich nicht umhin für unbedeutendere Nebendinge zu halten, von denen es zum Theil selbst zweifelhaft ist, ob sie überhaupt allegorisch gedeutet werden dürfen. Denn daß vieles ein reines Spiel der Phantasie ist, „die sich keine Plane macht, sich keinen Weg vornimmt, sondern von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt wird, und indem sie sich hin und her schwingt, die wunderlichsten Bahnen bezeichnet, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden,“ darüber haben wir eine Andeutung Goethes selbst in den dem Mährchen vorausgehenden Worten. Wenn sich demnach von den untergeordneten Gestalten ungezwungen Deutungen ergeben, so dürfen wir sie hinnehmen; wo nicht, so dürfen wir

Digitized by Google

nicht in's Detail grübeln und in jedem mährchenhaften Zuge ein Sinnbildliches erkennen wollen.

Daß wir bei der Brücke, welche von der Schlange gebildet wird, an ein Verbindungsmittel der alten und neuen Periode, zwischen dem doppelten Ufer zur Erleichterung des Verkehrs und Tempelbesuchs denken können, haben wir schon oben angedeutet. Daß die Frau mit dem Manne mit der Lampe in engster Verbindung steht, geht schon aus ihrem ehelichen Verhältniß hervor. Die Deutung der Frau muß also in einer gewissen Beziehung zu der des Mannes stehen. In vielen Zügen hat Goethe jedoch lediglich das Weib zeichnen wollen mit den eigenthümlich weiblichen Schwächen, so z. B. in ihrem Berichte über den Besuch der Irrlichter. Ihr sonstiges Gebahren erlaubt uns aber auch wohl (wenn überhaupt eine Deutung erlaubt ist), bei ihr an den Aberglauben zu denken, der sich ja auch gar zu gern in demselben Hause und demselben Zimmer und unter derselben Decke mit und bei der Religion und Philosophie einnistet. — Jedoch ist dieser Aberglaube hier jedenfalls mehr im unschädlichen und gutmüthigen als im bösen Sinne zu fassen, weßhalb wir ihn allenfalls den Glauben der religiösen Beschränktheit nennen könnten.

Nach der allgemeinen Wiedergeburt und dem Aufbau des idealen Staates wird die Ehe zwischen beiden, dem einfachen religiösen Glauben und der höheren religiösen Weltansicht, von neuem geschlossen, wobei noch ein besonderes Gewicht darauf zu legen ist, daß die Alte, der einfache, beschränkte, unmittelbare, noch nicht durch die Reflexion hindurchgegangene Glaube, der für irdische Fehler und Versäumniß sich auch in der schwindenden Hand irdisch, d. h. beschränkt, bestraft und geängstigt fühlt, durch das Bad des neuen Lebens oder in dem Thau der Idee sich verjüngt und nach dieser Verjüngung sein Daseyn und seine Berechtigung behält. Und wie sie selbst jung geworden, so ist ihr der Alte, der bisher der Hort ihres Lebens war, auch nicht mehr alt, sondern von neuem ihre Stütze und ihre Liebe geworden. — Hüten wir uns jedoch, diese beiden Gestalten, namentlich den Alten zu unmittelbar auf die Religion zu beziehen (was wir oben glauben vermieden zu haben), wenn gleich in Goethe's Naturanschauung eine solche Fülle religiöser Beziehungen liegt, daß sie sich von selbst aufdrängen. — Uebrigens läßt sich noch eine gewisse Parallele zwischen der Alten und der schönen Lilie hinsichtlich ihrer Wunderkräfte herausfühlen. Es ist auch dieß wieder ein feiner Zug der Goethe'schen Dichtung, hinsichtlich dessen wir nur ganz kurz an die innere Verwandtschaft, die zwischen Religion und Kunst stattfindet, erinnern wollen. (Lilie besitzt jene Wunderkräfte nicht, sofern sie das schöne Weib ist, sondern vielmehr sofern sie die Kunst repräsentirt.)

Dem Fährmann fehlt jedes Attribut, welches ihn zu einer allegorischen Figur stempelt; er ist auch in dem entschiedenen Entwicklungsmomente nicht zugegen, mit ihm geht auch keine Verwandlung in der Art, wie mit der Schlange und andern vor. Daher bleibt es meistens zweifelhaft, ob er eine Deutung zulasse. Will man ihn jedoch allgemeiner fassen, weil er auch in den neuen Zustand — und zwar schöner (250) — übergeht, so mag man etwa an den Stand des Arbeiters denken, der in dem alten Staate sowohl wie in dem neuen seine Stelle behauptet, nur in dem letzteren eine segensvollere und glücklichere. Das Ruder wäre als Symbol seiner segensreichen Wirksamkeit zu fassen.

Es bleibt endlich noch der sogenannte vierte oder zusammengesetzte oder gemischte König übrig, der ohne Zweifel mit zu den allegorischen Gestalten gehört. Er steht an eine Säule gelehnt und seine ansehnliche Gestalt ist eher schwerfällig als schön; er besteht aus einer nicht gehörig verbundenen Mischung von Gold, Silber und Erz, und hat ein unangenehmes Ansehen und eine rauhe, stotternde Stimme (220). Der Alte prophezeit über ihn, daß er sich setzen werde. Als der Alte von dem vierten Geheimniß * spricht, murmelt der zusammengesetzte König vor sich hin: was kümmert's mich! (220). Als er später im entscheidenden Augenblick die Frage thut: Wer wird die Welt beherrschen? und der Alte ihm die Antwort gibt: „Wer auf seinen Füßen steht," antwortet er: „Das bin ich," worauf der Alte entgegnet: „Es wird sich offenbaren, denn es ist an der Zeit (248)." — Wir haben also in dem gemischten König eine äußerlich widerwärtige, innerlich beschränkte und dabei aufgeblasene Persönlichkeit vor uns. Sein Schicksal ist, daß er bei der allgemeinen Katastrophe, weil er nicht auf seinen Füßen steht, zu einem widerwärtigen Mittelding zwischen Form und Klumpen zusammensinkt (225). Da er aus den Bestandtheilen der drei ehrwürdigen Könige zusammengesetzt ist, so haben wir bei ihm an ein Gemisch von Weisheit, Schein und Gewalt zu denken, aber freilich an ein solch schlechtes, ungehöriges Gemisch, daß weder Weisheit, noch Schein, noch Gewalt zu irgend welcher schönen Entfaltung kommt. Da er bei der Katastrophe untergeht, obwohl er selber sich für außerordentlich lebensfähig gehalten hat, so gehört er in den idealen Zustand nicht hinein, sondern ist vielmehr eine Personifikation des früheren schlechten Zustandes; er concentrirt in sich die Bedeutung der Schlange, der Irrlichter und des Riesen, und daß deren Herrschaft zu Ende gehe, wird durch den Sturz dieses gemischten Königs angezeigt. — Es käme ungefähr auf dasselbe

* Das vierte Geheimniß (220) kann kein anderes seyn, als daß der Mann mit der Lampe erkennt, wann es an der Zeit zur großen Katastrophe sey.

Digitized by Google

hinaus, wenn man in ihm eine verfehlte, verunglückte, lebensunfähige Theorie eines idealen Staates finden wollte, wie sie zu Goethes Zeit der Tag häufig brachte und der Tag wieder vernichtete. — Wohlmeinende Bescheidenheit hat über den zusammengesunkenen König eine prächtige Decke gebreitet, die keine Hand wagen darf wegzuheben. — Das, was häßlich und verwerflich war, fällt, wenn der Strom der Geschichte es gerichtet und verschlungen hat, am besten der Vergessenheit anheim, und frevelhaft wäre es, wenn man es wieder in's Leben einzuführen versuchen wollte (Reaktion, Repristination).

In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, von welchen unser Mährchen selbst ein integrirender Theil ist, finden sich zwei Stellen, welche nicht ohne Beziehung auf dasselbe seyn mögen und auch ohne Zweifel ein gewisses Licht darauf werfen können. Als der junge Edelmann Karl in begeisterter Schwärmerei die jungen Freiheitsbestrebungen der französischen Nation preist, heißt es von dem Alten, der später unser Mährchen erzählt: er gab ihm im Stillen unrecht (85). Wir erkennen daraus die politische Richtung des Mährchenerzählers, welcher unsere gegebene Erklärung wohl entspricht. — Aus der zweiten Stelle (207) sehen wir, welch großes Gewicht Goethe auf die Bedeutung des ehernen Königs im Staate legte; denn er läßt die Baronesse sagen, „es komme in einem Reiche alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey." — Aus diesem Grunde reicht auch der eherne König dem jungen Manne **zuerst** sein Symbol, und dann erst der silberne und goldene König.

Wenn Goethe den Alten, der das Mährchen erzählt, sagen läßt (209): „Ich verspreche Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an Nichts und an Alles erinnert werden sollen," so glauben wir, daß unsere Erklärung dieser Anforderung genügt. Man wird nämlich durch das Mährchen an Nichts erinnert, sofern man es rein als Mährchen, als Spiel der von sich selbst getragenen Phantasie genießt; man wird durch dasselbe an Alles erinnert, sofern man in seiner Deutung die großen Fragen über den Staat und seine bestmöglichste Regierung behandelt findet.

Goethes Absicht ist ohne allen Zweifel dahin gegangen, jener doppelten Anforderung zu entsprechen, und wir würden unbedingt gegen die erstere verstoßen, wenn wir jeden einzelnen unbedeutenden Zug allegorisch deuten wollten. Nein, man freue sich vielmehr unbefangen der anmuthigen, vielgestaltigen und doch in sich harmonischen Erfindung der dichterischen Einbildungskraft, und ergötze sich an ihren Gestalten wie an den seltsamen Verkettungen eines leichten Morgentraumes. Diese Seite bedarf keines weiteren Nachweises; ein frischer, poetischer Sinn wird des Genusses eine reiche Fülle finden. Nicht ohne Schwierigkeit aber war es, zu erkennen, wie Goethe der zweiten Anforderung entsprochen habe. Unsere Erklärung möge versuchen sich selbst zu rechtfertigen. Wir wollen zum Schluß nur noch eines Einwandes, den man uns machen könnte, in Kürze gedenken.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" waren zuerst in den Horen (1793—1795) abgedruckt; nun aber war von den Horen die Behandlung der Politik ausgeschlossen. Wie stimmt das nun damit, daß wir dem Mährchen eine durchaus politische Deutung gegeben haben? — Wir antworten: gerade deßhalb, weil die Politik von den Horen ausgeschlossen war, griff Goethe zu der geheimnißvollen Form des allegorischen Mährchens, um dieselbe dennoch gleichsam einzuschmuggeln; und gerade hierin mußte noch ein besonderer, erhöhter Reiz für ihn liegen. Jener Umstand ist also jedenfalls gerade ein starkes Argument für die Richtigkeit einer politischen Deutung. — Dazu kommt, daß Goethe über gewisse Dinge, namentlich über Staat und Kirche, nicht gern laut und öffentlich seine Meinung sagte, wohl um nicht in die ihm verhaßten politischen und religiösen Streitigkeiten mit hineingerissen oder gar als Parteihaupt gebraucht zu werden. Er hat aber über diesen Punkt tief nachgedacht, wie uns kürzlich erst die trefflichen Studien eines Gregorius über Wilhelm Meister von neuem gezeigt haben. Wie wäre es auch nur möglich gewesen, daß er sich dem, was seine Zeit mehr als alles bewegte, hätte entziehen können! Selbst in Italien, wo solche Gedanken ihm doch ferner lagen, verkehrte er gern mit Männern der politischen Reform und las alte italienische Werke, in welchen er „sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll," fand (im Jahr 1787). Und als nun gar bald darauf die gewaltigen Ereignisse der französischen Revolution ganz Europa erschütterten, als in Frankreich und anderswo so viele ihr Scherflein Staatsweisheit zu Markte brachten, und als bald dieses bald jenes Theorem eingeführt und versucht ward, um das Staatsleben hier auf gewaltsamem, dort auf friedlichem Wege zu reformiren, da gab auch Goethe, wie es so nahe lag, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß, in der dunkleren Form eines Mährchens seine politischen Ansichten in einigen Grundzügen kund.

So ist denn dieses Mährchen recht eigentlich ein Kind seiner Zeit, ist es um so mehr noch, wenn wir an die Art jener damaligen reformatorischen Bewegungen uns erinnern. Dieselben gingen nämlich fast überall, namentlich aber in Deutschland, wo

Friedrich der Große den ersten Impuls dazu gegeben hatte, von den Fürsten selbst aus. In dieses gewaltigen Mannes Regierung fiel Goethes Bildungszeit und nach ihm bildete er sich zum großen Theil sein politisches Ideal. Wie es nicht seyn sollte, sah er von seinem Standpunkte aus in Frankreich, wie es seyn sollte, hatte er zumeist schon in Friedrich verwirklicht gesehen. Behalten wir diese Gedanken im Auge, so können uns wohl kaum noch weder einzelne Züge noch die ganze Tendenz des Mährchens irgend dunkel bleiben. Und wenn wir dann endlich noch die Frage aufwerfen, auf welchen politischen Standpunkt sich denn nun Goethe im Mährchen stelle, so glauben wir sagen zu können, es sey der Standpunkt des rationalen, aufgeklärten Absolutismus.

(1852 an Goethe's Geburtstage.)

Hermann Schrader.

Digitized by Google

Pariser Bilder.

(Schluß.)

Versailles.

Folgen Sie mir flüchtig über das glatte Parket dieser Unzahl von Sälen.

Wenn man von der Cour de la Chapelle aus das historische Museum betritt, so durchschreitet man zunächst eilf Zimmer mit historischen Gemälden von den ersten Zeiten der Monarchie bis zur ersten Revolution. Dahinter läuft eine Galerie, in der Büsten und Statuen bekannter und unbekannter Größen von Chlodwig bis Ludwig XI. aufgestellt sind. In der Mitte dieser Galerie ist eine Suite von fünf Zimmern, die in sich geschlossen sind und die Geschichte der Kreuzzüge enthalten. In diesen ist ein Ansatz zu einem Ganzen, denn sie sind im gothischen Styl gehalten und die Wappen aller Ritter Frankreichs, die in den Kreuzzügen gefochten, sind an die Pfeiler geheftet; die schön geschnitzten Thüren des größten Saals sind aus dem Spital der Johanniter zu Jerusalem. — Von den Aufsehern getrieben und orientirt gelangt man aus der Statuengalerie über eine Treppe in eine Reihe Zimmer, welche die Geschichte der französischen Revolution enthalten, bis zum Regierungsantritt Louis Philipps. Dann kommt man in eine Porträtsammlung, die vom zwölften Jahrhundert bis auf unsere Tage reicht. Dann kommen wieder Porträts, Statuen, Monumente aus den ältern Zeiten der Monarchie, ferner eine Reihe von historischen Bildern, hauptsächlich aus der Regierung Ludwig Philipps, die Kriegsereignisse in Afrika behandelnd. Sodann kommt man durch kleinere Serien der vormaligen königlichen Wohngemächer, wo man auf ihre früheren Bewohner sich beziehende Bilder und eigentliche Curiositäten findet: die Glieder der Familie Ludwigs XIV., Schlachtenbilder aus seiner Zeit, Sitzungen der Generalstaaten, der Throngerichte, Bilder berühmter Schlösser u. s. w. In den Gemächern Ludwigs XIV. und der Königin Marie Antoinette variiren nur die Maler, aber nicht die Sujets der Gemälde. Jetzt kommen Bilder aus Napoleons Geschichte, aus den Feldzügen von 1792 bis 1795, die Porträts der großen Soldaten der ersten Republik und des Kaiserreichs; dann folgt eine Aquarellsammlung mit den Bildern der Costüme des Kaiserreichs und der Gegenwart. Endlich tritt man in die bereits erwähnte Galerie der Schlachten und der dahinter liegenden Galerie der Statuen (von 1500 bis 1792); dann kommt eine Sammlung von Kriegsbildern von 1796 bis 1810, eine Porträtgalerie von 1789 — 1814, eine Sammlung von Grabmälern, eine Sammlung von Seestücken aus allen Zeiten; dann folgen wieder Porträts aus der ganzen Geschichte Frankreichs, Bilder berühmter Residenzschlösser, Porträts der Napoleonischen Familie; daran schließen sich die der Bourbonen aus der Restaurationszeit. — Die Treppe der Königin führt zu einer Sammlung von Büsten und Statuen berühmter Künstler und Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV.; es folgen die Porträts aller Großadmirale, Connetables, Marschälle von Frankreich, die der französischen Könige, die Bilder ihrer Residenzschlösser, dann Belagerungen von Ludwig XIII. bis heute. Mit der großen Porträtgalerie, zu welcher man aus dieser Galerie der Belagerungen zurückkehrt, schließt das Museum.

Denken Sie sich nun, daß diese einzelnen Unterabtheilungen Treppe auf, Treppe ab in großen und kleinen Galerien, Sälen und Zimmern der verschiedensten Größe zerstreut sind, so werden Sie nicht zweifeln, daß man von diesem bunten Durcheinander vollständig betäubt wird und zu keinem irgend klaren Gesammteindruck gelangen kann. Man hat einige Stunden zu gehen, selbst wenn man nirgends vor den Gemälden stehen bleibt, um durch dieses unermeßliche Museum zu gelangen, und es bedarf eines öftern Besuchs, um sich nur einigermaßen in demselben zu orientiren. Störend ist dabei, daß oft Bilder, die den verschiedensten Zeiten angehören, durcheinander hängen müssen, weil sie der Gegenstand vereint, während die Auffassung himmelweit verschieden ist.

Ich glaube, daß nur eine sorgfältige Anordnung der Bilder und Statuen aus dem Versailler Museum eine historische Galerie machen kann; wie sie jetzt ist, entspricht sie ihrem Zweck nur höchst mittelmäßig. Das verhindert mich jedoch durchaus nicht, den ungeheuern Reichthum derselben anzuerkennen und das große Verdienst des Unternehmens überhaupt. Besonders die Porträtsammlungen müssen jeden fesseln, weil sich in ihnen die verschiedenartigsten Interessen vereinigen und sich eine ungemeine Anzahl von Personen

Digitized by Google

darunter finden, die mit der französischen Geschichte nur in indirektem Zusammenhange stehen.

Die für ganz andere Zwecke berechnete Eintheilung der Räume des Schlosses verhindert in mancher Beziehung eine consequente Anordnung dieser Ueberfülle von Statuen und Gemälden; aber es fragt sich in gegenwärtigem Falle nicht, was man mit dem Gegebenen leisten konnte, sondern was man überhaupt geleistet hat. In einem rein der Kunst gewidmeten Museum kann man eine corrupte Anordnung schon eher verzeihen, und wie wird dennoch gerade von Franzosen das Dresdner Museum deßhalb angegriffen! In einem historischen Museum aber ist die Anordnung fast die Hauptsache, der ästhetische Werth der einzelnen Kunstwerke tritt dagegen zurück.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl der Pariser, besonders die, welche am Sonntag Versailles besuchen, ziemlich gleichgültig an den modernen Beweisen des französischen Ruhms vorübergehen, obgleich Louis Philipp in den ihn berührenden Bildern mit auffallender Absichtlichkeit alle diejenigen Momente hat verewigen lassen, in welchen er dem französischen Volk Versprechungen gemacht. Es ist werthlos, darüber zu grübeln, ob er sie gehalten oder gebrochen hat; beim Epicier hat seine Regierung weder Haß noch Dankbarkeit zurückgelassen. Für diesen bilden die Zimmer der letzten Bourbonen, welche Versailles bewohnt, die Hauptanziehungspunkte, und ich möchte fast glauben, daß er sie mit mehr als Neugierde, daß er sie mit wahrer Theilnahme betrachtet. Ein Theil der Zimmer ist wiederhergestellt, wie sie einst gewesen, und es finden sich hier noch viele Möbeln, welche jenen Monarchen gedient haben. Wie aus dem ganzen Schlosse, so spricht auch aus den Zimmern Ludwigs XIV. der Geist seiner Zeit, der Geist seiner Macht; an diesen Erinnerungen sonnt sich vorzüglich der Bürger von Paris. Die Prachtgalerie, in der dieser König an den Hauptgallatagen die Huldigungen aller Großen und der Gesandten der fremden Mächte entgegen nahm, die sogenannte Galerie des glaces, ist auch wohl eine der prächtigsten Hallen der Welt und macht einen überaus glänzenden Eindruck. Die Pilaster von röthlichem Marmor, die Kapitäle von Goldbronze, die mit reich vergoldetem Schnitzwerk und Stukaturarbeiten bedeckten Wände, die Decke, welche von Lebrun mit einer Menge historischer Fresken bemalt ist, die siebzehn großen Bogenfenster, denen gegenüber sich eben so viele Spiegel befinden, der wundervoll parketirte Fußboden, sind, wenn auch im Geist ihrer Zeit ausgeführt, wahre Muster von Pracht, und wie strotzend von Reichthum muß diese jetzt ganz leere Halle einst erschienen seyn, als sie zur Zeit des höchsten Glanzes ein ganzes Ameublement, Tische, Kronleuchter, Kandelaber, Gueridons u. s. w. von Silber enthielt; Schätze, die in den unglücklichen Kriegsjahren Ludwigs XIV. wieder in die Münze wandern mußten.

Die steife, ungemüthliche Pracht hat sich auch in die Wohnzimmer des Königs gedrängt, und nach unserm heutigen Geschmack, unsern Sitten und Bedürfnissen entbehren sie durchaus jeder Bequemlichkeit. Dem Fremden ist besonders die Anordnung interessant, welche als Folge jener bis zum Extrem ausgebildeten Etikette erscheint, die zuletzt dem gekrönten Haupte, zu dessen Verherrlichung sie dienen sollte, überaus lästig werden mußte. Philipp III. von Spanien wäre fast verbrannt, weil der Grande fehlte, der den Stuhl vom Kaminfeuer zurückzuschieben hatte; Marie Antoinette mußte mehrere Minuten ohne Bekleidung in der Mitte ihrer Hofdamen bleiben, weil bei ihrer Toilette im Augenblick die Dame nicht da war, welche ihr das Hemd überschießen sollte. Da ist zum Beispiel der Beichtstuhl Ludwigs XIV., worin dieser knieend dem im Lehnstuhl sitzenden Pater Lachaise Beichte ablegte, dabei aber von einem Gardekapitän mit geladener Muskete bewacht wurde, der hinter einer großen Spiegelscheibe stand, da er den König nie aus dem Gesicht verlieren durfte. Es war dem Herrscher Frankreichs versagt, allein zu seyn, und es war ihm und seinen Nachfolgern unmöglich, sich den Forderungen der selbst eingeführten Etikette zu entziehen.

Die Gemächer der Gemahlin Ludwigs XVI. sind außerordentlich finster und trübe, da die Fenster nur auf einen kleinen innern Hof gehen und nie ein Sonnenstrahl in sie fallen konnte. Diese Königin hat kein besonders lebhaftes Andenken hinterlassen, nach der geringen Neugier zu schließen, mit welcher die Pariser die Theile des Schlosses betrachten, welche zu ihr in Beziehung stehen. Nur Ludwig XIV. und der Kaiser Napoleon leben wirklich in ihrem Gedächtnisse fort. Die Erinnerungen an letzteren concentriren sich in Versailles, Groß- und Klein-Trianon; im ersteren hat er oft allein, im letzteren mit Marie Louise gewohnt. Dort stehen auch neben einander die Wiegen des Herzogs von Reichstadt und des Grafen Chambord. Der niedrige Lehnstuhl und Arbeitstisch, an dem der Kaiser zu schreiben pflegte, denen man einen langen Gebrauch auf den ersten Blick ansieht, werden unweit der Wiege seines Knaben aufbewahrt. Die ungemeine Einfachheit aller Dinge, welche zu Napoleons persönlichem Gebrauche dienten, fällt inmitten des Bourbonischen Glanzes und der steifen, abgeschmackten Pracht doppelt auf. Der abgenutzte Schreibpult des Kaisers, und dasselbe Möbel Ludwigs XVIII., welches ein Muster von Unbequemlichkeit ist, weisen deutlich auf die rastlose Arbeit des einen und das indifferente Leben des andern hin.

Digitized by Google

Klein-Trianons im englischen Geschmack angelegter, reizender Park, in dem die Schönheit der einzelnen Bäume mit der der ganzen Anlage wetteifert, zieht merkwürdiger Weise nur wenige Besucher an. Die Pariser weilen viel lieber an dem großen Kanal, bei den Wasserkünsten und den steifen, verschnittenen Hecken Lenotres, als unter diesem dichten Laubdach in seiner ursprünglichen Frische und Naturwüchsigkeit. Vielleicht gehe ich zu weit, wenn ich alle die verwandten Erscheinungen im geistigen Leben der Franzosen verknüpfe, aber gleichwohl kann ich nicht umhin auch hierin wieder den großen Unterschied zwischen der französischen und der germanischen Auffassung des Lebens zu erblicken. Ihr großer centralisirter Staat, in dem bei allem Glanz seiner großen Institute die wahren Grundlagen der Bildung, die Anstalten für die untersten Schichten des Volkes fehlen, diese große monumentale Kunst, der doch die erste Grundbedingung, die Wahrheit mangelt, diese Poesie, der eigentlich frisches, ursprüngliches Denken, Fühlen, Leben fremd ist, diese ausgebildete, so gesittete Gesellschaft, der die moralische Grundlage des wahren Familienlebens abgeht, diese hoch entwickelte Wissenschaft, deren innerer Zusammenhang aber von niemand gesucht wird, dieses unermüdliche Ringen nach Freiheit, bei der aber von der freien Entwicklung des Individuums, von der Anerkennung der Rechte des Einzelnen, von Würde nicht mehr die Rede ist: das alles scheint mir die Folge derselben innern Disharmonie zu seyn, welche bei näherem Umgang den Romanen für den Germanen so unerquicklich macht. Es kommt mir vor, als fehlte überall das innere Wesen, als seyen alle diese Schöpfungen nur künstliche Treibhauspflanzen, die nirgends in den Bedürfnissen des individuellen Lebens wurzeln. Um die wirkliche, lebendige Kraft eines Volkes zu prüfen, gibt es, nach meiner Ueberzeugung, nur Einen Maßstab, und nach diesem bewährt sich allerdings die Kraft der Franzosen schlecht: es ist der Geist der Colonisation. Eine Nation, die keine Sprossen treiben kann, ist todt, sie hat keine innere Berechtigung mehr zur Verbreitung ihrer Nationalität auf der Erde; in der Geschichte der Kultur überhaupt kann sie keine positive Rolle mehr spielen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, November.

König Max in der Pfalz. — Der Dom zu Speyer. — Der neue Wein. — Wucherprocesse.

Alljährlich um die Zeit, wenn Störche und Schwalben längst heimgezogen sind, legen die wackern Künstler im Dome zu Speyer den Pinsel nieder und ziehen auch heim in die neue Metropole der Kunst. Da ist dann die rechte Zeit, von den „Werken und Tagen“ des vergangenen Sommers, von den Blüthen und Früchten zu reden, die er hier getrieben und die bleiben, entzücken und erquicken werden, wenn viel anderes längst verblüht und erstorben seyn wird. Treten wir darum auch jezt wieder, wie seit Jahren, um diese Zeit in die hochgewölbten, reichgeschmückten Hallen. Doch nein, wir wollen zuerst einen Andern eintreten lassen, dem der Vortritt gebührt. Es ist König Max II. Zum erstenmal seit seiner Thronbesteigung hat der König seine Pfalz besucht, und zwar, wie ich aus guter Quelle weiß, auf den Rath und die freundliche Fürsprache seines königlichen Vaters, der die in unserem Kreise verlebten Sommerwochen unter die glücklicheren seines Lebens rechnet. Die Tage vom 21. bis 25. Oktober sind Festtage für das Land, Freudentage auch für den König geworden. Wenn hier eine Verständigung, ja Versöhnung zwischen Fürst und Volk nöthig war, was niemand läugnen wird, so hat sie in der That stattgefunden. König Max ist nicht bloß mit allem in den kleineren provinziellen Verhältnissen möglichen Glanze, er ist auch mit aller Herzlichkeit und Freude empfangen worden. Die Städte Ludwigshafen, Zweibrücken, Edenkoben, Landau, Germersheim und Speyer, in denen er verweilte, und die andern Städte und Dörfer, die er nur berührte, haben ihm einen besseren Begriff von dem Pfälzer Volke beigebracht, als er ihn haben mochte seit dem Taumeljahre 1849, in welchem revolutionärer Terrorismus die bessere Gesinnung des Volkes gewaltsam niederhielt. Kurz, der König ist nicht nur befriedigt und versöhnt geschieden, er hat auch die Hoffnung zurückgelassen, daß er, wie sein Vater, zuweilen einen längeren Aufenthalt in der Pfalz nehmen werde. Er wird zu dem Ende entweder den in Stocken gerathenen Aufbau der Maxburg bei Hambach wieder aufnehmen, oder sich an einer andern Stelle eine Villa bauen, da ihm die auf Ludwigshöhe so ausnehmend wohl gefallen hat. * Eben dem Dome zu Speyer galt des Königs lezter Gang, ehe er die Pfalz wieder verließ. Schon in Ludwigshafen, wo ihn unter andern auch der Bischof von Speyer begrüßte, hatte er sich nach dem Dom erkundigt und sein Bedauern darüber geäußert, daß der herrliche Bau eine so völlig verunglückte Façade erhalten. Vor dem Portale selbst verweilte er längere Zeit und sprach mit seiner Umgebung angelegentlich über die Art und Weise, wie diese verpfuschte Vorderseite würdig umgestaltet werden könne. Grund genug, die früher schon gehegte Hoffnung wieder aufleben zu lassen, daß das imposante Gebäude endlich doch noch ein würdiges harmonisches Aeußere erhalten werde.

Da König Max das Innere des Domes noch nicht gesehen, seit Schraudolph und Schwarzmann mit dessen Ausschmückung beschäftigt sind, so kann man sich leicht vorstellen, wie sehr er überrascht war von der Fülle der Pracht und Schönheit, die sich hier, bei aller Vollendung mit staunenswerther Raschheit im Laufe von sieben Sommern entfaltet hat. Die hohen Chöre, deren Bilder und Ornamente ich Ihnen vorlängst beschrieben habe, nahm der König zunächst in Augenschein und bestieg dann das Gerüste im Mittelschiffe, um auch das zu betrachten, was hier im Laufe von zwei Jahren geleistet worden. Dessen ist viel, erstaunlich viel. Das Ornament hat sich bereits über sämmtliche drei Schiffe in einer Weise ausgedehnt, daß der Arbeit für den zukünftigen Sommer nur noch ein verhältnißmäßig sehr kleiner Raum übrig bleibt. Und wie ist es auch hier wieder behandelt! Das blaue Gewölbe, diesen Himmel voll goldener Sterne, durchziehen die reichverzierten Gurten, die auf den hochaufstrebenden Pilastern und Halbsäulen der gewaltigen Pfeiler ruhen. Weiß und Gold bilden den Schmuck der reich gegliederten Capitäle und Gesimse. Die Nischen der einfachen Rundbogenfenster und die Arkadenbögen, welche Mittelschiff und Seitenschiffe scheiden oder auch verbinden, sind geziert mit Arabesken von reicher Mannigfaltigkeit und hoher Schönheit. Aus dieser prächtigen Umrahmung treten nun die geistvoll concipirten und trefflich ausgeführten Compositionen Schraudolphs heraus. Vor Jahresfrist habe ich in diesen Blättern über den Cyklus von 24 Gemälden geschrieben, welche die dazu geeigneten Wandflächen unterhalb der Fenster einnehmen werden, und die sechs genannt, welche im Herbst des vorigen Jahres fertig waren. Es waren auf der nördlichen Wand die Beschneidung Jesu und der Tod Josephs, auf der südlichen Jesu Geburt, die Flucht nach Egypten, die Hochzeit zu Cana und das Stabat Mater. Zu diesen sind im Laufe des verflossenen Sommers nicht weniger als zehn neue gekommen, und zwar auf der nördlichen Wand die Heimsuchung Mariä, die

* Beim Besuche der Maxburg war auch Geheimerath Boisserée aus Köln in Begleitung des Königs. Der berühmte Kunstkenner befand sich gerade der Traubenkur wegen in Neustadt und machte dem Könige im dortigen Bahnhofe seine Aufwartung, wobei ihn Se. Majestät herzlich begrüßte. Cardinal Erzbischof v. Geissel, der sich einige Zeit in seinem Heimathsorte Mußbach aufgehalten hatte, war am 20. Oktober schon nach Köln zurückgereist.

Digitized by Google

Anbetung der Weisen, der zwölfjährige Jesus im Tempel, Jesus als Lehrer und der Augenblick, da der Auferstandene seiner Mutter erscheint. Auf der südlichen Wand sind neu die Darbringung des Kindes Maria im Tempel, der englische Gruß, Simeons Weissagung bei der Darbringung Jesu, Jesus bei seinen Eltern zu Nazareth und die Ausgießung des heiligen Geistes. Das alles hat Schraudolph in wenigen Monden mit seinen beiden wackern und treufleißigen Gehülfen Andreas Mayr von Unterthingau und Max Bentele von Lindenberg und dem erst im vorigen Jahre hinzugekommenen Georg Mader aus Steinach geleistet. Mayr hat für dieses Jahr zulezt den Pinsel aus der Hand gelegt, nachdem der Meister bereits nach München zurückgekehrt war, so daß er seines Königs anerkennende Worte an Ort und Stelle nicht hören konnte. Darf ich unter diesen zehn Bildern wieder die herausheben, welche mich vorzugsweise angesprochen haben, so nenne ich hier vor allen das lezte Bild auf der nördlichen Wand zunächst dem Querschiffe. Es ist die Scene, welche den auferstandenen Heiland und seine Mutter zum Gegenstande hat. Wie einfach in der Conception, aber wie tief und erhaben in der Ausführung! Nur zwei Gestalten, aber Gestalten von wahrhaft idealer Schönheit. „Er ist wahrhaftig auferstanden," und zwar in verklärter Leiblichkeit mit einem Antlitze voll Himmelsglanz, mit einem Körper, den die Erde nicht lange mehr halten kann. Lebhaft erinnere ich mich noch des Eindrucks, den der erste Anblick jenes Christus in der Altarnische des Stephanschors auf mich gemacht. Dem Grade nach war es hier ein ähnlicher, der Art nach aber wieder ein anderer. Man stelle diese beiden Christusgestalten neben einander, und man wird in Verlegenheit seyn, welcher man den Vorzug geben soll. Hier weht uns der sanfte Flügelschlag eines neuen Lebens aus Auge und Bewegung an, dort legt es sich ums Herz wie süße, selige Himmelsruhe. Auch Maria ist auf dem neuen Bilde eine hehre Gestalt, dem Sohne ebenbürtig, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ueberhaupt ist hier eine schöne Sammlung von Madonnen beisammen, obwohl ich nicht läugnen kann, daß mir auch einzelne Köpfe derselben nicht ganz würdig erscheinen. Ich deute hier nur auf das Bild „Jesus bei seinen Eltern zu Nazareth," das mir überhaupt am wenigsten gefällt. Wie schön ist dagegen „Mariä Verkündigung!" Wie ich vor einem Jahre besonders die Flucht nach Egypten mit dem herrlichen schlafenden Kinde, den Tod Josephs und vor allen die unübertreffliche Kreuzigung genannt habe, so könnte ich unter den diesjährigen Gemälden noch manches besonders hervorheben, so z. B. die Ausgießung des heiligen Geistes mit ihrem Reichthum an herrlichen Köpfen. Doch was nützen Beschreibungen, was subjektive Urtheile eines Einzelnen, der sich nicht einmal unter die Kenner zählt, die wirklich das geübte Auge besitzen, das dem Künstler in die Höhen und Tiefen des Gedankens folgen kann und im Zusammenhalt mit diesem Form und Maß zu würdigen versteht? Eigene Anschauung thut hier noth, und zu dieser zu ermuntern ist mein nächster Zweck. Erzbischof Sibour von Paris, der jüngst auf seiner Reise durch Deutschland auch Speyer besuchte, sprach die Ueberzeugung aus, die Pariser würden auf der nunmehr fertigen Eisenbahn bald in Menge kommen, um den Dom mit seinem unvergleichlichen Schmucke zu sehen. Ich glaube das, und zwar nicht bloß von den Parisern, sondern von Tausenden aus allen Himmelsgegenden, und der Landrath der Pfalz hatte schon aus materiellen Gründen recht, seinem Könige zu danken für die großartige Kunstschöpfung, die hier in's Leben gerufen wird. Noch ein einziges Jahr, nicht mehr zwei, wie die frühere Berechnung war, und die Kathedrale ist im Innern vollendet. Schraudolph hat ja nur noch die lezten acht Compositionen auszuführen. Der Meister arbeitet rasch, nicht als ob ihm das Werk entleidet wäre, das vor allen seinen Namen verewigen wird, aber er möchte es fertig sehen; auch nicht als ob er Ruhe suchte nach der Riesenarbeit, die ihn ein Decennium hindurch in Anspruch genommen; er wird zu neuen Schöpfungen eilen, denn das rechte Ausruhen findet der schöpferische Geist eben in neuem Schaffen. Speyer mag sich mit den Künstlern vorzugsweise der Vollendung des großen Werkes freuen, einen Verlust aber wird es dabei doch zu beklagen haben, den Weggang der Meister und Jünger der Kunst. So still und emsig diese seither gearbeitet, so haben sie doch ein neues Lebenselement in die Stadt gebracht, das nicht bloß gesellig erheiternd, sondern auch tiefer anregend gewirkt hat. Wie die Künstler zu München ihren „Stubenvoll," zu Düsseldorf ihren „Malkasten" haben, so besteht in Speyer seit Jahren „die Schnake" in der Bierbrauerei zur neuen Pfalz unweit des Doms, neben dem Regierungsgebäude. Der sommerliche Plagegeist der Rheinuferbewohner hat Namen und Devise für die muntere Gesellschaft und ihr Lokal hergeben müssen. Die Hand der Künstler hat dieses entsprechend verziert mit humoristischen Schildereien, altdeutschen Kernsprüchen und hübschen Statuetten, und so sieht der gemüthliche Kneipraum allwöchentlich mehrmals eine gemüthliche und geistreich heitere Gesellschaft innerhalb seiner Wände. Wie schade, wenn er einmal wieder verlassen stehen wird, weil die freundlichen Geister von dannen gezogen sind und den Schnaken des Rheins nicht mehr die der heitern Laune als überlegene Kämpfer gegenüber stellen! Auch den Häusern der Stadt sieht man nachgerade an, daß die Zeit, in der die Künstler hier geschaffen und gewaltet, nicht spurlos an ihnen vorüber gegangen. Das Bestreben, geschmackvollere Außenseiten herzustellen, wird bereits sichtbar, und der Anfang ist gemacht, die Polychromie selbst in das bürgerliche Leben der Provinz einzuführen. Wir schade, wenn mit dem Weggange der Künstler wieder entschlafen sollte, was kaum erst begonnen hat zu einigem Leben zu erwachen!

Aus den Hallen, in denen die Kunst schafft und waltet, eilen wir auf einen Augenblick hinaus in die Natur. Der Herbst ist schon werth, daß man ihn eines Blickes würdigt. Nichts von dem Segen des Feldes, der wahrlich nicht klein ist; nichts von der Angst, welche die hochgeschwollenen Fluthen zur Zeit wieder verbreiteten, als das convulsivische Zucken durch den Bauch der Erde ging; auch nichts von dem tobenden Sturme, der ja durch alle Zeitungen gegangen ist, nachdem die Luft unter'm Himmel längst wieder beruhigt war. Aber von Trauben und Wein denn doch ein flüchtiges Wort. Der 1852er ist in der That ein Sorgenbrecher geworden, so tief das Barometer der Hoffnungen auch gesunken war. An die

Digitized by Google

Seite großer Vorgänger darf er sich freilich nicht stellen, aber das Verdienst hat er, viele trübe Angesichter erheitert zu haben. So wenig das Weinquantum den Wünschen unserer seit Jahren tiefgebeugten Winzer entspricht, sie haben sich doch wieder aufgerichtet an den unerwartet hohen Preisen, die selbst in weit besseren Jahren ihres Gleichen suchen, und so ist manche Scharte ausgewezt worden. Ziemlich ruhig sehen wir dem kommenden Winter entgegen, ja selbst dem ärmeren Theile der Bevölkerung geht eine neue Hoffnung auf, da der Beginn neuer Eisenbahnarbeiten bevorsteht.

Zulezt aber noch einen Blick auf ein tief düsteres Bild von ernster socialer Bedeutung. Die Gerichtssäle sind es wieder, in denen es uns entgegen tritt. Da werden in neuerer Zeit Wucherprocesse verhandelt, die der fabelhaften Meerschlange gleichen, die sich hundertgliedrig in der Tiefe bewegen soll, wahre Monsterprocesse von leviathanischer Größe. Da stehen Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht, die mit satanischer Habgier und Kälte hunderte von Menschen wie Vampyre ausgesogen haben, so daß sie wirklich blutarm geworden sind. Und nicht etwa die gewöhnliche oder gemeine Art und Form des Wuchers, nämlich die der höheren Zinsenberechnung, ist es, um die es sich hier handelt, es ist der in scheinbar gesetzliche Formen eingekleidete Wucher, bei dem alle Darlehen verschleiert erscheinen, wie man sich ausdrückt. Geschäftchen, nichts als Geschäftchen sind es, die mit denen gemacht worden, die sich in Noth befanden und zu Anleihen ihre Zuflucht nehmen mußten. Wenig empfingen sie und mußten viel verschreiben; Käufe wurden abgeschlossen und verbrieft, die dem Wucherer enormen Vortheil sicherten, weil er unter keiner andern Bedingung Geld darlieh. Bald erscheint das sogenannte Geschäft im Gewand des Tausches, bald in dem der Cession. Hier glaubt einer eine Quittung zu unterschreiben und unterzeichnet einen Schuldschein, dort werden in der Verschreibung betrügerischerweise Summen zu Gunsten des Darleihers geändert. Kurz, auf die mannigfaltigste Weise mißbraucht der Wucherer die Noth, die Unwissenheit oder auch den Leichtsinn seiner Opfer. Jeder, den er einmal in der Schlinge hat, ist verloren, er wird allmählig systematisch ausgezogen, und es sind Leute als Zeugen erschienen, die Hab und Gut im Werth von mehreren tausend Gulden an den Blutsauger übergehen sahen, ohne jemals mehr als ein paar hundert Gulden empfangen zu haben. Die israelitische Familie Wolf in Dürkheim hat sich in dieser Beziehung einen wahrhaft herostratischen Namen erworben. Aber die Gerichte sind diesen Blutsaugern nun scharf auf der Fährte, und in diesen Tagen ist ein Glied der genannten Familie nach dreiwöchentlichen Gerichtsverhandlungen zu einer Geldstrafe von 30,000 Gulden und zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt worden. Gegen seine Brüder und sonstige Genossen des unsaubern Handwerks aber schweben die Untersuchungen noch. Die Gerichte werden wohl aufräumen und das arme Volk von dieser fürchterlichen Landplage möglichst befreien.

Digitized by Google

Aus Schlesien, November.

Religiöse Bewegungen. — Literarisches.

Der Katholicismus macht bedeutende Fortschritte in unserer Provinz, und bald wird er das Terrain wieder erobert haben, welches die von hier ausgegangene Rongesche Bewegung ihm vor acht Jahren zuerst hier abgewonnen hat. Seit der Christ- oder Deutschkatholicismus sich durch seine bedeutendsten Führer mehr mit politischen, und zwar demokratischen Tendenzen identificirt hat, ist er von der wiedererlangten Vollgewalt der Regierung so energisch gemaßregelt worden, daß sein rasch aufstehendes Gemeindeleben jezt kaum der scheue Schatten seiner Vergangenheit ist und bald nur noch eine kirchengeschichtliche Erinnerung seyn wird. Wer hätte vor acht Jahren im November, wo der „Brief eines katholischen Priesters aus Laurahütte" kaum einen Monat lang über Deutschland verbreitet und in weiten Kreisen mit einem öfter wahrhaft fanatischen Jubel begrüßt worden war, wohl glauben sollen, daß um diese Zeit im Jahr 1852 kaum mehr die Rede von ihm seyn würde!

Die Väter der Gesellschaft Jesu, die vor zwei Jahren im Juni zu Ebersdorf in der fast ganz katholischen Grafschaft Glaz, dem Anhängsel Schlesiens, ihre Wirksamkeit begonnen, haben seitdem ganz Schlesien und die Provinz Posen mit großem Erfolg durchzogen und nun auch in drei verschiedenen Kirchen Breslaus gepredigt. Während mehr als einer der geistlichen Redner einen untergeordneteren Rang einnahm, wußte Graf Joseph **Klinkowström**, ein geborener Schwede, schon durch die Gewalt seiner vollen Stimme und durch die Lebendigkeit seines Wesens, bei aller nicht zu verkennenden Einseitigkeit und Schroffheit seiner Ansichten, die Menge für sich zu gewinnen. Aber erhaben über alle seine Brüder ragt, nach den einstimmigen Aeußerungen aller Urtheilsfähigen, der in Bayern geborene Pater Roh in der ganzen Fülle seiner männlichen, geist- und gemüthreichen Kraft mit seinen Abendpredigten hervor. Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Vertrautheit mit allen Volksklassen, blühende Phantasie, tiefes Gefühl, äußere und innere Beredtsamkeit scheinen sich bei diesem merkwürdigen Repräsentanten seines Standes um den Vorrang zu streiten. Die klugen Obern des Ordens haben sicherlich sehr wohl gewußt, weßhalb sie Männer von solcher Kraft und Unermüdlichkeit wie diesen Kanzelheros Roh, den wackern Grafen Pater Zeil, die Grafen Joseph und Max Klinkowström, die Patres Harder, Roman, Candor und Schmude gerade nach Breslau sandten.

So war es wohl auch schwerlich ein Würfelspiel des Zufalls, daß Anfang und Ende der Missionspredigten, die sich von einer trübenden konfessionellen Färbung weit entfernt hielten, mit dem Breslauer Bibel- und Reformationsfeste zusammen fielen, welches unter so allgemeiner Betheiligung gefeiert wurde, wie es seit vielen Jahren nicht der Fall gewesen. Auch eine Versammlung des Hauptvereins der schlesischen Gustav-Adolf-Stiftung am 31. Oktober war so zahlreich besucht, daß Hunderte das Lokal wieder verlassen mußten. Aus der Rechnungsablegung ergab sich, daß in dem Jahr $18^{49}/_{50}$ in Summa 44,128 Thaler zur Unterstützung der protestantischen Kirche in Europa, Afrika und Amerika verausgabt wurden. Der Protestantismus versäumt hier nichts, um der alten mächtigen ewigen römischen Gegnerin ihre neuen siegreichen Evolutionen zu erschweren. — Als Curiosum eines evangelischen Kirchenbaus kann der in der kleinen oberschlesischen Stadt Rosenberg angesehen werden. Der dortige Pastor Volka erbat sich dazu öffentlich nur Beiträge von **einem Pfennig**. Es kamen binnen einigen Jahren in Folge der schlichten, herzlichen, **gereimten** Aufforderungen des Predigers 3,991,146 Pfennige oder 11,086 Thaler 15 Sgr. 6 Pf. zusammen, und eine hübsche neue Kirche steht nun da. Der König schenkte drei Glocken von 18 Centnern Schwere, und eine Anzahl Privatpersonen sorgte durch angemessene Gaben für die anderweitige Ausstattung der **Pfennigkirche**. — Indessen ist man auch von katholischer Seite in Oberschlesien nicht unthätig im Kirchen-, sogar im Klosterbau. Namentlich wird auf die Wiederherstellung des Franziskanerordens nach den strengen Regeln des heiligen Petrus von Alcantara unter der Fürsorge des Kardinal-Fürstbischofs Melchior v. Diepenbrock eifrig hingearbeitet. Nachdem vor Kurzem das Franziskanerkloster bei Neustadt in Oberschlesien seine Weihe erhalten, konnte durch die Freigebigkeit eines Privatmanns Anfang Oktobers auch das neue Kloster zu Lammsdorf im Falkenberger Kreise den Franziskanern zum Wohnsitze übergeben werden. Die Ausstattung und Einrichtung dieses Klosters soll an das »Abnega te ipsum« erinnern und trägt daher in allem das Gepräge der Dürftigkeit. Die dortigen Ordensbrüder leben nur von den milden Gaben der Gläubigen.

In literarischer Hinsicht verdient ein in Breslau erschienenes neues Werk des Konsistorialraths **Menzel** Erwähnung, eine „Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda." Ein kompetenter Kritiker bezeichnet diese jüngste Arbeit des durch seine „neuere Geschichte der Deutschen" bekannten Verfassers als eine sehr bedeutende Leistung. Derselbe stellt die Ergebnisse seiner Forschungen in einer klaren und schönen Sprache dar, und bezweckt mit dem Werke, das Dunkel zu verscheuchen, das einerseits aus Geringschätzung, andererseits aus Befangenheit und Aengstlichkeit auf der Geschichte Israels liegt. Demnächst ist er bemüht, durch eine vom kirchlichen Standpunkte unabhängige wissenschaftliche Behandlung den Unkirchlichen den werthvollen geschichtlichen Gehalt des Stoffes vor Augen zu legen. — Um Schlesiens und Breslaus Lokalgeschichte hat sich Menzel schon im Anfang des Jahrhunderts durch mehrere treffliche Werke verdient gemacht, welche bequeme Fundgruben für spätere Historiker geworden sind.

Digitized by Google

Von der mecklenburgischen Küste, Oktober.

(Schluß.)

Warnemünde. — Rostock. — Boitenhagen. — Das Fischland.

„Das Tivoli in Warnemünde“ hatte sich eine minder exclusive Lage, und zwar am Stramufer erkoren, um eine „Akademie von Marmoestatuen“ darzustellen, bei welcher „Mases, die zehn Gebotr verkündend,“ neben „Electra und Orestes,“ und dem „seine Kinder aom Himmel niederreißenden Saturn“ erschien, wenn nicht gerade „Fräulein Jasephine auf dem schlaffen Eisendraht den Pas anglais“ tanzte, alles in ader vor einer kleinen Bude mit rothen Vorhängen unter den Bäumen der Vorderreihe und von einem Publikum von Seeleuten, Fischerinnen, Kindern, Mägden, anch Damen, in der Ferne auf Bänken stehend, als halb verstohlenen Zuschauern. Andere hatten sich auf Gebälke am Wasser, auf Schiffsmasten postirt; die Schiffstaue selbst waren zu Logen geworden, und auf einer Brigg richtete sich ein ganzes Matrosenparadies ein. Unten in der Menge brach sich eine emsige Frau Bahn mit einem messingenen Becken, das auf ein Haar dem Helme des Ritters von la Mancha glich. „Der Eine Komödienmacher ist fort,“ sagte später unser Schifferweib, „jezt ist schon wieder der Andere da; wir heißen ihn Pulichinelkasten.“ — Wie da alles läuft nach solchen Schaustücken! Die Menschen sind wie besessen, nicht zu halten. Nur etwas zum Gaffen — das reißt alle hin; darin sind die Seeleute wie Kinder.

Horch! die Orgel, welche vor unsern Häusern auf und ab leiert und uns wehmüthig machen will durch all die Rassinischen Arien hoch an der Ostsee! Es ist auffallend, wie wenig man in diesem Norden Musik hört; kaum ein altes, schetterndes Klavier. Entzückungssturm hat ein durch seinen Gesang berühmter, geheimnißvoller Orgelmann erregt, dem schon ein Duft van Ramantik van Doberan vorausschwebte, wa sagar die hohen Herrschaften den Virtuasen gehört. In lauen Augustnächten, wenn Sterne über den Schiffsmasten funkelten, ließ er, im Schatten der Bäume sich bergend, seine wehmuthaallen, wohigewählten Lieder unter den erleuchteten Fenstern und Altanen am Wasser ertönen. Eine reine, volle Stimme mit edlem, ja zartem Vortrage. Ein Lahndiener sammelte für ihn, und im Menschengewoge konnte man die widersprechendsten Notizen zu einer Biographie des unbekannten Sängers erfahren. Alle vereinigten sich zu der Versicherung, daß er nur in Dämmerung und Dunkel, wie die Nachtigall, seine Klänge erhebe, niemals var zehn Uhr. Aber die einen wollten ihn für einen Studenten aus Berlin, andere für einen Schlächter aus Wismar erklären. Die Theateedirektianen aan Hamburg und Doberan sallen dem schönen Bariton vergebens glänzende Anerbieten gemacht haben.

Unter den Zerstreuungen der Badgäste spielen Ankunft und Abfahrt des im August täglich dreimal die Verbindung unterhaltenden Dampfboots von Rastock eine Hauptrolle. Es wimmelt jedesmal am Ufer von Menschen. Alle haben jemand zu geleiten oder zu erwarten. Sonntags ergießen die Dampfschiffe ganz Rastack an das Ufer, alles treibt sich auf dem Landungsplatze umher, oder vergrößert die Table d'Hôte vor der nahen Vogtei unter ehrwürdigen Wipfeln. Es ist dieß das älteste Haus in Warnemünde, über welchem in alterthümlichen eisernen Zahlen 1601 zu lesen. Der Vogt ist die erste Behörde, zugleich Gastwirth, Pastmeister, Commissär, und Gatt weiß was. Bei ihm läßt man sich die Adressen nachschlagen, bei ihm muß jeder Badgast, will er nicht in fünf Thaler Strafe verfallen, Anzeige seiner Ankunft machen. Troz der Rührigkeit der Dampfbootr konnte dach eine nach der Insel Rügen entworfene Lustfahrt, welche vier Tage beanspruchte — einen hin, einen zurück, zwei dort — in diesem Jahre nicht wie im varigen zu Stande kammen, weil es an der zu Deckung der Kasten erfarderlichen Zahl von sechzig Passagieren fehltr, van denen jeder gleichwohl für die ganze Dappeltour nur drei Thaler hätte entrichten sollen.

Ein anderer Genuß in Warnemünde ist, die Kühe, die allabendlich — Sonntag ausgenommen — von ihren jenseitigen Weiden heimziehen, durch das Meer oder eigentlich durch die Warnow schwimmen zu sehen; ein fast mythologischer Anblick, wenn man von der gesammten Heerde nichts erblickt, als buchstäblich Hörner und Schweife, und der Hirt im Kahne diesen schwimmenden Hörnern nud Schweifen nachrudert. Der Glanzpunkt bleibt aber „der Spill,“ das Zauberwort, das man hier in jedem Munde begegnet; „der Spill,“ der weit in das Meer hinausgebaute Malo, wo man auch Bäder nimmt, vom Morgen bis in die Nacht, Seeluftbäder, und den gesundesten und schärfsten aller Gerüche athmet, denn des Seetangs, von dessen Wirkung das Volk Wunder verkündet; der Spill, wo man den Ocean in all seinen unnennbaren Momenten belauschen kann, wo die Leute bei heiterem Himmel und noch mehr beim Sturme sich drängen, geschaart in Gruppen sitzen, bis die Wage hoch zu ihnen empoeschäumt und das Kleid nezt. Ihnen ist das, als saßen sie in einer Theaterloge. „Allerliebst! bildhübsch!“ sagen die Obotriten vom erhabensten Sonnenuntergange, aber von einem Schiffe, das sich prächtig, stolz van den umrauschenden Fluthen tragen läßt, kaiserlich, heldenhaft, in kühner Wendung heran fliegt, die weißen Segel majestätisch gebläht: „das sieht sehr nrtt aus!“ — Dagegen hörten

Digitized by Google

wir bei der Ueberfahrt nach dem heiligen Damm, als dessen schmucke weiße Häuser am Strande auftauchten, vielfach rufen: „Wie entzückend!“ — Die hiesige Gesellschaft ist nicht sehr kosmopolitisch; höchstens daß man ein paar englische Familien trifft, welche in der Idylle ökonomisiren wollen. Welcher Contrast, der Spill, diese Handvoll Steine im Meere, auf die sich ein ganzes Badeleben zusammendrückt, und die Promenade zu Baden! Und doch wieder eines wie das andere: die nämlichen Figuranten, Interessen, kleinen Leidenschaften, bis auf die Phrasen und geistigen wie körperlichen Wendungen herab.

Betrachten wir das ganze Panorama. In unserem Rücken Warnow und Breitling; im Vorgrunde rechts der Leuchtthurm, Häuser von Warnemünde; hinter ihnen und den hochbewimpelten Schiffen, wie nach entferntere Riesenschiffe, die geisterhaften Thürme des alten Rostock; vor uns See, nichts als See. — Auf dieser gewaltigen Bühne von Ocean und Himmel entrollen sich unablässig Scenen, in vorgeblicher Monotonie von unendlicher Mannigfaltigkeit. Der Hintergrund der Meerfahrt, des Hafenlebens gießt einzigen Reiz über Warnemünde aus. Wird man je müde, die wechselvollen Stimmungen der immer lockenden, immer trügenden Fluth, das Gleiten oder den wilden Tanz der Nachen zu betrachten, die zahllosen Segel mit dem Auge, mit der Sehnsucht zu begleiten? Jede Minute bringt ein anderes Drama. „Schiffe sind da!“ geht's wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Alles rennt zum Hafen, auf den Spill. Die Lootsen fahren mit ihrem Kahne hinaus, durchschneiden das blaue Meer, fern wie Geistererscheinungen stehen die Schiffe da. Das große kommt näher und näher; wie ein Riesengespenst in weißen wallenden Gewändern ragt es über die Wellen; nun gleicht es einem titanenhaften Schwan. Wie es her schwebt, die mächtigen Segel voll ausgespannt, ganz sieghaft! Was ist schöner, als bei Sonnenuntergang in den Port einlaufen? Ein zweites folgt, beide Rostocker, beide aus England heimkehrend. Wie einen gefesselten Giganten ziehen die in ihrem Boote vorausrudernden Lootsen das gefangene Schiff am Tau in den Hafen nach, und der Koloß schiebt sich ungeheuerlich in die engen Uferlinien hinein. In der lebhaftesten Zeit treffen am Tage oft acht, zwölf solche Schiffe ein. Eben fährt ein finnisches Schiff herein, das sehr hoch geht, weil es ohne Ballast kommt; mit seltsamem Rufe ziehen die Matrosen ihre Segel ein. Endlich zeigt sich der erwartete „Constantin“ am Himmel, von der Extrafahrt nach Kopenhagen heimkehrend, prächtig im Dämmerschein, wie ein Berg, und doch so leicht von der silbernen Welle getragen. Gleich einem Zauberschiffe braust der Dampfer daher, seine kolossale Silhouette scharf im Aether ausgeschnitten. Zu beiden Seiten vom Bugspriet löst er seine roth aufblitzenden Böller. „Hurrah! Hurrah!“ schreit alles her und hin und schwenkt die Hüte, auch die Schaar der Radikalen von Rostock, die sich heute am Spill angesiedelt haben; selbst der Präsident ihrer Volksversammlungen, der Advokat Moritz Wigards, schwenkt seinen Strohhut mit schwarzem Sammtband. Haben die Germanen einen Sieg errungen auf Seeland? Harmlose Deutsche! Wenn euer Schraubendampfer von einer Lustfahrt aus Dänemark wiederkehrt, macht ihr solchen Lärm! Freilich ein Rostocker Schiff, und man jauchzt der Heimath zu, die auf ihre Schraubenerfindung stolz ist. — Ein anderes mal wird das wie von einer Hütte aufwirbelnde Wölkchen, die kleine Rauchsäule am Horizont, zum Großherzog Franz, der von Petersburg zurückkommt, und man erkennt an dieser unmittelbaren Verknüpfung mit der Czarenstadt, wie hoch man sich schon im Norden befindet. Gestern wagten wir uns mit dem Dampfer „Phönix“ zu einer eigens veranstalteten Lustreise im Sturme hinaus, in die volle wilde Poesie des Meeres, jezt hoch oben auf Gipfeln, plötzlich wieder senkrecht hinab schwebend wie in's Bodenlose: wirklich ein Fliegen! Heute besuchen wir den französischen Dreimaster »Adelaide St. Vaast,« der von Rouen kommt, hier Ballast einnimmt und nach Schweden fährt. Der Kapitän der »bisquine« — so heißen sie das Fahrzeug — läßt sich's nicht wehren, uns tiefglühendes Rebenblut, den ächtesten Bordeaux zu kredenzen, samt Schiffszwieback. Die Matrosen, charakteristische Gestalten, haben bis auf den mousse, den Schiffsjungen, noch unter Louis Philipp gedient. Für jezt, meinten sie, sey ihnen der Präsident schon recht; sie haben jezt Ruhe, und die brauche der Handel vor allem. Am besten wäre es gewesen, Louis Philipp nicht zu beseitigen. Was denn jezt anders sey? Ihre Republik sey viel monarchischer als das Bürgerkönigthum. Auch die Herzogin von Orleans, in deren Heimath wir uns befanden, hätte man nicht sollen ziehen lassen, das Volk habe sie lieb. »La Normandie« habe gar keine Revolution gehabt, noch gemacht. Das seyen nur die Pariser, welche immer die ersten seyn wollten. „Am liebsten wäre uns der prince de Joinville. Auch den duc d'Aumale mögen wir, nur nicht den Nemours.“ — Am folgenden Tage wählen wir ein holländisches Schiff. Eine Frau befindet sich an Bord nebst ihrem Säuglinge. Wenn Matrosen keine Hütte haben, nehmen sie ihre Weiber mit auf das Schiff, welche dafür nähen, waschen, kochen. Manches Kind hat so in dem schwimmenden Hause das Licht erblickt; denn es gibt Seeleute, die gar keine Wohnung haben, so weit das blaue Himmelssegel ausgespannt ist, als eben ihr Schiff. Im Hafen, am diesseitigen Ufer der Warnow, darf aber kein Fahrzeug in seiner kleinen Küche kochen, wegen der Feuersgefahr für die nahen Häuser, nur am jenseitigen. Hinter dem Dorfe auf der Wiese steht die allgemeine Matrosenküche, ein röthliches Gebäude, dem die vielen Kamine das Ansehen einer Fabrik geben. Wir blicken hinein: es ist nur Eine Halle, in der Mitte der Herd, mit Rösten auf beiden Seiten, jedesmal zu zwei Schiffen. Koch und Junge eines Rostocker sieden Klöße im Kessel; der Junge rührt immer neuen Teig, obschon eine Unzahl großer weißer Klöße bereits brodeln, recht für Seemannsmägen. Ein mächtig Stück Rauchfleisch dampft in einer Schüssel auf der Bank. Den Aufseher macht ein Matrose mit zwei Stelzfüßen, dem beim Laden Holz die Beine zerschmettert hat. In trefflicher Laune liegt er auf einer der Anrichtbänke hingestreckt.

Das alte Rostock, die historische und noch heute vielfach wichtige Hansestadt, gewährt durch ihre unmittelbare Nachbarschaft Warnemünde eine erhöhte Bedeutung. Wenn wir, die Warnow aufwärts steuernd, das arme Fischerdorf im Rücken haben, taucht zuerst rechts Bramow auf,

Digitized by Google

ein Vergnügungsort der Rostocker, links Gehlsdorf, ein Filial des rauhen Hauses, wie dieses eine Rettungsanstalt im Kleinen und von Wichern oft besucht. Auf dem andern Gestade liegt die Tischbein'sche Maschinenfabrik. Hier werden die bekannten Schraubendampfschiffe gefertigt. Weiterhin, einladend in Gärten, die Villen der Rostocker Senatoren. Noch eine kurze Strecke und wir erreichen die Schiffswerfte und den innern Hafen der grauen Reichsstadt. Alles eilt vom Landungsplatze in die gerade eröffnete Kunstausstellung. Wie viel Gelungenes oder blaß Glattes man dort auch treffen möge, hier ist mehr Kunstanschauung und Gemälde in der Wirklichkeit. Beschauen wir zuerst den mächtigen, von Petersburg jüngst heimgekehrten Schraubendampfer, den Graßherzag Franz. Alle vierzehn Tage ungefähr kommt oder geht ein Schiff direkt von oder nach der Newastadt. Neben ihm sehen wir umgelegt einen der Grönlandsfahrer, der vor etwa zwei Monaten heimgekehrt, den „Polarstrom," Kapitän Engel. Wir mögen seine Maste berühren, und wie pocht und sägt man auf seiner nun senkrecht sich darstellenden Oberfläche! Diese Grönlandsfahrer — Rastock besitzt deren nur zwei, welche nächstes Frühjahr wieder absegeln — sind immer fürchterlich zugerichtet, trotz dem gewaltigen Beschläge von Eisen; denn dieses bildet einen wahren Panzer vorne und hinten gegen das Anprallen des Eises; es sind förmlich geharnischte Schiffe, aber das Metall ist ganz roth vom Salzwasser. Wandern wir zu dem zweiten weiter unten, der vor sechs Wochen heimgekommen und auch starker Ausbesserung bedarf, „Flora" genannt. Seht ihr das weiße Frauenbild am Bugspriet? eine Flora mit langen Ohrgehängen, Spitzenkragen, goldenem Kamm. Ringsum steht ein ganzes Regiment van Tannen, alle leer, denn das Schiff hat seine valle Ladung nicht erlangt, hat dießmal gar nichts verdient, aber auch keine außergewöhnliche Gefahr bestanden, wie uns einige der Matrasen versichern. Der Palarstern ist mit zweihundert Seehunden und einem Wallfische von achtzig Taunen Thran zurückgekehrt, die Fiara nur mit 450 Robben. Obschon die größten Schiffe sich gegenwärtig gar nicht hier befinden, nach allen Weltgegenden ausgezogen, selbst in die Levante nach Smyrna, herrscht dach den Hafen entlang reges Gewimmel; überall Thätigkeit, überall charaktervolle, originelle Gestalten. Welche Massen von Ankern und Ketten, ein ganzer Berg von Eisen, ein Magnetberg! Und jenes braune Holzhaus, das Dan Quixate unfehlbar für ein Ungethüm, ein riesiges Einhorn, halten würde? Es ist der Krahn zum Aufziehen der Lasten, das Wappen Rastacks abenteuerlich graß darauf gemalt: der goldene Greif im weißschwarzgrünen Felde.

Nun auf die angrenzende Baustätte. Eine Schiffswerfte gehört zum Herrlichsten unter allen menschlichen Dingen; es ist der augenfälligste Beweis von Menschengeist und Menschenkraft. Eilf Schiffe thürmen sich jezt hier unter Klopfen und Hämmern und Klirren empor; Riesenleiber erstehen von allen Seiten. So erst gewahrt man, wie ungeheuer diese Schiffe sind, wie tief sie im Wasser gehen; nur sa läßt sich ihr Umfang etwas beurtheilen; man gewinnt einen ganz andern Maßstab dafür. Alle Phasen der Entstehung dieser Paläste des Oceans breiten sich vor uns aus. Rückwärts in den Werkstätten liegen nur Baate und Nachen. Dort wächst der Kiel, das gigantische Thier, der Grundpfeiler und Träger des Ganzen; hier in der Mitte erblicken wir nur Fragmente, lauter Anatomie, kalassale Schiffsrippen; weiterhin streckt sich ein Bauch var gleich einer Riesenmuschel; rechts ein ganzes Skelett, das schönste Ebenmaß tratz der gewaltigen Verhältnisse; vorne liegt eine nach Finnland bestimmte Brigg, welche in zwei Wochen vallendet wird, der h. Nikalaus; schon ragen seine Masten empor und hoch oben hängen Männer. Auf dem Hintergrunde seiner Taue zeichnen sich am Himmel auf dem Profil des Gerippes die Gruppen der Arbeiter ab wie ein Basrelief, so einfach und edel in der Kraft der Bewegung, in der Harmonie, dem Rhythmus natürlicher und doch sinnreicher Beschäftigung; ganz Plastik.

Auf den Hafen öffnen sich alterthümliche Thore. Rostock, für das die Zahl Sieben bedeutsam ist, hat sieben Wasser- und Landthore, wie sieben berühmte Linden — nicht weit von der Eisenbahn — unter denen sich Erich VIII. huldigen (1303) ließ, sieben Thürme auf dem stolzen, hachgegiebelten Rathhause und sieben vom Markte auslaufende Straßen. Man stößt hier überhaupt noch auf ausgezeichnete Architektur. So schön und reich wie die zwei durchbrochenen Häuser „am Schilde" kennen wir keine, weder zu Lübeck, noch zu Prag und Nürnberg. Merkwürdig ist ferner das Zepplin'sche Haus. Unfern davon mündet die Straße auf den Blücherplatz. Unter seinem Erzbilde van Schadaw stehen die Worte, welche Gaethe dafür niederschrieb:

„In Harren
Und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Von Feinden los."

Um die Petrikirche, deren Thurm, der höchste Mecklenburgs, merklich schwankt, wenn man ihn bei stürmischer Witterung besteigt, krümmt sich die höchst originelle Altstadt mit ihrem gefährlichen Dunstkreise, zumal im Spätherbste, ein Nest von Typhus und Cholera. Leztere hat Rastock immer besonders hart heimgesucht, wie alle Orte, wo süßes und salziges Wasser sich begegnen, Lübeck, Hamburg u. s. w. In der Elbestadt erfährt man es nie öffentlich, wenn die Asiatin sich einstellt. Eben so mag sie hier, wo man mit Recht stets in Furcht var ihr schwebt, längst wieder spuken. Var zwei Jahren bei ihrer heftigen Verheerung flah alles nach Warnemünde. Neben der Chalera hat in diesem Quartier auch die Politik gewüthet. Rastock bietet eine seltsame Erscheinung im monarchischen Mecklenburg dar, mit dem es übrigens schan früher als reiche Hansestadt in steter Fehde gelegen. In den Küstenländern erzieht überhaupt das Meer die Bewahner zur Freiheitsliebe. Rastack, seit grauer Zeit im Widerstande geübt, ist nicht nur unabhängiger gesinnt als das geld- und prunksüchtige Hamburg, sondern unter allen Seestädten am meisten republikanisch. Die Ueberlieferung seines selbstständigen Gemeindewesens und manche eigenthümliche Einrichtung, die ihm noch erhalten geblieben, setzen es in ein merkwürdig verwickeltes Verhältniß zu der Landesregierung, für welches als bezeichnend dienen

Digitized by Google

mag, daß man eben in der lezten Zeit viel von einer nun doch nothwendig gewordenen und auch thatsächlich wirklich schon eingeleiteten „Annäherung“ an das großherzagliche Gouvernement reden kann, womit nun allerdings die Handelsstadt in eine neue Periode zu treten scheint. Dieselbe war bisher, aus den erwähnten Ursachen, nicht mit günstigem Auge von aben angesehen. Man macht ihr selbst eine Betheiligung an Kinkels Flucht zum Vorwurfe. Niemand zweifelt, daß er sich bis zur Einschiffung in Warnemünde verborgen. Mehrere Männer, die wir ausdrücklich danach fragten — sogar Rastock hat seine Diplomaten — erwiederten: „man sagt es,“ mit einer gewissen discret wichtigen Miene, weiche bedeuten mochte: „Man weiß es, aber man darf es nicht wissen.“

Mit Warnemünde vermag das nicht sehr entlegene Boltenhagen keinen Vergleich auszuhalten. Es ist eigentlich ein Diiettantenseebad, erst in neuerer Zeit eingerichtet, stark besucht, hauptsächlich van Damen. In dem frischgebauten Logirhause, Wichmanns Hotel, lebt sich's bequem und vergleichungsweise billig; lauter feste Preise (ein Zimmer wöchentlich 2 Thaler 16 Schillinge, Verköstigung für eine Person wächentlich, das Bad einbegriffen, 5 Thaler wöchentlich. Ein Zimmer für eine Nacht 8 Schillinge, für einen Tag 16 Schillinge, Trinkgeid für das Zimmer wöchentlich auf 24 Schillinge berechnet). Man trifft wenige Personen von Adel, dem es hier zu ungezwungen ist, denn der Schlafrock herrscht in Baltenhagen vor. — Wenn man von Warnemünde in die See hinaus fährt, gewahrt man noch über dem jenseitigen Waldufer des Breitling einen dämmernden fernen Streif. Es ist, unfern von Preußens Grenze und Leuchtthurm, der nördlichste Theil van Mecklenburg, „das Fischiand,“ welche sich noch in alter Eigenthümiichkeit erhaiten hat. Man könnte dort originelle Volksstudien machen. In diesem „Fischlande“ liegt Kirchdorff, ein schlichtes Fischerdörflein, wo Lente, weiche Einsamkeit und nicht Gemächlichkeit suchen, wohlfeilen Ausenthait zum Gebrauche des Seebads finden. Man fährt auf der Eisenbahn bis Rostock, von dort mit Past nach Ribnitz und dann in drei Stunden über die Binnensee nach Kirchdorff. Gleiche Stufe der Kultur, gleiche Vorzüge und Nachtheile bietet das nicht minder unbekannte Oertchen Gaartz, zu weichem man auf der Eisenbahn bis Wismar, weiter mit Post drei Meilen nach Neu-Buckow, und von da endlich noch eine Meile zu Fuße ader mit besonderem Fuhrwerk gelangt. So hätten wir denn die unterste Rangstufe der Kurorte des Graßherzogthums erreicht. Uebrigens waren in der lezten Saison alle Seebäder Norddeutschlands übervoll, Travemünde namentlich, nur Curhaven nicht, das jezt außer Mode nnd daher um die Hälfte wohlseiler ist, eben weil es zu lange theuer war, und van den Mecklenburgischen Seebädern Doberan.

Berichtigung.

Durch Versehen ist das dieser Nummer vorgesezte Motto vor dem Abdruck nicht berichtigt worden. Die ersten Worte sind verdorben; sie sollten lauten: You are too hot!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 49. 5. December 1852.

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erinn'rung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Goethe.

Am Musenquell.

Will diese Nacht, so sternenschön,
Feiern auf freien Bergeshöhn.
Es liegt die Welt als wie ein Traum
Unter dem unbegrenzten Raum.
Sey mir gepriesen und erhoben,
Endloser Geist der Einsamkeit!
Wie wandelst du so hoch da oben
In heiliger Verschwiegenheit,
Die mit gewaltigem Flügelspreiten
Thront über deinen Heimlichkeiten,
Und dem Sterblichen ewig nicht
Ihr ungeheures Siegel bricht!
Mir will ob all der Stille grausen;
Und doch — welch nie vernommnes Tönen!
Als thäten tausend Meere brausen
In einer einz'gen Hymne Chor;
Unhörbar für des Leibes Ohr,
Fühl' ich's die Seele mir durchdröhnen
Wie ein allgegenwärtig Lied.

Bist du der Odem, der geweht,
Schon eh' sich Erd' und Himmel schied?
Der Hymnus, der in stiller Größe
Ueber des Sandmeers Wüste geht,
Und fern dem irdischen Getöse,
Inmitten der Gestirne Pracht
Hinwandelt durch die stille Nacht?
Bist du's, vor dem in allen Landen,
Vor dem in alten Tagen schon
Die Sänger und Propheten standen,
Vor dem gekniet der Gottessohn?
Es tönt und wiedertönt in mir:
„Dein Herr und Meister über dir!"

O hier herauf, du Menschenherz,
Zu retten dich aus deinen Kammern,
Die dich an's enge Leben klammern,
Mit seinem kleinen Glück und Schmerz!
Hier faßt den Geist ein herrlich Sehnen,
In's Grenzenlose sich zu dehnen,
Hier lernest du unendlich seyn,
Vergessen deine kleinen Schranken
In Einem göttlichen Gedanken,
Und von dir selber dich befrei'n.
Nie lebt, wer hier nicht lernt zu sterben,
Ein and'res Leben zu erwerben.

Du bist versenkt mit tiefem Sinnen,
O Nacht, in deine Selbstgenüge;
Wie traut ist's hier! — ich kann sie hören

Der eignen Seele Odemzüge
Mit der Gedanken leisen Chören,
Wie sie die Geisternetze spinnen.
O tiefes Horchen! lichtes Schauen
In's innerste, geheimste Leben,
Sich selbst so ganz zurückgegeben!
Hier blüh'n des Geistes reine Auen,
Darin der Menschheit tiefster Bronnen:
Der heil'ge Mutterquell der **Kunst**,
Aus seinen Tiefen kommt geronnen. —
Es möcht' von dieser Himmelsgunst
Wohl gerne mit erkauften Töpfen
Der Menschenkinder Menge schöpfen,
Wenn nicht zurück der Bronnen wich',
So man ihm naht unwürdiglich;
Wenn's nicht, zu teufen in den Grund,
Am rechten Tag, zu rechter Stund'
Des eechten Eimers thäte brauchen,
Und nicht die Fluth beim Niedertauchen
Begänne, hoch sich überschlagend,
Rebellisch über Bord zu laufen,
Daß du, versinkend und verzagend,
Im Wirbel elend mußt ersaufen,
Bist du zum Schwimmer nicht erkoren,
Und rufst das Zauberwort nicht an,
Das Wort, das man nicht lernen kann.

Doch ist's vom Geist dir eingeboren,
Wie man den Sprudel muß regieren,
Den festen Blick nicht zu verlieren,
Und thatst du den lebend'gen Zug,
So hast du lebenslang genug,
Spürst deine Kraft zum Himmel wachsen
Und mitten durch der Erde Achsen,
Siehst in dem Taumel wirrer Kräfte
Den Einen Puls gesunder Säfte,
Und wirst ihr Brausen und ihr Bäumen
Ein junger Alexander zäumen.
Und alles Zufalls Eigensinn,
Der dir sich mag entgegenwerfen,
Ist dir willkommener Gewinn,
Ein tüchtig Auge dran zu schärfen.
Kannst überschau'n mit Einem Blick
Der Zeiten schwindliges Geschick,
Was niemals früher dagewesen,
Mit selbstgeschaffnen Zeichen lesen,
Die Fäden in Einem Punkte fassen
Und hin und wieder springen lassen —
Ein Kunstgeweb in Meisterhand,
Und weiß kein Mensch, wie es entstand,
Hätt' Keiner mit so edeln Falten
Bedeckt des Lebens Mißgestalten,
Hätt' Keiner, wie du, genannt mit Namen,
Was Alle treiben — und nicht versteh'n,
Ließ Keiner die Welt zusammengeh'n,
Wie du, in eines Spiegels Rahmen,
Dein hell als eine Sonne brennen
Die Strahlen, die sich sonst verlieren,
Darin die Zeit sich mag erkennen,
Und ein Jahrhundert lang studieren.

Mir ist so süß, so schmerzlich eigen!
So schmerzlich — ich kann sie rauschen hören
Die heilige Prophetenquelle,
Und darf von ihrer grünen Schwelle
Betrachtend mich hinunterneigen;
Doch mir am Leben fühl' ich zehren
Den langen Streit, daß ich nicht weiß,
Ob ich im Schöpfungsdrang, so heiß,
Die Tiefe endlich soll erreichen,
Den Lebenstrank heraufzuführen; —
Ob ich den Durst muß ewig spüren,
Weil mir zurück die Fluthen weichen,
Gerinnend gar zu spröden Stoffen,
Dran Saft und Kraft ist ausgeloffen;
Ob ich, ein Fisch, im Sande schnappen
Und ewig soll am Ufer tappen,
Wo schon so viele sind gegangen,
Von Blicken trüb, von Herzen krank,
Statt Geistes Dunst und Schaum zu fangen,
Und weiß kein Bettler ihnen Dank.

Doch auch so süß, so göttlich schön
Fühl' ich den Busen aufgeheitert,
Fühl ich die Seele mir erweitert
Von all dem himmlischen Getön,
So wiederhallet ob den Wogen
Von unsichtbaren Tempelbogen,
Darunter aus den besten Zeiten
Mit heil'ger Liebe Hochgesang,
Mit Heldenlied und Waffenklang
Der Meister Kraftgebilde schreiten,
Im tiefsten Geist und Sinn empfangen,
So edel, wie man Götter denkt,
Und wie ein Festtag hoch begangen,
Dem alles seinen Glauben schenkt.
Selbst aus des Marktes fernem Tosen
Und aus des Werkeltages Enge
Bejauchzt euch die erbaute Menge,
Und opfert willig ihre Rosen,
Wie seiner Flotte stolzen Masten
Entgegenjauchzt der Städte Zug.
Man darf die Herrliche betasten
Und preist die Schätze, die sie trug,
Man hat begrüßt der Flagge Wehen,
Das die Gelandete geziert,
Doch in der Tiefe nicht gesehen
Das Räderwerk, das sie regiert;
Und auch die Hände sind vergessen,
Die nicht geruht in Jahr und Tag,

Die wilden Wasser zu durchmessen,
Damit die Welt genießen mag.

Mir ward, ihr festlichen Gebilde,
Vergönnt, in's Tiefste euch zu sehn,
In eurer Kraft, in eurer Milde
Darf ich von Herzen euch verstehn,
Wie ihr so göttlich seyd gedacht,
So nahbar menschlich doch gemacht.
Auch sie, die erst als Traumgestalten
So lang, so treu euch festgehalten,
Und von der suchenden Begier,
Mit Wort und Bild euch zu erfassen,
Die lange Zeit nicht abgelassen,
Bis ihr beseelt und lebenswarm
Geruht in ihrem keuschen Arm —
Auch eure Meister seh' ich hier,
Kann sie auf jedem Schritt begleiten,
Seh' sie im Kampfe mächtig streiten,
Der sie um euch zu Felde treibt,
Auf halbem Weg nicht stehen bleibt,
Nicht seitwärts nach bequemen Zielen,
Wo aus beliebter Dämmernacht
Der Täuschung locke Dirne lacht,
Mit feigem Aug' sie läßet schielen,
Noch den gemeinen Fahrweg wandeln,
Wohlfeile Kränze einzuhandeln.
Auf euch nur ist ihr Sinn gewandt,
Die sie als Höchstes früh erkannt.

Und ewig ist's der Liebe Muth,
Der Gott in irdischen Gefäßen,
Der alle höchsten Wunder thut,
Mit Menschenmaßen nicht zu messen,
Der mit den Qualen der Entbehrung
So lang ein ringend Herz bedrängt,
Bis es in Fülle der Verklärung
Sein glorreich Ideal umfängt,
In seinem Zauber, ganz entschleiert,
Das Göttliche auf Erden feiert.

Von dieser Gotteskraft durchdrungen,
Habt ihr, Unsterbliche, gerungen,
Die auf der Menschheit Hochaltäre
Der Künste Herrlichstes gebracht.
Es wächst, von dieser Glut entfacht,
Der Glaube, daß, zu dieser Frist
Des Jammers um der Musen Ehre,
Nicht aller Tage Abend ist,
Daß noch gelinge die Vermählung:
Auf neuen, frischgebahnten Wegen
Dem Drang der ungefügen Massen,
Der uns verfolgt auf Markt und Gassen,
Mit glüh'nden Hauchen der Beseelung
Den Reif der Grazien anzulegen,
Bis, mit dem Leben ausgesöhnt,
Der Schönheit Tempel wieder tönt.

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Eine Erzählung aus dem Ries.

VI.

Während dieser Erlebnisse der Seinen arbeitete Ludwig mit neuer Kraft und neuem Muthe weiter. Er hatte in Rücksicht auf sein Dienstverhältniß einer Anfeuerung bedurft; das Schreiben der Geliebten und die Abfassung seiner Antwort gewährten ihm diese aber in vollem Maße. Es war ihm ganz, wie er geschrieben. Sein Geist war aufgerichtet; das Bewußtseyn, ein solches Herz gewonnen zu haben, das Gefühl, ihrer werth zu seyn, und die Hoffnung, die aus diesem Gefühl emporkeimte, ließen ihn alle Mühen mit Freudigkeit ertragen. Er hatte nun auch eine Bekanntschaft gemacht, die ihm angenehm und tröstlich war. Von seinem Bauer zum Pfarrer des Ortes geschickt, antwortete er diesem auf seine Fragen so verständig und gutmüthig, daß der Geistliche das Gespräch verlängerte, so weit es anging, und den jungen Burschen aufforderte, ihn in freien Stunden zu besuchen. Es war dieß ein Mann in mittleren Jahren, der aber ähnliche Ansichten zu haben schien, wie der alte Herr, den wir kennen, da er an den entlaufenen Sohn keine Ermahnungen richtete, die er nicht hätte befolgen mögen, sondern sich unbefangen im Kreise allgemeiner Belehrung hielt.

Die Annehmlichkeiten, die er aus alle dem schöpfte, waren Ludwig auch nöthig, um ein Uebel zu bestehen, das immer ärger zu werden schien. Dieß war der Uebermuth Michels, der nicht selten in wirkliche Bosheit ausartete. Verdroß es ihn, daß Ludwig bei seinen Neckereien nicht mehr empfindlich wurde, sondern ihn lächelnd oder mitleidig ansah; war er eifersüchtig auf die Seelenfreude, die verschönernd aus dem Gesichte des Knechts leuchtete, oder auf das Lob, das sein Vater diesem hie und da auf seine Unkosten ertheilte, genug, der junge Schmiedbauer ging in seiner herrischen Anmaßung gegen Ludwig weiter und weiter, so daß er alle die Seinen hinter sich ließ. Die schwache sinnliche Gutmüthigkeit, wie man dieß in der Welt öfter sehen kann, bestand die Probe nicht, die ihr auferlegt wurde, und verwandelte sich unter gewissen Anreizungen geradezu in Gemeinheit. Eine solche Anreizung mochte für den Burschen auch in der Nachricht seines Vaters liegen, daß der Angerbauer seinen Sohn verläugne und, wie es scheine, wirklich nichts mehr von ihm wissen wolle. Konnte man gegen einen Verstoßenen sich nicht gehen lassen nach Belieben?

Als die kleinen Mittel nichts mehr verfingen, wendete Michel die gröberen und plumperen an, und es gelang ihm nun allerdings wieder, den Untergebenen zu ärgern und zu erzürnen. Ungerechte Behandlung zu ertragen ist für gewisse Gemüther das Schwerste; und wenn sie sich's auch vornehmen, bei den Anmaßungen der Dummdreistigkeit ruhig zu bleiben, so glückt's ihnen doch nicht immer. Die Geduld Ludwigs wurde auf harte Proben gestellt; das Betragen Michels erschien ihm so kläglich, daß er den Ausbruch des Zorns und der Verachtung kaum mehr zurückhalten konnte. So sammelte sich nun aber ein Maß von Galle in ihm an, das nur noch berührt zu werden brauchte, um überzulaufen.

An einem Sonntag nach dem Essen kamen „Freunde“ — wie man weiß, Verwandte — des Schmiedbauern zum Besuch angefahren, Vater, Mutter und ein fünfzehnjähriger Sohn. Sie wurden mit Kaffee und „Goglopf“ (Guglhupf) traktirt, welchen Madlene und die Magd am Vormittag zu diesem Zweck verfertigt hatten. Als endlich auch der „junge Vetter“ dem Nöthigen zu einer neuen Schale nicht mehr Folge leisten konnte, führte man die Gäste im Hause herum und zeigte ihnen Küche und Keller, Kasten und Schreine und deren Inhalt zum Bewundern, welcher Absicht die Bauersleute höflich entgegenkamen. Michel empfand großes Verlangen, ihnen die Ställe zu zeigen, und freute sich namentlich, ihnen die Zierde derselben, einen schönen zweijährigen Braunen vorzuführen. Er eilte voraus in den Roßstall, fand den Oberknecht ausgegangen, Ludwig aber bei der Hand. Bei dem Anblick desselben fuhr der böse Feind in ihn und gab ihm den Gedanken ein, sich selbst in seiner Herrlichkeit und den Sohn des Angerbauern, der mit den Gästen ebenfalls einigermaßen verwandt war, in seiner Erniedrigung zu zeigen. Er rief in barschem Ton: „Ludwig, führ' den Braunen in den Hof!“ Ludwig gehorchte und dankte den Verwandten auf den Gruß, den sie ihm boten, mit bescheidener Höflichkeit. Das junge Roß ward im Freien munter und fing an zu laufen. Michel rief ärgerlich: „Nicht so schnell!“ Der Angefahrene hielt es zurück; Michel schrie nun: „Zu langsam! Marsch! Zu!“ und verwirrte den andern so, daß die Gäste bald sahen, worauf es hier angelegt war, den rothgewordenen Ludwig bedauerten und den Sohn des Hauses für einen dummen Prahler

Digitized by Google

hleiten. Endlich rief Michel: „Laß ihn laufen! Schnell! schneller!“ Ludwig gehorchte; das Roß wurde im Trab übermüthig, sprang auf die Seite, traf mit den Hinterbeinen in eine kleine Kothlache, die vom gestrigen Regen herrührte, und bespritzte den schön gestreiften Rock der Bäuerin.

Auf so etwas hatte Michel gewartet. Den Umstand, daß dieser armselige Zufall nur in Folge seiner Befehle eingetreten war, natürlich außer Acht lassend, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zugleich seine Machtvollkommenheit und seine Galanterie gegen die Base an den Tag zu legen; er schrie Ludwig zornig an: „Du bist ein Esel! Nicht einmal ein Roß kannst du führen, wie sich's gehört!“ — Das war aber dem Burschen zuviel. Während die Gäste Ausrufe des Bedauerns hören ließen, übergab er dem kurz vorher angekommenen dritten Knecht das Roß, trat vor Michel hin und rief: „Du bist der jämmerlichste aller Menschen! Noch ein solches Wort gegen mich, und ich breche dich zusammen!“ Seine Augen funkelten, in seinem Gesicht brannte die Gluth des Zorns und der Verachtung, seine Arme zuckten, als ob er seine Rede sogleich wahrmachen wollte. Michel erschrack und trat blaß geworden einen Schritt zurück. Der gemeinschaftliche Vetter stellte sich zwischen sie und ermahnte zur Ruhe. Unterdessen faßte sich Michel wieder, und indem er eine hochmüthige Miene anzunehmen suchte, sagte er zu Ludwig: „Mit dir wird man noch fertig werden, und das bald!“ Dann sah er sich um, ob nicht sein Vater oder der Oberknecht in der Nähe wäre. Ludwig folgte dieser Bewegung, und seine Gedanken errathend rief er: „Schrei keinem, ich rath es dir! Wenn ihr zusammen über mich herfallt, dann ist's Nothwehr, was ich thu', und“ — setzte er hinzu, indem er die Hand an die Seitentasche legte — „ich schwör's bei Gott: den ersten, der mich anrührt, stoß' ich nieder wie einen Hund!“ Der Bauer, dem dieß zu stark war, sagte: „Führ keine solche Reden, das geziemt sich nicht für dich!“ — „Für mich geziemt sich alles,“ entgegnete der Gereizte, „was sich für einen freien Menschen geziemt! In dem Augenblick bin ich kein Knecht mehr, sondern der Sohn meines Vaters! Aus diesem Haus geh' ich fort, auf der Stelle — das versteht sich von selbst!“ Er wandte sich zum Abgehen, drehte sich aber nochmal gegen Michel um und machte mit geballter Faust eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Du weißt, was geschieht! Dann ging er in die Stallkammer zu seinem Lager und nahm aus dem daneben liegenden Schrein seine wenigen Habseligkeiten heraus, um sie zur Wanderung zusammenzubinden.

Unterdessen war der Schmiedbauer mit seiner Tochter aus dem Hause gekommen. Auf sein Befragen, welch ein Lärm das sey, erzählte der Vetter den Handel, war aber so gerecht zu sagen, daß Michel dem Ludwig es zu arg gemacht habe, was von der Base mit der Bemerkung bestätigt wurde, daß es wegen des „Spretzers“ auf ihrer Schürze nicht der Mühe werth gewesen wäre. Der Schmiedbauer verwies dem Sohn sein Betragen und hieß ihn in die obere Stube gehen: die Sache wollte er nun allein ausmachen. Michel entgegnete, dem Kerl werde er nicht aus dem Wege gehen, entfernte sich aber doch.

Ludwig, sein Bündel unter dem Arm, kam herbei. „Schmiedbauer,“ sagte er mit verhältnißmäßiger Ruhe, „Ihr habt wohl schon gehört, was geschehen ist, und werdet begreifen, daß ich in Eurem Hause nicht länger bleiben kann.“ — „Das begreif ich,“ sagte der Bauer. „Aber wo willst du hin?“ Ludwig erwiederte: „Ich geh' nach Augsburg.“ Der Bauer bemerkte: „Es wäre gescheidter, wenn du zu deinem Vater heimgingest. Die Gelegenheit wär' gut.“ — Ludwig entgegnete unmuthig: „Behaltet Euren Rath für Euch,“ und wollte gehen. — „Wie!“ rief der Bauer, „ohne deinen Lohn? Du bekommst noch zwei Gulden.“ — Ludwig erwiederte, er schenke ihm den Lohn, worauf der Bauer nicht ohne Würde ausrief, er wolle nichts geschenkt von ihm, was er verdient habe, müsse er nehmen. Ludwig ließ sich die zwei Gulden bezahlen, drückte sie dem dritten Knecht in die Hand, der ihn erstaunt ansah, wünschte den Umstehenden wohl zu leben und richtete seine Schritte dem Wirthshaus zu. Da der Abend herannahte, so wollte er hier übernachten und morgen mit dem Frühesten nach Augsburg wandern, wozu er noch beinahe zwei Gulden vom früher eingenommenen Lohn hatte. Sein Gedanke war, an diesem Ort, wie schon so Mancher vom Ries, sein Glück zu machen, Annemarie nachzuholen und sie in eine schöne Stadtwohnung als Frau einzuführen.

Als er in die stark besuchte, von Tabakrauch erfüllte Wirthsstube trat, wurde er von einem Tisch junger Burschen freundlich begrüßt und zwei davon streckten ihm mit der üblichen Frage: „Kann ich aufwarten?“ ihre gefüllten Gläser entgegen. Der Streit mit dem jungen Schmiedbauer war von mehreren, die zufällig am Hofe vorübergingen, mit angehört worden, und diese hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Geschichte durch's Dorf zu verbreiten. Kurz vorher war sie in der Wirthsstube erzählt worden, und die Zuvorkommenheit der jungen Leute hatte ihren Grund darin, daß Ludwig es dem eingebildeten Michel so hinausgegeben, und — daß er kein Knecht mehr war. Unser Bursche that mit ebenbürtiger Miene Bescheid, aß und trank, sagte dem Wirth, daß er über Nacht bleiben wolle, und ließ sich von ihm in die obere Stube führen. Hier begehrte er Schreibzeug und begann einen Brief an Annemarie, worin er ihr den heutigen Vorgang und seine Plane mittheilte. Als er

Digitized by Google

fertig war, klopfte es an die Thüre. Die Miethsmagd brachte Licht mit einem Brief, der so eben unten für ihn abgegeben worden sey.

Ludwig betrachtete die Aufschrift, erbrach das Schreiben und las, zuerst mit allen Zeichen großer Ueberraschung; dann schüttelte er ernst den Kopf, als ob er mit dem Inhalt nicht einverstanden seyn könnte. Er las weiter; eine eigenthümliche Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen, er sah empor, wie bewegt von einem lockenden und drängenden Gedanken. Auf einmal stand er auf und rief entschlossen: „Ich thu's!“ — Er setzte sich wieder, versank in Nachdenken, und sein Gesicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, wie das eines Menschen, der weiß, daß sein Thun verdammende Urtheile erfahren wird. Er packte sein Bündel aus und ordnete seine Habseligkeiten geschickter, als es in der ersten Eile möglich gewesen. Was der Brief auch enthalten mochte, in dem Beschluß, die Wanderung anzutreten, schien er ihn nur bestärkt zu haben.

Nach einem in mäßiger Arbeit verbrachten Tage saß der Angerbauer bei seinem Weib im Kanzlei. Die Abendmahlzeit war vorüber, eben so das Läuten der Kirchenglocke, das die Familien zum Abendgebete ruft, und welches darum „Betläuten“ genannt wird. Die Ehehalten waren zum größten Theil schon im Bette, weil sie morgen sehr früh wieder heraus mußten; nur der Oberknecht war noch im Roßstall und erzählte dem Andres Geschichten. In der Stube herrschte große Stille, in welcher nur das Ticken der Wanduhr — stärker, als man ihrs bei Tage zugetraut hätte — und das „Spinnen“ der großen Hauskatze vernehmlich war. Der Angerbauer hörte nichts von beiden; er ruhte gedankenvoll in dem braunledernen Großvaterstuhl am Ofen. Die Bäuerin saß am Wandtisch, auf dem eine brennende Oelampel stand. Sie sah bekümmert aus und war offenbar mit einem bestimmten Gedanken beschäftigt. Diesen zu äußern brach sie das Stillschweigen, und zwar in einem Tone, als ob sie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnähme. „Was doch das Geld ist!“ sagte sie mit einer Art Seufzer. „Wenn das Mädchen nur einen Hof hätte wie die andere, eine bessere Schwiegertochter könnten wir uns nicht wünschen!“ — Der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf und erwiederte: „Was redest du da wieder! Sie hat ihn nun einmal nicht! Wenn! Als ob einem damit geholfen wäre!“ — Die Bäuerin ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „Ich hab' sie heut' wieder an mir vorbeigehen sehen, und was mir besonders gefallen hat, ist ihre Sauberkeit, und daß ihr alles so wohl ansteht. Das würde eine Haushaltung werden wie unsere.“

Der Alte wurde ernstlich böse. „Ich möchte doch wissen,“ rief er aus, „was das für ein Vergnügen ist, sich Dinge vorzustellen, die nicht seyn können. Sey doch nicht so kindisch!“ — „Nun ja,“ erwiederte die Frau, „ich weiß ja, daß es nicht seyn kann; aber man darf doch wohl davon reden.“ — Sie schwieg eine Weile still, konnte oder wollte sich aber noch nicht zufrieden geben, und begann daher: „Wer hätte gedacht, daß es uns so ganz unglücklich gehen würde! Statt einen Sohn gut zu versorgen, müssen wir ihn bei Leuten dienen lassen, die ihn schlecht behandeln, und vielleicht bald hören, daß er in die weite Welt gelaufen ist, wo wir ihn gar nicht mehr sehen!“ — Der Vater erhob sich in großem Unmuth. „Ich seh,“ rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir in's Bett gehen! Nimm die Ampel und zünde mir, ich geh!“ — „Nun,“ versetzte die Mutter, „thu' nur nicht gleich so wild!“ Sie erhob sich und folgte dem Mann in die Stube.

Als sie eben der Thüre sich näherten, hörten sie ein Gebell vom Hofhunde, das sich rasch in ein Freudengeheul verwandelte. Sie horchten. Ein froher Lärm erhob sich vom Stalle her und bald vernahmen sie den lauten Ruf von Andres: „Er ist da! Er ist da!“ — Das Herz der Mutter klopfte, mit zitternder Hand öffnete sie die Thüre, sah umher und erblickte an dem Ende des Ganges, der vom Stall in den Tennen führte, den verloren geglaubten Ludwig, von Andres mit jubelndem Eifer vorwärts gezogen. Einen Freudenschrei ausstoßen, die Ampel auf die Ofenbank stellen, dem wiedergefundenen Sohn entgegeneilen, ihn fassen und mit liebenden Worten begrüßen, war bei der guten Frau Eins. Sie nahm ihn beim andern Arm und führte ihn vereint mit Andres der Stube zu.

Der Angerbauer war von dieser, im gegenwärtigen Moment durchaus unerwarteten Heimkehr in die innerste Seele getroffen. Seine Gemüthsbewegung äußerte sich in einer Blässe, die über sein Gesicht ging und eben so wie die Freuderöthe der Mutter das Gefühl für den Sohn bekundete. Damit hatte er aber den Zoll der väterlichen Liebe abgetragen; er faßte sich im Augenblick wieder, unterdrückte seine Bewegung und sah dem Ankommenden in der Würde des häuslichen Richters entgegen, da die Mutter nach seiner Ansicht in der Güte viel zu weit gegangen war. Ludwig stand mit blutrothem Gesicht auf der Schwelle. Er hatte der Mutter „guten Abend“ gesagt; vor dem Vater zeigte sich aber die Natur unfähig, den Beschluß des Willens auszuführen: der Mund war ihm wie durch einen Zauber verschlossen. Eben so unfähig war der Vater, diesen Zauber zu lösen durch ein mildes, entgegenkommendes, wenn auch mit väterlicher Rüge entgegenkommendes Wort.

Allein ich darf in dieser Schilderung nicht weiter gehen. Ich kenne die Leser und auch die schönen Leserinnen. Ich weiß, daß namentlich die letzteren am

Digitized by Google

Manne das Heroische, Durchgreifende, stolz Beharrende lieben, und muß nun fürchten, daß unser Freund wegen seiner plötzlichen Nachgiebigkeit in ihrer Achtung gar sehr gesunken ist und ihre theilnehmenden Seelen von dieser Wendung überhaupt unangenehm berührt worden sind. Da es mir nun doch hauptsächlich um ihre Gunst zu thun ist, für mich sowohl als für meinen ländlichen Liebhaber, so muß ich vor allem berichten, wie dieser dazu gebracht wurde, den unerwarteten Schritt zu thun.

Als Ludwig sich vom Schmiedbauer in's Wirthshaus begab und den Brief an Annemarie schrieb, war es bei ihm ausgemacht, am andern Morgen nach Augsburg zu wandern. Eine Aenderung seines Entschlusses wurde durch den Brief herbeigeführt, den er Nachts erhielt und der ihm ein anderes Ziel der Wanderung bezeichnete. Er war geschrieben von dem alten Pfarrer und ihm zugesandt aus dem Hause des jüngeren Amtsbruders, wo er für einen Fall dieser Art schon einige Tage bereit lag. Ich lasse ihn wörtlich folgen und seine Sache selbst führen. Der alte Herr schrieb:

„Lieber Ludwig! Ich höre von meinem Freunde und Amtsbruder, daß du von dem Bauer, bei welchem du als Knecht dienst, und von seinen Kindern immer übler gehalten wirst, und da ich annehmen muß, du werdest dich über kurz oder lang mit ihm überwerfen, so schreibe ich dir diesen Brief, damit er im Augenblick der Entscheidung das Gewicht eines freundschaftlichen Rathes in die Wagschale werfe, die sich zur Versöhnung neigt. Du weißt selber, Ludwig, daß dein alter Freund nicht zu denen gehört, die mit ihren Ermahnungen lästig werden, wo kein Wille und keine Fähigkeit ist, sie zu befolgen; aber dir muth' ich jezt etwas zu, weil ich dir die Kraft zutraue, es zu thun. Um es offen zu sagen: du mußt zu deinen Eltern zurückkehren! Du mußt es freiwillig und sobald als möglich thun!"

„Ueber den Streit mit deinem Vater will ich jezt nicht urtheilen. Ihr seyd aneinander gerathen und du hast das väterliche Haus verlassen — es sind geschehene Dinge. Aber nehmen wir an, es sey an dem Bruche einer so gut Schuld wie der andere — wem steht es zu, die Hand zum Frieden zu bieten, dem Vater oder dem Sohn? Die Antwort hierauf wirst du dir, wenn du unbefangen urtheilen kannst, selber geben. Der Sohn, der nachgibt, erfüllt die Pflichten kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams; der Vater, der nachgibt, verlezt die Pflichten der Herrschaft in seinem Hause und gibt sich unmännlich in die Hand des Kindes."

„Wüßten deine Eltern nicht, daß sie dich aus dieser Ursache nicht zurückrufen dürfen, sie hätten's wahrlich schon lange gethan. Denn sie kümmern und grämen sich, sie verzehren sich in Sorgen und Unruhe, wie wenig sie sich vor andern auch anmerken lassen. Die Freude und die schöne Zufriedenheit ist aus ihrem Hause gewichen. Darf nun der Sohn, der davon Kenntniß erhält, zaudern, seinen Eltern die verlorene Freude wieder zu geben? Darf er zaudern, auch wenn man ihm zeigt, daß es seine Pflicht ist und er allein es vermag? Wenn der natürliche Mensch in dir widerstrebt, wenn er sich dreht und windet und allerlei Ausflüchte macht — um so besser, Ludwig! denn dann hast du Gelegenheit, in Ueberwindung desselben zu beweisen, daß du ein Christ und ein braver, sittlicher Mensch bist."

„Ich wende mich an den Ludwig, der mir im Unterricht gar oft durch verständige und feine Antworten Freude gemacht. — Wenn ein Sohn, der trutzig davon gelaufen, in das Haus seiner Eltern zurückkehrt, weil es ihm draußen schlecht geht und er gern wieder besser essen und trinken möchte, so ist er ein armer Sünder, dem man allenfalls verzeihen, aber keine Achtung schenken kann. Wenn er aber heimkehrt aus Liebe zu den Seinen und in der großmüthigen Absicht, ihnen Freude zu bringen, wenn er heimkehrt, obwohl er sich sagen kann, daß er sich draußen selber zu helfen vermöchte, dann ist er ein braver, edler Mensch und handelt in dieser christlichen Selbstüberwindung viel männlicher, als wenn er trutzig weiter und weiter liefe; denn es gehört viel mehr Kraft dazu, seinen Willen zu brechen, als seiner Leidenschaft zu fröhnen. — Das Christenthum, Ludwig, das ich dich gelehrt, ist nicht einem Gefässe gleich, das man in einen Kasten stellt, um es hie und da seinen Freunden zu weisen; es ist eine Sache zum Brauchen. Und je mehr und je fleißiger man diese Sache braucht, desto besser und schöner wird sie."

„Erwäge noch etwas anderes! Du strebst nach einem eigenen, in deinen Verhältnissen ungewöhnlichen Preis. Du begehrst ein Mädchen zur Frau, die durch ihr Vermögen und ihre Stellung im Leben nach der hergebrachten Ansicht nicht deines Gleichen ist. Du verlangst, daß deine Eltern ihre Plane opfern und ihre gewohnten Begriffe aufgeben sollen um deiner Leidenschaft willen. Womit hast du denn das verdient? Was hast du denn dafür gethan? Du forderst dem Vater seine Einwilligung ab, und wie er sie verweigert, brichst du mit ihm und gehst davon. Heißt das von seinen Eltern eine Gunst verdienen? Und wenn du nun ganz fortwandertest in die Fremde, könntest du von dem völlig geflohenen, doppelt gekränkten Vater erwarten, daß er dich dafür durch Erfüllung deiner Wünsche belohne? — Wenn du aber selbst ein Opfer bringst, wenn du dich demüthigst und in freiem Entschluß als ein gehorsamer Sohn zurückkehrst, dann möchte das wohl die Herzen der Deinen rühren, sie möchten eine Anregung empfinden, nun ebenfalls ein Opfer zu bringen und da zu belohnen, wo ein Verdienst vorhanden ist."

Digitized by Google

„Ich will dir keine Hoffnungen machen, denn ich habe kein Recht dazu; noch weniger kann ich für etwas der Art einstehen. Allein wenn du den Segen des Himmels haben willst, so mußt du durch edles Handeln dich seiner werth machen. Und wenn du bei deinem Vater etwas erreichen willst, so darfst du nicht auf eine Schwäche rechnen, die er nicht hat, sondern du mußt die Großmuth zu erwecken suchen, deren er fähig ist."

„Und nun bedenke, was deine braven Eltern von jeher für dich gethan haben, und frage dich, ob die Aufrechthaltung eines im Zorn gesprochenen Wortes so schwer wiegen darf wie die Pflicht der Dankbarkeit für unberechenbare Wohlthaten. Denke an die Freude, welche du den Deinigen machen wirst — und daneben auch ein wenig an die, welche dein alter Freund haben wird, der dich gar gern wieder in seiner Nähe hätte!"

Ob dieser Brief einen andern umgestimmt hätte? Ich weiß es nicht. Bei Ludwig erfüllte er seinen Zweck, und der alte Herr bewies hier, daß er seinen Schüler kannte. Der Verstand des jungen Burschen konnte den Gründen des Geistlichen nicht Unrecht geben und sein gutmüthiges Herz war empfänglich für die edeln Mahnungen, die er an sich gerichtet sah. Er erkannte klar: geschehen muß etwas, mein Vater thut's nicht, darum muß ich's thun. Er fühlte sich bei diesem Gedanken nicht kleiner als vorher, sondern größer, und deutlich rief es in seinem Herzen, daß der Gang nach Hause der Weg zu seinem Glück seyn werde. Er faßte seinen Entschluß und blieb dabei.

Am andern Morgen zerriß er den Brief an Annemarie und schrieb einen andern, der kurz so lautete: „Liebe Annemarie! Ich bin im Streit vom Schmiedbauer geschieden und folge nun dem Rath unseres guten Pfarrers und kehre aus freien Stücken zu meinen Eltern heim. Er hat mir seine Meinung schriftlich zukommen lassen und du würdest ihm eben so Recht geben müssen, wie ich es thue. Ich bleibe dir unabänderlich treu und thu' nur einen Scheitt, der uns dem Ziel, das wir uns beide gesezt haben, näher bringen muß. Und vertrau dem Herrn Pfarrer und mir nur ohne weiteres, wenn ich dich auch in der ersten Zeit nicht gleich besuchen könnte. Es geschieht alles zu unserem Besten. Ich bin dein ewig getreuer Ludwig."

Nachdem er diesen Brief an Annemarie durch eine sichere Gelegenheit abgeschickt hatte, wo sie ihn noch im Lauf des Tages bekommen mußte, nahm er von den Wirthsleuten Abschied, ging zum Pfarrer des Orts und theilte ihm sein Vorhaben mit. Der Geistliche lobte ihn sehr und wünschte ihm alles Glück, indem er ihm freundlich lächelnd Muth einsprach. Ludwig ging zuerst nach Nördlingen und richtete es so ein, daß er in der Dämmerung auf Feldwegen nach seinem Dorfe wanderte. Als er sich seinem Garten näherte — denn durch ihn wollte er in's Vaterhaus zurückkehren — mußte er erfahren, daß auch bei der größten Willigkeit des Geistes das Fleisch dennoch schwach seyn könne. Wie fest er sich vorgenommen, heimzukehren als ein Mensch, der weiß was er will und der seine Pflicht erfüllt, so fing sein Herz doch gar mächtig an zu pochen und er wurde roth vor sich selber. Troz dieser Anwandlungen des Schämens und Zagens ging er indeß vorwärts, bis er in den Hof und von da in die Stallung kam. Das Uebrige wissen wir.

Als der Alte sah, daß sein Sohn nichts vorzubringen vermöge, brach er das Stillschweigen auf eine Art, wie sie ihm für's erste allein möglich war. Er sagte: „Es scheint, daß es dir beim Vetter Schmiedbauer nicht recht gefallen hat, da du wieder zu so einem Mann koamst, wie dein Vater ist. Hat man den Herrn vielleicht nicht gut gehalten? Hat man sich unterstanden, ihm durch den Sinn zu fahren? Wie, oder hätte —" Weiter konnte er nicht reden, da die Mutter ihm mit dem Ausruf: „Bist du gleich still?" den Mund zuhielt. Zu Ludwig gewendet, sagte sie dann: „Kehr dich nicht an seine Reden, du kennst ihn ja! Ihm ist's am liebsten von uns allen, daß du wieder da bist!" — „Ja wohl," bemerkte Andres, „ihm ist ein Mühlstein vom Herzen gefallen!" — Der Alte sah Andres an und sagte: „Ihr seyd Narren, du und deine Mutter!" — Dann faßte er sich und sagte mit Würde: „Freilich ist's mir lieb, wenn ich sehe, daß ein junger Mensch zur Einsicht kommt und seinem Vater nachgibt wie sich's gehört! Wenn ein toller Streich wieder gut gemacht und der Karren wieder in's Gleis geschoben wird, so muß das einen vernünftigen Menschen freuen."

Diese Rede öffnete dem Sohn wieder den Mund; er sagte mit bescheidener Festigkeit: „Vater, ich bin zu dir zurückgekommen aus freien Stücken. Ich hab's nicht nöthig gehabt, denn einem Menschen, wie ich bin, steht die Welt offen, und daß ich etwas ertragen kann, hab' ich bewiesen. Ich bin dir zurückgekommen, weil ich mich überzeugt hab', daß das Nachgeben meine Pflicht ist, und nun bin ich auch entschlossen, alles auszuhalten, was mir geschehen mag." — Der Alte hatte hoch aufgehorcht; die Rede und die Art, wie sie vorgebracht wurde, gefiel ihm. Eben deßwegen hing er sich aber an die lezten Worte und erwiederte: „Dummheiten! Man wird dich wohl hier fressen? Du bist noch immer der Alte!" — Damit wandte er sich weg.

Die Mutter dachte nun an etwas anderes. Sie sagte: „Aber du wirst hungrig seyn, Ludwig, von dem Marsch! Gleich will ich ein Stück Fleisch richten, das noch von gestern übrig ist!" — Andres, der

Digitized by Google

in bester Laune war, bemerkte: „Du bekommst Kalbsbraten, wie dein Vorgänger im neuen Testament." — Ludwig, auf den Scherz eingehend, erwiederte: „So wie der komme ich drum doch nicht heim. Indessen hab' ich schon in Nördlingen Kalbsbraten gespeist und muß für dein Anerbieten danken, Mutter." — „Ah so," rief Andres, „du hast dich gestärkt zu der großen Anrede! Die Kraft hat aber doch beinahe nicht gereicht." — „Sey still," sagte die Mutter, „du bist grad wie dein Alter!" — Sie bot ihren Braten wiederholt an und Ludwig mußte es auf's bestimmteste abschlagen, bevor sie sich beruhigte. Nun lud sie ihn ein, sich an den Tisch zu setzen, wo der Vater schon Platz genommen hatte, und zu berichten, wie's ihm ergangen sey.

Ludwig erzählte seine ganze Geschichte, mehrfach unterbrochen von Ausrufungen der Mutter: wie sie nie geglaubt hätte, daß die Schmiedbauersleute von der Art seyen. Als er den Auftritt mit dem jungen Schmiedbauer schilderte, konnte sein Vater nicht umhin, den Jungen, der hier gezeigt, daß er auch „Schneid" habe, beifällig anzusehen. Bei dem Bericht über die Umwandlung durch den Brief wurde er aber plötzlich ernsthaft. „So, so," sagte er, „ein Brief von unserem Pfarrer! Darf man ihn vielleicht auch lesen?"

Ludwig übergab ihm den Brief, denn er hatte wohl gemerkt, daß er auch für den Vater geschrieben war. Der Alte rückte die Ampel näher und las, anfangs mit würdevollen Zeichen der Beistimmung und Anerkennung, dann mit sehr bedenklicher Miene. „So, so, so!" sagte er, als er fertig war. „Das schreibt der Herr Pfarrer? — Nun seh ich, wie viel's geschlagen hat!" — „Nun?" fragte die Mutter mit großer Neugierde. — „Jezt kenn' ich mich aus und bedank' mich schön!" fuhr der Alte mit empfindlicher Miene fort.

Ludwig, seine Gedanken errathend, sagte: „Vater, ich weiß, was du meinst. Aber ich verspreche dies, nie sollst du von mir eine Bitte hören. Wenn ihr mich nicht mehr mit der Base plagt, so will ich nichts weiter." — Der Alte versezte: „Du willst nichts weiter? Gut! schön! Das heißt für die erste Zeit! Du kannst warten! Hab' ich's getroffen?" — Als er Ludwig leicht erröthen sah, sezte er hinzu: „Dein Pfarrer und du, ihr dürft fein nicht glauben, daß der Angerbauer ein Bret vor dem Kopf hat! Ihr seyd mir noch lang nicht zu gescheidt! — Daß ihr euch nur nicht verrechnet!" — Jezt rief die Mutter in ernstlicher Ungeduld: „Aber was hast du denn?" — „Ach," erwiederte der Alte, „die ganze Geschichte ist mir zuwider, ich bin müd' und geh' in's Bett." Damit stand er auf und ging hinaus in die Schlafkammer.

Die Mutter „zündete" ihm nicht, wie sie sonst auch unaufgefordert gethan hätte. Sie war zu neugierig, zu erfahren, was in dem Brief stehe, und forderte Ludwig auf, ihn vorzulesen. Dieser las die Hauptstellen. Als er geendet hatte, rief die gute Frau, während Andres sehr schlau dreinsah: „Ei, ei, ei! Nun begreif' ich deinen Vater!" — „Liebe Mutter," sagte Ludwig, „heut' wollen wir von dieser Geschichte nicht weiter reden." — „Ja wohl," bemerkte Andres, „wir wollen uns niederlegen, ich bin schläfrig. — Komm, du gehst mit mir in die obere Kammer! Hab' ich doch wieder einen Schlafkameraden!" Er wollte den Bruder mit sich fortziehen, aber die Mutter hielt ihn noch und fragte: „Willst du denn aber wirklich nichts mehr essen heute, Ludwig?" — „Nein," erwiederte dieser dankbar, gab ihr die Hand und sah ihr zärtlich in's Auge, indem er sagte: „Schlaf wohl, gute Mutter! Führ' meine Sach' beim Vater!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kunstbriefe aus Berlin.

(s. Nr. 44.)

IV.

Wir waren auf der untern Galerie der Treppenhalle wieder angelangt. Steigen wir nun hinauf zu der obern Galerie, wo das Pandroseion steht. Von dort aus führt eine Thür links in das Kupferstichkabinet. Ehe wir jedoch dasselbe betreten, wenden wir uns rechts, um die Räume des südlichen Flügels zu betrachten, welche gegenwärtig zum Theil das Atelier Kaulbachs, zum Theil die Aufstellungsorte seiner fertigen Kartons bilden. Hier sind zunächst drei Säle und ein kleiner Eckraum zur Aufnahme der jetzt im Schlosse befindlichen, aus allerlei geschichtlichen und technischen Merkwürdigkeiten bestehenden Kunstkammer bestimmt. Vergoldete Säulen von Gußzink, aus der hiesigen bekannten Fabrik von Geiß, tragen die Decken; die Fußböden sind im ganzen Obergeschoß, also auch im Kupferstichkabinet, in Holz getäfelt, was den Aufenthalt sehr behaglich macht. Die Garderobe des großen Friedrich erhält eine eigene kleine Kammer und darin des Königs Wachsbild eine eigene, von oben erleuchtete Nische. Für die Elfenbeinschnitzereien und Majoliken sind Räume in elegantem Rococostyl erbaut, darunter ein Saal mit zwei Säulen in seiner Mitte und sechs flach gewölbten und gleich Porzellanschaalen zierlich bemalten Rundfeldern an der Decke. Diese Felder sind aus Gyps gegossen.

Das jetzige reichhaltige Kupferstichkabinet ist hauptsächlich aus fünf bedeutenden Sammlungen hervorgegangen: aus dem Nachlaß des letztverstorbenen Königs und aus vier Privatsammlungen, von denen die des ehemaligen Oberpostdirektors v. Nagler die hervorragendste war. Ihr verdankt das Kabinet einen seiner wichtigsten Schätze: Albrecht Dürer's Werke in seltener Vollständigkeit und Wohlerhaltenheit. Wir finden dabei sogar eine Sammlung der von Dürer mit Kohle aufgerissenen Bildnisse der Mitglieder des ewig denkwürdigen Reichstags zu Worms. Auch Hans Holbein ist in sehr würdiger und umfassender Weise vertreten. Doch wir wollen uns nun an die Betrachtung der durchweg trefflichen Einrichtung begeben, welche das Kabinet unter der Leitung des jetzigen Direktors Schorn erhalten hat.

Durch ein kleines Vorgemach, das ein altes Aquarell, vermuthlich vom Meister Karch (Geschlechtertanz der freien Reichsstadt Augsburg, mit der Aufschrift: „unterschid der alten und newen Welt von 1200 bis 1522") und einige andere Aquarelle enthält, treten wir in einen langen, in sanftem Roth gehaltenen Saal, dessen Decke von freistehenden Säulen in Zinkguß mit mattvergoldetem Ornament getragen wird. Geradeaus, an der dem Eingange gegenüber liegenden Wand, steht in einer Nische die kolossale Büste Albrecht Dürers. Oberhalb der Fenster und der seitwärts gelegenen Ausgangsthür in den nächsten Raum ist eine Reihe grau in grau gemalter Medaillons angebracht, aus denen die Bildnisse vorzüglicher Meister des Grabstichels zu uns herniederblicken: ein Gerhard Edelink, ein Heinrich Goltzius, Wenzel Hollar, Raphael Morghen, Robert Nanteuil, Adrian v. Ostade, Robert Strange, Georg Friedrich Schmid. Deutschland, Italien, Frankreich, die Niederlande, England haben zu diesem Verein treffliche Künstler beigetragen. Rings an den Wänden und zum Theil auch in der Mitte des Saales sind Schränke von glänzend polirtem Eichenholze aufgestellt, und auch die Tafeln und Stühle sind aus demselben Holze gearbeitet, das mit seiner hellen Farbe den freundlich behaglichen Eindruck des Ganzen steigert. Ein Gitter theilt den Saal in zwei Abtheilungen, von denen die äußere zur besondern Benutzung des Publikums mit den nöthigen Vorrichtungen zum Auflegen der Blätter und zum Niedersitzen der Besucher versehen ist. Aus den obern Thürflügeln der Schränke hat man Rahmen gemacht, in denen unter Glas Meisterwerke des Stichs und der Handzeichnung sich der Betrachtung darbieten. Sie sind gewissermaßen die Herolde des in jedem Schranke eingeschlossenen Inhalts und gewähren, wenn man das ganze Kabinet durchwandert, zugleich einen allgemeinen Ueberblick über die Geschichte des hier gepflegten besondern Kunstzweiges. An Handzeichnungen sind auf diese Weise dem Auge des Besuchers leicht zugänglich gemacht Werke von Raphael, Dürer, Holbein, Burgmaier, Hans Baldung Grien, Zwoll, M. Schön, Vanloo, Ruisdael, H. Roos, Lesueur, an Kupferstichen Werke von Marco Antonio Raimondi, Martin Rota, Guerinoni, Dürer, Rubens, Van Dyck, Rembrandt, Strange, Wille, G. F. Schmidt, Masson, Nanteuil u. A. Zwei Pastelle von Raphael Sanzio, ein Christus- und ein Madonnenkopf, verrathen durch ihre milde Lieblichkeit sogleich den Urheber. Ein Bacchus von

Grien, ein Hutten von Dürer, Rembrandts herrliche Stiche des mit der Dornenkrone geschmückten Erlösers, wie er von Pilatus dem Volke gezeigt wird, und der Abnahme vom Kreuz, Van Dyck's König Philipp begegnen dem Kenner wie dem Laien als liebe Bekannte oder als schnell siegende neue Freunde. Auch einige hübsch ausgeführte Aquarelle von Henriette Felicitas Taffaert hängen an der Wand.

Nachdem wir wieder einen kleinen Nebenraum durchschritten, empfängt uns der zweite, in mildes Grün gekleidete Saal. Hier fordert zuerst die Decke mit ihrem reichen malerischen Schmuck unsere Aufmerksamkeit. In ihrer Mitte bewegt sich im azurblauen Aether ein Kreis von Genien der Kunst, welche die vier Heroen der mit dem Stich verbundenen Zeichnung, die zur Auszeichnung sogenannten peintregraveurs mit einem großen Lorbeergewinde in hübschen Schlingungen umgeben. Diese Künstler ersten Ranges, deren Bildnisse in geschmackvoller Nachbildung des Kupferdrucks grau in grau gemalt und mit Medaillonrahmen eingefaßt wurden, sind: Hans Holbein, Lucas von Leyden, Anton van Dyck und Paul Rembrandt. Rechts und links von dem eben geschilderten Mittelpunkt der Decke ist je ein länglich viereckiges Feld angebracht, auf deren einem der Zeichnenkunst, auf dem andern der Kunst des Kupferstichs eine malerische Darstellung gewidmet wurde. Jene wird in ihrem Ursprung durch den jungen Hirten vertreten, welcher im Entzücken der Liebe das Bild der Geliebten auf die Fläche eines Felsen zeichnet. Die zweite Darstellung verliert sich aus dem sinnigen Mythos in die künstliche Allegorie. Wir sehen die Kupferstichkunst als eine jungfräuliche Muse einer Anzahl von Schülern Unterricht ertheilen, den einen an der Kupferplatte, den andern zum Behuf des Drucks am Farbentisch und an der Presse. Von unbeschreiblichem Reiz der Gedanken wie der Ausführung sind die graciösen Arabesken, welche dieses Nebeneinander von Gemälden theils verbinden, theils umgeben. Oelgemälde, Oelskizzen, Lithographien und Farbendrucke sind in diesem Saale aufgehängt. Die pultartigen Schränke in der Mitte und an den Wänden desselben können zugleich als Tische zur Vorlage von Kunstwerken benützt werden.

Tiefes Blau ist die Farbe des dritten Saales, dessen Decke wieder auf vergoldeten Zinksäulen ruht. Zwei Reihen eichener Schränke, mit den schmalen Seiten an den Wänden lehnend und der Länge nach in den Saal vortretend, so daß je zwei einen kabinetartigen Abschnitt bilden und zwischen beiden Reihen ein breiter Gang frei bleibt, enthalten in sorgsam geordneter historischer Folge die Werke des deutschen, niederländischen, italienischen, französischen und englischen Holzschnitts und Kupferstichs. In den Rahmen der Schränke sind, von außen sichtbar, vertreten: Dürer, Kranach, Altdorfer, E. S., Schön, Burgmaier, Bocholt, Meken, Beham, Pees, Aldegrever, Leuzelburger, Springinsklee, Merian, Hollar, Roos, Ostertag, Bartsch, Chodowiecki, Angelika Kaufmann, Raphael Mengs, Schlüter, Bause, Bolt, Wierx, Rubens, Van Dyck, Teniers, Rembrandt, Molenaer, van der Velde, Offenbeck, van Meulen, da Brescia, Mark Anton, Mantegna, Balestra, Rambaldi, Annibale Caracci, Tizian, Nicolo Nelli, Nanteuil, Lesueur, Strange und viele andere. In den Abtheilungen zwischen den Schränken sind auf der linken Seite Tische und Stühle für die Besucher aufgestellt.

Eine ähnliche Nische, wie im ersten Saal dem deutschen Meister Dürer, dem Vater des Holzschnitts, ist hier im dritten Saale dem Vater des in Italien zuerst vervollkommneten Kupferstichs, Marco Antonio Raimondi, geweiht. Seine Büste ist darin aufgestellt. An den Wänden erblicken wir die von der Mauer abgenommenen und auf Leinwand übertragenen Fresken des Lucini, ein Ecce Homo von Hans Balbung Grien als Kartonzeichnung und andere Pastell- und Aquarellbilder, unter letzteren Billoin's wohlgelungene Aquarelle nach de Bièfve's Compromiß des niederländischen Adels und desselben Herzog von Alba.

Schließlich muß ich noch einer interessanten Merkwürdigkeit gedenken, welche dieser Saal beherbergt. Es ist eine ausgezeichnet schöne Kopie der berühmten Beham'schen Tafel, welche das Louvre besitzt. Das Original nahmen die Franzosen in der Zeit ihrer großen Revolution von Mainz mit nach Paris und befinden sich nun im ungestörten Besitze dieses geraubten Schatzes. Als der jetzige König von Preußen während der Regierung Ludwig Philipps Paris besuchte, sah er das Beham'sche Werk und äußerte sein Entzücken darüber. Ludwig Philipp ließ darauf jene vorzügliche Kopie anfertigen und sandte sie an Friedrich Wilhelm den Vierten. Das Original führte Beham für den Kardinal Erzbischof Albrecht von Mainz, geborenen Markgrafen von Brandenburg, aus. Die umfangreiche Platte des Tisches trägt an den vier Ecken die Wappen von Kuebrandenburg, Hohenzollern, Pommern und Ansbach, und an den vier Stäben, welche, von den Ecken bis zur Mitte reichend, die Tafel in vier gleichseitige Dreiecke theilen, ziehen sich andere Wappen von brandenburgischen Landschaften und Städten entlang. Die dreieckigen Felder enthalten die Darstellung von vier Momenten aus dem Leben Davids, des von Gott begnadigten, der dennoch strauchelte und hier wohl an die menschliche Schwäche und durch sie bedingte Demuth mahnen soll. Folgende Momente sind gewählt: die Einholung Davids durch Priester und Volk von Jerusalem, da man ihm entgegenjauchzte, Saul habe Tausend, David Zehntausend geschlagen; das Bad der Bathseba, von David belauscht; die Mahnung Nathans, der den König des

Digitized by Google

Ehebruchs zeiht; der Tod des Urias. Auf der einen Ecke hat der Maler sein eigenes Bildniß vom Kopf bis zur Zehe, doch in Liliputgröße, angebracht.

Unsere Wanderung durch die Räume des Museums ist beendet, da wie Einrichtung und Inhalt sämmtlicher drei Geschosse betrachtet haben. Der Schreiber dieser Briefe bittet die Leser, ihm nun wieder in die große Treppenhalle des Mittelbaus zu folgen und sich mit ihm an Kaulbachs genialen Schöpfungen zu erbauen.

V.

Nicht gering ist die Aufgabe, welche der Genius Kaulbachs in seinem Cyklus großartiger Wandgemälde hier zu lösen hat. Sie zu erschöpfen ist unmöglich, und es kann sich nur darum handeln, ob der Gedanke der Auffassung ein großer und edler, die Ausführung eine diesem Gedanken ebenbürtige sey. Denn die Aufgabe zielt, kurz und bündig herausgesagt, auf eine Darstellung der Weltgeschichte ab. Freilich wird bei dem Worte „Weltgeschichte" nicht an die Fülle von Personen und Thatsachen zu denken seyn, die sich im Fortgange des menschheitlichen Geschicke drängen, sondern mehr nur die Hauptabschnitte darf man in das Auge fassen, die eigentlichen Knoten- oder Wendepunkte der Geschichte. Kaulbach sieht in dieser die Kulturentwicklung des menschlichen Geschlechts und ergreift diese Bedeutung mit philosophischem Geiste, in einer Weltanschauung, welche die gesammte menschliche Bildung auf die den Hauptvöllern und den Hauptzeiten jener Entwicklung eigenthümliche Auffassung des göttlichen Wesens, auf die jederzeit herrschende Idee von der Gottheit als auf ihre Wurzel, als auf den Grund ihrer besondern lebendigen Erscheinungsformen zurückführt. So sind es denn vor allen drei Religionen, welche als die vornehmsten Triebfedern der Kulturgeschichte den Ideengang des Künstlers bestimmt haben: der Jehovahdienst, die schöne griechische Götterwelt als reinste Erscheinung des Polytheismus, und das Christenthum. Diese geistige Dreizahl tritt schon in der ersten Hälfte des Gemäldecyklus, welcher fast ganz vollendet von der einen Langseite der Treppenhalle uns entgegenleuchtet und der alten Welt gewidmet ist, entschieden hervor in drei großen Hauptbildern, deren Ränder von schmal herablaufenden Friesen umsäumt werden. Zwischen ihnen befinden sich außerdem zwei ebenfalls mit Malerei geschmückte trennende Pfeiler von etwa vierfacher Breite im Verhältniß zu den grau in grau gemalten Friesen.

Das erste jener drei Hauptbilder hat zu seinem Gegenstande den sagenhaften Beginn der Geschichte und führt uns in eines ihrer asiatischen Wiegenländer, nach der Riesenstadt am Euphrat. Die Zerstörung des Thurms zu Babel und die Zerstreuung der geschichtlichen Stämme ist hier nach der biblischen Ueberlieferung dargestellt. Das zweite Hauptbild zeigt uns die Blüthe Griechenlands, dessen gesammte Kultur in Religion, Kunst und Wissenschaft mit den Homerischen Gesängen und den durch sie in die griechischen Tempel eingeführten olympischen Göttern in gedankliche Verbindung tritt. Den Inhalt des dritten Bildes endlich gibt jene furchtbare Katastrophe der Zerstörung Jerusalems, jene unendlich weitgreifende That der auf ihren Gipfelpunkt gelangten römischen Weltherrschaft, der entscheidende Ausgangspunkt der weltgeschichtlichen Sendung des Christenthums und der endlosen Pilgerschaft des jüdischen Volks. Auf jedem der drei Bilder erscheint in Beziehung zu den menschlichen Handlungen und Schicksalen die Götterwelt in derjenigen sichtbaren Gestalt, welche in der Phantasie des dargestellten Volks lebte, das göttliche Wesen, wie es der Glaube historischer Nationen sich vorstellte. Auf dem ersten Bilde erblicken wir den einigen, väterlichen, aber die Ueberhebung des Menschengeschlechts strafenden Gott Israels, im zweiten die menschlich schönen Gottheiten der Griechen, im dritten die Schaar der warnenden Propheten, die rächenden Engel des beleidigten Gottes. Man fürchte jedoch nicht, daß Kaulbach diese Gestalten einer gläubigen Phantasie im sentimentalen Styl unserer Kirchen- und Heiligenmaler darstellt; er gibt sie vielmehr in voller Objektivität als geschichtliche Erscheinungen im Zusammenhang mit der vergangenen Wirklichkeit, in der sie lebten, weil sie geglaubt wurden. Sie sind, wie die ganze Fülle historischen Stoffes, die er seinen Bildern zum Inhalt gab, mit ihrer sinnlichen Erscheinung auf dem Boden philosophischer Geschichtsbetrachtung erwachsen.

Auf der zweiten Langseite der Treppenhalle wird sich der Gang weltgeschichtlicher Kultur in drei ferneren Hauptbildern fortsetzen. An dieser Stelle soll die Hunnenschlacht jene gewaltige Uebergangszeit der Völkerwanderung mit den in die Kultur des Alterthums hereinbrechenden dämonischen Mächten versinnlichen. Dann folgt eine großartige Darstellung der Kreuzzüge. Der am Kreuz gestorbene Christus erscheint selbst als Führer der christlichen Helden, deren sehnsuchtsvoller Zug nach dem heiligen Grabe die romantische Verklärung und den geschichtlichen Höhepunkt des katholischen Christenthums bildet. Endlich wird nach dem Plane des Künstlers eine Darstellung der Reformation diesen ganz in protestantischem Geiste gedachten Kulturgang durch die Weltgeschichte schließen.

Die Gestalten des Moses und des Solon, der beiden berühmtesten Gesetzgeber des Alterthums, sollen die Mittelpfeiler der ersten Langseite schmücken, die germanischen Heroen Karl der Große und Friedrich der Rothbart die Mittelpfeiler der zweiten Langseite.

Ueber ihnen werden allegorische Gestalten die entsprechenden Zeitalter und auf den schmäleren Friesstreifen eine symbolische Darstellung der gesammten Kulturgeschichte deren fortlaufende Entwicklung andeuten. Ferner sind vier allegorische Bilder zu erwähnen, die oberhalb der Galeriethüren in jeder obern Ecke des Raumes, zu beiden Seiten der diesseitigen und jenseitigen Dreizahl von Hauptgemälden, die vorzugsweise wirkenden geistigen Kräfte der Geschichte verkörpern: die Sage, die Geschichte selbst, die Wissenschaft und die Kunst. Ueber der gesammten Fülle malerischen Lebens wird endlich ein grau in grau gemalter Fries unter der Decke um die ganze Halle laufen. In ihm macht der Künstler einen zweiten Gang durch die Weltgeschichte, aber hier leitet ihn der Humor, vor dessen Blicken der hohe Ernst der Ereignisse sich in das phantastische Spiel einer drolligen Kinderwelt verwandelt.

Ich habe diese kurze Uebersicht des Ganzen gegeben, um zuvörderst den Zusammenhang, den Faden anzudeuten, an welchem sich der Organismus der Idee fortbewegt. Bevor ich mich nun zur näheren Betrachtung der Einzelnheiten wende, sey es mir gestattet, etwas über die Technik, die neu erfundene Malart zu sagen, in welcher Kaulbach mit seinen trefflichen Schülern Echter aus München und Muhr aus Pleß in Oberschlesien diese Reihe großartiger Wandgemälde ausführt. Nicht des altbekannten Fresko, der Wandmalerei in frischem Kalk, bedient er sich, sondern einer Technik, die unserem Jahrhundert, und zwar dem lezten Jahrzehent desselben angehört. Es ist die stereochromatische Malart. Die Stereochromie wurde bekanntlich in den vierziger Jahren von Professor Schlotthauer und dem Oberbergrath Fuchs in München erfunden. Der Grund, auf dem in dieser Technik gemalt werden soll, muß wie das Fresko eigens dazu vorbereitet werden, doch wird er nicht, wie bei diesem, stückweise, sondern im Ganzen aufgetragen, so daß der Maler sein Bild, es sey nun groß oder klein, im Ganzen anlegen und auf demselben Auftrag allmählig vollenden kann. Beim Fresko hingegen muß ein aufgetragenes Stück in einem Tag fertig gemalt oder, wenn es unvollendet bleibt, heruntergeschlagen und von neuem begonnen werden, weil die Unterlage feucht bleiben muß, um die Farben einzusaugen. Wenn aus dieser Ursache gleichmäßige Fresken so ungemein schwierig herzustellen sind, so leuchtet ein, daß die Freiheit des Künstlers durch die stereochromatische Malart sehr gewonnen hat. Der Grund, welcher der lezteren zur Unterlage dient, besteht aus aufgelöster Kieselerde mit dem Bindemittel des Fluorwasserstoffgases. Er vereinigt sich mit der darunter befindlichen Mauer oder Steinplatte zu einem festen Körper und nimmt die aufgetragene Malerei eben so untrennbar in seine Masse auf. Die Farben verlieren nichts von ihrer innern Leuchtkraft und Frische, haben aber keinen Spiegelglanz, was auf das Auge des Beschauers wohlthuend wirkt. Um die Farben zu lösen, zu mischen und aufzutragen, bedient man sich des destillirten Wassers und sie erhalten sich in dieser Verbindung auf der Palette lange frisch und brauchbar. Durch nachträgliche Fixirung mit einer chemischen Auflösung, die vermittelst einer Sprize über die Malerei verbreitet wird, empfängt das Bild endlich eine solche Dauerhaftigkeit und Wetterbeständigkeit, daß man es füglich als unzerstörbar bezeichnen darf. Die großen Vortheile dieser Malart erwägend, hat Meister Kaulbach sie dem Fresko vorgezogen, und Mitwelt und Nachwelt haben ihm dafür zu danken, daß er für den Ausdruck unsterblicher Gedanken diejenige Erscheinungsform wählte, welche auch die längste äußere Dauer verbürgt.

VI.

Es sind die Gemälde der (bis auf einen kleinen Theil des zweiten Hauptbildes) völlig vollendeten ersten Langseite des Treppenhauses, mit deren Inhalt wie uns nun im Einzelnen genauer beschäftigen wollen. Ich beginne mit den beiden allegorischen Eckstücken, der Sage und der Geschichte, weil sie gewissermaßen den Prolog zur ersten Abtheilung des Kaulbach'schen Epos bilden.

Die Sage erscheint als eine greise, im Antliz gebräunte Frauengestalt von riesigem Gliederbau. Sie sizt auf einer bemoosten Felsbank, um welche sich sparsame Epheuranken schlingen. Ein Schleier fliegt um ihr Haupt und legt sich dann über ihren Schooß. Das lange weiße Haar hat sie achtlos über der Brust zusammengeknotet, und um die Stirn schmiegt sich ein Ephrukranz. Unverkennbar ist es die nordische Sage, die der Künstler sich unter diesem Bilde dachte. Es erweckt in uns die Erinnerung an die Heiden des skandinavischen und deutschen Heldengedichts. Und in der That umrauschen die Raben Odins, jene tausendjährigen Vögel, welche aus fernster Vergangenheit die Kunde von längst untergegangenen Zeiten, zerfallenen Reichen und staubgewordenen Erdenkindern herbeitragen, das Haupt der Sage. Wie berührt von visionärer Erleuchtung scheint diese der Kunde zu lauschen und ihr Auge nach Innen zu wenden in die eigene Erinnerung. Der Blick ist traumhaft starr; aber den linken Arm streckt sie hinaus, verkündend von den Wundern alter Zeit, und der Stab in ihrer Rechten wühlt lässig, fast mechanisch in einem Haufen alter Waffen, Kronenreife und Spangen, der einen Todtenschädel zu ihren Füßen umgibt.

Als abschließendes Ornament, das zugleich den Gedanken des Bildes weiter ausführt und in die geschichtlichen Erscheinungen der Sage leitet, hat der

Digitized by Google

Künstler zu beiden Seiten der Hauptgestalt zwei reich mit figürlichem Leben ausgestattete Kandelaber angebracht. Die Gestalten der Siegfriedsage ranken sich am ersten Kandelaber, die des Mährchens vom Dornröslein am zweiten Kandelaber empor, die heroische wie die gemüthliche Seite der deutschen Sage vertretend. Im Sockel des ersten zeigt sich uns der Nibelungenhort: mit Gold gefüllte Urnen, prachtvolle Waffen, Trinkhörner und Schmuckstücke aller Art. Ueber dem Sockel liegt der Zwerg Albrich, der Wächter des Hortes, die Arme breit aufgestützt, den Kahlkopf mit ellenlangem Barte zwischen den Händen. Das weitaufgerissene Maul streckt er abwärts und aufwärts gleich einem Schlüsselloch; der Künstler wollte ihn in humoristischer Symbolik kennzeichnen als das vor den Schatz gelegte Schloß. Die ganze Zwerggestalt ist possirlich genug, doppelt komisch in der trotzig tückischen Bramarbasmiene, die sie angenommen. An der Basis des auf dem Sockel stehenden Kandelabers sitzen Siegfrieds Eltern, der König Sigmund, eine ernste, würdige Gestalt, und die Königin Siegelind mit dem Säugling an der Brust. Am Schafte des Kandelabers klettern des Zwergkönigs Gesellen empor, denn der zum Jüngling herangereifte Siegfried hat eben den Kampf mit dem Drachen bestanden, dem sie zu Hülfe eilen. Zwei von den Kobolden hängen bereits oben dicht an der Schaale, auf welcher Siegfried steht, ein anderes Paar hat den Mittelrand erreicht und bemüht sich, einem dritten Paare, das an der untern Hälfte des Kandelabers klimmt, heraufzuhelfen. Der siegreiche Held aber hat seinen Speer schon tief in des Drachen Leib gebohrt und hebt die Hände dankend zum Himmel. Er ist eine prächtige, jugendlich schlanke und doch muskelkräftige Gestalt im eng anschließenden Schuppenpanzer und geflügelter Schlachthaube.

In ganz symmetrischer Anordnung rankt sich das Mährchen vom Dornröslein an dem zweiten Kandelaber empor. Im Sockel die stolze Brunhilde mit Schwert und Schild in den Flammen, aus denen sie nur ein siegreicher Kampf befreien kann. Kaulbach deutet hiemit die ernste, heroische Wurzel an, aus welcher in parodirendem Humor das Dornröslein erblühte. Was hier die Dornen, waren dort die Flammen: die Gefahren, welche bestanden werden mußten, bevor der schöne Preis gewonnen wurde. Die strenge Sage machte die Rundreise aus dem Munde der Helden durch die Erzählung der Barden in den Besitz der Volkes, das mit selbstständigem Sinn die ernste Ueberlieferung in ein gemüthvoll heiteres Mährlein verwandelte. Die Zeichnung führt uns in sinniger Anspielung auf diese Umgestaltung durch die untere Schicht des dienenden Volkes und läßt aus ihr die Composition der völlig eigenthümlich gewendeten Volkssage erwachsen. Wie jenseits König und Königin, sitzen hier an der Basis des Kandelabers Koch und Spinnerin. Der erstere, ein fleischiger Gesell mit Zipfelmütze und Bratspieß, im Gürtel den Kochlöffel, ist mitten in seiner Beschäftigung, zwei Hühner aufzuspießen, selig eingenickt. Er wollte den Küchenjungen, der unten zwischen den Füßen des Kandelabers gleichfalls entschlafen, eben mit einer Maulschelle wecken, als die unwiderstehliche Macht des hinterlistigen Schlafes auch ihn überwältigte. Noch hält er den Haarbüschel des Knaben in der Hand, welche den Kopf in eine zur Execution geeignete Lage bringen sollte, aber seinen Muskeln ist die Kraft entwichen, das Gewollte in die That zu setzen. Auf der andern Seite nickt auch die alte Spinnerin am Rocken, den sie auf dem Schooße hält. Aus diesem träumenden Volksverstande hebt sich nun die humoristisch sinnige Vervolklichung (sit venia verbo) des Mährchens von der verzauberten Prinzessin. Die Freier klettern eifrigen Muthes am Schafte des Kandelabers empor, um das lockende Ziel im Sturme zu gewinnen. Der eine bläst lustig auf seinem Hüfthorn in die Welt hinaus, der andere schwingt in jubelnder Fröhlichkeit sein Barett. Aber schon auf dem Mittelrande sehen wir zwei andere von den kühnen Bewerbern in großer Ermattung ausruhen, und dicht am Ziele unter der obern Schaale des Kandelabers verunglückt ein drittes Paar, stürzt wieder hinab in die Tiefe, oder bleibt an den Dornen des Stammes hängen. Oben aber auf der mit Rosen umkränzten Schaale ist der glückliche Jüngling angelangt, welcher mit fliegenden Locken und heißem Antlitz das Haupt des lieblichen Dornrösleins zu sich umwendet, die im Zauberschlaf Befangene auf den Mund und so in das wache Leben zu küssen. Ueber ihnen erblicken wir ein liebkosendes Taubenpaar. Die zarte, duftige Romantik des Mährchens ist mit der symmetrischen Gliederung, welche die Composition beherrscht, meisterhaft in Harmonie gebracht, und selbst vom streng ästhetischen Standpunkte aus wird man es nur billigen können, daß der Künstler die sinnliche, sichtbare Darstellung des Mährchens in das an und für sich, durch seine architektonische Natur dem Anspruch auf Realität im malerischen Ausdruck der Gedanken entsagende Ornament verlegte.

Die Geschichte stellt sich uns auf dem zweiten allegorischen Eckstück dar als ein schönes, noch jugendliches, aber in edler Fülle der Körperformen blühend entfaltetes Weib, als die lebensvolle Gegenwart. Aus ihren Zügen spricht ein milder Ernst. Klar durchdacht spiegelt sich die Vergangenheit in ihrem Geiste, und sie zeichnet die Geschehnisse abgelaufener Zeiten in das große Buch der Weltgeschichte, welches die jüngste Zeit, die werdende Zukunft, ein geflügelter Knabe, aufgeschlagen ihr vorhält. In stiller, einsamer, vom Lärm des Tages abgewandter Sammlung gedeiht das Werk unparteiischer Geschichtschreibung: es ist Abend, von der Höhe eines Kandelabers spendet

Digitized by Google

eine Studielampe das nöthige Licht. Sehr sinnig hat der Künstler seine jüngste Zeit aufgefaßt. Sie ist den Blicken der völlig erblühten Gegenwart entzogen, durch das große Buch der Vergangenheit verdeckt. Die Flügel des Knaben — was sind sie als die strebenden Gedanken, die rastlosen, schnell tragenden Mittel des Verkehrs, die immer zunehmen durch neue Erfindungen und vom Dampfe geschwellt sogar das schwerfällige Eisen beflügeln? Gern möchte die jüngste Zeit auf den Schwingen geistiger und materieller Bewegung hinausfliegen, vorwärts und immer vorwärts, unendlichen Zielen entgegen, und begierig sucht des befiederten Knaben Blick in den am Boden liegenden Papieren die noch unbeschriebenen Blätter der Zukunft. Aber noch steht er im Dienste der Gegenwart, noch trägt er die Last der Ueberlieferung und muß in diesem Zwiespalte zwischen dienender That und freiheitsehnendem Willen vielleicht ausharren, bis die kommenden Jahre die erste Jugendkraft seiner Flügel brechen.

Die beiden Seitenornamente enthalten in malerischer Allegorie und natürlich in der symmetrischen Kandelaberform Schilderungen des **Kriegs** und des **Friedens**. Dort ruft Bellona mit fliegendem Haar und begeisterter Geberde zum Kampfe auf: es ist der deutsche Befreiungskampf, dessen Flammen sie anfacht; stürmend eilt sie über einen französischen Adler fort, der ihr zu Füßen liegt. Waffenschmiede arbeiten an Helm und Schild, und ein junger Bursch waffnet sich, indem er sich an seinem Bilde im Spiegel eines blanken Schildes freut. Ueber ihm hängen reiche Siegstrophäen. Drei allegorische Frauengestalten, auf dem mittleren Rande des Kandelabers aufgestellt, versinnlichen die Schlachttage von Leipzig, Belle-Alliance und Kulm, deren Gedenktafeln sie in ihren Händen tragen. Endlich hebt ein Dreiblatt jugendlicher Krieger Friedrich Wilhem den Dritten als königlichen Sieger auf den Schild, den die obere Schaale des Kandelabers bildet. — Die Schilderung des Friedens beginnt mit einer Charitas, der fruchtbaren, liebevollen Mutter mit ihren Kindern, dem Heiligthum der Familie. Ueber dem Sockel erblicken wir den Jubel einer Kirmesfeier mit fröhlichem Geigenspiel und Tanz, gefüllten und geleerten Krügen, aus denen deutscher Gerstensaft die heißen Kehlen gelabt. Wo jenseits die Siegstrophäen hängen, begrüßen uns hier die friedlichen Werkzeuge des Landmanns, von Früchten umgeben, die er als Ernährer seines Volks dem Boden entlockt. Aber auch die Kunst nimmt Theil an den Segnungen des Friedens, und so erblicken wir als Repräsentanten der bildenden Künste auf dem mittleren Rand die Gestalten des Bildhauers Rauch mit dem Modell des großen Friedrichsdenkmals, des Malers Cornelius mit dem Entwurf zu den Wandgemälden der königlichen Friedhofshalle, den Baumeister Schinkel mit dem Modell des von ihm erbauten Museums. Drei weibliche Figuren, Allegorien der Frömmigkeit, der Vaterlandsliebe und der Beharrlichkeit, tragen den Schild, auf welchem die liebreiche und nach dem Tode wie im Leben geliebte Königin Louise mit der Palme des Friedens steht. In der Hand ihres Gemahls dagegen erblicken wir das Schwert, welches wie bei ihm, nach beendigtem Kriege, als das Zeichen der Gerechtigkeit zu deuten haben.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

I.

Winters Anfang. — Nach Baden.

Wir treten in den Winter ein; schon begrüßt uns die heilige Katharina, deren Schutzbefohlenen man bekanntlich zum Namenstage nichts passenderes verehren kann als einen Muff. Mit der Katharinenredoute wird der Winter gleichsam eingeläutet. Diese Redoute, welche die Ankündigung der Maskenbälle zu Ende des Winters vorstellt, zeichnet sich vorzugsweise dadurch aus, daß „niemand sie besucht,“ obschon sie gewöhnlich zum Ersticken voll ist; sie ist eigentlich nur dazu da, damit im Fasching die Redouten gleich mit Nr. 2 beginnen können. Angelangt also beim bunten Vorläufer winterlichen Vergnügens und doch noch nicht befangen vom Wirbel, haben wir ein treffliches Plätzchen, einen flüchtigen Blick auf die sommerlichen Freuden zurückgleiten zu lassen, mehr dankbar als wehmüthig gestimmt. Ich für mein Theil wenigstens sehe nicht ein, weßhalb ich auf Genossenes mit Wehmuth zurückschauen sollte. Ich betrachte es als eine Errungenschaft, die uns kein 2. December mehr nimmt. Ein schöner Sommer war es, den wir in diesem Jahr durchwandelt haben; nicht ein naßkalter Gesell wie der von 1851, an dessen unfreundlichem Pfingstmontag ich von meinem Fenster aus mit fröstelndem Erstaunen die weißen Hosen betrachtete, in denen altgläubige Schneidergesellen zum Prater hinauswandelten. Dießmal gab es einen ächten und rechten Sommer mit heißen Tagen und lauen Nächten, mit Gewittern, denen kein Landregen folgte, und mit sonntäglichen Völkerwanderungen im allergrößten Maßstab. Ich habe diese Wanderungen, diese Wallfahrten zur heiligen Natur fleißig mitgemacht, denn es gibt kein wirksameres Mittel, uns zu Verehrern eines hellen Sonntags zu machen, als die Woche voll angestrengter Arbeit mit Feder und Rothstift. Wie wohl thun dem Auge die grünen Blätter, wenn wir sechs Tage lang nur gedruckte Blätter angesehen, deutsche, die leeres Stroh dreschen, französische, die wedelnd auf dem Bauche liegen, und englische, die — doch nein, gegen die englischen will ich nichts sagen; ich verehre die Times, worin ich so oft meine geheimsten Gedanken ausgedrückt finde, und wenn mir Daily News auch selten gefallen, so beweist ihr Daseyn doch, daß Redensarten keine Löcher in die Weltgeschichte stoßen. Also Sonntag ist es, wir wollen nach Baden gehen. Es ist jezt so leicht nach Baden zu gelangen. Früher war es freilich anders; da mußte man auf die Wieden zur goldenen Kugel hinauspilgern, wo das Volk der rothnasigen Landkutscher sein Standlager hatte. Man ward in irgend eine enge Kutsche gepackt, um nach langem Aufenthalt endlich langsam fortgekarrt zu werden, den Wienerberg hinauf zur Spinnerin am Kreuz, dem gothischen Denkmal, neben welchem einst der Galgen stand und der arme Sünder zum leztenmal die schöne Welt zu betrachten pflegte, welche er in so unliebsamer Weise zu verlassen hatte. Von dort ging es weiter auf der staubigen Heerstraße nach dem Halt von Neudorf, berühmt durch seiner Würstel saftigen Wohlgeschmack. Von den Würsteln ging es dann Baden zu, das man, von Hitze und Staub erschöpft, nach drei tödtlich langen Stunden erreichte. Wie anders jezt! Im Schotten von St. Stephan hält der Omnibus, welcher dich zum Gloggnitzer Bahnhof befördert, und auf den Schienen gleitest du, unbelästigt vom Staub, in einem geräumigen luftigen Bahnwagen in einer Stunde Frist nach dem Ziele, und zwar hart am Fuße des reizenden Gebirges hin.

Die goldene Kugel war eine jener Kutscherherbergen, wie man sie auf großen Weltstraßen bald gar nicht mehr treffen wird. Sie hatten allerdings ihren Werth und das Treiben darin war im Verhältniß von regsamer Lebendigkeit, obschon es uns jezt kleinlich erscheint, wenn wir „das kosmische Reiseleben“ der Bahnhöfe betrachten. Was war, gegen den Bahnhof gehalten, die goldene Kugel mit ihren geräumigen Gemächern, ihrem Hof und ihren Stallungen für so und so viele Pferde! Wenn wir annehmen, daß am Sonntagmorgen dort einige hundert Personen abgefertigt wurden, was bedeutet ihre Zahl gegen die Tausende, welche jezt den Schienenweg wählen! Im Hofe der Kugel, welch ein Treiben, Schelten, Feilschen von zwanzig Leuten, die sich die Plätze in den lezten drei Wagen streitig machten, während jezt Hunderte mit dem ruhigen Bewußtseyn zum Bahnhof kommen, unbedingt zu dem festgesezten Preis und zur anberaumten Minute befördert zu werden, keiner Unverschämtheit, keiner Prellerei ausgesezt. Und zu diesem Bewußtseyn gesellt sich die noch kostbarere Ueberzeugung, der Gelegenheit zur Heimkehr, und zwar bis zu einer verhältnißmäßig ziemlich späten Stunde versichert zu seyn, während ehedem die Heimkehr, namentlich von Baden, mit noch größeren Schwierigkeiten und Sorgen verbunden war, als die Ausfahrt, und zu einer Zeit erfolgen mußte, in welcher es am angenehmsten gewesen wäre, noch draußen zu bleiben.

Ich habe bisher nur Einen Menschen gefunden, welcher, ohne daß sein persönlicher Vortheil dabei im Spiele war, das Aussterben des trunkfälligen, spitzbübischen Geschlechts der Badener Landkutscher beklagte. Dieser eine war der alte Gräffer, — Franz Gräffer, eine Merkwürdigkeit von Wien, weil er der getreue Bewahrer aller

Digitized by Google

Merkwürdigkeiten vau Wien war. Das Jahr 1848 hatte ihn geistig zu Grunde gerichtet, und leiblich gestorben ist er in diesem Jahr. Mir war er seit meiner Jugendzeit ein werther Bekanuter. Seines Zeichens ursprünglich ein Antiquar (buchhäudlerisch zu verstehen), war er zwischen seinen Büchern zum Schriftsteller gewarden, und hat mit treuem Fleiß iu höchst eigenthümlicher Weise allerlei über ältere Dinge und begrabene Menschen zu Wien aufgezeichnet. Seine Schriften sind eine reichhaltige Fundgrube, und für die Ueberlebenden zugleich das getreue Abbild seiner selbst, ein Gemisch van tiefem Gefühl und fröhlicher Laune, lustig im Stolz auf die schöne Heimat, witzig selbst in der Trauer, gemüthlich im Witz. Sa habe ich ihn gekannt in seinen guten Jahren, um ihn dann als seinen eigenen Schatten wiederzufindeu. Unser Zusammentreffen war ein zufälliges, sein erstes Wart nach dem Wiedererkennen: „Sagen Sie niemand, daß Sie mich gesehen.“ — „Warum nicht?“ — „Ich habe mich seit der Revalution unsichtbar gemacht.“ — Die Revalution ist ja vorüber, tröstete ich; wir sind wieder im Varmärz. Mit seltsamem Lächeln schüttelte er sein trübseliges Gesicht. „Ich bin vor Schrecken krank gewarden,“ sagte er, „und kann nichts arbeiten, bis ich mich erholt habe. Zur Erhalung bedarf ich Ruhe, die ich nur finde, wenn die bösen Menschen nicht wissen, ab ich lebe aber tadt bin. Es gibt böse, böse Menschen, und ich hätte doch noch sa viel aufzuschreiben.“ — Ich merkte sofort, daß seine Krankheit in der gestörten Verbindung zwischen dem unsterblichen Gedanken und den vergäuglichen Mitteln der Mittheilung bestand, und um das Gespräch in ein anderes Gleis zu bringen, forderte ich ihn auf, am Sountag mit mir nach Baden zu fahreu. „Haben Sie einen eigenen Wagen?“ fragte er. — „Wie käme ein armer Schriftsteller zu Roß und Wagen?“ fragte ich entgegen. Der Grund leuchtete ihm ein. „Ich kann jezt leider gar nicht mehr nach Baden kommen,“ sagte er, „seit keine Landkutsche mehr geht. Auf der Eisenbahn fahre ich nicht.“ — „Fürchten Sie sich?“ — „Ja und nein. Ob ich heute sterbe aber morgen, das macht mir keinen Kummer, abschan ich noch viel zu schreibeu habe, was ahne mich die Welt vergessen würde. Aber an dem Tage, an welchem ich auf der Eisenbahn führe, wäre ein schweres Unglück unvermeidlich, und ich will nicht die Schuld auf mich laden, sa viele Menschen zu Grunde zu richten.“ — Späterhin ist Gräffer vallständig wahnsinuig und bald darauf durch den Tad erlöst warden. Ein gutes Stück vam alten lustigen biedern Wien liegt mit ihm begraben; wir aber eilen mit dem neuen Wien zum Bahnhaf. — Der Weg dahin führt unmerklich aufwärts durch die Favoritenstraße zum südlichen Höhenzug. Das Theresianum, waran wir varüberkommen, war einst Kaiser Leapolds Lustschlaß Favorita, erbaut nach der lezten türkischen Belagerung (von 1683) zwischen Weinbergen, weit entlegen von der Stadt. Leopalds Enkelin, die große Maria Theresia, erbaute sich als ländliche Zuflucht vor der wachsenden Stadt das ferne Schönbrunn, das jezt mit seinem reizenden Park schan wieder zwischen städtischen Straßen steckt, welche den grünen Aufenthalt bereits van drei Seiten umzingeln. Van der Favarita ist's noch eine gute Strecke bis hinauf zum Linienwall, der Varstädte äußerster Umgrenzung. Diese „Linien“ wurden zu Anbeginu des varigen Jahrhunderts gegen die Ueberfälle der ungarischen Mißvergnügten aufgeführt; das Land Pannanien, müßt ihr wisseu, war damals nach streitiges Gebiet zwischen dem Erzhause Habsburg und der magyarischen Junkerschaft, und der Streit ist endgültig erst im Sammer dieses Jahres beigelegt warden, in welchem Franz Jaseph, der jugendliche Kaiser, in friedlichem Triumphzug das Land bis zur türkischen Grenze durchreiste und sich mit eigenen Augen überzeugte, daß er die Sache des Volkes nicht blaß mit dem Schwerte, sondern auch in den Herzen gewaunen hat. Nicht weit vam Linienwall, noch innerhalb, steht das abere Belvedere, das zierliche Schloß des edlen Ritters Prinz Engen; draußen aber erheben sich zwei stattliche Burgen, jede eine Welt für sich, zur Linken das neue Arsenal, zur Rechten der Bahnhaf. Das neue Arsenal wird nach seiner Vallendung eines der graßartigsten Werke varstellen; es wird eine Festung, ein Zeughaus, eine kriegerische Arbeitsstätte und ein Waffeuplatz. Was davan fertig, fällt künstlerisch schön in's Auge.

Zum Bahnhaf hinaus geht es am hellen Sanntagmargen in unzählbarer Menge, ein Gedränge zu Fuß, ein Zug van Wagen an Wagen. Da rumpelt der schwerfällige Omnibus, beladen mit einem Schweizerdutzend lebendiger Frachtstücke und einer Masse van Kaffern. In gestrecktem Trabe fährt der Fiaker einher, ein flatter Bursche. Der Fiaker ist das Bild des echten „Wiener Früchtels,“ wie er dasizt auf dem Kutschbock, den Hut nach dem rechten Ohre hin geneigt, an der linken Schläfe die zierlich gedrehte Schneckenlocke, die Zügel mit edler Zuversicht leicht und dach sa sicher in der Hand. Der Cavalier, welcher das eigene Gespann leitend seine Bedienten spazieren führt, sieht nicht flatter aus, wenn man nicht den Aufwand der äußern Erscheinung gar zu sehr in Anschlag bringt. Indem das Sprichwart sagt, jedes Wiener Kind sey ein gebarener Fiaker, ist damit eigentlich wahl gemeint, daß der Fiaker Wienerisches Vollblut sey. Dem Fiaker und dem herrschaftlichen Gespann falgen das Cab, die verunglückte Nachahmung des Landaner Varbildes, und das Barcab, welches hier Affenkasten heißt. Im Barcab sizt der Fahrende mit dem Gesicht nach rückwärts, gerade sa hach, daß ein nachfahrender Wagen ihm bequem die Deichsel in den Bauch rennen könnte. Wenn die Wagen sich stauen, so stecken die Rosse des nachfalgenden Gespanns neugierig ihre Köpfe zu dem Insassen des Barcabs hinein, und je nach seiner Laune reicht er ihnen ein Stückchen Zucker oder wischt ihnen mit seinem Taschentuch den Schaum vam Gebiß. Zu den englischen Einspännern mit ihrem Kutscher auf der schwindelnden Höhe kammen jezt nach die feinen Camfortables; dach von diesen war am Bahnhaf im lezten Sommer nach nichts zu sehen.

In der Halle drängt und stößt es sich zu den Kassen, um die Fahrkarten zu lösen, und der Stram wälzt sich die breite Stiege hinauf zur Abfahrtshalle, um in der langen Wagenreihe den geeigneten Platz zu suchen. Das ist ein lustig lebendiger Anblick. Jedes Alter und jeder Stand ist hier vertreten. Die Eisenbahn ist das Bild des madernen Staates, der in der Hauptsache alle Welt gleich macht. Den Wagen erster Klasse führt derselbe Dampfer von dannen, welcher die andern beiden Klassen auf den

Schienen fortschleppt, und die Geringen kommen gerade so rasch zum Ziele, als die Varnehmsten, welche ehedem vierspännig an Landkutschern und Fußwanderern vorübersausten. Das schöne Geschlecht findet sich zahlreich auf dem Bahnhaf ein, um mit dem Zuge nach den verschiedenen Ausiadepunkten zu fahren, nnd die am stattlichsten Herausgepnzten begeben sich unstreitig nach Baden aber nach Vöslau. Die dicke Frau mit dem allznweit ausgeschnittenen Kleid, die Blandine, verlaren in Spitzengewebe, wie der bleiche Mond hinter lämmernden Wölkchen, die Braune in der rauschenden, raschelnden Tanne gesteifter Unterröcke, sie wallen im Park bei der Musik und auf der Hauswiese ihre neuen Hüte zur Schau tragen. Wieder andere erblicke ich, die gewiß nach der Brühl begehren; sie sind wahl auch gepuzt, aber ihr Staat hat nicht den ballmäßigen Anstrich, und sie scheinen gerüstet, ein paar Stunden Weges zu Fuß zurückznlegen. Hier ist eine Schaar draller praller Schönheiten, frisch von Farben, mit funkelnden Augen; wahrhaftig, euch ginge ich nach in die bergigen Waidgehege, wenn nur mein Vater mein Graßvater wäre. Dart zeigt sich ein bleiches Antlitz mit unheimlich flackernden schwarzen Augen und schmachtenden Zügen, die Wangen jugendlich, aber zerknitterte Rasenblätter. Du willst Blumen sehen und Grün, du armes Kind, dessen Blüthe schan sa früh am Tage der graßstädtische Mehlthau verdarben? Sie blickt bescheiden vor sich hin, ihre Augen gehen heute nicht auf Beute aus, und nur sich selber will sie angehören an diesem anmuthigen Sonntag. Für sie ist die Einsamkeit, was der glücklicheren unentweihten Jugend ein liebes Selbander. Dach steigen wir ein, und wenn es uns darum zu thun wäre, recht viele glückliche Paare zu sehen, so müßten wir die ungepalsterten Sitze der dritten Klasse wählen. In der ersten Klasse sitzen wir weich, aber langweilig einsam; auf den Lederbänden der zweiten treffen wir zahlreiche und anständige Gesellschaft, dach sie hat sich die neueste Nummer der Presse ader des Fremdenblattes gekauft und vertieft sich in die Lesung. Um des leidigen Anstandes willen gesellen wir uns der Lesegesellschaft, und genießen nur von weitem durch die Scheiben das Schauspiel auf den Holzsitzen. Der Jüngling dart neben der stattlichen Köchin hat mir vargestern erst meine nenen Sammerstiefeln gebracht; der mit der schlanken Nätherin sieht mich immer mit haib verächtlichem, halb vorwurfsvallem Blicke an, wenn er, den grünen Beutel unter dem Arm, an mir varüberschießt und sich im Stillen darüber ärgert, daß ich nicht wenigstens mein Kinn dem Scheermesser preisgebe; ein dritter, der ebenfalls eine Haldschaft mit sich führt, lächelt mir vertraulich zu. Wir haben uns um Mitternacht nach gesehen; er stand an seinem Tisch, um die neueste Past in die Farm zu heben und dann den Rahmen festzukeilen. Jezt preist er das Jahr 1848, welches den Jüngern Guttenbergs den Sanntag als bleibende Errungenschaft beschert hat. Der Gesell der schwarzen Kunst fährt heute nach Liesing hinaus, wo die Walhalla des Königs Gambrinus sich erhebt. Van Bier und Liebe gelabt, wird er spät in der Nacht sein Lager suchen und margen früh gähnend seufzen: Warum gibt es nicht lieber 52 blaue Mantage, als Einen grünen Donnerstag?

Harch, der Zugführer stößt in's Harn. Der Schirrmeister schlägt die Thüren des Wagens zu. Die Lacamative läßt ihren grellen Pfiff vernehmen. Ich höre rasseln und klirren. Die Wagen rücken ein wenig, dann mehr, sie kommen in's Rallen, und in wenigen Augenblicken gleiten sie vogelschnell dahin. — Von der Fahrt im nächsten Briefe.

Digitized by Google

London, November.

Die alte und die neue Zeit.

Vorgestern fand das pomphafte Leichenbegängniß des Herzogs von Wellington in Gegenwart einer unermeßlichen Volksmenge statt, und heute schon ist es beinahe vergessen. Die Presse hat sich wieder den politischen Fragen zugewendet, die eine zeitlang in den Hintergrund geschoben waren, und nur die Wochenblätter kommen noch pflichtschuldig auf das abgethane Thema zurück. John Bull kümmert sich nicht lang um seine Todten, am wenigsten jezt, wo die Interessen der Lebenden auf dem Spiele stehen. — Der Tod Wellingtons fiel bekanntlich in einen Moment der dumpfsten Indifferenz. Aber man weiß, wie trefflich es der industrielle Geist der Engländer versteht, jedes Ereigniß von einiger Bedeutung nach allen Seiten hin auszubeuten. Kaum hatte der elektrische Telegraph die Nachricht des „Nationalunglücks" gebracht, so war die geschäftige und geschäftliche Spekulation auch in vollem Gange. Wie durch Zauberei erschienen hinter den Ladenfenstern die bestaubten Bilder und Schriften, welche in der entferntesten Beziehung zu „dem Helden der hundert Schlachten" stehen; die Antiquitätenkrämer hingen ächte und unächte Manuscripte von ihm aus, die sie zu fabelhaften Preisen feil boten, und nach wenigen Tagen hatten wir schon eine neue Wellingtonliteratur, welche bald zu enormen Verhältnissen anschwoll. Kein Penny-a-liner, die nicht seinen schriftstellerischen Genius angespornt, kein Buchhändler, von dem fashionablen Bookseller der Piccadilly bis zum untergeordnetsten Stationer in Holywellstreet herab, der nicht eine Biographie in elegantem Octavband oder unscheinbarem Pennyhefte veröffentlicht hätte. Die Bänkelsänger deklamirten auf den Straßen von „den zwei Augen, die sich in Walmer's Castle geschlossen," und beweinten England, das seinen größten Sohn verloren. Es regnete Tausende von Lebensbeschreibungen, von Trauerhymnen, Oden und Liedern, von Stahlstichen, Kupferstichen, Holzschnitten und Lithographien, von Büsten in Marmor, Bronze, Gyps und Zucker, von Todtenmärschen, und der Himmel weiß was alles. Das Volk hörte und sah so viel von der Vergangenheit, daß es unwillkürlich der Gegenwart entrückt wurde; es vergaß die Unpopularität des Todten und rief sich die außerordentlichen Dienste in's Gedächtniß, die er seinem Vaterlande geleistet hatte. Es war nicht sowohl das Interesse an dem Mann, was die Masse bewegte, als das neugierige Interesse an der Epoche, die er repräsentirte, und das Bewußtseyn, daß ein ganzer Zeitabschnitt, reich an Ereignissen und bedeutungsvoll für die Entwicklung des britischen Reichs, mit ihm zu Grabe getragen werde. Daher auch die große Theilnahme an seinem Leichenbegängnisse. Doch genug, die Nation hat den Tribut der Dankbarkeit reichlich bezahlt. Das alte England ist todt und schläft in der Gruft von St. Paul. Eine neue Generation drängt sich ungestüm voran, ein Geschlecht mit andern Idealen und andern Illusionen, ein Geschlecht, das den Staat von den Anhängseln des Feudalismus befreien und zur kaufmännisch verwalteten Handelskompagnie machen will, ein Geschlecht, dessen Götter die Baumwolle, der Dampf und der elektrische Telegraph, dessen Evangelium der Freihandel, dessen Tempel die Börse und der Fabriksaal und dessen Ziel die industrielle Ausbeutung und Umgestaltung der Welt ist.

Ich habe schon früher meine Ansicht über die gegenwärtige Lage Englands mitgetheilt. Die Lage hat sich seitdem noch schärfer abgegrenzt und der Ton der bisherigen Parlamentsdebatten, die Haltung der Reformpartei, die gereizte Sprache der Presse, die aufgeregte Stimmung des Publikums — gesteigert durch das dunkle Gefühl, daß sich die commercielle Prosperität ihrem Ende zuneigt — alles deutet darauf hin, daß wir an der Pforte einer inhaltsschweren, stürmisch bewegten Zukunft stehen. Der jetzige Zustand kann nicht dauern. Die Opposition, unfähig, das Toryministerium aus seiner Stellung zu treiben, und nicht gewillt, einen Compromiß mit ihm einzugehen, sieht den einzigen Ausweg in einer durchgreifenden Wahlreform, welche die Aristokratie vom Staatsruder verdrängt. Man spricht schon von einem zweiten „Appell an das Volk." Aber jedermann ist darüber im Reinen, daß er eben so wenig zu einem Resultat führen kann wie der erste. Das parlamentarische System ist faul, aber England ist gesund an Leib und Seele.

Vor Kurzem brachte Morning Chronicle einen Aufsatz, der großes Aufsehen erregt hat und hier Erwähnung verdient. Das konservative Organ stellt nämlich die Symptome zusammen, welche den früheren Krisen voraus gingen, und weist nach, daß in diesem Augenblick alle Bedingungen einer Katastrophe, nur ausgedehnter und umfassender als früher, vorhanden sind. Zum Beweis der Ueberspekulation, die jezt im Gange ist, werden unter andern folgende Notizen gegeben. Vom 1. Juni des Jahrs bis zum lezten Oktober bildeten sich in England 153 neue Compagnien, zusammen mit einem Kapital von 41,739,120 Pfund Sterling (über 500 Millionen Gulden). Darunter befinden sich 51 Eisenbahngesellschaften (für England und das Ausland) mit 27½ Mill. Pfd. St., 7 Schifffahrts- und eben so viele Auswanderungsgesellschaften. Bis jezt ist erst etwas mehr als der vierte Theil der Gesammtsumme eingezahlt; der ungeheure Rest steht noch aus. Viele der Unternehmungen ruhen notorisch auf unsoliden Grundlagen, und wir können

Digitized by Google

uns denken, welch verhängnißvolle Folgen eine allgemeine Erschütterung des Kredits nach sich ziehen muß.

Das Industriegebäude ist nun völlig aus Hydepark weggeräumt und an seinen neuen Bestimmungsort gebracht. Die Hochkirchler geben sich bekanntlich alle mögliche Mühe, die Oeffnung des „Volkspalastes“ am Sonntag zu hintertreiben. Sie berufen sich dabei auf ein altes Gesetz, das auch wirklich besteht. Die öffentliche Meinung, selbst die Times, spricht sich aber so entschieden gegen die vornehmen Zeloten aus, daß wir uns keinen Befürchtungen hinzugeben brauchen. In Bezug auf das fragliche Gesetz wird übrigens nächstens im Parlament eine Aenderung beantragt werden, die ohne Zweifel durchgeht und das lezte Hinderniß aus dem Wege räumt. Das Ministerium selbst ist zu klug, um sich einer so populären Maßregel zu widersetzen.

Digitized by Google

Aus der Ostschweiz, November.

Högger und seine Fixationsversuche. — Die St. Galler Stickerei.

Ihr Korrespondent aus der Westschweiz hat Sie mit den rauschenden Festlichkeiten unterhalten, welche der lezte Sommer uns gebracht hat; gewähren Sie diesen gegenüber einigen Bildern unseres Lebens in der Ostschweiz einigen Raum. Und wenn der Westschweizer nicht ohne ironisches Behagen Sie in den Sitzungssälen unserer National- und Ständeräthe herumführte, so erlauben Sie mir dagegen, mit Ihnen einen flüchtigen Gang durch die Ateliers unserer Künstler und die Magazine unserer Fabrikanten zu machen, wo vielleicht weniger gesprochen, aber auf jeden Fall nicht weniger gedacht und spekulirt wird.

Wir standen eben auf dem Brüel in St. Gallen und untersuchten die mächtigen Molassenblöcke, aus denen die Fundamente des neuen städtischen Gymnasialgebäudes aufgeführt werden, als ein Mann raschen Schrittes neben uns vorbei ging, dessen langer, nicht eben sorgfältig gepflegter Bart und wallendes blondes Haar einen eigenthümlichen Kontrast bildeten zu den sauber rasirten und gekämmten St. Gallern, die aus den Comptoirs zum Mittagsmahle eilten. „Wer ist der Mann?" fragte ich meinen Begleiter; „es kann nur ein Künstler oder ein Dichter seyn." — „Errathen, es ist unser berühmter Landschaftsmaler, Renatus Högger." — „Der Maler des Bergsturzes von Felsberg?" — „Allerdings, und noch vieler andern Stücke. Wollen wir uns einige interessante Stunden verschaffen, so besuchen wir morgen den Mann in der stillen Werkstätte seines Sinnens und Wirkens."

Am andern Morgen klopften wir an der Thüre des dritten Stockwerks, in welchem der Künstler wohnt. Ein freundliches „Herein" öffnete uns eine Reihe Zimmer, durch welche ihr Besitzer selber den Führer machte. Unsere Blicke fielen auf die zahlreichen Landschaftsskizzen, mit denen alle Wände bedeckt waren; Renatus aber führte uns zu einem langen Tische, auf welchem Proben von seinen Fixationsversuchen umher lagen. Diese Versuche haben in der lezten Zeit Höggers ganze Thätigkeit absorbirt und ihn von der Landschaftsmalerei abgezogen. „Diesem Schafskopfe verdanke ich zum großen Theil das bischen Ruhm, der mir zu Theil geworden," bemerkte der Künstler lächelnd, indem er uns auf einem Karton den mit Kreide gezeichneten Kopf des sanftesten aller Vierfüßer zeigte. Als nämlich Högger seine Entdeckung gemacht, reiste er nach München und bot der Akademie an, die zahlreichen Kartons von Cornelius und Kaulbach so zu fixiren, daß sie so dauerhaft würden wie Kupferstiche. Die Akademie gab ihm als Probestück jenen Schafskopf und Högger fixirte ihn, daß die nassen Schwämme und Säuren der Akademiker eher das Papier als die Zeichnung zu alteriren vermochten. Die Probe war gelungen und Högger erhielt eine Reihe der köstlichsten Kartons zum Fixiren. — Ein Engländer oder ein Franzose hätte nun mit seinem Geheimniß und mit den glänzenden Zeugnissen der Münchner Akademie Europa durchreist und in sämmtlichen Ateliers die Kartons, sich selber aber ein hübsches Vermögen fixirt; unserem Högger aber waren während des Fixirens der Kaulbach'schen Gestalten eine Menge neuer Anwendungen seiner Entdeckung eingefallen; in Felsberg hatten zudem neue Felsmassen sich gelöst und man konnte nicht wissen, wann es zum entscheidenden Bruch kommen würde. Der Künstler eilte also nach Hause und dehnte seine Entdeckung immer weiter aus.

Sein Geheimniß besteht darin, daß er die auf glatter Fläche in Pulverform ausgebreiteten kleinen Körperchen unter sich und mit der tragenden Fläche fest verbindet. Bei der Fixirung der Kartons wurden die Kreidetheilchen mit dem Papier verbunden; allein der Künstler ging weiter und zeigte uns eine Reihe Versuche, bei denen es ihm gelungen, diese Körperchen als zusammenhängende Kruste von der tragenden Fläche abzulösen. Blaset den feinsten Kohlenstaub über eine Porzellanfläche, daß sie davon wie von einem matten, schwarz gefärbten Hauch überzogen erscheint; Högger wird euch diesen Hauch fixiren und von der Porzellanfläche als ein Häutchen ablösen, so zart, daß es schon unter der pulsirenden Bewegung eurer Finger unruhig hin und her zittert, und in dieses Häutchen hinein rizt er noch mit keckem Uebermuth eine transparente Landschaftsskizze. Selbst den durch die Kraft des Magnets borstenartig aufgerichteten Eisenfeilspänen gebot seine Erfindung in ihrer Stellung zu verharren und seit Jahren in unverrückter Stellung das Innere einer Muschelschaale auszutapeziren. „Aber welchen Nutzen gewährt denn dieß alles?" fragte mein Begleiter. — „O, über euch praktische Menschen, die bei jeder Entdeckung fragen: wie viel trägt sie ein? Ist denn das Interesse, das die Entdeckung gewähret, nicht Lohns genug? — Wenn ihr aber durchaus etwas Praktisches haben wollt, so schaut her!" — Der Künstler holte eine Schachtel mit einer Schmetterlingsammlung hervor und fuhr mit einem Schwamm über die Flügel; sie blieben unversehrt, selbst der Schiller behielt seinen flimmernden Glanz. Der zarte Flügelstaub war fixirt und widerstand, auch wenn die Flügel zwischen den Fingern gerieben wurden. „Ihr seyd wie meine Mitbürger," fuhr der Künstler fort, „denen man auch von Zeit zu Zeit etwas Praktisches erfinden muß, wenn man bei ihnen in Kredit bleiben will. Ich habe daher versucht, unsern Stickerei- und Mousselinfabrikanten zu beweisen, daß mein Fixiren auch eine speciell St. Gallische Seite hat." Es war der Versuch, auf zarter Mousseline Blumen und Arabesken aus Goldstaub zu fixiren. Es fehlte der Fixirung zwar noch der blendende Glanz; aber der Künstler hofft seine Entdeckung so zu vervollkommnen, daß sie Goldstickerei ersetzen soll. — Einer der interessantesten Versuche ist die Fixirung der

Eisblumen, die der Frost auf den Fensterscheiben bildet. Aus dem vollwirkenden Sonnenschein holte er eine Glastafel hervor und ließ sie beschauen, befühlen. Es waren die strahlenförmig anschießenden Eiskrystalle mit ihren grotesken Figuren; es war für die Finger die rauhe Keuste, die das Eis auf dem Glase bildet. Es ist Eis, sagten unsere Sinne; allein wie kann es bleiben unter den Strahlen der Sommersonne? fragte der Verstand. „Man soll euch praktischen Menschen nicht alles erklären," bemerkte der Künstler, der die Frage in unsern Mienen gelesen hatte, und stellte die Glastafel wieder auf die Seite. — Das Merkwürdige bei diesen Entdeckungen ist, daß Högger keine eigentlichen chemischen Kenntnisse besitzt. Bemerkt man aber die liebevolle Aufmerksamkeit, womit er an der kleinsten Naturerscheinung haftet, die Freude, die in ihm z. B. der Farbenschmelz und die Gestalt eines Conchyls erzeugt, die Lust, mit der er das wechselnde Farbenspiel eines Minerals verfolgt, so ist man versucht zu glauben, die Natur habe ihn mit einem eigenthümlichen Sinne ausgestattet, der ihn durch unmittelbare Intuition, aber wenn man will, unbewußt, Geheimnisse entdecken läßt, welche sonst nur dem angestrengten Grübeln und Forschen der Wissenschaft sich enthüllen. Dieses fortgesezte Betrachten des geheimen Wirkens der Naturkräfte hat in Högger eine eigene frohe Genügsamkeit erzeugt, die seiner Unterhaltung einen besondern Reiz gibt und ihm unter Freunden das Geständniß entlockte, kein Tag vergehe, wo nicht eine neue freundliche Erscheinung der Natur ihn erquicke. — Dafür hat ihm aber die Natur die Lust am Erwerb irdischer Güter genommen, die für ihn nur insofern Werth haben, als sie ihm die Mittel gewähren zu neuen Forschungen und Entdeckungen. Das ist das Unpraktische, das ihm seine industriellen Landsleute nicht verzeihen können.

Wir wendeten uns nun zu den zahlreichen Landschaftsskizzen in Aquarell und Tusche, die alle Räume bedeckten, welche die Fixationsversuche übrig gelassen hatten. Sie zeugen von tiefem Verständniß der Natur und wurden uns um so interessanter, da an viele derselben bedeutsame Momente aus des Künstlers Leben sich knüpfen. Högger lebte früher mehrere Jahre als Zeichnungslehrer in England; eine Reihe Skizzen englischer und schottischer Landschaften sind die Früchte dieses Aufenthalts. Sein Bekanntwerden in der vornehmen englischen Gesellschaft knüpft sich ebenfalls an ein solches Landschaftsbild. Högger wollte die berühmte Fingalshöhle auf Staffa besuchen. Die Schaluppe des Dampfschiffes, auf dem er die Reise machte, brachte ihn zur Zeit der Ebbe an den Eingang der Höhle. Högger mit seinem lebendigen Sinn für Naturschönheiten war entzückt über die Wunderwelt, die sich vor ihm aufschloß, und suchte ihren Eindruck in einer Skizze wiederzugeben. Unterdessen rückte die Zeit der Fluth heran; der Capitän ließ dem Künstler sagen, es sey die höchste Zeit sich einzuschiffen. Allein dieser ließ ihm zurücksagen, er bleibe da, bis seine Skizze vollendet sey, möge kommen, was da wolle. Also fuhr das Dampfschiff ab, und Högger arbeitete an seiner Skizze fort, obschon die wachsende Fluth seine Lage immer gefährlicher machte. Ein anderes Schiff, das zufällig nach einiger Zeit vorbeifuhr, rettete den Künstler, der sich vor der steigenden Fluth von einem Felsstück auf das andere geflüchtet hatte. Die Begebenheit wurde bekannt und Högger wurde der gefeierte Mann in den Kreisen, denen sein kühnes Wagniß kund geworden. Daß er aber troß der glänzenden Aussichten sich nicht fesseln ließ, ist nach dem, was wir jezt von ihm wissen, begreiflich.

In Deutschland wurde Högger hauptsächlich bekannt durch seine Darstellungen der Gegend von Felsberg. Diese zerrissenen Gebirgsmassen, diese wie ein verderbliches Ungewitter über den Wohnungen und Feldern der Menschen hängende Zerstöerung war ein würdiger Vorwurf für sein Talent. Er wurde mit einer Menge von Bestellungen beehrt, hat aber bis jezt nur eine (irren wir nicht, für den König von Preußen) ausgeführt. Eine Reihe Farbenskizzen in seinem Atelier lassen bedauern, daß dem Künstler die Geistesruhe nicht gegeben ist, größere Kreise der Kunstliebhaber mit den Schöpfungen seines Talents zu erfreuen. — Daß eine so in die Wunder der Natur und der Kunst sich versenkende Individualität die Klugheit und Gewandtheit der Weltkinder nicht kennt, ist natürlich, und er selber erzählt davon manche ergößliche Geschichte. Er hat sich mit Vertrauen der Natur genaht, und sie hat sein Vertrauen nicht betrogen, sondern ihm Geheimnisse enthüllt, die sie andern, welche mit gewaltigen Ansprüchen ihr nahten, verborgen hat. Warum sollte die Menschenwelt sein Vertrauen mit geringerer Treue lohnen? Schüttelt das kluge Weltkind ungläubig den Kopf über das Vertrauen, das der Künstler in die Menschenwelt sezt, so erzählt er ihm die Geschichte von seines Vaters Uhr, als unumstößlichen Beweis, daß, wer den Menschen traue, nicht zu Schanden werde.

Vor mehreren Jahren befand sich Högger auf dem Dom zu Köln und schaute hinunter auf die grünen Wellen des Rheins und das Ameisengewühl der Menschen an seinen Ufern. Lange mochte er da gestanden haben, versunken in die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung, ohne zu bemerken, daß zu ihm ein Fremder sich gesellt, dessen trübe Mienen großen Gram verriethen. Als Högger sich endlich umwandte und in das kummervolle Gesicht des Fremden schaute, war das erste, daß er sich nach der Ursache seiner Leiden erkundigte. Der Fremde erzählte ihm nun, wie seine Mutter an schwerer Krankheit darniederliege, und wie er, um sie noch einmal zu sehen, die weite Reise zu ihr angetreten habe. In Köln sey ihm das Reisegeld ausgegangen, und er finde sich nun ohne Mittel, seine Reise zu vollenden und seiner Mutter das lezte Lebewohl zu sagen. Högger war ergriffen von dem Unglück und gerne hätte er dem Manne geholfen; aber seine Kasse war in dem Augenblick auch nicht so beschaffen, daß er Hülfe leisten konnte, und er bezeugte dem Fremden seinen Schmerz, daß er außer Stande sey, ihm zu dienen. Als aber dieser, durch die theilnehmenden Fragen des Künstlers zutraulicher geworden, ihm seine unglückliche Lage so recht lebendig schilderte, erinnerte sich Högger plötzlich, daß er ja eine silberne Uhr bei sich trage, die er entbehren könne. Er riß sie heraus und überreichte sie dem Unbekannten mit den Worten: „Ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nichts geben als diese Uhr; sie ist freilich das einzige Andenken, das ich von meinem Vater besitze; stelle ich mir aber den großen Schmerz vor, der mich

ergreifen würde, wenn ich außer Stande wäre, meine kranke Mutter noch einmal zu sehen, so kann ich nicht anders, ich muß Ihnen helfen. Nehmen Sie die Uhr; möge sie Ihnen die Mittel verschaffen, Ihre Reise zu vollenden." — Der Fremde nahm die Uhr und konnte kaum noch die Adresse seines unbekannten Wohlthäters erfahren, so schnell war dieser verschwunden. — Drei Jahre vergingen. Högger vernahm weder von dem Fremden, noch von der Uhr etwas. Er gab sie verloren, da er selber vergessen hatte, nach dem Namen des Fremden zu fragen. Da eines Tags kam von Basel eine Anfrage an ein St. Galler Handelshaus, ob nicht ein Maler Högger dort sich aufhalte. Auf die bejahende Antwort folgte die Eröffnung, man habe den Auftrag, dem Maler eine silberne Uhr einzuhändigen, welche dieser vor mehreren Jahren einmal einem Unbekannten in Köln übergeben habe. Mit der Uhr kam auch die Aufklärung über ihre bisherigen Schicksale. Der Fremde hatte sie verkauft und wirklich durch sie die Mittel gefunden, die Reise zu vollenden. Er selber aber erkrankte nicht lange hernach tödtlich. Vor seinem Sterben hatte er aber seinem Bruder noch auf die Seele gebunden, die Uhr, von der jener freundliche Wohlthäter so ungerne sich getrennt, diesem wieder zu verschaffen. Der Bruder versprach dieses zu thun; allein erst nach Jahren gelang es ihm, die Uhr, welche seither oft ihre Eigenthümer gewechselt, zu entdecken und sie dem Wohlthäter seines Bruders wieder zuzusenden. So kam Högger wieder zur Uhr seines Vaters. Hat er Unrecht, wenn er nun glaubt, wer den Menschen traue, werde nicht zu Schanden werden?

St. Gallen ist eine industrielle Stadt. Wer aber das gewerbliche Leben, das hier webt und stickt, so recht augenscheinlich sehen will, der muß an einem Mittwoch oder Samstag die Straßen der Stadt durchwandern. Da rasseln aus dem Rheinthale und den hoch gelegenen Thälern des Appenzeller Landes, aus den reinlichen Dörfern des Toggenburg viele Dutzende von Omnibus herbei, jeder mit dem Namen der Ortschaft geziert, der seine Insassen angehören. An diesen Tagen bringen die Stickerinnen aus dem Appenzeller Lande die kunstreichen Blumen, Arabesken und Bouquets herunter, die während der Woche unter ihrer kunstreichen Nadel auf ungebleichter Mousseline aufgeblüht sind. Die Comptoirs der großen Stickereihandlungen füllen sich mit fleißigen Stickerinnen, die, wenn ihre Arbeit vor den Augen der streng prüfenden Kaufherrn Gnade gefunden, den wohlverdienten Lohn in Empfang nehmen und neue Päcke Mousseline mit nach Hause tragen, auf denen die neuesten aus Paris gekommenen Dessins mit matter Farbe eingedruckt sind. — Aus dem Toggenburg fahren die Fabrikanten herbei und holen sich neue Aufträge für Südamerika, für die Levante, für Indien ꝛc. Wer vermöchte die in viele Dutzende gehenden Namen aller der kunstreichen Gewebe zu nennen, welche aus den Dörfern des Toggenburg nach allen Theilen der Welt gehen, die Monchairs, Cotonades, Ginghams, Moreas ꝛc., in welche sich die Ungläubigen der Levante, die Creolinnen Südamerikas, die gazellenäugigen Schönen Ostindiens hüllen! Für die meisten dieser Fabrikanten ist St. Gallen der große Stapelplatz, wo die Waaren ihre letzte Ausrüstung erhalten, um die Reise in die Fremde anzutreten. Die Stadt St. Gallen selbst hat seit dem Anfang dieses Jahrhunderts aufgehört, sich mit der Waarenproduktion zu beschäftigen, sie besorgt den Export. Wenn neu aufgerichtete Schlagbäume dem Absatze ein Land verschließen, sendet St. Gallen seine Boten aus, neue Länder zu entdecken, wohin die Appenzeller Stickereien und die gewobenen und gedruckten Toggenburger Artikel bis jezt noch nicht den Weg gefunden. — Es möchte daher auch wenige Städte geben, wo man so viele Leute findet, die, kaum an der Schwelle der dreißiger Jahre angelangt, Amerika gesehen oder das Cap umschifft oder die Levante durchreist haben. Wer in seiner Jugend St. Gallen verlassen hat, und nach einer Reihe von Jahren wieder dahin zurückkehrend nach seinen ehemaligen Jugendgenossen fragt, der wird in den meisten Fällen die Antwort erhalten: „Der ist in Smyrna," oder „seit lange hat er ein Etablissement in Bahia," oder „er hat ein Commissionsgeschäft in Alexandrien." Man kann wohl sagen, daß eine ganze Kette von St. Galler Etablissements von Calcutta um das Cap herum durch ganz Südamerika bis nach Californien hinauf sich zieht, der Levante und Egyptens nicht zu gedenken. Durch ganz Italien von der Lombardei bis Messina sind diese unermüdlichen Handelsleute zerstreut. — Daß es ihnen nicht immer so ganz schlecht ergangen in den Tropenländern und bei den Gegenfüßlern, davon wird man sich leicht überzeugen, wenn man die Umgebungen St. Gallens durchwandert und nach den Besitzern der vielen niedlichen Landhäuser mit ihren Bowlinggreens fragt. In der Regel ist es ein Mann, der in Mexiko oder im Orient sein Glück gemacht hat. — Den wichtigsten Absatz findet die St. Galler Industrie, seit die Schweiz rings herum mit Zolllinien umgürtet ist, in den überseeischen Ländern. Dieser Handel fordert eine genaue Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und mit dem Geschmack der Einwohner, vor allem aber vertraute Leute, denen die Kaufleute die Spedition und den Vertrieb der Waare sicher anvertrauen können. Hier ist daher der jungen männlichen Welt St. Gallens eine breite Bahn geöffnet, auf der ihrer Thätigkeit ein gewinnreicher Erfolg winkt. Der junge St. Galler weiß das und frühe richtet sich daher sein ganzer Bildungsgang darnach. Hat er die Schule verlassen, die hier neben der gelehrten und technischen Richtung eine ganz besondere auf das Merkantilische hat, so tritt er als Lehrling in ein Handelshaus seiner Vaterstadt ein. Nach zwei oder drei Jahren schickt ihn dieses als Commis in eines der Filiale jenseits der Alpen oder jenseits des Meeres, wo er Zeit hat, sich mit der Sprache des Landes, mit Ort und Gelegenheit bekannt zu machen. Bald fühlt der junge Commis seine Flügel erstarken; er emancipirt sich, gründet ein eigenes Commissionsgeschäft, und kommt das Glück seiner Thätigkeit zu Hülfe, so kehrt er nach einigen Jahren nach Hause, um mit einer neuen Villa die Reihe der hübschen Landhäuser zu vermehren, zu denen hinauf er so oft sehnsüchtig geblickt hat, wenn er als Handlungslehrling seinen täglichen Gang in's Comtoir machte. — Die Geschichte der Industrie von St. Gallen und Appenzell ist im höchsten Grad interessant, und ich werde, wenn Sie diese Skizzen interessiren, in einem späteren Briefe darauf zurückkommen. Diese Geschichte hat ihre Freiheitshelden, ihre großen Entdecker und seinen

Digitized by Google

Diplomaten so gut wie die politische Geschichte; auch die Mythenzeit fehlt ihr nicht. Weiß man doch nicht recht, wie die Stickerei zuerst in diese Berge gekommen ist. Darüber sind die beiden Geschichtschreiber dieser Industrie, Hungerbühler und Zellweger, einverstanden, daß die Anfänge nicht weiter zurückgehen als in die lezte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Wer aber zuerst die Appenzellerinnen sticken lehrte, darüber lauten die Nachrichten verschieden. Das Sticken galt früher als ein Geheimniß der Nonnenklöster; Hungerbühler nennt die Schwester des bekannten Leipziger Predigers Zollikofer als eine der ersten, welche in einem schwäbischen Kloster das Sticken den Nonnen absah (denn lehren wollten die Bräute Christi diese weiße Kunst nicht) und dann in St. Gallen wieder andere lehrte. Zellweger, dessen Familie um die Verbreitung dieses Industriezweigs im Appenzeller Lande sich sehr verdient gemacht hat, erwähnt sogar einer Sage, nach der dort eine Türkin das Sticken zuerst eingeführt und gelehrt habe. Jezt freilich stickt der ganze Innerrhoden, und der Tourist, der durch jene Dörfer pilgert, sieht mit Verwunderung vor allen Häusern weibliche Gruppen jeden Alters am Stickrahmen sizen. Die Industrie hat bereits die Grenzen des Landes überschritten. In Vorarlberg ist es ihr gelungen festen Fuß zu fassen; weniger glücklich war man in den südlichen und westlichen Gegenden der Schweiz, wohin man sie zu verpflanzen gesucht hat. Es braucht eben die Genügsamkeit und die flinke Nadel einer Appenzellerin, um bei dem Gewerbe seine täglichen Kreuzer oder (um neu eidgenössisch zu reden) seine täglichen Centimen in hinreichender Anzahl zu verdienen. Die Zeiten sind hart und die Herzen der Fabrikherrn auch nicht von Wachs. Daher lachten die Appenzeller und St. Galler Handelsleute nur, als noch der Londoner Ausstellung eine Ambassade von Lyoner Fabrikanten das Appenzeller Land durchreiste, um geschickte Stickerinnen für Lyon anzuwerben und die Industrie nach Frankreich zu verpflanzen. Sie wußten wohl, warum sie lachen durften.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 50. 12. December 1852.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß.

Goethe.

Lieder von Otto Roquette.

Waldmeisters Brautfahrt und der Tag von St. Jakob sind hervorragende Erscheinungen in der Gattung lyrisch epischer Poesie, in der sich seit einiger Zeit in so mannigfaltiger Weise ausspricht, was die Gemüther des lebenden Geschlechts bewegt. Der Dichter des Waldmeisters hat vorzüglich dadurch den Weg zu so vielen Herzen gefunden, daß in ihm all die Heiterkeit hervorbricht, deren die Zeit unter so vielen Zweifeln und Schmerzen fähig scheint. Sein eben erschienenes Liederbuch,* das größtentheils Jugendgedichte enthält und aus dem wir hier einige Stücke mittheilen, erklärt und rechtfertigt die Wirkung jenes kleinen Epos und muß dem Dichter zugleich neue Freunde erwerben und die alten näher verbinden. Die vielen, die ihm dadurch Dank schuldig geworden sind, daß sich ihr eigener Lebensmuth an der frischen Munterkeit seiner Empfindung aufgerichtet, werden mit Vergnügen die lebhaften jugendlichen Anschauungen und Gefühle verfolgen, aus denen jene größeren Dichtungen emporgewachsen.

* * *

Das eigene Lied.

Wenn dir ein Lied gelungen
So recht aus tiefster Brust,
Dann hat's in dir geklungen
Mit mächtig süßer Lust.
So klingt es dir doch nimmermehr,
Du magst auch horchen hin und her,
Und singen sie's auch dort und hier,
So ist's ein andres dir.

Sie singen und sie sagen
Von innigem Verstehn,
Doch hab' in allen Tagen
Ich nichts davon gesehn.
Sie singen nur die eigne Lust,
Sie kennen nur die eigne Brust,
Und wo du ganz an sie geglaubt,
Da schütteln sie das Haupt.

Was allen wonnig klinget,
Das wär ein schöner Sang!
Doch so ein Lied gelinget
Dir nicht dein Leben lang.
Hat sich doch jede Blum' im Feld
Auch einen andern Duft gesellt;
So trifft jedwedes andre Lied
Ein anderes Gemüth.

* Liederbuch von Otto Roquette, J. G. Cotta'scher Verlag, 1852.

Digitized by Google

Doch wenn von Freundes Munde
Das Lied dir einst erklang,
Das Aug' in treuem Bunde
Dir kündet stummen Dank:
Dann klingt es wieder voll und reich,
Dann ist es wieder dein zugleich.
Wenn solch ein Ton an's Herz dir schlug,
Das sey dir schon genug!

Da schmälen sie das Leben aus!

Da schmälen sie das Leben aus,
Da schmähen sie die Welt;
Das ist ein Jammer und ein Graus,
Wenn Zwei sich so gesellt:
„Das Herz ist todt, das Herz ist todt,
Das Leben ist voll Gram und Noth!"
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Es fällt wohl in die Rosenpracht
Ein Schauer schwer und kalt,
Doch ob es wettert über Nacht,
So kommt der Morgen bald.
Dann glänzt in Tropfen ohne Zahl
Des Segens lichter Freudestrahl;
Die Welt, sie wird nur doppelt schön,
So recht von Herzen schön!

Es blüht noch Jugend auf der Welt,
Und Frühling auf der Erd',
Und wem die Jugend nicht gefällt,
Ist nicht des Frühlings werth.
Drum wer das Leben kann verschrein,
Der muß ein Pfaff und Träumer seyn.
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Brockenfahrt.

[28. August 1849.]

Das war eine wilde Reise,
Da wir froh nach Burschenweise
Stiegen auf zum Brockenhaupt.
Ueberall in deutschen Landen
Ward ein hohes Fest gefeiert:
Goethefest — gespielt, geleiert.
Aber wir aus unsern Banden
Zogen fröhlich, und wir fanden
Uns ein Fest, so recht romantisch,
Nicht voll Reden, nicht pedantisch,
Nicht so professorisch kühl,
Rein, so recht im Blocksbergstyl.

Lustig schien die Herbstessonne
Ueber unsre Wanderwonne,
Welch ein Singen, welche Schaar!
Freudig hallten Wandersänge
Durch des Harzgebirges Massen,
Durch die steilen Wanderstraßen.
Doch die schroffen Bergeshänge
Stuften sich im Felsgedränge
Immer dunkler, immer grauer,
Und ein kühler Nebelschauer
Zog durch Fichten, mürrisch schwarz;
Ja, das war der ächte Harz!

Denn des Blocksbergs wilde Troffe
Wollten heut zu Fuß und Rosse
Feiern auch ihr Goethefest.
Bang die Sonne sich versteckt,
Und schon läßt der Sturm sich hören
Dumpf in des Gebirges Föhren,
Und sein Brausen ruft und wecket
Schnell das Heer. Und kreischend recket
Sich begeußend aus der Lauer
All der wilde Koboldschauer,
Springt und tanzet mit Gesang
Wild von Fels zu Felsenhang.

Und nun weiter, immer weiter
Auf des Brockens Felsenleiter
Schrillt und brüllt und jauchzt und stürmt's.
Angstvoll fliehn der Vögel Schaaren,
Das Gewild im schwarzen Forste
Flieht herab vom Felsenhorste;
Tannen mit zerzausten Haaren
Stürzen krachend hin zu Paaren;
Schwarz umwölket droht der Himmel
Ueber dem Naturgetümmel,
Und vom Donner mit Getos
Reißt der Wiederhall sich los.

Welch ein Schrecken, welch ein Grausen!
Hußah! heißa! schall'n die Lüfte,
Juhu! hall'n die Felsenschlüfte,
Und wir stehn im Sturmesbrausen
In des Festes wildstem Hausen.
Und auf Besen, Ziegenböcken
Herentanz in allen Ecken,
Regenguß und Nebelnacht —
Weh, wie sind im Höllenschacht!

Wohin wenden? Wohin schreiten?
Denn kein Weg mehr will uns leiten!
Hurtig, muthig, grade aus!
Aber jäher nur verdichten
Sich die Felsen. Auf und klettert,

Ob auch Erd' und Himmel wettert!
Seht, schon hellen sich die Fichten,
Nieder gehn die Felsenschichten.
Aber, weh! da starren Sümpfe,
Und es bleiben Schuh und Strümpfe
Stecken in dem Teufelsschlamm,
Jedem Schritt ein Pfuhl und Damm!

Zaubermeister, Vater Goethe,
Hilf uns bannen unsre Nöthe!
Ach, so flehten wir im Chor,
Willst du, daß wir sterben sollen?
Kamen ja zu deinem Feste,
Weihn dir unsrer Lieder beste! —
Horch, da schwieg des Sturmes Grollen,
Und die Nebel seitwärts quollen,
Und ein Tagesblick gab Rettung
Uns aus unsrer Sumpfesbettung.
Jubelruf: das Leid ist aus,
Droben winkt das Brockenhaus!

Rechts und links, und tief und oben
Ließen wir den Sturm nun toben,
Heimlich warm war Stub' und Haus.
Hei! wie perlte neues Feuer
Nun der Wein uns durch die Glieder,
Weckte tausend Jubellieder! —
Vater Goethe, du Befreier,
Sahst du unsre lustge Feier?
Warst ja niemals starr und kühl
Für ein Fest im Blocksbergstyl!

Weißt du noch?

Weißt du noch, wie ich am Felsen
Bei den Veilchen dich belauschte?
Weißt du noch den Fliederstrauch,
Wo der Strom vorüber rauschte?
Weißt du noch den Bergespfad,
Wo ich um den Strauß dich bat?
Weißt du noch?

Ach es war ein süßes Bild,
Als du da erröthend standest,
Und zur Erde all die Blumen
Fielen, die zum Strauß du wandest!
Deine liebe kleine Hand
Spielte mit dem blauen Band,
Weißt du noch?

Und es sahen Fels und Strom
Dein Erröthen und dein Beben,
Sahen auch den ersten Kuß,
Halb genommen, halb gegeben,
Und des Himmels goldner Strahl
Ueberflog Gebirg und Thal;
Weißt du noch?

Decembernacht.

Schimmernde Decembernacht
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Blickst so still herab, so kühl,
Wie die Mädchenwangen,
Denen, ach, der Liebesmai
Gar so schnell vergangen.

Und es fiel das letzte Blatt,
Und die letzte Thräne hat
Sich hervorgestohlen.
Ewig liegt kein Winterschnee,
Mädchenwangen lächeln
Wieder rosig, wenn auf's Neu
Maienlüfte fächeln.

Schimmernde Decembernacht
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Weiß ich doch, daß Lied und Mai
Stets sich noch erneuten,
Und schon hör' ich unterm Schnee
Frühlingsglocken läuten.

Warum daß ich so traurig bin?

Warum daß ich so traurig bin?
Das will ich dir wohl sagen,
Mir gehn Gedanken her und hin,
Die trüben mir den leichten Sinn
In diesen Herbstestagen.

Ein Auge, das uns einst erfreut,
Und dann sich kalt gewendet,
Ob es sein Lächeln auch erneut,
Es wecket nicht vergang'ne Freud,
Das Lieben hat geendet.

Nun will des Herbstes Sonnenschein
Den Mai herbei uns lügen:
Wie er auch glänzt in's Herz hinein,
Die alte Lust wirds nicht mehr seyn,
Wer glaubte seinem Trügen?

Die Flamme losch im Windeshauch,
Die Wonne ward zum Leide,
Nun steiget Dunst und Höhenrauch,
Das letzte Blumenglöcklein auch
Ging schlafen auf der Haide.

Digitized by Google

Glockentöne.

Rothe Rosen streute man ihr,
Die da ging in der Myrthe Zier;
Doch der Liebste, so überreich,
Blicket um, wird stumm und bleich.
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche weiße Rosen stehn
Auf zwei Wangen dort, einst so schön!
Fern am Baum erstirbt ein Ach,
Weil ein trostlos Herze brach.
Glocken, klinget und tönet!

Rothe Rosen schon am Altar
Sind verblüht und zerflattert gar,
Und die Myrthe schon welket hin,
Laub und Knospen, wie bald dahin!
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche Rosen die Wange nun beut,
Der man die rothen Rosen gestreut,
Rothe Rosen nun blühen am Grab,
Wo man die weißen senkte hinab.
Glocken, klinget und tönet!

Der vergessene Traum.

Die kalte Nacht ist kommen,
Ein Stern vom Himmel fällt,
Ist auf dem Weg verglommen,
Ist nicht herabgekommen,
Herab nicht auf die Welt.

Es ist ein Lied erklungen
In kühlem Herbstesthau,
Ist auf dem Weg verklungen,
Ist nicht hinauf gedrungen,
Hinauf nicht in das Blau.

Der Traum auf dunkeln Schwingen
Steigt leis herab und webt
Vom Stern, der that zerspringen,
Vom Lied, das that verklingen,
Ein Netz dir und entschwebt.

Du schlummerst tief indessen,
Und küßt der Tag dich wach:
Du hast den Tranm vergessen
Und kannst es nicht ermessen,
Was still noch klinget nach.

Digitized by Google

Eine Erzählung aus dem Ries.

VII.

Die Mittheilungen, die Andres seinem Schlafkameraden gemacht, konnten nur günstig gewesen seyn; denn Ludwig zeigte am andern Morgen in seinem Gesicht eine eigene stille Zufriedenheit und Hoffnung. Er wußte, daß der Pfarrer früh aufzustehen pflegte, und wollte ihn daher zuerst besuchen. Auf dem Weg wurde er von den verschiedenen Bekannten erstaunt angesehen, von einigen schelmisch begrüßt. Er war jedoch in zu guter Stimmung, um verlegen zu werden; er dankte und antwortete wieder scherzend. — Der alte Herr war sehr erfreut, als er ihn sah. „Ah, brav so!“ rief er, ihm die Hand reichend, „du hast meinen Rath befolgt!“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Und bist wohl aufgenommen worden?“

Ludwig erzählte, wie es ihm ergangen. Der Alte hörte mit größter Theilnahme zu und sagte: „Nun, ich kenne ja die Deinen! Es ist gekommen, wie ich's dachte.“ — „Ja,“ versezte Ludwig, „Sie haben sich meiner angenommen, Herr Pfarrer. Ich sehe nun wohl, wie Sie's meinen, und weiß, daß wir alles Gute, was uns noch kommen wird, nur Ihnen verdanken.“ — „Pst!“ rief der alte Herr lächelnd und freundlich warnend. „Still davon!“

Vom Pfarrer ging Ludwig zu seiner Schwester, die er allein in der Stube traf. Sie hatte von seiner Ankunft schon gehört und gab ihm die Hand, indem sie ausrief: „Bist du da, Vagabund? Du machst schöne Streiche, ja!“ Ludwig zuckte die Achseln und begrüßte den eintretenden Schwager, der seine Frau fragte: „Hast du nicht den Ofen eingeschlagen bei dem seltsamen Besuch?“ — „Wahrhaftig,“ sagte diese, „das hätt' ich thun sollen.“ — „Nun,“ bemerkte Ludwig, „von jezt an werd' ich schon öfter kommen.“ — Die Schwester lächelte. „Du glaubst wohl selbander? Aber das hat noch einen Hacken.“ — „Man kann nicht wissen,“ versezte Ludwig mit einem gewissen Uebermuth.

Er verließ die Familie sehr aufgemuntert. Aus allem, was er sah und hörte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß sich die Seinen — vielleicht nur den Vater ausgenommen — mit dem Gedanken einer Heirath zwischen ihm und Annemarie schon vertrauter gemacht hatten, als er nur irgend hatte hoffen können. Was würde er gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er diese Umstimmung zum großen Theil dem Benehmen der Eva verdankte! Dieses hatte namentlich die Schmalzbäuerin empört, und da bei der angestellten Vergleichung Annemarie doppelt gewinnen mußte, so hatte die Schwester gegen ihren Mann und die Mutter zuerst den Gedanken ausgesprochen, es würde am Ende das beste seyn, dem Ludwig das Mädchen zu lassen. — Als er an der Gasse vorüberging, die zu dem Bäckerhause führte, sah er sehnsüchtig hin, und beinahe hätte er dem Drange nachgegeben, zu der Geliebten zu eilen und ihr seine Hoffnungen zu verkünden. Aber er sagte sich: „Nein, es darf nicht seyn!“ und ging nach Hause.

In derselben Morgenstunde saß Annemarie bei einer Arbeit in der Stube des Bäckers. Sie hatte Ludwigs Brief am gestrigen Tage richtig erhalten, und ohne daß es jemand gesehen. Die Ueberraschung, welche der ausgesprochene Entschluß des Geliebten in ihr hervorrufen mußte, hatte bald einem großen Wohlgefühl Platz gemacht. Die Last, die sie noch zu tragen hatte, war abgeworfen. Sie war nicht mehr eine „Stifterin des Unfriedens zwischen Vater und Sohn;“ man konnte ihr den ungerechten Vorwurf gar nicht mehr machen. Die Selbstüberwindung Ludwigs begriff das wackere und begabte Mädchen, und ihr Herz sagte ihr, daß diese Heimkehr ihnen beiden zum Segen seyn werde.

Als sie in diesen Gedanken glücklich dasaß, kam Regine athemlos gelaufen und rief: „Weißt du die große Neuigkeit schon?“ — „Nun, was ist's?“ fragte Annemarie. — „Fall nicht vom Stuhl, wenn du's hörst: der Ludwig ist wieder bei seinem Vater!“ — Annemarie erröthete ein wenig und erwiederte: „Das hab' ich schon gewußt, er hat mir's gestern geschrieben.“ — „So?“ versezte die Freundin etwas empfindlich, „davon sagst du mir nichts?“ — Annemarie sah sie gutmüthig an und erwiederte: „Muß ich dir denn alles sagen? — Auch jezt muß ich dich bitten, von diesem Brief niemand etwas merken zu lassen.“ — „Ich verrath' nichts,“ sagte Regine. „Aber wird er dich denn besuchen?“ — „Heute nicht,“ versezte Annemarie ruhig, „und morgen auch nicht. Aber ich kann warten.“

Digitized by Google

Ein gutes altes Sprichwort sagt: „Was seyn soll, schickt sich wohl." Eine Zeitlang kann sich uns auf unserem Lebensweg Hinderniß auf Hinderniß entgegenstellen, und wenn wir uns des Sieges erfreuen wollen, finden wir nur immer neue Arbeit. Plötzlich ist's wie umgekehrt. Alles gelingt, rasch geschehen Dinge, welche den letzten Widerstand beseitigen und der kühnsten Hoffnung Erfüllung verheißen. Es liegt dann in der Luft und jeder fühlt, daß die glückliche Entscheidung kommen soll. — So ging es auch hier.

Zwei Tage nach der Rückkehr Ludwigs wurde bekannt, daß die Hoferdin Eva sich versprochen habe. Der Erkorene war jener Vetter der beiden langen Bauerntöchter, den wir vom „Ansing" her kennen. Obwohl der Gedanke einer Verbindung zwischen Eva und Ludwig vom Angerbauer selber aufgegeben war, so lag in dem Ereigniß doch etwas Günstiges. Die Möglichkeit war nun ganz verschlossen und der rasche Entschluß des Mädchens reizte die schon freundlich gestimmten Seelen, auch ihrerseits an's Werk zu schreiten.

Fast zu derselben Zeit wurde bekannt, daß ein Bauer sich auswärts angekauft habe und sein Hof zu erwerben sey. Nun hielten sich die Angerbäuerin und die Schmalzbäuerin nicht länger. Sie pflogen Raths und förmlich wurde der Beschluß gefaßt, daß man dem Ludwig das Mädchen geben müsse. Die Gründe waren: „Die Annemarie ist brav; vernarrt sind sie in einander; eine andere nimmt er nicht; im Geschrei ist er mit ihr; ein Hof ist zu haben; und endlich: es geht einmal nicht anders!" — Zuerst wurde der Schmalzbauer in's Geheimniß gezogen. Dieser, der mit seinem Weib „gut hauste" und von der „Lieb" noch einen gewissen Begriff hatte, erklärte seine Zustimmung und Beihülfe ohne weiteres. Durch ihn verstärkt rücken die beiden Frauen endlich an einem Nachmittag hinter den Angerbauer.

Obwohl dieser den Vorschlag hatte kommen sehen und selber sah, daß es nicht wohl anders ging, so fuhr er doch gewaltig auf und fragte: ob sie wirklich alle mit einander verrückt geworden seyen? Alle Gegengründe wurden von ihm hervorgeholt und ein Ach und O folgte dem andern. Sein letzter Einwand war die „Söldnersfreundschaft." Den hatte aber der Schmalzbauer leicht zu widerlegen. Der Bäcker war in's Dorf gezogen und in demselben ohne Blutsverwandte. Seine einzige Tochter sollte den Hans, einen Bauern heirathen, wenn auch den kleinsten im Dorfe. Auf diese Art hatte man nur Einen Söldner in der Freundschaft, den Bäcker, und das war doch auch kein gewöhnlicher. Der Köcher des Alten war leer, und da er nach und nach auch müde geworden war, so rief er: „Nun in's — — in Gottes Namen, er mag sie haben!"

Die Weiber, welche die Angelegenheit ganz zu der ihrigen gemacht hatten, schrieen auf vor Freude und lobten den Alten über die Maßen. Dann sagte die Schmalzbäuerin: „Nun laßt mich machen! Etwas gehört ihm noch!" Sie rief Andres herbei und sagte, er solle Ludwig holen, er sey im Garten. Andres nickte mit dem Kopf, wie einer, der begreift, und richtete seinen Auftrag aus, ohne dem Bruder etwas von seiner Vermuthung zu sagen. Als sie mit einander in die Stube traten, begann die Schwester mit einer Art von Geschäftsmiene: „Ludwig, so eben ist von dir die Rede gewesen. Du weißt, die Ev' heirathet, und wenn man dir auch keine „Spreuer" (Spreu) vor die Thüre streuen wird, so ist's doch keine Ehre für dich. Du mußt auch heirathen; und zum Glück ist unerwartet ein Antrag an uns gekommen, der unsern ganzen Beifall hat, und, wie wir hoffen, auch deinen. Das schönste und reichste Mädchen im ganzen Ries sagt augenblicklich Ja, wenn du willst." — „Wer ist denn die?" fragte Ludwig. — „Des Wirths Tochter in * *." — In der That war diese wenn nicht gerade *die* schönste, doch wenigstens *eine* der schönsten und reichsten.

Ludwig, ungewiß, was er denken sollte — denn die Schmalzbäuerin hatte ganz ernsthaft gesprochen und die andern eben so ernsthaft dreingesehen, — erwiederte kurz: „Ich dank' schön." — „Wie?" rief die Schwester, „ist die dir auch nicht recht?" — „Gegen das Mädchen hab' ich nichts, aber ich will überhaupt nicht heirathen." — „So?" sagte die Schmalzbäuerin, „das ist etwas anderes."

Nun wurde auch der Alte angesteckt. „Ich hab's euch ja gesagt!" rief er den andern zu. „Sein erster Versuch ist so übel ausgefallen, daß er's ganz verschworen hat. Wenn wir ihm nun auch die schöne Zimmermannstochter geben wollten, die so „guet tanzt" und die mehr werth ist als alle Rieser Bauern- und Wirthstöchter zusammengenommen — er würde auch sagen: ich dank' schön!" — „Wirklich?" fragte die Mutter, zu Ludwig gewendet, „würdest du das?"

Dieser, betroffen, verwirrt, schaute die Gesichter an und verweilte bei dem des Vaters, der aber seine Rolle fest behauptete. Die Mutter konnte sich nicht länger halten. Sie nahm den Sohn bei der Hand und sagte: „Nun, Ludwig, mach einmal ein ganz freundliches Gesicht! Deine Schwester, dein Schwager und ich wir haben den Vater herumgebracht — du sollst die Annemarie haben!" — „Ist's wahr?" rief der Glückliche, drückte der Mutter die Hand, eilte zum Vater und dankte ihm in überfließend zärtlichen Worten. Der Alte machte ein seltsames Gesicht. „Ach!" rief er mit einem großen Seufzer aus, „nun muß man auch den Dank noch hören! — Geh fort," setzte er hinzu, als Ludwig den andern seine Liebe

Digitized by Google

bezeigte, „geh' und sag's dem Mädchen, damit ein Ende wird!" — Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach wiederholten Dankreden eilte er davon. Als er hinaus war, sagte die Schmalzbäuerin zu Andres: „Nun, was ist denn die? du stehst ja da wie ein „Oelgötz"! Freust du dich denn nicht?" — „Gott!" erwiederte Andres, „daß das so kommen wird, hab' ich ja längst gewußt!"

Ludwig kam zum Bäckerhaus wie im Traum. Als er die Thüre geöffnet hatte, sagte sein strahlendes Gesicht alles. Wie durch einen Zauberschlag entzündet glänzte sein Glück auf dem Antlitz der Geliebten, die bei dem Bäcker und Regine saß; sie flog ihm entgegen und in der zärtlichsten Umarmung floßen selige Thränen von ihren Wangen herab. „Du bist mein, Annemarie, mein mit dem Willen meiner Eltern!" rief Ludwig zum Ueberfluß und drückte die Geliebte fester an sich, deren vor Freude gebeugtes Haupt an seine Brust gesunken war. — Es war einer von den Augenblicken, die man als unverdientes Geschenk empfindet, wenn man in Noth und Sorgen, in Dulden und Sehnen Jahre lang darnach getrachtet hat.

Das Schicksal hatte aber für die Liebenden noch eine Gabe in seinem Füllhorn. Zwei Tage nach der günstigen Entscheidung gelangte in's Bäckerhaus die Nachricht, daß in dem württembergischen Städtchen Bopfingen (dem Abdera oder Schöppenstedt des Rieses) eine Verwandte gestorben sey und der Annemarie zweitausend Gulden vermacht habe. Dieß war kein bloßer Zufall, auch kein „Bopfinger Stückle" von der Verstorbenen, sondern eine verständige Handlung, herbeigeführt durch das Mädchen selbst und ihr braves Benehmen. Die kinderlose Base hatte davon gehört, und da sie als eine erfahrene Frau so edle Liebe hoch hielt, so wollte sie sterbend einen Beitrag leisten zu ihrer Belohnung. — Als man dem Angerbauer diesen Glücksfall hinterbrachte, war er zunächst sehr erfreut über den Zuwachs des Vermögens, dann aber auch darüber, daß er erst nach seiner Einwilligung bekannt geworden, so daß niemand behaupten konnte, er hätte nur um des Geldes willen Ja gesagt. Um so mehr fühlte er sich nun angetrieben, gegen seinen Sohn ganz als Vater zu handeln. Er kaufte den feilgewordenen Hof für Ludwig, der ihn als sein Heirathgut haben solle, obwohl er um ein gutes Theil mehr kostete als sechstausend Gulden. Ueberdieß ergänzte er den Viehstand und das Geräthe, so daß die Besitzung nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Dann setzte er den Heirathstag (den Tag der Verlobung) selber fest.

In der Zwischenzeit fanden die ersten Besuche und Gegenbesuche statt. Es war ein großer Augenblick, als Annemarie an der Seite ihres Vormunds zum erstenmal in den Hof des Angerbauers trat. Ludwig war ihnen entgegen geeilt und seine Eltern erwarteten die Gäste auf der Schwelle der Hausthüre. Wie muthig das Mädchen war, so kam sie doch ein Zittern an, als sie dem stolzen Bauer, der so lange als die gefürchtetste Person vor ihrer Seele gestanden, zur ersten Begrüßung entgegen ging. Allein sie wurde sehr freundlich empfangen, wie es in der Natur der Sache lag. Sobald der Angerbauer seine Zustimmung zu der Heirath gegeben hatte, war das Verhältniß in seinen Augen auch sanctionirt. Die Strahlen seines Lichtes fielen nicht nur auf Annemarie, sondern auch auf den Bäcker und machten sie zu seines Gleichen. Annemarie war nicht mehr die Tochter und die Verwandte eines Söldners, sie war die künftige Schwiegertochter des Angerbauers, und als solche konnte sie die größten Ehren in Anspruch nehmen. Niemand wäre zu rathen gewesen, daß er jetzt in Gegenwart des Alten über diese Verbindung seine Verwunderung ausgedrückt oder gar über das Mädchen geringschätzig gesprochen hätte.

Als Annemarie die Freundlichkeit der Eltern sah, fand sie ihren Muth wieder und beantwortete die Begrüßungsfragen so anmuthig und bescheiden, daß der Alte sie selber bei der Hand faßte und in die Stube führte. Man würde den Landleuten sehr Unrecht thun, wenn man ihnen nicht ein ihrem Stande entsprechendes Schicklichkeits- und Zartgefühl zutrauen wollte. Als man hier an dem wohlbesetzten Tisch saß, unterhielt man sich, als ob nie ein Streit vorgefallen wäre, nicht eine Hindeutung erlaubte man sich darauf. Dagegen wurden die erfreulichen und ehrenvollen Neuigkeiten besprochen: die Erbschaft, die der Annemarie zugefallen war, der Kauf und die Einrichtung des Hofes. Bei dieser Gelegenheit machte das Mädchen einige Bemerkungen, die der Angerbauer mit vollem Beifall beehrte, indem er hinzufügte: er sehe schon, daß sie die Sache verstehe. Natürlich saß Ludwig bald an der Seite der Geliebten. Als die Angerbäuerin das schöne Paar zum erstenmal beisammen sah, betrachtete sie es mit großem Wohlgefallen, und ein vergnügtes, schlaues Lächeln spielte um ihren Mund, als sie später auch den Vater über einem solchen Blick ertappte. Die Gäste nahmen endlich Abschied und Ludwig begleitete sie. „Nun," fragte die Angerbäuerin, „was meinst du zu dem Mädchen?" Der Alte erwiederte ernsthaft: „Das Mädchen ist recht!"

Sonst ist von der Zwischenzeit nichts mehr zu erwähnen, als ein Besuch, den der alte Angerbauer mit Ludwig in Nördlingen machte. Beide hatten sich in ihren besten Staat geworfen, denn eigentlich wollte der Alte nichts, als sich mit seinem Sohn dort sehen lassen. Da er zu diesem Zweck Bekannte treffen mußte, so begaben sie sich zum „Fadenherrn." Als sie in der

Digitized by Google

Stube sich umsahen, erblickten sie zu ihrer großen Ueberraschung an einem Ecktisch die ganze Familie des Schmiedbauers, Vater, Sohn, Tochter und Magd. Die Reihe, verlegen zu werden, war nun an diesen. Sie waren in der That sehr betroffen und Michel sah tiefbeschämt aus. Der Schmiedbauer faßte sich zuerst; er stand auf, ging den beiden entgegen und sagte: „Nun, wie ich höre, kann man gratuliren?" — „Allerdings, „entgegnete der Angerbauer mit Würde, „das kann man." — Der Schmiedbauer nahm hierauf eine lächelnde Miene an und sagte: „Vetter Ludwig, du bist wohl bös auf mich zu sprechen? Aber ich bin dein schlimmster Feind nicht gewesen. Wenn ich dich als den Sohn des Angerbauern bei mir gehalten hätte, so stände die Sache jetzt nicht so, wie sie steht." — „Ja wohl," rief Michel, der auch aufgestanden war, mit der halb komischen, halb Mitleid erweckenden Verlegenheit eines schlechten Gewissens. „Wenn das nicht unser Gedanke gewesen wär', so wär' manches nicht vorgefallen, am wenigsten die Geschichte am Sonntag."

Ludwig war zu glücklich, um streng zu seyn. Er erwiederte daher mit Ueberlegenheit zwar, aber auch mit Gutmüthigkeit: „So, nun soll ich das am Ende für ein Freundschaftsstück nehmen? Auch gut! Aber daß ich's nicht gleich gethan hab', mußt du mir nicht übel nehmen, Freund Michel: du hast die Sache gar zu gut gemacht." Hierauf grüßte er Madlene und die Magd. Jene ward glühend roth und sah mit einem Blick zu ihm her, daß er ihr alles verzieh und ihr die Hand zur Versöhnung gab. Die Magd starrte ihn wie einen Prinzen an. Sie konnte gar nicht begreifen, wie sie jemals ihre Augen zu so Einem habe erheben können, und machte sich in der Ecke so klein als möglich. Auf dem Heimweg sagte Ludwig zu seinem Vater: „Es ist mir lieb, daß es so ausgegangen ist."

Endlich kam der Tag, wo es zwischen Ludwig und Annemarie „schriftlich gemacht" werden sollte. Die Liebenden hatten ihn in der letzten Zeit sehr herbeigesehnt. Ihr Glück war zu groß, als daß sie nicht hie und da die Furcht hätte anwandeln sollen, es möchte wie ein Traum zerfließen, und die Unterschrift war eine neue, große Sicherung und gab ihnen festen Boden unter die Füße. Mit der Zusammenkunft der Familien zu einem „Heirathstag" ist das Glück der Liebenden nicht immer schon außer Frage gestellt. Zuweilen führt die Unterhandlung über die Mitgabe selber noch zum Streit, und ein von der einen Seite begehrter, von der andern verweigerter „Raupe" oder junger Stier kann Anlaß zu einem Bruche werden, der nur allenfalls durch flehentliches Zureden der jungen Leute wieder zu heilen ist. Wenn nämlich der Vater des Burschen nach wiederholter vergeblicher Aufforderung zu dem des Mädchens sagt: „Ich hätt' nicht geglaubt, daß du ein so interessirter Mensch wärst! Wahrhaftig, schämen thät' ich mich" u. s. w., so kanns dieser krumm nehmen, zornig werden, auf den Tisch hineinschlagen, daß die Krüge wackeln und die Gläser umfallen, und erbost ausrufen: „Was? Ich hab' für mein Mädle so viel gethan, daß ich's vor meinen andern Kindern gar nicht verantworten kann, und du willst mir so kommen? Himmel-Kreuz" u. s. w. u. s. w.

Im gegenwärtigen Falle war dergleichen freilich nicht zu fürchten. Die Angerbauersleute waren zu vornehm, als daß sie hätten markten sollen; auch lagen die Verhältnisse anders als gewöhnlich. Als man sich nun Nachmittags in der obern Stube des Angerbauers versammelt und den Getränken und Backwerken der Bäuerin die gebührende Ehre angethan hatte, setzte man sich zu einer Verhandlung, die nicht allzuviel Zeit in Anspruch nahm. Der Protokollführer war der Schullehrer des Dorfs, einer von der alten Gattung, ein Mann von etwas über fünfzig Jahren, der sich noch „Schulmeister" nennen hören konnte und weniger nach Ehre als nach einer guten Nahrung trachtete, im übrigen seinem Amte wohl vorstand. Nach einer würdigen Einleitung des Angerbauers wurde ausgemacht, daß Annemarie dem Ludwig ihr Vermögen von 2900 Gulden (bei Nennung dieser Summe nickte der Schullehrer dem Bauer, den er kannte, höflich bedeutsam zu, als wollte er sagen: „Alle Achtung!") und Ludwig der Annemarie seinen Hof anheirathe, mit Allem darin, wie es geht und steht. Der Bäcker machte die Bemerkung, daß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen auch einen „Rückfall" bedinge, wenn nämlich eines der Eheleute sterben sollte, ohne daß Leibeserben vorhanden wären. Ludwig, der sah, daß der Alte damit seinem Vater entgegenkommen oder ihn versuchen wolle, sagte rasch: „Wir hoffen mit Gottes Hülfe zu leben und wollen für so einen Fall nichts ausmachen. Wenn ich sterbe, dann gehört der Hof meinem Weib, wie umgekehrt mir ihr Vermögen. Anders thut's mein Vater nicht." Der Angerbauer schwieg: er hatte die Möglichkeit vor Augen, daß Annemarie als kinderlose Wittwe die Eigenthümerin des Hofes werden und ihn durch eine zweite Heirath an eine andere Familie bringen könnte. Ludwig rief aber: „Nicht wahr, Vater?" und der Bauer antwortete: „Ja, ja, darüber bedingen wir nichts." Sein Gesicht sah indeß nachher aus, als wollte er sagen: „Das macht mir so leicht keiner nach!"

Als das Nöthige besprochen war, setzte der Schullehrer die verschiedenen Punkte auf, las sie feierlich in einer Art von Predigerton vor und reichte die eingetauchte Feder zum Unterschreiben. Als dieß von allen nach der Reihe vollzogen war, ergriff Ludwig die Geliebte rasch bei der Hand und hielt und drückte

Digitized by Google

sie, als ob er sie nicht mehr loslassen wollte. Gerührte Glückwünsche ertönten von allen Seiten.

Unterdessen war der Abend gekommen und nun sollte erst die rechte Festlichkeit angehen. Nicht umsonst waren die Angerbäuerin und ihre Tochter wiederholt ab und zu gegangen. Eine Magd erschien mit zwei brennenden Kerzen in spiegelblanken Messingleuchtern; die Tafel wurde abgeräumt, mit einem schöngewirkten Tischtuch überzogen und gedeckt. Je zwei Teller von Steingut, silberne Bestecke (die, nebenbei gesagt, zum Theil der Schmalzbäuerin gehörten) und sogar Servietten oder „Salveater" ließen auf ein tüchtiges Mahl schließen, was der Schullehrer mit großem Interesse zu bemerken schien. Im Schein der Lichter, die auf der Tafel prangten, sah die schöngeweißte, nett gehaltene Stube sehr heimlich aus.

Nicht lange, so erschien die ganze Familie, und am Ende der Pfarrer mit seinem Neffen. Nachdem sich der Sturm der üblichen Glückwünsche einigermaßen gelegt hatte, fand sich der Pfarrer an der Seite der Verlobten. Er fragte: „Nun, bist du zufrieden, Annemarie?" — „O, Herr Pfarrer!" erwiederte das Mädchen in einem Tone, der mehr sagte als jede Versicherung. — Der alte Herr sah sie liebevoll heiter an und sagte: „Die Tugend, scheint's, ist doch auch etwas in der Welt werth und kann auch zu etwas führen! Das Geld und der Stand sind doch nicht alles!" — Das Mädchen ward roth und erwiederte: „Ich schäme mich der Reden, die ich damals geführt hab'. Ich bin tausendmal glücklicher, als ich's verdiene." — Der Geistliche nickte beifällig und bemerkte: „Auf diese Art holst du nach, was dir fehlt."

Als er kurz darauf allein dastand und mit frohen Blicken die Gesellschaft übersah, machte sich der Angerbauer an ihn und sagte: „Sie freuen sich, Herr Pfarrer, und haben auch alle Ursache dazu; der heutige Tag ist doch eigentlich Ihr Werk." — „Mein Werk?" fragte der Pfarrer. — „Ihr Werk," versetzte der Bauer. „Sie mischen sich nicht in Familienangelegenheiten? Ja freilich: ungeschickt nicht, aber geschickt." — Der alte Herr fragte mit liebenswürdiger Schalkheit: „Hab' ich's nicht recht gemacht?" — Der Bauer drückte ihm die Hand und rief: „Recht gemacht haben Sie's, Herr Pfarrer!"

Es versteht sich von selbst, daß es die Gastgeber während des Tafelns an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließen und namentlich das schickliche „Nöthigen" nicht vergaßen. Am meisten Höflichkeit wurde dem Pfarrer erwiesen, der Gegenstand der freundlichsten und zartesten Ehrenbezeugungen war aber Annemarie. Ihr wurden die besten Bissen auf den Teller gelegt, und wenn ihr zugeredet wurde, nahmen die Stimmen den weichsten und sanftesten Ton an. Man fühlte, daß bei ihr etwas gut zu machen sey, und that mehr und that es besser, als man es für eine reiche Schwiegertochter gethan hätte. Alle Liebe, welche diese Leute in sich hatten, kam gegen das Mädchen heraus, und der Pfarrer sah seinen Enkel, der es zu bemerken schien, mit einem bedeutsamen Blick an.

Annemarie aß wenig und gegen das Ende der Mahlzeit wurde sie still und stiller. Ihre Seele war in die Vergangenheit gerichtet. Sie dachte an ihre Liebe und ihre Noth, an ihre Bitterkeit und ihre Klagen, und wie sich alles das in unendliches Glück aufgelöst. Sie dachte an die Feindschaft, unter der sie gelitten, und die sich nun in die zärtlichste Freundschaft umgewandelt. Als ihr der Angerbauer von dem eben zerschnittenen Kuchen das schönste Stück überreichte, machte die Güte und die Achtung in seinem Blick einen solchen Eindruck auf ihr erweichtes Herz, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie aß ein Stückchen, um die Gabe zu ehren, aber der Strom der Wehmuth war im Gange, das übervolle Herz mußte sich entlasten und unaufhaltsam brachen ihre Thränen hervor.

Alles sah auf sie, ernst, bewegt; die meisten begriffen den Grund dieser Thränen. Es entstand eine feierliche Stille. Ludwig drückte der Geliebten auf's zärtlichste die Hand, die Augen der Frauen wurden feucht. Der Angerbauer saß in tiefem Ernst da und in seinen Blicken entzündete sich ein Feuer, das den Pfarrer beinahe noch mehr ergriff, als das Antlitz der Braut. Niemand wollte das Wort nehmen, und der Pfarrer dachte endlich selber daran, durch eine passende Bemerkung einen Uebergang zu unbefangener Unterhaltung herbeizuführen, als ihm ein anderer zuvorkam. Johannesle hatte die weinende Annemarie bisher staunend angesehen; wie die Thränen kein Ende nahmen, sondern wieder und wieder aus ihren Augen flossen, stand er auf, ging zu ihr und sagte mit dem ehrlichsten Tone von der Welt: „Warum weinst du denn, Annemarie? Du hast ihn ja jetzt!" Diese naive Rede rief auf dem Gesicht des Mädchens ein sanftes Lächeln hervor und eine milde Heiterkeit in der Gesellschaft. Annemarie sagte mit gütevoller Stimme: „Du wirst's auch noch verstehen lernen, Kind, warum ich wein'! Aber jetzt will ich aufhören." Und sie trocknete ihre Thränen.

Als der Pfarrer mit seinem Enkel nach Hause ging, fragte er, wie ihm heute der Angerbauer und seine Frau gefallen hätten. Theodor erwiederte: „Ich bin ganz erstaunt über sie; nie hätt' ich ihnen zugetraut, daß sie so gut und so wahrhaft zart seyn könnten." — „Du siehst also, daß du früher nicht ganz Recht hattest, diesen Mann, weil er im Zorn grobe Reden ausstieß, ohne weiteres für roh zu erklären, und wirst künftig mit deinem Urtheil behutsamer seyn."

Nach sechs Wochen fand die Hochzeit statt. Es war nur Eine Stimme über die Schönheit

Digitized by Google

der Predigt, die Andacht des Brautpaars, ihren prächtigen Anzug, das vortreffliche Mahl, wobei die Wirthin des Dorfs sich selbst übertraf, und das große, große Vergnügen. Die Musikanten hielten eine Ernte, wie seit Jahren nicht. Der Höhepunkt des Festes war übrigens der Moment, wo der Angerbauer in der Laune des Weins bewogen wurde, drei Reihen allein mit der Braut zu tanzen. Er drehte sich taktfest, aber etwas steif herum, und sein Gesicht drückte eine so eigene Mischung von Galanterie und Selbstgefälligkeit aus, daß ein paar ältere Weiber, mit denen er in seiner Jugend zu tanzen pflegte, nicht umhin konnten, sich spöttisch lächelnd anzusehen, als wollten sie sagen: „Der alte Narr! Wenn man ihm das vor einem Vierteljahr gesagt hätte!“ Der Angerbauer hörte dieß natürlich nicht, da es überhaupt nicht gesprochen wurde. Als er daher unter großem Beifall den letzten Reihen geendet hatte, konnte er in ungestörter Freude seiner Tänzerin ein Glas Wein präsentiren und dann zu einem Vertrauten sagen: „Daß die Hochzeiterin am schönsten tanzt, hab' ich gesehen; daß sie aber auch am besten tanzt im ganzen Dorf, das kann ich jetzt aus Erfahrung bezeugen. Ueberhaupt: mein Ludwig ist nicht dumm gewesen!“

Melchior Meyr.

Digitized by Google

Kunstbriefe aus Berlin.

VII.

Die Zerstörung des Thurms zu Babel ist in dem ersten Hauptbilde als eine unmittelbare That Jehovahs dargestellt, denn als ein direkt in die Geschicke des Menschengeschlechts eingreifendes Wesen lebt Gott in den Vorstellungen des alten Testaments. Von einer Wolke getragen, von himmlischem Licht umflossen, erscheint im obern Theil des Bildes der Herr, begleitet von zwei Engeln, welche Bündel von Blitzen in den Händen halten und zuckende Pfeile daraus entsenden. Schon hat die Wolke den im Grunde des Bildes errichteten, stufenförmig aufsteigenden gewaltigen Bau zur Hälfte umhüllt und ihre zertrümmernde Macht an ihm erprobt. Auf einem der Stufenabsätze des Thurms sitzt der König Nimrod, der sich selber ein göttliches Wesen dünkte, wild aufbrausend über die Macht, die sich ihm entgegenweist, über den Ungehorsam der fliehenden Massen. Wuthschäumend hat er die Arme auf die Schenkel gestemmt, aber unfähig zur That, nur eisernd in ohnmächtigem Zorne. Die von Gott verlassene irdische Macht zeigt diese Gestalt zugleich in dem wahnvollen Trotzen auf sich selbst und in ihrer rathlosen Nichtigkeit. Zu den Füßen des Königs liegen die von himmlischen Blitzen ihm erschlagenen Söhne, die umgestürzten und zerbrochenen Götzen. Seine Höflinge verlassen ihn in wilder Flucht; einige von ihnen aber wenden sich noch einmal zu ihm um und verklagen ihn mit erhobenen Armen bei der rächenden Gottheit. Sklavenseelen sind es, welche der fallenden Macht fluchen, wie sie der aufrechtstehenden, stolz gebietenden die Füße küßten.

Ringsum erblicken wir das im Frohndienst arbeitende Volk in lebhaftester Bewegung. Man ruft, man läuft, man sinkt mit den zersplitternden Balken hinab in die Tiefe und klammert sich mit Seelenangst an die wankenden Trümmer. Wer ist die halbverhüllte Gestalt, welche den übrigen zuruft, sie sollen ablassen von der Arbeit, die Stunde der Erlösung sey hereingebrochen? Vielleicht ein Geweihter des Herren, ein gläubiger Diener Gottes aus einem der geknechteten Stämme. Aber das Volk ist im Sklavendienste zum Theil verwildert; unverständig und roh benutzt es seine Freiheit, um über den Nächsten herzufallen, der ihm die Last der Arbeit auftrug, obwohl auch dieser nur dem Herrschergebot eines Mächtigeren folgte. Der Teufel rohester Verblendung fuhr in jene halb verthierten Geschöpfe mit wuthverzerrten Zügen, welche den greisen Baumeister zu Tode steinigen.

Wie es nur durch unmittelbare göttliche Einwirkung so plötzlich gedacht werden kann, springen uns nun im Vorgrunde wie aus Einem Punkte die drei Gruppen der ersten geschichtlichen Stämme oder Racen entgegen, die Gruppen der Semiten, Hamiten und Japhetiten, welche davon eilen, neue Wohnsitze, eine neue Heimath aufzusuchen. Mit tiefem Einblick in Natur und Geschichte sind die Grundverschiedenheiten dieser Urstämme in idealer Zusammenfassung ergriffen und dargestellt.

Zuerst die Semiten in patriarchalischer Erhabenheit, von friedlichen Hausthieren umgeben. Der Erzvater, eine edle Gestalt in vollendeter Manneskraft, steht auf einem von zwei weißen Stieren gezogenen Karren und breitet die Arme schützend über seine Familie aus, indem er mit einem frommen Blick nach oben den Beistand des Höchsten erfleht. Erschrocken flüchten sich zwei seiner Knaben, in Angst versezt durch den hämischen Blick eines hamitischen Kriegers, in den Bereich des väterlichen Schutzes. Auf dem straffen Nacken der Stiere spielen zwei andere Kinder in sorgloser Fröhlichkeit mit Weinlaub und Trauben. Ein fünftes trägt die neben dem Karren einhergehende Mutter, ein hohes, volles, blühend schönes Weib, in einem Korb auf ihrem Haupte: es ist das jüngstgeborene, das noch der stets bereiten Pflege und der mütterlichen Brust bedarf. Eine kleine Lämmerheerde, trefflich gehalten und dem Scheermesser eine reichliche Ausbeute versprechend, schließt sich den Stieren an. Wie die erschreckten Knaben zum Vater, so flüchtet auch hier ein angstvolles Schäfchen sich unter den Leib der Mutter, eine naiv gemüthliche Parodie, welche dem Charakterleben dieser Gruppe harmonisch entspricht. Vollste Harmonie des Daseyns ist auch die Grundstimmung, welche über der semitischen Familie ausgebreitet liegt, reichliches Genügen, Befriedigung und Genuß im friedlichen Besitze; die Furcht der Knaben ist nur eine augenblickliche Verschüchterung und dient vornehmlich dazu, die schützende Kraft des Familienhauptes zu bezeichnen. Im innigen Zusammenschließen des Verwandten, in dem würdigen Verhältniß der Glieder zum Haupte der Familie, in der kraftvollen Autorität des leztern liegt ja in der That die edle und starke Seite des Judenthums, das aus dem Stamme Sem erwuchs. Noch heute, nach zahlreichen Jahrhunderten der Entartung, leuchten diese Eigenschaften oft in alter Reinheit, sind sie fast durchweg wenigstens im Abglanze noch vorhanden. Und auch die Befriedigung im Besitze findet sich noch,

Digitized by Google

wenn gleich mehr und mehr herabgesunken von der Lauterkeit des Patriarchalismus. Freilich waren in früher Zeit schon das Linsengericht und die gefleckten Schafe Jakobs Zeugnisse von der List im Begehren des Besitzes, welche später mehr und mehr national wurde unter den Kindern Israels, von der Liebe zum Haben und Mehren des Gutes, in deren Gefolge der Mammonsdienst geschritten kam. Doch hier galt es nicht, Keime der Sittenverderbniß aufzudecken, sondern die Charakteristirung eines von Grund aus edlen Stammes in der Zeit seines rein natürlichen Gedeihens zu entfalten. Die geschichtlichen Consequenzen sind angedeutet, aber so, wie sie dem idealen Gewande des Bildes entsprechen.

Welch einen Gegensatz bietet die Gruppe der Hamiten! Wie anders schon als jene milchweißen Stiere der wilde, stumpfe, zottige Büffel, auf welchem der dumpf vor sich hinbrütende Priester hockt mit seinem schwarzen Götzen, einer häßlichen Fratze mit Hörnern auf der Stirn! Wie sich hier die geistige Stumpfheit in unverkennbaren Zeichen ausprägt, so diese in Verbindung mit boshafter Wildheit in dem Krieger an seiner Rechten, mit sinnlicher Ueberfülle der wuchernden Körperbildung in einem jungen Weibe, das in blöder Verzückung des Priesters Gewand anbetend an die Lippen drückt. Und jene verrocknete Alte, welche mit dem Blick eines Falken unter dem braunen, über das Haupt gezogenen Mantel hervorspäht, ist sie nicht die Repräsentantin des tief in die christliche Zeit und in die Gegenwart hereinreichenden Heidenthums der Wahrsagerei und des Aberglaubens? Gewiß, wir dürfen in dieser Genossin des hamitischen Pilgerzugs nach Afrika die Stammmutter des Zigeunerthums, der braunen Egyptierinnen und ihrer Hexenwirthschaft vermuthen. Bei den Semiten gewahrten wir das patriarchalisch thätige und genießende Verkehren mit der Natur, die aktive und praktische Beziehung des Menschen auf diese, welche er einfach seinen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte, weil Gott ihn zum Herrn eingesetzt hatte über die Natur. Dieser hohe Standpunkt des menschlichen Bewußtseyns, das über sich nur Gott erkannte, verliert sich bei den Hamiten, welche vielmehr passiv in die Natur versinken, in ihre Sinnlichkeit und blinde Macht, und ihre geheimnißvollen Kräfte entweder mit Furcht und Grauen anbeten oder in die mystischen Kanäle der Magie und des Aberglaubens leiten. Was aber dem Semitenstamm fehlte, das war der Sauerteig der Bewegung, den erst ein anderer Stamm in die träg gewordene Masse der im Besitze schwelgenden Völker bringen sollte. Diese Beweger der Geschichte sind die Japhetiten.

Eine Gruppe edler, schöner Jünglingsgestalten, fast nackt, frisch, von rosig angehauchter Weiße, aber kräftigen Muskelbaus, verläßt auf einer breiten Bahn das stürzende Babel. Diese jugendlichen Helden, kühne Jäger mit Speer, Bogen und Köcher, tragen noch nicht die Last der gewordenen, abgeschlossenen und fertigen Kultur. Kaum bedeckt ein Pantherfell oder ein Stück rothen Wollenstoffs ihre Leibe. Sie sollen, frei und unabhängig, oder doch nicht beherrscht von der Vergangenheit, eine neue Kultur erst begründen, sie streben der Zukunft entgegen und vor ihnen liegt noch das ganze Werden ihres geschichtlichen Daseyns. Keck stürmt der eine auf schnaubendem Rosse davon, andere folgen eiligen Laufes; aus ihren Zügen schauen froher Muth und Thatendurst.

Wir haben diese drei Gruppen wohl zunächst auf das asiatische, das afrikanische und europäische Alterthum zu deuten, mit näherer Bestimmung des ersten als das von der asiatischen Kultur abgezweigte Israel und des letzten als das jugendlich heldenhafte Hellenenthum. Mancher andere Gedanke verbindet sich damit und gibt diesem ersten Gesange des Kaulbach'schen Epos eine breite Perspektive.

VIII.

Im zweiten Hauptbilde, oder, wenn ich im metaphorischen Ausdrucke fortfahren darf, im zweiten Gesange erhebt der Künstler den Ruhm der ewig hohen, ewig schönen hellenischen Bildung. Als ihren Vater bezeichnet er den göttlichen Sänger der Ilias. Homeros hat den Kiel seines Schiffes, mit welchem er, die Heldenthaten des Achilleus preisend und Iliums Fall besingend, am Strande von Hellas entlang fuhr, jetzt in eine der zahlreichen Meeresbuchten gelenkt, die das griechische Ufer durchschneiden. In seinem rechten Arme lehnt die Leier, die Linke aber, welche noch eben die Saiten schlug, hat er hoch erhoben, selbst ergriffen von dem mächtig ernsten Pathos, das seinen Gesang bewegt und das er seinen am Strande versammelten Zuhörern mittheilt. Er ist eine hohe Gestalt; auf seinem kräftig gebildeten Antlitz ruht der Ernst reifer Männlichkeit, aus seinem Auge spricht der Blick des Sehers, ein Lorbeerzweig umkränzt sein Haupt. Träumerisch sinnend sitzt hinter ihm mit dem Steuer die kumäische Sibylle, welcher von den Griechen außer der Gabe zu weissagen die Erfindung des epischen Versmaßes zugeschrieben wurde.

Wir sehen, Kaulbach hält sich mit seiner Composition an die poetische Sage, welche den Dichter Homer als Rhapsoden um die Küsten von Hellas streifen ließ, von wo aus seine herrlichen Gesänge hinübertönten und die Bewohner der gesegneten Halbinsel anlockten, der Ueberlieferung großer Thaten und der Lehre edlerer Grundsätze zu lauschen. Die Sage gab ihm Gelegenheit, die Götter- und Menschenwelt seiner Idee gemäß auch hier auf einem Bilde zu vereinigen und zugleich in seiner symbolischen Weise die Blüthe griechischer Kultur uns vor das Auge zu

Digitized by Google

rücken als eine im Erblühen schon erblühte. Denn die Wissenschaften und Künste, welche in der durch Homer entzündeten Begeisterung Jahrhunderte lang wuchsen und gediehen, finden wir hier unter den Zuhörern schon durch ihre ersten Meister vertreten, und um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schlingt der Mythos ein allegorisches Band. Verfolgen wie nun die im Gemälde dargestellten Wirkungen des Homerischen Gesanges auf Götter und Menschen.

Hinter dem Schiffe zieht Thetis einher, die Mutter des Achilleus. Halb wird sie von den Najaden aus den Fluthen gehoben, halb schwebt sie empor, und dieses leichte Auf- und Vorwärtsziehen ist in der Stellung wunderbar schön ergriffen. Keusch umgeben weite Gewänder die schlanke Fülle ihrer Glieder, eine Perlenkrone schmückt die Königin des Meeres. Aus ihrem Auge rinnt die Thräne des Erinnerungsschmerzes, der zur sanften Wehmuth wird durch die Stimme des Dichters. In der milden Erregung, die des Homeros preisendes Wort in ihr hervordringt, drückt sie mit beiden Armen den Aschenkrug des Sohnes gegen ihre Brust. Der sanft klagende Ausdruck im Antlitz der trauernd glücklichen Mutter ist wie eine Elegie voll verklärter Innigkeit in ihre schönen Züge gehaucht. Und in wie reinen und wahren Formen fließen die Falten ihres Gewandes herab! Welche wundervolle Plastik im nackten Gliederspiel der theils ruhenden, theils im Kampfe mit begehrlichen Schwänen lebhaft bewegten Najaden! Welche Grazie in dem Wiegen und Schmiegen der reizenden Häupter, um die sich Kränze von Schilf und Blumen, Muscheln und Korallen schlingen! Welche Anmuth in den schwellenden Formen dieser verlockenden Meerbewohnerinnen! Ich möchte sagen, es sey eine stille Musik ausgegossen über diese anspruchslos sich darbietende Pracht unverhüllter Schönheit.

Lassen wir unsere Blicke nun über die sterblichen Zuhörer des unsterblichen Gesanges streifen, unter denen doch auch von geistiger Unsterblichkeit ein gutes Theil sich findet, so fesselt unsere Aufmerksamkeit zuerst ganz im Vorgrunde die nackte Heldengestalt, die einige als den Jäger Alkäos bezeichnen, andere — mit viel größerem Unrecht — gar Perikles nennen. Wir forschen nicht nach dem Namen, denn der Künstler will mit dieser männlich kräftigen Gestalt mehr eine Zeit als eine Person charakterisiren, eine Zeit, welcher allerdings der Held Alkäos am meisten entsprechen würde. Es ist das vorhomerische Heldenthum, das dieser Jäger bezeichnet, jene Zeit des Auslebens der Leidenschaft und des ausschweifenden Naturgenusses, welche, dem Krieg, der sinnlichen Liebe und dem Wein ergeben, dem Ares, der Aphrodite und dem Bacchos ihre Opfer darbrachte. Auch unser Held, dessen Schwert und Thyrsusstab neben ihm am Boden ruhen, hat so eben dem Bacchos geopfert und hält die Schale noch in der Hand, aus der er den berauschenden Saft genossen. Sein Haupt schmückt der im Kampf errungene Lorbeer, aber der Knabe neben ihm, sein Liebling und Mundschenk, trägt einen Kranz von Weinlaub, und den Krug in seiner Hand umgibt ein gleicher Schmuck. Beide lauschen den Worten des Dichters, herrliche Gestalten, deren Gliederung den Meisterwerken antiker Plastik abgelauscht erscheint.

Dem Repräsentanten des Jägerlebens und der Heroenzeit schließt sich nun die Reihe der Helden späterer griechischer Kultur an. Wir bemerken einen Baumeister, der den Grundriß der Propyläen trägt, einen Weisen mit den Gesetztafeln des Solon. Der alte Prophet und Wahrsager Bakis sitzt vor einer Felsenwand und schreibt darauf seine Weissagungen von der künftigen Größe Griechenlands. Bakis bildet in gewissem Sinne einen ideellen Pendant zu Homer: wie dieser die große Vergangenheit zur Aneiferung der Gegenwart zurückruft, so prophezeit jener dem Griechenvolke seine glorreiche Zukunft. Auf der Höhe des Felsens ist ein Bildhauer beschäftigt, mit seinen jugendlichen Gehülfen eine kolossale Statue des von Homer besungenen Achilleus zu meißeln. Im Augenblicke hat er sich selbst von der Arbeit abgewendet und hebt Antlitz und Arme empor zu den Olympischen, deren Beistand er für sein Werk erfleht. Ihm zur Seite liegt eine schöne Jünglingsgestalt, ein Diener der Minerva mit der Eule von Athen, in jener sinnenden Muße, welche vom heiteren Genusse des Lebens sich zur philosophischen Betrachtung desselben wendet. Die Dichter und Weisen Griechenlands, ernste hoheitvolle oder geistig milde Gestalten, jung und alt, sitzen weiter zurück am Strand hinauf und horchen auf das belebende Wort. Man kann ohne Mühe, wenn man anders nach dem Erkennen historischer Persönlichkeiten strebt, in dem einen Pythagoras, den Vater der griechischen Philosophie, im andern Herodot, den „Vater der Geschichte" entdecken. Jener strenge Greis mit erblindetem Augenlicht mag der erhabene Tragiker Aeschylos seyn, jener würdevoll schöne Kopf dem edeln Sophokles angehören, einen Fünften dürften wir nicht mit Unrecht auf den Bukoliker Theokrit deuten u. s. f., auch wenn der Künstler selber uns seine Absichten nicht verrathen sollte. Es spricht aus allen den charaktervollen Köpfen zu uns der Geist klassischer Bildung. Einzelne Repräsentanten des allmählig aus den Wäldern und Schluchten, wo sie ein Jägerleben geführt, sich zur Quelle höherer Kultur sammelnden Volkes vollenden diese Gruppe. Zwischen ihnen lauscht ein Faun, der gleichfalls aus dem Hain herbeigezogen, mit verwunderter Miene, aber für ihn bleibt der Born des menschlichen Geistes verschlossen. Mag er immerhin horchen und das Ohr neugierig dem

Gesange entgegenhalten, er versteht den Dichter nicht, und indem er mit ungeschlachter Rohheit die Zunge aus dem Halse reckt, scheint er schon wieder auf dem Sprunge, in den Wald und in sein sinnlich bequemes Naturleben zurückzukehren. Die Kultur der Erde ist eben ausschließliches Eigenthum des menschlichen Geschlechts, unzugänglich allen Geschöpfen, deren Beseelung die Schranken der Sinne nicht zu durchbrechen vermag.

Zur vorhomerischen Zeit gehört gleich dem Jäger im Vorgrunde noch jener Priestersänger im Schatten der Bildhauergruppe, einer von den düstern Mystikern in der Nachfolge des Sängers Orpheus, ein wunderbar tiefsinniger Kopf mit dunkelm Haar und Bart. Schwer drücken seine Brauen sich auf die unheimlich funkelnden Augen nieder: er beginnt zu ahnen, daß seine Zeit vorüber ist, daß die klare Schönheit des Homerischen Gedichts ein neues lichtes und heiteres Zeitalter heraufführen werde auf den Trümmern der Gegensätze des ausschweifenden Genusses und der mystischen Abkehr vom Leben. Und hinter ihm und der Statue des Achilleus ist auch ein großartiger dorischer Tempel, den Olympischen geweiht, bereits emporgestiegen; einen zweiten sehen wir weiter zurück der Vollendung nahe. Jenseits der Meeresbucht aber umtanzen gewaffnete Jünglinge einen Opferaltar, von dem der Duft geschlachteter Stiere emporkampft, und wohlgefällig lassen die unsterblichen Götter sich hernieder in den wirbelnden Rauch des Opfers, vor allen Zeus und Here. Ein mitleidsvoller Blick des Göttervaters, der fein züchtig an der Seite seiner rechtmäßigen Gemahlin sitzt, fällt auf Thetis, die Mutter seines Sohnes Achilleus, welche Kaulbach mit humoristisch als eine „alte Liebschaft" des „honett" gewordenen Donnerers vorstellte. Hinter Zeus und Here bemerken wir ferner Pallas, Artemis, Hermes und andere Götter. Der Opferdampf bildet eine der Grundsäulen des Bogens, welchen Iris von ihm hinüberspannt, als eine Brücke der Unsterblichen, auf der sie einziehen in die neu erbauten Tempel, ihre hehren Wohnungen auf der Erde. Prachtvoll strahlt und leuchtet der Irisbogen und doch fließt er bei aller Entschiedenheit der Farbe duftig nach beiden Seiten mit der Luft zusammen. Ueber ihn fort geht der Zug der Götter, eröffnet von Eros und den Grazien im anmuthigen Spiel. Es muß gesehen werden, welchen unbeschreiblichen Reiz die lieblichen Gestalten in der Bewegung des Haschens und Entweichens entfalten, so ganz voll Leben, so frei und so keusch. Helios folgt mit der Neunzahl der Musen, und Zeus und Here mit den übrigen Göttern des Olymps werden nicht zögern, ebenfalls zu dem geliebten Geschlechte der Menschen hinabzusteigen.

Unter dem Irisbogen hindurch blickt man in die Ferne der Landschaft am Meeresstrande entlang, bis im Hintergrunde die Küste von Salamis die Aussicht schließt. Diese Perspektive wählte der Künstler, um mit dem Orte, wo sich die Kraft des griechischen Volkes in ruhmvollster Selbstständigkeit bewährte, auf das Wiederaufleben der Homerischen Heldenzeit und die Erfüllung der Prophezeihungen des Bakis hinzuweisen. So klingt jede Einzelnheit voll und schön zusammen mit der Harmonie des Ganzen, so wirft die Idee nach allen Seiten ihre Strahlen und bleibt in jedem Punkte des Werkes, in aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen mit sich selbst im Einklang.

IX.

Das mächtigste, großartigste unter den drei vollendeten Hauptbildern ist das dritte: die Zerstörung von Jerusalem. Der Künstler ergreift hier die römische Weltherrschaft, wenn auch nicht im Vollbringen ihrer schwersten Aufgabe, doch in ihrem entscheidenden Eingreifen in eine welthistorisch unendlich wichtige principielle Krisis. In sich selbst zerrüttet war das theokratische und engherzig nationale Princip des jüdischen Staats. Ueber ihn hinweg zog die unerbittliche Richterin Geschichte, um neuen Grundsätzen, neuen Formen die Wege zu bereiten. Und war es nicht die Weltherrschaft der Römer, welche die materielle Grundlage gab zur allgemeinen Verbreitung des Christenthums? War es nicht das bis zu einem gewissen Grade schon damals gelungene Niederreißen der nationalen Schranken, was andererseits wieder die allgemeine Kirche als ein neues Weltprincip verbreitete? Es zeugt von tiefem Einblick in das Getriebe der weltgeschichtlichen Ideen, daß Kaulbach gerade dieses Ereigniß in diesen Zusammenhang brachte mit der Gesammtentwicklung seiner Aufgabe. Daß er dabei auch den von der israelitischen Nation geglaubten göttlichen Ursprung des Strafgerichts, neben der rein geschichtlichen Darstellung der Katastrophe selbst, in biblischer Form erscheinen läßt, streitet allerdings gegen meine Auffassung eines historischen Gemäldes. Doch kann man beim Hinblick auf die beiden ersten Hauptbilder, die freilich in ihrer ganzen Haltung durchaus symbolisch sind, diesem Hereinragenlassen des Jenseits die Consequenz der Anordnung nicht absprechen.

Am Himmel erscheinen die Propheten des alten Bundes, welche im Namen Jehovahs den Untergang des jüdischen Staats und der Stadt Jerusalem vorher verkündet hatten, Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel. In diesen Gestalten wie in den von ihnen aus sich hinabsenkenden Engelschaaren, welche, mit Blitzen bewaffnet, das Gericht Gottes an dem sündigen Israel vollziehen, gibt Kaulbach nicht etwa seine persönliche Auffassung von den Ursachen des im Bilde dargestellten Ereignisses. Ich erinnere nur an das, was ich in meinem fünften Brief über die philosophische Grundidee gesagt, in der das Ganze gedacht sey.

Digitized by Google

Man darf die Gottheiten, welche der Maler vor uns erscheinen läßt, nicht als Widerstrahlungen seines subjectiven Glaubens betrachten, denn man würde ja sonst zu fragen haben: woran glaubt denn nun eigentlich der Künstler? An Gott Vater und die Propheten, oder an Zeus und Apollon, oder an die Gespenster, die uns im vierten, an die Mutter Gottes und die Heiligen, die uns im fünften Bilde begegnen werden? Wir haben diese Darstellungen der verschiedenen Religionsanschauungen vielmehr aufzufassen als Widerstrahlungen der objectiv schaffenden Phantasie des Künstlers, welche das in sinnlicher Gestaltung aus sich heraussezt, was sie vermöge ihrer philosophischen Richtung als den bewegenden Geist ihres Gegenstandes ergriffen hat. In dem Bilde von der Zerstörung Jerusalems macht sich der wunderbare Umfang des Kaulbach'schen Künstlergenius fast in höherem Grade geltend als in den vorher geschilderten Werken, wenn auch seine griechische Welt an feiner Geistigkeit der idealen Beziehungen, an Anmuth und Reiz der Form das Unübertreffbare leistet. In dem Wolkenstücke der Propheten malte er mit voller philosophischer Unparteilichkeit die besondere Religionsidee des tragisch untergehenden Volks. In den später zu schildernden Seitengruppen des Vorgrundes, dem ewigen Juden und der Christenfamilie, gibt er in symbolischer Weise dort den nationalen Mythus mit seiner Anschauung vom Racheburst der Gottheit, hier den wiederum philosophischen Gedanken vom steten und wie in idealen Kettengliedern sich entwickelnden Fortschreiten der weltgeschichtlichen Kulturideen. In dem Ereigniß der Zerstörung selbst endlich zaubert er eine Fülle und Lebendigkeit historischer Wahrheit und Realität vor das Auge, daß ich in der Geschichtsmalerei der Gegenwart nichts ähnlich Großartiges an die Seite zu stellen weiß.

Es ist das weite Innere des großen Tempels zu Jerusalem, in welchem die geschichtlichen Vorgänge sich ereignen, in der Mitte der Hochaltar, rechts die von außen hereinführenden Eingänge, links die Säulen, welche das Allerheiligste abschließen und zwischen denen der verhüllende Vorhang gesunken oder verbrannt ist, so daß man tief in das Innerste des Tempels schaut. Von rechts stürmen die Römer herein, an ihrer Spitze Cäsar Titus, auf leuchtend weißem Rosse sich Bahn brechend über Schutt und Trümmer und Leichen. Des Hochaltars hat sich bereits eine Abtheilung römischer Krieger bemächtigt; sie pflanzt ihre Adler auf und läßt den gellenden Schlachtruf der Tuba ertönen. Erschreckt von den schmetternden Klängen scheint die Schaar der Juden, welche den heiligen Ort vergeblich vertheidigt hat, unter dem Schutze ihrer emporgehaltenen Schilde noch weiter zurückzuweichen. Mitten unter den geschlagenen Kriegern befindet sich ein Greis, der wohl im Gebet vom Altar gerissen wurde, denn er ist waffenlos. Der furchtbare Schmerz, die heilige Stätte so gräßlich entweiht zu sehen, prägt sich konvulsivisch in seinem Antlitz und seinen Bewegungen aus; jammernd preßt er die geballten Fäuste gegen einander.

Hinter dieser Schaar, die Stufen aufwärts, welche zur Säulenhalle des Allerheiligsten führen, und zwischen diesen Säulen befinden sich andere Reste des geschlagenen jüdischen Heeres in Auflösung und Schrecken. Simon und Johannes von Gischala, die Führer der Juden, stehen hier und blicken in rathlosem Zorn auf die eindringenden Sieger. Rings um sie her Gruppen von Sterbenden oder von Verzweifelnden, welche wohl gar in ohnmächtiger Wuth ihre Flüche gegen den Himmel richten und mit wild erhobenen Armen den Herrn anklagen, er habe sein Volk verlassen. Und das bezeichnet die Verblendung des sittlich tief gesunkenen Stammes. Der Herr verließ Israel erst, nachdem es abgefallen war von ihm und von der einfachen Sitte der Väter, nachdem es sich selbst verlassen hatte und, dem Mammonsdienst ergeben, die vergänglichen Güter der Welt anbetete und nach Reichthum trachtete, statt nach der Tugend und dem Frieden der Seele. Unfriede, Geifer, Zerrüttung im Volke selbst gingen dem Stoße voraus, der die politische Existenz der Nation für alle Zukunft vernichtete.

Noch weiter im Hintergrunde links haust die rothe Glut des Brandes in den innersten Räumen des Tempels, taucht die Säulen und Mauern in ein Feuermeer und wirft ein schauriges Licht über zahlreiche Scenen des Unheils und wahnwitziger Verzweiflung. Dort flüchten sich Kinder in den Schooß der Mutter, als wäre hier Rettung zu finden vor der verheerenden Wuth der Menschen und der Elemente. Und die Mutter breitet die Arme über ihr geliebtes Eigenthum, aber wie lange währt es und die Säule, an deren Fuße sie niedergesunken, wird ihr ein Grab bereiten sammt ihren Lieben! Wie entsetzlich wieder jene zweite Mutter, welche das Messer an das Leben des eigenen Kindes legt, durch die Qualen schrecklichster Entbehrung zu der unnatürlichsten Handlung getrieben! Andere Weiber neben ihr blicken fühllos auf ihr rasendes Beginnen, denn die Angst, die Trauer, der Hunger haben sie abgestumpft, ihre Zähne zerfleischen zum Theil die eigenen Glieder. Lebendig wird hier, was der Herr verkünden ließ durch den Mund des Propheten: „Ich will sie essen lassen das Fleisch ihrer Söhne und das Fleisch ihrer Töchter in der Belagerung und in der Angst, in der ihre Feinde und die, so ihnen nach dem Leben stehen, sie bedrängen werden.“ Diese Scenen des Entsetzens, des Schaudervollsten, was den Menschen treffen kann, hüllt der Künstler in den umherziehenden Dunst, wirft er, um dem Eindruck das allzu Grasse ein wenig abzustreifen, taktvoll in den Schatten der vorher betrachteten, den letzten Akt des Kampfs bezeichnenden Gruppen. Das Elend sezt sich aber noch

Digitized by Google

in andern Vorgängen fort, welche bestimmter in das Licht und in die Farbe treten. Neben dem Altar wird eine händeringende Jungfrau von einem römischen Reiter fortgeschleppt, und ein zweiter Krieger aus dem feindlichen Heere, ein in Thierfelle gekleideter Barbar, kommt lüstern die Stufen des Altars herab, um eine von den jüdischen Frauen, welche sich angstvoll zu einem Knäuel zusammendrängen, als schöne Beute davon zu führen.

Ich stehe von der Verfolgung aller Einzelnheiten des Gemäldes ab, da ich sie doch in Kürze nicht erschöpfen kann, und wende mich zu seinem Mittelpunkte, der individuellen Spitze des tragischen Ereignisses: der Gruppe des Hohenpriesters mit seinem Weibe und seinen Söhnen. Der Untergang, welcher ringsum als Folge äußerer Macht erscheint, wird hier zum freien innern Entschlusse. Der Hohepriester opfert sich und seine Söhne mit eigener Hand, damit sein Stamm erlösche und nicht anheimfalle der trost- und lichtlosen Zeit, die nach seiner Ueberzeugung nun einzig noch kommen kann. Schon hat sein Stahl die Söhne getroffen, von denen der eine entseelt zu Boden sinkt, während der andere in krampfhaftem Todesschmerz sich an den Vater klammert. Warum aber verschont sein Arm die Gattin, welche vor ihm auf den Knieen den schönen Busen enthüllt und den erlösenden Streich zu erflehen scheint? Ist es nicht grausam, nicht gefühllos, daß er sein Weib verurtheilt, allein den Untergang ihrer Familie zu überleben? Wer so fragen kann, bedenkt nicht, daß es sich bei dieser hochtragischen Gruppe nicht um ein sentimentales Familienstück handelt, sondern um die heroische Bethätigung einer religiösen Idee. Was gilt dem Hohenpriester Israels sein Weib in einem Falle, wo er im Dienste des Herrn und zu des Herrn Ehre handelt? Nicht das Weib ist Träger des Berufs, welcher im jüdischen Priesterstamme sich vererbt hat, wohl aber die männliche Nachkommenschaft. Und diese vernichtet er, weil er an ihrer Sendung verzweifeln muß, weil er nicht dulden mag, daß ihr geweihtes Daseyn ein Frevel entweihe. Darum tödtete er sie zuerst und kann nun die Waffe gegen sich selber wenden in dem gläubigen Bewußtseyn, daß er dem Herrn zurückgegeben, was dem Herrn gehört. Die Gattin des Hohenpriesters ist übrigens eine herrliche Gestalt von vollendeter, ernster Schönheit im reinsten Adel des nationalen Typus; er selber ein hoch aufgerichteter, kräftiger Mann mit ungemein belebten edeln Zügen, welche den Denker verrathen. Auf seiner Brust trägt er das Schild mit den zwölf Edelsteinen der Stämme Israels, und dicht über demselben bohrt er mit fester Hand das Opfermesser in den verborgenen Sitz des Lebens. Sein Beispiel findet Nachahmer unter den Jünglingen seines Volks, von denen ganz im Vordergrunde mehrere den Selbstmord als letztes Mittel ergreifen, doch schwerlich aus jenen hohen Ueberzeugungsgründen, welche den Priester leiten, sondern aus feiger Angst und Verzweiflung. Ein Strom Blutes röthet die Marmortafeln des Fußbodens. Ein Greis, wohl der Vater dieser Jünglinge, sitzt neben ihnen, fast stumpfsinnig brütend über dem aufgehäuften Mammon, der ihn in Urnen und rings am Boden umgibt. Was sollen ihm ferner diese Ketten und Spangen, diese Fülle gemünzten Goldes? Auch er hat ein Schwert ergriffen, aber lässig senkt es der Arm, denn was nachher, wenn der Schmerz des Sterbens überwunden ist? Es wird dem Alten offenbar schwerer als seinen Söhnen, die Frist eigenmächtig abzukürzen, welche ihm noch vergönnt ist, bei seinen Schätzen zu verweilen. Ein feindliches Eisen oder das herandringende Feuer wird ihm den Entschluß ersparen und auch ihn hinabziehen in die allgemeine Vernichtung.

Damit haben wir die Betrachtung des historischen Vorgangs in seiner Hauptgliederung beendet. Von der Großartigkeit, mit der die Massen hier zu Werkstücken eines mächtigen Organismus verwendet sind, wie von der Klarheit, mit welcher sich andererseits die hervorstechenden Gruppen aus der Masse und Fülle wieder lösen, läßt sich durch Worte keine genügende Vorstellung erwecken. Ich kann diese Eigenschaften der Composition nur erwähnen; doch sind sie es gerade, welche dem Eindruck seine Gewalt und wieder bei aller Ungeheuerlichkeit sein Maß verleihen, welche der geschichtlichen Größe des Ereignisses ihre entsprechende Form geben und doch wieder in dem epischen Vorgange individuell dramatische Beziehungen zur Geltung bringen.

Es bleiben uns nun noch die symbolischen Eckstücke des Vorgrundes zu betrachten. Zunächst Ahasverus, der ewige Jude. Von drei Furien verfolgt, welche über seinem Haupte schweben, stürzt er hinaus in die endlose und ewig ruhelose Wanderschaft. Schwert und Schild, mit welchen er vor Kurzem noch in den Reihen des israelitischen Heeres gefochten, hat er weit von sich geschleudert, und auf seinem Antlitze prägen sich in furchtbaren Zügen die Qualen aus, welche sein Inneres zerfleischen, jene Qualen, deren phantastische Versinnlichung wir in den Furien wahrnehmen. Die Hände krallen sich krampfhaft in die Brust, wo die Nattern der Verzweiflung wühlen, und seine Sohlen berühren kaum den Boden, so jagt es ihn fort von der Stätte, wo er am Herrn gefrevelt und der ewig wirkende Fluch ihn getroffen.

Jenseits dagegen, welch lieblich idyllisches Bild! Auf einem Esel, der in aller Ruhe sein Futter von einer Distelstaude rupft, sitzt eine jugendliche Mutter mit zwei kleinen Kindern auf dem Schooß, welche sich eng an den mütterlichen Busen schmiegen. Hinter ihr ist ein etwas größerer Knabe, in der Hand ein Kreuz von frisch geschnittenen Stäben, auf den Esel

Digitized by Google

geklettert; ein vierter und fünfter Knabe, halb erwachsen, gehen voran und leiten das Thier, das die Mutter trägt, wie das zweite, auf welchem ein Greis, wohl der Großvater, sizt. Ein kräftiger Mann geht neben her. Das ist die Christenfamilie, welche arm an Gütern, aber reich an Glauben den Schreckensort in friedlich stillem Zuge verläßt. Ihr Gott ist nicht mit der Scholle verbunden, er ist nicht der Gott eines einzigen, auserwählten Volkes, sondern der ganzen Menschheit. Sie tragen ihn mit sich im Tempel ihrer Herzen und finden ihn überall wieder, wohin sie gelangen mit dem Glauben ihrer Seele. Die Palme des Friedens ruht in der Hand der Mutter, und Alle singen sie dem Herrn, der sie liebevoll schüzt und errettet. Drei Engel geleiten den Zug der Christenfamilie und bilden hinter ihr eine lebendige, himmlische Mauer, welche sie abschließt gegen die Wuth des Kampfes und der Zerstörung. Der eine dieser Engel trägt den Kelch, aus dem das Kreuz, gefärbt mit dem Blute Christi, emporsteigt, und dieses Blut ist es, was vor Allem die Christen von den Juden scheidet, so völlig scheidet, daß die davonziehenden Christen bei Singen und Beten das Flehen der armen Judenkinder überhören, welche auf den Knieen liegen, in angstvoller Beschwörung die Hände erheben und bitten, auch sie dem unvermeidlichen Untergange zu entreißen. Bringen wir uns den hier waltenden Gedanken des Künstlers zum Bewußtseyn, so erkennen wir, daß hier wie überall der edle Geist freier Humanität es ist, welcher seine Auffassung bestimmt. Er zeigt uns die Christenfamilie jener Urzeit in ihrer bedürfnißlosen, einfachen Gläubigkeit, in der alle andern Empfindungen aufgehen, schmückt diese innere Glückseligkeit mit dem Zauber schlichter Anmuth, aber läßt uns zugleich die Schranke erblicken, welche auch dieser beseligende Glaube noch zu überwinden hat, um ganz die Liebe zu seyn, die reine, hehre Menschenliebe. In dem Knaben mit dem Kreuze jedoch regt sich dieses Gefühl in naiver Kindlichkeit: er winkt den flehenden Judenkindern, mitzukommen. Sind es doch Kinder gleich ihm, warum sollte er sie nicht lieben? Nur die Eltern bemerken nichts, die Bitte verhallt am Ohre derer, welche dem Willen zu retten die That könnten folgen lassen. Und was thun die Engel? Einer wendet sich mit liebevollem Blick hinab zu den am Boden Liegenden und winkt ihnen ebenfalls, aber mit der andern Hand zeigt er auf Kelch und Kreuz, denn das Christenthum ist die Rettung.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, November.

II.

Nach Baden.

Der Gloggnitzer Bahnhof beherrscht von namhafter Höhe die Stadt. Der Wienerberg, an dessen Flanke die Gebäude sich anlehnen, ist einer der lezten Ausläufer vom Schneeberg, welcher über das ganze Land seine Abzweigungen ausstreckt, die von der Höhe aus gesehen an die zu Tage streifenden Wurzeln einer Kiefer auf trockenem Boden gemahnen. Die Aussicht vom Bahndamm zeigt ein prachtvolles Bild, dessen Mittelpunkt der Dom mit seiner stolzen Pyramide von zierlicher Arbeit bildet. Der Stephansthurm besizt nicht jene feenhafte Leichtigkeit, mit welcher der Straßburger Münsterthurm gen Himmel wächst; er ruht vielmehr auf breitester Grundlage, und von seinen Giebelspizen lasten sehr sichtbar immer die obern auf den untern. Mit dem Straßburger Wunderbau hat er die Aehnlichkeit, daß sein Meister Pilgram so wenig als Erwin von Steinbach dazu gelangt ist, den Zwilling daneben zu vollenden. Es wäre aber Schade, wenn Pilgrams Werk an die durchbrochene Steinarbeit am linken Rheinufer erinnerte. Ich liebe seine dichte Masse, die sicher emporgebaut von ihrer festen Grundlage gen Himmel weist. Auch wirft der Straßburger Thurm frühmorgens seinen langen Schatten über ein Land, welches seit beinahe zwei Jahrhunderten einem fremden Eroberer gehört, zum Spott des deutschen Namens und zur Schmach der deutschen Uneinigkeit, während St. Stephan einst die Grenzmark gegen den Erbfeind behütete und nun inmitten eines Reiches steht, das von den Quellen des Pruth bis zum Oberrhein seine Grenzen ausstreckt und in seiner Neugestaltung die Hoffnung auf Tilgung jener alten Schmach frisch geweckt hat. Der Stephansthurm erhebt sich inmitten eines Häusermeers, das eine einzige große Stadt zu bilden scheint, wiewohl wir wissen, daß Wien zur Zeit noch eine unverschmolzene Masse von Mittelstädten darstellt und nicht eher eine wahre Großstadt werden kann, als bis die Basteien, welche die innere Stadt umfangen, weggeräumt und das Glacis zwischen Stadt und Vorstädten wenigstens um die Hälfte minder breit geworden. Doch das wird sich von selber machen. Bis zum Jahr 1848 war Wien eine Grenzstadt gegen Osten und der Kaiser in Wien nur so nebenbei König von Ungarn; jezt aber ist er Kaiser bis zur türkischen Grenze und Wien die Hauptstadt eines Reichs von vierzig Millionen Einwohnern, woran die natürliche Folge seyn wird, daß die Basteien von selbst in die Gräben fallen, bevor zwanzig Jahre vergangen sind. Dieses Häusermeer wird dann wirklich seyn, was es vom Bahndamm aus scheint: eine große Stadt. Nordwärts von Wien schlängelt sich die Donau mit ihren verschiedenen Armen durch das grüne Land, ragen stattliche Bergzüge und lachen von der Höhe des Kahlenbergs und des Leopoldsberges die weißen Mauern der alten Gebäude. Dort drüben ist heiliger Boden. Auf der Höhe wohnten die Babenberger, an den Flanken wächst ein edler Wein, am Gestade spiegelt sich Klosterneuburg in der flüchtigen Welle. Doch das alles liegt uns heute abseits und unser Blick wendet sich nach der Seite des Wienerwaldes. Der Zug braust an der Höhe neben den Häusern hin und hält vor Meidling, das ehedem ein Dorf gewesen und nun eine Stadt ist, die sich zwischen den Linienwall und den Park von Schönbrunn gelagert hat. Die Wiener, welche zur Sommerzeit in Meidling wohnen, bilden sich ein, auf dem Lande zu seyn, gerade wie die „Sommerparteien" in Hietzing, in Penzing, in Döbling. Wir ersehen daraus, wie eine alte Ueberzeugung allmählig zum starren Aberglauben werden kann, welcher den veränderten Verhältnissen „keine Rechnung trägt," wie der parlamentarische Ausdruck lautet. Ueber Meidling hinaus verliert sich der städtische Anstrich und wir kommen endlich auf's Land. Links breitet sich die Ebene aus, im Süden von blauen Bergen begrenzt, zur Rechten schauen wir in die Thäler hinab, die sich gegen Schönbrunn und Hietzing öffnen. Das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn verdeckt uns der Hügel, welcher den Park trägt, aber wir sehen Hezendorf, wo sich im Rücken des Parks bereits ein städtisches Dorf ansezt, das sich eines Tages an Meidling anschließen und westwärts am Saume des Lustgeheges fortwachsen wird. Wir erblicken jenseits eines anmuthigen Thales die Mauer, nicht etwa eine Wand, sondern ein „G'schloß," das einst die Sommerfrische der Jesuiten war. Die hochwürdigen Patres haben immer verstanden, sich hübsche Landsize zu schaffen. Wir gelangen nach Liesing, wo jeder Bahnzug hunderte von Reisenden absezt. Dort steht, wie schon erwähnt, eine gambrin'sche Walhalla. Der braune Trank mit milchweißem Schaum kommt fast unmittelbar aus dem tiefen kühlen Keller an des Zechers Mund, und namentlich die sonntägliche Wallfahrt vertilgt fabelhafte Massen von „Unterzeug." Gambrinus wird überhaupt in Wien hoch verehrt, und wenn im fernen Hindostan die Birmanen dergestalt die Oberhand behalten, wie hier die Biermannen, so wird es den Engländern schlecht ergehen. Ich würde mich über den Sieg des Biers wundern, weil es in Wien theuer und fürwahr nicht gut ist und der gemeine Mann seinen gewöhnlichen Wein wohlfeiler haben könnte; oder die Strömung der Zeit führt eben zum Bier, worin der eigentliche demokratische Urstoff

Digitized by Google

steckt. Ihr braucht nicht zu lachen; ich rede in allem Ernst. — Das Gebirge wächst an unserer Seite, sabald wir über den Ort hinausgekommen, vor welchem der Schirrmeister in die Wagen erster und zweiter Klasse „Pechtoldsdorf“ schreit, der dritten aber, dem Volkr, „Petersdorf“ zuruft. Die Berge bieten malerische Ansichten, und den Wäldern über Weingärten zu Gefallen lassen wir die lustige Ebene unbeachtet. Wir gelangen nach Brunn und in einigen Minuten später nach Mödling, den beiden Ausgängen der Brühl, zwischen denen die alte Burg Liechtenstein[x] über dem neuen Schlaß sich erhebt. Der Liechtenstein steht so schmal und keck auf seiner Höhe wie der schwäbische Namensvetter auf der Alb, nur daß ihm kein Heideloff ein neues Gewand angezogen hat. Das feste Haus schaut nicht anders aus wie vor Jahrhuaderten und stellt keinen Rittersmann im Festschmuck dar, sondern im ledernen Jagdgewand, das in Wind und Wetter sich tapfer schon herumgetummelt. Die Burg gehört dem edlen Hausr, das ihren Namen trägt, und Liechtenstein hat auch das reizendr Thal der Brühl für lustwandelnde Städter wegsam hergerichtet. Wenn ein Vorfahr des Fürsten nebstdem in seltsamer Laune die Gegend mit einigen Bauwerken verziert hat, mit Tempeln und künstlichen Trümmern römischer Alterthümer, die uns etwa gestelrn, wenn wir die Absichtlichkeit vergessen könnten, so wollen wir nicht vergessen, daß unsere Nachkammen van der Absicht nichts mehr merken werden. An den engen Felsenpaß van Mödling mit dem runden Streitthurm auf der Hähe schließen sich die Weinbeege van Gumpoldskirchen. Hut ab, meinr Herrn! An diesen mittäglichen Abhängen wächst ein wackerer Tropfen, der weit und breit seines Gleichen sucht. Und eigenthümlicherweise besitzt Gumpoldskirchen auch das allerbeste Trinkwasser der ganzen Gegend, so daß es sich vortrefflich zur Anlage einer Wasseranstalt eignetr, wenn der Wein nicht wäre. Oberhalb des gesegneten Ortes führt ein Tunnel durch den vorspringenden Hügel; es wäre zwar Platz genug gewesen, um den Hügel herumzufahren, aber die Erbauer hätten sich ein Gewissen daraus gemacht, dem Weinbau so viel Erdreich zu entziehen. Der Geund und Boden hätte vielleicht nicht weniger gekostet als das Aushöhlen des Gesteins, und dann hätte für dasselbe Geld die Bahn eest keinen Tunnel gehabt, der doch nicht minder nothwendig ist als das Salz zum Ei.

Das dunkle Vergnügen der Stollenfahrt dauert nur einen kurzen Augenblick, kaum sa lange, daß man recht merken kann, ob es wirklich finster geworden aber nicht. Gleich sind wir wieder im Freien. Ueber niedrige Hügel ragt der kahle Calvarieaberg der Schwefelquellenstadt, dann der spitzige Kirchthurm, und bald liegt dir Ortschaft vor uns auf ebenem Boden, einr gute Strecke vor dem Eingang des Thals, das rechts und links von alten Burgen behütet wird; rechts (von uns) schaut Rauhenstein mit seinem vieeeckigen Thurm herab; links die dreikantige Warte von Rauchenecl, unter welcher die Weilburg, der Landsitz des Eezherzogs Albrecht, sich behaglich vor dem Föhrenwald über grünen Aniagen ausbreitet.

Der Zug hält an, wir steigen aus. Heute ist Baden unser Ziel, obschan wir weder Lackstiefeln noch gelbe Handschuhe angezogen haben.

Paris, November.

Das Vaudeville. — Die Dame mit den Camelien.

Sie und Ihre Leser werden es nicht unpassend finden, wenn ich in einem Bericht über das Theater des Vaudeville nicht bloß an die concrete Erscheinung mich halte, denn für die dramatische Kunst Frankreichs hat das Vaudeville eine weit höhere Bedeutung als es je in Deutschland zu gewinnen vermochte; es ist für die französische Bühne der Schwerpunkt, der Maßstab für die Höhe geworden, auf welcher sie steht. — Vielleicht zieht mancher Leser dabei schon die Stirn in ernste Falten, und allerdings hätte er ein Recht dazu, wenn ich damit behaupten wollte, daß das wahre Drama heute überhaupt in Frankreich existire. Ich verwahre mich feierlich gegen diese Folgerung, aber leider haben wir es in Deutschland eben so wenig.

Jede Kunst wurzelt zulezt in der Zeit, und in je weitere Schichten sie eindringt, desto mehr muß sie deßhalb wieder Richtung und Bildung der Massen verrathen. Auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, spiegelt sich daher vorzugsweise das Leben der Völker wieder, denn für keine Kunst ist die Theilnahme verbreiteter, allgemeiner, als für die darstellende. Und nirgends ist diese Theilnahme größer als in Frankreich, als in Paris; selbst in den kleinsten Zügen harmoniren daher Bühne und Wirklichkeit. Mit geringen Ausnahmen hängen alle Pariser Theater von der Gunst des Publikums ab, und dieses würde kalt seyn und theilnahmlos, wenn die Bühne den Interessen fremd bleiben wollte, von denen es bewegt wird. Wir Deutschen betrachten es allerdings auch als die erste Aufgabe des Theaters, national und zeitgemäß zu seyn, aber wir wollen, daß es die Schule des moralischen Lebens sey, in Frankreich ist die Bühne das Bild desselben; sie führt nicht das Leben, sondern sie folgt ihm. Der wahre Ausdruck des modernen Pariser Lebens im Gebiete der Kunst ist aber das Vaudeville; so bunt, so regellos wie dieses Durcheinander von Prosa und gebundener Rede, von Sprechen und Singen ist auch die Pariser Welt. Uns ernsten Nordländern will ein solches Schauspiel nicht behagen, wir vermissen zu sehr jede Einheit, jeden Plan, jede Ausführung der Zeichnung, mit Einem Worte wir vermissen die Kunst.

Die erste Anforderung, welche Maler an ein Gemälde zu stellen pflegen, kleiden sie gewöhnlich in die Worte: „zuerst muß es gemalt seyn;" sie wollen nicht einen Gedanken, sie wollen eine That, ein Bild. Der ausübende Künstler wird stets diese Forderung voranstellen, alles andere kommt nachher. Wer die Pariser nach den Anforderungen beurtheilt, welche sie an die Bühne stellen, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß sie darnach alle eine Rolle in der Comödie des Lebens gespielt haben, denn ihre Kritik ist wie die der Künstler: „zuerst muß das Stück gespielt seyn." Das heißt, es soll ergreifen, es soll wiederklingen in ihrer Brust, es soll aus dem Leben geschnitten seyn, wie eine Courbet'sche Landschaft, ohne Wahl der Natur entnommen. Ihr modernes Drama ist daher nichts als ein dialogisirter Roman, Darstellungen aus dem individuellen Leben der Gesellschaft, ohne jede tiefere Lebensauffassung, ohne jede völkergeschichtliche Bedeutung; Genrebilder aus dem Leben, die mit Nadelstichen zusammengeheftet sind. Statt die Camera obscura des Lebens nur zum Studium zu benutzen, hat man die Bilder selbst daraus entnommen, ähnlich, frappant bis zur Täuschung; ob aber auch schön? — das ist eine ganz andere Frage.

Was ich an der französischen Kunst wie am französischen Leben bewundere, das ist der innere Widerspruch, der es vor der Vernichtung rettet, aber auch das wahrhaft Große und Edle unmöglich macht; dieses nicht leben und nicht sterben können ist wahrhaft wunderbar. Zerfahrenheit, Blasirtheit, Lebensmüdigkeit auf der einen Seite, Frische, Naivetät, Kraft auf der andern. Das Pariser Leben wird nicht durchdacht, nicht durchträumt, sondern durchgespielt; lose, wechselnd, einheitslos, ist es in Wahrheit ein Vaudeville, denn es schwankt immer wie dieses zwischen den Gegensätzen. In der nimmer ruhenden, rastlosen Thätigkeit dieses Lebens liegt das Frische und Naive, im Wesen, im Gegenstande dieser Thätigkeit das Erschaffte, das Blasirte. Nur das Pikante regt noch an, nur das Extreme reizt noch. Darnach haschen daher Malerei, Musik, Poesie. Es bedarf keines langen Studiums, um in der Literatur sofort diesen Widerspruch in allen Richtungen derselben zu finden; vielleicht ist es aber auch nicht unrichtig, wenn ich eine andere Erscheinung in der Literatur damit in Verbindung bringe: ich meine das Schaffen in Compagnie, die Theilung der Arbeit in der dramatischen Poesie. Man will genießen, aber die Genußfähigkeit fehlt; eine ursprüngliche Kunst kann den daraus entspringenden Forderungen nicht gleichzeitig gerecht werden. Der blasirte Geist erdenkt den Stoff, die Verwicklung, die allenfalls noch reizen kann, und ein frischeres Gemüth schleift dann die Form dazu, aber das leztere gibt die Hauptsache und das erstere würzt dieselbe für den verdorbenen Geschmack des Publikums.

Wenn in Folge dessen nicht alle Erzeugnisse der dramatischen Literatur die Grenze des Erlaubten bereits überschritten haben, so streifen sie doch haarscharf an derselben, und wenn nicht bald der Umschlag eintritt, so muß das Schöne darüber vollends verloren gehen, denn die erste Bedingung desselben, Maaß, wird nirgend mehr eingehalten. In der langen Kette vom Theatre Bobinat (Luxembourg) bis zum Théâtre français zeigt sich überall dasselbe; am deutlichsten spiegelt sich aber das Leben und die Kunst im Theater des Vaudeville, und in dem gegenwärtigen Kassenstück desselben, scheint mir der Gipfelpunkt

Digitized by Google

erreicht zu seyn, über den hinaus das Schöne, über den hinaus die Kunst verloren ist.

Fast seit einem Jahre füllt fast täglich „die Dame mit den Camelien“ den nicht kleinen Saal des Hauses zum Erdrücken. Man sieht, dieses Vaudeville ist **zeitgemäß**, das Publikum liebt es, weil es dasselbe versteht. Lassen Sie mich daher etwas in's Detail eingehen, denn es ist ein nicht unwesentlicher Beitrag zum Pariser Leben.

Die Dame mit den Camelien ist der dramatisirte Roman gleiches Namens, beides Werke des jüngern Dumas. Wir pflegen in Deutschland in solchem Falle nicht mit Unrecht vorauszusetzen, daß dann eines von beiden nothwendig schlecht seyn müsse, entweder der Roman oder das Stück; dazu kommt natürlich noch der dritte Fall, wenn beide schlecht sind. Bei aller Berücksichtigung der Verschiedenheit der nationalen Auffassung gibt es doch einzelne Forderungen, die eine allgemeine Berechtigung haben; es gibt Vergehen, von welchen das »suffrage universel« nicht freisprechen kann; es ist für die Kritik dann gleichgültig, ob die Menge es bewundert, es bejubelt, wir verurtheilen dann nur diese sammt dem Stück. — Im modernen französischen Roman sind bekanntlich principiell alle diejenigen Klassen der Gesellschaft, welche zu den bessern gehören, lauter ausgemachte Schurken, die Tugendhelden finden sich unter dem Abschaum der Nation. Dieser Widerspruch zwischen dem innern Wesen und der äußern Form ist ja gerade das Pikante, das Salz und der Pfeffer für den verwöhnten, überreizten Gaumen. So ist denn auch in der „Dame mit den Camelien“ eine sogenannte femme entretenue oder vielmehr eine Lorette, die Vertreterin der innigsten Liebe, der reinsten Hingebung, der größten Aufopferung. Sie sehen, Dumas hat den Geist der Zeit vollständig begriffen. Jede Grisette muß es dem Dichter Dank wissen, daß er endlich die Welt von ihren Vorurtheilen zu heilen sucht, daß er sich müht, den so lange verkannten Stand der feilen Dirnen zu Ehren zu bringen und nicht bloß die Sittenpolizei, sondern auch das Publikum zu überzeugen, daß die wahren Vertreterinnen der Weiblichkeit die öffentlichen Mädchen sind. Bei uns galt von je ein Mann, der seine Ueberzeugung verkauft, so viel als ein Weib, das seine Liebe feil hält; man scheint in Frankreich, wie die Gegenwart lehrt, gleicher Ansicht zu seyn; die einzige Differenz ist die im Preise.

Die „Dame mit den Camelien“ ist ursprünglich eine historische Person, die erst vor wenigen Jahren mit Tod abgegangen. „Marie Duplessis“ Leben und Tod ist fast keinem Seinekinde unbekannt, und der Eindruck des Romans wie des Schauspiels daher viel stärker, als eine reine Dichtung, selbst die trefflichste hervorzubringen vermag. Dumas hat, um den Forderungen der Bühne nachzugeben, bei der Dramatisirung des Stückes eine andere Entwicklung als im Roman eintreten lassen. Für den moralischen Gesichtspunkt ist jedoch kein Unterschied zwischen beiden; ich werde mich daher lediglich an's Vaudeville halten.

Wer mit dem Leben der femme entretenue auf die kürzeste Weise bekannt werden will, hat nur nöthig einer Vorstellung der Dame mit den Camelien beizuwohnen, er hat dann ein getreues Bild desselben. Bei der großen Rolle, welche von jeher die Maitressenwirthschaft im Leben wir in der Geschichte des französischen Volkes gespielt, war es natürlich, daß man dieselbe zuletzt auch auf die Bühne brachte, und von dieser tritt sie dann wieder in's Leben zurück. Man darf sich daher nicht wundern, wenn es keine Kreise mehr gibt, in denen die Lorette fehlt; dafür marschirt aber auch, wie der Präsident des Instituts in der lezten öffentlichen Sizung desselben sagte: »la France à la tête de la civilisation« Europas und der Welt. Es ist doch ein wahres Glück, daß Frankreich und die Lorette existiren, wohin würde es sonst mit der Wissenschaft, mit der Kunst, mit der Moral kommen! — Lessing betrachtet nicht mit Unrecht den Titel eines Stücks als die Handhabe desselben. Dumas trifft der Vorwurf nicht, von dieser Regel abgewichen zu seyn; der Titel gibt den Inhalt ganz vortrefflich wieder, aber leider ist der Paß nicht für jedermann verständlich ausgestellt. Ich will versuchen den mystischen Schleier so weit als es räthlich zu lüften. „Marie Duplessis,“ oder, wie Dumas sie nennt: „Marguerite Gautier“ trug nämlich nie andere Blumen als Camelien, gewöhnlich weiße, nur zuweilen, nur alle vier Wochen erschien sie mit rothen Camelien im Haar. So gut wie die Verehrer der Dame kennen auch die Pariser das Räthsel dieses Modewechsels, und da alle ihn gleich pikant gefunden haben, so hat der Dichter darnach sein Stück „die Dame mit den Camelien“ getauft. Auch die Schauspieler haben Dumas verstanden, namentlich Madame Doche, welche die Titelrolle gibt. Außer ihr ist nur Armand, der Liebhaber par excellence, erwähnenswerth. Ein halb Duzend Liebhaber zweiten Ranges, eine Freundin, ein Kammermädchen, ein Arzt, der Vater Armands ꝛc. bilden die Zuthaten und Coulissen.

Madame Doche hat den Culminationspunkt ihrer Schönheit bereits überschritten, und sie muß sehr schön gewesen seyn, aber auf der Bühne ist sie immer noch eine sehr reizende Erscheinung. Man sagt, sie spiele nie auf derselben eine Rolle, die sie nicht im Leben einstudirt habe, und in der That gibt sie die Rollen aus ihrem Leben vortrefflich. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Marguerite Gautier von einer der talentvollsten und noch immer reizenden Schauspielerinnen gespielt wird, die alles Raffinement aufgeboten hat, um auf das Publikum zu wirken; ich muß gestehen, daß Madame Doche in ihrer Art etwas Vollendetes leistet. Arago hat so Unrecht nicht, wenn er sagt:

»Toi qu'on fit si gentille,
Et dont l'esprit petille
En reflets si joyeux,
Attièdis donc ta flamme,
Ne brule plus notre âme
A l'éclair de tes yeux.«

Eine Figur vom schönsten Ebenmaaß, mehr elegant als voll, ein dunkelglühendes prächtiges Auge, ein bleiches, fein gezeichnetes Oval, interessant mehr als edel, mit jenem geistreichen Ausdruck, der Erfahrung und Wiz verräth, ein Gesicht, das mit dem schön geschnittenen, überaus beweglichen Munde das sprechende Bild der Leidenschaftlichkeit (nicht der Leidenschaft) zu seyn scheint — alles macht Madame Doche zu einer außerordentlich anziehenden

Digitized by Google

Erscheinung; was die Stürme des Lebens ihr von ihrer Schönheit geraubt haben, das weiß sie durch die gesuchteste, geschmackvollste Toilette zu ersetzen. Ich erwähne dieses Details ausdrücklich, weil die Bedeutung der Dame mit den Camelien für das moralische Leben von Paris davon zum Theil abhängt.

Im ersten Akt des Stückes führt uns Dumas in den Salon der Lorette und läßt einen der zahlenden Verehrer derselben die Dame mit den Camelien mit einem Bouquet beschenken, das nicht aus Camelien besteht. Marguerite behandelt ihn dafür mit der gehörigen Wegwerfung und mit jener eigenthümlichen Mischung von Vertraulichkeit und Insolenz, welche aus der Natur ihres Verhältnisses entspringt. „Ich habe 80,000 Franken Renten, Marguerite," erwiedert der Graf, über den erhaltenen Korb erzürnt, „und ich 100,000," antwortet die Lorette. „Und das ist wahr," wird Ihnen jede Grisette sagen, wenn Sie daran zweifeln sollten. Ja die Dame mit den Camelien hatte wirklich über 100,000 Franken jährlich, und jede Lorette wiederholte mit Neid und Hoffnung die kurze Replique der Madame Doche: »Et moi cent mille!«

Es ist ganz natürlich, daß jemand, der nur 80,000 Franken Renten hat, nicht 100,000 Fr. jährlich einer Femme entretenue geben kann; es müssen sich mehrere zu diesem Zwecke vereinigen, die sich dann in den Besitz der Dame nach dem Procentsatz ihrer Zahlung theilen. Marguerite hat deßhalb vielleicht ihre geheimen Gründe, warum sie den Grafen dadurch entfernt, daß sie durch das Fenster eine nahe wohnende Freundin mitsammt deren Gästen zu einem Souper einladet, das rasch arrangirt den nur 80,000 Franken-Liebhaber, da er keine Aufforderung erhält, zwingt sich zurückzuziehen. Die Freundin ist eine Gelegenheitsmacherin, eine jener Damen, welche Loretten stets zur Hand haben müssen. Sie führt unter ihren Gästen den Marguerite persönlich unbekannten „Armand" ein, der für Lorette seit zwei Jahren eine heftige, leidenschaftliche Liebe empfindet. Marie Gautier erfährt dabei, daß Armand jener junge Mann gewesen, der sich früher in ihrer mehrmonatlichen Krankheit, als keiner ihrer alten Freunde sich um sie kümmerte, täglich nach ihrem Befinden erkundigt hat. Beim Souper, welches mit voller, nur in Paris möglicher Ausgelassenheit vor sich geht, werden die Heldin und der Held schon bekannter mit einander; aber als dasselbe anfängt zur Orgie auszuarten, überfällt Marguerite einer jener Herzkrämpfe, denen sie von jeher ausgesezt war, und die ihr nur noch ein kurzes Leben zu gestatten scheinen, denn sie kehren regelmäßig wieder bei jeder Erregung. Die Gesellschaft läßt Marguerite allein, nur Armand tröstet sie, und da ihr Herz vor lauter Lieben bis jezt nicht zur Liebe hatte kommen können, so ist es begreiflich, daß es sofort in hellen Flammen auflodert, denn eine so uneigennützige Theilnahme ist natürlich die Lorette nicht gewöhnt. — Im folgenden Akte leben beide ganz ihrer Liebe. Dieß erscheint vielleicht unbegreiflich bei einem solchen Weibe, allein die Liebe und Treue ist hier, nur umgekehrt, wie in den Goethe'schen Wahlverwandtschaften zu nehmen: geistig wird sie dem Geliebten nie untreu, sondern lebt nur für ihn. Sie sehnt sich aber so außerordentlich, die Flitterwochen ihrer polyandrischen Ehe mit Armand allein zuzubringen, daß sie, nachdem ein Versuch, die nöthige Summe zu einer Reise auf's Land einem ihrer Liebhaber abzuschwindeln, mißlungen ist, ihren Wagen, Schmuck, Pferde ꝛc. verkauft. Armand ist nämlich ein verhältnißmäßig armer Teufel, der nur die Rolle eines Amant de coeur spielt. — Diese aller Vernunft und jedem Gefühl Hohn sprechende Situation ist gleich wohl ächt Parisisch und die Ideeaverbindung durchaus gewöhnlich. Keine Grisette, Lorette, femme entretenue wird bezweifeln, daß sie ihrem einen Liebhaber treu bleiben kann, während sie mit dem andern lebt. Der Amant de coeur nimmt eine ganz andere Stelle ein, als der bloße Entreteneur, oder, wie man bei der »Dame aux Camelias« sagen muß, die Entreteneurs. Der zweite Akt vergeht über diesem Suchen nach Mitteln und Erfolgen, die Armand zum Theil nicht annehmen will; allein Marguerite läßt ihn gelegentlich fühlen, daß er, „da es ihn nichts koste," auch nicht das Recht habe, eine Kritik zu üben. — Die Rolle Armands ist einem Herrn Fechter anvertraut und in keinen unglücklichen Händen. Ihm fehlen jene eleganten, abgeschliffenen Manieren des feinen Cavaliers, aber seine ungenirten, zuweilen fast derben, aber nicht ungraciösen Sitten müssen natürlich der Lorette schon deßhalb gefallen, weil sie sich von denen der andern Liebhaber unterscheiden und einen Anstrich von Wahrheit und Offenheit haben. Es ist dieß aber auch durchaus nöthig, um den Liebhaber nicht in dieser widerwärtigen Situation untergehen zu lassen; in Deutschland hätte er unbedingt die Achtung und damit die Theilnahme des Publikums verloren.

Der dritte Akt ist die ländliche Idylle. Madame Doche, die sich im ersten Akt in reizender Promenadentoilette gezeigt hatte, im zweiten in einer prächtigen Hausrobe von schwarzem Sammt, erscheint dieses mal als Feldblume, im weißen Battistkleidchen, natürlich reich mit Spitzen besezt. Sie sieht fast aus wie die Unschuld selbst, d. h. die gefallene, denn ohne diese Folie fehlte ja das Pikante. Während aber Armand und Marguerite wie die Turteltauben leben, saure Milch und süße heilige Natur genießen, zieht sich das Gewitter über ihnen zusammen. Während Marguerite allein ist, erscheint plötzlich ein Vetter aus Ostindien in der Gestalt des Vaters Armands; er bringt aber nichts, sondern fordert von ihr, daß sie seinem Sohne die Freiheit wieder gebe; denn unter andern wollen die Eltern des Verlobten seiner Tochter nicht, daß dieser heirathe, so lange Armand mit Marguerite lebt. Statt ihr ein paar tausend Franken zu geben, was näher lag, zieht er den wohlfeilen Weg vor an ihre Liebe zu appelliren und zu fordern, daß sie aus Liebe zu Armand seiner Liebe entsage. Nach unendlichem Kampfe entschließt sich Marguerite zu diesem Opfer, ein Kampf, der lange genug dauert, um dem Vater Gelegenheit zu geben, die edle, keusche Seele der Lorette zu erkennen, ihre grenzenlose Hingebung und ihre Uneigennützigkeit zu bewundern. Die Lorette reist nach Paris ab, nur kurz brieflich Armand davon unterrichtend und andeutend, daß sie zu ihrem früheren Leben zurückkehre. — Welcher Triumph für die Grisette, Lorette, femme entretenue, für jede feile Dirne, welche Errungenschaft der Neuzeit! Es wäre allenfalls begreiflich gewesen, daß ausnahmsweise Victor Hugos

Digitized by Google

Vers: „Zur Jungfrau machte mich die Liebe wieder," sich hier einmal bestätigte, es wäre dann erklärlich, wenn Marguerite aus Liebe ihrer Liebe entsagte, in irgend ein Kloster, einen entlegenen Winkel der Erde flöhe, wenn sie in's Wasser spränge, Gift nähme, oder was man sonst will; aber nein, das wäre nicht pikant genug: sie muß wieder Lorette werden; entweder Liebe oder Lieben! Außerdem war ja auch das Geld zu Ende, und um den Edelmuth der Lorette im vollen Lichte zu zeigen, muß Armand glauben gemacht werden, nur aus Liebe zu den 100,000 Franken jährlich sey Marguerite nach Paris zurückgekehrt. — Dort finden wir sie im vierten Akte wieder, auf einem Loretten-Balle mit dem 80,000 Franken-Grafen. War Madame Dache im ersten Akt kokett, im zweiten ernst und einfach, im dritten kindlich und heiter angezogen, so hat man im vierten Gelegenheit sie in einer prächtigen Balltoilette zu bewundern. Da ich ein besonderes Interesse an schönen Toiletten habe, so kann ich um so besser beurtheilen, wie sehr die Rolle dadurch gehoben wird; ohne diese Eleganz der Erscheinung würde natürlich die innere Häßlichkeit noch deutlicher zu Tage treten. Es geht auf der Bühne wie im Leben: einer schönen Frau verzeiht man vieles. — Armand, der verschmähte Liebhaber, der sich bewußt ist, daß er bis dahin von dem Gelde der Dame mit den Camelien gelebt hat, und der am besten weiß, warum allmählig Ebbe in der Börse derselben eingetreten war, zweifelt natürlich keinen Augenblick, daß es lediglich der schnöde Mammon ist, der sie aus seinen Armen in das Seineparadies zurückgelockt hat. Er eilt ihr nach und sieht sie auf dem Balle wieder. Marguerite ahnt die bevorstehende Katastrophe, da Armand mit ihrem gegenwärtigen Liebhaber offenbar Händel sucht. Er spielt mit ihm um große Summen, wobei sich natürlich das alte Sprichwort bewährt: „wer Glück in der Liebe, hat keines im Spiel." Nur das Souper trennt die Erbitterten und verhindert den Ausbruch; diese Zeit benuzt Marguerite, um eine lezte Unterredung mit Armand zu haben. Sie beschwört ihn bei allem, was ihm lieb und werth ist, sofort Paris zu verlassen; er aber ist „troz alledem und alledem" in sie verliebter als je und will ihrer Forderung nur dann willfahren, wenn Marguerite ihn begleitet. Herz und Hand wird von neuem angeboten, aber von Marguerite, treu ihrem Versprechen, wenn auch nach einer sehr ergreifenden Scene zurückgewiesen, indem sie fälschlich behauptet, sie liebe den Nebenbuhler Armands. Dieß erbittert denselben auf's äußerste, er ruft die Gesellschaft herein, erklärt mit wenigen Worten die Situation, die natürlich im Allgemeinen den Leuten schon bekannt war, erklärt sich schuldig, sechs Monate lang die Liebe Marguerite's unentgeltlich genossen zu haben; aber er fordert auch alle zu Zeugen auf, daß er jezt seine Schuld abzutragen bereit sey, und wirft bei diesen Worten Marguerite einen Haufen Banknoten zu Füßen. Eine Ohnmacht einerseits, eine Beleidigung andererseits ist natürlich die Antwort auf diese »Lacheté.«

Der fünfte Akt löst den Knoten dieser Verwicklung, und zwar tragisch. Wir treten an Marguerites Sterbebett. Ihr zarter Körper hat den furchtbaren Kämpfen und Erschütterungen nicht länger zu widerstehen vermocht. Jener trockene, scharfe Husten, der in den glänzendsten Tagen ihrer Schönheit uns immer daran erinnerte, daß ihr Leben jeden Augenblick bedroht sey, hat sich zur Schwindsucht ausgebildet. Auf einem prächtigen Bett, bei einer Lampe gedämpftem Schein schlummert Marguerite, nur leicht bedeckt von einem rothen Cashemirshawl. Ein alter Liebhaber und treuer Freund bewacht den Schlaf der Kranken. Als sie erwacht, tröstet und pflegt er sie, so gut er kann, und schenkt ihr einige hundert Franken, die er gerade übrig hat, denn die zahlenden Liebhaber sind natürlich verschwunden. Von ihrer Kammerfrau und dem Freunde gestüzt, schleppt Marguerite sich endlich aus dem Bett auf einen Divan. Madame Dache erscheint hier, der Rolle gemäß, in der fünften, in einer Negligétoilette. Ein seidener chamoisfarbener Hausrock, der lose über das weiße Unterkleid fällt, kleidet sie prächtig und hebt den bleichen Teint ihres Gesichts noch mehr. Madame Doche ist wunderbar geschminkt und ergreifend schön, sie hat ganz den vergeistigten Ausdruck, der sich in den Zügen Schwindsüchtiger ausdrückt, wenn sie dem Tode nahe sind. Ihre Augen sprühen Feuer, und das kleinste aller Füßchen, das wir schon im Schnürstiefelchen, im Ball- und Kreuzbänderschuh zu bewundern Gelegenheit hatten, zeigt sich nicht minder lockend im lakirten Hauspantöffelchen. Die Anhänglichkeit des Freundes und ihrer Kammerjungfer verleiht diesem trüben Bilde noch einige melancholische Töne mehr, und damit auch die derben Schatten nicht fehlen, erscheint wieder die Gelegenheitsmacherin und borgt der Sterbenden noch einige Louisdor ab. Der Freund geht und der Arzt macht seinen lezten Besuch; er tröstet sie noch, aber Marguerites Lebensmuth ist mit ihrer Krankheit, mit ihrer Liebe gebrochen. Nur augenblicklich flammt wieder die Hoffnung auf, als ihr das Kammermädchen einige Geschenke bringt: es ist gerade ihr Wiegenfest. Sie erhält auch eine Einladung, der Trauung eines jungen Mädchens beizuwohnen, zu der dieses selbst sie später abholen will; aber sie hängt trauernd über Armands leztem Brief, nur den Einen Wunsch hegend, den Geliebten noch einmal zu sehen. Während sie darüber sinnt, ob diese lezte Bitte unerfüllt bleiben werde, fordert das eintretende Kammermädchen sie auf sich zu fassen, denn eine große Freude stehe ihr bevor. Eine Sekunde später liegt Armand zu ihren Füßen, in ihren Armen. Durch seinen Vater hat er endlich das übermenschliche Opfer der Lorette erfahren, er ist gekommen, sie um Verzeihung zu bitten, ihr mit der Einwilligung seines Vaters seine Hand zu bieten. Bei diesem unerwarteten Glück zuckt noch einmal Marguerite Gautiers Herz in vollster Lebenslust; sie will sich nicht der Freude vollen Becher von den Lippen reißen lassen; sie will leben, sie wird leben, denn Armand liebt sie! Gleich jezt an seiner Seite will sie ihres Glückes genießen und das eintretende Brautpaar zur Kirche begleiten. Mit fast wahnsinniger Hast, als fühle sie, wie der Sand in ihrem Stundenglase verrinnt, macht sie rasch ihre Toilette; aber als sie fertig ist, da erlischt die lezte Kraft, mit einem verzweifelten: »Je ne peux plus!« stürzt sie zusammen, ein durch augenblickliche Ruhe unterbrochener Todeskampf beginnt, und gerade als ihr Lebenslicht, zum leztenmal aufflammend, sie noch einmal hoffen läßt, da sie sich endlich frei und schmerzlos fühlt, da erlischt dasselbe jach. Mit gebrochenem Blick, bläulichen

Digitized by Google

Lippen, mit offenem Munde, dem der lezte Odem entflohen, sinkt sie zusammen. „Armand," war Marguerite Gautiers lezter Laut. — Noch einige Worte der Braut und der Vorhang fällt.

Madame Doche spielt diese scheußliche Scene wunderbar wahr; sie gibt dieses Ueberschlagen der Stimme in der schleimigen Kehle der Schwindsüchtigen, dieses krampfhafte Erschüttern mit der höchsten Treue. Ihr »je ne peux plus« kann man wochenlang nicht vergessen. Wer mit dem Tode bekannt ist, dem tritt er hier auf der Bühne in lebendiger Wirklichkeit entgegen. Madame Doche ist schön wie ein Engel als Leiche, und es gehören blasirte, zerschleißte und wetterzerschlagene Gemüther dazu, um nicht durch die Wahrheit und die furchtbare Gewalt des Auftritts ergriffen zu werden. Das Publikum weint denn auch, Männlein wie Fräulein, während des Stücks gehörig, so daß es über dieses Concert von Schluchzen und Seufzern selbst in's Lachen geräth. Aber nicht am Ende, sondern in der Mitte des Vaudevilles strömt die wahre Thränenfluth. Meine Logenschließerin, unzweifelhaft eine frühere Dame mit den Camelien, fragte mich ganz naiv nach dem dritten Akte: »Avez vous beaucoup pleuré, Monsieur?« Das Ende läßt das Publikum verhältnißmäßig kalt. Die Morgue bietet ergreifendere Situationen jeden Tag; dagegen verschwindet selbst der Tod der Dame mit den Camelien. Daß das Stück zum Theil melodramatisch behandelt ist, versteht sich von selbst. Die Musik muß dasselbe **schminken**, denn die natürliche Farbe reicht auf der großen Weltbühne von Paris nirgends aus. Das ist ächt französisch, lachen und weinen zu gleicher Zeit.

Das Spiel aller Schauspieler, besonders aber das wahrhaft vollendete der Madame Doche, der Reiz, den sie durch ihre Persönlichkeit über die ekelhafte Rolle haucht, trägt dazu bei, das Publikum den Schmutz der ganzen Grundidee vergessen zu lassen. Das gemeinste Laster, das weder durch Noth noch durch Sinnlichkeit entschuldigt wird, ist so bemäntelt und verbrämt, daß es zum Gegenstand ästhetischen Genusses wird. Ich bin offen genug, zu gestehen, daß dieser Genuß momentan alles andere zurücktreten, wenn nicht vergessen läßt; aber gerade deßhalb kann ich um so besser den demoralisirenden Einfluß einer solchen Literatur begreifen. Ich glaube Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß schier die äußerste Grenze des Erlaubten bereits überschritten ist. Ich habe mich, um dieses um so deutlicher hervortreten zu lassen, mehr an das Stück als an die Personen und ihr Spiel gehalten. Ich werde der leztern ein andermal gedenken.

Auf der französischen Bühne hat seit lange, um es mit dürren Worten zu sagen, die Zote Eingang gefunden und das Gebiet derselben breitet sich täglich mehr aus. Die plattesten Gemeinheiten dürfen gesagt werden und können eines aufmerksamen Publikums gewiß seyn. Jedes Verbrechen, jede noch so geschraubte, noch so unnatürliche Situation ist bereits benuzt und verbraucht. Täglich verlangt der Pariser gesteigerten Sinneskitzel, aber die Mittel, ihn zu befriedigen, müssen endlich ausgehen. Man braucht nur einen Blick auf das Leben wie auf die Bühne zu werfen, um zu sehen, daß bei beiden die Erschöpfung nahe bevorsteht. Dieser ewige Toilettenwechsel kann die innere Armuth nicht mehr verbergen. Ist es eine Krisis, die zur Gesundheit oder zur Auflösung führt? Mir kommt es zuweilen vor, als sähe ich nächtig Frankreich mit wahnsinniger Hast noch einmal den Mantel der Weltherrschaft sich umwerfen, die Kaiserkrone der europäischen Hegemonie sich aufstürzen, und hörte dann seinen verzweifelten Schrei: »Je ne peux plus!«

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 51. 19. December 1852.

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. —
Horat.

Die englischen Sonettisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Proben einer Uebersetzung in umfassender Auswahl.

Von Ferdinand Freiligrath.

Bereits Regis, im „Shakespeare-Almanach," hat auf „Shakespeare's nächste Vorgänger im Sonett" hingewiesen und von einigen derselben Original- und Uebersetzungsproben mitgetheilt. Er hat seine Auswahl jedoch nicht aus den Quellen getroffen (die ihm, wie es scheint, nicht zu Gebot standen), sondern hat nur gebracht, was er in dem „Memoir" vor der Ausgabe von Shakespeare's kleineren Gedichten von Alexander Dyce (London, Pickering, 1832) vorfand. Die von mir unternommene Auswahl ist umfassender angelegt als jene von Regis nur beiläufig gegebene. Sie wird, immer an die Dichter selbst und meist an die ersten Ausgaben sich haltend, über „Shakespeare's Vorgänger" und Shakespeare hinaus bis herab auf Milton sich erstrecken, von den älteren (neben Shakespeare) namentlich Spenser und Sir Philipp Sidney berücksichtigen, mit biographisch-kritischen Einleitungen und sonst erläuternden Beigaben ausgestattet seyn, und so, wie ich hoffe, im Ganzen einen nicht unwillkommenen Beitrag zur näheren Kenntniß einer Provinz der englischen Poesie abgeben, die bei uns, fast möchte ich sagen so gut wie gar nicht gekannt ist.

Von den hier folgenden sechzehn Sonetten findet sich bei Regis nur das erste. Ich hatte es übersezt, ehe mir der „Shakespeare-Almanach" zur Hand war. Die Aehnlichkeit unserer Nachbildungen rührt also nicht von einem Anlehnen meiner Arbeit an die seinige her. Sie wird jedem, der beide Uebersetzungen neben das Original hält, als eine durch dieses gebotene Nothwendigkeit erscheinen, und es wäre vielmehr zu verwundern, wenn wir uns weniger glichen. Wo wir von einander abweichen, bin ich dem Original wo möglich noch wörtlicher gefolgt als Regis.

Ich bringe schließlich in Erinnerung, daß die Dichter, welche das Sonett nach England verpflanzten, sich im Bau der von ihnen eingeführten Gattung nicht immer streng an die regelmäßige Petrarkische Form banden, sondern dieselbe — bald mit mehr, bald mit weniger Glück und Eigenthümlichkeit — mannigfach zu modificiren sich erlaubten. Meine Uebersetzung ist bemüht gewesen, auch in dieser Hinsicht genau den Originalen sich anzuschmiegen.

London, November 1852.

F. F.

Digitized by Google

1.

Henry Howard, Earl of Surrey. 1516—1547.

Die süße Zeit, die Knosp' und Blume bringt,
That an mit Grün den Hügel und das Thal;
Die Nachtigall mit neuen Federn singt;
Die Turtel klagt ihr Sehnen dem Gemahl;

Der Sommer kam, denn jedes Reis nun springt;
Der Hirsch hing auf sein altes Haupt am Pfahl;
In's Kraut sein Winterkleid der Rehbock schwingt;
Mit neuen Schuppen jagt der Fischer Zahl;

Die Natter schlüpft aus ihrer Haut verjüngt;
Die Schwalbe stellt den Fliegen nach zumal;
Die Biene schafft, daß sie uns Honig bringt;

Fortzog der Winter, der die Blumen stahl.
Bei allem Holden so, was mich umringt,
Stirbt jedes Leid — mein Gram doch sprießt verjüngt.

2.

(Surrey.)

Ihr würdig Haus kam von Toscana's Auen;
Florenz war einer seiner alten Sitze.
Das West-Eiland, deß luft'ge Ufer schauen
Zum wilden Wales, gab ihr lebend'ge Hitze.

Irische Brust war's, daran sie gesogen;
Ihr Vater Earl, die Mutter Fürstensippe;
Mit Königes Kind hat England sie erzogen,
Wo köstlich Essen kostet ihre Lippe.

Hunsdon zum Ersten zeigte mir die Reine:
Licht ihre Farbe, Geraldin' ihr Name.
Hampton ließ wünschen mich: „O, wär' sie meine!"

Und Windsor, ach! entrückt mich meiner Dame.
Menschlich ihr Liebreiz, himmlisch ihre Tugend,
Beglückt, wem Liebe zuträgt ihre Jugend!

3.

Sir Philipp Sidney. 1554—1586.

So gut heut führt' ich Renner, Hand und Speer,
Daß ich den Dank nahm, durch den Spruch gleichwie
Der Augen Englands, so auch ein'ger, die
Frankreich, die süße Feindin, schickte her.

Da pries, wer ritt, mein künstlich Reiten sehr;
Stadtvolk pries meine Kraft; ein Fein'rer lieh
Sein Lob der List; (der Uebung Tochter sie!)
Witzlinge sprachen gar vom Ohngefähr.

Noch And're denken: weil auf beiden Seiten
Ich Ahnen zähle, groß in diesem Spiel,
Daß die Natur mich schuf zu solchem Streiten. —

O, wir so weit doch schossen sie vom Ziel:
Stella sah zu! Ihr Antlitz ließ entbrennen
Die Strahlen, die so schön gemacht mein Rennen!

4.

(Sidney.)

Im Waffenspiel gab meines Muths ich Proben,
Und wieder dennoch jagt' ich zum Turnei,
Indeß, ich will's gestehn, der Menge Schrei,
Glück, Ruhm und Jugend stolz die Brust mir hoben.

Da sah Cupido, als ich kam gestoben,
Mich, seinen Sklaven, in des Mars Livrei:
„Was nun, Sir Narr? Ich bin doch auch dabei?"
Rief er; „blick' auf!" — und Stella sah ich oben.

Ganz nah' am Fenster ließ sie Licht entsenden:
Ich saß geblendet, Zittern überkam mich;
So Zaum, wie Schwert versagte meinen Händen;

Drommete nicht, noch Freundesruf vernahm ich.
Mein Feind, die Luft hau'nd, sprengte durch den Kreis,
Bis ihr Erröthen meine Schmach mir wies.

5.

(Sidney.)

Ob ihren Neumond der Türkei Gewalten
Auf Christenstrand sich füllen lassen heuer?
Ob Polens Fürst, mit schlecht gemachtem Feuer
Und ungefragt, einheizt Rußland, dem kalten?

Wie Frankreich Eins nur ist, dreifach gespalten?
Was das Geschrei der deutschen Reichstagschreier?
Wie am Orangenbaume, nach so treuer
Städte Verlust, Holländer Herzen halten?

Was Ulster von dem Goldgebisse denkt,
Mit dem mein Vater halb einst es bezwungen?
Ob Schottlands Hof kein Blutbad wieder tränkt —?

Dieß Alles fragen mich geschäft'ge Zungen.
Ich, guter Sitte Spiegel, rede drein —
Was? weiß ich nicht, denn immer denk' ich dein!

Digitized by Google

6.

(Sidney.)

Niemalen trank' ich Aganippe's Quelle,
Noch saß ich jemals auch in Tempe's Hainen;
Die Muse flieht gemeiner Geister Schwelle;
Der heil'gen Bräuche kennt der Laie keinen.

Von Dichterwuth spricht der und der Geselle,
Doch weiß (Gott weiß!) ich nicht, was sie nur meinen;
Und dieß mein Schwur, beim schwärzesten Bach der Hölle:
Nie meinen Witz maust' ich aus fremden Schreinen!

Wie kommt es denn, daß glatt und leicht mein Denken
Zur Rede wird? und daß sich die verdichten
Zum Verse muß, dem Kenner Beifall schenken?

Errathen wir's? Wie, ist es so? Mit nichten!
So denn? Viel wen'ger! Wie denn? So, ihr Leute:
Mein Mund tönt süß, weil Stella's Kuß ihn weihte!

7.

Edmund Spenser. 1553—15⁹⁹/₉₉.

Penelope, um ihren Herren Ulyß,
Sann ein Geweb aus zu der Freier Plage;
Darin sie aufzulösen sich befliß
Allzeit bei Nacht, was sie gewirkt bei Tage.

Gleich feine List, daß nicht zu Kühnes wage
Mein heiß Verlangen, gibt mein Mädchen an:
Denn was in Tagen ich zusammenschlage,
Vernichtet sie in Einer Stunde dann.

So, wenn ich enden will, was ich begann,
Muß ich beginnen und komm' nie an's Ende:
Ein Blick von ihr zerstört, was lang ich spann;

Ein Wort zerreißt das Jahrwerk meiner Hände.
Solch Mühen find' ich gleich der Spinne Weben:
Der schwächste Wind zerbricht ihr fruchtlos Streben.

8.

(Spenser.)

Süß ist die Rose — süß, doch stachelicht;
Süß der Wachholder, doch bewehrt sein Ast;
Süß auch die wilde Rose, doch sie sticht;
Süß Fichtentrieb, doch rauh, wenn man ihn faßt;

Süß die Cypresse, doch von zähem Bast;
Süß ist die Nuß, doch nur ihr Inn'res letzt;
Süß ist der Ginster, doch auch sauer fast;
Süß Moly auch, doch seine Wurzel ätzt.

So ist, was süß, mit Saurem stets versetzt,
Daß man so mehr das Süße nur begehrt:
Was leicht erreicht, wird selten hoch geschätzt,

Und für die Meisten hat es keinen Werth.
Was kann mir denn an kleinem Schmerze liegen,
Der mir gewinnen soll endlos Vergnügen?

9.

(Spenser.)

Die da den Lauf himmlischer Sphären kennen,
Bezeichnen jedem Irrstern seinen wahren
Zeitraum, darin er seinen Kreis muß rennen:
Wie Mars ihn rennt in dreimal zwanzig Jahren.

Also, seit in mir seinen Stern, den klaren,
Cupido wälzt, sah ich ein Jahr entschweben,
Das länger scheint, als es zusammen waren
All jene vierzig, so durchlief mein Leben.

Drum, nach der Liebe Rechenbuch, ergeben
Sich vierzig Jahre für Cupido's Runde,
Die ich verbracht in langem Schmachten eben —

So länger nur, je tiefer meine Wunde.
Doch nächstes Jahr, Stern meiner Liebe, jage
Du kürzere Bahn — sonst kürze meine Tage!

10.

(Spenser.)

Nach langen Stürmen, wüst und grauenbar,
So ich vor diesem mühevoll bestand
In Todesfurcht und schreckender Gefahr,
Die hoch und tief mein thöricht Schiff berannt:

Entdeck' ich endlich den glücksel'gen Strand,
Der bald sich, hoff' ich, über mir erhebt;
Schön aus der Ferne scheint, voll scheint das Land
Von allem Theuern, Guten, was da lebt.

Beglückt, beglückt, wer endlich doch erstrebt
Die freud'ge Sicherheit so süßer Rast!
So groß die kleinste Lust hier — sie begräbt

Erinn'rung aller früheren Pein und Last.
Nichts aller Kummer, seh' ich dieses an;
Kurz aller Schmerz, der ewig Heil gewann!

Digitized by Google

11.

(Spenser.)

Der alten Welt ruhmreiche Krieger pflegten
Stattlicher Art Siegsmäler zu erheben,
Darin sie das Gedächtniß niederlegten
Von ihrer Großthat, ihrem tapfern Streben.

Welch Siegsmal denn am besten bau' ich eben,
Darin ich feire, wie es mir gelungen,
Daß aller Schönheit Preis, lieblich umgeben
Von Ehre, Liebe, Keuschheit, ich bezwungen?

Hier dieses Lied, der Ewigkeit gesungen,
Sey meines Sieges ein unsterblich Zeichen;
Es hab' ihr Lob der Nachwelt zugeklungen,

Die wandernd ehrt solch Wunder ohne Gleichen:
Nun mein Gewinn und meine stolze Beute,
Erjagt zuletzt nach Müh' und langem Streite.

12.

(Spenser.)

Einst ihren Namen schrieb ich auf den Strand:
Die Woge kam und wusch die Stelle rein;
Stracks schrieb ich ihn mit einer zweiten Hand:
Da brach die Fluth auf meine Müh' herein.

Thor, sprach Sie, der Unsterblichkeit verleihn
Dem will, was sterblich ist und bald verblüht!
Wie dieß Vergehn, so werd' ich selber seyn:
So schwind' auch ich, von Wellen übersprüht!

Nicht so, rief ich; laß Schlecht'res im Gebiet
Des Staubes welken! du sollst glorreich bleiben!
Verew'gen deine Tugend soll mein Lied,

Und an die Himmel deinen Namen schreiben,
Wo, wenn der Tod die ganze Welt begräbt,
Allzeit von neuem unsre Liebe lebt!

13.

(Spenser.)

Nach meinem langen Zug durch Feenland,
Dem ich sechs Bücher bisheran geweiht,
O, laßt mich rasten jetzt, halb abgespannt,
Und Athem holen eine kurze Zeit.

Dann, wie ein Roß, los seiner Müdigkeit,
Brech' ich auf's neu aus meines Kerkers Stäben,
Zu jenem zweiten Werke stark bereit
Mit schuld'gem Fleiß und muthigem Bestreben.

Indeß laßt scherzend meine Muse schweben
Im Hag, und singen meiner Liebsten Preis,
Die, schau' ich an ihr hold Gesicht, zu heben

Auf höhere Gipfel meine Seele weiß.
Gering doch sey ihr Lob der Dienerin
Geziemend so der Feenkönigin!

14.

(Spenser.)

Schön ist mein Lieb, wenn ihr schön golden Haar
Vom losen Wind ihr fluthen sieht in Pracht;
Schön, wenn die Rose schmückt ihr Wangenpaar,
Und Liebesfeu'r ihr Auge funkeln macht;

Schön, wenn die Brust sie, wie voll seltner Fracht
Ein reich beladen Schiff, den Blicken gibt;
Schön, wenn die Wolke sie von dannen lacht
Des Stolzes, der ihr süßes Licht oft trübt;

Am schönsten doch, wenn sie den Riegel schiebt
Vom Thor alsdann aus Perlen und Rubinen,
Durch das ihr Wort weise zu wandern liebt,

Dem holden Geist als Bote so zu dienen.
Aufstaunt Natur bei jenen andern Schätzen,
Doch dieser muß das Herz in Staunen setzen.

15.

William Drummond, of Hawthornden.
1585—1649.

Ich weiß, daß alles unter'm Mond vergeht,
Und daß, was Sterbliche hervorgebracht,
Der Zeiten Umschwung wieder stürzt in Nacht,
Daß vor dem Schönsten auch das Ende steht;

Daß alles Lieblichsten, was der Poet
Mit Geistesmüh', zu theuren Kaufs, erdacht,
Die Welt, als eitle Töne, kaum hat Acht;
Daß leichter nichts als nicht'ger Ruhm verweht.

Ich weiß, die Schönheit gleicht der Purpurblüthe,
Die oft Ein Tag entstehn läßt und verblühen;
Weiß, Liebe stört der Seele Harmonieen,

Da die Vernunft beherrscht wird vom Gemüthe!
Wohl weiß ich dieß, doch rührt es mich mit nichten,
Und immer lieben werd' ich, ach! und dichten!

Digitized by Google

16.

(Drummond.)

Dreimal beglückt, wer, fern der lauten Welt,
Sein eigen lebt in einem schattigen Hain;
Wer, ob auch einsam, dennoch nicht allein
Mit jener ew'gen Liebe Zwiesprach hält!

O, süßer ist der Vögel Klagereih'n,
Der Turtelwittwe Schluchzen im Gewäld,
Als dort am Thron die glatten Flüsterei'n,
Da, Uebles billigend, Gutes man entstellt!

O, wie viel süßer Zephyr's heilsam Weh'n
Und neugeborner Blumen Düftefeld,
Als eitler Ehre Beifall und Sichbläh'n!

Wie süßer Stromesfluth, als Gift in Gold!
Die Welt ist voll von Schrecken, Unruh', Leiden:
Harmlose Waldnacht nur hat wahre Freuden!

Digitized by Google

Aus dem Thüringer Walde.

(s. Nr. 45.)

IV.

Die Käfernburg existirt nicht mehr, aber der kahle Hügel, auf dem sie gestanden, liegt noch da, rechts vom Geradett, an einen Rest des alten Hains gelehnt, der noch heut diesen Namen speciell führt; sie liegt da, wenn mir das Gleichniß erlaubt wird, wie ein geschlossener Kinnbacken, aus dem man die Zähne gebrochen hat, so gewaltsam, und zugleich künstlich und behutsam hat man die Burg gleichsam mit der Wurzel aus dem Berge ausgerissen, ohne dem Berge Schaden zu thun. Seine aus weiter Ferne sichtbare ovale Kegelform läßt keine Täuschung über seine Bestimmung zu, es sind noch die Wälle da und die Gräben. Nicht Feindeshand, noch der Fanatismus im Bauernkriege, hier hat nur die Barbarei und der Neid der Zopfzeit die Zerstörung bewirkt. Man trug das Stammschloß seiner Fürsten ab, damit es keinem spätern Fürsten gelüsten möchte, wieder darin zu wohnen.

Mag die Verführung da oben doch auch nicht klein gewesen seyn. Noch heute ist der nackte Bergkegel das Ziel der Spaziergänge. Thürmte man noch drei Stockwerke in die Höhe, so war die Aussicht von den Zinnen gewiß eine lockende. Ein reicher Boden, so weit das Auge reicht. Wenn auch die blühenden Fluren von heut vor einem halben Jahrtausend noch nicht in dem Maße geblüht haben mögen, so fühlten sich doch die Schloßgesessenen so recht unter sich, in guter Gesellschaft. Ringsum, so weit das Auge reichte, Herrenschlösser, die sich mit ihren Fenstern im Mondlicht oder im Abendroth anblickten; zu Füßen Dorfschaften, die dem Schlosse zinsten, und etwa eine Stunde entfernt das behagliche, von fast so viel Thürmen als Giebeldächern gekrönte Arnstadt, mit seinem Handel und Markt für sie eine ergiebige Schatzkammer. Auf der Höhe dicht darüber die alte Burg, deren Existenz unzweifelhaft ist, obgleich ihre Spuren fast ganz verschwunden sind. Eine Stunde weiter, zwischen Bergland und Ebene, ragt, wie die Citadelle der Stadt, die erste der drei Gleichen, die Wachsenburg in die Lüfte, links dahinter der Thurm der zweiten, der Mühlberg, und rechts die eigentliche Gleichenburg, die sogenannte Wandersledener, an dem von der Sage geweihten Freudenthal. Und es waren reiche Herren, die keine andere Kümmernisse hatten, als wie sie noch reicher würden, und durchaus nicht von der Angst geplagt, die unsere Ritterromantik ihnen aufgelogen, der vor Bann und Interdikt; denn sie nahmen, wie wir gesehen, dem Clerus, was sie greifen konnten. Nur den Glauben griffen sie nicht an; sie hatten gerade so viel davon, als sie brauchten, und gönnten jedem, also auch dem Clerus, das darüber.

Das Gleichenthal, eine Wiesenniederung zwischen den drei Schloßbergen, ist bekannter im übrigen Deutschland, weil die Sage von dem Grafen von Gleichen einen welthistorischen Ruf erhalten hat, und weil ehedem die Straße, jetzt die Eisenbahn es fast berührt. Ueber die Beglaubigung der Sage streitet sich noch die Romantik mit der Historie. Es ist ein dritter Intervenient hinzugekommen, die katholische Orthodoxie, die es nicht zugeben will, daß ein Papst einem christlichen Ritter erlaubt haben könne, zwei rechtmäßige Frauen zu besitzen. Die nüchterne Kritik ist vermittelnd zu Hülfe gesprungen; sie will die zwei Frauen, Saracenin und Deutsche, gelten lassen, aber in der Zeit auf einander folgend. Was ist damit geholfen? Das Volk hält fest an der Sage, und das steinerne Bild zu Erfurt unterstützt den Glauben. Steht da nicht der Graf zwischen beiden Frauen? und der Meißel hat beide mit edeln Zügen ausgestattet, nicht die eine welk und alternd, ein praeteritum, die andere jugendlich frisch, ein praesens, das in das futurum blickt. Auch ist's kein kalter grauer Leichenstein, sondern die aufgetragene Farbe schimmert noch deutlich auf der Gewandung und in den Fleischpartien. Und im alten schönen Dom hat man den Gedächtnißstein an einer freien Seitenmauer aufgestellt. Die Kirche also hat die Sage beglaubigt, sagt oder meint das Volk. Außerdem spricht man noch von manchen antiquarischen Entdeckungen, von zwei im Grabe gefundenen Schädeln, von denen der eine unzweifelhaft der saracenischen Race angehört. Was braucht es solcher Beweise, wo die Anweisung an den Glauben durch Jahrhunderte vom Volk acceptirt ist? Dort unten an der Wandersiedener Gleiche, wo die schöne Linde weithin ihre Aeste streckt, kam die Gräfin von der Burg herab dem heimkehrenden Gatten-Kreuzfahrer entgegen, und hier empfing sie ihn und seine junge saracenische Gattin

Digitized by Google

mit — gleicher Liebe! Das ist zu viel, aber der Vers an der Wand im Wirthshaus sagt es. Dieser Vers, modern, doch nicht übel im alten Sinn, ist die Constatirung der That, die nun nicht mehr Sage ist, und aus den Quadersteinen der Burg ist, was auch mehr als Sage, dieses Wirthshaus aufgerichtet. Man pilgert dahin, nicht um der schönen Gegend, nicht um der Aussicht von der Ruine wegen, denn es gibt ringsum weit schönere Punkte und Fernsichten, sondern um der schönen Tradition willen, die schön bleibt, ob Wahrheit, ob Mährchen. Und der Punkt, das Thal, wo die Gatten sich wieder trafen, ward um des freudigen Wiedersehens willen das Freudenthal genannt. So heißt es noch heute, das streitet ihm niemand ab, und niemand sagt uns und weiß, wer und wann ihm der Namen gegeben.

Es ist eine Variation der Sage, daß die deutsche Gräfin auf der einen Burg, die saracenische auf der andern gewohnt habe; demnächst müßte der Graf auf der dritten sein Domicil aufgeschlagen haben, um nicht die eine Gattin zu bevorzugen. Das Volk in Thüringen ist aber mit der Theilung nicht zufrieden, es läßt ihn mit beiden Frauen auf der Freudenthaler, der ächten Gleiche, wohnen und leben. Es ist alles ausgeglichen zwischen den beiden edlen Frauen, und bis unlängst ward eine alte breite, wurmstichige Bettstelle den Fremden als das Ehebett gezeigt, in welchem der Graf, in trauter Einigkeit, zwischen den beiden Frauen geschlafen. Man schnitt sich Spähne daraus, die als ein Specificum galten gegen — Eifersucht und Zahnschmerzen. Jezt kann man es nicht mehr, die Bettstelle ist zerschlagen, in Holzscheite zerhackt, verbrannt; die Burg selbst, die Wanderslebener, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts erträgliche Wohnzimmer hatte und als Amtsgebäude diente, ist eine Ruine, die täglich mehr ihrem Verfall entgegen geht. Die Balken sind herausgerissen, alles Eisenwerk, zum Theil selbst die Sandsteingesimse sind ausgebrochen und das Schloß ist der Selbstzerstörung, dem Auszehrungsfieber muthwillig preisgegeben. Schon spalten sich die Mauern, die Giebelseiten lösen sich ab, in den Thürmen klüften sich die Risse, und ein heftiger Herbstorkan, der Schnee im Frühjahr kann die Eckthürme spalten, die Mauern niederlegen.

Wer hat der Burg das angethan? Ein Fremder, ein Feind der Erinnerung und der Sage? War es zur Zeit der Aufklärung, des Hasses gegen alle Reste des Feudalismus? Geschah es unter der Franzosenherrschaft? — Nein, zur Zeit der Restauration, als alle Erinnerungen an germanische Eigenthümlichkeit hoch im Werthe stiegen, als die Sammler der Raritäten aus der Ritterzeit anfingen ein einträgliches Geschäft zu machen und die Geschäfte vom Feudalburch den Renaissancestyl bis zum Rococothum sich erstreckten, als man Reliquien, an welche eine historische oder traditionelle Erinnerung sich knüpfte, mit Gold aufwog. Friedrich Wilhelm III. hatte nach den Befreiungskriegen die Burg und die Ländereien der Wanderslebener Gleiche dem General von Müffling geschenkt. Dieser that nicht allein nichts zur Erhaltung des Schlosses, was damals noch möglich war, und mit nicht zu großen Kosten; er nahm auch alles daraus fort, was einen Werth hatte und die Kosten des Transports lohnte, um sein Wohnhaus in dem benachbarten Gute Ringlofen damit auszustatten; sogar das alte Wappen der Familie Gleichen ward abgerissen und am neuen Haus eingemauert. — Die Burg ward Sturm und Wetter zur Verwüstung preisgegeben. Unter dem verwertheten Material war die Bettstelle. Leider war kein Antiquar in der Nähe, um sie zu retten; sie wanderte in den Ofen und ward Asche.

Das ist es, was man in Thüringen nicht vergeben und vergessen kann. Die Gebildeten fragen: Wie konnte er, der Aristokrat —? Aus dem Volk sah ich alte Leute eine Thräne aus dem Auge drücken. Der Thüringer aus dem Volk ist zwar demokratisch gesinnt, im bessern Sinn des Wortes, und in der Theologie sehr rationalistisch, aber seine vaterländischen Erinnerungen, die sollen sie ihm lassen stehen!

Die Grafen von Gleichen waren reiche Männer, nicht allein in der Liebe. Ihre Wanderslebener Burg mag eine der stattlichsten gewesen seyn, wie sie gewiß sehr umfangreich war. Die alte Kävernburg, das Stammschloß eines deutschen Fürstengeschlechts, kommt damit nicht in Vergleich. Auch sieht man in den Ruinen noch die verschiedenartigsten Baustyle. Vom Mühlberge steht außer einigem Gemäuer nur noch ein hoher, runder, schlanker Thurm, die Zierde der Gegend. Seine Bekleidung mit regelrechten, glattbehauenen Quadersteinen zeugt von Geschmack und den Mitteln, über welche die Grafen geboten. Die Wachsenburg ist noch jezt bewohnt, sie hat ihren Kommandanten und soll das Staatsgefängniß für das Herzogthum Gotha bedeuten, wenn es nicht unglücklicherweise keine Staatsgefangenen hätte. Auch an die Wachsenburg knüpfen sich Sagen. Sie war nicht immer, oder vielleicht überhaupt nicht, im Besiz der Grafen von Gleichen, sondern das Lehen eines geistlichen Herrn, der einen Burgmann mit einem historischen Namen — ich habe ihn nicht zur Hand — darauf gesezt hatte. Der Vogt aber schaltete und waltete auf eigene Hand, noch ärger, heißt es, als die Kävernburger gegen den Hersfelder Abt; er wegelagerte, fing Kaufleute ein, zwang ihnen schwere Lösegelder ab, oder ließ sie gar in seinen Burgverließen verschmachten. Das ist nichts Sagenhaftes, sondern hat sich bei den Burgmannen geistlicher Herrn nur zu oft zugetragen. Weiß man doch, daß in Burg Altenahr am Rhein die Burgvögte des Bischofs — ich weiß nicht ob von Mainz oder

Digitized by Google

Trier — noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Schrecken der Umgegend ein wüstes Leben aus dem Stegreif führten. Was drang für Nachricht durch die wilde Eifel bis zum Bischofssitz! und die Curie hatte wohl auf anderes zu sinnen als auf die Ordnung an einem verlorenen Posten. Hatten der Vogt und seine Bande doch die Entschuldigung, die ihre ritterlichen Vorbesitzer so oft geltend gemacht, daß, wenn sie nicht selbst für sich sorgten, sie auf ihrem nackten Felsen verhungern müßten. Aber die Kunde von den Unthaten des Vogts auf der Wachsenburg war nur zu laut zum Abt gedrungen, und nachdem alle Vermahnungen nichts gefruchtet, hatte er einen Mönch als Bußprediger abgesandt. Dieser muß seinen Auftrag so gut erfüllt haben, daß der Herr in Zorn gerieth und ihn auf der Stelle zu binden und auf dem nächstgelegenen Hügel ihm den Kopf abzuschlagen befahl. Da rief der Mönch in seiner Todesangst, er möge sich hüten Hand zu legen an einen Geweihten des Herrn, und wenn er dort bluten sollte, werde der Berg, der jezt im grünen Maienkleide prange, blutroth werden. Der Vogt lachte, dem Mönch ward der Kopf abgeschlagen, der Berg aber ist wirklich roth geworden und heißt jezt der Blutberg. Wenn er einmal grün gewesen, was nicht bezweifelt werden soll, so haben die Regengüsse die Grasnarbe weggespült und der rothe Thon ist zum Vorschein gekommen.

Ehe die Burgen standen, ja vermuthlich ehe die Berge da waren, auf denen sie stehen, hatten die Gewässer aus dem Hochwalde sich zu einem mächtigen See gestaut. Den Kessel des Sees sieht man noch deutlich oben von der Burg über Plaue: ringsum kahle, steile, ausgewaschene Felsberge, mit Nachstürzen der durchweichten Kuppen, aus denen die festesten Theile als jähe, schroffe, oft überhängende Klippen zinnenartig in das fruchtbar gewordene Thal niederblicken. Im Norden unterwühlte der See endlich das Gestein von Porphyr und Kalk und der Durchbruch erfolgte da, wo heute Arnstadt liegt. Das Thor des Sees ist noch da: zur Linken, vom Walde aus, der kahle Bergzug, auf dessen Spitze die alte Burg gelegen, zur Rechten der jezt bewaldete, wo das schon im Mittelalter verlassene Nonnenkloster der heiligen Walpurgis in die Ebene schaute. Es ist jezt das Thor zum Thüringer Walde. Die Ebene draußen nach Erfurt ist von der herausstürzenden Fluth glatt gespült, nur hie und da mit angestauten Wutsten und Erdwällen; im Thale krümmt sich der Rest des Sees, die Gera, hier durch Wiesen, dort über Steingeröll. Quellen rieseln ihr noch von allen Seiten zu: hier unterirdische, die allmählig ein großes Becken sich gewühlt und fort und fort aufsteigend wie Champagnerschaum das Erdreich umher unsicher machen, daß man Jahr aus, Jahr ein zu schütten und zu dämmen genöthigt ist; dort brechen und sickern sie aus den untern Berggeländen, mitten aus dem Acker, dem Rain, unter'm Hagedorn, während oberhalb Plaue ein mächtiger Spring urplötzlich aus Kalkgestein eine solche Masse Wasser in das Bett des Flüßchens speit, daß die Bewohner ihn als die eigentliche Geraquelle — doch mit Unrecht — betrachten.

Längs dieses lieblichen, aber trügerischen Baches steigt die Straße in's Gebirge, jezt, in die Felsen eingehauen, hoch über ihm und sicher vor seinem Aufbrausen. Aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts schlängelte sie sich an seiner Seite, bald hüben, bald drüben, bald durch Wiesengrund, bald durch aufgeschwemmte Kiesstrecken. Ohne Brücken fuhr oder watete man durch das Wasser, was beim gewöhnlichen Stande eine kaum nennenswerthe Mühe verursachte. Aber die Sage spricht von Wagen und Gespann, die vor Alters in der Nähe der Quellen in dem weichenden Boden spurlos versunken. Unmöglich ist das so wenig, als es einem Zweifel unterliegt, daß dieß am Meeresstrande in dem ausgeworfenen Sand, von dem das Wasser sich eben zurückzieht, noch heut geschehen kann. Fraglicher ist, wie diese Straße ihrer Zeit ein so bedeutender Handelsweg seyn konnte, daß man es für nöthig fand, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die Burg in Plaue entweder zum Schutz des Handels oder als Zollstätte zu erbauen. Grau und finster ragt der massenhafte Thurmbau der Ehrenburg hoch in die Lüfte, meilenweit von dem Walde her, wie von der entgegengesezten Seite gesehen. Er hat keine Geschichte außer der Urkunde seiner Entstehung. Die Grafen von Schwarzburg erhielten Anno dreizehnhundert und etliche Jahre von den Herzogen von Thüringen die Erlaubniß, diese Burg zum Schutz und Trutz zu erbauen. Ein wohnliches Haus scheint es nie gewesen zu seyn, nur ein militärischer Posten. Die Ummauerungen und Wälle sprechen schon von einer kunstgerechten Befestigungsart. Aber Burg und Thurm, wie imposant auch vom Thal aus gesehen, verschwinden, wenn man die Berge umher nur zur Hälfte besteigt. Wenn die Gegend noch im Abendsonnenlichte strahlt, ist die Ehrenburg schon eine schwarze Schattenmasse, und kaum daß die Morgensonne ihre breiten Flanken hell anleuchtet. Natursinn und Poesie des Mittelalters hatten also nichts bei ihrer Erbauung zu thun. Zur selben Zeit war auch der eine kleine Stunde davon entfernte Liebenstein an der Gera, wie jene auf fürstliches Geheiß, erbaut worden; er trägt ganz denselben Charakter. Die Sage, oder vielleicht mehr, spricht von einem unterirdischen Gange, welcher beide Burgen verbinde. Dasselbe soll mit der Reinsburg der Fall seyn; wir ehren die Sage, die verneinende Kritik liegt aber auf der Hand.

Die Reinsburg ist einer der dunkelsten, zweifelhaftesten Punkte im Thüringer Alterthum. Am rechten Ufer der Gera erheben sich die Reinsberge,

Digitized by Google

jezt kahl, ehedem, wollen alte Forstmänner behaupten, dicht bewaldet (was mir zweifelhaft scheint), ein Convolut von seltsam über einander gethürmten Gebirgsmassen, Conglomerate der verschiedensten Steinarten, noch seltsamer in Thäler, oder besser, circusartige Bergkessel geklüftet. Gegen Plaue öffnet sich eines dieser Amphitheater; tausend Schritte nördlich an der Gera hinab sieht man ein zweites. In beide hinab stürzt sich die Kante des Berges in vielfachen Absätzen. Die schroffen Felszinnen stehen oben wie Wächter. Ein dritter Kessel, rings von Bergen umsäumt, öffnet sich aber mitten im Gebirge nach Morgen zu; hier liegt, wie in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, das friedliche Kirchdorf Reinsfelde, selbst schon in so beträchtlicher Höhe, daß die Feldkultur nur auf gewisse Früchte beschränkt ist, welche die rauhe und freie Luft ertragen. Weiterhin nach dem Wipfrathal schließen sich malerisch liegende Dorfschaften in anmuthiger Perspektive an. Es ist schwer in den abnormen Verschlingungen dieses beträchtlichen Gebirgszuges sich zu orientiren, aber er trägt unverkennbar im Kleinen den Charakter eines Hochgebirges; ja auf seinen kahlen, beständig vom Wind umfegten Höhen kommen schon Sumpfpflanzen vor, die auf den Alpen zu Hause sind. Wenn wirklich Wald hier gestanden, ist er, nachdem die Art den Anfang gemacht, von den Wetterwinden aus dem Thüringer Gebirge niedergelegt und zurückgeschreckt worden bis auf den nördlichen Abhang, der nach dem Dorfe Siegelbach abfällt. Hier hält noch am äußersten Saume des eigentlich sogenannten Reinsberges eine Reihe alter Buchen Stand gegen die Orkane. Ihren zurückgebogenen Wipfeln, den nackten Stämmen, den ausgestorbenen Aesten sieht man die äußerste Anstrengung des langen Kampfes an. Von da ab aber, so weit die Reinsberge in der Lufthöhe sich erstrecken, ist kein einziger Baum, ja nicht einmal ein Busch zu sehen. Jede Anpflanzung wäre augenblicklich dem Verderben preisgegeben. Die Schäfer nur haben hie und da loses Gestein und Schiefer über einander gehäuft, eine nothdürftige Schirmwand gegen den Wind.

Die Aussicht von diesem kahlen Gebirgskamm ist eben so mannigfaltig, weit und zuweilen gegen Abend überraschend schön, als sie eigentlich noch wenig gekannt ist. Der Tourist, der alle Schönheiten Thüringens zu kennen glaubt, weiß nichts von diesem Punkte; nur seit Elgersburg, Ilmenau und Arnstadt von Badegästen heimgesucht sind, versteigen sich einzelne Wanderer hinauf; auch kommen wohl ganze Gesellschaften zu Wagen bis in die nächsten Dörfer und versuchen den immer beschwerlichen Weg bis auf die Höhe. Die einen schönen Tag trafen, eine Wetterbeleuchtung, einen klaren Sonnenuntergang, stimmen ein, daß man im ganzen Gebirge nichts Aehnliches sieht. Vom Kamm aus bietet sich eine Doppelaussicht. Links, wenn man von Siegelbach aus den verhältnißmäßig bequemsten Weg durch den Wald sich hinauf windet, grüßt uns ein verwittertes altes Kreuz von Stein. Man übersieht hier das stille Kesselthal mit dem Dorfe Reinsfelde, darüber hinaus reihen sich bewaldete Bergrücken bis zu den Schwarzburger Gebirgszügen. Rechts verfolgt man den Weg — es ist keiner, man muß ihn selbst sich machen — über den Gebirgsrücken nach der Burg, und zu unsern Füßen öffnet sich das weite Thal der Gera, zunächst der lachende, rund von Felsen umkränzte Kessel, in dem das Städtchen Plaue liegt, mit ansteigenden Dorfschaften, mit seiner hohen Ehrenburg, die von dieser Höhe aus betrachtet wie ein Schilderhaus erscheint. Und vor uns, so weit das Auge reicht, der ganze Thüringer Wald, vom Inselsberge an, der Beerberg, Schneekopf, Fürstenberg, Sachsenberg, die Schmücke, der Gückelhahn, mit dem geschorenen Kamm uns fast nahe gerückt, bis in das namenlose Geschlinge, das sich nach dem Frankenwalde abdacht.

Auf solcher Höhe bauten Raubritter nicht ihre Burgen, wenn nicht etwa eine Straße, ein Paß über das Gebirge führte. Die Straße zieht aber unten im Gerathal, und der Berg, auf dem die Ehrenburg steht, war die rechte Höhe für legitime oder illegitime Zöllner, um auf die vorüberziehenden Krämer herunter zu schießen. Und wenn auch der Adler von noch höheren Klippennestern auf seine Beute nieder stößt, so wäre es doch den Räubern schwer geworden, ihre Beute aus dem Thal bis zur Reinsburg hinauf zu schleppen. Noch weniger bauten die Edlen des früheren Mittelalters, seyen es Dynasten, seyen es Lehnsträger, Ministerialen, ihre festen Schlösser auf solchen kahlen Höhen. Wenn sie nicht etwa die Waldeinsamkeit suchten, bauten sie, wo Verkehr war, conspicui omnium. Diese wollten imponiren, das Auge erfreuen, gastlich sollten ihre Häuser neben der Festigkeit strahlen; jene wollten durch kühne hochragende Thürme und Mauern erschrecken. Beide, wenn sie über einem Flußthal sich festsezten, wollten von den Vorüberfahrenden und Schiffenden gesehen seyn, als gutes oder böses Zeichen.

Nun aber ist die Reinsburg, oder was heut so heißt, ein Felsberg, der sich von der das Gerathal beherrschenden Kette ablöst und seitwärts gegen Morgen in das Kesselthal springt, wo Reinsfelde liegt. Vom Gerathal und Plaue aus kann man die Höhe des Berges nicht sehen. Es war augenfällig bei denen, welche hier eine Feste erbaut haben, oder erbauen wollten (denn auch dieß ist zweifelhaft), die Absicht, einen Versteck auszusuchen. Jenseits, vom Wipfrathal aus, wo man die Burg allenfalls sehen konnte, ging keine Straße; die Terrainbeschaffenheit spricht zu deutlich dafür, daß hier Wildniß war, die Sümpfe des Flüßchens Wipfra, Seen, bergiges

Digitized by Google

Waldbickicht. Von den nächsten christlich kultivirten Orten aus, von Stadt Ilm und Kloster Paulinzell, konnte man die Reinsburg nicht sehen. Raubzüge hieher zu veranstalten, war noch zweckloser, als die in's Gerathal unpraktisch.

Außer der Lage widerspricht die Form der Anlage dem, was man von Ritterburgen und festen Schlössern des Mittelalters weiß. Es ist kein schroffer Felskegel, keine abgeküstete Spitze des Bergrückens gewählt, sondern eine auslaufende Zunge desselben, ein längliches Viereck, auf dem eine aufgerichtete, in die Lüfte strebende Burg nicht einmal ein sonderliches Ansehen gewonnen hätte. Von Menschenhänden ist sichtlich hier geschehen, was sonst an diesen Bergen Zeit und Naturereignisse gethan. Man hat die lockern Stellen der obern Kante nach allen vier Seiten hinabgestoßen und gebrochen, und nur die festeren Felspartien stehen lassen, denen man, aber sehr roh, mit Axt und grobem Meißel die Gestalt von Thürmen und Mauern zu geben angefangen hat. Nur ein Damm blieb gegen Mitternacht, der vom Bergrücken aus den Aufgang bilden sollte, und auch heute noch den einzigen Zugang abgibt. Von Menschenhänden ist ferner ein Burggraben gezogen, unregelmäßig, nicht tief; er läuft an den zwei breiten Seiten von einem Abhang zum andern; die Wälle an beiden Ufern, jetzt nur Aufschüttungen, kommen insofern allein in Betracht, als ein Doppeleinschnitt das ehemalige Thor andeutet. Endlich steht an der südöstlichen Ecke ein Stück Mauer, vielleicht etliche fünfzig Fuß lang, nicht viel über Menschenhöhe und nicht übermäßig stark, aber von ganz anderer Construktion, als wir an den Ritterburgen finden, und unterhalb derselben, innerhalb des Burgraums ist im Felsen eine Vertiefung eingehauen, der Phantasie Spielraum lassend, zu errathen, wozu sie bestimmt war.

Das ist alles, was von der Burg geblieben; die ältesten Leute erinnern sich nicht gehört zu haben, daß je mehr zu sehen gewesen, und dieß gibt Manchen Anlaß zu glauben, daß hier nie eine Burg gestanden, Andern, daß man wohl eine zu bauen angefangen, aber von dem Werk wieder abgestanden. Es wäre ja doch eine sehr unbequeme und nutzlose Burg geworden.

Es sind noch zwei Momente, welche die eine oder die andere Annahme unterstützen. Geschichtlich und urkundlich ist man aller Notizen über die Existenz der Reinsburg baar und ledig. Die Angabe in einem Reisehandbuch, es sey eine der von Rudolph von Habsburg zerstörten Raubburgen gewesen, ist ein Strich nach der Schablone. Wenn man von einer Schloßruine nichts weiß, wird ein zerstörtes Raubschloß daraus. Wenn man den, der es zerstört haben soll, nicht kennt, hat es Rudolph von Habsburg gethan; er ist der Herkules, der die Thaten der andern Herkulesse in sich aufnimmt. Bekanntlich haben die mannhaften Bewohner der Städte ihrer Zeit nicht wenige der Raubnester erobert und niedergelegt. Bei der Reinsburg kann um so weniger von Rudolph von Habsburg die Rede seyn, als wir die erwähnte Anklage des Abts von Hersfeld gegen den Grafen von Kävernburg urkundlich besitzen, und Rudolph damals bei der Uebergabe in dem nahen Erfurt Hof und Gericht hielt. Das Dorf Reinfelde wird darin als eines der von den Kävernburgern wüst gelegten erwähnt, der Burg aber mit keiner Sylbe Erwähnung gethan. Hätte sie zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch bestanden, und in den Händen von Raubrittern, so würden entweder diese den Kävernburgern im Wüstlegen vorgegriffen, oder es verhindert, oder aber die mächtigen Grafen die ungelegenen Concurrenten selbst zur Ruhe verwiesen haben. Von alle dem keine Erwähnung.

Das zweite Moment: wo bleiben die Steine, wo der Schutt der zerstörten, wenigstens der einmal dagewesenen Burg? Weit um kein Ort, keine Baulichkeit, wo es sich gelohnt hätte, die Steine den weiten Weg vom Berge herab zu bringen. Solches Material, womit die Burg allein erbaut seyn konnte, findet sich überall. Auch wo die Landleute der Umgegend eine Ruine geplündert haben, finden sich noch immer Massen von Schutt. Die gebrannten Dachziegel kann man in allen mittelalterlichen Ruinen Thüringens unter den Trümmern unverwittert, in ihrer rothen Farbe vorsuchen. Hier durchsuchte ich den Burghof, die mit andern Steinen gefüllten Gräben vergebens, um nur Einen Ziegelsplitter zu entdecken. — Dieß schiene dafür zu sprechen, daß die Reinsburg aus einer grauen Vorzeit stammt, wo man in Deutschland noch nicht mit Ziegeln deckte, oder — daß hier überhaupt kein Dach war.

Dieß bringt uns der Annahme näher, daß hier von keiner Burg in unserem Sinn, sondern mehr von einem befestigten Lager die Rede ist. Die gewöhnlichen Ritterburgen in gebirgigten Gegenden sind von unbehauenen Bruchsteinen, wie Fels und Boden sie beim Sprengen gab, aufgemauert, groß und klein unregelmäßig über einander, nur daß man die breite Seite gern nach außen nahm. Wo reiche Herrn die Kunst zu Hülfe riefen, gingen sie von dieser Bauart nicht ab, sondern verkleideten nur das rohe Grundgemäuer, die innere Masse, durch mehr oder minder sauber behauene Quadern. Bei dem Mauerrest auf der Reinsburg ist eine ganz andere Behandlungsart sichtbar. Längliche Quadern, mehrere Fuß lang und von verhältnißmäßiger Höhe, sind ziemlich bündig über einander gemauert. Dieß verräth eine Kunstfertigkeit und Berechnung aus einer Zeit nach jenen mittelalterlichen Bauten, oder aber aus einer weit früheren. Der Phantasie bleibt hier ein Spielraum, an cyklopische Mauern einer grauen Vorzeit zu denken

Digitized by Google

wogegen aber die Regelrechtigkeit spricht, oder an Techniker, die den Römerbauten die Kunst abgelauscht haben; denn wo selbst die Sage nichts von Römerarbeit wissen will, wäre es mehr als gewagt, römischen Cohorten, die etwa nach Thüringen versprengt worden, den Einfall beizumessen, auf diesen abgelegenen, unwirthlichen Höhen ein Castrum aufzurichten. Es wäre zu wünschen, daß sachverständige Alterthumsforscher die Sache einer Prüfung unterwärfen. Man will behaupten, daß der Kyffhäuser (die alte Sachsenburg, nicht die spätere gothische Rothenburg auf demselben Berge) dieselbe Steinlage zeige. Das wäre ein ziemliches Alterthum, da die Ruine aus der ersten sächsischen Kaiserzeit, wenn nicht von noch früher stammt. Sachverständige würden auch aus dem gebrauchten Mörtel Schlüsse ziehen können. Endlich lohnte sich wohl die Untersuchung, ob die Mauer, da wo sie jezt abbricht, fortgesezt war. Spuren der Grundmauern müßte man doch troz der Verwüstungen der Jahrhunderte oder Jahrtausende auffinden.

Schon nach dem Ermittelten und dem, was der Augenschein gibt, drängt sich die Vermuthung auf, daß wir hier keine Feudalburg, sondern eine alte Festung, eine Art verschanztes Lager vor uns haben. Wir möchten auch nicht, wenn es germanische Arbeit ist, an ein Castell oder eine Arx denken, aufgerichtet zum Schuz und Truz gegen die von Osten andringenden Slaven, denn hier war keine Vertheidigungslinie, sondern an das, woran uns die tausende von Burgwällen in den einst und noch von den slavischen Nationen bewohnten Ländern mahnen. Es waren befestigte Verstecke zwischen Seen, Morästen, kleinen Flüssen, in unpraktikablen Gegenden, wo der Feind nicht eindrang, wohin er nicht ohne große Gefahr verfolgte; und hierhin trieben die Stämme ihr Vieh, hierhin retteten sie ihre Familien, ihre Habseligkeiten und ihr bedrohtes Heiligthum, wenn der Krieg sich über ihre Grenzen wälzte. Wäre die Reinsburg ein solcher Königsstein des Thüringer Landes in der Vorzeit gewesen, so spricht ihre Lage, ihr Umfang dafür, daß man das Allerwerthvollste, das Heiligste hier geborgen. Um Heerden zu retten, wird man diesen Berg nicht behauen und bearbeitet haben, wie es geschehen ist, abgesehen davon, daß Heerden dort weder Trank noch Nahrung fanden. Es ist kein Brunnen da; die Quellen sickern erst aus den untern Schichten der Reinsberge.

Die Besonderheit des Punktes, seine eigenthümliche Lage, die weithin beherrschende Aussicht unterstützen eine Vermuthung, die allerdings plözlich in eine Luftblase der Phantasie aufgelöst werden kann, wenn aus einer vergessenen Archivlade eine vergilbte Urkunde gezogen würde, welche dem Gemäuer, in dem wir den Hort für ein Nationalheiligthum sehen, eine ganz andere Entstehung und Bestimmung nachwiese. Es lohnte sich wohl darnach zu suchen. Von Sagen, die sich an die Reinsburg knüpften, habe ich nichts in Erfahrung gebracht. Eine gewisse Scheu athmet und haucht aber doch um den isolirten Ort. Daß er von den vergnügungslustigen Einwohnern der Umgegend erst recht besucht wird, seitdem Fremde ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, sagte ich schon oben. Ein lebensüberdrüssiger Kaufmann aus Arnstadt ging vor Jahren hinauf, um hier seinem Daseyn ein Ende zu machen. Man fand ihn in der Höhlung unter der Mauer, wo er sich ein Steinbett bereitet und dann eine Kugel durch den Kopf gejagt. Vor Jahren war die Reinsburg das nächtliche Stelldichein von Wilddieben und Schleichhändlern. Sie versteckten und vergruben hier ihre Waare, was mir jedoch, bei der ungeheuern Mühe des Hinausschleppens, zweifelhaft scheint. Ihnen soll die lezte Verwüstung der Trümmer beizumessen seyn. In diesem Jahre sind sie zum Stationspunkt bei der Triangulirung des Gebirgs von preußischen Ingenieuren gewählt worden: der sicherste Weg, aus ihrer Vergessenheit gezogen zu werden.

W. Alexis.

Kunstbriefe aus Berlin.

X.

Den Rahmen der geschilderten drei Hauptgemälde bildet wieder ein reicher malerischer Schmuck, zu dem wir nun unsere Blicke wenden. Zwei breite Pfeiler sondern die Bilder von einander, sechs schmale Pilasterstreifen umsäumen sie und ein breiter Fries schließt sie gegen die Decke zu ab, alles bedeckt mit den Gestaltungen einer Kunst, welche das Leben hier in seiner realen Lebendigkeit darstellt, dort ihm symbolische Gewänder umwirft oder es parodirend belächelt. Ueberall aber ist es der weltgeschichtliche Kulturgedanke, welcher die mannigfaltigen Formen durchleuchtet. Die Pfeiler sind in bunten Farben ausgeführt, die Pilaster und der Fries grau in grau gemalt.

Auf dem ersten Pfeiler ist der obere Theil der egyptischen Mythologie und Geschichte, der untere dem Ruhme Israels gewidmet. Zuhöchst schwebt eine etwa lebensgroße Isis, auf dem Arm den Knaben Horus, zur Seite den kleinen Anubis, welchen Osiris, der Gemahl der Isis, mit seines Bruders Typhon Gattin, der wollüstigen Nephthys, erzeugt hatte. Nephthys ist das „Weib des Potiphar" der egyptischen Mythe, nur mit dem Unterschied, daß sie durch List und unerkannt von Osiris erzwang, was der Unverschämtheit einer Buhlerin bei Joseph nicht gelingen sollte. Nephthys setzte lieblos den kleinen Anubis aus, Isis aber, die hochherzige, nahm ihn zu sich, und er beweist ihr seine Dankbarkeit durch jene unwandelbare Treue, welche die Egypter durch einen Hundekopf auf seinem Rumpfe versinnbildlichten. Jetzt geleitet er Isis nach dem Orte, wo der von Typhon erschlagene Osiris im Nil versenkt liegt. Sie wird ihn finden und an heiliger Stelle bestatten. Aber rächen wird ihn erst Horus, unter welchem sich die Egypter den von der mütterlichen Natur (Isis) geborenen Segen vorstellten. Horus stieß den bösen Typhon, der alle heilsamen Einrichtungen des Osiris zu Grunde zu richten suchte, von dem angemaßten Thron und führte über Egypten das goldene Zeitalter herauf. Isis, Horus und Anubis sind also in ihrer Vereinigung das Symbol der ersten religiösen und politischen Kultur des früh erschlossenen und der Nachwelt doch so räthselhaft verschlossenen Nilthals. Der Geschichte desselben gehört dann noch das längliche Mittelfeld dieses Pfeilers an, das den obern Theil vom untern scheidet. Hier kehrt König Rhamses der Große von seinem ruhmvollen Feldzug nach Indien zurück und verjagt seinen Bruder Danaus, der in Abwesenheit des Ersteren sich der Herrschaft bemächtigt hatte und nun mit seinen Töchtern, den Danaiden, nach Griechenland entflieht. Hiemit suchte der Künstler jenen urgeschichtlichen Zusammenhang egyptischer und griechischer Kulturelemente bildlich anzudeuten. In der untern Abtheilung des Pfeilers sitzt die kolossale Gestalt des israelitischen Heros, welcher das auserwählte Volk Gottes aus der egyptischen Gefangenschaft befreite, Moses. Ein Felsblock am Fuße des Sinai dient ihm als Sitz, den Fuß stemmt er auf die Trümmer des goldenen Kalbs, das auf sein Geheiß vollständig zerschlagen wird. Aus seinem Antlitz strahlen gewaltiger Zorn und mächtige Begeisterung. So zeigt er, umleuchtet von der Klarheit Gottes, eine imponirende Herrschergestalt, dem Volke die Tafeln des Gesetzes, das er verkündet nach göttlichen Offenbarungen.

Ganz symmetrisch ist die Anordnung des zweiten, dem Griechenthum gewidmeten Pfeilers. Oben schwebt eine Venus Urania, zu ihren Seiten Eros und Anteros. Sie hebt den Schleier, der sie verhüllte, mit unbeschreiblich naiver Anmuth empor und zeigt ihre nackten Glieder in reiner, wunderbar lieblicher Schönheit. Bei allem Reize welche plastische Ruhe, bei aller Rundung der Formen welches Maß, bei allem Bewußtseyn der eigenen Schönheit welche Keuschheit! Ueber ihr leuchtet der Abendstern, und unter ihr ruht, als ein von der maßvollen Schönheit des Lebens überwundenes, doch aber für die Befruchtung der Natur so wichtiges Princip, Dionysos Zagreus, dessen Glieder, über die Erde verstreut, deren Fruchtbarkeit vermehrten. Der Siegeszug des Alexander gibt dem Mittelfelde seinen Inhalt, und darunter erblicken wir die kolossale Gestalt des weisesten und menschlichsten aller griechischen Gesetzgeber, Solon's. Auch er ist sitzend dargestellt, wie Moses, doch nicht auf wildem Felsgestein, sondern auf einer von der technischen Fertigkeit seines Volkes zeugenden Bank. Er war nicht Schöpfer der griechischen Kultur, wohl aber einer ihrer Bildner. Ueber die Tafeln gebeugt, auf die er seine Gesetze verzeichnet, scheint er in tiefes

Digitized by Google

Nachdenken versunken; denn in ihm leuchtete das Gesetz nicht urplötzlich auf als eine Offenbarung von Oben, sondern er erzeugte es aus reiflicher Erwägung aller Eigenschaften und Bedürfnisse, Neigungen und Zwecke des Menschen, aus liebevoller Ergründung des menschlichen Wesens überhaupt. Der Künstler verlieh seinen edeln Zügen den Ausdruck milder, im Ernste noch heiterer Humanität. Zu seinen Füßen steht eine Lade mit den Gesetzen des Drako und daneben Beil und Strang; aber Solon hat des Beiles Griff bereits zerbrochen und den Strang zerrissen. Ein mit Blumen, den freundlichen Zeichen heiterer Lebenslust, geschmückter Knabe eilt herbei und schaut dem sinnenden Gesetzgeber in seine Tafeln, ob denn wieder etwas so Hartes, so alle menschliche Freiheit Vernichtendes daraus hervorgehen werde, wie es Drako einst erzwungen. Die ängstliche Neugier des Knaben hat in ihrer Kindlichkeit zugleich etwas Rührendes und Erheiterndes. Wir haben diese Gestalt wohl symbolisch zu nehmen als das noch in der Kindheit befangene Volk gegenüber dem gedankenvolle Manne, dessen Geist die Schranken der Gegenwart, die engen Gesichtspunkte seiner Zeit übersliegt und an der Zukunft mißt.

Noch bestimmter als die beiden Pfeiler empfingen die sechs Pilasterstreifen eine architektonische Gliederung, welche aus drei Hauptabtheilungen besteht. Das Mittelstück, eine auf Pfeilern ruhende Rundbogennische macht sich unter diesen vorzugsweise geltend und enthält auch stets eine der wichtigsten Kulturgrundlagen jedes besondern Volks, obwohl nur ein Buch oder eine Rolle, die ein in der Nische stehender Genius entfaltet. Der erste Pilaster ist der indischen Kultur gewidmet, der zweite der persischen, der dritte der egyptischen, der vierte der griechischen, der fünfte der israelitischen, der sechste der römischen Kultur. So entfalten denn die Genien in den Nischen nach einander zuerst die Veda's, dann die Bücher des Zend, die zweiundvierzig Bücher des Toth oder Hermes, desjenigen Gottes, welcher die Egypter über den Thierdienst und Fetischismus zur Anbetung eines ewigen Urwesens erhob, die Theogonie, jene griechische Urkunde über die Abstammung der Götter, welche uns in der Abfassung des Hesiod erhalten blieb, die fünf Bücher Mose und endlich die sibyllinischen Bücher.

Die beiden Abtheilungen ober- und unterhalb der Nische zeigen in ihrer Mitte wieder je ein Bildniß in Medaillonform und darüber wie darunter je zwei Felder, die, zum Theil von Arabesken umgeben oder getragen, die Hauptgestalten der nationalen Kulturentwicklung in allegorischen, symbolischen oder historischen Figuren verbildlichen. Aus den Medaillons des indischen Pilasters begrüßen uns oben das vierköpfige Haupt des Brahma, unten das Bildniß des Königs Parikschitu, mit welchem nach indischem Glauben das vierte, noch jezt andauernde Zeitalter begann. Die entsprechende Stelle nehmen auf dem persischen Pilaster ein Ormuzdkopf und das Bildniß des Königs Dschemschid, des Erbauers von Persepolis, ein; auf dem egyptischen Pilaster die Köpfe des Sonnengottes Ammon und des mit aller zeugenden Kraft begabten Königs Menes; auf dem griechischen Pilaster das strahlende Haupt des Helios und das anmuthig milde des Theseus. Das obere Medaillon des israelitischen Pfeilers jedoch zeigt kein Bildniß, sondern nur das Symbol Jehovahs, das Wort, welches die Welt erschaffen, im untern Medaillon den jugendlich schönen Kopf des Salomo. Jupiter und Romulus zeigt der sechste, römische Pilaster.

Damit ist nun aber der reiche Inhalt dieser gemalten Geschichte der Kultur keineswegs erschöpft. Lassen wir unser Auge aufmerksamer auf den Pilastern ruhen, so tritt in Rahmen und Arabesken eine neue Fülle bedeutsamer Gestalten hervor. Wischnu, Manu und Buddha, Zoroaster und Han, Horus und Sonchis, Orpheus und Pythagoras, Adam und Esra, Numa und alle Mythen und Erzählungen von Erschaffung der Welt und erster Staatengründung, alle tiefsinnigen Erläuterungen des Alterthums von Seyn und Werden, Entstehen und Vergehen finden ihre Stelle, wo der allumfassende Künstlergenius sie eben sowohl mit dem Gedanken des Ganzen zu verbinden, als geschmackvoll in die symmetrische Kunstform einzuordnen verstand. Es bedürfte eines Buches, um den Inhalt dieser Pilaster allein zu durchmustern, zu beschreiben und zu erklären. Eine Masse von geistvoll verarbeiteten Kenntnissen steckt darin, die durch das Auge auf den Geist belehrend wirken muß, wenn der Anschauung ein gründlich, aber populär abgefaßter Kommentar hinzugefügt wird. Was jezt an Druckschriften darüber im Museum verkauft wird, leitet mehr irre, als es verständigt. Hier glaube ich von einem genauen Eingehen auf die Einzelnheiten abstehen zu müssen, da die ästhetische Wirkung bei diesen grau in grau gemalten Pilastern dem instruktiven Interesse derselben durchaus nachsteht. Ihr Inhalt ist gemalte Wissenschaft, wogegen die Hauptbilder die Zeichnung und Farbe gewordene Poesie der Weltgeschichte, durch das Medium einer philosophischen Weltanschauung betrachtet, enthalten. In die Region rein phantastischer Dichtung erhebt sich der Künstler endlich mit dem großen Friese, welcher das ganze Nebeneinander zahlreicher Gemälde nach oben zu abschließt.

Ich habe die Grundidee dieses Frieses bei meiner Ueberschau der Gesammtcomposition angegeben. Die Strahlen des weltgeschichtlichen Ernstes, der unten in

Digitized by Google

großen und umfassenden Zügen sich bewegt, fallen hier durch ein Verkleinerungsglas in den Blätterschmuck einer Arabeskenreihe und werfen den humoristischen Reflex eines drolligen und neckischen Kinderspiels. Das bis jezt auf der Wand vollendete Stück des Frieses läuft über dem oben geschilderten Cyklus von Gemälden hin und schöpft seinen Inhalt wie diese aus der Geschichte des Alterthums.

Den Anfang macht ein kleiner Prometheus, sehr angelegentlich mit der Bildung menschlicher Gestalten beschäftigt. Eben hat er wieder ein Knäblein vollendet, und seine Gehülfin, eine kleine Minerva, bringt eine Psyche in Gestalt einer Libelle herbei, um sie dem neu erbauten Körper einzuflößen, während der Urstorch fröhlich über einigen ausgebrüteten Eiern klappert. Er weiß, daß Klappern zum Handwerk gehört, und da uns schon hier am Anfang der Weltgeschichte zwischen Storch und Prometheus die Concurrenz begegnet, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß jeder seine Waare anzupreisen sucht. Die beiden Eier, über denen der Storch brütete, sind geborsten; aus dem einen schaut ein Knäblein, aus dem andern ein Mägdlein heraus und senden einander so verfängliche Blicke zu, daß man annehmen muß, der Apfelbaum der Erkenntniß werde nicht allzufern von dem Geburtsorte des kleinen Menschenpaares stehen. Schon naht sich auch die Verführerin Schlange mit der verbotenen Frucht, und hinter ihr drein hüpft die Aeffin als vorsorgliche Hebamme. Aber wieder drängt sich die Concurrenz in die Uranfänge des Erwerbs, wenn wir nicht etwa nach dem Vorbilde moderner Gewerberäthe Hebamme und Säugamme als zwei durchaus verschiedene Innungen zu betrachten haben. Genug, neben der Aeffin zeigt sich auch die Wölfin als Amme des jugendlichen Geschlechts: an ihren Brüsten nähren sich ein kleiner Romulus und ein kleiner Remus; und kaum haben diese Säuglinge ihr erstes Bedürfniß befriedigt, als auch sofort zwischen ihnen der Bruderkampf beginnt. Die Waffen des einen bestehen aus einer Keule und der Schaale einer Schildkröte, die Waffen des andern aus einem Eselskinnbacken und einer Muschel. Gleichzeitig, damit die menschliche Tugend und Nächstenliebe vielseitiger leuchte, entfaltet sich im fernen Asien der Despotismus: der wilde Jäger Nimrod macht seinen Spielgenossen zu seinem Sklaven, ja zu seinem Roß, und jagt auf seinen Schultern nach allerhand Gethier. Und nun erschließt sich unsern Blicken das Reich der Pharaonen, beginnend mit zwei knieenden Priestern, welche der Isis und dem Osiris opfern. Dieses göttliche Ehepaar ist in liebevoller Umarmung begriffen und hat den kleinen Horus zur Seite. Indessen überrascht sie der schreckliche Typhon, welcher mit einer brennenden Fackel herbeieilt und mittelst einer grauenvollen Maske die arme Isis in solche Angst versezt, daß sie sich gar possirlich überschlägt. Osiris aber, ausgedörrt durch die glühende Lohe, welche ihm sein Bruder Typhon, der Herrscher im Elemente des Feuers, nachsendet, und ermattet von anhaltender Flucht, sinkt ohnmächtig zu Boden und schmachtet nach einem Tropfen Wasser aus dem heiligen Nil. Anubis eilt dem unglücklichen Götterpaar zur Hülfe.

Wir treten in die griechische Welt. Da sizt ein kleiner Pan in gar bequemer Stellung auf einer Arabeskenranke und probirt ein Stückchen auf seiner Waldflöte, zu welcher er einen ausgehöhlten Baumzweig verwendet hat. Höchst emsig und ehrbar schnizt ein pausbackiger Apoll neben dem Flötenbläser an seiner Leier, mit der er den Chor der Musen in das Leben einführen wird. Die Kunst regt ihre Schwingen. Hier sehen wir einen Zeuxis Kornähren malen, und die Vöglein fliegen herbei, um die Körner anzupicken. Zugleich erhebt sich aber schon die Verachtung der Kunst und des Ideals: der Hund, als Symbol des Cynismus, leckt unserem Zeuxis hinter seinem Rücken die Farben von der Palette. Ein kleiner Architekt leert seinen Baukasten und beginnt einen Tempelbau, zu welchem Baumeister Biber, mit dem Plan des Gebäudes und dem Cirkel über die Arabeske gelehnt, Anleitung ertheilt, während auch die Schwalbe mit ihrem Neste, aus dem die sämmtlichen Schnäbel der kleinen Familie hervorgucken, dem Menschen zum Vorbilde dient. Dann entfalten sich vor unserem Auge die Wirkungen der Musik. Der Virtuos Orpheus schlägt die Laute so bezaubernd schön, daß der hingerissene Esel als Zeichen rührend idealer Verehrung einen Kranz üppiger Disteln darbringt. Auch der Elephant ist von musikalischem Enthusiasmus ergriffen, nur weniger glühend als der Esel. Der Ring an der Vorderpfote und der Schellenschmuck im Ohr bezeichnen ihn als einen reichen Mann; er ist vielleicht seines Zeichens ein Bankier, der, gemächlich in die Ranken der Arabesken wie in den Fonds einer Loge gedrückt, die Vorderpfoten über dem wohlgepflegten Bauch gekreuzt, die Hinterbeine über einander geschlagen, von des Tages Last und Hize im Wellenschlag des Tonmeers sich erholt. Mit dem Rüssel reicht er in vornehmer Ruhe dem Virtuosen einen Lorbeerzweig. Die strengere Schwester der Kunst, die Wissenschaft, folgt nun in verschiedenartigen Darstellungen. Zuerst ein kleiner Plato, der seine Theorie von der Unsterblichkeit der Seele durch Experimente an einigen Wickelkindern zu erhärten sucht. Aus einem derselben, das er in der Hand hält, treibt er eben die Seele aus, welche in Gestalt einer ungeheuern Libelle davonfliegt. Mitten in das Gebiet der Wissenschaft pflanzt sich das Gewerbe: die Spinnerin Arachne, welcher die Seidenraupe den zu verspinnenden Faden liefert, während sie vom Nez der Spinne die Kunst des Webens lernt. Und um den Zusammenhang des Menschen und seiner Kultur mit der

Digitized by Google

Natur noch ferner anzudeuten, zeigt uns der Künstler auch die Nachtigall als Lehrerin eines Flötenbläsers. Ein Faun lauscht ebenfalls dem Unterrichte, scheint aber gar wenig davon zu begreifen. Aus diesem heitern Intermezzo führt uns der Arabeskenzug zurück zur Wissenschaft, und zwar zu einem äußerst wichtigen wissenschaftlichen Systemstreit, der zwischen Plato und Aristoteles entbrannt ist. Der erstere erscheint als begeisterter Redner, nimmt die Backen voll und deducirt mit funkelnden Augen, aus denen er das Pathos seiner Ideen wie aus Zündnadelgewehren zu entsenden scheint. Anders Aristoteles, der mit ironischem Lächeln den Weltstürmer angehört und ihm nun mit der Ruhe des gesunden Menschenverstandes die Unmöglichkeiten seiner Ideale an den Fingern herzählt.

Diesem Höhenpunkte sich zuspitzender Kulturentwicklung folgt der Untergang Griechenlands. Aus der Büchse der Pandora steigen Haß, Trägheit, Müßiggang, Verleumdung und Krieg; neben der Büchse aber liegt ein liebliches Mädchen todesmatt: das sterbende Griechenland. Sobald der Krieg den engen Verschluß verlassen, beginnt das Römerthum seine Schwingen zu entfalten. Zwei weinende Knaben, die Repräsentanten unterjochter Völkerschaften, sind bereits an den römischen Adler gefesselt, und die römische Republik schreitet fort in ihrem Siegeszuge durch Europa, Asien und Afrika. Noch ist sie jung, kraftvoll und hart. Der ältere Brutus verurtheilt seinen Sohn, und der Henker steigt mit dem Beil schon über die Arabeske, um den Spruch sofort zu vollziehen. Mucius Scävola, ein gar furchtbarer kleiner Raufbold, streckt seine Faust in die Flamme, welche aus einem Blumenkelch hervorbricht. Ein gar verwunderter Porsenna schaut ihm mit weit aufgerissenen Augen und übergeschlagenen Armen bei diesem sonderbaren Kochgeschäfte zu. Dieser Muth, diese Verachtung von Gefahr und Schmerzen, diese Strenge gegen sich selbst bereiten Rom zur Weltherrscherin vor. Wir erblicken nun den Triumphzug eines heimkehrenden Imperators. Er sitzt im zweiräderigen Wagen, um das Haupt einen dicken Lorbeerkranz, den Feldherrnstab in der Rechten, auf der Fläche der linken Hand eine Statue der kapitolinischen Juno, welche ihm mit jeder Hand einen Lorbeerkranz reicht. An seinen Wagen ist die unterjochte Erde gefesselt, welche auf einem Löwen reitet und dicke Thränen weint; der Künstler stellt sich dar als ein behäbig wohlgenährtes Mädchen mit Mauerkrone und Erdball als Attributen. Wir haben also in dem Triumphator uns wohl Octavianus Augustus zu denken. Hinter dem Wagen her fliegt der römische Adler, und gezogen wird das Fahrzeug von zwei fabelhaften Thieren, einem Einhorn und einem Meerungeheuer, welche als Symbole der Herrschaft über Land und Meer hier zusammen an die kaiserliche Deichsel gespannt sind. Auf einem der Thiere steht ein Wagenlenker und bläst mit angestrengter Lunge in die Tuba des römischen Ruhmes; aber ach! was tönt heraus? Nichts anderes als der Ausruf des Augustus: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!"

Das Morgendämmern einer neuen Zeit beginnt, die Deutschen rütteln an der unbesiegten Macht des stolzen Roms. Varus stürzt sich in sein Schwert, andere erschlagene Römer liegen am Boden, und aus ihrem Blute sprießt ein Zweig der deutschen Eiche. Schon blickt auch ein gar naiv anzuschauender Germane mit Haarzopf und Speer über die Arabeske und verwundert sich über das schöne Land Italia, in welchem er gerade die reifen Trauben hängen sieht. In Rom entzündet sich der Bürgerkrieg: zwei ungezogene Rangen fallen einander an mit Händen und Zähnen. Krone und Scepter, um deren Besitz sie sich balgen, hängen über ihnen, und neben ihnen jammert die arme Roma, beider unglückselige Flamme, von beiden begehrt. Aber auch sie steht endlich, wie einst die schöne griechische Welt, vor ihrem Untergange. Von dem emporgerichteten Kreuze ergehen die Strahlen, welche den bisher unterjochten Nationen ihre Freiheit wiederbringen, und nur noch einmal sammelt der Künstler am Schlusse dieser Abtheilung des Frieses die im Glauben des Alterthums wirkenden heidnischen Mächte, um sie dann der Vernichtung zu weihen. Ate mit verbundenen Augen, die unheilvolle Verblendung, welche sich in heftiger Leidenschaft gebädet, schwingt den Dolch und die Fackel, an deren Flamme sich ein ganzer Schwarm Insekten in verblendeter Sinnenlust zu Tode brennt. Ueber ihr läuft die schlaue Versührung in Fuchsgestalt. Ihr zur Seite sitzt die finsterblickende Nemesis mit blühendem Lorbeerkranz in der einen und dem Zügel des ausgleichenden Maßes in der andern Hand; den Arm stützt sie auf das Rad, das sie über den Häuptern der Menschen hinwegrollt, um die Emporragenden in die ebene Höhe der Uebrigen hinabzudrücken. Nemesis duldet keine Ueberhebung. Die dritte der heidnischen Mächte ist Ananke, das Fatum. Mit verhülltem Haupte sitzt sie, von zerbrochenen Urnen umgeben, aus denen einst die Glücks- und Unglückloose der Sterblichen fielen. Ueber ihr sehen wir einen Pfau, die Eitelkeit des Lebens, und neben ihr zwei tändelnde Libellen, unter denen der Rachen eines Ungeheuers droht: die sorglose Heiterkeit am Rande des Abgrunds, den jeden Augenblick das Schicksal vor uns öffnen kann. Einen versöhnenden Abschluß zu gewinnen, endet der Künstler diese Abtheilung des Frieses mit einem guten Genius, welcher dem Ungethüm lächelnd eine Maus in den Schlund wirft.

Ich bin am Ende meiner Betrachtung der zahl- und formenreichen Malereien, welche die erste Langseite der Treppenhalle schmücken, während die andere Seite

uns noch die weiße, unberührte Mauer zeigt. In diesem Sommer wird bis auf wenige Details alles, was ich bisher von meinem sechsten Briefe an geschildert habe, in Farben vollendet seyn. Es ist nach unserer Wanderung kaum nöthig, noch einmal hervorzuheben, mit welcher geistvollen Tiefe der Erkenntniß und der Phantasie alle inhaltvollen und weltgeschichtlichen Triebe des Alterthums in dem Gesammtcyklus von großen Bildern, Eckstücken, Pfeilern und Friesen malerisch vereinigt sind. Von der höchsten Tragik, heroischer Erhabenheit und ernst religiöser Weihe durchlaufen wir alle Stadien der Schönheit, Anmuth und Grazien bis zur heitern Komik und zur humoristischen Parodie des hohen Ernstes, und überall weiß der Meister durch die Fülle seiner Gedanken, den Reichthum seiner Andeutungen und Beziehungen, die Großartigkeit und den Geschmack seiner Composition, wie durch die Vollendung seiner Zeichnung und des gesammten künstlerischen Ausdrucks uns zu fesseln, zu erheben, zu erfreuen. Es ist ein Werk, welches in der Kunstgeschichte einzig dastehen wird. Staunen wird man, daß Ein Künstler eine so gewaltige Aufgabe so siegreich zu lösen vermochte.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Rhein, December.

Oppenheim.

Eine Rheinfahrt von Straßburg abwärts muß vor Zeiten, als der Dampf noch keine Rolle spielte, wahrhaft unerträglich langweilig gewesen seyn, wenn nicht etwa auf einem sogenannten Marktschiffe eine recht bunte und lustige Gesellschaft sich zusammen gefunden hatte. Ich schließe von heute auf ehedem, denn Gott sey's geklagt, trotz der unendlich rascheren Fahrt von heute kann selbst der heiterste Himmel den bösen Geist der Langeweile nicht bannen, der einen aus jeder Krümme des Stroms angähnt, so lange das Schiff zwischen den Weiden der flachen Ufer hinrauscht. Die Bergreihen rechts und links liegen zu fern und haben nichts als ihr mattes Blau, das höchstens sehnsüchtig macht, und das Gebreite der reichen, lachenden Feld- und Wiesenfluren sieht man nur selten vor lauter charakterlosen Hochufern und Dämmen. Wären nicht die zwei uralten Reichsstädte Speier und Worms mit ihren hohen Domen, deren Thürme ihre Schlagschatten in den Strom werfen; wären nicht die unheimlichen Erdwälle und Basteien der neuen Festung Germersheim, zwischen denen man hinfährt, und die neue Stadt Mannheim und ihr gegenüber die allerneueste, Ludwigshafen, man könnte sich in die Ecke des Divans drücken und die Augen auf viele Stunden schließen, oder man müßte gar zur Lektüre eines Handbuchs für Rheinreisende greifen. Was die alten Dome von dem verblichenen Leben vergangener Jahrhunderte erzählen, was die neuen Städte von dem Treiben unserer Tage berichten, das macht diese Fahrt erträglich, und ganz verkennen wollen wir doch auch nicht, daß ein Strom wie der Rhein auch für sich etwas ist, selbst wenn keine Lurley ihren Fuß in seine Wellen taucht, keine hohen Burgen sich in demselben spiegeln, sondern nur flache grüne Ufer ihn begrenzen und blauer Himmel sich über ihm wölbt und aus seiner Tiefe wiederscheint. Leugnen will ich indeß nicht, daß ich herzlich froh war, als die Thürme von Worms weit hinter mir lagen und ich wenigstens zur Linken das Hügelland dem Strome etwas näher rücken sah, während sich zur Rechten der etwas fernere Melibocus mit seinem weißen Thurme fast wundersam hin und her bewegte und jezt vor, dann hinter und dann wieder vor mir stand, je nachdem die krausen Windungen des Stroms ihn verschoben.

Das erste wahrhaft schöne Bild tritt dem Auge erst da entgegen, wo es der Stadt **Oppenheim** ansichtig wird. Dort haben sich die Hügel bis an's Ufer vorgedrängt und schließen die Scene ab, als wäre der Rhein nur ein schöner See mit grünen Auen, von Rebenhügeln umsäumt. Den Augenpunkt des Bildes aber gibt Oppenheim selbst ab, die kleine Stadt, die den Fuß eines Hügels hinansteigt, gekrönt mit einer zweithürmigen Kirche, die in weiter Ferne schon ihre Schönheit verräth, und überragt von dem öden Gemäuer einer alten Burg, der ersten, die dem Strome so unmittelbar nahe tritt. Tausende fahren an Oppenheim vorüber, die Ansicht gefällt ihnen, aber sie ahnen nicht, welch einen Schatz diese Stadt an ihrer Katharinenkirche besizt. Wenige bekommen sie in der Nähe zu sehen. Ist doch Oppenheim kein Handelsplatz mehr und die Weinkäufer, die zu Zeiten dahin kommen, kümmern sich wenig um alte Kirchen. Auch fließt der Rhein nicht mehr, wie wohl vor Jahrhunderten, unmittelbar an der Stadt vorüber. Das Strombett ist offenbar ein anderes geworden. Eine weite Aue, von Altwassern durchzogen, hat sich vor die Stadt gelegt, und in weitem Bogen muß diese erst umkreist werden, bis man jezt zur Anfurth unterhalb der Stadt gelangt. Und selbst da fuhr unser Dampfer nicht einmal an eine Landungsbrücke, sondern ein schwanker Kahn brachte einige Personen an Bord und führte mich, mich ganz allein, an das Ufer hinüber.

Während ich der Stadt zustrebte, mußte ich den Körper der neuen hessischen Ludwigsbahn kreuzen, die sich hier zwischen Strom und Hügelwand hinwindet, und der die schroff vorspringenden Kalkfelsen auf ziemliche Strecke den Platz räumen mußten. Das waren indeß die lezten Steine des Anstoßes und Felsen des Aergernisses, die auf der Strecke von Mainz bis hieher überwunden werden mußten, abgesehen von denen, welche abfällig gewordene Actienschwindler und ungünstige Kammerstimmen in den Weg gelegt hatten. Von Oppenheim aus ist das freie Feld gewonnen und bald werden die Schienengeleise ihre eisernen Fühlhörner bis nach Worms und an die pfalzbayerische Grenze strecken. Oppenheim sieht auch mit Verlangen diesem Zeitpunkte entgegen, mit dem vielleicht wieder einiges neue Leben in seine alten verödeten Mauern strömen wird. Auf einen Schimmer des alten Glanzes darf es freilich nimmer rechnen, der ist verblichen für alle Zeit. Die Tage, in denen Oppenheim ein kräftiges Glied jener rheinischen Hanse war, zu der es mit Straßburg, Speier, Worms und Mainz zusammengetreten (1325), um den vielfach gefährdeten Landfrieden aufrecht zu erhalten, sind längst vorüber und das „deutsche Jerusalem," wie man es im Mittelalter nannte, ist und bleibt, gleich so mancher andern rheinischen Stadt und gleich seinem Urbilde, nichts weiter als sein eigener schwacher Schatten.

Digitized by Google

An der Burg Landskron hatte diese Hügelstadt ihr Zion, an der Katharinenkirche ihren salomonischen Tempel, an einzelnen andern Gebäuden die Paläste des Herodes, Kaiphas und Pilatus. Von dem allen ist seit dem Orleans'schen Erbfolgekrieg gar wenig mehr übrig. Wie gut ist z. B. eine Stadt wie Nürnberg daran! Sie hat nebst ihren Mauern, Thürmen und Kirchen aus alter Zeit selbst ihre kleineren Denkmale noch, und kein Mensch hat selbst in fehdereicher Zeit die vernichtende Hand an Adam Krafts schöne Passionsbilder gelegt, welche die Stationen auf dem Wege nach dem Johanniskirchhofe darstellen. Wie anders ist das hier! Was nicht völlig weggetilgt worden, ist Ruine, und wenn die Nachkommen der alten reichsstädtischen Bürgerschaft sich nicht bloß an den übergebliebenen engen und krummen Gassen genügen lassen wollten, sondern nur ein Merkzeichen davon zu besitzen wünschten, wie früher die Ringmauer ihrer Stadt geziert war, so mußten sie sich auf dem kurzen Strunk eines alten Thurms einen neuen aufbauen. Es ist das in entsprechender Weise geschehen. Der neu erstandene Thurm mit schöner gothischer Gesimsverzierung und stattlicher Zinne schaut nun weit über den Strom hin, als wollte er sagen: so hoben einst ihrer sechzehn die Häupter in die Luft, als starke Wehr zu Schutz und Trutz.

Doch Oppenheim hat ja noch seine **Katharinenkirche**, eine glänzende Perle in dem reichen Kranze mittelalterlich deutscher Bauwerke, die sich kühn neben die rheinischen Münster von Köln, Straßburg und Freiburg stellen darf, wenn auch nicht der Größe, doch der Schönheit nach. Leider trauert auch sie auf ihrer Höhe noch als Halbruine. Ich bin vor beinahe dreißig Jahren einmal die hohe, breite Treppe hinaufgestiegen, die zur Spitze des Hügels führt, auf dem die Kirche sich erhebt. Damals stand ich auf einem verödeten grasigen Kirchhofe vor dem prächtigen, aber durch Menschenhand so schmählich geschändeten Bau, und der Gedanke, daß dieses bewundernswerthe Denkmal deutscher Art und Kunst seinem gänzlichen Verfall entgegen gehe, that mir sehr weh. Zwar hielt die evangelische Gemeinde auch damals ihren Gottesdienst in der Katharinenkirche unter der rohen Bretterdecke, die das eingestürzte Gewölbe ersezte, und Männer wie Baurath Moller in Darmstadt und der dortige Galerieinspektor Müller regten durch Schrift und Bild * das Interesse für dieses Prachtwerk gothischer Architektur an, aber die Aussicht auf eine auch nur theilweise Herstellung war sehr gering. Es sind unterdessen andere Zeiten gekommen. Was selbst die Gebrüder Boisserée nur in sehnsüchtigem Traume schauten, es gewinnt in Köln Gestalt und Leben, und der Sinn, der mit dem Wiederbeginn jenes Dombaues erwacht ist, er hat auch weiterhin seine Frucht getragen. Männer, die die Edelsteine deutscher Kunst zu schätzen wissen, haben nicht gerastet, noch geruht, bis auch an diese Katharinenkirche die herstellende Hand gelegt wurde. Es ist geschehen im Jahr 1840, und die Restaurationsarbeit ist unter der Leitung Ussingers von Mainz bis in das Jahr 1843 fortgesezt worden. Freilich mußte mit den gebotenen Mitteln zunächst einmal das Bedürfniß der Gemeinde befriedigt und das Innere der Kirche hergestellt werden, darum fehlt ihrem Aeußern noch gar viel, und von einem gänzlichen Ausbau auch des westlichen Theils oder Stiftsherrnchors ist ohnehin keine Rede.

Diese Katharinenkirche besteht nämlich aus zwei zu verschiedener Zeit erbauten Theilen, der eigentlichen Kirche und dem später nach Westen hin angefügten, sehr geräumigen Stiftsherrnchore. Jene wurde zwischen 1262 und 1317, dieses erst 1439 vollendet. An der Kirche ist der ganze Reichthum des sogenannten altgothischen Styls entfaltet. Die Grundform ist die des Kreuzes, das im achtseitigen Hauptchor endet. In den äußern aber östlichen Winkeln zwischen diesem Chor und den Kreuzflügeln sind aber noch zwei kleinere im Fünfeck angelegte Chornischen eingefügt, so daß das Kreuz eigentlich sechs Chöre hat, wenn man, wie bei andern Kirchen dieser Form, das Querschiff als drei derselben gelten läßt. Das Langhaus besteht aus zwei Seitenschiffen und dem überhöhten Mittelschiffe. Die Mauern und Kreuzgewölbe finden an kräftigen Strebepfeilern ihren Widerhalt, von denen leider nur noch einer die thurmartige Spitze mit ihren Zinken unversehrt trägt, während die andern ihre Zierden verloren haben. Die vier südlichen Fenster des überragenden Mittelschiffes sind mit hohen, frei stehenden und reich verzierten Spitzgiebeln gekrönt, zwischen denen die Mauerpfeiler ihre zierlichen Thürmchen in die Höhe strecken. Und wie herrlich ist die Giebelfront des Querschiffes geschmückt! Diese dünnen, schlanken Steinrippen und Pfeilerzinken, sind sie nicht eine wahre steinerne Filigranarbeit? Nur das Dach des schönen achtseitigen Kuppelthurms, das ihm in jüngerer Zeit aufgesezt worden ist, will nicht zum Ganzen passen, und selbst die beiden Thürme, die gleich dem Westchor nur aus rauhen Bruchsteinen mit Mörtelbewurf bestehen, sind der stolzen Kirche nicht würdig, abgesehen davon, daß der nördliche seine durchbrochene Steingalerie verloren hat und in späterer Zeit anders behelmt worden ist, als der südliche.

Doch treten wir in das Innere. Ich war sehr angenehm überrascht, dieses in ganz anderem Zustande zu finden als in den zwanziger Jahren. Die Restauration hat mit den gebotenen Mitteln hier das Möglichste gethan. Wie schon bemerkt, war damals das Gewölbe des Mittelschiffes eingestürzt und eine Decke von rohen Brettern vertrat seine Stelle. Der hohe Bogen, welcher dieses Schiff mit dem westlichen Chor verband, war in ähnlicher Weise zugeschlagen, doch so, daß der Wind durch die Fugen pfiff, als wolle er mit den Tönen der Orgel wetteifern. Jezt ist die damals so öde Halle in ein freundliches Gotteshaus umgewandelt, das einen wahrhaft erhebenden Eindruck macht. Freilich konnte selbst die Ruine diesen nicht ganz verfehlen, denn was groß und herrlich an dem Bau ist, das ist ja nicht von heute. Das Mittelschiff ist durch zehn Säulenbündel von den beiden Seitenschiffen geschieden. Wie hoch und schlank erheben sich diese Pfeiler mit ihren Spitzbogen, wie leicht ruhen auf

* Moller hat in seinen Denkmalen mittelalterlicher Baukunst am Rheine die Katharinenkirche zu Oppenheim mit besonderer Liebe hervorgehoben. Müller hat ein eigenes Werk über dieselbe herausgegeben. Auch erinnere ich mich in der Galerie zu Darmstadt ein Oelgemälde von ihm gesehen zu haben, das eine Partie des Innern dieser Kirche darstellte.

Digitized by Google

ihnen die Rippen der hohen Kreuzgewölbe! Und diese vielgliederigen Knäufe und Schlußsteine, welch eine reiche Mannigfaltigkeit des zierlichsten Laubwerks entfaltet sich an ihnen! Auch die alten mit Laubwerk herrlich verzierten Kragsteine sind zum Theil noch an diesen Säulen vorhanden, aber keine Statuen stehen mehr unter den reichen, thurmartig aufstrebenden Baldachinen. Die eigentlichen Prachtstücke des Baus aber sind die Fenster. Hier hat sich der Architekt in einer Fülle der schönsten Formen ergangen. Da sind die acht ziemlich einfachen Spitzbögen der Seitenkapellchen, die breiten sechsfelderigen Fenster der Seitenschiffe und des hohen Mittelschiffes und die schlanken der Chöre und des Querschiffes, von denen die des leztern wahrhaft kolossal genannt werden dürfen. Von den vier Fenstern des südlichen Seitenschiffes sind zwei rad- oder rosenförmig. Sie ziehen den Blick vorzugsweise auf sich, besonders das zur Linken, das eine Rose von zwanzig Blättern bildet, die wieder in fünf große Blätter zusammengefaßt sind. Wie glühen diese Fenster im Licht der Mittagssonne, das die ganze Farbenpracht der alten noch wohl erhaltenen Glasgemälde verklärt! Es ist ein wahres Wunder zu nennen, daß aus der gräulichen Zerstörung doch noch eine ziemliche Zahl alter Glasmalereien übrig geblieben ist. So ist Salomos Urtheil in den vier Feldern eines der nördlichen Fenster noch unversehrt erhalten, auf einem andern treten uns ebenso noch sechs Märtyrinnen entgegen. Die südlichen Fenster des Mittelschiffes tragen solchen Schmuck nur noch in den Spitzbögen, während die auf der Nordseite bis auf günstigere Zeiten vermauert sind. Die Fenster der Chöre zeigen nur noch einzelne Reste der alten Herrlichkeit und sind zum Theil mit runden, zum Theil mit viereckigen Scheiben geflickt. Die durchgreifendste Aenderung hat im Westen der schönen Halle stattgefunden. Der hohe Bogen, der das Stiftsherrnchor mit der früheren Kirche verband, ist theilweise vermauert und nur sein oberer Theil bildet ein großartiges Fenster. Vor demselben erhebt sich die neue Orgelbühne auf drei schönen Spitzbögen mit einer durchbrochenen Steinbrüstung von der leichtesten Arbeit. — Auch an alten Grabmälern fehlt es in den Chören der Katharinenkirche nicht. Da sind sie wieder die alten Ritter und Edelfrauen aus dem Dalbergschen Geschlechte, darunter eine Jungfrau in dem nördlichen fünfeckigen Chor, auf deren Gewand mit den zarten fließenden Linien ich besonders aufmerksam machen möchte. Die fünf Denksteine im Querschiffe waren früher übel zugerichtet und sind nun restaurirt, womit man unter zwei Uebeln das kleinere gewählt zu haben glaubt. Auch haben vierundzwanzig flache Grabsteine theilweise die Bodenbelegung der fünfseitigen Chöre abgegeben, von denen das nördliche einige von bedeutendem Alter aufweist.

Aus der hübsch hergerichteten Kirche mit ihren neuen geschnizten Stühlen treten wir durch die jetzige Hauptpforte hinaus in das Stiftsherrnchor, das jezt nur noch den grünen Vorplatz bildet. Es stehen ja nur die hohen Mauern leer und kahl umher, denn von oben herab und durch die neun Fenster von riesiger Höhe schaut der blaue Himmel auf ein frisch angelegtes ovales Rasenbeet herab, und die Sonne beleuchtet nichts mehr als eine Anzahl wenig merkwürdiger Grabsteine, die man beim Aufräumen da weggenommen, wo sie hinderlich waren, um sie in die Wände einzumauern. Diese stillen Zeichen des Todes passen zu der zerstörten Stätte, die wohl für alle Zeit eine Ruine bleiben wird, aber auch als solche noch prächtig ist. Möge man im Ausbau der eigentlichen Kirche nicht ermatten! Es ist noch so viel zu thun, und besonders an ihrer Außenseite, bis die Schäden alle ausgemerzt sind und dieses kleine Münster wieder in seiner ganzen ehemaligen Herrlichkeit dasteht. Als ich mein Scherflein in den Opferkasten warf, der die Spenden für Weiterführung der Herstellungsarbeiten aufnehmen soll, hätte ich mir die volle Hand eines Krösus wünschen mögen.

Auf dem Raume, der die Katharinenkirche umgibt, habe ich etwas sehr vermißt, die alte freie Aussicht. Vor Jahren war dieser Raum, wie gesagt, nur ein öder, stiller, grünbewachsener Kirchhof, aber die Aussicht über Stadt und Strom und Land war völlig frei und wahrhaft prächtig. Heute ist dieser Kirchhof in einen parkartigen Garten umgeschaffen und hohes Gesträuch hängt seine Zweige über die Brustmauer. Das ist recht artig, aber es kann in keiner Weise die Aussicht ersetzen. Wer diese genießen und die Lage des Baus auch von hier aus recht würdigen will, muß jezt schon einen der Thürme besteigen, was früher gar nicht nöthig war. Ich that es auch nicht, sondern machte mich statt dessen auf nach der ganz nahen Ruine der alten Burg Landskron. Sie liegt unmittelbar über der Stadt auf vorspringendem Hügel, den man ohne Mühe in kürzester Frist ersteigt. Um ihrer selbst willen wäre sie auch diesen Gang kaum werth, denn es ist wenig zu sehen an diesem ausgebrannten Gemäuer. Die Aussicht aber ist zehn solcher Gänge werth. Die öden Fensterhöhlen sind zu schmucklosen Rahmen herrlicher Bilder geworden. Nach Süden schweift der Blick über das Hügelland und die fruchtreiche Ebene Rheinhessens in die blaue Ferne, aus welcher nur der Dom von Worms als augenfälliger Punkt sich erhebt. Dann folgt er dem Laufe des Stromes mit seinen zahlreichen Windungen und seinen grünen, baumreichen Eilanden oder Auen. Drüben auf dem rechten Ufer breiten sich grüne Pläne hin, über die das Auge zu den Höhen der Bergstraße und des Odenwaldes eilt, aus deren Reihen der Melibocus mit seiner Warte hoch heraus tritt. Die alten Burgen und die neuen Schlösser, die Wälder, Felsenthäler und Schluchten sind bei heiterem Himmel nahe gerückt und selbst Darmstadt ist wohl zu erkennen. Gegen Norden stellt sich die blaue Kette des Taunus mit ihren stattlichen Häuptern Feldberg und Altkönig auf. Und wie interessant ist der Boden in unmittelbarer Nähe, so für den Freund alter Geschichte, wie für den Lebemann von heute! Gerade da drüben jenseits des Rheins lag einst, wie die Chroniken erzählen, die berühmte Stadt Trebur mit einem königlichen Palaste. Sie ist spurlos von der Erde verschwunden, nachdem Kaiser Heinrich IV. sie zerstören lassen zur Strafe für den Aufruhr ihrer Bürger. Da drüben steht auch die Schwedensäule, um daran zu erinnern, daß Gustav Adolph bei Oppenheim auf einem Scheunenthore über den Rhein gesezt. Dort liegt Gernsheim, das Städtchen, das an Schöffer, den Gehülfen Fusts, erinnert und sein Denkmal besizt, wie Mainz seinen Guttenberg. Da

Digitized by Google

hüben aber ganz nahe bei Oppenheim liegt Nierstein, der weltberühmte Weinort, der allen Ritterromanenschreibern den Trunk für ihre ungeschlachten Helden liefert und in seiner alten Schwabsburg selbst noch eine romantische Zierde besitzt. Die Ritter, die einst des guten Weines froh waren, sind heimgegangen, ihre Burgen sind gebrochen, aber das Geschlecht von heute weiß die köstlichen Stellen auch zu würdigen, und so hat denn ein Herr Frohwein von Elberfeld in seinem hochgelegenen Berggarten, nicht fern von der Katharinenkirche, sich eine kleine Burg im mittelalterlichen Style mit Thurm, Erker und Balkon errichtet, um ohne Kampf und Fehde des Weines froh zu werden, der rings umher, auf dem rothen Nackenheimer Buckel, bei Laubenheim, oder oberhalb der Stadt, bei dem sonnig gelegenen Dorfe Dinheim wächst. Ja es ist schön in und um Oppenheim, und wer gutem Rathe zugänglich ist, der fährt nicht so eilig an dem Städtlein vorüber. Es ist werth, daß man darin Um- und Ausschau halte.

Digitized by Google

Wien, November.

III.

Baden.

Baden in Oesterreich hat „des Ortes Gelegenheit“ nach keine Aehnlichkeit mit den zwei westdeutschen Baden an der Oß und an der Limmath. Baden-Baden liegt, wie die Beschreibungen besagen, „in einem Thalkessel an einem kleinen Flüßchen unter einem alten Schloß,“ und da dieser Steckbrief auch auf Baden im Aargau paßt, so war es nicht allzusehr zu verwundern, daß eines Tages daselbst zwei Engländer in Baden-Baden zu seyn glaubten, gewissenhaft den Schloßberg erstiegen und Abends nach der Roulette fragten. „Das Spiel ist hier verboten,“ sagte der Kellner. Sie schrieben darauf als Anmerkung in ihren gedruckten Reiseführer: „die Spielhölle ist geschlossen,“ und reisten am nächsten Morgen weiter. Diese Verwechslung hätte ihnen im hiesigen Baden nicht zustoßen können, das nicht im Thale, sondern als vorgeschobener Posten in der Ebene steht, dicht neben einem ganz niedern Ausläufer des Gebirges, eine gute Viertelstunde vor dem Eingang in das Helenenthal, aus welchem die Schwechat hervorrieselt. Die „landesfürstliche“ Stadt Baden bildet einen städtischen Kern mit krummen, schlechtgepflasterten Straßen und meistentheils kleinen engen Häusern, die vor etwas über dreißig Jahren nach einem verheerenden Brande erbaut wurden. Vom Mittelpunkte entfernt nehmen die Gebäude ein stattlicheres Aussehen an, umgeben sich mit Bäumen und grünen Anlagen und werden zu anmuthigen Landsitzen, die sich in der Ebene gegen den Bahnhof und an der andern Seite aufwärts gegen das Gebirge hinziehen. Als ich vor drei Jahrzehnten, fast noch ein Knabe, den Ort zum erstenmal erblickte, bestand er beinahe nur aus der neugebauten alten Stadt und roch gräßlich nach dem Dampf der Schwefelquellen, die unbedeckt aus den Bädern rinnend der Luft den Geruch von faulen Eiern mittheilten und alles Metall mit dunkelm Hauch überzogen. Der Niederschlag dieses Dampfes hatte den Brand ein paar Jahre zuvor so verderblich gemacht; die Dächer, damals mit Schindeln gedeckt, waren zu Bündeln von Schwefelhölzern geworden und an dem hellen Sommertag nicht zu löschen. Jezt nimmt der Abfluß seinen Weg durch bedeckte Kanäle, und nur unten an der Schwechat macht sich der widerliche Geruch bemerkbar. Die neue Stadt der anmuthig ländlichen Wohnungen beginnt fast unmittelbar am Bahnhof und neben einer älteren Vorstadt von armselig dorfmäßigem Aussehen. Der Bahnhof selbst liegt in hübschen Anlagen, die am Sonntag Morgen von zahlreichen Lustwandlern besezt sind. Frauen, Jungfrauen, Kinder erwarten den Besuch ihrer Angehörigen, welche während der Woche in der Stadt den alltäglichen Karren des Geschäftes ziehen, bis der Ruhetag ihnen vergönnt, mit den Ihrigen die Landluft zu athmen. Wir sehen viele hübsche Gesichter. Schon der alte biedere Kuchenbecker schreibt, daß zu Wien „ein treffliches Frauenzimmer“ zu finden; das Wort ist heute noch wahr, und es verdirbt in Baden nichts, daß eine so unverhältnißmäßig große Menge der weiblichen Erscheinungen das Gepräge morgenländischer Abkunft trägt. Der Ort ist nämlich im Sommer das Jerusalem von Wien, und eine hochlöbliche Judenschaft gibt hier den Ton an, doch keinen biblischen, sondern den sie aus höheren Kreisen der Weltkinder erlernt hat.

An diesem Sonntag gehöre ich nicht mir selber; ich folge nicht meinen Liebhabereien und launenhaften Eingebungen, sondern genieße heute nach vorgeschriebener Weise, um euch berichten zu können, wie es die Leute machen. Was ich für mich thue, kümmert euch ja viel weniger. Im Bahnwagen hat sich neben mir aus dem Zeitungsblatt allmählig ein Bekannter herausgewickelt und mich freundschaftlich in Beschlag genommen. Ich überlasse mich seiner Leitung, und so ist unser erster Gang natürlich zum Kaffeehaus. Ein vernünftiger Mensch beginnt sein Tagewerk mit dem Frühstück, besonders in Baden, wo die berühmten Kipfel gemacht werden. (Kipfel ist das allgemeine Frühstücksgebäck, von der Form eines Stiergehörns mit seinen zwei Spitzen.) Nach dem braunen Trank der Levante kommt das Rauchopfer, doch wird die „Longe“ (Pfeife) von ehedem jezt durch die Cigarre ersezt, und zwar dem Sonntag inmitten der schönen Welt zu Ehren durch eine stattliche Regalia. Mein Begleiter würde sich meiner schämen, wenn ich neben ihm mich so weit vergäße, einen gewöhnlichen Glimmstengel in's Gesicht zu stecken. „Die Cavalleros,“ sagte er, „raucht man im Stillen, heute heißt es: Caballeros.“ Er ist überhaupt ein theurer Freund; er will bei der Sonnenhitze nicht zu Fuß gehen und ruft nach einem Wagen. Nun ist der Fiaker in Baden der Superlatio des Wieners, und am Sonntag der Cubus seiner eigenen Unverschämtheit. Er verlangt Gott weiß wie viele k. k. Gulden, um uns bis zum Schwimmbad in der Bergstraße zu führen, etwa eine Viertelstunde Weges, und wenn er sich endlich auch mit weniger begnügt, so bekommt er doch noch viel zu viel. Er führt uns für drei Gulden, weil just Kirchenzeit ist, wie er sagt; als ob seine Kundschaft in die Kirche ginge!

Das Schwimmbad ist aus einer neueren Richtung des Wiener Lebens hervorgegangen, die sich seit einer Reihe von etwa zehn Jahren immer entschiedener geltend macht. In Wien muß alle Welt schwimmen, Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau, Knabe und Mägdlein. Vor etwa vierzig Jahren (ich glaube im Jahr 1813), ist im Prater die erste Schwimmanstalt, die k. k. Militärschwimmschule errichtet worden, die in ihrer Art und Weise den andern Anstalten derselben Gattung gleicht, welche der General Pfuel zuerst in das Daseyn rief, — in Preußen, wenn ich nicht irre. Damals wurde der edeln Schwimmkunst begeisterter Apostel von vielen bösen

Digitized by Google

Zungen unbarmherzig verspottet, jezt glänzt sein Name unter den Wohlthätern der Menschheit. Es wäre vielleicht früher so weit gekommen, wenn nicht das Vorurtheil der Massen so gründliche Scheu vor dem kalten Wasser getragen hätte, dessen Vorzüge erst durch Priessnitz wieder ihre Anerkennung gefunden haben. Wien ist indessen meines Wissens die einzige deutsche Stadt, wo das weibliche Geschlecht überhaupt schwimmen lernt; doch dafür gehört das Schwimmen hier so gut zu einer nur leidlich anständigen Erziehung eines Mädchens, wie das Tanzen. Man sieht auch jährlich noch eine Menge älterer Leute Schwimmunterricht nehmen, und ein berühmtes Beispiel dieser Art hat seiner Zeit Hammer-Purgstall gegeben, der in einem Alter von 58 Jahren in die Schwimmschule ging und noch in demselben Sommer die große Probe auf der freien Donau ablegte. Für das weibliche Geschlecht bestehen in Wien mehrere Anstalten zum Schwimmen, eine in der Donau, die andere in geschlossenem Raum, von denen das Sophienbad die besondere Merkwürdigkeit darbietet, daß im Winter das Schwimmbecken zum Saale wird, worin des Sommers reizende Undinen zu tanzenden Nymphen werden, und zwar ohne Ausschließung des männlichen Geschlechtes. Im Sommer darf während der weiblichen Schwimmstunden kein männlicher Fuß den geweihten Raum betreten, den Schwimmmeister ausgenommen. Zwar sind die Damen vollständig angekleidet und zeigen von ihren natürlichen Gaben viel weniger, als auf einem Ball; zwar sieht man in den Schwimmschulen für Herren immer ganze Schwärme von anständigen Damen, obschon die Schwimmer in Masaniello's Tracht mit gänzlich unbedecktem Oberleib erscheinen; zwar baden in den Badener Gesellschaftsbädern seit Jahrhunderten beide Geschlechter gemeinsam, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß sie in ihren streng verhüllenden Badmänteln ohne Unterkleider stecken; aber die Sitte, welche den Frauen und Jungfrauen gestattet, was ich eben sagte, verbietet ihnen, mit Männern in Gemeinschaft zu schwimmen, obschon das noch viel unverfänglicher wäre, da diese zweifelsohne nicht umhin könnten, das unentbehrlichste der Kleidungsstücke bis über die Kniee hinab zu verlängern und ihm noch ein Wamms mit Aermeln zu gesellen. Sitte ist eben Sitte, und wir können einstweilen nicht darüber hinaus. Darum hat der Gründer der (Mineralwasser-) Schwimmschule zu Baden sein Wasserbecken in zwei Theile geschieden, so daß Damen wie Herren an keine bestimmte Tagesstunde gebunden sind. Die Brücke, welche die beiden Abtheilungen scheidet, gehört noch zur Seite für das weibliche Geschlecht und kann von diesem zur Aussicht nach rechts wie nach links benuzt werden. Die Mineralquelle, welche mit stetem Zufluß und Abfluß das Becken füllt, hat eine Wärme von + 19 Grad. Das Becken gewährt einen überaus lustigen Anblick, namentlich durch die liebe Jugend, welche die Schwimmstunde zur Turnübung macht und unablässig vom Trampolin in's Wasser springt. Ich lasse meinen Begleiter in der Gesellschaft des Schwefelpfuhls und gebe ihm ein Stelldichein für den Park. — Ich bin nicht etwa ein Verächter der Badener Quelle; im Gegentheil, ich verehre dankbar die Najade, welche in ihrer Fluth meine Jugend von dem Erbfluch großstädtischer Geburt reingewaschen hat, aber was damals mir heilsam war, würde mir heute nur Schwindel und Kopfweh verursachen. Ich weiß mir ein besseres Bad zwischen den alten Linden des Dobblhof-Gartens. Der Name Dobblhof ist euch erst seit vier Jahren aus dem großen Vorspiel bekannt; ich kenne ihn schon viel länger. Bei Weikersdorf, einem der vorstädtlichen Dörfer der Quellenstadt, steht das alte Schlößchen mit dem herrlichen Garten, der sich bis zur Stadt hin erstreckt. Sein jetziger Besitzer ist der vielgenannte Freiherr von Dobblhof, zur Zeit österreichischer Gesandter im Haag. Der Vorgänger des Besitzers (sein Vater, Oheim oder dergleichen) war mit Leib und Seele Landwirth und ein Freund von einträglichen Unternehmungen. Baden verdankt ihm die Einführung des Luzerner Klees und die Erbauung des Badhauses zum Sauerhof, der im Verhältniß von Ort und Zeit noch jezt eine Art von palastartigem Gasthaus vorstellt, worin der Fremdling alle Nothwendigkeiten und alle Bequemlichkeiten vereinigt findet, freilich in der noch sehr ursprünglichen Form österreichischer Gasthofzustände. Im Hofe des Schlößchens Dobblhof steht bei den Stallungen eine alte Linde, wo Nachmittags ein großer Theil der feinen Welt Kaffee trinkt; vermuthlich kommt den Leuten „das Obers" (der Milchrahm) besser vor, wenn sie die derben Düfte aus dem Kuhstall dazu einathmen, denn sonst würden sie sich wohl in den Garten setzen, in den reizenden Park mit seinen kühlen Schatten. Ich eile unter das smaragdene Dach der herrlichen Bäume und zu dem Teich mit seiner klaren weichen Fluth, dessen eine Hälfte zum Schwimmbad eingerichtet ist. Am Sonntag ist es hier immer ziemlich einsam; kaum drei oder vier Herrn plätschern heute auf der glatten Fläche. Die Gänge ringsumher sind verlassen. Nur im Kahn auf der andern Hälfte des Teiches schaukeln sich ein paar junge Frauen, wahrscheinlich die Begleiterinnen der Badenden. Sie erwarten die herkömmliche Parkstunde, wie ihr geputztes Aussehen beweist, und fühlen jedenfalls mehr Ungeduld danach, als euer Freund, der sich auf den Rücken legt, um träumerisch das grüne Laub und den blauen Himmel zu betrachten. Im Grase so zu liegen, ist schon ein hoher Genuß, doch das Lager auf der kühlenden Welle im leichtesten aller Anzüge ist am heißen Sommertag noch viel vorzüglicher. Zur Abwechslung schwimmst du wohl auch ein bischen spazieren, begibst dich unter die „Brause," um ein Regenbad zu nehmen, oder trocknest dich im Sonnenschein, um hernach durch einen Sprung vom Trampolin die Abkühlung in ihrer vollen Frische zu genießen. Das Wasser ist hier zwar nicht so kühl, wie das im mächtigen Donaustrom, doch dafür bleibt man etwas länger darin. — Am Ende aber muß die beste Gesellschaft auseinandergehen; die Uhr und mein Gewissen treiben mich zum Park.

Was man mit dem Namen „Park" bezeichnet, ist eine schräge Fläche, bepflanzt mit Roßkastanien, wohinter sich an des Hügels steilem Abhang englische Anlagen erheben. Im Schatten dieser Baumgänge wandelt in den Mittagsstunden (und zum Theil auch Abends) die schöne Welt auf und ab, um zu sehen und gesehen zu werden. Die Handlung geht mit Musikbegleitung vor sich, das versteht sich ungefähr von selber; vielleicht bedarf es auch keiner besondern Erwähnung, daß die Musik weit

Digitized by Google

vorzüglicher zu seyn pflegt, als man sie in den westdeutschen Bädern findet, selbst Homburg vor der Höhe nicht ausgenommen, das in Kunstleistungen doch auf der Höhe steht. Oesterreich ist immer noch das Land des Wohllauts, wie im Vormärz, und die Ereignisse der lezten Jahre haben in die Spielbanden keine Verstimmung gebracht. Für die Musik in Baden hat der Graf Palffy überaus viel gethan; der wackere Herr war noch in seinen alten Tagen ein feuriger Verehrer und ein großmüthiger Gönner alles Schönen. Vor wenigen Wochen erst ist er gestorben, 73 Jahre alt, und nach seiner leztwilligen Verfügung in Baden begraben worden. Sein Geist wird um so länger dort noch nachwirken, und vielleicht auch in die Ortsbürgerschaft fahren. Die Badener sind ja ein vernünftiges Völkchen, wie das Jahr 1848 bewiesen hat. Als nämlich im Oktober eine blutgierige Rotte zu Wien den greisen Latour ermordet hatte und eine Menge von Wienern nach Baden flüchtete, offenbarte sich in den untern Schichten und sogar auch im Stande der Bürger eine bedrohliche Stimmung gegen die „Schwarzgelben;“ aber der Bürgermeister sezte dem Volke in klarer Rede eindringlich auseinander, wie thöricht es wäre, durch abschreckendes Benehmen den außergewöhnlichen Vortheil zu verscherzen, welchen die späten Gäste brächten, und sofort wurde die politische Leidenschaft der Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt untergeordnet. Wie Schade, daß der Mann nicht Bürgermeister zu Wien war! — Im Hauptgang des Parkes drängt es sich wie in einem wohlgefüllten Saal, die Najade gibt einen Rout, und der Anblick ist wahrlich der Mühe werth. Du siehst hier nicht, wie z. B. in Baden-Baden, eine europäische Gesellschaft beisammen, sondern das sommerliche Wien für sich allein, vertreten durch seine Gesellschaft zweiter Klasse und durch den wohlhabenderen Mittelstand. Die vornehme Welt wird dort nicht in Masse gefunden, obschon sie nicht ganz und gar fehlt. Zu Wien, wie in Oesterreich überhaupt, gedeiht die weibliche Schönheit ganz vorzüglich, wenn ihr nicht etwa jenem schlechten Geschmack huldigt, welcher den Reiz allein in durchsichtiger Zartheit sucht; hier ist die Schönheit von saftiger Fülle, gesund und rund, ich möchte sagen handgreiflich. — Die Parkstunde vergeht sehr angenehm, besonders für mich, welchen das Bewußtseyn stüzt, daß er nicht an jedem Sonntag, geschweige denn an jedem Tag dasselbe Vergnügen auszustehen braucht; auch sind für mich die Erscheinungen nicht abgenuzt, weil ich die Theater nur selten besuche, auf Bällen nicht allzulange verweile, und weil ich die Lästerchronik, womit mein plazkundiger Begleiter mich bewirthet, lange noch nicht auswendig weiß. Es schlägt zwei Uhr, die Musik verstummt, die gepuzte Menge verläuft sich und geht zum Essen. Die Speisehäuser sind nicht eben die Lichtseite von Baden, und Sonntags werden sie zur Schattenseite. Doch dieser Kelch geht heute an uns vorüber. Wir haben eine Dame begrüßt, deren Gemahl meinen Begleiter oder mich — ich weiß es wahrhaftig selbst nicht ganz genau — mehr oder weniger werth hält, und mit altwienerisch liebenswürdiger Gastfreundschaft hat sie uns zu Tische geladen. Der sonntäglichen Wirthshauspein wird in derselben Weise stets eine große Menge von Gästen entzogen. Die Zeit, vor der uns Morgens schon im Stillen graute, ist durch die Einladung zur angenehmsten des Tages geworden. Die Tafel ist in einer schattenreichen Gartenlaube gedeckt. Die Zahl der Tischgenossen übersteigt nach alter Vorschrift die der Grazien und bleibt bei jener der Musen. Die Gesellschaft ist von ausgesuchter Liebenswürdigkeit, die Mahlzeit auserlesen, und die Gemüthlichkeit gleich von allem Anfang in die haltbarste Stimmung gebracht, weil die Hausfrau uns nöthigt, von der „ländlichen Freiheit“ Gebrauch zu machen, nämlich in Hemdermeln uns zu Tische zu setzen. Wir müssen uns schon darum fügen, weil sonst der Herr des Hauses ebenfalls den Rock anbehalten müßte; abgesehen davon, daß wir den Verdacht auf uns laden könnten, mit Vorhemden (sogenannten Kreditlumpen) bekleidet zu seyn.

Paris, December.

Theater. — Die Rachel als Roxane.

Gestern mußte ich eine volle Stunde in der Queue stehen, um einen Platz im Théâtre français zu erhalten, das heißt mit andern Worten, gestern spielte Fräulein Rachel. Die alten ewigen Wahrheiten der Kunst kann man nicht oft genug wiederholen, so mögen Sie denn gestatten, daß ich auch einmal wieder an diese so oft besprochene, bald in den Himmel erhabene, bald gänzlich verurtheilte Trägerin der klassischen französischen Tragödie anknüpfe. Ich habe dazu absichtlich eine ihrer Bravourrollen abgewartet; sie gab die Roxane in Racines Bajazet. Ein so allbekanntes altes dichterisches Werk zu besprechen, es einer speciellen Kritik zu unterwerfen, hieße jedenfalls die Geduld der Leser auf eine zu gefährliche Probe stellen; es genügt auch im Allgemeinen, an die Schwäche der Racine'schen Tragödie zu erinnern, der die erste Grundbedingung eines dramatischen Gedichts vollständig fehlt. Es fehlt nämlich die Handlung. Wir können auf den Werth der Personen nur vom Hörensagen schließen. Man würde eben so vergeblich nach der tragischen Persönlichkeit suchen, die Furcht und Mitleid erweckt. Die Franzosen haben die aristotelischen Forderungen zum Theil nie anerkannt, zum Theil nie ihnen gerecht zu werden verstanden. Roxane liebt Bajazet, Bajazet liebt aber Atalide; Roxane will Bajazet heirathen, aber dieser will Atalide sich vermählen; es ist natürlich, daß daraus ein Conflikt entsteht, wenn — ja so, wenn nicht unglücklicherweise die Türken mehrere Frauen auf einmal besitzen könnten. Da nun Racine im Harem, in welchem doch nun einmal die Tragödie vor sich gehen sollte, mit seinen türkischen Bewohnern es nicht zu einem Conflikt bringen konnte, so hat er wohlweislich Franzosen in die Talare, Kaftane und Pumphosen gesteckt, wobei es denn einigermaßen denkbar wird, daß diese drei Stunden lang auf den Brettern hin und her gehen, man weiß nicht warum, und endlich hinter der Scene ein Paar umgebracht werden, was dann den erstaunten Zuschauern erzählt wird. Ohne gerade die romantische Schule zu bewundern, kann man doch keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, daß ohne Künstlerinnen wie die Rachel die klassische Tragödie in Frankreich verloren seyn würde. Die Romantiker haben daher ganz Recht, wenn sie dieselbe als ihre eigentliche Feindin, als die Hohepriesterin des Racine'schen und Corneille'schen Kultus betrachten. Was sollte wohl Bajazet ohne eine solche Roxane machen? Roxane ist der Anlage und Ausführung der Tragödie nach die Hauptrolle, die Rachel hat aber nach andere und nicht vergebliche Mittel angewendet, um ihr liebes Ich gebührend hervortreten zu lassen. Als Sociétaire des Théâtre français, als Hauptkassenfüllerin desselben, als Besitzerin eines eben so egoistischen als intriganten und rücksichtslosen Charakters, hat sie sich nämlich eine durchaus unbeschränkte Gewaltherrschaft in der Besetzung „ihrer Stücke" angemaßt. Sie gibt demzufolge alle Rollen an Personen, deren künstlerischer Werth ungefähr dem der Truppe gleicht, von welcher sie in Deutschland begleitet wurde. Ein Herr Guichard als Bajazet hat nicht einmal den Vorzug, seinem Aeußern nach ein Mann zu seyn, in den sich allenfalls eine Frau verlieben könnte; ein Herr Mauban, der den Acomat gab, erfreute sich wenigstens einer stattlichen Außenseite, wenn er auch nicht minder unerträglich war. Ein Recht, erwähnt zu werden, hat nur die Darstellerin der Atalide, und zwar deßwegen, weil Fräulein Rebecca die Schwester und Schülerin der Fräulein Rachel ist; zwar eine ganz talent- und gedankenlose Schülerin, aber gerade deßwegen eine zur Beurtheilung des ästhetischen Werthes der Rachel'schen Spielmethode geeignete Persönlichkeit. „Wollt ihr den Meister erkennen, lasset die Schüler euch nennen;" das gilt nirgends mehr als in der tragischen Kunst. Fräulein Rebecca ist der Schwester Abklatsch, aber ohne Mittel, ohne Talent, ohne Studium, ohne Idee.

Rachel Felix hat im deutschen Vaterlande glühende Bewunderer, die mehr oder weniger verlangen, daß die Kritik von ihr schweige. Wir gehören nicht zu der Zahl derselben, wir wollen uns dem blinden Trosse nicht zugesellen. Ich will nicht leugnen, daß die Rachel eine außerordentlich begabte, eine geniale, eine autodidaktische Künstlerin ist, daß sie ungemein reiche Mittel von der Natur erhalten und sie durch fleißiges Studium ausgebildet hat; ich gestehe selbst, daß ich mich oft gegen die gewaltige Macht ihres Spiels sträuben muß, daß sie mich oft hinreißt: aber ich bin nichts desto weniger fest überzeugt, daß sie einen durchaus falschen Weg eingeschlagen hat, daß sie die Kunst verderbt und ihren ersten Grundbedingungen entgegen handelt. Gestatten Sie mir, etwas weiter auszuholen, um meine Ueberzeugung zu rechtfertigen.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 52. 26. December 1852.

— Nisi quae facie poterit te digna videri —
Ovid.

Der Vicar.

Aus dem englischen Leben.

Pfingsten, das fröhliche Fest, war gekommen; hell stieg die Sonne im Osten herauf und küßte den Thau von den Gräsern; die Kelche der Blumen öffneten sich und die gefiederten Bewohner des Waldes stimmten ihr munteres Morgenlied an. Des Maibaums lustiges Grün prangte an den Fenstern und Thüren der Häuser und die Jugend des Dorfs kam aus den sorgfältig gekehrten Hütten hervor, um den willkommenen Tag mit frohem Antlitz zu begrüßen. Nicht lange, und auch die Alten erschienen, geschmückt mit dem reinlichen Sonntagsgewande, und Straße und Pfad füllten sich mit Leuten, die beim ersten Klange der Kirchenglocken sich auf den Weg machten, um das Gotteshaus zu erreichen, noch ehe der lezte Ton verhallt war.

In dem Dorf, das nur aus einer kleinen Anzahl von Wohnungen bestand, die unter schattigem Baumgrün versteckt lagen, war die kleine Kirche, deren Bauart man nicht gerade geschmackvoll nennen konnte, heute festlich geschmückt. Auf dem Wege, der dahin führte, sah man Blumen gestreut, und folgte man diesen lieblichen Wegweisern, so gelangte man an die Thüre der Pfarrwohnung, die in bescheidener Einfachheit am Ende des Dorfs von einem kleinen Garten umgeben lag. Im Wohnzimmer am Fenster stand ein bleicher junger Mann von hoher Gestalt und schlankem Wuchse, aber dabei von kränklichem Aussehen. Sein mattes, tief in den Höhlen ruhendes blaßblaues Auge war wie fragend und suchend zu den Wolken aufgerichtet, während sein Ohr den Tönen horchte, die die kleinen Glocken mit spitzer Schärfe zu ihm hersandten. Plötzlich, als hätten sie ihm zugerufen, daß er nun nicht länger zögern dürfe, wandte er sich vom Fenster ab, ergriff sein Gebetbuch und ein Heft Manuscript und schritt mit einem Seufzer dem Ausgang zu. — Es war seine Antrittspredigt, die er halten sollte; die Universität von Cambridge hatte ihm dieses kleine Vicariat verliehen.

Als er die Straße durch das Dorf hinging, standen die Bewohner theils in Gruppen, theils einzeln oder paarweise zerstreut und sahen mit neugierigen Blicken nach ihm aus. Langsamen Schrittes kam er daher, die Hüte flogen grüßend vor ihm ab und ein Wort des Willkommens ertönte von jeder Lippe. Der junge Geistliche erwiederte den Gruß freundlich, aber ernst, und seufzte dabei schwer; denn jedes Auge wandte sich sofort von seinem Angesicht auf seinen einen Fuß, der kürzer war und ihn zu merklichem Hinken nöthigte.

Digitized by Google

Der Eindruck, den dieser körperliche Mangel auf die Dorfbewohner machte, war sichtlich ein ungünstiger; jedes Gesicht verlängerte sich, man sah sich verlegen und verwundert an, und das freundliche Lächeln des Wohlwollens, das den ersten Gruß begleitet, umspielte keine Lippe mehr.

Die Kirche war jezt erreicht; er legte in der Sacristei das weiße Chorhemd an, das in der englischen Kirche gebräuchlich ist, bestieg das Katheder und begann mit »dearly beloved brethern« das erste Gebet. Die linke Hand, die auf dem Wege in der Brusttasche geruht, lag jezt auf dem Pult und war mit einem Handschuh bedeckt; man sah aber wohl, daß sie ihm keine Dienste leistete. Ein Pferdefuß und eine lahme Hand! Wie konnte der ein Mann Gottes seyn, der so gezeichnet war?

Die Predigt war vortrefflich und das Thema, die Vergänglichkeit alles Irdischen, mochte bei jedem Anklang finden; dennoch erwärmte sie kein Herz, außer dem des Redners selbst, der unter dem Feuer seiner eigenen Worte erglühte und dessen Gesicht auf Augenblicke den kummervollen Zug verlor, der sonst, wie stereotyp, demselben eingeprägt war. Erst als er geendet, als seine Lippe den Schluß des lezten Gebets gesprochen und die Gegenwart wieder in ihre Rechte eintrat, da erst, als er den Blick von sich auf seine Gemeinde warf, trübte sich wieder sein Auge und das aufgerichtete Haupt senkte sich wie unter dem Gewichte einer schweren Prüfung.

Als er die Kirche verließ, stand niemand auf seinem Wege. Einsam ging er seinen Pfad, wo die Blumen jezt welk und zertreten wie mit weinenden Augen zu ihm aufschauten, um Klage zu führen über ihr schnell zerstörtes Frühlingsleben. Mit bitterem Lächeln sah er auf sie herab. Wie konnten sie ihm gegenüber von einem Leid reden? Sie hatten gegrünt, geblüht und frisch und lachend im hellen Sonnenlichte sich gebadet, während sein Leben nur Ein Winter war, und nie ein frisches Grün der Hoffnung gekannt und keine Blüthen wünschen und ahnen durfte.

Sowie die Thüre seiner kleinen Behausung sich hinter ihm schloß, eilte er in sein Zimmer, rückte den Armstuhl an das Fenster und blickte in den kleinen Garten hinaus, der seinen Landbesitz ausmachte. — Ein großer Bücherschrank, ein Klavier, ein paar Stühle und ein Tisch waren die ganze Einrichtung, die er für seine Bequemlichkeit hatte treffen können. Die alte Magd, die ihm aus der Heimath gefolgt, stand seinem Haushalte vor und trug jezt eben dienstbeflissen in dampfender Schüssel sein einfaches Mahl auf. — „Dieß wäre also nun das Alpha und Omega meiner irdischen Pilgerfahrt!“ sprach er halb laut zu sich selbst, als die Dienerin das Zimmer wieder verlassen hatte; „das Ziel, das ich mir stecken durfte, ist erreicht, mein Streben muß sich ferner auf diese Scholle Erde beschränken und nichts bleibt mir mehr übrig, als mit Geduld und Selbstverleugnung den rauhen Pfad zu wandeln, den mir mein Schicksal vorgezeichnet. Etwas mehr erstreben zu wollen, ist mir ja nicht gestattet. Wollten dem Geiste auch die Flügel wachsen, dieser Fuß und diese Hand, sie zerren mich ja von jedem Ziele zurück! Es ist der Fluch des Kain, der auf mir ruht, und doch habe ich den Brudermord nicht begangen. Die Sünde der Väter straft sich in den Kindern, sagt die Schrift. So mag es denn so seyn!“

Die Sonne neigte sich gegen den Horizont, da ging der junge Geistliche langsam dem Hause des Pächters zu, das durch einen großen Hof mit einem Teiche, auf dem die Enten schwammen, von der Straße getrennt, unter einem Laubdache von Immergrün versteckt lag. Um die kleinen Fensterbogen zog sich der wilde Rosenstock, der eben seine Blüthen entfaltete, und Primeln und Crocus prangten in Fülle auf den Beeten zu beiden Seiten des Eingangs. Ein munteres Herein! hieß den anklopfenden Gast öffnen, und gleich im Vorzimmer fand er die Familie in sonntäglicher Ruhe vor dem Kamin versammelt, in welchem eine Flamme loderte, neben der der Theekessel einladend dampfte.

„Legen Sie ab und setzen Sie sich zu uns, Herr Williams,“ so lautete des Pächters freundliche Ansprache. „Wir sind nur schlichte Leute; wollen Sie mit uns vorlieb nehmen, so wie wir sind, so sollen Sie uns herzlich willkommen seyn; aber viele Worte kann ich nicht machen und meine Frau eben so wenig.“ — Der Geistliche versicherte, daß er diesen Sinn zu schätzen wisse und solch biedere, offene Weise den hohlen Phrasen der Städter vorziehe. Der Pächter ging sofort zu den Angelegenheiten des Dorfes über, deren Verhältnisse er dem Ankömmling auseinanderzusetzen für Pflicht hielt. Williams hörte ihm aufmerksam zu. Ellen, die Tochter des Pächters, ein Mädchen von siebzehn Jahren, bereitete unterdessen den Thee, und reichte dem Gaste gebührend von allem, was der Tisch bot, zuerst. Die Mutter, in sonntäglicher Ruhe die Hände verschränkend, hörte der Unterhaltung der beiden Männer zu, in die sie dann und wann, wenn sich die Gelegenheit bot, ein Wort einfließen ließ. „Eine erwachsene Tochter ist Ihnen gewiß eine rechte Stütze, Frau Brown,“ bemerkte der Geistliche, um der Mutter etwas Verbindliches zu sagen. — „Meine Frau thut nur alles am liebsten selbst,“ sagte der Pächter, „und das Mädchen ist auch noch nicht recht anstellig in der Wirthschaft. Nun, kommt Zeit kommt Rath! Wenn es seyn muß, wird Ellen auch schon lernen, was zu einer guten Hausfrau gehört, und den unnützen Bücherkram liegen lassen. Lesen will sie, und immer lesen. Sie wird Sie gewiß oft um

Digitized by Google

ein Buch angehen, Herr Pfarrer." — „Meine Bibliothek," versetzte dieser, „steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten, Miß Ellen." — „Da haben wir's!" lachte der Pächter; „nun gar eine ganze Bibliothek! Da wird des Lesens gar kein Ende mehr seyn. Aber denken Sie nur, Herr Pfarrer, daß das Mädchen noch nicht genug hat an all dem englischen Unsinn, sondern gar noch Französisch lernen will. Sie hat sich deßhalb schon lange auf Sie gefreut, denn sie bildet sich ein, daß Sie es sie lehren werden." — „Ganz gewiß werde ich mir ein Vergnügen daraus machen. Es freut mich, wenn ein junges Mädchen so lernbegierig ist." — „Ja, wenn es etwas Vernünftiges wäre," meinte der Pächter, „möchte es noch hingehen; aber solch ausländisches Kauderwelsch! Ich möchte nur wissen, was sie eigentlich damit will." — „Wenn wir einmal nach Paris reisen, Vater, dann kann ich für dich sprechen." — „Ja wenn! Aber das Wenn wird nicht kommen, mein Kind. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, heißt es bei mir, und so denkt deine Mutter auch." — „Die Jugend ist jezt reiselustig, Herr Brown; das machen die Dampfboote und die Eisenbahnen. Jeder will nun doch einmal auf dem Continente gewesen seyn, und da ist denn Frankreich das nächste. Wenn Sie sich auch nicht mehr entschließen, diese Mode mitzumachen, so kommt Miß Ellen vielleicht auf andere Weise hinüber. Ihr künftiger Schwiegersohn, zum Beispiel, wird sich das nicht nehmen lassen." — „Schönen Dank, Herr Pfarrer! Da hätte ich doch auch noch ein Wort mitzureden. So ein Landläufer, der sein Geld nicht besser anzubringen wüßte, wäre mein Mann nicht. Da wir aber vom Heirathen sprechen, Herr Pfarrer, kann man wohl fragen, wie es mit Ihnen in diesem Punkte steht? Hier auf dem Lande ist es nicht gut, daß der Mensch allein sey."

Der Geistliche wurde verlegen und zögerte einen Augenblick mit der Antwort, während Ellen, mit der den Mädchen in solchen Fällen eigenen Neugierde, neckische Seitenblicke auf ihn richtete. Endlich faßte er sich und sagte: „Ich werde wohl dem ledigen Stande getreu bleiben müssen. An eine hübsche Häuslichkeit wie die Ihrige darf ich nicht denken." — „Und warum nicht, Herr Pfarrer? Doch nicht etwa, weil in der Bibel steht: „heirathen ist gut, aber nicht heirathen ist besser?" Wollten wir alle den Spruch befolgen, so würde es bald mit der Welt zu Ende seyn." Und dabei lachte er herzlich über seine eigene Rede. — „Da haben Sie vollkommen recht; auch ist das nicht meine Bedenklichkeit. Was mich abhält, ist meine Gesundheit und meine Armuth; ich habe einem Mädchen weniger als nichts zu bieten."

Diese Worte waren so tief aus der Seele gesprochen, daß sie den Zuhörern zu Herzen gingen. Niemand wagte sogleich eine Erwiederung. Ellen hatte den Blick in den Schooß gesenkt, aus zarter Sorge, daß ihr Auge auf den körperlichen Mängeln des armen Mannes ruhen möchte, Frau Brown sah ihn mit gutmüthiger Theilnahme an, der Pächter aber nahm das Wort mit einem ermuthigenden: „Nun, nun, Herr Pfarrer, so schlimm muß man sich die Sache nicht gleich vorstellen. Es gibt noch manches vernünftige Mädchen in der Welt, das eine sparsame Wirthin abgibt, und das Sprichwort sagt ja: „Es ist kein Topf so krumm, ein Deckel paßt doch dazu."

Williams dankte für dieses derbe, aber gut gemeinte Trostwort und stand auf, um Abschied zu nehmen. Der Pächter reichte ihm seine kräftige Rechte und schüttelte ihm mit festem Drucke die Hand: „Kommen Sie recht oft zu uns, Herr Pfarrer, Sie sind stets willkommen; schmeckt Ihnen der Thee allein nicht, so ist immer eine Tasse für Sie an unserem Tisch zu finden. Und machen Sie sich nur keine Sorgen. Meine Alte wird Ihnen hier in der Gegend schon ein Mädchen auffinden, das ihr Huhn im Topfe hat, und einem braven Mann, wie Sie, durch eine kleine Mitgabe das Leben erleichtert. Verlassen Sie sich auf uns, wir meinen es gut mit Ihnen; denn Sie sind ein vernünftiger Mann, mit dem sich, troz seiner Gelehrsamkeit, gut reden läßt; und was Ihren Fuß betrifft, so bin ich der Mann nicht, daran Anstoß zu nehmen, dafür sey Gott!"

Die Thüre des laubumsponnenen Häuschens schloß sich; der junge Geistliche hielt seine Schritte an und athmete hoch auf. „Wenn dort eine Vergeltung ist," sprach er, ernsten Blickes zum sternbesäten Himmel aufschauend, zu sich selbst, „so habe ich großen Ersatz zu erwarten. Gleich an der Pforte meines Lebens stand Entsagung geschrieben, das Kind sah sich um seine Spiele betrogen, was andere Knaben meines Alters vornahmen, durfte ich nicht theilen, und der Spott der Menge begleitete jeden meiner Schritte. So wuchs ich heran, ein Einsamer, Genossen meines Alters kannte ich nie, und meine Bücher waren meine einzigen Gefährten. Zum Manne gereift, wird mir hier ein Beruf angewiesen, der mich bis an das Grab an eine Scholle fesselt, wo Unwissenheit und Aberglaube mir meine körperlichen Mängel nachträgt. Müßte man nicht ein Engel oder ein Teufel seyn, um solche Rechnung mit dem Leben durchzuführen? Könnte ich wandeln, wo kein Fuß je getreten, mir mein Zelt in der Wüste aufschlagen, wo nur der Schakal haust, mich in einer Waldeinsamkeit von Kräutern und Wurzeln nähren, dann, ja dann möchte ich mich des Lebens freuen! Nur der Spiegel eines klaren Baches strahlte mir dann allenfalls mein Bild zurück, und das weite Reich des Gedankens wäre mein, wo ich in stolzem Fluge an die Grenzen des Unendlichen streifen könnte. Hier aber,

Digitized by Google

hier unter den Menschen wird dieses arme Herz wohl nie die Freude kennen lernen!"

Langsamen Schrittes setzte er seinen Weg fort, im Teiche sangen die Unken ihre traurigen Weisen, und der Nachtwind flüsterte in den hohen Ulmen vielstimmige Klagen. Er lauschte diesen Tönen, die ihm eine Sprache führten, welche er wohl verstand, und glaubte Trostworte darin zu vernehmen, wie sie die Natur aus ihrem großen Herzen dem Kummervollen so gerne spendet. Als er das Dorf erreichte, war dort schon alles in tiefen Schlaf versunken, die Fenster waren geschlossen und Friede hatte sich auf die Ruhestätten der Fleißigen gesenkt, die mit der Lerche ihr Frühmahl zu halten gewöhnt sind. Sie ahnten nicht, wer hier in stiller Nacht an ihren Wohnungen vorüber schlich und in tiefgekränktem Herzen das Mißwollen trug, mit dem sie sich heute von ihm abgewendet. Sie wußten freilich nicht, was sie gethan, und schliefen jezt den Schlaf des Gerechten. In der kleinen Pfarrwohnung aber blieb es noch lange hell, und erst als schon der Hahnenschrei den erwachenden Tag verkündete, erlosch das Licht hinter den weißen Vorhängen.

Der Herbst hatte die Bäume gefärbt. Die Aster blühten auf den Beeten und in den Speichern lagen die reichen Vorräthe aufgehäuft. Ueber die Stoppeln schritt jezt muntern Blickes der Jäger in der Hoffnung reicher Beute, das Rebhuhn und der Haase flohen scheu vor dem gefährlichen Feinde, während der treue Jagdhund, den Kopf tief zur Erde geneigt, eifrig ihre Spur verfolgte. Der listige Reinecke wagte sich kaum noch hervor; denn siehe! dort von dem Hügel herab naht eine Reiterschaar in den weithin scheinenden rothen Röcken, die stolzen Rosse wiehern in Erwartung der bevorstehenden Jagd, und die Koppel der Hunde, gefesselt noch und geführt ersehnt den Augenblick, wo sie losgelassen in freiem Laufe die Felder durchstreifen mag, um den vorsichtigen Feind in seiner Höhle zu überraschen.

Der Pächter hatte sein Frühmal verzehrt und trat vor seine Wohnung, um nach der Weise des Landmanns erst den prüfenden Blick auf die Wolken zu richten, ehe er über die Arbeit des Tages eine Bestimmung traf. Da schallte das Kläffen der Hunde an sein Ohr, und neugierig ging er vor das Dorf hinaus, um nachzusehen, welche Richtung heute die wilde Jagd verfolgen würde. In gestrecktem Galopp flog die rothe Reiterschaar bereits über Wiesen und Felder. Gräben, Hecken, Zäune wurden übersprungen, als ob die Rosse Flügel hätten, und nach einigen Minuten war die ganze muntere Rotte den Blicken entschwunden. Auch der junge Geistliche hatte seine Behausung verlassen und den Zug, so weit er konnte, mit den Augen begleitet. „Wie vermag es doch der Mensch, das kostbarste, das er besitzt, sein Leben, auf ein so leichtsinniges Spiel zu setzen!" sagte er kopfschüttelnd zu sich selbst, indem er seine Schritte dem Pächterhause zulenkte. Hier saß Ellen bereits im zweiten Zimmer, das nicht zum täglichen Gebrauche diente, und das mit schön geschnitzten Schränken und Tischen, Erbstücken, die seit Generationen der Familie angehörten, geziert war. Auf dem Gesimse des Kamins standen altmodische Tassen und Bilder von Porzellan, sauber geordnet, und darüber hing ein Bild Napoleons mit dem dreieckigen Hute und im engen Ueberrock. In diesem Gemache, das sonst nur bei Kindtaufen und andern feierlichen Familienfesten, an denen der Arzt, der Geistliche und der Advokat Theil nahmen, benuzt wurde, durfte Ellen ihren Unterricht nehmen.

Sie hatte bereits einige Zeit der Ankunft ihres Lehrers geharrt, da trat er ein. Sie stand auf und bot ihm nach der Sitte des Landes die Hand, die er in die seinige nahm, man möchte sagen, ohne dieselbe zu berühren; denn er war sehr blöde ihr gegenüber. Es war das erstemal in seinem Leben, daß er sich in so vertraulicher Beziehung zu einem jungen Mädchen sah, und während sie ganz unbefangen neben ihm saß, zitterte er vor dem Hauche ihres Mundes, oder dem Knistern ihres Kleides.

„Sie sind heute lange ausgeblieben, Herr Pfarrer," sprach sie. „Mir bangte schon, es möchte Ihnen etwas zugestoßen seyn." — Ein Strahl der Freude flog über sein Gesicht. „Ich danke Ihnen, Miß Ellen, daß Sie sich meinetwegen Sorgen gemacht; dießmal aber war meine Verspätung nur Folge meiner Neugierde. Ich sah einer Fuchsjagd zu, die unweit des Dorfes vorüber kam." — „Hätte ich das gewußt! Ich sehe die rothen Röcke gar zu gerne, und dann die schönen Pferde! Prächtig muß es seyn, so über das Feld zu fliegen! Wer nur auch reiten dürfte!" — „Sie haben es noch nie versucht?" — „Nein, mein Vater will es nicht." — „Vielleicht würde es Ihnen gar nicht die Freude machen, die Sie sich jezt davon versprechen." — „Ach doch! Wenn ich nur dürfte! Unser junger Nachbar, Herr Wilson, hat den Vater schon oft gebeten; er möchte so gerne mit mir reiten, und würde mir eines seiner Pferde leihen, aber kein Zureden hilft. — So lange ich bei den Eltern bin, werde ich wohl kein Pferd besteigen." — „Und Sie denken doch nicht daran, uns deßhalb zu verlassen?" fragte er halb scherzend. — „Wer weiß!" versezte sie, das Köpfchen übermüthig aufwerfend. „Man will seine Jugend doch auch genießen." — „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihr Glück von solchen Dingen abhängig machten, Miß Ellen," sagte er halb vorwurfsvoll. — „Darum brauche ich aber doch nicht hinter andern zurückzustehen, Herr Williams. Wer in einem Dorfe geboren ist, braucht darum nicht auch in einem Dorfe zu

Digitized by Google

sterben. Ich sehne mich hinaus in das bunte Leben der Welt."

Das Herz des Geistlichen zog sich zusammen und alles Blut stieg in seine Wangen. „Es thut mir weh zu hören, daß dieser einfache Lebenskreis Ihnen nicht genügt, Miß Ellen," sprach er mit einer Stimme, deren Zittern er kaum zu unterdrücken vermochte. — „Sie nehmen die Sache gleich so ernst, Herr Williams. Ich befinde mich ganz wohl hier und muß es mir wohl noch gefallen lassen; denn wer wird die Pächterstochter von hier entführen? Ich habe wenig Aussicht eine Stadtdame zu werden." — „Desto besser für Sie; so werden Sie gut und unverdorben bleiben und die frivolen Vergnügungen der Städter nur dem Namen nach kennen." — „Und daneben vielleicht als Miß Ellen in die Grube fahren? Schönen Dank, Herr Williams! Das gäbe denn doch eine gar zu einfache Grabschrift," sagte sie mit schmollend aufgeworfener Lippe.

Der junge Geistliche ging einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe. Sollte er jezt reden? Nein, nein! Er war ihrer Neigung ja noch nicht versichert. Wenn sie ihn nun verwarf, vielleicht gar wie beleidigt auf seinen lahmen Fuß blickte, wie tief mußte ihn das kränken! Er mußte warten, bis er ihrer Gefühle gewiß war, dann erst durfte er sein Herz reden lassen. Was er ihr zu bieten hatte, war ja überdem so wenig, daß hier nur die Liebe ausgleichen konnte. So schwieg er denn und nur ein tiefer Seufzer wurde der Verräther seiner innern Bewegung. — „Wem galt das?" fragte Ellen scherzend. „Mich däucht, Sie sind heute wenig bei unserer Lektüre." — „Ich war dafür bei Ihnen," versezte er mit Betonung, und zum erstenmal, seit er sie kannte, sah er ihr tief in das Auge. Sie schlug das ihrige verlegen davor nieder. Hatte der den Mädchen inwohnende Instinkt ihr verrathen, was ihren Lehrer bewegte? Sie erröthete bis unter die Augen und suchte in ihrem Buche, wo sie geblieben.

Als der junge Geistliche heute Abschied nahm und die zarte wohlgepflegte Hand wieder in der seinigen ruhte, da wagte er einen leisen Druck und glaubte denselben fast unmerklich erwiedert. Eilig verließ er das Zimmer und das Haus, damit der Jubel seines Herzens nicht zum Verräther an ihm werde und ein lautes „sie liebt mich!" seiner Brust entsteige. Leicht glitt sein Schritt über die Erde hin, als sey ihm plötzlich der Gebrauch des andern Fußes geworden, und im Gefühle von Glück, das ihn in diesem Augenblick mit ihm unbekannter Gewalt ergriff, that er der Natur eine stille Abbitte, daß er ihr immer nur von seinem Leid gesprochen und ihr nie eine frohe Empfindung entgegen getragen.

In seiner Wohnung schien ihm heute alles so unschön; er musterte mit prüfendem Auge die ganze Einrichtung und sann auf tausend Bequemlichkeiten, die sich dem bloß Nothwendigen hinzufügen ließen. Die alte Magd sah verwundert dem jungen Herrn zu, wie er räumte und ordnete und nichts am rechten Flecke fand. Sie hatte ihn nie so eigen gesehen und schüttelte den Kopf. Auch der Garten und die Blumen wurden einer Musterung unterworfen, und die wilde Rebe, die zum Dach hinauf rankte, verfiel heute der stutzenden Scheere. Indem er hier noch schnitt und band und seine Gedanken halb unbewußt auf lieblichen Bildern weilten, wurde er durch den lauten Hufschlag eines Pferdes unterbrochen und erblickte, sich umsehend, den jungen Wilson, der in raschem Trabe dem Pachthofe zuritt. Wie ein Messer schnitt es plötzlich durch sein Herz, die Scheere entsank seiner Hand und er stellte für heute alle weiteren Arbeiten ein. Es war ihm mit einemmal zu Muthe, als habe er zu früh, zu kühn gehofft, als könne ihm das Glück nicht wirklich bescheert seyn, von dem er eben geträumt.

In höchster Spannung sah er seiner nächsten Lehrstunde entgegen. Eine schlaflose Nacht ging dem ersehnten Morgen voran, und gar oft zog er heute die Uhr hervor, ob deren Zeiger immer noch nicht die Stunde zeigen wollte, nach der ihn verlangte. Endlich war der Augenblick da, wo er ihr wieder gegenüber treten, wo er wieder ihre liebe Hand in der seinigen halten sollte. Er fand Ellen heute stiller und nachdenklicher als sonst, und traf sie sein Auge, so senkte sie erröthend das ihrige. Er hielt dieß für ein günstiges Zeichen und kehrte von neuer Hoffnung belebt in seine stille Wohnung zurück. Das nächstemal und wieder das nächstemal war es nicht anders, und immer höher stieg sein Muth. Sogar sorgfältiger gekleidet fand er sie jezt an den Tagen, wo er kam, und ein Kleid in seiner Lieblingsfarbe wurde, ihm zu gefallen, häufiger von ihr angelegt.

„Sehen Sie, noch Vergißmeinnicht!" rief sie ihm eines Tages zu, als sie von einem Spaziergange zurückkehrte und ihn am Gartenthor stehen sah. Er trat hinaus und wünschte ihr Glück, im Spätherbst noch die schöne Blume gefunden zu haben, die eine so liebe Sprache rede. „Wer da sucht, der findet," versezte sie mit neckender Schalkhaftigkeit, „ich ernte also nur was mir gebührt." — „Und wollen Sie mir nichts von Ihrem Schatze mittheilen?" fragte er bittend. — „Dieses Zweiglein allenfalls, wenn Sie es gebührend werth halten wollen," versezte sie schelmisch und besah musternd ihr kleines Bouquet, um eine einzelne volle Blume für ihn zu wählen. — „Einer Krone gleich soll sie mir gelten!" sagte er, die Blume nehmend und sie entzückt vor sein Auge haltend. „Und wenn sie mir die Wahrheit spricht, so weiß ich auch eine Erwiederung für sie." — „Ihre Sprache ist stumm,

Digitized by Google

wie Sie wissen." — „Deßhalb darf meine Erwiederung doch laut seyn?" — „Ganz wie Sie wollen; ich brauche indessen bei dieser Unterhaltung wohl nicht zugegen zu seyn," sagte sie und ging mit lachendem Gruße ihres Weges.

Der junge Geistliche eilte in sein Zimmer, wo ihn die stille Mitternacht noch mit der Blume in der Hand fand, an die er eine Schicksalsfrage hätte richten mögen. Er wollte jezt aber Muth fassen, er wollte sein Herz reden lassen und Hoffnung oder Entsagung in seine stille Klause zurück tragen. Mit diesem Entschluß trat er am nächsten Morgen nach der Predigt seinen Weg nach dem Pächterhause an, wo er als sonntäglicher Gast geladen war. Gleich unter der Thüre sah er Ellen stehen, die ihn erwartete, um ihn willkommen zu heißen. So hatte sie seiner geharrt? Wonnetrunken ruhte sein Auge auf ihr und er wollte die dargebotene Hand auf sein Herz legen und ihr zuflüstern: es schlägt für dich! Da störte ihn der Hufschlag eines Pferdes und der junge Wilson hielt auf seinem stattlichen Rosse neben ihm.

Ellen lief in die Stube, Wilson folgte und der Pächter trat im Festkleide heraus, um seinen jungen Gutsnachbarn zu begrüßen. — Der alte Herr schien heute besonders aufgeräumt, auch war sein Tisch reichlicher besezt als gewöhnlich. Dem sonntäglichen Rostbeef folgte heute noch ein Pudding, und als nach diesem noch der große Käse mit roher Cellerie aufgetragen wurde, ließ er sogar eine Flasche Portwein mit aufsezen. — „Auf die Gesundheit des jungen Paares!" rief er, die Gläser füllend und das seinige voll erhebend. Der junge Geistliche hielt verwundert den Athem an und blickte auf Ellen, die bis in die Schläfen erröthete und ihr Auge vor ihm niederschlug. Wer ist denn hier gemeint? fragte er noch sich selbst, als Wilson sein Glas ergriff und den Glückwunsch mit seinem Danke entgegennahm. Erbleichend führte auch der Geistliche mit zitternder Hand das Glas an seine Lippe und trank den Tod aller seiner Hoffnungen.

Als der Abend kam und der junge Mann beim Sternenschimmer den Weg zu seiner Wohnung antrat, da blickte die falbe Scheibe des Mondes ihn so traurig an, die kleinen Himmelslichter schienen mit weinenden Augen auf ihm zu ruhen, während der säuselnde Nachtwind die langsame Thräne von seiner bleichen Wange küßte. Es war ein armes, um Glück und Hoffnung betrogenes Menschenherz, das hier so leise wanderte, als träte der Fuß auf Gräber und wollte ihre Ruhe nicht stören. — Zu Hause angelangt, zog er das sorgfältig auf seiner Brust verwahrte Vergißmeinnicht hervor, rupfte bedachtsam ein Blättchen nach dem andern ab, bis nur der kleine Stiel noch übrig blieb. „Du hast falsch gesprochen, böse Blume, darum habe ich dich mir gleich gemacht," sagte er dann halb leise und warf sich erschöpft auf sein Lager.

Am nächsten Morgen hieß es im Dorfe, der Herr Pfarrer sey krank, und als der Arzt an sein Lager trat, schüttelte er mit bedenklicher Miene das Haupt und meinte, hier sey ein gefährliches Fieber im Anzug. Der Geistliche hörte aber den Ausspruch bereits nicht mehr, sein Geist irrte in bunten Träumen, wo er glückliche Vergessenheit seines Kummers fand.

Wochen gingen dahin, und immer noch schwebte der Engel des Todes über der kleinen Pfarrwohnung, in der jezt allnächtlich eine trübe Lampe brannte, die nimmer erlosch. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, kein Schritt war hörbar, keine Stimme ließ sich vernehmen, außer eine leise flüsternde am Bette des Kranken, wo ein Auge mit sorgender Liebe wachte und eine weiche Hand ihm sanfter bettete und die bittere Arznei mit freundlicher Ueberredung ihm aufnöthigte. Der Kranke nannte seine Pflegerin Ellen und flehte mit den zärtlichsten Worten um ihre Vergebung, daß er ihr Vergißmeinnicht zerstört; Ellen aber war ferne und hörte ihn nicht. Eine Jugendgespielin, eine weitläuftige Verwandte, mißgebildet wie er, die mit ihm die stille Entsagung seiner Kinderjahre getheilt, war auf die Nachricht von seiner Krankheit hergeeilt, um des Verlassenen zu pflegen. Wie eine Mutter bangte sie um ihn, wie eine Schwester sorgte sie für ihn, und was nur die aufopfernd̈ste Liebe ersinnen konnte, wurde von ihr bedacht: so erhielt sie ihn dem Leben. Seine irren Träume schwanden, eine gesunder Schlaf stellte sich wieder ein, und endlich brach der Morgen an, wo er zu lichtem Bewußtseyn erwachte und seine Umgebung erkannte.

Verwundert schweifte sein Auge im Zimmer umher und weilte endlich mit einem „wo bin ich?" auf seiner treuen Pflegerin, die ihm mit leuchtenden Augen zu seiner Genesung Glück wünschte. „Du hier, Auguste?" fragte er verwundert. „Du hast den weiten Weg aus deinen Bergen hergemacht, um hier an meinem Lager zu wachen? Wie gut du bist! Verdien' ich denn das?" Er drückte ihre Hand an seine Lippen; sie aber hieß ihn schweigen und sezte sich still an sein Lager und zählte die Schläge seines Pulses. Sein Auge ruhte indessen auf ihr. Sie hatte sich wohl sehr verändert, seit er sie nicht gesehen; sie kam ihm nicht mehr so häßlich vor wie sonst. War auch die Gestalt noch immer die alte, die Schulter verschoben, die Arme lang, der Kopf zu groß, so lag dafür in ihrem Auge ein Ausdruck so himmlischer Güte, in ihrem Gesicht eine solche Vergeistigung, daß sein Blick wie gefesselt auf ihr ruhte.

Mit jedem Tag erholte sich der junge Geistliche mehr und mehr und bald sah man seiner völligen Genesung entgegen. Schon durfte er im warmen

Digitized by Google

Sonnenschein hinter der Mauer seines Gartens auf und ab gehen und die stärkende Luft einathmen, und kamen dann die Leute vom Felde, so hemmten sie ihre Schritte und nickten ihm freundlich zu, oder kamen auch herbei und fragten gutmüthig nach seinem Ergehen. Er war erstaunt über die Beweise von Freundlichkeit, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden. Man mußte während seiner Krankheit seiner lahmen Glieder ganz vergessen haben und sich nur der Güte erinnern, mit der er stets für Alt und Jung mit Rath, Trost und thätiger Hülfe zur Hand gewesen. Jeder hatte bei der Gefahr seines Verlustes getrauert und sich selbst beklagt, indem man ihn beklagte; um so froher war man jezt, ihn dem Leben erhalten zu sehen, und die theilnehmenden Worte, mit denen man ihm zusprach, fanden einen Boden, wo sie in reicher Saat wucherten. Mit erneuertem Muth blickte er nun in's Leben und auf seinen Wirkungskreis, der ihm jezt in so freundlichem Lichte erschien.

Auch auf dem Pachthof war man theilnehmend den Wechselfällen seiner Krankheit gefolgt, und was Küche und Keller nur aufbieten konnten, würde zu seiner Pflege gesandt. Der Pächter sprach jezt manchen Abend beim Geistlichen ein, erzählte ihm von den Arbeiten auf dem Felde und versicherte ihn wiederholt, daß seine Tochter nicht eher vor den Altar treten solle, als bis er die Traurede halten könne. Williams hörte solche Versicherungen mit gemischten Empfindungen an und wäre dieser Aufgabe gerne überhoben gewesen. So wie aber seine Kräfte zunahmen, wuchs auch sein Muth und der Dorn in seinem Herzen schmerzte von Tag zu Tag weniger, wenn der Name Ellen genannt wurde.

So kam denn wieder das fröhliche Pfingstfest herbei und damit der Tag, wo er zum erstenmal die Kanzel wieder besteigen und nach gehaltener Rede das junge Paar segnen sollte. Wie damals prangte der Maibaum vor allen Thüren und die Dorfbewohner standen in ihren Festkleidern auf der Straße, um der doppelten Feier beizuwohnen. Die schöne Braut in glänzendem Schmuck, von Eltern und Bräutigam begleitet, hatte bereits den Kirchgang angetreten und der junge Geistliche schickte sich an ihnen zu folgen. „Bist du auch stark genug für die heutige Aufgabe, Ivor?" fragte seine Pflegerin mit besorgtem Blick; denn seine Fieberträume hatten sie ja in seinem Innern lesen lassen: „Sey unbesorgt, Auguste," erwiederte er heiter, „ich habe überwunden und besser einsehen gelernt, was mir zu meinem Frieden frommt. Möge Ellen glücklich werden mit der Liebe, die sie heute entgegen bringt. Ich begehre solche Liebe nicht."

Mit frohem Muthe trat er seinen Weg zur Kirche an, und ohne Wanken der Stimme verrichtete er hier sein Amt. Nach beendigter Ceremonie wünschte er Brautpaar und Eltern herzlich Glück und lehnte dankend die Einladung zum festlichen Mahle ab, an welchem Theil zu nehmen seine Gesundheit ihm noch nicht gestatte. Zufrieden kehrte er dann in seine kleine Behausung zurück, wo sein Tisch bereits gedeckt stand, und so festlich geschmückt, wie die große Tafel im Pächterhause; denn seine Pflegerin wünschte den Tag seiner Genesung durch eine kleine Feier zu begehen. Heiter nahm sie ihm gegenüber ihren Platz ein und legte ihm von den wohlschmeckenden Schüsseln vor, die ihre Hand selbst bereitet. Zum Schlusse kam ein duftender Maitrank, mit dem sie die Gläser füllte, und das ihrige an die Lippen führend auf seine Genesung und ein fröhliches Wiedersehen trank. „Wiedersehen, Auguste?" wiederholte er fragend und maß sie mit einem großen Blicke; „dem Wiedersehen müßte ja eine Trennung vorhergehen, und du kannst mich doch nicht verlassen wollen?" — „Du bist genesen, Ivor, somit ist meine Aufgabe hier erfüllt, und ich kehre in die Einsamkeit meiner Berge zurück," sprach sie sanft und bot ihm freundlich die Hand. — „Also nur in kranken Tagen willst du bei mir weilen, Auguste? Gut denn, so werde ich nie mehr gesund, und diese liebe Hand, die mich so treu gepflegt, sie halte ich fest bis in den Tod." — „Ivor!" sagte sie und sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, „Ivor, du könntest —"

Sie stockte, ihre Augenlieder senkten sich, und zwei große Thränen perlten langsam über ihre Wangen. „Bedenke — meine Gestalt!" — Sie senkte das Haupt, verhüllte ihr Gesicht und weinte bitterlich. Er aber ließ die einmal erfaßte Hand nicht los, er drückte sie an seine Lippen und sprach: „Meine Auguste!" mit einem Tone, vor dem ihre Thränen versiegten. Sie blickte auf und sah in sein treues Auge, das so zärtlich auf ihr ruhte, und vor diesem Sonnenschein schwanden alle Lebenswolken, und ein nie gekannter Frühling zog in das Herz der Armen ein. Sie sah ihn noch einmal an und hohe Gluth bedeckte ihre Wangen; es war ihr erstes Erröthen unter dem Liebesblick eines Mannes. Sie wollte verschämt ihre Hand zurückziehen, er aber ließ sie nicht los. „Wie schön du aussiehst, Auguste!" sagte er und stand auf, um sie an sein Herz zu ziehen.

Jahre sind seitdem vorübergegangen. Im Dorf blieb das Heute wie das Gestern, nur die Arbeiten des Feldes wechselten; aber der Kreislauf des Jahres brachte alles gleichmäßig zurück. So war denn alles scheinbar beim Alten geblieben. Nach wie vor erschallte die kleine Glocke, wenn der Tag des Herrn erschien, an dem der Arbeiter des Feldes rastet. Aber auch sonst noch ertönte das Glöcklein mitunter, an andern Tagen und zu andern Stunden, zum Wahrzeichen, wie im ewigen Wechsel der Natur auch der Mensch denselben Gesetzen unterworfen ist, und im

Digitized by Google

Drama seines kleinen Lebens bald ein Vorhang aufgezogen wird, bald einer fällt. So war denn nicht mehr alles im Dorfe, wie es gewesen.

Auf dem Pachthofe spielte jezt häufig eine muntere Schaar hübscher Kinder, welche die greisen Großeltern wie ein heiterer Lebensmorgen umgaben, und ihre späten Tage mit dem Schmucke zierten, der dem Alter immer am schönsten steht. Oft kam dann auch eine zierliche junge Frau geritten, die mit freundlichem Gruße jedem Dorfbewohner zunickte und auf dem Pachthofe ihr Pferd am Stalle abgab, um der Mutter in die Milchkammer zu folgen, oder den Vater beim Heuschober aufzusuchen.

Im kleinen Pfarrhause schien das Glück eines schönen Familienlebens nicht minder zu Hause, wenn auch in anderer Weise. Jahre lang, hatte Auguste ihrem Gatten einsam gegenüber gesessen, und die einzige Wolke, die sich auf die Stirnen dieser sonst so glücklichen Menschen senkte, war die Aussicht, daß es auch so bleiben werde. Da endlich durften die kleinen Kirchenglocken auch eine neue Bürgerin begrüßen, die hier das Licht der Welt erblickt. Die Eltern lebten nun nur in der Sorge für die kleine Tochter, deren Lebensmorgen sie mit reicher Liebe umgaben, und als dieselbe heranwuchs und ihr schwächlicher Körper der sorgsamen Mutter manche Befürchtung einflößte, der sie dem Gatten gegenüber kaum einen Namen zu geben wagte, da sprach dieser, ihren Kummer errathend: „Sey unbesorgt! Wenn nur der Himmel uns die kleine Tochter erhält, so kann sie glücklich werden, wie ihre Eltern glücklich sind — durch ein liebendes Herz.

A. Bölte.

Digitized by Google

Aus Süddeutschland an die Adria.

(s. Nr. 40.)

XI.

Wir sitzen Morgens auf dem Markusplatz, im Begriff eine neue Wanderung durch Venedig anzutreten. Da zählt Nicolo, unser Führer, die Häupter seiner Lieben, und sieh, es fehlt, da mein Freund heute voraus abreisen will, ein theures Haupt, das er nun mit spähendem Blicke aus den neuangekommenen Markuspilgern zu ersetzen eilt. Ueber den Platz herüber kommt eine jungfräulich gekleidete Gestalt, das freilich nicht mehr junge Gesicht ist mit einem breiten Strohhut beschattet und in zierlichem Körbchen werden frische Nelkensträußchen zum Morgengruße angeboten. „Wer ist die Donzella, lieber Bulgari?" fragt unser Sachse. — „Das ist meine Frau," antwortet er, „aber schon seit fünfzehn Jahren sag' ich ihr immer vergeblich, sie solle doch einmal aufhören zu sagen, sie sey fünf und zwanzig Jahre alt." Dort unter den Arkaden schwebt eine andere Flora. „Wer ist das, lieber Nicolo?" — „Das ist meine Tochter." — „Und was will der junge Mann da im Café?" — „Das ist Diogenes der Dritte, mein Sohn, der sich deutsche Seelen zum Herumführen sucht. — Ach," fuhr er fort mit einem schweren Seufzer, „man muß ja jezt alles und noch etwas mehr versuchen mit Weib und Kind, wenn man leben will? Anno 1847 waren 35,000 Fremde hier, in einem Monate verdiente ich tausend Franken, mancher Kaffeewirth nahm täglich 3 — 400 Franken ein. Alles hatte sich zu heben begonnen aus langem Darniederliegen: ein Palast, der 1815 für 15,000 Franken kaum einen Käufer fand, wurde im Jahr 1847 mit 150,000 bezahlt; Fremde, wie Marschall Marmont, die Herzogin von Berry, kauften sich an, und jezt, durch die verfluchte Revolution, deren ganze Freiheit darin besteht, jeden von dem zu befreien, was er hat, ist wieder alles dahin und entwerthet. Was hundert kostete, gilt nur dreißig, wer tausend einnahm, verdient kaum hundert, und mit zwei Dukaten hätte man die ganze Revolution erstickt, denn an vier Personen lag das Ganze; aber .... Eine milde Regierung gilt diesem Pack als stupido, gut ist ihnen gleich dumm, ein Wohlthäter ist ihnen ein Esel. Strenge wollen, Strenge brauchen die Leute; nun ja, die Oesterreicher sollen nur da drüben St. Giorgio verpallisadiren und mit Kanonen spicken, daß sie gerade auf den Markusplatz herüberpfeffern können, wenn das rothe Gesindel dort wieder Republik aufspielen will!"

Damit hatte er seine willigen Schäflein durch die Arkaden der neuen Prokuratien zur Wassertreppe geleitet, um sie am kühlen Morgen eine Hauptspazierfahrt durch den canale grande hinab machen zu lassen. Eine offene Barke mit zwei kupferfarbenen Gondiern ist bald gewählt aus dem lärmeud zudringlichen Haufen heraus, weiße weiche Polster werden im Viereck auf die Sitze gelegt, ein blau- und weiß gestreifter Baldachin an zwei Stangen aufgezogen, und so vor der Sonne geschüzt, die Frauen mit lustigem Schaukeln ängstigend, fährt die muntere Gesellschaft dahin auf der breiten, schönen, feierlich stillen und doch lustig von Gondeln durchkreuzten Straße.

Es entfaltet sich die Reihe der alten, dunkeln, von der Sonne beschienenen, oder ihr Schattenbild im Wasser wiederstrahlenden Paläste, deren Fuß unmittelbar die Salzfluth leckt. Ohne Ufergang stehen sämmtliche Gebäude geradezu im Wasser; vom Wasser geht es auf zwei, drei Steintreppen in die Hausflur. Vor den Thüren und Thoren liegen an blau und weiß gestreiften runden Pfählen hin und wieder noch wie vor Alters die Gondeln gebunden, wie Equipagen in der Remise, des Winkes zur Abfahrt gewärtig. Die Schauseite der Paläste und Wohnungen ist allenthalben an die Kanäle gebaut, nur Hinterthüren gehen auf die etwa vorbeiführenden Gäßchen. Alles was Straße heißt, ist Wasser und hunderte von Nebenkanälen ziehen aus dem großen Kanal hinein in den Häuserwald dieser schwimmenden Stadt.

Links am Eingang in den großen Kanal steht an der Spitze die Dogana da Mare, das Zollhaus

Digitized by Google

für die Meerschiffe, deren Masten über die, von Longhena 1682 in einfachem römischem Styl erbaute Halle herüberschauen. Ein niederer, viereckiger Thurm überragt leztere, und eine auf einer großen Weltkugel schwebende Glücksgöttin bekrönt denselben. Dicht daneben prangt üppig glänzend die Kirche Maria della Salute; ihr helles, lachendes Bild zittert in der leicht bewegten Fläche des zu ihren Füßen ergossenen Spiegels. Wir landen, steigen die breiten Stufen zum Portale hinauf. Die achtseitige Kuppel, 168 Fuß hoch, ruht auf Pfeilern, vor denen korinthische Säulen stehen. Der Bau hat achtzehn Millionen Franken gekostet, es war das lezte Kunstwerk, das Venedig baute, 1630, als Dank für die Befreiung von der Pest. »Unde origo, inde salus« (woher das Unheil, daher auch das Heil), sagt die Inschrift. Die große ewige Lampe im Innern wurde beim Aufhören der Cholera 1836 gestiftet. Longhena, der Spätling unter den Baumeistern Venedigs, hat hier das Aeußerste geleistet, um die Pracht der römischen Antike in diesem einfach auf griechischem Kreuze sich erhebenden Kuppelbau zu entfalten. Die von der Pest erlösende Jungfrau steht auf der Laternenspitze der Kuppel. Die Pfeiler des Untersatzes der Kuppel, so wie diejenigen, welche die Laterne tragen, haben außen Streben in Gestalt großer Schneckenwindungen, Steinfiguren stehen dahinter, die großen Lunettenfenster oben rechts und links vom Portal sind durch senkrechte Steinbalken zerschnitten: alles unorganisch und bis an die Grenze der Geschmacklosigkeit, die sich im nun folgenden Perücken- und Zopfstyl vollends breit und dick verschnörkeln sollte. Im Innern sind ziemlich viele Gemälde von Tizian, namentlich das Deckengemälde in der Sakristei, der Tod Abels, dem Cain mit Macht den Fuß auf den Nacken sezt. Tintoretto hat eine Hochzeit (von Cana) hineingemalt. Luca Giordano hat sich in der Kirche verewigt. Eine Geburt Christi gibt hinreichend Zeugniß von diesem handwerksmäßigen Spätling einer verfallenen Kunst, die sich in allem versucht, alles nachahmt und nichts leistet. Luca's Vater war selbst ein armer Pfuscher, er nahm Bestellungen im Accord an und der an sich talentvolle Sohn mußte sie ausführen; der Vater stand immer neben ihm, ließ auch zur Essenszeit ihn den Pinsel nicht weglegen, schob ihm selber die Speise in den offenen Mund und hatte nur den Einen Zuruf: „Luca, mach schnell!“ So entstand der Name »Luca fa presto.« und so ward Luca „der Blitzstrahl in der Malerei,“ der staunenswerthe Schnellmaler, der in Florenz und Madrid gesuchte, mit Aufträgen, die auf den Tag zu liefern waren, überladene Gemäldefabrikant, der wie ein Taschenspieler in allen Stylarten arbeitete, alle Meister copirte, mit wenig Farbe und viel Oel eine Unsumme von Bildern für halb Europa malte und Gott weiß wie viel Quadratruthen, um nicht zu sagen Quadratmeilen von Wänden mit flüchtig wirkenden Dekorationsgemälden erfüllte. Luca war ein Neapolitaner und lebte von 1632 bis 1705.

Steigen wir wieder in's Fahrzeug und lassen die sich gegenüberstehenden Palastreihen dieser hochadeligen Straße Venedigs, dieses alten Corso der Nobili an uns vorüberziehen. Wir wollen dießmal übersehen, wie die blauweißen Pfähle vom Alter gebeugt und angefault gondellos dastehen, gleich einer vereinsamten kinderlosen Wittwe, wie das Mauerwerk der meisten Gebäude unter dem Wasser angefressen, der Mörtel oben herabgebröckelt ist, wie die Pforten offen stehen gleich einer Zahnlücke in verwittertem Gesicht, wie die Thürflügel und Fensterladen vermorscht und zerfezt sind, keine Dienerschaft in den hohen verstörten Säulenhallen sich zeigt, auf den Altanen ein zerlumpter Teppich hängt, die Fensterhöhlen öde, gleich ausgeweinten Augen starren, das ganze Antlitz des Hauses in Sorge und Elend ergraut, die Stirne voll von Rissen und Falten ist. Wir wollen lieber die alte Herrlichkeit vom jungen Strahl der Sonne verklären und Licht und Schatten, Wasser und Luft all ihr lustiges Spiel um sie hintreiben lassen; denn malerisch schön ist es überall in dieser Stadt, jedes Stück des großen Kanals, jeder Winkel eines kleinen Kanals bietet Ansichten und Durchblicke, daß es wohl begreiflich ist, wie der feine, schlichte Pinsel eines Bernardo Canale und seines berühmteren Schülers Antonio (genannt Canaletto) von 1697 bis 1768 tagtäglich nur venetianische Stadt- und Kanalansichten immer neu, immer anziehend malen konnte.

Und welche Erinnerungen werden durch die Namen dieser Paläste geweckt! Rechts drüben steht der alte Palast Giustiniani; ein Doge hat ihn bewohnt, wie denn die meisten dieser Paläste von Dogen erbaut oder bewohnt wurden, nachdem seit Marino Falieros Tod keiner mehr im eigentlichen Dogenpalaste wohnen mochte; hier soll auch der Mohr von Venedig gehaust, hier soll Othello mit schwarzer Faust seinen Schwan erdrosselt haben. Jezt ist das Haus ein Gasthof, „die Europa.“ Dicht daneben steht der Palast Treves, dann Tiepolo, Cornaro, lezterer von Sansovino im Style der Zecca gebaut. Auf der linken Seite des Kanals erscheint der Palast Dario, von Lombardi 1450 in germanischem Style erbaut; rechter Hand der Palast Cavalli, dem Herzog von Bordeaux gehörig; links Angarani, mosaikartig mit helleren und dunkleren Steinen geschmückt, germanischen Styls aus dem fünfzehnten Jahrhundert; weiter zur Rechten Ca Grande, mit hübschem Gärtchen zur Seite, in dem zwei prachtvolle Lorbeerbäume grünen; dann Graffi, linker Hand Foscari, im deutschlombardischen Styl von Zuane buono gebaut, einstweilen als Kaserne

Digitized by Google

gebraucht; ferner der große Palast Baldi in römischem Pump, und Contarini, deutschlombardisch. Hier macht der Kanal eine Windung, von hier war der Auslauf der Regatta, die den alten Venetianern das Theater vertrat. Vom Altan des Hauses Baldi wurde den Siegern in der Wasserrennbahn der Preis ertheilt. Rechts drüben ragt der Palast Mocenigo, drei Häuser neben einander für sämmtliche Zweige der Familie von Palladio angeblich gebaut, ansehnlich, aber nicht schön. Lord Byron hat hier gewohnt; aus dem länglich runden Fenster über dem Mittelportal stürzte sich Fornarina in den Kanal herunter, wo Gondoliere sie auffingen. Unfern steht der Palast der Lucretia Borgia. Wieder links hebt sich der Palast Persico Pisani und ganz damit zusammengebaut Barbarigo hervor.

Vor dem Palast Pisani halten wir, steigen auf die alte Steintreppe, durch das offene Spitzbogenthor in die weite, von Alter und Schmutz getrübte Halle und auf der einstigen Prachttreppe hinauf in die oberen Gemächer. Das Paolozimmer ist immer zugänglich, nach der freundlichen Sitte der italienischen Nobili, das Schönste in Gärten und Schlössern jedermann mitgenießen zu lassen. An der Wand hängt, von einem Vorhange geschützt, das berühmte Gemälde von Paolo Veronese aus der Geschichte Alexanders des Großen. Der siegreiche König empfängt Gattin und Kinder des gestürzten Darius; der Maler Paolo führt sie selbst ihm entgegen; die Mutter hat den Knaben an der Hand. Hephästion steht neben Alexander, beide in wohlgepflegtem Backen- und Kinnbarte; Edelknaben, Hunde, Soldaten rechts, Zuschauer oben auf der Galerie, links ein Mohr mit einem Hunde und einem Affen an der Kette; denn das gehört alles zum Hofstaat des Veronesers. Frau und Töchter sind Porträts aus dem Hause Pisani. Sie knien vor dem Könige, der sich von den Reizen der einen Tochter so getroffen fühlt, daß er die Gefangenen königlich behandelt. Ein prachtvoll, wenn auch nicht gerade tief schönes Bild, köstlich erhalten. — Aus der großen Fenstergalerie des Hauptsaales eröffnet sich ein reicher Blick hinunter in den Kanal, wo einst die königlichen Kaufleute und ihre schönen Frauen und Töchter in stolzer Pracht zwischen den Kaufgütern einer halben Welt auf und ab fuhren. Was sind alle belebtesten Königsstraßen jetziger Hauptstädte gegen diesen zaubervollen Wasserweg!

Wieder hinab in die Barke und weiter! Rechts ragt altersgrau Corner Spinelli, römischen Styls, mit seinen Arkadenreihen, in denen je ein größerer Rundbogen zwei Rundbogenfenster einschließt; der Palast gehört der Taglioni. Dann kommt Grimani, mit hohen Rundbogenfenstern und Wandpfeilern, würdig und stattlich von Sanmicheli erbaut; jetzt ist's die Post. Links sodann Tiepolo, Buschinello, in romanischem Styl, wieder der Taglioni gehörig; rechts Tarsetti, jetzt Gasthof zur Königin von England, dann Loredan, maurisch byzantinisch, reich mit Marmor geziert und mit stark überhöhten Rundbogen in den Fensterarkaden, aus dem eilften Jahrhundert; hier wurde der gelehrte Doktor Helena Piscopia Cornaro 1646 geboren; weiterhin der kleine Palast des großen Dandolo, des Eroberers von Konstantinopel, spätgothisch, zum Theil noch romanisch; ferner der Palast des Kardinals Bembo, germanisch, und Manin, wo der letzte Doge starb, von Sansovino im Renaissancestyl glatt und zierlich erbaut.

Damit sind wir an der marmornen Rialtobrücke angelangt. Antonio da Ponte hat diesen einzigen Bogen von 70 Fuß Weite, 43 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe im Jahr 1588 kühn und schön über den Kanal gesprengt; freilich haben unsere heutigen Brückenkünstler noch ganz anderes geleistet. Nicht weniger denn 12,000 Bäume waren zum Roste nöthig, vier Paläste ruhen mit auf den mächtigen Fundamenten; 250,000 Dukaten habe das Werk gekostet. Ein steinernes Geländer wird beiderseits von Kragsteinen getragen, über der Brücke selbst stehen zwei Reihen hölzerner Botteghen, je sechs Rundbogen auf- und abwärts bildend, in der Mitte derselben ist je ein höherer Rundbogen zu freiem Durchgang geöffnet. Ueber und unter der Brücke liegt die Menge von Barken, Kähnen und Schiffen mit Obst, Gemüse, Fischen und andern zugeführten Lebensmitteln; diese und die ab- und zufahrenden Gondeln der nahen Post beleben hier ganz besonders malerisch den Kanal.

Fahren wir unter dem Bogen durch, so gibt es wieder nicht Auge genug, um herüber und hinüber Palast um Palast zu beschauen. Rechts ragt das deutsche Haus (Fondaco dei Tedeschi) mit der protestantischen Kapelle; am Gebäude blüht noch etwas Freskogemälde von Giorgione, unten ist die offene Halle von fünf Rundbogenarkaden auf Pfeilern, das Kranzgesimse oben ist mit Zinnen gleich dem Dogenpalaste besetzt. Gleich links gegenüber steht der Palast Gritti oder Camerlinghi (Kämmerling?) in einfachem Renaissancestyl von 1527, ein Bau, wie das nach venetianischem Muster erbaute Rathhaus der alten Tochterstadt Nürnberg; weiterhin Leoni mit geschwungenen Spitzbogen, Micheli di Colonna, modern auf Säulen, Sagredo, germanisch; rechts dann Ca Doro aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit reicher Spitzbogenarchitektur vom Fuße bis zu den in Kreuzblumen endenden Zinnen. Es ist ein Hauptbau, leider nicht ganz durchgeführt und vielfach verwettert, aber überaus glänzend auch jetzt noch durch die musivische Einfassung der Hauptglieder mit

Digitized by Google

abwechselnd schwarzen und weißen Marmorquadern. Links erscheint dann Cornaro, von Rossi, Pesaro, von Longhena, der größte unter allen Palästen, mit reichem korinthischem Säulenschmuck, vom Ritter Liebenberg, einem Juden, um 70,000 Gulden erkauft. Dann rechts wieder ein Hauptbau von Pietro Lombardo (1481), Vendramin Ca Lorgi, seit etlichen Jahren von der Herzogin von Berry um 80,000 Gulden erkauft und neu eingerichtet. Die Façade ist dreistockig, korinthische Wandsäulen tragen das reiche Gebälke und Gesimse, in die hohen römischen Rundbogenarkaden ist je ein Doppelfenster im Rundbogen eingebaut; am mittlern Stockwerk steht ein großer Altan in der Mitte, je ein kleinerer zu beiden Seiten desselben. Ein hübsches Gärtchen ist neben dem Palaste, der hinreichend darthut, wie prächtig diese Paläste als neu dastanden oder als erneuert dastehen würden.

Nun kommt links ein merkwürdiger Bau, Fundaco dei Turchi, maurisch byzantinisch, die Rundbogen aus orientalischem und griechischem Marmor sehr überhöht und mit Zickzack verziert, aus dem zehnten Jahrhundert, ursprünglich dem Herzog von Ferrara gehörig, seit 1621 Wohnung der Türken, jetzt ein Waarenmagazin, traurig verfallen, Risse in den Mauern, ein rechtes Sinnbild vergänglicher Herrlichkeit; rechts der Palast Grîtti mit einfachsten Rundbogenarkaden auf viereckigen Pfeilern; links Dario mit geschwungenen Spitzbogen; rechts Morosini, am Eingang zum Canale reggio; dann Flandini, dem Rothschild gehörig, im letzten Bombardement tüchtig verbrannt.

Die Kirche degli Scalzi (der Barfüßermönche), unweit des Eingangs zur Eisenbahn, ist im späten Styl mit je zwei korinthischen Säulen neben einander erbaut; sieben Familien haben eine Million Dukaten dazu hergegeben. Froh, aus der ungenießbaren Marmorpracht dieses Tempels forteilen zu dürfen, rudern wir vollends zum großen Kanal hinaus, links an der Isola di St. Chiara vorbei, durch den Kanal de Burchi zur großen Lagunenbrücke, welche die Stadt eine volle Stunde lang mit dem Festlande verbindet. 1842 begonnen und in vier Jahren vollendet mit einem Aufwande von zwei Millionen Gulden, tragen 222 Bogen, die je zu fünf innerhalb zweier Hauptpfeiler neben einander stehen, die Eisenbahn prächtig hinüber über die blaue Fluth. Fünf freie Plätze sind auf der Brücke, und wie jetzt der Dampfwagen, so rollten und donnerten vor drei Jahren die Kugeln von den darauf errichteten Batterien hin und wieder.

Steuern wir durch einen der Bogen hindurch über den Kanal von Mestre hinweg, an dem schönen Garten des Grafen Papadopuli vorbei, dem Canale reggio zu. Da ist die alte Judenstadt, das Ghetto vecchio. Es erscheint der Palast Galvagna und sofort bei Ponte delle Aguglie der einfache, nur mit viereckigen Fenstern versehene Palast Manfrin, das eigentliche Ziel unserer Fahrt. Denn hier hat sich eine große Gemäldesammlung erhalten, während die meisten verkauft sind, wie die berühmte Sammlung von Tizianbildern aus Barbarigo an den Kaiser von Rußland. Im Hauptgesellschaftssaale des Palastes fuhr eine Bombe oben an der Ecke herein, zerriß die Decke und bohrte sich in den Estrich. Eine Mosaikinschrift, »Luglio 1849,« bezeichnet den Ort und die Zeit des Schreckens.

Unter den Gemälden strahlt von Tizian eine Grablegung, das feine Porträt Ariostos, so wie das der Katharina Cornaro, der Königin von Cypern, durch die Venedig diese Insel ererbte; die vier Lebensalter des Menschen; dann seine eigene Mutter, eine häßliche Alte aus dem Volke. Von Bellini ist ein trefflicher Christus zu Emmaus da, wie er vor einem gemusterten Vorhang sitzend mit den rechts und links am Ende des Tisches auf ihn horchenden zwei Jüngern redet, während linköher ein Knabe mit Kniehosen Essen bringt und rechts ein anderer Zuhörer sitzt. Von Murillo ist ein flötenblasender Knabe, von unserem Holbein ein Mädchen, das in einem Buche liest. Diese ächt deutsche Schönheit, voll Einfalt und Tiefe, bildet einen wundersamen Gegensatz zu den hier befindlichen berühmten Bildern Giorgiones, dieses größten Nebenbuhlers und Nachfolgers des alten Tizian. Treten wir vor seine „Lautenschlägerin." An einem See in schöner Landschaft ruht die Dame, mit der Rechten stützt sie das Haupt, indem der Ellenbogen nackt auf einem Felsen ruht, mit der Linken hält sie die Laute; sie wendet den Kopf rückwärts nach oben, stolz, groß, ruhig, in sich gefaßt, der Mund geschlossen; das schwarze Auge leuchtet mild unter den tiefblonden Brauen; man sieht, man hört, wie sich ihre Seele mit den Tönen durch die Luft schwingt, wir lauschen mit den sie umgebenden Begleiterinnen und finden in dieser Gestalt, die sich im dunkeln Kleide und hellen Hemde vom dunkelgrünen Busche so wundervoll abhebt, ein Meisterwerk südlicher Kunst, venetianischer Glut. Auf einem andern Bilde stellen drei Venetianerinnen die drei Temperamente dar, wie sie in venetianischer Schönheit sich ausprägen; ein Nobile spricht mit dem einen Mädchen so feurig beredt, daß Seele und Seele durch die Spiegel der Augen in einander schmelzen. Ein Bild stellt einen türkischen Kaufmann vor, wie er am Tische sitzend Plane macht, während hinter ihm in süßem Nichtsthun, sauber in Weiß gekleidet, ein schönes Weib mit einem vor ihr liegenden nackten Knaben spielt: zauberhaft schön gemalt, schwellende Pulse, tiefrothe Fleischfarbe, warmes quellendes Leben. Giorgione (1478 — 1511) war Tizians Mitschüler bei

dem alten, frommen, sinnigen, farbentiefen Gian Bellini gewesen, von dem ein am Studirpulte sitzender heiliger Hieronymus recht ein Bild der still beschränkten Wirksamkeit des Malers selber ist. Giorgione aber entwand sich mit einem genialen Sprunge der engeren kirchlichen Form und stürzte sich mit Jugendlust in's heiße Leben, das ihn schon im vierunddreißigsten Jahr verzehrte. Als sein Schüler und Nebenbuhler Zarotto ihm sein Weib entführte, starb er aus Schmerz darüber, sagen die einen; an einer giftigen Krankheit starb nach andern der sinnlich entzügelte Mann. Was ihm das Heilige galt, das zeigt seine „heilige Familie" in dieser Sammlung: da schlägt Joseph ein Tamburin, hinter ihm steht in einer Wandnische ein Venusbild.

Mit Giorgione war für Tizian ein Nebenbuhler gestorben, ein stärkerer stellte sich ihm in Pordenone zur Seite, aber auch der starb (1540) 36 Jahre vor ihm. Alle drei waren nicht aus Venedig, sondern vom nahen Festlande. Pordenone ist ein Meister im zauberhaft lockenden Helldunkel, dazu ein Kraftmann, der am liebsten Männer malte und seine Frauen als wahre Mannweiber. Von der tiefgründenden Kraft dieses Malers zeugt sein eigenes Porträt in dieser Sammlung, wo er mit seinen fünf Schülern, ein bärtiger, dunkelglühender Schwarzkopf neben dem andern steht. Pordenone wurde von Karl dem Fünften zum Ritter erhoben, von Herkules dem Zweiten nach Ferrara an den Hof geladen und kaum dort angekommen von einem eifersüchtigen Nebenbuhler vergiftet.

Die Sammlung wird um zwei Uhr geschlossen; noch vorher mahnt der deutsche Magen, der, wie unser Nicolo fast verächtlich anmerkt, eben dreimal des Tags rechtschaffen essen muß, zum Abzuge. Die Barke eilt den Kanal hinauf bis zu Rialto, biegt dann in einen Seitenkanal, um das halbe S noch bis Essenszeit abzuschneiden und uns auch an den engen, schattigen Nebenkanälen noch manchen Palast, noch manches alte und bedeutende Wohngebäude mit hohen Spitzbogen, und überall malerische Licht- und Durchblicke bis zu den außen an den Seitenwandungen hinaufgeführten, trichterförmigen Rauchfängen hinauf betrachten zu lassen. Freilich sind auch die hohen schönen Fensterreihen dem Geschlechte, das heute durch sie schaut, meist zu groß geworden, die Spitzbogen sind vielfach vernagelt und vermauert, elende viereckige Fenster sind zwischen die alten Pfeiler und Säulen eingezogen, ärmliche Wohnungen, verkümmerte Mauern schieben sich zwischen die alten gesunkenen Größen ein.

Unter den Palästen, an denen wir vorübergleiten, zieht insbesondere noch der dem Grafen Trevisano gehörige den Blick auf sich, in welchem, unweit der Seufzerbrücke, Bianka Capello gewohnt hat. Nicolo muß den mitfahrenden Frauen erzählen, wie Bianka, die Tochter des Bartolomeo Capello, um 1548 geboren, mit einem jungen florentinischen Ladendiener, Pietro Buonaventuri, entfloh und in Florenz in Dürftigkeit lebte, bis der Großherzog Franz kam, sah und siegte. Mit Johanna von Oesterreich verlobt, lebte er erst geheim mit Bianka, dann nach der Hochzeit öffentlich, erhob den Pietro zum Oberſthofmeister und ließ ihn 1570 aus dem Wege räumen. Bianka, um Franz an sich zu ketten, stellte sich, als solle sie von ihm Mutter werden, und schob ihm, der nur Töchter hatte, einen Sohn unter. Nach dem Tode seiner Gattin ließ er sich heimlich mit Bianka trauen und die Ehe 1579 öffentlich anerkennen. Der Senat von Venedig ernannte sie nun zur Tochter der Republik. Volksverhaßt durch ihren Stolz und durch ihren Bruder, der eine Zeitlang Minister war, wollte sie sich mit dem nächsten Thronerben, dem Cardinal Ferdinand von Medici, aussöhnen. Bei der Zusammenkunft mit ihm starb erst der Großherzog, dann Bianka, den 19. Oktober 1587, an Gift. Der Cardinal, natürlich daran unschuldig, gab an, Bianka habe ihn selber vergiften wollen, das Gift sey aber aus Versehen an den unrechten Mann gekommen, nämlich an den Großherzog, und nun habe sie aus Verzweiflung sich selbst vergiftet. Gewiß, eine würdige Tochter der Republik war sie, auch wenn sie nur „aus Versehen" am Gifte starb.

Mittlerweile sind wir unter der Seufzerbrücke hindurch auf die Riva dei Schiavoni gekommen, dicht vor das Hotel Danieli, den alten Palast Bernardo, an dem wir zu gutem Schlusse uns die eigenthümliche Art dieser venetianischen Palastarchitektur veranschaulichen wollen.

Schon die ältesten Paläste aus noch romanischer Kunstzeit stellen für alle folgenden die Anlage fest, welche für diese an der Wasserstraße und im Angesichte eines offenen heiteren Verkehrs gelegenen Bauten so vortrefflich erfunden ist. Die Haupträume der einzelnen Geschosse öffnen sich nämlich durch große offene Logen, durch hohe Fenstergalerien nach außen. Die Façade theilt sich der innern Einrichtung entsprechend in drei Theile, zwei schmalere Seitenstücke rechts und links und ein breites herrschendes Mittelstück. In der Mitte liegt unten die Vorhalle, in dem zweiten und dritten Stock der Hauptsaal, zu dessen Seiten befinden sich Nebengemächer. In den Hauptsaal fällt aus Fenster an Fenster volles Licht und durch die offenen Fensterlogen öffnet sich die freieste Aussicht aus diesen Prachtsälen auf den Kanal. In der romanischen Periode haben die Säulen dieser offenen Logen oder Fenstergalerien eine ziemlich byzantinisch arabische Form; die Bogen darüber bilden

Digitized by Google

theils beträchtlich überhöhte Halbkreise, wie bei Fundaco dei Turchi, theils sind es orientalisch geschweifte Spitzbogen, wie bei Loredan, Farsetti u. s. w. Als der germanische Spitzbogen eindrang und vor allem die untere Hälfte des Dogenpalastes so wunderschön durchbrach, wurden die Säulen schlank und leicht; ihre Bogen verschlingen sich oberwärts in ein heiteres, lustig durchbrochenes Rosettenwerk, in einer mehr phantastisch orientalischen als in streng und fein durchgebildeter germanischer Weise.

So steht das Hotel Danieli, obschon auch sehr gealtert, noch besonders klar und wirksam da. Der untere Stock ist mit zehn geschweiften, in der Spitze mit einer Blume endenden Spitzbogenfenstern durchbrochen; im mittlern Stock bringen zwei solche Fenster, bis zum Fußboden reichend, das nöthige Licht in die Nebenräume rechts und links, ein Altan ist vor jedem Fenster; der Hauptsaal dazwischen ist durch sechs auf Säulen ruhende, oben in Rosetten verschlungene Spitzbogenfenster von unten bis oben ganz nach außen geöffnet; nur eine niedere, durchbrochene Brüstung am Fußboden geht von Säule zu Säule. Die gleiche Eintheilung hat das obere Stockwerk, nur daß die hier breitere und etwas niedrigere Logenreihe ohne Rosettenschmuck über den Spitzbogen ist. Das fast flache Dach schließt mit einem Kranzgesimse auf Kragsteinen. Leichte gewundene Ecksäulen schließen die Schauseite rechts und links ab; die Fenster selbst sind alle von einem zierlich umränderten länglichten Viereck aus hellröthlichem Marmor umrahmt, und dieß nimmt sich auf dem lichtgelben Marmor, womit die übrige Wand bekleidet ist, noch besonders lustig aus. Ganz ähnlich ist der Palast Ca Foskari, den wir am großen Kanal gesehen, nur daß dieser vierstockig ist, die Altanen vor den großen Mittellogen des zweiten und dritten Stockwerks und darüber im vierten Stocke eine kleinere Säulenloge von nur vier Fensteröffnungen hat. An diesem Palaste ist die Mauerverkleidung von dunkelrothem Marmor, die Säulen und Rosetten, so wie die Umrahmungen der Fenster und Logen sind von weißem Marmor. Auch die zwei Balkone sind in weißem Marmor durchbrochen und an beiden Ecken der Façade wechseln breitere und schmalere Ecksteine aus weißem Marmor ab. Deßgleichen ruht das Kranzgesimse unter dem beinahe flachen Dache auf weißen Kragsteinen. Dieser eigenthümliche Farbenschmuck und die ganze Anordnung des Baus übt eine schlagende Wirkung auf den Beschauer und fordert unmittelbar zu einer Vergleichung mit den ebenfalls verschiedenfarbigen, aber freilich unendlich dürftigeren Ziegelbauten des Nordens heraus.

Als der moderne römische Baustyl, in Florenz zuerst durch Brunelleschi (1375—1444) ausgebildet, namentlich durch die Künstlerfamilie der Lombardi nach Venedig eingeführt wurde, blieb im Ganzen die heitere Anlage der Palastbauten mit den großen Fensterlogen an den mittleren Theilen; nur im Einzelnen wurden die Fensterbogen und Säulen in leichten und zierlichen antiken Formen gestaltet. — Und wenn auch, wie z. B. am Palast Vendramin Ca Lorgi, der reine Charakter der venetianischen Architektur vielfach beeinträchtigt wird durch diese aus einem ganz andern Geist geborenen Formen, namentlich durch das griechische gerade Gebälke, so war die alte Grundform doch auch für die folgenden Meister des sechzehnten Jahrhunderts, Sanmichele, Sansovino, Palladio u. s. f. maßgebend, wie z. B. der Palast Grimani, die jetzige Post, vom ersteren erbaut, immer noch, wenn auch nicht mehr so rein und bedeutsam, die Mittellogen von den Nebenräumen zu trennen weiß, nur daß eben die römischen Wandsäulen und Wandpfeiler, durch und durch Luxus und Lüge, mit ihrer schauspielenden Scheingröße überall ächte Schönheit und wahren Charakter vertreiben oder verderben, wie und wo sie auch angebracht seyn mögen.

Der herrliche Nachmittag lockt hinaus in's Freie auf's immer frisch anziehende Wasser. „Dem lieben Gotte weich nicht aus, findst du ihn auf dem Wege." Wir steigen im Vorüberfahren gleich gegenüber dem Dogenpalaste auf der Insel S. Giorgio aus, um der schönen Kuppelkirche einen Besuch abzustatten, die Palladio 1556 gegründet und Scamozzi 1610 vollendet hat. In der That, ein durch klare Verhältnisse ansprechender Bau schon von außen. Die große Kuppel ruht über der Vierung des griechischen Kreuzes auf hohen, mit korinthischen Halbsäulen besetzen Pfeilern; Querschiffe und Chor sind mit einer halben Kuppel überwölbt, vier korinthische Säulen schließen innen den Chor ab. Das Denkmal des Dogen Michael, des „Schreckens der Griechen," schmückt das Innere. In dieser Kirche wurde Pius VII. zum Papste gewählt, Napoleon zum Trotz. Die Kirche gehört zum Benediktinerkloster, dessen Refektorium und Umgänge mit jonischen Säulenarkaden und flachen Kreuzgewölben ebenfalls von Palladio gebaut sind. In der rechten Seitennische außen neben dem Portal steht das Bildniß des Dogen Sebastiano Ziani, unter dem Venedig herbe und glückliche Tage erlebte. Sein Vorgänger Michieli II. hielt es mit Alexander III. und mit Mailand gegen Barbarossa, demüthigte den Patriarchen von Aquileja und zwang ihn zu einem jährlichen Tribut von einem Ochsen und zwölf Schweinen, die den Patriarchen und seine zwölf Chorherren vorstellen sollten, war siegreich gegen den griechischen Kaiser, verlor aber fast seine ganze Armee durch die Pest, die mit ihm nach Venedig selber zurückkehrte, wofür der Doge in einem Aufstande 1173 ermordet wurde. Der griechische Kaiser in seinem Uebermuthe

Digitized by Google

ließ den Gesandten Venedigs, Henrico Dandolo, blenden, ohne daß die Stadt sich rächen konnte. Sicilien mußte ihr zum Frieden mit Byzanz verhelfen, Schulden und Anleihen waren nothwendig. Da ermannte sich Venedig, nahm den Papst in Schutz, schlug unter dem neuen Dogen Ziani am Himmelfahrtstage 1177 zwischen Pirano und Perenzo bei Salvore mit 30 Galeeren Barbarossas Flotte von 75 Schiffen und nahm deren Befehlshaber, Otto, den Sohn des Kaisers, gefangen. Der siegreiche, vom Papst mit dem Ringe zur Vermählung Venedigs mit der christlichen Meeresgöttin beschenkte Doge erlebte nun das Gräßliche, daß sein Sohn in dem Kloster von S. Giorgio von Hunden zerrissen wurde. Im Zorn darüber befahl er, das Kloster der Erde gleich machen. Still nahmen die Mönche den Spruch hin. Diese demuthsvolle Ergebung aber machte einen solchen Eindruck auf den alten Seehelden, daß er selber die Kutte nahm und sein Leben im Kloster beschloß (1179).

Wir lassen im Weiterfahren die Insel Sta. Elena und St. Servolo zur Linken, da Grazia, weiterhin St. Angelo und St. Clemente zur Rechten. Hier hüteten in der Zeit des lezten Aufruhrs die sechzehn Steirer vom Regiment Kinsky den Pulverthurm und drohten alles in die Luft zu sprengen, wenn man ihnen Gewalt anthun und die tägliche Nahrung nicht liefern würde. Hierauf geht es zum Kanal Orfano, wo die zum Tode im Wasser Verurtheilten ersäuft wurden, an der Contumazanstalt, an der Irrenanstalt und dem alten Lazareth vorüber nach der Insel San Lazzaro zum heitern armenischen Kloster.

Ursprünglich ein Hospital für Aussätzige, 1717 gänzlich verlassen, wurde die Insel von dem Armenier Mechitar aus Sebaste zu einem Sammelort für Landsleute und Glaubensgenossen erwählt, die in stiller Abgeschiedenheit den Wissenschaften und der Verbreitung europäischen Wissens in ihre orientalische Heimath leben. — Auf der Flaggenstange glänzt der Halbmond; rothbemalte Häuser mit prächtigen Gärten und Gärtchen voll von Oleander-, Mandel-, Lorbeer-, Feigen- und Granatbäumen, auch köstlichen Rebenlauben, ausgesuchten Blumen und einer bezaubernd schönen Aussicht auf Land und Meer und die dreiviertel Stunden entfernte Stadt, eine einfache Kirche und das schöne kluge Gesicht eines freundlichen jungen Klosterbruders, der in französischer Zunge uns die Sehenswürdigkeiten dolmetscht, geben uns und unsern Begleiterinnen reichen Stoff zur Freude und Unterhaltung. In der Druckerei wird eben ein Pfennigmagazin für den Orient in armenischer Sprache abgezogen. In der Bibliothek, in deren Mitte Mechitars Büste steht, ist eine reiche Sammlung orientalischer Handschriften, namentlich Uebersetzungen verloren gegangener griechischer Originalwerke. Die Mechitaristen selbst beschäftigen sich fleißig mit Uebertragungen europäischer Schriftwerke in's Armenische. So reihen sich in den Glasschränken die hier gedruckten und in den Orient von hier aus versandten armenischen Uebersetzungen von Virgil, Horaz, Milton, Bossuet, Homer, Young, Aesop, Geßner (Tod Abels), Paul und Virginie, Plutarch und Schillers Gedichten neben einander.

San Lazzaro und sein stilles freundliches Kloster war der Lieblingsaufenthalt Lord Byrons. Vom Pater Pasquale lernte er innerhalb eines Monats die armenische Sprache. Abends und Morgens fuhr er dann auf den nahen Lido hinüber, um da seine Pferde am Saume des brausenden Meeres zu tummeln, dessen Fluthen auch uns, während die Frauen an der Düne fernwärts Muscheln suchen gehen, Erquickung für Leib und Seele gewähren.

Während der Rückfahrt vom Lido vergoldet die zum Untergang sich neigende Sonne die Zinnen und Spitzen und Kuppeln der vor uns liegenden Stadt, so wie die von leichtem Hauche gekräuselten Wasser; gegen Südwesten hinüber stellen sich die euganeischen Hügel in das Zauberbild einer Fata Morgana; es ist als flößen die Hügel als lichtblaue Duftströme vom Himmel herab. Mit uns kehrt die österreichische Kriegsbrigg, aus dem weißen Kamin (wie sie bei Kriegsdampfern gewöhnlich sind) schwarze Rauchsäulen wälzend, von einer Spazierfahrt zurück, überholt uns bald und gewährt uns beim Vorüberfahren das lustige Schauspiel, wie die Matrosen auf's Kommandowort wie der Bliz die Wanden hinaufsliegen und droben auf Raaen und Mastkörben sich aufpflanzen, als wär's auf ebenem Paradeplaz.

Zum Schlusse laufen wir in den Kanal ein der am östlichen Ende der Riva dei Schiavoni zum Arsenal, diesem größten Waffen- und Schiffsplatz des Mittelalters, führt, dessen rothweiße Flagge trauernd an die alten Zeiten erinnert. Die rothen Backsteinmauern, die es umfassen, sind mit ausgezackten Zinnen gekrönt; rechts und links vom Wasserthor erhebt sich je ein viereckiger Thurm, aus rothem Backstein und weißen Ecksteinen erbaut, über der zinnengekrönten Galerie steht ein schmalerer stumpfer Aufsatz. An den Thurm linker Hand stößt das im Renaissancestyl erbaute Portal in den Arsenalhof. Der Markuslöwe schreitet in der sich über dem Portalbogen erhebenden Attika. Marmorne Kriegsgötter halten auf Postamenten neben dem Thore Wache. Rechts liegen drei große marmorne Löwen, links sizt ein größerer aus pentelischem Marmor zur Hut. Die zwei größten dieser Löwenfiguren lagen ehedem im Hafen von Athen. Morosini, der in der Akropolis lag und durch seine von einer Türkenkugel entzündete Pulverniederlage im Parthenon diesen schönsten Ueberrest Perikleischer Kunstherrlichkeit zertrümmerte,

Digitized by Google

entführte die Löwen nach Venedig. Brust und Seiten derselben sind mit Runen bedeckt; die Normannen haben sich darin ein Gedächtniß ihrer Seezüge in den Archipel gestiftet. Die Säle des Arsenals enthielten einst Waffen für 70,000 Mann; in der lezten Revolution geplündert, wurden sie eben wieder eingerichtet. Zwei Miglien im Umfang reiht sich Gebäude an Gebäude um die zwei Wasserbecken, in denen einst die Tausende von Galeeren gebaut und verwahrt wurden. Hundert Schiffe konnten einst zugleich unter Dach erbaut werden. Jezt ertönt neues Leben in den bisher verödeten Räumen. Oesterreich will eine Flotte haben, und was Oesterreich will, das weiß es auch zu thun.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Uebersicht der Theater.

Ich entsinne mich seit jener großen Ausstellung des Jahres 1842, auf welcher Lessing mit seinem Huß vor dem Concil zu Kostnitz die deutsche Kunst und Gallait und de Biefve mit der Abdankung Karls des Fünften und dem niederländischen Compromiß die neuere belgische Schule ruhmreich vertraten, keiner zweiten von gleicher Bedeutung wie die dießjährige. Alle Gattungen der Kunst, die große historische Composition wie Genre und Porträt, die Landschaft, die Marine wie die Architektur, die Thier- und Blumenmalerei wie das Stillleben, waren durch Meisterwerke von hervorstechendem Interesse vertreten. Nur eine Gattung steht allen übrigen nach: die der specifisch religiösen oder kirchlichen Bilder. Nicht als ob deren nicht in genügender Anzahl da gewesen wären; vielmehr begegnete uns diese Gattung fast in jedem Saale mit mehreren Exemplaren. Aber alle Werke dieser Richtung sind von untergeordnetem Werthe; selbst die Arbeiten der namhaftesten Künstler, wie Hübner in Dresden und Begas in Berlin, scheitern an der Klippe einer nicht mehr lebensfähigen und doch mühsam wiedererweckten Tendenz. Was die Maler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in naiver Einfachheit menschlich schön darzustellen wußten, das gewinnt in der raffinirten Abstraktion der Neueren eine widerwärtige Verzwicktheit. So Hübners Babylon auf dem Drachen, welche der Engel des Herrn dem Apostel Johannes als Abbild der Weltsünde zeigt. Sollte man es glauben, daß ein ästhetisch gebildeter Künstler es unternehmen kann, eine phantastische Vision, von der der Berichterstatter selber sagt, sie sey im Geiste empfangen, mit sinnlich derben Farben als einen mit den Augen zu sehenden, mit den Händen zu greifenden Vorgang auf die Leinwand zu tragen? Hübner hat es gethan. Begas aber mit seinem „Judaskuß“ streift nicht nur das Gebiet des Häßlichen, sondern erobert eine ganze Provinz desselben, da er in Christus weder die durchgeistigte Schönheit zu ergreifen, noch im Judas die gehässige Leidenschaft aus der Niedrigkeit des Ausdrucks zu erheben wußte. Wie unvergleichlich höher schwingt sich Nicaise de Keyser mit einem Gegenstande, welcher einem Höhepunkte rein menschlicher Kultur gewidmet ist! „Christoph Columbus, begleitet von seinem Sohne Diego, wird als Narr und Träumer behandelt,“ — so lautet der Titel des Bildes, und zur Erläuterung desselben, deren es übrigens für den Beschauer nicht bedürfte, fügte der Künstler folgende Worte Washington Irvings hinzu: „Viele verlachten seine Plane als Träume eines Verrückten, andere verachteten ihn als einen Abenteurer; man sagt, daß selbst die Kinder, wenn er sich blicken ließ, mit der Hand auf die Stirn deuteten, um den Sitz des vermeinten Wahnsinns ihm zum Hohn zu bezeichnen.“ Also Columbus vor der Entdeckung von Amerika! Ein eigenthümliches, noch nie versuchtes Unternehmen. Nur ein solcher Künstler konnte sich daran wagen, der überzeugt war von seiner Fähigkeit, das geistige Leben eines großen Menschen zu ergreifen und in dessen äußerer Erscheinung wiederzuspiegeln. Die Verhöhnenden sind Nebensache oder doch nur nothwendiger Rahmen für die dargestellte Persönlichkeit, diese aber ist eine Meisterschöpfung seltener Art. Columbus steht an der Küste des Meeres, vor sich das weite Element, mit dem bittern Gefühl, daß ihm die Mittel fehlen, das in seinem Geiste Feststehende, als nothwendig und unverbrüchlich Erkannte in die entscheidende That zu setzen. Aus seinem Antlitz leuchtet die Kraft des Gedankens und der Ueberzeugung, leicht überhaucht von der Trauer über seine Mittellosigkeit. Er weiß, seine Berechnungen sind unfehlbar, aber nur die Mächtigen der Erde können ihm helfen, das Werk zu vollbringen, das der Menschheit eine neue Welt erschaffen soll. Der Arme wird von der Menge verhöhnt, wie es jeder neuen Wahrheit, welche über den gewöhnlichen Inhalt des Zeitbewußtseyns sich erhebt, zu jeder Zeit erging. De Keyser schlug mit seinem Kunstwerk eine Saite der Kulturgeschichte an, die auf jedem Blatte derselben verwandte Akkorde berührt und durch ihre allgemeine Bedeutsamkeit nicht minder fesselt als durch die edle und lebenswarme Darstellung des einzelnen Ereignisses. Das Bild kam erst hier an, als bereits mehr denn die Hälfte der vorausbestimmten Ausstellungszeit verstrichen war; daher ich in meinem ersten Berichte seiner nicht erwähnen konnte.

Neben dem lebhaften Interesse, das die bildende Kunst durch zahlreiche großartige und werthvolle Erscheinungen gegenwärtig hier erregt, wendete sich die Theilnahme mit der fortschreitenden Jahreszeit auch wieder in erhöhtem Grade dem Theater zu. Zwar hat der Sommer in dieser Beziehung seine eigenen Genüsse, welche die spätere Jahreszeit mit sich fortnimmt, wie die verschiedenen Theater im Freien bei Kroll, in Hennigs und Teichmanns Blumengarten, aber in diesen leidet — abgesehen vom Werthe der Aufführungen — doch immer die Kunst allzusehr unter der Natur und sonstigen Einflüssen, als daß man ihnen gegenüber noch von Kunstgenuß reden könnte. Damit will ich nun freilich nicht sagen, daß man auf allen Winterbühnen Berlins künstlerische Eindrücke zu erwarten habe, was bei der Menge von Theatern, die jezt hier bestehen,

wohl auch von niemanden vorausgesezt werden kann. Mit der neuerdings eröffneten Königsstädtischen Bühne und der bereits concessionirten, doch noch nicht eröffneten Winterbühne im Kroll'schen Saale zählt Berlin in diesem Winter nicht weniger als sechs öffentliche Theater: die königliche Oper, das königliche Schauspiel, das Friedrich-Wilhelmsstädtische, das Vorstädtische, das Königsstädtische und das Kroll'sche Theater. Dazu kommen dann noch das große Circustheater vor dem Rosenthaler Thore und der elegante Circus olympiens von Renz. Gewiß für die Theaterlust einer Stadt von gegen 450,000 Einwohnern ein umfangreicher Apparat. Dennoch genügt er nicht, wie die kaum zu zählende Masse von Privat- und Liebhabertheatern beweist, deren die Königsstadt (der so genannte Stadttheil) allein ein Dutzend aufweisen soll.

An bedeutenden, großen und schönen Mitteln überragen natürlich die beiden königlichen Theater alle andern weit. Das Opernhaus ist einer der glänzendsten Säle der Welt, und auch das Schauspielhaus, das eines innern Neubaus wegen bis Ende dieses Jahres geschlossen bleibt, soll bei seiner Wiedereröffnung prächtiger strahlen als früher. Einen Verein von Sängerinnen ersten Rangs, wie Johanna Wagner, Luise Köster und Leopoldine Herrenburg-Tuczek, vermag kein zweites Theater in Deutschland aufzuweisen, und selbst für die große Oper in Paris sucht Meyerbeer schon lange nach Sängerinnen, welche den beiden erstgenannten ebenbürtig sind. Das männliche Sängerpersonal der Berliner Oper bildet zu jener Lichtseite leider den Schatten. Drei Tenore, Mantius, Pfister und Formes, vermögen den Mangel eines im vollen Sinne des Wortes ersten Tenors, wie Roger, Tichatschek, Ander es sind, wie Gerstäcker, Bader, Wurda, Wild es waren, nicht zu verdecken. — Im Schauspiel herrscht im Verhältniß der Männer zu den Frauen mehr Gleichgewicht des Werthes. Döring, Dessoir, Rott, Hendrichs, Liedtke sind Namen, die in der Bühnenwelt sich einen berechtigten Ruf erworben haben, ja im erstgenannten besizt Berlin eines der begabtesten schauspielerischen Talente aller Zeiten. Ginge nur bei Döring mit dem Talente die Intelligenz und die Bescheidenheit Hand in Hand, er könnte der größte Charakterdarsteller der Gegenwart seyn. Statt dessen vernachlässigt er sich in einer Weise, die ihn nicht selten zur niedrigsten Comödianterei hinabsinken und die Würde der Poesie durch wahre Verballhornung Schillerscher, Goethescher und Shakespearescher Dichtungen verleugnen läßt. Nur allzuhäufig geschieht es, daß Döring die Worte unserer ersten Dichter aus Bequemlichkeit, aus unverantwortlicher Ueberhebung seines „Genies" über die Arbeit eines sorgfältigen Studiums oder selbst über das gewöhnliche Rollenlernen, verschleudert und verfälscht. — Das Schauspiel weist einen Kreis von Darstellern beiderlei Geschlechts auf, mit denen jede dramatische Aufgabe würdig zu lösen wäre, stände nur darüber eine eben so kunsterfahrene als energische Leitung. Hieran gebricht es leider, und daher schwanken die Vorstellungen von hoher Vortrefflichkeit einzelner Leistungen wie der gesammten Aufführung durch alle Grade und Stufen abwärts, je nachdem sich das Gesammtspiel von selber macht oder nicht. Von eingreifender Führung der Regie ist keine Rede. Eduard Devrient, auf den wir hofften, ist nach Karlsruhe gegangen, um dort eine seiner Einsicht, seinen Kenntnissen und Verdiensten entsprechende Wirksamkeit zu finden.

Bis in den Anfang der zwanziger Jahre waren die beiden königlichen Bühnen die einzigen öffentlichen Theater in der preußischen Hauptstadt. Dann entstand zuerst das Königsstädtische Theater, anfangs für die heitern Gattungen des Lustspiels und der Posse, wie des Singspiels bestimmt. In diesem Bereiche hat es zu verschiedenen Perioden Ausgezeichnetes geleistet. Karl v. Holtei, Angely, Albini und andere Dichter auf dem Gebiete des Komus verdienten sich auf der Königsstädtischen Bühne ihre Sporen, Willibald Alexis, F. W. Gubitz wandten ihre producirende Thätigkeit ihm zu, alles Neue wurde munter und frisch angegriffen und dargestellt, eine Reihe der vortrefflichsten Komiker, Angely, Spitzeder, Schmelka, Rösike u. a. unterstüzten die Bemühungen der Schriftsteller und der Regie; es war eine eben so lebendige als fruchtbringende Regsamkeit auf der neuen Bühne. Wäre sie der eingeschlagenen Bahn treu geblieben, hätte sie immer wieder die Dichter und Darsteller im Dienste Thaliens gesammelt und dahin gestrebt, nach wie vor eine der ersten komischen Bühnen zu seyn, ohne sich auf Seitenwege zu verirren, es wäre für ihre Entwicklung und ihren Bestand günstiger gewesen als die allerdings außerordentliche, aber kurze Glanzperiode einer übermäßig theuer bezahlten Oper. Die Primadonna allein, Henriette Sontag, erhielt einen jährlichen Gehalt von 13,000 Thlr. Die Actionäre machten Bankerott, allerdings mit dem Bewußtseyn, einige Zeit ein Theater vom ersten Rang gehalten zu haben, aber doch mit bedeutenden Verlusten. Der König deckte dieselben und übertrug die Direktion dem bekannten Cerf, der Oper und Schauspiel in demselben Maßstabe fortführte und daher jedes Jahr eines königlichen Zuschusses bedurfte. Längere Zeit noch blieb die Oper vortrefflich, einmal noch stieg das Schauspiel zu einem Ensemble von hoher Auszeichnung empor, als Beckmanns komisches Talent sich entfaltete und neben ihm Komiker wie der alte Schmelka, Plock, Peters, Wahlbrück, Wilke u. s. w. wirkten. Aber die financiellen Zustände des Theaters verschlechterten sich immer mehr; ihnen aufzuhelfen war es am wenigsten geeignet, daß die Direktion eine italienische Oper verschrieb. Auch auf diesem neuen Terrain verdankte das Berliner Publikum dem Königsstädtischen Theater viele Genüsse. Der Liebling desselben, die ausgezeichnete Sängerin Hähnel war geblieben. Neben ihr entzückte die Mailänderin Laura Assandri. Die Pasta, Rubini ließen sich zum erstenmal in Berlin im Ensemble mit ihren Landsleuten hören. Aber neben dem glänzenden Abwege der italienischen Oper siechte das deutsche Schauspiel bald elend dahin, weil die Direktion die Hauptsache als Nebensache behandelte. Der alte Cerf starb; was er nicht verdorben hatte, verdarb der Unverstand seiner Erben. Vor zwei Jahren mußte das Theater, da auch der König den Zuschuß verweigerte, geschlossen werden, eine reiche Geschichte, aber auch eine gewichtige Lehre hinterlassend. In der Beschränkung auf ein bestimmtes Feld Bedeutendes zu leisten, muß die Aufgabe derartiger Privatinstitute neben den großen königlichen Theatern seyn. In der Zersplitterung ihrer Kräfte und Mittel nach vielen Seiten hin können sie mit lezteren

Digitized by Google

nicht eoncurriren, auf einzelnen Gebieten aber, bei ausschließlicher und einsichtsvoller Pflege derselben sie übertreffen, wie das Königsstädtische Theater es in mehr ols einer Epoche bewiesen hat. Leider ging die Einsicht ous und domit die Befähigung zur Existenz. Dos Gebäude fiel dem Könige zu, der den innern Raum zu Privatwohnungen einrichten ließ. Dieß ist um so mehr zu bedouern, als die nun vernichtete Bühne und der dozu gehörige Zuschauerraum in jeder Beziehung zweckmäßig und gefällig construirt waren, eben so okustisch als bequem für dos Auge. Ein Sohn des verstorbenen Cerf bewarb sich seit Jahr und Tag um eine Erneuerung der Concession. Er erhielt nun allerdings die polizeiliche Bewilligung zur Errichtung eines neuen Theoters, aber nicht die ebensolls erbetene Benutzung des früheren Lokals. Var der Hand ließ er nur den Nomen des Königsstädtischen Theaters wieder onsleben, miethete jedoch zur Eröffnung seiner Vorstellungen das ehemalige ältere Circuslokal auf der Friedrichsstadt, dos der Kunstreiter Renz benuzt hatte, bevor er den für Dejean erbauten geschmockvolleren Circus bezog. Das definitive Lokal beabsichtigt Cerf der Jüngere in der Königsstodt zu erbauen, wo in der That auch ein Theater fehlt, doch soll es zu dem Bauunternehmen noch am Besten fehlen. Aus seiner Ansproche on dos Berliner Publikum ließ sich allenfalls abnehmen, daß er die seinem Vater gewardene Lehre begriffen hobe. Er will sich auf die komische Gottung ausschließlich beschränken. Ob er indessen einem so verwöhnten Publikum gegenüber, wie die Berliner gegenwärtig sind, wohl gethan hat, mit einem unfertigen Unternehmen in die Oeffentlichkeit zu treten, möchte ich bezweifeln. Das Mangelhafte seines Personals kann für das unbequeme Interimistikum der gemietheten Räumlichkeit schwerlich entschädigen, weckt vielmehr die Verwunderung über seine Eile.

Ein kleines, ober elegantes Theater ist das in der Friedrich-Wilhelmsstodt, 1848 gegründet. Es hat sich, wie einst dos erste Königsstädtische Theater, obwohl mit viel geringeren Mitteln, mit viel unbedentenderen Komikern, durch seine Regsamkeit und namentlich die Munterkeit seiner komischen Darstellungen bei unserem Publikum eine schnelle Beliebtheit errungen und dem Königsstädtischen Theater in dessen leztem Hinschwinden siegreiche Concurrenz gemacht. Ein guter Wiz, gut vorgetragen, hat für den Berliner immer seinen wirksamen Reiz. Jezt aber will auch das Friedrich-Wilhelmstheater über seine bisherige Sphäre hinaus. Daß es seit länger als einem Jahr die komische dentsche Oper neben Posse und Rührspiel kultivirt, will ich nicht zu den Verirrungen rechnen, da es in dem vortrefflichen Komiker und Buffo Düffke eine tüchtige Stütze derselben besaß. Mit dem Anfang dieses Winters aber hat die Friedrich-Wilhelmstädtische Direktian nach dem nicht eben glücklichen Varbilde der Königsstadt eine italienische Oper engogirt. Eine ousgezeichnete Primodonna, Signora Fodor, zwei schöne Tenorstimmen — dieß ist alles; genug für den ersten Anreiz, aber schwerlich van dauernder Anziehungskraft. Zugleich liegt die Verlockung wieder sehr nahe, über dem glänzenderen Spielzeug der italienischen Oper, das doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Kreis von Verehrern zählt, den Grund und Boden zu vergessen, auf dem die Beliebtheit dieser Bühne erwachsen. Doß es doch den meisten Menschen, die einen Erfolg errungen haben, so schwer wird, sich mit richtiger Abschätzung von Zweck und Mitteln auf selbstgezogene Grenzen eines bestimmten Berufes zu beschränken! Wie die Menschen, so die menschlichen Institute!

Dos Vorstädtische Theater ist eine Bühne dritten Rangs, aber wos Eifer und Lebendigkeit angeht, nicht ohne Verdienst. Wohlfeile Preise, welche für ganze Fomilien sich auf die Person noch geringer stellen als für den Einzelnen, erleichtern den Eintritt. Die noch uneröffnete Kroll'sche Bühne liegt im prochtvollen Königssaale, so doß dieser den Zuschauerraum bildet, und wird ihre Varstellungen mit vorhergehenden Concerten verbinden. Im Circustheater vor dem Rosenthaler Thore concurriren die Menschen ouf den Brettern mit den Pferden und Bajazzi im Sande der Arena; im Renz'schen Circus endlich wird das edle Roß vollständig zur Hauptsoche. Hier heißen die ersten Künstler Ali, Mirza, Cäsar u. s. w. Rechnen Sie zu allen den Circenses, die ich so eben übersichtlich geschildert, noch die Menge von Weihnachtsausstellungen, welche mit Glonz und Pracht uns bevorstehen, die öffentlichen Concerte und Bälle von anderthalb oder zwei Thalern das Billet bis zu fünf Silbergroschen und freier Damenbegleitung, die Privattheater, die Kränzchen, in denen getanzt und musicirt wird u. s. w., so werden Sie gestehen, doß der Berliner Gelegenheit hat, sich weidlich zu vergnügen, und der Fremde, welcher uns die Ehre seines Besuchs schenkt, des Vergnügens nicht zu entbehren brouchte. Der Berliner kann übrigens von diesem Artikel eine tüchtige Portion ertragen, ohne sich sobald den Mogen zu verderben.

Digitized by Google

Essen, December.

Lage, Industrie, geistiger Charakter der Stadt.

Was ist Essen? wo liegt Essen? Diese Frage schwebt vielleicht manchem Leser auf der Lippe, wenn er die Ueberschrift dieses Briefes liest. In Holland liegt ein kleines Städtchen Assen, in Oldenburg ein Marktflecken Essen und im Königreich Hannover — nicht weit von der Hunte, wo diese aus der westlichen Weserkette in das norddeutsche Flachland tritt, also auf dem Nordabhange der Weserkette — ebenfalls ein Marktflecken Essen. — Das Essen, aus dem ich den gegenwärtigen Brief schreibe, ist weder das oldenburgische noch das hannoversche, sondern das preußische, nicht Essen an der Hunte, sondern Essen an der Berne. Die Berne ist aber nicht ein Fluß im Munde, sondern ein Bach, der in der Nähe Essens aus zwei Quellen entsteht, in nordwestlicher Richtung der Emsche zufließt und mit dieser vereinigt seine Gewässer zwischen der Ruhr- und Lippemündung dem Rhein zusendet. Für den, der eine ausführlichere Karte zur Hand nehmen will, bemerke ich, daß Essen etwa unter dem 51,4° nördlicher Breite und dem 24,6° östlicher Länge liegt und in politischer Beziehung zum Regierungsbezirk Düsseldorf und zum Kreise Duisburg gehört. Früher gehörte die Stadt unter gewissen Beschränkungen zum Hochstift Essen, das mit der Abtei Werden und nach fünfzehn andern auf dem Reichstage die rheinische Prälatenbank bildete, welche zusammen im Reichsfürstenrath eine Stimme, und zwar die siebenundneunzigste hatte. Die lezte Fürstin des Hochstifts war Maria Kunigunde, „geborene königliche Prinzessin von Polen, Herzogin zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgräfin in Thüringen, Markgräfin zu Meißen, Ober- und Niederlausitz, Burggräfin von Magdeburg, gefürstete Gräfin zu Henneberg, Gräfin zu Barby und Hanau, Aebtissin der kaiserlichen freien weltlichen Stifter zu Essen und Thorn.“ Nach dem Lüneviller Frieden wurde das Stift aufgehoben und kam im Jahr 1803 nebst der Stadt Essen an Preußen. Zum Stiftsgebiete gehörte auch das kleine Städtchen Steele; schon im Jahr 938 wurde dort ein Reichstag gehalten.

Die Existenz Essens dürfte nach dem Gesagten über allem Zweifel erhaben seyn. Ueber die Lage der Stadt und die Physiognomie der Umgebung bemerke ich noch folgendes. Vom Paderborner Hochlande aus und im Anschlusse an das Plateau von Peritan (Britan) zieht sich von Osten nach Westen auf der rechten Ruhrseite ein Gebirge bis dahin, wo Lenne und Enneye in die Ruhr münden. Dieses Gebirge heißt der Haarstrang; an seiner nördlichen Abdachung liegt die durch ihre Fruchtbarkeit weltberühmte Soester Börde und der Hellweg, südlich das unfruchtbare Sauerland. Die westliche Fortsetzung des Sauerlandes, also das Land zwischen Ruhr im Norden, Lenne im Osten, Wupper im Süden, der Rheinebene im Westen, finden wir auf geognostischen Karten als „bergisch-märkisches Kohlengebirge“ bezeichnet. Dieses Kohlengebirge streicht als ein wellenförmiges Hügelland nördlich über die Ruhr hinaus, etwa in einer Entfernung von zwei Stunden Weges. Fast auf der nördlichen Grenze dieses Hügellandes, also hart an der Scheide zwischen dem norddeutschen Tieflande und dem norddeutschen Berglande, liegt die Stadt Essen. Essen liegt in einer schönen Gegend, ist das Erste, was Ihnen ein geborener Essender von seiner Vaterstadt zu rühmen weiß. Es ergeht ihm darin wie dem Castellan von Stolzenfels. Der Mann ist aus der sandigen, einförmigen Mark Brandenburg gebürtig. Als eines Tages mehrere Fremde den Stolzenfels besuchen und ihm gegenüber die „schöne Gegend“ rühmen, versezt er, hingerissen von seinen heimathlichen Erinnerungen: „Da sollten Sie erst bei mich zu Hause kommen, das ist eine Gegend, lauter Gegend!“ Etwas sehr Treffendes würde der Essender dagegen sagen, wenn er die Umgebung von Essen als eine sehr „nüzliche Gegend“ rühmte. Was dieselbe außer den wellenförmigen Erhebungen und Senkungen des Bodens charakterisirt, sind die zahlreichen Schornsteine der Zechen und Fabriken, die in schlanker, minaretartiger Form zur Höhe von 100 bis 150 Fuß emporsteigen und ihre tiefschwarzen Fumaroien in die Luft wirbeln. Elberfeld trägt ganz den Charakter einer Gebirgsstadt; Essen, an dem Uebergangspunkte des Gebirges in die Ebene gelegen, erinnert in seiner Bauart nur noch in wenigen Zügen an das Gebirge. Landbau — man kann nach dem oben Gesagten das Land als die westliche Fortsezung des Hellwegs ansehen — und Bergbau sind die beiden vornehmsten Erwerbsquellen, doch so, daß der Bergbau der Gegend wie dem socialen Leben der Bevölkerung den eigenthümlichen Charakter gibt. Die nördliche Abdachung des Haarstrangs bewohnt der kernige Bauer von altem Schlage, wie ihn Immermann in seinem Hofschulzen dargestellt hat; die nördliche Abdachung des bergisch-märkischen Kohlengebirges bewohnt dagegen ein städtischer Bauer, der nichts weiß von fester Sitte und festen Formen. Den größten Gegensaz zu der Umgebung von Essen bildet die Münstersche Tiefebene; dort die größte Einförmigkeit, hier, wo Berg und Ebene sich berühren, die größte Mannigfaltigkeit; dort fast allgemeiner Wohlstand, hier der Gegensaz von Arm und Reich (das Vermögen eines Steeler Einwohners wird auf fünf Millionen Thaler geschäzt); dort ist die Bevölkerung streng katholisch, hier wohnen Katholiken und Protestanten in bunter Mischung neben einander; dort sieht der eine Landbewohner so ziemlich aus wie der andere, hier hat jeder seine eigenthümliche Physiognomie. Denn der eine ist Bergmann, der andere Bauer, der eine versieht im Schacht dieses, der andere jenes Amt, der eine arbeitet in einer Glashütte, der andere in einer

Digitized by Google

Stahlfabrik, der eine beschäftigt sich an der Eisenbahn, der andere mit der Schifffahrt auf der Ruhr. Der Transport von Kohlen auf der Ruhr und dem Rhein ist, wie Sie wissen, sehr bedeutend; aber nicht minder bedeutend ist der Transport auf der Eisenbahn. Von Steele führt eine Eisenbahn im Thal der Ruhr und eines Baches, der sich in die Ruhr ergießt, bis an die bergisch-märkische Bahn, die Elberfeld und Düsseldorf und Dortmund verbindet; diese Eisenbahn ist nur für den Transport von Kohlen erbaut worden. Die Köln-Mindener Bahn durchschneidet nördlich von Essen das Embscher Bruch; mehrere Zweigbahnen führen von ihr aus zu den verschiedenen Zechen, Zweigbahnen, die vollständig eingerichtet sind wie die Hauptbahn, also mit Lokomotiven, Telegraphen, Häusern für die Bahnwärter u. s. f. Kurz, überall herrscht die größte Mannigfaltigkeit des Strebens, die größte Rührigkeit im Handel und Verkehr, und die Dichtigkeit der Bevölkerung gibt der des Kreises Elberfeld nur wenig nach.

Die Stadt Essen mag etwas über 10,000 Einwohner haben. Ihr Ursprung ist in den ersten Anfängen des deutschen Mittelalters zu suchen, da das Stift Essen schon im Jahre 877 vom Bischof Alfred von Hildesheim und dem Grafen Luthard von Cleve gegründet wurde. Dennoch wird man nur durch wenige Ueberreste der Vergangenheit an das hohe Alter der Stadt erinnert; die Gegenwart hat rücksichtslos ihre Macht geltend zu machen gewußt. Wer aus rheinischen Städten, etwa aus Kreuznach, Coblenz u. a. O. nach Essen kommt, tritt in eine vollständig neue Welt; dort geben mittelalterlich gebaute Häuser der Stadt ihre Physiognomie, hier die Schornsteine der Fabriken und Zechen. Die Kirchen der Stadt sind ziemlich ohne Styl aufgeführt. Die rheinischen und westphälischen Fürsten hielten früher in Essen die Fürstentage und die Bischöfe die Synoden, aber nichts deutet mehr die Lokale an, in welchen diese Versammlungen stattfanden. Vor den Thoren und an den Wällen finden sich zahlreiche, villenartig gebaute Häuser, theils mit, theils ohne Geschmack aufgeführt. Griechische Säulen und Verhältnisse unten, holländisches Dach oben, das ist eine Bauart, die man an mehr als Einem Hause wahrnehmen kann. Unmittelbar an der Eisenbahn liegt das Landhaus eines reichen Essender Bürgers, Villabella getauft, aber die Lage dieses Landhauses ist so unglücklich gewählt, wie es nur möglich war. Denn soll das Landhaus überhaupt einen Zweck in der Welt haben, so ist dieser doch offenbar, daß es dem reichen Fabrikanten oder überhaupt dem reichen Städter ein Asyl gewährt, in das er sich aus den Wirren und dem Treiben des Tages flüchten kann. So sieht zum Beispiel der Hamburger Kaufmann sein Landhaus an; darum schmückt er die nächste Umgebung desselben mit schönen Gärten, das Innere des Hauses mit Kunstwerken. Ist er des prosaischen Lebens überdrüssig, so kann er auf dem Lande der poetischen Ruhe genießen; vom hohen Elbufer schaut er auf den weiten Spiegel der Elbe, stolze Dreimaster schwellen ihre Segel und zahlreiche Dampfschiffe fahren den Strom auf und ab, aber das Pfeifen einer Lokomotive dringt nicht in sein Ohr, der Dampf nicht in seine Nase. Das erwähnte Essender Landhaus ist dagegen so gebaut, daß etwa vier Schritte von der Treppe entfernt die Schienen der Eisenbahn liegen. Dicht neben dem Landhause und ebenfalls an der Bahn ist ein sogenannter Venustempel erbaut, der untere Theil fast in griechischem Styl, die zu große Kuppel paulskirchenartig; im Innern soll nächstens die Statue der Venus aufgestellt werden. Die Umgebung beider Gebäude besteht aus Unland, wie der Geograph Roon es nennen würde, oder aus Sumpfwasser; man begreift nicht, was die Häuser in dieser Umgebung sollen. An den Fenstern der Villa läßt sich sehr bequem der Kohlentransport studiren, da etwa fünfzig Schritte vom Venustempel entfernt die Eisenbahn der Zechen in die Köln-Mindener Bahn mündet; das ist die einzige erbauliche Seite, die ich der Lage der villa bella und des Venustempels abzugewinnen vermag.

Geld besitzt Essen, aber wenig Geist. Ich meine, Humboldt äußert irgendwo, daß alles andere Glück des Menschen klein sey, wenn ihm der Adel der Seele fehle; wenn auch nicht im Großen, so kann man doch im Kleinen hier die Wahrheit jenes Satzes beobachten. Die Bevölkerung ist theils katholisch, theils protestantisch; Wohlhabenheit und Intelligenz finden sich vorzugsweise bei den Protestanten, was zum Theil in historischen Verhältnissen der Stadt seinen Grund haben mag. Die Nahrungsquellen und Erwerbszweige sind bereits angedeutet worden. Geldgeist und Geldstolz herrschen auch hier, wie in jeder kleineren Industriestadt, wo alles Dichten und Trachten auf den Erwerb gerichtet ist und jede durchgreifende geistige Anregung mangelt. Dennoch ziehe ich Essen in dieser Beziehung jeder andern Industriestadt im Gebiete der Ruhr vor. Es scheint wenigstens Sinn für geistige Interessen vorhanden zu seyn, wenn es auch an den Mitteln und den Personen fehlt, um diesen Sinn zu entwickeln. Ein wissenschaftlicher Verein ist vorhanden; über seine Wirksamkeit vermag ich indeß nichts zu sagen. Das Gymnasium zählt über 200 Schüler. Die Idee, ein Theater zu erbauen, hat sich der Köpfe mehrerer wohlhabenden Einwohner bemächtigt, und ich zweifle deßhalb nicht, daß sie über kurz oder lang ausgeführt werden wird. Ich pflege, wenn ich nach einem mir unbekannten Orte komme, unter andern auch den Catalog der Leihbibliothek durchzublättern, um aus demselben einen Schluß auf die geistigen Bedürfnisse der Einwohner zu machen. In Essen bin ich durch den Catalog der Bädekerschen Leihbibliothek überrascht worden, wie noch nie zuvor durch den Catalog einer Leihbibliothek. Derselbe ist zwar nicht sehr beleibt, aber er zeigt ein durch und durch wissenschaftliches Gepräge der Bibliothek an. Sie finden in demselben verzeichnet die geographischen Werke von Ritter, Hoffmann, Schubert u. s. f., die naturwissenschaftlichen von Humboldt, Arago, Lyell, Link, Oersted, die historischen von Ranke, Raumer, Schlosser, Wachsmuth, Droysen, Pertz, Heeren, Gervinus, Hormayr, Hurter, Menzel, Leo, Möser, Macaulay, Sismondi, Gibbon u. s. f., die philosophischen von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, fast alle Sammlungen von Reisebeschreibungen, die Reisebeschreibungen eines Raumer, Chamisso, Forster, Wagner, Kohl, Lepsius, Chateaubriand, Dumas, eine ganz gute Auswahl der deutschen klassischen Dichter und Schriftsteller und eine Reihe guter Uebersetzungen ausländischer Klassiker, namentlich auch der griechischen und römischen. Die ganze

Bibliothek enthält etwa 7000 Bände. Es mag seyn, daß Bädeker hie und da bei der Anschaffung neuer Werke mehr auf sein Urtheil gibt, als auf die Neigung der Leser, aber in zu schroffem Widerspruche kann er nicht mit ihnen stehen, weil dieselben sich sonst anderswo nach geistiger Nahrung umsehen würden. Verlangte das Publikum Ritter- und Räubergeschichten, die in der Regel in den Leihbibliotheken am zahlreichsten vertreten sind, so würden sie ihm auch verabreicht werden, wenn nicht durch die Bädekersche Leihbibliothek, so durch eine andere. Es scheint dieser Umstand ein Beweis mehr zu seyn für die Behauptung, die vor einiger Zeit in der Allgemeinen Zeitung aufgestellt wurde, daß nämlich die Bewohner der Kohlendistrikte geistig besonders empfänglich, rührig und neuerungssüchtig seyen. Wäre Essen eine Stadt von der Größe wie Elberfeld, so würde ich wahrscheinlich nicht von Geist- und Geschmacklosigkeit zu reden haben.

Digitized by Google

Paris, December.

(Schluß.)

Theater. — Die Rachel als Roxane.

Die Kunst hat nicht die Täuschung zum Zweck; wo wir die Absicht derselben erkennen, fühlen wir uns unangenehm berühret wie vor einem lebensgroßen Wachsbilde. Die Natur gleicht der Wahrheit einer Beobachtung, die Kunst der Wahrheit eines Experiments. Das Bild gleicht der Natur weder dem Maßstabe noch der Farbe nach; was es uns zum Kunstwerk macht, ist nicht die *Wahrheit*, sondern die *Harmonie* seiner Theile. Man nehme ein Bild in seinen Größenverhältnissen, in den Farben, in den Lichteffekten, so wird man überall sehen, daß der künstlerische Werth nicht in der unmittelbaren Ausführung der einzelnen Theile besteht, sondern in dem *Verhältnisse, in dem richtigen Verhältnisse* der Theile unter sich. Die Kunst hat andere Mittel als die Natur, nur in der Harmonie der Verwendung gleicht sie derselben, soll sie ihr gleichen. Die Lichter, welche beim Gemälde zu verwenden sind, können nicht so *hell* seyn wie in der Landschaft selbst, deßhalb müssen auch die Schatten *dunkler* seyn. Der einzelne Fleischton gleicht oft nicht im entferntesten (haben wir ja Aquatinta- und Sepiabilder) der natürlichen Farbe, aber durch die Verbindung, das Verhältniß der Töne unter sich entsteht für uns der Eindruck der Wahrheit. Nicht durch Licht und Schatten, nicht durch die Effekte entsteht das Kunstwerk, sondern durch die harmonische Verbindung derselben zu einem Ganzen, mit einem Worte durch die *Mitteltöne*. — Ich bin Jahre lang ein eifriger Beobachter unseres lezten großen Mimen, Carl Seydelmanns, gewesen, und keiner dürfte geeigneter seyn, als Beleg meiner Ansicht über die ästhetische Grundbedingung eines Kunstwerks zu dienen. Seydelmann war von Natur mit außerordentlich geringen Mitteln ausgestattet; Künstler wurde er, und ein großer Künstler, durch die Art wie er sie verwendete. In jeder seiner Rollen war inneres, richtiges Verhältniß, Harmonie. In diesem innern Maßstabe stand er würdig den ersten Mimen, den Eßlair, den Devrient zur Seite; nur weil ihm der äußere Maßstab fehlte, das heißt der Umfang der ihm von der Natur verliehenen Mittel geringer war, stand er hinter jenen zurück. — Die Rachel hat von der Natur ein vortreffliches Organ, eine passende Gestalt, ausdrucksvolle Gesichtszüge empfangen, sie versteht die Leidenschaft, sie ist in den Licht- und Schattenpartien groß, aber es fehlt ihrem Spiel die innere Harmonie, das innere Verhältniß, das Maß der Leidenschaft: sie hat von den Mitteltönen keinen Begriff. Daher ist sie in den Effekten so wirksam, und so platt, so gewöhnlich in den Uebergängen. Licht und Schatten sind gleich in allen Bildern, so verschieden man sie auch aufsezt, mit ihnen schafft man keine Charaktere, keine Rollen. Rachel Felix hat bis jezt keine Rolle, d. h. keine Individualität zu schaffen verstanden, so bewundernswürdig sie in manchen ihrer Darstellungen ist. — Wer erinnert sich nicht an Seydelmanns Mohr im Fiesko, wer nicht an seinen Carlos im Clavigo u. s. w.? Das waren durch und durch individualisirte Gestalten und Charaktere; wie vom Lear konnte man sagen: „jeder Zoll ein König.“ Und doch waren Seydelmanns Mittel nur ärmlich, aber seine Kunst bestand in der Benutzung derselben.

Roxane gilt und ist eine der besten Rollen der Rachel, weil sie sich eigentlich nur in Effekten bewegt, von Liebe, Haß und Eifersucht wechselseitig zerrissen hin und her schwankt. Da ist immer nur Licht und Schatten, aber vor lauter Licht und Schatten zerfließt am Ende das Bild. Die Rachel geht bekanntlich absichtlich stets in Sprüngen; bald entperlen die Worte ihren Lippen kalt, monoton, bald schreien sie laut auf in wildester Leidenschaft; sie ist bald ruhig und still, während der innere Sturm ihr Gesicht bewegt, bald eisern und starr in ihren Zügen, während ihre Worte diese Ruhe Lügen strafen. Allen diesen Effekten liegt eine genaue Beobachtung, eine geniale Auffassung des Menschenherzens zu Grunde, aber troz alles Eindrucks genügt das zu einem ästhetischen Kunstwerk keineswegs. — Ich habe sie in Deutschland, in London, in Paris, in fast allen ihren Rollen gesehen; der Eindruck ist mir überall derselbe geblieben. Bei der entschiedenen Einseitigkeit in der künstlerischen Begabung der Schauspielerin muß die Kritik, wenn sie gerecht seyn will, nicht den allgemeinen, sondern den französischen Standpunkt behaupten, denn die Rachel ist durch und durch eine französische Schauspielerin. Wenn sie auch, der Nationalität nach Jüdin, vielleicht in vielen Zügen ihres Charakters nicht vom erblichen Typus ihres Volkes abgewichen ist, so ist doch ihre Bildung und ihr Publikum französisch. Es besteht eine Gegenseitigkeit zwischen dem Schauspieler und dem Zuschauer; jener vermag diesen zu sich herauf zu ziehen, dieser zieht jenen zu sich herunter. Die Franzosen waren von jeher arm an Charakteren, wenn gleich reich an genialen Geistern; sie besitzen keine Leidenschaft, aber sie sind leidenschaftlich. In ihrem Leben wie in ihrer Kunst haschen sie daher nach dem Effekt, sie lieben wie der Leidenschaftliche die Bewegung, während die höchste Leidenschaft still und ruhig ist. Im Gesicht der Rachel aber in ihrer Sprache arbeitet und wogt es fortwährend, es ebbt und fluthet, wenn nicht die todte Ruhe der Abspannung aus ihr spricht. In den französischen Bildern der neueren Schule ist absichtlich die Sorgfalt der Behandlung, der Ausführung um so geringer, je weniger die bezüglichen Theile hervortreten sollen; dadurch wird natürlich der Eindruck, der momentane Erfolg erhöht, vor der Kritik läßt sich aber eine solche nur auf Effekthascherei berechnete Behandlung

Digitized by Google

nicht rechtfertigen. Diese Methade hat viel Aehnlichkeit mit der absichtlichen Zurückstellung aller andern Rallen neben der der Rachel. Das mag für ihren Ruhm praktisch seyn, für ihr ästhetisches Gefühl spricht es nicht. Die Rachel treibt Freskomalerei, sa hart und unverbunden liegen die Töne nebeneinander, sa stark und kühn sind die Pinselstriche, mit denen sie malt. Bei der Genialität, mit der sie begabt ist, weiß sie den unangenehmen Eindruck, den dieser grelle Wechsel gibt, zu verdecken, indem sie durch einen noch größeren aber neuen Effekt den frühern vergessen läßt; aber an ihrer Schwester sieht man, wahin diese Richtung der Kunst führt. Alle einzelnen Töne, welche diese anschlägt, sind richtig, aber statt einer Harmanie sind es nichts als grelle Dissananzen. Lachen und Weinen, Haffnung und Verzweiflung falgen sich wie die Purzelbäume eines Hampelmanns, wenn man am Faden zieht, man weiß nicht warum, wazu, wahin. Es ist im Spiel kein Anfang nach Ende, es geschieht etwas, aber es entwickelt sich nichts. Sa kammt auch die Rachel selber als Roxane fix und fertig auf die Bühne, und ihr erstes Wart, ihr erster Blick, ihr erster Schritt läßt keinen Zweifel darüber, wen wir var uns haben. Das liegt allerdings zum Theil am Stück, aber zum Theil auch an der Schauspielerin, denn individuell blieb ihr immer überlassen, die Nothwendigkeit der Entwicklung nachzuweisen. Dieser Aufschlag der Augen, dieses Zucken der Mundwinkel, dieses verächtliche Aufwerfen der Lippe, dieser Hahn im Verziehen der Wange, diese Ahnung der Eifersucht in den sich öffnenden Nasenlöchern, diese Gewißheit befriedigter Rache in dem nur halb geschlassenen Munde ist wunderbar schön; wie gebieterisch wirft sich der Kapf auf dem Halse, wie verächtlich zuckt die Schulter, wie imponirend hebt sich die Hand, welche despatische Sicherheit des Befehls klingt aus dem fast dämonischen »Sortez;« aber über all diesen einzelnen Schönheiten kann der ästhetische Betrachter das Ganze nicht vergessen. Ich gehe immer betäubt, aber nicht befriedigt aus ihren Varstellungen nach Hause, jedesmal überzeugter, daß dieses Spiel hinreißend, aber nicht schön ist. Raxane ist mehr eine Furie als ein Weib, sie kennt mehr den Haß als die Liebe, und ihre Liebe ist nicht versöhnend, sandern nichts als ein anderer Ausdruck des Egoismus. Die Ralle ist wie für die Rachel geschrieben.

Ich glaube, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß der Rachel alle zweitheiligen, schwankenden Gefühle schlecht gelingen. Sa fehlt sie in der Liebeserklärung, wo sie zwischen Stalz und Liebe, in ihrem Haß, wa sie zwischen diesem und ihrer Liebe schwankt, in ihrer Eifersucht, wo sie nicht weiß, ob sie verachten aber hassen sall. Zwei entschiedene Fehler ließ sie sich außerdem zu Schulden kammen, welche die grellen Gegensätze, in denen sie sich gefällt, zeigen deutlich, und die höchst unangenehm berührten. Sie schlägt gerade wie ein Mann die Arme unter, als ihr Haß zur entschiedenen Rache geworden ist, und stürzt im vallen Laufe wie eine Rasende hinaus, als sie eilt, Bajazet zu ermorden. Beides ist zu männlich, um selbst den extremsten Farmen des weiblichen Charakters zu entsprechen. Außerdem paßt das Laufen für die Bühne überhaupt nicht. Alle Uebertreibung wird lächerlich, und so wurde mir das Spiel der Rachel in diesem Augenblicke. — Ihre Deklamatian ist durchaus ariginell, aber sie ist nicht wahr; die französischen Ohren und Augen bewundern daran das Pikante, wenn Sie wollen das Gigantische, aber das Ganze ist bei aller Macht und Kraft dach ahne alle Harmonie, nichts als Ausrufungszeichen und Gedankenstriche. Die Interpunktian ist wahl da, aber wa sind die Warte? Ich haffe, daß mir bald ein neues Trauerspiel Gelegenheit geben wird, in das Detail des Spiels der Rachel einzugehen. Ich habe nichts dagegen, daß man sie anstaunt, aber sie bewundern, das kann ich nicht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google